This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FOUNDED
Hackley Public Library,
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

VERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Des Narren Zahnweh.

Nach dem Originalgemälde von Herm. Kaulbach.

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

A. H. Payne.

Band I. 1886.

Reudnitz bei Leipzig,
Verlag von A. H. Payne.
1886.

N. Campus
AP
30
.S17
1886
v.1

Hackley Public Library

1540

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Der Tanhäser. In Prosa und Reimen. Von Emil Bacano	1
Aus Grillparzers Leben. Von S. M.	16
Psyche und Satyr. Von Jaroslav Vrchlicky. Aus dem Böhmischen übersetzt von Edmund Grün	22
Kaukasisches. Sitten und Gebräuche in Mingrelien. Von A. G. Freiherrn von Suttner	26
Entsagen! Novelle von Hermann Birkenfeld	31. 156
Des Narren Zahnweh. Gedicht von Ludwig Soyaux	59
Neuer Dramenspiegel. VII. Von Dr. E. Tr.	60
Ablösung. Gedicht von D. Saul	68
Luftschiffahrt	69
Mäcena. Erzählung von Gustav Schalk	82
Ein modernes Leiden. Von G. S—n	97
Die Rose und die Nachtigall. Eine nordische Sage von Richard v. Hartwig	121
August Flockemann. Ein Künstler- und Lebensbild von Dr. Adolf Kohut	124
Der Buddhismus in Centralasien. Von Dr. Heinrich Boehnke-Reich	133
Die Macht der Ferne. Gedicht von Martin Greif	147
Das Auge in der Sprache und die Augensprache. Ein Streifzug durch das Schriftthum der Neueren. Von F. v. S.	148
Aus Wielands Frauenkreisen. Von A. Koch	185
Delila. Novelle von Wilhelm Bergsöe	194
Die Entstehung des Christustypus. Von R. Muther	210
Vom Wohlthun. Von Max von Weißenthurn	218
Die Geschichte eines Harmlosen. Von A. Engel	241
August Graf von Platen. Eine Studie von Dr. Emil Traut	249
Zwischen Rhein und Weser. Kultur- und Sittenbilder von Plaßmann	263
Erscheinung. Gedicht von D. Saul	278
Die Zauberflöte. Von Dr. A. Berghaus	279
Gesicht am Meere. Gedicht von Alfred Friedmann	285
Das Glückskind. Nach dem Dänischen des Rudolph Schmidt von Pauline Schanz	286
Das Weib und die Liebe in der Volkspoesie der Kroaten. Von S. Singer	311
Der Mesmerismus im Lichte der heutigen Wissenschaft. Von Dr. med. Simon Scherbel	320
Zur Geschichte des Schmucks. Eine kulturhistorische Skizze von Reinhold Strauß	326
Ariela. Von B. Oulot	361
Fürstin und Künstlerin. Von R. Frey-Marbach	384
Verschlafen. Gedicht von Adolf Kühne	395
Werthers Leiden. Eine literaturgeschichtliche Skizze von Dr. Ruhe	396
Papst Pius XXIII. auf dem Konzil zu Constanz und als Gefangener im Heidelberger Schloß (1417—1418). Von Adolf Fleischmann	407
Gelähmt. Gedicht von Leo Hanin	423
Erschütterungen. Erzählung von A. Freiherrn von Moltke	424. 518
Die Hexe. Ein Kapitel aus dem Volksaberglauben. Von Johannes Kruse	449
Gastronomische Plauderei	456
Bettlers Heim. Novelle von Ulrich Frank	481

Seite
Moses Mendelssohn und Friedrich der Große. Von Dr. Adolf Kohut . . 503
Venus und Psyche. Gedicht von Adolf Brieger 511
Die Wereschagin-Ausstellung in Wien. Von M. v. W. 514
Am See. Gedicht von Hermance Potier 551
Herbstfahrt auf den Schlern. Von Gotthilf Dahlke 552
Das Duell. Eine kulturhistorische Skizze von Sylvester Frey 559
Die Bewohnbarkeit anderer Welten. Von Dr. A. Troska 566
Ein gelehrtes Ungeheuer. Von Emil Jonas 572
Beim Wein. Gedicht von Boehnke-Reich 578
Palliative des Glückes. Von Amely Bölte 601
Von einer Halbvergessenen. Von Moritz Lilie 607
Ein Besuch im Kloster Tróitzky bei Moskau. Von Hermann Müller-Bohn 611
Satanella. Von Jaroslav Vrchlický. Autorisirte Uebersetzung aus dem Böhmischen von Edmund Grün 618
Der Vogelschutz. Von Dr. Heinrich Boehnke-Reich 643
Vom Liebsten, was man hat. Novelle von Alfred Stelzer 654
Vergieb! Gedicht von Hermann Birkenfeld 677
Die Behandlung der Zimmerpflanzen im allgemeinen. Von H. Timm . . . 678
Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbayern. Von Dr. Tr. 691
Am Kamin 101. 216. 344. 459. 579. 696
Neueste Moden 113. 233. 353. 473. 593. 709

Kunstblätter.

Des Narren Zahnweh. Nach dem Originalgemälde von Herm. Kaulbach.
Trost. Nach dem Originalgemälde von G. Bezzenberger.
Klostertoilette. Nach dem Gemälde von E. de Peerdt.
Amerikanischer Löwe (Puma) auf der Jagd. Nach einer Originalzeichnung von Friedrich Specht.
Ertappt. Nach dem Originalgemälde von Georg Papperitz.
Am Vorabend des Schützenfestes. Nach dem Originalgemälde von Adolf Eberle.
Der Dorfraphael. Nach dem Originalgemälde von Adolf van der Venne.
Eine Weinprobe. Nach dem Originalgemälde von A. Müller-Lingke.
Kleine Hexe. Nach dem Originalgemälde von Otto Foersterling.
Indiskret. Nach dem Originalgemälde von Wilhelm Marc.
Alte Historie.
Der Storch hat's gebracht. Nach dem Originalgemälde von Eug. Hofmeister.
Flitterwochen. Nach dem Originalgemälde von Jac. Leisten.
Großmütterchens Märchenschatz. Nach dem Originalgemälde von H. Werner.
Nahrungssorgen. Nach dem Originalgemälde von Adolf Eberle.
Die Gegenprobe. Nach dem Originalgemälde von A. Müller-Lingke.
Im Plauderwinkel. Nach dem Originalgemälde von Mathias Schmid.
Winternacht. Originalzeichnung von A. Henri.
Mutterglück.
Die stille Bucht. Originalzeichnung von A. Henri.
Militärische Equipirung. Nach dem Originalgemälde von Gust. Igler.
In liebender Erwartung. Nach dem Originalgemälde von Mathias Schmid.
Kindliche Grabgedanken. Originalzeichnung von Wilhelm Marc.
Erwartung. Nach dem Originalgemälde von E. Niczky.

Der Tanhüſer.

In Proſa und Reimen. Von Emil Vacano.

Ad Victorem Scheffelium.

Ich las den Ulrich von Lichtenſtein,
Da ging mir's in die Seele hinein:
Wie lieblich bei ihm die Proſa ſo fein
Verflüchtet in zierliche Verſelein,
Sobald ihm das Herz in Liebe ſchwillt,
Oder wenn ſich das Leben ihm trübe umhüllt.
So iſt's doch auch in jeglichem Sein:
Das liebende Herz macht Verſelein.
Dann wieder lebt man die trockenſte Proſe
Und läßt am Stocke verblühen die Roſe.
Und erſt auf den Gräbern, im bitterſten Weh,
Da blüht uns das Verslein auf's neu' in die Höh'
So ſchrieb ich die Zeilen in Proſa und Reimen,
Wie mans Leben durchlebet in Wachen und Träumen.

In der Orts- und Spezialgeſchichte (nicht in der großen Geſchichte der Länder und der Welt) giebt es etliche Geſtalten und etliche Epiſoden, die ſo umginſtert und umgattert ſind vom Geſtrüpp des Volksaberglaubens und ſo umblüht von wilden Roſengluten der Märchenhaftigkeit, daß aus den Perſonen förmliche Phantaſiegebilde werden: man iſt wohl überzeugt, daß ſie einmal exiſtirt haben müſſen; irgend eine trockene Erwähnung bei einem trockenen Chroniſten, irgend ein poſitiver Sachverhalt zur wirklichen Geſchichte, der nicht weggeleugnet werden kann, zwingt uns auch zuzugeben, daß dieſe oder jene Perſon exiſtirt haben müſſe. Aber iſt denn das eigentlich möglich?! Der Menſch, welcher auf einem Drachen geritten iſt, das Weib, welches zwiſchen Dornengeſtrüpp ſchlief, der Held, deſſen Horn man tauſende von Meilen weit hörte, ſollen wirklich gelebt haben? Und doch, ja; wir kennen ja das halbverſchüttete Grabmal jenes Helden, wir begegnen dieſem Weibe in den Schriften der Chroniſten und exiſtirte ja doch ſelbſt jener unglaubliche Kaiſer, deſſen Bart ſeitdem durch einen Marmortiſch gewachſen iſt.

Es kommen einem dann ganz unwillkürlich die Fragen: Wie mögen ſie aber wohl in Wirklichkeit geweſen ſein, dieſe fabelhaften Leute? Wie mögen ſie gedacht, gefühlt, was mögen ſie erlebt haben, wenn man den phantaſtiſchen Märchenflitter von ihnen abſtreift? Und

vor allem: wie kam dieser Flitter zu ihnen, und wer verlieh ihnen denselben? Darüber befragen wir die alten Schriften umsonst: die dürre Erwähnung des Namens in einer Stadtchronik, in einer Kaufurkunde, in einem Kirchenbuche, das ist alles was von der Wirklichkeit übrig geblieben, und darüber hin flunkert die Tarnkappe der Fabel- und Märchenwelt und der Ammenlegende.

Manchmal aber finden sich — wenn man recht genau sucht — gar manche Hieroglyphen auf übermooſtem Steine, die, wenn wir mit dem rechten Sinne darauf schauen, bald Leben und Sprache bekommen: Dort leuchtet uns ein wunderliches Bildniß entgegen aus einer bunten Initiale; das Stammschloß zeigt uns noch die Form der Gemächer, die der Märchenprinz bewohnt und die Aussicht der Giebelfenster, an denen die Prinzessin gestanden. Und wie das Land vor den Fenstern damals ausgesehen haben möge, das zeigt uns ein altes Pergament. Und die Kirche, in der sie gebetet und das Grab, in dem sie geruht und das Schwert, das sie geführt, und die Geschichte der Welt um sie herum, einen sich zu einem ganzen, das in leserlichen Zügen den wirklichen Menschen wieder sichtbar werden läßt, entkleidet vom Fabeltand, schlicht, minder schön, aber uns verwandter und gleichsam greifbar für unser Gefühl. Er ist der Wirklichkeit wiedergewonnen wie ein antikes Marmorhaupt, das man aus Gestrüpp empor ans Licht gebracht und vom Mooſe gereinigt hat.

Ein solches Bild, ganz verginstert von Liedern und Fabeln, aber noch deutlich erkennbar mit seinen fröhlichen Zügen unter den unheimlichen Hexen-Runen, ist das des gar fröhlichen Ritters und Sängers aus Bayerland, des minne- und liederfrohen Herrn Tanhäser.

* * *

Der Hof des Herrn von Oesterreich, Fridericus, zubenannt Bellicosus, war fast der lustigste Hof unter allen denen, wo wohlbeweibte Fürsten mit lustbaren Höflingen und Damen hausten.

Der fröhlichen Höfe gab es dazumal eben nicht allzuviele, so sehr auch die Minnesänger davon Wesens machten. Die Fürsten lebten eben schlecht und recht: daß sich Leute, die gar nichts hatten und doch nichts thun wollten, an sie anschlossen gleich Gecken, das war natürlich; aber die liefen eben mehr mit Sammtkrägen als mit Schüsseln in ihren Zimmern umher. Auch Kriegsleute mit prächtiger Rüstung gab es an allen Höfen. Und waren diese Rüstungen manchmal so fein ciselirt, daß sie nur aus den ersten Palästen Italiens — geplündert sein konnten. Und „lustig“ gings trotz Sängern und Kriegern doch an den schönsten Höfen gar selten her. Die Minnesänger hätten auch gar nicht so liebliche Weisen ersinnen können ... für alle Tage, und mit vollem Magen.

Nun, einmal im Jahre bringt man wohl ein gutes Lied zusammen, bei Gelegenheit einer großen Hochzeit, da wurden damals auch keine Kosten gespart: Da schmorten ganze Ochsen auf silbernen Bratspießen, die Gewänder des Herrscherpaares wurden mit wirklicher Goldseide gestickt, wenn sie auch mit Sackleinwand gefüttert waren und die Hofpoeten machten einen Verslärm, daß man meinen konnte, das förmliche Schlaraffenleben herrsche wieder wie anno niemals.

Dem letzteren war aber bei weitem nicht so. Recht niedrig waren die gewölbten Zimmer, recht eng die Stühle, recht plump die Möbel, recht zänkisch die Fürstinnen, recht arm die Fürsten, recht roh die Ritter in den Rüstungen, und recht fadenscheinig die lobpreisenden Sänger.

Nur ein Hof machte eine prächtige Ausnahme zur Zeit des Papstes Urban des Trotzigen. Das war der Hof Friderici Bellicosi. Und wodurch machte er diese Ausnahme? Das ist's eben, was den Namen des Helden dieser allerwahrheitsgetreuesten Chronik einführen soll.

Fridericus Bellicosus war tapfer, ruhmsüchtig, kampfgierig, jung, mit überquellenden Locken und verwilderndem Barte. Sein drittes Weib Theophania war stolz und glutäugig zugleich. Eine griechische Kaiserstochter: hochmüthig und mit regem Sinn, ihren Gemal hassend, weil er den Ruhm der weichlichen Liebe zu ihr vorzog. Und gern auf Sänger hörend, um ihren Gatten, der allstündlich Pfeile und Lanzen warf und Schwerter an den Eichstämmen des Kahlenberges probirte, vielleicht doch eifersüchtig zu machen.

Und „lustig" war der Wiener Hof durch den Tanhûser.

Aus Paris war er gekommen, der hübsche, junge Ritter, wo er am Hofe den Singsang der allerbesten trouvères gelernt hatte. Und seine Rede und sein Lied waren denn auch halb fränkisch und halb deutsch. Das eben gab seinen Worten den seltsamlichen Schliff, dem niemand widerstehen konnte, und da seine Fiedel vom Maître Blanchon in Paris selber gefertigt war, so gab es keinen süßeren Ton als den Ton dieser Fiedel am Hofe Friderici Bellicosi von Oesterreich.

Und der Hof ließ sich gar nicht lange bitten, der fröhlichste und lustigste der Welt zu werden. Der Herr Herzog dachte bloß an die Feinde des Landes. So jung und schön er war: sein Auge war blöde gegen den Menschen, und nur am Klange der Waffen, am Klirren der Schilde hatte er seine Freude, und nur durch das Visir des Helmes erschien ihm die ganze Welt begehrens- und erkämpfenswerth.

Dabei gab sich Prinzessin Theophania nicht zufrieden. Unter dem blauen Himmel ihres Vaterlandes, in dem goldbekuppelten Palaste ihres kaiserlichen Vaters, da gab es auch wohl Kampf: aber nicht in Rüstungen, sondern in Hofgewändern; nicht mit Schilden, sondern mit Worten: nicht durch Schwerter, sondern durch Dolche. Der Gemal haßte diese Süßlichkeit und sie haßte die Rohheit des Gatten. Zum Glück blieb ihr der Hofstaat. Und der war ein ewiges Fest durch den Ritter Tanhûser, der eigentlich das vermenschlichte Vergnügen war.

Nicht lasterhaft, nur lebensfreudig.

Hatte denn jemand so wilde dunkle Locken wie er? Oder einen so kecken Schatten über den Lippen und um das Kinn? Oder einen so strahlenden, siegenden und gegen sich selber ohnmächtigen Leichtsinn, wie Tanhûser? Mußten da nicht täglich Feste sein, unter jedem Vorwande? Schmückten sich da nicht die Fräuleins und salbten die Helden ihr Haar und kochten die Köche den süßesten Brei und formten die schönsten Allegorien aus weichem, braunbackendem Teige, und tönte die Musika von der Saalecke her so lange, bis der Reigen von langschleppigen Fräuleins an dem Arm langbeschuhter Ritter durch

den Speisesaal wogte, getragen vom Dunste des Weines? Konnte es denn anders sein, da Tanhäser die Fiedel strich, sobald die gemiethete Musika eine Pause machen wollte? Dabei saß er zu den Füßen der Herzogin Theophania, die mit ihren großen, halbschläfrigen und doch wieder stilllodernden Grätenaugen und mit den vollen Grätenlippen auf den lustberauschten Fiedler niederschaute, der sein wildumlocktes Haupt ohne Scheu an ihren Sitz lehnte und zu ihr aufschaute, wie er wilde Lust fiedelte und dazu süßen, schmeichelnden Singsang gab, dem man das tolle Wortgeklingel des Pariser Tones verzeihen mochte, weil ja Paris der Welt gebot, was sie thun oder lassen durfte, und da er hinauf lächelte und sie herunterlachte, da hieß es wohl zischelnd zwischen den Tanzenden: die Frau Herzogin nimmt die Minne des bayrischen Fiedlers in Gnaden an. Und sie hat recht, da doch der Herzog lieber sein Schwert schärft draußen, als hier an der Seite seiner Herzogin der Freude zu pflegen. Und wer auch möchte den Sänger nicht erhören im Herzen, der so zum Tanze träumt und zum Traume jubelt mit süßer Stimme- und Augengewalt:

Was immer mir blühet,
Eins weiß ich pour seul,
Die Lieb meiner Frauen
Die hoch ich mir wähl.
So haut als die Sterne
Am Himmel wohl stehn!
Doch greif ich ducissam
Wohl leichter, sollt's sehn.
Sie ist eine Stella
Himmlischer Splendör
Sie schlägt ihr Blauäugelein
Wohl zu mir her.
Und soll ich verhauchen
Mein Leben gar gern,
Weil Du mich versengest,
Du fallender Stern?
Nicht mag ich das Kräutlein
Der jammernden Noth,
Und muß ich schon sterben,
So tanz ich mich todt! . . .

* * *

Die Herzogin schlug ihre Blauäugelein wohl hin und wohl her, aber ihren Herrn und Gatten, den streitbaren Fridericum, ersah sie nicht in der lustbunten Halle. Das machte ihr süßen Groll im Herzen und stolzen Trotz im Köpflein.

Dafür aber sah sie, wie alles lachte, tanzte, lauschte, flüsterte und sich der Jugend und der gegenseitigen Schönheit freute rund um sie her. Und wenn's auch in Züchten geschah, ohne daß das Busentüchlein der Fräuleins sich lüftete und wenn sich auch kein Arm unsittsam um die schwanken Taillen der Tänzerinnen legte, so glühten doch alle Augen so ineinander, wie Blumen willenlos und sehnsüchtig ineinander duften in mondlichten Sommernächten. Und was dort das Licht Lunas verübte, daß hatte hier der süßtrunkene Pariser Ton Tanhäsers schuld. Und wer auch sollte Zwang anlegen seinem Herzen und seinen Augen? Lag doch dort am güldenen Thronsessel der Sänger auf den tapissirten Stufen des Hochsitzes und berührte sein Haupt die

Falten des koſtbaren Brokatkleides des dueissa, und ſeine ſtarke Hand zitterte wirr über die Saiten, und was ſeine Lippen emporflüſterten, die Lieder hörte kein Ohr im weiten Saale, wo die frohen Menſchen ſo laut und ſo leiſe durcheinander ſummten wie Sommerbienen über den roſendurchblühten Hagedornbüſchen.

Da kam es über die Herzogin wie ein ſüßes Vertrauen, daß alles, wozu die Liebe rathe, auch erlaubt ſei zu thun und zu fühlen in Züchten. Sie erhob ſich von ihrem hohen Sitze und hatte Luſt nach friſchen Roſen, wie Männer Luſt haben nach Wein. Der Sänger begleitete ſie. Die Muſika muſizirte friſch drauf los auf ein Zeichen Tanhüſers, die Reigen wirbelten im ſchmucken Kreiſe und die Herzogin trat, auf den Arm des Sängers geſtützt, über die Schwelle ins Roſengärtlein hinab, in Züchten und Ehren. Da ſtrahlte die Sonne bis in die Herzen hinein, hinein in die Herzen der Roſen und der Menſchen. Und die Roſen mußten duften und die Menſchen mußten lieben.

Da gedachte die griechiſche Kaiſertochter an ihre ſüße Heimat, an den goldglänzenden Palaſt Conſtantini in Byzanz, wo alles heitere Lebensfreude war und helleniſcher Lebensgenuß; wo weiche Seidengewebe ſich knapp und weich um die ſchönen Körper ſchloſſen, wo Palmen wehten in Gärten, die durch roſinfarbige Schleier vor der Sonnenglut geſchützt werden mußten, und wo ſelbſt die düſteren drohenden Heiligenbilder aus weichem Goldgrunde hervortraten ins Leben, wunderthätig jedem fehlenden und andächtigen Herzen; und ſie gedachte des goldenen Horns im Lichterglanze des Abends, wo Barken dahinglitten über ſilberſchimmernde Wogen, in denen feurige Funken zitterten wie Blutstropfen. Und ſie dachte, wie traurig das harte Wienerſchloß da ſtünde, wie dick die Mauern daſſelbe umgeben; wie düſter die niedrigen Gänge ſeien; wie die brutalen Krieger da herrſchten, wie die Sorge gegen die Ungarn und der Schreck vor den Türken jede Luſt vertreibe aus der Bruſt der Männer, und wie ihr eigner Gatte nur Freude finde am Raſſeln der Rüſtungen und dem Prüfen der Schwerter, und vor gefahrvollen Tagen auch an den Pſalmen ſchmutziger Mönche.

Und wie nur ein Mann das ganze für kurze Feſttage umzuwandeln und umzugeſtalten wiſſe: Herr Tanhüſer: Der brachte in die trübſelige Burg die Freude, in die ſtillen Säle die musicam und in die verſchloſſenen Herzen den fränkiſchen Ton des leichten Sinnes und der Lebensluſt und der Anmuth. Das dankte ſie ihm im allertiefſten Herzen; und reichte ihm die Roſe und ließ ihm die Hand, und ließ ihm den Strahl ihres Auges, wie ſie dahinwandelten zwiſchen den Büſchen des Roſengärtleins. In Züchten und Ehren.

Da ſang er wohl leiſe:

Mein Herz will verdurſten
Inmitten der Quellen;
Mein Aug' will verblinden
Im Leuchten der Helle(n).
Rivière, ſollſt kühlen,
Soleil, ſollſt erwärmen.
Gott hat nichts erſchaffen,
Daß es gebe Härmen!
Rivière küßt mir Lippen,

Soleil küßt die Augen,
Was soll ich nicht küssen
Die Lippen, die taugen? . . .

Und seine Lippen, die suchten die schönsten Lippen, die ihm taugten. Die zürnten nicht dem Kusse, dem rasch geraubten. Aber eine gar große innerliche Weisheit sagte dem Herzen der schönsten Herzogin, sie möge dem Kusse nicht länger glauben und nicht länger den Liedern, als sie zu fühlen und zu vernehmen wären. Der Sänger da war ja wie gemacht für das Leben, und das Leben ist nicht beständig. Sein Auge so flackernd, sein Schwarzhaar so flatternd, die Hände so weiß und so unstät, die goldenen Saiten so flüchtig im Tone, das war kein Geselle für Schweigen, für Treue und Glück. Und so sagte sie ihm zurück:

Die Rosen magst Du nehmen
Und athmen ihren Hauch,
Doch rührst Du an die Kelche,
Stehst Du im Dornenstrauch.

Da lachte wohl der Sänger gar bittersüß, und die Frau gar schalkhaft, und die Fiedel tönte in sehnsüchtiger Lust weiter, anstatt zu verstummen in Müdigkeit und Scheu der verborgenen Sünde. So ein lustiges Leben gab's Tag für Tag am Hofe des Bellicosus, in Minnen, im Reigentanz, in Liedlein und Weisen, in Lust und Freude, in Züchten und Ehren.

Dux Fridericus warf dabei Speer und Lanze zur Uebung; und stählte das Schwert am Steine und machte die Rüstung gleißend mit der Glanzkreide und schrieb Fehdebriefe her und hin, und die Faust juckte ihm nach dem Hauen, der Schenkel nach dem Schlachtrosse und die Haut nach Wunden.

* * *

So leicht und lebensflüchtig aber auch das Herz des Herrn Tanhüser war, einen Freund hatt' er doch gewonnen im Leben neben all' seinem Lieben.

Das war der Junker von Schmelzing am Hofe Bellicosi. Gar jung war der Junker, gar goldig und seidig sein Haar, gar schön und schmachtend die veilchendunklen Augen und gar sanft sein Herz. Sie schliefen mitsammen in einer Erkerstube, von der eine freie Treppe aus tüchtigen Steinen hinunterführte in den Hof des Gesindes. Und wenn dann Tanhüser mit dem Junker heimkam in das Stüblein des Herzogsschlosses, und Junker Schmelzing mit gefalteten Händen vor dem Frauenbildlein mit dem blutrothen Lämplein davor stand, um ihr die Geliebte seines Herzens zu empfehlen (denn er hegte im Herzen die stolze Comnena, die Base der Herzogin): da warf der Tanhüser wohl die Fiedel zur Seite, löste aber noch nicht das Wams, um das Lotterbettlein zu suchen. Da schlich er zur Thür der Treppe, die hinabführte in den Hofraum, und zischte hinaus, als locke er ein Schlänglein und gurrte hinaus, als locke er ein Täublein, und sagte seinem Gefährten Ade, und wollte verhuschen hinaus wie eine Fledermaus. Denn er minnte auch ein schalkhaftes Küchenmägdelein mit blonden Flechten und mit einem Grübchen in jeder Wangen, so schalkig,

daß jedes Grübchen zu sagen schien: „Da ist der Fleck, wo Du zu küssen sollst, Herr Junker, wenn Du nicht etwa fürchtest, daß meine weißen Zähne Dich beißen, die so helle glänzen aus meinem lachenden Mund.“

Da entsetzte sich Junker Schmelzing mit seinen frommen Augen, seinen blonden Gabrielslocken und seinen frommen Gedanken regelmäßig, und sagte mit seiner sanften klagenden Stimme: „Wie magst Du minnen nach zweien, nach dreien, nach Mädchen und Mägden in Deinem Herzen, da Dir doch die lieblichste und höchste Schönheit lächelt?“

Wie lachte Tanhäuser mit allen seinen weißen Zähnen, die wie gemacht waren, um in saftige Früchte zu beißen oder lachende Lieder loszujubeln: „Wer redet vom minnen und lieben? Ich minne und liebe nicht die Herzogin, die Hohe, und ich minne und liebe nicht die Magd, die frohe, mit dem Herzen. Ich lebe nur! Mein Leben ist Wonne, mein Dasein ein Spiel, so lang' mir die Jugend noch blüht in Kraft, in Leichtsinn, in Zorn und Milde. Hast Du einen Schmetterling jemals gesehen, der sein Leben im Kelche einer Blume versitzt, und saugt, mit stillstehenden Flügeln, noch lange, nachdem schon kein Tröpflein Honigseim im Herzen des Kelches mehr ist? Ein dummer Schmetterling, so regungslos, daß jede Bubenhand ihn fangen kann, weil er nicht lassen will von der längstwelken einzigen Minne! Und fängt man ihn, und spießt ihn auf, wär' ihm dann nicht recht geschehen? Und wir Menschen sollten dümmer und ärmer sein als der Falter, dem jede Blume blüht? Lockt nicht auch uns jede Sonne, ruft nicht auch uns jeder Duft? .. Und soll uns das Menschsein die Natur verkümmern? Soll der Falter allein jede Blume grüßen, der Ton der Fiedel allein in jedes Ohr sich stehlen? Und hat selbst das Gnadenbild des Himmels nicht Liebe und Wunder für alle, die sich ihm nahen? Und nur der Mensch sollt' sich einspinnen in eine Liebeshülle wie in ein Grabtuch und legen in eine Treue wie in einen Sarg und sinnen nach einem Gedanken wie ein Wahnwitziger? O nein, o nein! Der Mensch muß größer als Falter und Ton und Leichnam sein. Ihm gehört ja die Welt und er gehört ihr — was ist das ein großes, ein schönes Revier! Und willst Du wohl hören, Du Junker fromm, den Sang meiner Seele? So horche denn, komm':

Glück, Glück, Du Himmelsluft,
Laß Dich doch finden!
In Tugend, in Sünden
Zeuch' ein in meine Brust.
Laß es so recht furchtelos
Trinken das Leben:
Wenn sündig Erbeben
Mir aus dem Glücke auch floß:
Dein Kindlein, das „Morgen“
Muttergeborgen,
Wird heilig und groß!

* * *

Und von Dir unser Herrgott das Schicksal wende! Denn Du nimmst fürwahr noch ein tristes Ende!“

Und fort war Tanhäuser, fort aus dem Stüblein, verflogen ir

Nacht und in Dunkel, in das er sich so gern stürzen wollte, wie Fröschlein aus der Sonnenhelle in den dunklen, dunklen Teich.

Und Junker Schmelzing, der allein zurückblieb, betet ein Stoßgebet aus seinem guten Herzen für den wirr verflatternden Freund, vor dem Frauenbildlein. Aber vergeblich. Das rothe Lämpchen davor glühte, als flamme drin das eigene Herzblut des Beters auf, gar andächtig und rein und roth.

Und er betete auch um das Herz seiner stolzen Frauen. In Züchten und Ehren!

Und auch umsonst und vergeblich.

* * *

So ging's dahin, das Leben und das Tagen, bis Fehdebrief auf Fehdebrief den richtigen Krieg hereinriefen ins Ostreich, in die Stadt Wien und bis an die Burg der Babenberger.

Da rasselten die Schilder, die Schwerter, die Rüstungen, und das war liebliche Musik für die Ohren des Bellicosus. Das gab ja wüsten Lärm, Thränen der Weiber, Thau für die zarten Pflanzen unsterblichen Ruhmes!

Die edle Musika verstummte, die Musikanten wurden dem Trosse einverleibt und nicht mehr geachtet als die ersten besten ungeschickten Kriegsknechte.

So zogen wilde Schaaren über Pöchlern, Medelike und Zudermansdorf dahin auf Landstraßen, in deren Gräben Weiber schluchzten und Kinder mit ausgestreckten Aermchen dem Zuge nachjauchzten. Dann kam die Schlacht, die wilde Schlacht, in der Bellicosus endlich das Ziel seines rauhen, kampfdurstigen, rohen Lebens fand: den Kuß der Bellona, die ihm für ewig die streitenden Lippen schloß; und den edlen Duft der Rosen, die aus seiner eigenen Brust entquillend, die Erde färbten.

O weh! O weh! Wie traurig kam der Fridericus zurück: getragen von zerlumpten Männern auf einer aus stachlichten Tannästen geflochtenen Bahre, wie ein erlegtes Wild.

Und doch stolz und trotzig, denn er hatte erreicht, was ein Fluch über seiner Wiege ihn erjagen hieß, sein ganz athemloses, streitsüchtiges Leben hindurch: ein paar offene Lippen vorn auf der Brust, in der Gegend des Herzens, die bei jedem Schritte der Träger blutrothe Blüten säeten auf den staubigen Weg der Straße, wie aus Kinderhand am Tage des corpus Domini Blüten fallen den Todesweg des himmlischen Siegers entlang.

Welch Klagen in der Wiener Burg.

Die Mannen und Frauen verstäubten wie Spreu im Wind in die väterlichen Schlösser, und die schöne Herzogin ward, in schwarze Schleier gehüllt, zurückgeholt in ihr Vaterland, noch ehe der Leichnam Bellicosi seine Stätte fand. Der Leichnam ward getragen von starken Mannen nach dem Stifte „des heiligen Kreuzes". Dort waren seit Jahren Gräber bestellt für die Fürsten, die dieses Mönchhaus erbaut hatten. Dahinein wurde der Leichnam des rohen und rauhen Helden gesenkt an Stricken, gehalten von Mönchen, die lange Psalmen sangen über dem Regungslosen, der ihnen gar viel Gutes gethan.

Deshalb fing auch der Bruder Steinmetz des Stiftes ein Grabbild an. Aus weichem und sandigem Steine zwar bloß, aber er formte den Todten doch edel und groß.

War er doch selber in seiner Jugendzeit gar oft gewandert mit Seel und Freud auf die Felder der Kämpfe, wo die Sense des Herrn gar grausam mähet den Troß und den Kern. Und da er ein Mönchlein hatte werden müssen, da konnt' er jetzt seine Lust doch büßen, indem er formte lang, mächtig und hehr, den letzten Helden „aus Fürstenehr".

* * *

Gar traurig war's nun in Oesterreicher Land, die Herrschaft, die ging von Hand zu Hand. Die Sänger, die zogen am letzten fort. Tanhüser doch weilte noch an dem Ort, wo sein Fürst ward gelegt in die Erden hinein, und sagte den Mönchen, er wollt' beten fein.

Da ließ man ihn gehen den Kreuzgang entlang, da kniete er nieder am Steinbild gar bang. Er schwang nicht die Fiedel wie vor und eh, das thät' ja den Ohren der Mönche weh.

Er zupfte nur so unterm Mantel gar sacht, unterm Mantel von Sammt, den ihm sein Dienst da gebracht. Der Ton klang gar leise und traurig und zag, und doch war's auch keine rechte Klag':

Schlaf' wohl, lieber Herzog,
Du steinernes Bild.
Wohl denk ich der Zeiten,
Da Dein' Frauen ich hielt.
Da Dein Hof mir gegeben,
So Lust und auch Freud,
Eine Schüssel zum Leben,
Einen Sieger zum Streit.
Der Herr in dem Himmel
Er lohn' es Dir wohl,
Du moderst alleine,
Das taugt Dir gar wohl!
Hab' Dank, lieber Helde,
Sei vielmal begrüßt,
Von viel tausend Englein,
Statt Weiblein geküßt.

* * *

So zog der Herr Tanhüser fort von dem Leichensteine in der feuchten Kreuzgangskapelle des Stiftes; gar stolz gehüllt in seinen sammtenen Mantel, die letzte Pfauenfeder seines Hoflebens stolz und gnädig herabnickend auf die Schatten des stillen Hauses, die Fiedel am Herzen, im Gedanken eine Erinnerung an eine Fürstin, eine Liebe für eine Magd und eine Hoffnung auf eine Fee. Stolz gekleidet, leichten Sinnes, und die Sonne als Gefährtin, die ihm Früchte, Blüten und Herzwärme gab auf seinen weiten Wegen durch Feld und Thal zu den Schlössern der Fürsten, wo allein er ja Lebensfreude geben und sich selber ersingen konnte in der täglich ärmer und kampfreicher werdenden Zeit.

Und da poch' ich ans Thor,
Seigneur, machet auf!
Der Sang kommt zu Euch,

Ein Kauf ohne Geld,
Nur ein freundlich Gesicht —
Und laßt Ihr mich warten,
Dann komm' ich Euch nicht!
Wie abscheulich krächzen die Raben.
Eine Brust zum Erwarmen,
Sei's Mann oder Weib;
Das Gold laßt im Beutel,
Das kältet den Leib.
Ich brauch keinen Mantel,
Ich gehe in Seide,
Ich brauch' einen Fürsten,
Dem helf' ich vom Leibe! —
Wie abscheulich krächzen die Raben.

* * *

Ja, so sang er, der Tanhüser, und damit war auch sein ganzes Glaubensbekenntniß gegeben. Der Sänger brauchte einen Fürsten, denn die Fiedel allein gab nicht Freude.

Aber die Zeiten waren schlimm, der Fürsten wurden weniger, und die Musika war allüberall in Eisenrüstungen versteckt und nagte im Kriegszuge an Knochen, die von den Hunden auf der zerstampften Landstraße liegen gelassen wurden.

Ohne Züchten und Ehren.

* * *

Da kam denn Tanhüser gar weit herum: vorbei an verbrannten Hütten, an verzogenen Zugbrücken, die auf kein Lied herunterrasselten, an zerhauenen Hecken, die keine Blüten mehr trugen.

Und dann kam der Winter, der finstere, feindliche Himmel mit dem grauen schneeschwerem Gesichte, der flockenflatternden Perrücke und der stolzen, harten, eisgepanzerten Brust.

Ach, Du liebe Frau! War der Seidenmantel Tanhüsers schon durchgewetzt, und schloß sich so eng an die fröstelnden Glieder! Und waren die Wollhosen an den Knien schon durchgeschlafen! Und die Sohlen im nassen Schneekothe durchgegangen und die Seele in Winterdämmern flügellahm geworden! — Denn so ein hausloses Wandern im Winter, das muß man kennen, wie bitter weh das thut: dem Innersten der Knochen, wie auch dem Innersten der Herzen. Da schauen die Berge weißfreundlich herein, darüber droht der Nebel so feindlich und düster. Der Himmel ist wie von Eisen so grau und ist wie verschlossen mit tausend Schlüsseln, als ob jeder Sonnenstrahl ein Goldstück wäre, den ein Geizhals bewahrt.

Und wie abscheulich krächzen die Raben.

Und wenn solche Winter auf Winter kommen, und dazwischen will dem Sänger kein Sommer gedeihen bei Fürsten und Frauen, bei Schloß und bei Stadt, da wird dann der zweitnächste Winter gar hart.

Gar hart, daß man ihn nicht ertragen kann, und sei man selbst der allerlustigste Mann.

Dann wandert sich's immer tiefer im Schnee, der thut Euch mit jedem Schritte mehr weh. Er dringt durch der Strümpfe großmächtige Löcher, er weht durch die Zweige und über die Dächer, man watet und watet drin immer tiefer, der Weg wird nach links und nach

rechts immer schiefer. Das schlürft und klitscht und gleitet bergab, fällst Du in die Grube dann wird sie Dein Grab.

Und jedes Beinlein des Körpers, das zittert, und jedes Zweiglein am Wege, das glittert. Das Loch in dem Mantel, das Herz in der Brust, vergißt auf die Seide, vergißt auf die Lust. Allüberall wimmert der Schneewind hinein, sei's Löchlein und Knöchlein auch noch so fein.

Die Fiedel, die hat ihre Stimme verlor'n, das Wamms ist zerrissen von hinten und vorn.

Die Haide ist weiß von frischfallenem Schnee, von den Hügeln herein droht der Sturm, ach und weh. Der Himmel ist grau und finster und dicht, wo ist denn ringsum eine Hütte, ein Licht? Die Nacht sinkt hernieder, der Schnee wirbelt helle auf den Hügel, das Feld, in das Herz, in die Seele.

Dem wandernden Sänger wird frostig zum Sterben. Wem wird er wohl seine Fiedel vererben? (Das alles, was ich hier als Verse geträumt, hat seine Seele im Fieber gereimt! Denn die Seele des Sängers, wenn sie zittert und friert, gleich der krankenden Muschel noch Perlen gebiert.)

Die Gedanken, die reimen sich ihm wie zum Tanz; die Flocken die einigen sich ihm zum Kranz. Da kann er nicht weiter, da sinkt er danieder, es brechen ihm Sinne und Kräfte und Glieder. Da tönt durch den schneeweißen Abend ein Klingen; er meint, daß die Flocken im Fallen auch singen. Er fühlet um sich nach der Liegerstelle, er sank nieder auf eines Domes Schwelle. Und um den Dom ein Kloster sich weitet, dem die Glocke jetzt das Angelus läutet. Sein Blick, wie er hinsinkt im Flockengewimmel, der zeigt ihm noch unter dem lichtlosen Himmel, daß er nach langem Frieren und Bangen, zurück mußt' nach „Heiligenkreuz" gelangen. Hier liegt auch sein Fürst unter feuchten Steinen, dem mag er sich gern im Tode vereinen. Zuvor aber noch nach der Klingel er langet . . .

Der Pförtner horcht auf. Was jammert, was banget? . .
Er schlurft durch den Gang, er öffnet das Thor,
Da liegt ohne Leben der Sänger davor.

* * *

Die Mönche, die sammelten sich bald an der Thür um den zerlumpten bleichen Mann, der mit geschlossenen Augen auf der Steinschwelle lag, leicht überdeckt von nassen Flocken. Der Pförtner hat den Küchenmeister gerufen, der wieder den Kellermeister, der Bibliothekbruder war just durch den dunklen, feuchten Gang geschlurrt, und wie der Abt in seiner prächtigen Stube oben das Summen am Portale vernahm, da sandte er seinen dienenden Laien, der möge schauen, was es unten gäbe.

Ein großer Disput hatte sich währenddem erhoben unter den Brüdern an der Pforte.

„Sollen wir ihn hereinnehmen?" meinte der Bruder Pförtner, und legte dabei den Kopf schief über die Achsel und lugte nach den höheren Brüdern aus.

„Beileib'!" warnte Pater Heinricus, der Bibliothekar. „So ein

Bettelgenoß, der stellt sich bloß ohnmächtig und geht aus auf's Faullenzen, Rauben und Stehlen!"

„Sieht aber so krank und blaß daher!" wagte der Kellerer, der immer ein wenig Wein im Kopfe und deshalb am meisten Mitleid im Herzen hatte.

„Drum eben!" eiferte der Küchner. „Hat die Lippen blau und die Augen gebrochen, als wär' ihm der Tod übers Herz gekrochen. Ist wohl auch gar todt! Das käm' dann auf Euch! Laßt ihn auf der Schwelle, ich sag' es gleich. Das Gericht hätt' gleich seine Nase dabei — das gäb' verfluchte Schererei!"

„Und vor allem, Pförtner, schließ zu das Thor!" so gröhlte es ringsum im Chor. „Läßt uns da Schnee und Wind herein, daß uns die Kutten anfrieren am Bein!"

Da kam auch der Abt und neiget sich nieder. Das behäbige Pfäfflein ist sützlich und bieder. Der rufet urplötzlich: „Herein mit dem Mann! Und schließet das Thor, und tragt ihn stockan! Erkennet Ihr denn den zerlumpten Wicht, erkennt Ihr den frechen Herrn Tanhüser nicht? Hui, wie er jetzt daliegt so kalt und so blaß, die Wangen so hohl, die Glieder so laß . . !"

„Wie, hochwürdiger Herr", so tönt ringsum. „Ihr nehmt unsern Feind auf?"

„Wie seid Ihr doch dumm. Giebt's denn auf Erden ein schöneres Siegen, als den Feind so arm und so krank zu kriegen? Der Mensch hat verlästert die Religion, hat gehäuft auf uns „Faullenzer" lustigen Hohn; hat am Hofe uns verschwärzt, hat der Lust nur gelebt, hat nie nach Tugend und Gunst gestrebt; hat die Fiedel gespielt nur uns zum Possen, ritt der Kirche vorüber auf stolzen Rossen; und liegt jetzt im Schnee da halbtodt und erfroren, und schließen das Thor wir, dann ist er verloren. Wir aber, wir wollen barmherzig sein: Drum, Kinder, schafft mir Ritter Lumpus herein!"

* * *

So blieb Herr Tanhüser im Klosterschutze und lag in einsamer Krankenzelle schier den ganzen Winter lang recht zum Verlöschen dahin.

Wie ihm nach und nach ein wenig Bewegung wiederkam, ein wenig Licht in die Augen und ein wenig Gedanken in die Seele, da war alles voll Freundlichkeit für ihn, Laien und Brüder, und am meisten der Abt. Aber kalt war's doch genug in der Krankenzelle; und so reich man ihm auch Tränklein und Salben reichte, so wenig wollte man das Gelaß durchwärmen mit einem tüchtigen Feuer. Kaum daß man ein nothdürftig Flämmlein aufzucken ließ im Winkel, an der Feuerstätte. Wie er sich darob beklagte, da sagte ihm der freundliche Abt gar sanft: „Ei, lieber Herr Tanhüser, wärmt Euch doch an der Liebe? Habt ja so oft gesungen, Ihr brauchet zum Leben nichts weiter als Musikam, Tanz und Liebe. Die sei Euch so glutenreich im sehnenden Herzen. Nun, liebet doch immerhin, und wollet Euch wärmen dabei!"

Da neigte der arme Herr Tanhüser das Angesicht in seine Hände und seufzte bitterlich.

Der Abt fuhr aber fort: „Wohl mag es Euch scheinen, Herr

Tanhûser, als ob ich Euch spotten wolle. Doch ferne liegt das meinem Herzen. Nur eine heilkräftige Lehre wollt' ich Euch geben, daß die Freuden des Lebens mit ihrem Genusse nicht immer erwärmen; was thätet Ihr wohl jetzt mit Tanzen und Lieben, wär' Euch das Asylum des Herrn nicht geblieben?"

„Wohl", seufzte Tanhûser.

„Und seht Ihr das ein?"

„Ja."

„Dann bringet Brände herein! Daß es flamme und praßle, das Herz zu erfreuen. Nun, Tanhûser, könnt Ihr Euer Leben erneuen."

„Ich will's ja."

„Da seid Ihr uns Bruder und Freund, so lange die Sonne uns beide bescheint!"

Da bracht' man ihm Noten heiligen Wesens; Tanhûser, gar kundig des Reimens und Lesens, der fügte — so schwach und so blaß er auch war, lateinische Worte Paar für Paar. Die paßten gar trefflich zu dem heiligen Sang, daß jetzt erst die Melodei recht sinnig erklang:

Me adjuves Domine,
Me peccatorem . . !

Dann führte man ihn zur Orgel hinauf, und die griff er willig und schaute auf: hinan zu der Kuppel voll Schnörkelei, als ob das der leibhafte Himmel sei.

Dann führte man ihn in die missa auch, da jubilirte er mit nach Brauch.

Dazwischen aß und trank er wohl, doch blieb er blaß und der Schwäche voll.

„Nun bist Du, mein Sohn, zum Mönche bereitet." So sprach der Abt, wie er neben ihm schreitet.

„Meint Ihr, Hochwürdiger?"

„Ja so ist's."

„Und bin ich entsühnt?"

„Jawohl, Du bist's. Und hast Du bereuet?"

„Ach, mancherlei."

„Und willst nun dienen?"

„Hochwürd'ger, es sei."

Ach, gab es jemals einen solchen Sieg? Wie das dem Abte zu Kopfe stieg! Der Lästrer, der Tänzer, der Thunichtgut, der allen Rittern vergiftet das Blut mit sündigen Weisen und Lust und Gesang, der ward jetzt bekehret zum Kirchengang, zur Ordensregel, zum Ordenskleide! Es bebte das Aebtlein vor Wonne und Freude.

„Nur lasset mich warten bis zur Maienzeit, wenn die Kraft sich mir wieder im Marke erneut!" So bat der Fiedler, der Abt war's zufrieden, so war beiden ein ruhiger Winter beschieden.

Und wie der Maien wiederum kommen, da grüßten ihn mit Hosiannah die Frommen; die Mönche des Stiftes, nicht zogen sie aus, sie sammelten sich im Gotteshaus; und baten mit lautem, grellen Ton, daß der Herr sie vor der Versuchung verschon'.

Und wie sie einstmal am Chore saßen und im Beten der Früh-

lingspracht vergaßen, da schlummerte der Pförtner langsam ein und Herr Tanhüser benutzte das fein. So schwach als er war, und so krank und so weh, er schlich sich zum Pförtlein und eh man's versäh, da drehte sich auch der Schlüssel ganz sacht, und draußen war er, in der Maienpracht!

Im lumpigen Röcklein, die Fiedel im Arm, da ward ihm so wohlig, da ward ihm so warm. Er holperte, stolperte fürbaß gar weit, ihm half die wonnige Lenzeszeit. Hagrösslein und Veilchen die harrten sein, die Maiglöckchen läuteten auch darein.

Bis an das Dörflein, wo Burschen und Dirnen (mit Veiglein und Glöcklein auf Busen und Stirnen) lustwandelten auf dem Wiesenplan.

„Ei, seht doch den armen zerlumpten Mann! Wie matt sind die Beine, wie blaß sein Gesicht . . . Ihr Burschen, kennt Ihr den Wandersmann nicht? Wie schlotternd die Kniee, wie schlumpig der Rock, und hat keine Krause, zum Geh'n keinen Stock. Doch schwingt er die Fiedel, doch lacht sein Gesicht: „Ihr lieben Leute, was tanzet Ihr nicht? Ich spiel Euch auf, die Dirnen zur Hand! Im Frühling bloß gehen? Es wär' eine Schand'! Ihr habt mir kein Geld? Das kümmert mich wenig! Wenn die Dirn' dort mich küßt, dann bin ich ein König."

Da ließ er sich nieder wohl unter dem Strauch, drauf duftet des Hagrösleins linder Hauch. Maiglöckchen weiß, wie fallender Schnee, durchblühten die Wiese so dicht wie Klee. Die Veilchen, die blauen, die lachten ihn an, wie einst seiner Frauen Aeugelein gethan. Die Vöglein trillirten, wie's Lenzesbrauch, was konnte er machen als fiedeln auch? Die Sperlinge flogen zu Hauf' über'n Plan, die Burschen, die Dirnen, die faßten sich an, und der Reigen begann in Lust und in Scherzen, die rosigen Mandeblüh'n lachten von Herzen. Und der blasse Mann, der matt begann, wird kräftig auf's neu und spielet dabei eine wundersam süße Melodei. Halb war es ein Leid, halb klang es wie Freud'; wie Liebesscheinen, wie Abschiedsweinen; wie lustiger Spott und wie Dank zu Gott:

„War ich ein Kindlein klein,
Liebt' mich mein Mütterlein.
Ward ich ein Jungmann groß,
Sucht' ich des Liebchens Schoß.
Nicht in dem finstern Haus
Lischt jetzt mein Leben aus.
Welt, warst so grünend mir,
Herrgott ich danke Dir!
Melodei, Melodei!
Veilchenduft auch dabei,
Maiglöcklein läutet drein,
's lacht der jung' Sonnenschein!
Herzlieber holder Mai,
Bist nun vorbei.

* * *

Da schwieg jäh die Fiedel, das Leben war aus, die Tanzenden faßte ein wilder Graus. 's gab Zögern und Nähern und Kreischen und Bücken, die Freud' war beim Henker, der Reigen in Stücken.

Vom Kloſter, da nahten die Mönche in Eil', die hoben ein gelles und zürnend Geheul. Der Bekehrte war aus ſeiner Zelle geſiedelt und hatte zuletzt noch zum Tanze geſiedelt! War lieber geſtorben im Graſe am Rain, als in wohnlicher Klauſe im Heiligenſchein. Er ward nicht begraben an geſegneter Stätte, vier arme Burſchen, die gruben ſein Bette unter dem Buſche am Ende der Flur, zwei grauweiße Vöglein, die wiſſen die Spur. Viel Blümlein ſind bald in die Höhe gekommen, die Fiedel, die hat ſich ein Landsknecht genommen.

* * *

Gar manches Jahr war ſeitdem verfloſſen, da hat's einen Kuttemann nicht verdroſſen (er lebte in Kloſter Heiligenkreuz, war gebürtig vom Simplonthal in der Schweiz), in einem dicken Folianten zu ſammeln gar mancherlei Varianten, von alten Sagen und Märchengeſchichten, wie die Leute im Volk ſie gerne erdichten: von Hexen und Truden, von Drachen und Zwergen, von Rieſen und Nixen und Zauberbergen. So auch von dem ſündigen Rittersmann, der pochte am Berg der Frau Venus an; und verlebte mit ihr gar manches Jahr in Luſt und in Sünde, der Reue baar. Der Pater ſann, wie er den nennen ſoll. Da dachte er mit dem alten Groll an den frevlen, den kecken Sängersmann, der den Brüdern ſo bittere Schmach gethan; der entlaufen den friedlichen Kloſterhallen in die Sünde und Minne, dem Teufel verfallen. Und Tanhüſer muß in Ewigkeit mit Frau Venus minnen in hölliſcher Freud'! Doch die Wahrheit, wie's eigentlich mit ihm beſtellt, und wie ich es hier getreulich verzählt, die haben mir zwei weißgraue Vöglein berichtet: ich habe kein Wörtlein hinzugedichtet.

Aus Grillparzers Leben.

Die österreichische literarische Publizistik steht augenblicklich im Sternbilde Grillparzers. Der literarische Klatsch, der sich sonst mit Vorliebe Goethes bemächtigt, fröhnt jetzt der Person Grillparzers. Oesterreich hat nicht allzuviele poetische Koryphäen aufzuweisen. Aber immerhin hat in den Gauen der Ostmark jederzeit die Poesie mehr geblüht als der Gedanke. Die Geschichte der österreichischen Philosophie wäre ein Buch mit weißen Blättern — Blättern der Unschuld an dem großen Gedankenleben der modernen Zeit. An dem künstlerischen Streben der neuesten Zeit ist Oesterreich jedoch nicht so ganz unschuldig. Ja, einige der glänzendsten Gestalten im deutschen Dichterleben aus Oesterreich mögen sein sonstiges unbedeutendes literarisches Streben entschuldigen. Vielleicht wird ein zwanzigstes Jahrhundert den großen deutschen Dichtern, die in Oesterreich gelebt, noch gerechter werden als unser Jahrhundert, und vielleicht wird jenes sagen, daß diese Dichter das Unglück hatten, mit ihrer Jugend in eine Zeit zu fallen, da das Auge der Deutschen noch zu sehr von dem einzigen Lichte geblendet war, das von Goethe ausgegangen ist. Aber schon jetzt ist man übereingekommen, Grillparzer zu den größten Dichtern aller Zeiten zu zählen. Lenau leidet noch immer unter dem Unsterne seiner bisweiligen Formlosigkeit — und vielleicht auch eines unseligen Geschickes, das man in allen seinen Dichtungen wie vorbereitet, ja wie geradezu mit Absicht vorbereitet findet. Und zwei andere hervorragende deutsche Dichter, die in Oesterreich gewirkt — Hebbel und Raimund, der letztere ein österreichischer Dichter im eminentesten Sinne des Wortes, waren vom Mißgeschicke so verfolgt, daß es noch über den Tod hinaus ihrer Unsterblichkeit anhaftet. Es ist tragisch, daß Lenau im Wahnsinne wie Hölderlin, Raimund durch Selbstmord wie Heinrich Kleist endete.

War Grillparzer auch ein besseres Ende beschieden, so sehen wir ihn doch so wenig wie Hebbel je im wahren Glücke. Ein Schatten seines Lebens fällt auf seine Dichtungen. Es ist nicht die ungetrübte

antike Lebensfreude eines Goethe. Das peinliche Gefühl mag Grillparzer durch's ganze Leben begleitet haben, daß hinter ihm nicht ein großes Volk wie hinter den großen deutschen Dichtern stand, das ihn zum Schaffen herausforderte und die Werke seiner Phantasie wie ein nationales Produkt begrüßte. Zu diesem Leiden des großen Menschen, der einsam in der Menge stand, kam das persönliche Leid eines vielgeprüften Mannes. „Franz Grillparzers Lebensgeschichte", wie sie uns in Laubes kurz vor dessen Tode erschienenem Buche entgegentritt, giebt uns Aufschluß über vieles, was bisher in seinen Dichtungen unklar gewesen, und darum mag es gestattet sein, da sich das Interesse des Publikums mehr als je wiederum Grillparzer zugewendet hat, bei einigen Punkten in dieser Lebensgeschichte einen Augenblick zu verweilen. Laube hat in seinem Werke (Stuttgart, Cotta 1884) vielfach aus den Berichten Rizys geschöpft. Der Senatspräsident Rizy, ein Vetter Grillparzers — seine Mutter war eine Schwester der Mutter Grillparzers — welcher den großen Verwandten um zehn Jahre überlebte, hinterließ bei seinem Tode eine Menge von Aufzeichnungen über den Dichter. Aus einer großen Kiste, welche weggeworfene Zettel Grillparzers enthielt, sammelte er werthvolles Material für die Geschichte von des Dichters Leben; und dieses Material hat der feingebildete Mann geistig zusammengehalten und geordnet. Eine andere Quelle für Grillparzers Lebensgeschichte waren dem Laube Mittheilungen des Medizinalrathes Dr. Preyß, welchen Grillparzer seinen Leibarzt zu nennen pflegte und zu dem er unbedingtes Vertrauen hegte. Ueberdies war Dr. Preyß Arzt und Hausfreund der Schwestern Fröhlich, in deren Gesellschaft ja Grillparzer die zweite Hälfte seines Lebens zugebracht hat.

Schon Grillparzers Jugend ging in harten Kämpfen hin. Sein Vater liebte es so wenig wie Papa Ovid, wenn der Sohn Verse machte. Früh verlor er den harten Vater. Am Sterbelager kniet Franz heftig weinend und dem Vater die Hand küssend. „Zu spät", sagte dieser. Wie hart von einem Vater, wie tief mußte dies schonungslose Wort in die Seele des Sohnes greifen."

„Schlecht und recht" betitelt sich ein Gedicht aus Grillparzers Jugend; da zieht er in jugendlicher Entrüstung gegen die Halbheit in den politischen Zuständen los; es schließt mit den Worten:

„Wenn man uns reformirte
Und alles anders führte,
Das wär' schon recht.
Jedoch es bleibt beim alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei, wahrlich! das ist schlecht."

Gleichmuth oder Freude ist's gerade nicht, was aus diesen Zeilen spricht; und so ruft sich der Dichter auch harten Trost zu, da er, um der Noth des Lebens zu entrinnen, eine bereits innegehabte Stelle ohne Gehalt an der Wiener Hofbibliothek mit einer besoldeten im Finanzdepartement vertauscht:

„Lebet wohl, ihr guten Musen,
Ich verlass' euch bald,
Denn an eurem welken Busen
Ist's verzweifelt kalt.

Für den Kopf, ich muß es sagen,
Sorgtet ihr recht sehr,
Doch ich hab auch einen Magen,
Und den ließt ihr leer.
„Sieh den Lorbeer! was lohnt höher?"
Ach, ich hab' ihn satt.
Schied' ich nicht, so braucht' ich eher
Noch ein Feigenblatt.
Denn hienieden ist man leider
Nur auf Geld erpicht,
Geld verlangt der harte Schneider,
Ach, und kein Gedicht."

Diese Worte schrieb Grillparzer, 22 Jahre alt, nieder.

Interessant sind Laubes Aufschlüsse über Grillparzers Verhältnisse zu den Frauen. „Er war in diesem Betracht kein Heiliger. Er besaß eine stark sinnliche Natur, welche sich wohl nie zu Ausschweifungen hinreißen ließ, im Falle entgegenkommender Neigung aber nicht unzugänglich war." Grillparzer war in seiner Jugend nicht unschön. Noch im Alter, da er ein herbes und garstiges Aussehen hatte, milderte die Tiefe seines Auges die strengen Züge. So erklärt sich die testamentartige Schrift eines jungen schönen Mädchens, das in der Blüte ihrer Jahre starb, und Eltern und Bruder feierlichst aufforderte, sich Grillparzers anzunehmen. Sie habe ihn geliebt, obwohl sie es nie ihm gegenüber geäußert. Sie war die Tochter eines höheren Beamten. Ebenso kam ihm im Jahre 1820 eine schöne Frau, Charlotte P., freundlich entgegen. Eine Notiz in Grillparzers Tagebüchern besagt, „daß dies Verhältniß seine bis dahin platonische Natur verändert habe." Charlotte P. war eine bildschöne Frau. Die Tochter, die sie geboren, nannte man eine Tochter Grillparzers; Laube bemerkt hierzu: „vielleicht nur mit demselben Rechte, wie in Karlsbad dem Goethe eine Tochter zugetheilt wird."

Sehr interessante Aufschlüsse bekommen wir durch Laube über Grillparzers Verhältniß zu Kathi Fröhlich, der Wiener Bürgerstochter, die er im „Ottokar" verherrlicht und neben welcher er bis zu seinem Tode gelebt hat, ohne mit ihr zu leben. In einem Konzert lernte er sie kennen; ihre Schwestern sangen, sie selber hörte zu. Ihre Schönheit zog ihn an, während ihr wiederum Grillparzers Dichterruhm nicht mehr unbekannt war. Das Verhältniß wurde immer inniger, führte jedoch zu keiner Ehe. Kathi sollte auf Anrathen von Frau Schröder Schauspielerin werden. Grillparzer war dagegen, er wollte die Geliebte nicht dem wüsten Treiben der Coulissenwelt ausgesetzt sehen. Dazu kam seine Eifersucht. Einmal war er schon auf dem Wege, sich mit Kathi zu verehelichen; schließlich unterblieb es. Wir müssen Grillparzer selber hören, um in den ganzen Abgrund seines Innern, in sein zerklüftetes, mit sich selbst zerfallenes Wesen einen Einblick zu bekommen: „Du verlangst von mir", schreibt er an Altmüller, „ich soll sie Dir beschreiben, die ich liebe? Vor allem: die ich liebe, sagst Du? Wollte Gott, ich könnte sagen ja! Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einen geliebten Gegenstand! Aber — ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es bloß die Folge eines unbegrenzten Stre-

bens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle andern Dinge aus dem Auge rückt, daß ich sie wohl auf Augenblicke ergreifen, nie aber lange festhalten kann. Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein werthes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle andern so ganz, daß nach einem „Heute" voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein „Morgen" denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Uebereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? Bedauere mich und sie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer selbst willen geliebt zu werden."

Er klagt sich in seinen Tagebüchern des Betruges gegenüber den Frauen an, das Unglück dreier Frauen von starkem Charakter habe er verschuldet, zwei von ihnen seien nunmehr todt; aber er tröstet sich wiederum andererseits: „ich habe nie eine Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätte. Vielmehr näherte ich mich nie einem Weibe, das nicht vorher sich mir genähert. Damit kann ich mich trösten und damit, daß ich nie durch fremden Schmerz mein eigenes Wohlbefinden zu erkaufen gesucht habe, und auch nichts erkauft habe als eigenen, nur veränderten Schmerz." Es läßt sich schwer wiedergeben, wie Grillparzer in der Nähe Kathi Fröhlichs gelitten; lassen wir ihn selber sprechen, da das Schreckliche dieses Verhältnisses zwischen zwei so ausgezeichneten Menschen noch am meisten in der Sprache des Dichters selbst gemildert erscheint. Ein bereits gedrucktes Gedicht „Jugenderinnerungen im Grünen" findet in einer Aufzeichnung des Dichters seine Erklärung. Dort sagt er:

„In Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht.
Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz;
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzufest geschlungen war der Kranz.
So standen beide, suchten sich zu einen,
Das and're aufzunehmen ganz in sich
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!
Ja, bis zum Grimme ward erhöht das Mühen.
Gesucht im einzeln', was am ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.
Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wettersturm, wo Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärk're Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwäch're neigte sich und ward zerknickt."

Der Kommentar zu der bisher nicht aufgeklärten Beziehung der in diesen Versen ausgesprochenen Gefühle zu dem persönlichen Leben

des Dichters ist folgende Notiz desselben: „Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat. Grillenhaft beobachtet, sage ich, denn es war kein eigentlich tugendhafter Entschluß, er war erzeugt durch ein vielleicht bloß ästhetisches, künstlerisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhielt, das zu thun, wozu alle Gefühle und Gedanken mich beinahe unwiderstehlich hintrieben. So kämpfte ich ab gegen die fast immerwährende Aufregung und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldsvolle hinüberging, setzte auch sie, unbewußt, in Bewegung und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Triebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältniß nun auch in seinen geistigen Bestandtheilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten."

„Fabelhaft schön" — liegt in diesen Worten nicht eine Welt von Egoismus? Das ist der künstlerische Egoismus des Dichters, der sich an seinem eigenen Produkte weidet. Die „Immaculata" beglückt ihn so ungefähr wie die weiblichen Gestalten seiner Dichtung, an deren Reinheit er Gefallen findet. Er macht ein Weib für immer unglücklich und sich selber mit ihr. Vielleicht hat der so vielfach im Leben gekränkte Mann an sein eigenes Glück nicht zu glauben vermocht und es nicht genießen wollen, da es ihm so nahe war. Finden wir ja in Grillparzers Aufzeichnungen so viele Selbstanklagen, so viele Zweifel an seiner künstlerischen Anlage, an seiner poetischen Bedeutung. Und da sein Ruhm bereits besiegelt ist, fragt sich der Mann, den man den „Raunzer" genannt hat, ob er nicht überschätzt werde. Er ist der ewig Ruhelose, innerlich Unstäte und Flüchtige wie Lord Byron, den Grillparzer fast um ein halbes Jahrhundert überlebt hat und der bereits frühzeitig prophezeit hatte, die Welt werde sich gewöhnen müssen, den etwas hart klingenden österreichischen Dichternamen auszusprechen.

Als er im Jahre 1826 bei Goethe in Weimar vorsprach, fand der greise Dichter den jungen Grillparzer etwas gedrückt in seinem Wesen. Er schrieb über ihn an Zelter: „Grillparzer ist ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angeborenes poetisches Talent darf man ihm zuschreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er unserem freien Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich." Immer ist er ruhelos, ohne festen Plan unternimmt er im Jahre 1843 eine Orientreise, er sucht Stätten historischer Erinnerung auf, er interessirt sich für vieles und giebt sich über alles das, was er gesehen, kurze Rechenschaft in seinem Tagebuche; aber wieder hören wir ihn — es war in Konstantinopel — klagen:

„So willst Du denn nach Hause?
O nein! nur nicht nach Haus!
Dort stirbt des Lebens Leben
Im Einerlei mir aus.
Wo also willst Du weilen?
Wo findest Du die Stadt?
O Mensch, der nur zwei Fremden,
Und keine Heimat hat!"

So wie Grillparzer in seinem Wesen war, zurückhaltend, aber aufrichtig, so lernen wir ihn auch in seinen Tagebüchern kennen; er hat

sie nicht mit dem stillstolzen Bewußtsein geschrieben, der Nachwelt ein posthumes Werk zu hinterlassen, er schreibt sie in „Schlafrock und Pantoffeln“. Die Gräfin Hahn-Hahn sagte von Grillparzer: „Er ist mir angenehm wie alle Menschen, die bei einem schönen und großen Talente schlecht und recht geblieben sind, wie Gott sie erschaffen hat. Man sollte meinen, das sei sehr wenig und sehr natürlich. Ja, wenig mag es wohl sein, aber ach! nichts ist so selten, als das Natürliche.“

„Schlecht und recht“ ist auch Laubes Grillparzerbiographie; kein Künstlerwerk, ist sie doch die mühselige Arbeit einer aus zerstreuten Blättern komponirten Beigabe zu dem so bedeutenden Leben des großen deutschen Dichters. Grillparzers Dichterruhm ist durch diese Arbeit nicht in ein neues Licht gestellt; aber manches aus dem Leben, was bereits vergessen war, ist neu aufgefrischt und heller beleuchtet. So kann man denn mit Grillparzer, der Laube, den Wiedererwecker seiner Dramen, seinen „Paladin“ genannt hat, wieder sagen:

„Laube — mein Paladin
Schon todt, wieder lebend geworden
Durch Dich mein tollkühner Sohn —
So nimm den Grillparzer-Orden,
Sonst hast Du gar nichts davon.“

Wien. S. M.

Psyche und Satyr.

Von Jaroslav Vrchlický.

Aus dem Böhmischen übersetzt von Edmund Grün.

An Alfeus üppig blüh'ndem Uferrand,
Vor sich des Flusses klare Spiegelflut
Und hinter sich der Wälder stille Pracht,
Den blauen Himmel über ihrem Haupt,
Durch den, wie Ketten weißer Rosen, zog
In langen Linien ein Störcheschwarm,
Saß Psyche in Gedanken eingewiegt,
Halb noch ein Kind, halb eine Jungfrau schon.
Hinab zur Wellenfläche schaute sie,
Die unterm Silberschaum sich kräuselte.
Im traumerfüllten Auge Psyches flammt
Es auf, dem Blitze gleich, der im Azur
Der Juninächte donnerlos erglänzt.
Ihr Blick verfolgt der Vögel hohen Flug,
Die kleiner wurden in des Aethers Meer,
Schneeflocken gleich, verschwanden und dann wieder
Hervor sich wieder wagten, ähnelnd so
Des Weines Perlen im gefüllten Becher.
Sah ihnen lange nach, — ein tiefer Seufzer
Erzittern machte ihres Busens Wellen,
Des zarten Busens, der zwei Knospen glich,
Die einem weißen Rosenstrauch entsprießen.
Dann lächelte sie still und träumerisch,
Beschaute mit der Freude eines Kindes
In heller Flut die Weiße ihrer Glieder.

Heut' ist's das erste Mal, daß sie verlassen
Die goldnen Säle des Olymp, und schön,
Wie eine Braut, sah sie vor sich die Erde.
Gleich einem Feiertag erschien ihr Alles;
Der Vogel, wie ein Wunder, und die Biene,

Die Honig suchend, bis zum Wasser sich
In eine aufgeblühte Wasserrose
Verirrte, schien ihr in den Sonnenstrahlen,
Wie ein belebter, kleiner Funke aus dem
Durchglänzten Regen, welcher täglich strömte
In Helios Kreisen, um in Mitternacht
Am Himmelszelt die Sterne zu entflammen.
Die Lotosblume wagt sie nicht zu pflücken
Und als im Fluß ihr Ebenbild sie schaute,
Erstaunt die Arme breitete sie aus,
Als wollt' der Schwester in den Arm sie fliegen;
Doch die vermeinte Schwester auf dem Grund
Auch breitet aus die Arme, lächelt auch, —
Der Strom erbrauste und die Vögel sangen,
Des Waldes Rauschen drang von ferne her
Und über ihrem Haupt die Störche flogen.

„Die Erd' ist schön, ist schöner als der Himmel.
Rings Duft und Jubel, Frieden rings und Ruh'.
Und welch' ein Leben! früh schon aus dem Moose
Die Erdbeer' ruft mich schon durch ihren
Purpur und in dem Glanz der Mittagssonne
Beut mir der Blütenkelch den frischen Thau.
Der Wald giebt mir ein Lager, Wiesen, Blumen,
Nach was ich mehr mich sehnen soll, — nicht weiß ich's."

So halb durch Worte, durch Gedanken halb
Vergnügte Psyche sich, zur Flut gebeugt
Und schaute gern, — denn trotz der Jugend war
In ihrer Seele schon erwacht das Weib, —
Auf ihre Schönheit, sich im Wasser spiegelnd,
Korallenlippen, die ovalen Glieder,
Den holden Busen, Goldglanz ihres Haares,
Und lachte laut und in die Hände schlagend
Ward wieder sie zum Kind, das weiter träumte:

„Voll Schönheit ist, was in der Flut ich schaue,
Nur eins ist, das mir dennoch nicht gefällt.
Warum auf meinem Nacken wiegen sich
Azurne Flügel, feingewebt und leuchtend?
Ich sah was fliegen auf den Wasserfluten,
Das solch ein Flügelpaar gleich mir besaß,
So feingewebt und wie Metallglanz leuchtend;
Das irrte, wie der Traum durch meine Sinne,
Von Blüten, in die Wellenflut hinab,
Verschwand dann irgendwo im grauen Schilfe,
Wie meines Angesichtes stilles Lächeln.
Es schlief etwas des Mittags in den Blüten
Und hatt' ein gleiches, leichtes Flügelpaar;
Darauf sich Purpur paart mit dem Azur.
Warum soll aber ich die Schwingen tragen?

Des Abends sah ich, eh' der Mond noch glänzte,
Mit mir verwandte und mir gleiche Wesen
Sich nah'n im lichten Reigen dieser Flur,
Im Fluß sich baden, aber keine drunter, —
Und waren ihre Glieder stärker doch, —
Auf ihrem Rücken trug ein Flügelpaar.
In eines Baumes Höhlung früh verbarg sich,
Durch meine Schritte aufgescheucht, ein Weib,
So schön, wie ich und gleichfalls ohne Flügel.
„Warum muß ich nur sie am Rücken tragen?"

Und wieder sah sie träumend in die Flut.
Sie wußte nicht, daß nahe ihr im Schilfe
Schlief Satyr. Sieh! jetzt ist er aufgewacht!
Es war nach einem nächtlichen Gelag
Noch feucht vom Weine sein zerzauster Bart.
Er rieb die kleinen Augen sich und grinste,
Wälzt' sich im dicken hohen Schilf, um wieder
In neuen Schlummer zu versinken, als er
Das holde Kind erblickte nah dem Ufer.
Er duckte sich und schlich, vom Schilfe gedeckt,
Zur Psyche hin. Sein Auge glänzt im Schilfe
Irrlichtergleich. War ihr schon ziemlich nahe;
Legt' auf den Bauch sich und sein schweres Haupt
Auf die behaarten, rauhen Hände stützend,
Grinst er sie an, die ihn noch nicht bemerkt.
Doch kann er länger nicht mehr an sich halten,
Schnalzt mit der Zunge; halb ein Seufzer war's
Und halb ein Schrei, was seinem Mund entschlüpfte:
„Wie ist das Kind doch schön, ein junges Lämmchen!"

Erschreckt ihr Haupt wandt' Psyche nach ihm um,
Und sieht den Satyr. Ha! Ein Ungeheuer!
Sie zitterte wie Espenlaub, er aber
Schlich immer nah und näher auf sie zu;
Wie eine Fackel glüht sein Aug'! Voll Gier
Spannt sich auf seinen Händen jede Muskel!
Schon hebt den Arm er, sie in seinen Schooß
Hinabzureißen, weithin gellt sein Lachen, —
Da breitet Psyche ihre Flügel aus
Und schwebt, libellengleich, hoch über'm Strome,
Erhebt sich zum Azur gleich buntem Falter
Und nieder klingt ihr silberhelles Lachen,
So wie das Girren holder Turteltauben,
Das durch die grauen Felsen lärmend tönt,
Wenn in der Sonn' die dunklen Wälder schlummern
Und in die Flüsse schaut der heiße Mittag.

Als aus der Höhe Psyche niederschaute,
Sah sie, wie der betrog'ne Satyr sich
In einen Schwarm von Nymphen stürzt', die baden,

Wie eine er mit ſtarkem Arm erfaßte
Und mit ſich zog in eine wald'ge Schlucht.
Er lachte grinſend, doch die Nymphe weinte,
Sie war ſo ſchneeig weiß, er war ſo ſchmutzig.

Und nie mehr hat ſich Pſyche je gewundert,
Warum ein Flügelpaar ſchmückt ihren Rücken.

— — — — — — — — — — — — —

O Poeſie! Wie in den Staub des Alltags
Die Wirklichkeit Dich oftmals zerren möchte!
O, welch ein Glück, daß Du beflügelt biſt,
Ein Gaſt auf Erden nur, entfliehen kannſt
Zurück in Deine Heimat, Kind des Aethers!

Kaukasisches.

Sitten und Gebräuche in Mingrelien.

Von **A. G. Freiherrn von Hutkner.**

Es ist schade, daß der Mingrelier mit seinen merkwürdigen Anlagen und Talenten im Durchschnitt nur in jenen Dingen Ausdauer und Zähigkeit zeigt, welche weder zum allgemeinen, noch zum individuellen Nutzen beitragen, sondern in den häufigsten Fällen ihn dort zwei Schritte zurück machen lassen, wo er schon nahe daran gewesen, um einen Schritt vorwärts zu kommen.

Es ist dies weniger, wie bei den europäischen Landleuten, der Eigensinn, die allbekannte Bauern-Dickköpfigkeit, als eine gewisse **nonchalance**, ein Sichgehenlassen, eine Indolenz, die es nicht der Mühe werth hält, sich für die Dauer aufrütteln zu lassen.

Der europäische Bauer — ich ziele hier speziell auf den österreichischen — ist konservativ, (nicht im politischen, sondern im individuellen Sinne) er hält mit Starrheit am Althergebrachten fest, weil er intellektuell nur selten auf der Stufe steht, die ihn befähigt, den Vortheil einer Neuerung zu fassen, während dies bei seinem mingrelischen Standesgenossen nicht der Fall ist: Der A-huber oder B-maier wird den Doktor deshalb nicht kommen lassen, weil er überzeugt ist, daß dieser weniger gescheit ist, als das alte Hausmittelbuch, welches der Großvater mit allerlei Rezepten und Hokuspokus vollgefüllt hat; der mingrelische A-schwili oder B-idze läßt zwar den Doktor auch nicht kommen, er zieht es vor, bei der alten Machitche Rath zu erholen, aber nicht weil er glaubt, daß ihm die Hexe ein wirksameres Mittel zu geben imstande ist, sondern weil er bei sich überlegt, daß es ein weiter Ritt zum Arzte sei, daß die Visite Geld kostet, und daß sich der Apotheker nicht mit einem Käse oder einem Huhn als Bezahlung zufrieden giebt. So ist er im kleinen und im großen, und diesen Charakterzug findet man nicht nur beim Bauer, sondern auch beim Edelmann und Fürsten.

Ich wiederhole, es ist dies bedauerlich, denn die mingrelische Rasse ist mit ganz merkwürdigen Fähigkeiten ausgestattet, mit einer Intelligenz, die, wenn richtig geleitet und richtig angewandt, das Volk auf

eine ganz exceptionelle Stufe bringen könnte. Der nächstbeste Bauernjunge wird in unglaublich kurzer Zeit russisch, oder französisch, oder deutsch sprechen und schreiben; er wird zu den verschiedensten geistigen Arbeiten tauglich sein und lernen, sich in guter Gesellschaft bewegen, als sei er in ihrem Schoße zur Welt gekommen; er wird Gefallen an allen nützlichen Neuerungen finden, und sogar ein begeisterter Anhänger derselben werden, aber — und nun kommt das große aber — kaum versetzt man ihn wieder auf die heimische Scholle, so ist es nach wenigen Tagen schon mit allen Errungenschaften vorbei: Er liest nicht mehr, weil es ihm zu mühsam ist, das Buch in den Händen zu halten; er schreibt nicht, weil es weniger Arbeit ist, über nichtssagende Dinge mit dem Nachbar in der Muttersprache zu plaudern, als mit dem Freunde auf russisch zu korrespondiren und den Brief auf die Post zu tragen, und er entbehrt willig Tischtuch, Gabel nebst Messer, weil es lästig ist, den Hausgenossen diese Raffinements erst beizubringen, und weil es sich ja imgrunde genommen — mit den Händen auch ganz gut ißt!

Wiederholt habe ich die Erfahrung gemacht, daß der Umgang mit dem Mingrelier nur dann angenehm ist, wenn man auf fremdem Boden mit ihm zusammentrifft, bei sich zu Hause büßt er nach kurzer Zeit alles das ein, was ihn erst unlängst noch so angenehm und sympathisch gemacht hat, er wird in aller und jeder Beziehung ein anderer Mensch.

Dieser Charaktereigenthümlichkeit, der zufolge er ein wahres Doppelwesen ist, dürfte schwer an irgend einem andern Volksstamme der Erde zu finden sein: Der Nordländer ist und bleibt kalt und gemessen, gleich ob er im Schnee, oder unter tropischer Sonne sitzt, und der Südländer, heiße er nun Spanier, oder Südfranzose, oder Italiener, wird, auf den Nordpol versetzt, kaum viel von seiner Nervosität, seinem Drang, groß zu thun und sich bemerkbar zu machen, einbüßen, während der Mingrelier seinen Charakter vollends dem Orte zu adoptiren vermag, an welchem er sich eben befindet; bei sich zu Hause: der Meridionale im höchsten Grade; in der Fremde: der ruhige, bescheidene und angenehme Genosse.

Doch, da der Zweck dieser Zeilen nicht der ist, dem Leser eine eingehende Charakterstudie vor Augen zu führen, so will ich nun von jenem eingangs erwähnten individuellen Konservatismus sprechen, von der Zähigkeit, mit welcher man an altübererbten Sitten und Gebräuchen festhält.

Von seinem Eintritt in die Welt, bis zum Austritt aus derselben ist der Mingrelier einer Reihe von lokal-konventionellen Gesetzen unterworfen, denen er sich nicht leicht entziehen kann, wenn er nicht riskiren will, von seinen Landsleuten als Renegat, als Unwürdiger, betrachtet zu werden.

Um möglichst chronologisch vorzugehen, möchte ich mit dem Erscheinen des jungen Weltbürgers beginnen:

Der Moment ist nahe, wo die Familie um ein Mitglied vermehrt werden soll; hilfbereite Nachbarinnen reiben und frottiren die angehende Mutter, die auf ihrem spartanischen Lager ausgestreckt liegt und krampfhaft am Strick festhält, welcher von der Zimmerdecke herab-

hängt. Dieser Strick dient angeblich dazu, die schwere Stunde zu erleichtern; er gilt aber nur als Surrogat für den eigentlichen Talisman, der nicht jedem zugänglich ist, für den Adlerstein*). Uebrigens war dieser Stein vordem auch Gegenstand des Wunderglaubens in Europa, und es wäre interessant, zu konstatiren, ob und in welchem Zusammenhang jener Glaube mit dem hiesigen steht.

Sobald das Ereigniß stattgefunden, wird das Neugeborene sammt der Mutter in ein warmes Bad getaucht, das an flammendem Feuer schon bereit steht, und dann geht man ohne Verzug daran, den Säugling in seine Wiege zu schnüren, schnüren in der wahren Bedeutung des Wortes, denn nachdem man ihm unter das Rückgrat ein kleines Kissen gelegt, zieht man die Bänder so straff an, daß das Kind gleich einer Mumie in seinem Kasten liegt. Dieses Unterlegen des Kissens hat zur Folge, daß das Kreuzbein einen leichten Bug nach innen, eine Art Einsattlung annimmt, die in späteren Jahren auffallender hervortritt, und an dem wiegenden Gang schuld sein mag, durch welchen der Mingrelier häufig auffällt.

Das Wickelkind wird gemeiniglich nur morgens und abends auf eine Stunde von seinen Banden befreit; den Rest des Tages über liegt es bewegungslos auf dem Rücken, und um es zu stillen, kniet sich die Mutter oder die Amme neben die Wiege und beugt sich über dieselbe vor.

Das Stillen wird oft bedeutend in die Länge gezogen, es dauert zwei, drei, selbst vier Jahre, damit sich das Haus nicht allzurasch mit Nachwuchs anfülle. Aehnlich wie in einigen Südprovinzen Frankreichs genießt der Sohn so weit den Vorzug vor der Tochter, daß man sagt: „Ich habe zwei Kinder und drei Mädchen."

Acht bis vierzehn Tage hindurch wird in der Regel die Wöchnerin von einer Wärterin oder Amme gepflegt. Nachdem der Priester die Segnungen und Ausräucherungen vorgenommen, versammeln sich die Verwandten, Freunde und Nachbarn im Hause, um das frohe Ereigniß durch Sang und Tanz zu feiern; hier und da, wenn der Fall besonders wichtig ist, giebt es Wettrennen und allerlei Spiele, bei denen es manchmal recht toll und ausgelassen zugeht.

Die Mutter ist natürlich in der ersten Zeit von aller Hausarbeit befreit. Die Sorge um das Neugeborene nimmt ihre Tage vollends in Anspruch, und die oft übertriebene Sorge mag in häufigen Fällen eher schädlich als nützlich sein, denn beim geringsten Anlaß greift man zu allerlei Geheimmitteln, die gerade das Gegentheil von dem erreichen, was man bezweckt. Hier geschieht es eben, daß man fast regelmäßig die ärztliche Hilfe erst dann in Anspruch nimmt, wenn es zu spät ist. Da versucht man vorerst das Radikalmittel gegen Kinderkrankheiten: die Schakal- oder Wolfgalle. Erweist sich dieses Medikament als unwirksam, dann geht man zur Machitche, und die Alte weissagt aus der „Konstellation" der über den Boden gestreuten Bohnen, ob die Sache gut oder schlecht enden werde. Die gewöhnliche Antwort des Orakels

*) Aëtit, Toneisenstein, der in seinem Innern einen losen, klappernden Kern birgt, daher auch „Klapperstein" genannt. Er kommt besonders häufig in Sachsen und bei Teplitz vor.

ist die, daß jemand vom Vater oder von der Mutter beleidigt worden, und daß der betreffende aus Rache das Kind „verschrieen" habe. Jetzt heißt es nur schnell die Beleidigung wieder gut machen: nachdem man alle Nachbarn und Bekannten der Reihe nach hergezählt, hin- und hergerathen und endlich den Feind ausfindig gemacht zu haben glaubt, begiebt man sich auf der Stelle zu ihm, um Abbitte zu leisten. Mit der bloßen Abbitte ist die Sache jedoch nicht abgethan, denn der Beleidigte hat das Recht, eine Entschädigung zu fordern, und nur selten läßt er sich die gute Gelegenheit entschlüpfen, die ihm mühelos Geld, oder ein Stück Vieh, oder doch wenigstens Lebensmittel ins Haus bringt.

Auch in diesem Falle ist es beinahe nie geistige Beschränktheit, die den Mingrelier diese ganze Komödie durchspielen läßt, denn stellt man ihn deshalb zur Rede, so wird er fast regelmäßig antworten, daß er nicht in dem guten Glauben handelt, sondern daß er sich einem allgemeinen Brauch fügt, den er nicht umgehen kann, ohne den Vorwurf eines Geizhalses, oder eines Neuerungssüchtigen auf sich zu laden.

Hat all der Hokuspokus nichts geholfen, dann packt man schließlich doch die Wiege aufs Pferd und reitet zum Doktor, dann vermag aber meist auch dieser nichts mehr zu thun. Um in Mingrelien auf einem ärztlichen Posten länger als ein Jahr auszuharren, muß man mit einer wahren Engelsgeduld ausgestattet sein, eine Eigenschaft, die dem Patienten dagegen vollständig fehlt: wenn er sich einmal entschließt, den Doktor zu Rath zu ziehen, so will er auch über Nacht geheilt sein, und das noch dazu ohne die ärztlichen Anordnungen im mindesten zu befolgen.

Gegen den bösen Blick hängt man den Kindern zuweilen ein dreieckiges, mit verschiedenen Kräutern gefülltes Säckchen aus rothem Tuch um den Hals oder eine ausgehöhlte Nuß, in die man eine lebende Spinne praktizirt hat, aber dieser Fetischismus nimmt immer mehr und mehr ab, weil man, wie gesagt, nicht ernstlich an derlei Dinge glaubt. Hexen- und Geisterglaube ist völlig im Aussterben begriffen, höchstens daß noch hier und da ein „Alter" vom Otschikotschi*) spricht, aber die „Jungen", die lachen nur dazu und scheuen sich durchaus nicht, ihre Wanderungen bei Nacht zu unternehmen.

Bei den Edelleuten und Fürsten ist es heute noch gang und gebe, daß die Mutter selbst nicht ihre Kinder stillt, sondern dieses Amt einer oder mehreren Ammen anvertraut. Dieser Brauch hat sein Gutes, aber auch sein Schlechtes und verliert heute seine raison d'être, da die Faktoren, die ihn entstehen gemacht, nicht mehr existiren. Zu feudalen Zeiten war es ganz natürlich, daß der Schwächere beim Stärkeren Schutz suchte, daß der Unterthan mit aller Kraft danach strebte, zu seinem Gebieter in ein Verhältniß zu treten, das ihm Protektion und allerlei Vortheile gewährte. Da herrschte begreiflicherweise im ganzen Lande große Aufregung, wenn es hieß, daß die Gattin eines mächtigen und gefürchteten Herrn Mutterfreuden erwarte, und von allen Seiten kamen die Bittstellerinnen, sich um das Ehrenamt zu bewerben. Es war der Mühe werth, alles in Bewegung zu setzen, um als Amme ange-

*) Waldgeist, eine Art Rübezahl.

nommen zu werden, denn von nun an trat die Glückliche in ein fast verwandtschaftliches Verhältniß zur hohen Frau und die ganze Familie der Dzidza*) genoß eine privilegirte Stellung vor den anderen: keine Gefahr mehr, daß man ihr Haus überfallen, daß man den Gatten oder die Kinder zu harten Frohndiensten zwingen würde, und wehe dem Fremden, der ihnen etwas anzuhaben wagte, denn der Herr war es nun, der als Rächer und Schützer eintrat.

Gegenwärtig, wo der Bauer seine völlige Unabhängigkeit besitzt, braucht er nicht mehr die Hilfe des Edelmanns, der in manchen Fällen ärmer und machtloser ist, als der andere. Erfreut sich hingegen der Fürst einer wirklich hervorragenden und einflußreichen Stellung, dann kommt ihm diese Sitte gar theuer zu stehen, wie z. B. dem Fürsten von Mingrelien, der, wenn ich nicht irre, rund ein halb Dutzend Ammen hat, welche mit Kind und Kegel herangezogen kommen, sobald er den heimatlichen Boden betritt. Dann spielt auch wohl nur persönliches Interesse die Hauptrolle, die Habgier gewinnt die Oberhand und man ruht nicht, bis einem nicht jeder Tropfen Milch, den man einst gespendet, in blankem Gold bezahlt ist.

Bei den kleineren und ärmeren Edelleuten ist dieses Verhältniß noch mehr in seiner Reinheit erhalten geblieben; diese besitzen meist nur eine Amme, welche wirklich mit mütterlicher Liebe und Treue an ihnen hängt und ihre Angehörigen sind es, die freudig herbeigeeilt kommen, wenn der einstige Pflegebefohlene ihrer Dienste bedarf; sei es, daß er Gäste zu bewirthen hat, oder daß er helfender Arme für die Aussaat, für die Ernte, oder zum Hausbau bedarf, immer und gerne ist die Dzidza mit ihrem ganzen Clan dabei, den Wünschen des Mordili**) nachzukommen und unentgeltlich das zu verrichten, was sonst oft unerschwingliche Geldopfer erheischen würde.

*) Die hiesige Bezeichnung für Amme.
**) Säugling.

Entſagen!

Novelle von **Hermann Birkenfeld.**

„So glauben Sie wirklich, den Frauen die Fähigkeit zu ſchreiben, das heißt gut zu ſchreiben, abſprechen zu dürfen, Herr Gregorius?“

Die weißen Hände der noch jugendlichen Regierungsräthin von Dornberg hielten mit der Häkelnadel inne und ſanken in den Schoß der Sprecherin.

„Sie mißverſtehen mich gänzlich, gnädige Frau. Durch Geiſtesheroinen wie Madame de Staël z. B. iſt hinlänglich bewieſen, daß auch die Frauen ein Recht auf die Feder haben, und erſt in jüngſter Zeit hat die Weiblichkeit in Fanny Lewald eine ſo tapfere Vertheidigerin ihrer Autorenberechtigung gefunden, daß es lächerlich wäre, eine Behauptung aufzuſtellen, wie Sie mir ſoeben eine zudeuten wollten. Nur halte ich den Mann im allgemeinen für eher befähigt und berechtigt, ſeinen Ideen durch die Feder Verbreitung zu verſchaffen, da er allein ſich überhaupt umfaſſendere Lebenskenntniß aneignen kann. Nur dem gebildeten Manne ſtehen alle Lebenskreiſe offen, nur er darf unbeſchadet ſeines Rufes aus den höchſten Sphären der Geſellſchaft hinabſteigen in die tiefſten Schlupfwinkel menſchlichen Elends, der Verkommenheit — für die Damen giebt es Grenzen, welche zu überſchreiten ihnen ſchon die Geſetze der guten Sitte verbieten. Der Mann kann einfach alle Lebensverhältniſſe aus eigener Anſchauung kennen lernen, die Frau nur wenige.“

„Ich möchte überhaupt wiſſen“, warf Frau von Reinwald ein, „wie eigentlich ein Roman entſteht. Man lieſt das ſo glatt und leicht hin, und man verwebt ſein eigenes Ich oft ſo ganz und gar mit dem Werke, das man in Händen hat, daß man unwillkürlich ein Intereſſe am Verfaſſer nimmt und ſich fragen möchte: wo hat er dies oder jenes erfahren? welche Scene mag den Grundgedanken für dieſe oder jene Epiſode gegeben haben? Mir erſcheint ein Autor deshalb ſelten als junger Mann; — ich meine immer, wer ſo viel zu erzählen weiß, muß auch ſchon viel erlebt haben.“ Das letztere ſagte ſie mit einem halben Lächeln auf dem ſonſt ernſthaften Geſichte, das ſie eifrig dem Sprecher zuwandte.

„Aber, Hedwig, was Dir für Ideen kommen!“ sagte die Frau vom Hause, während ein halb verwunderter, halb mißbilligender Blick das sanft geröthete Antlitz der Sprecherin streifte.

„Sie thun Ihrer Frau Schwester unrecht, meine Gnädige! Denn selbst wenn ich die Aeußerung auf mich beziehen wollte, so müßte ich mich auf Frau von Reinwalds Seite schlagen. Nil novi ist ein schon altes Wort; und was der Autor als Roman verarbeitet, trägt sich meist tagtäglich in Wirklichkeit zu. Die Novelle, welche Sie, behaglich zurückgelehnt in die Polster Ihres Fauteuils, genießen, ist in der Regel nichts anderes und soll nichts anderes sein als eine Skizze aus dem Leben, diesem buntwechselnden Chamäleon, das heute als farbenschillerndes, verlockend schönes Wesen unser seelisches Auge erfreut, morgen uns als graue, widerwärtige, im Schmutz dahinkriechende Kreatur erscheint. Lesen Sie Spielhagens „Beiträge zur Technik des Romans“ und Sie haben von bewährter Hand eine ausführlichere Antwort auf die Frage Ihrer Frau Schwester.“

„Also wirklich keine Dichtung“, riefen drei, vier Stimmen zugleich.

„Das habe ich wieder nicht gesagt, meine Damen! Aufgabe des bildenden Künstlers ist es, seine Gestalten zu idealisiren; man sieht nicht, wo die Natur aufhört und die Kunst anfängt. Aehnliches soll auch der erzählende Schriftsteller leisten.“

„Ich denke es mir eigentlich leicht, einen Roman zu schreiben, wenn man erst den Stoff dazu im Kopfe hat“, bemerkte die alte Finanzräthin, die Schwiegermutter der Hausfrau, indem sie wie zur Bekräftigung ihrer Worte einen tiefen Zug aus der großen Tasse nahm.

Der, welchem die Bemerkung galt, lächelte ein wenig, als er entgegnete: „Wenn man den Stoff gesichtet im Kopfe hat — allerdings; aber dann würde man eben den ganzen Plan der Arbeit auch schon fertig haben. Ein Roman erfordert indeß nicht nur einen bestimmten Plan, sondern auch genaue Detaillirung desselben — der am großartigsten beanlagte der neuesten französischen Romanciers, Emile Zola, führt bekanntlich über die Personen seiner Romane förmlich Protokoll und hat sie in seinen Heften signalisirt wie ein Kommissar der Kriminalpolizei seine Spitzbuben.“

Das Gespräch drehte sich noch eine Weile um den gleichen Gegenstand; jede der Damen wäre begierig gewesen einen Blick in die Werkstätte des belletristischen Schriftstellers zu thun, so daß Gregorius Mühe hatte, mit einigem Ernste Aufklärungen zu geben.

Er war der einzige Mann in dem kleinen Frauenkreise und hatte als solcher keinen leichten Stand; nur gut, daß er gewohnt war, sich in diesem Kreise zu bewegen, in welchen er durch den jungen Regierungsrath Dornberg, den er seit Jahren kannte, eingeführt und wo er bald heimisch geworden war. Mehr als die Frau vom Hause, eine sehr fein gebildete Dame, zog ihn indeß die anregende Unterhaltung mit deren lebhaften Schwester in das Haus des Universitätsfreundes, und Hedwig von Reinwald war in der That ein geistig ungemein regsames, aller Pedanterie feindliches Wesen, das mit dem trotz seiner Jugend nicht mehr unbekannten, vielseitig gebildeten Schriftsteller schon manche kleine Fehde ausgefochten hatte.

Troſt.

Nach einem Originalgemälde von G. Bezzenberger.

Während die anderen Frauen disputirten und nicht immer die sachlichsten Urtheilsgründe vorbrachten, verhielt sie sich eine ganze Weile passiv, nur zuweilen kräuste sie die mäßig vollen, feingeschnittenen Lippen, und eine leichte Wolke zog über die klare Stirn. Dann sah sie zu Herrn Gregorius hinüber und bewunderte im stillen den Mann, der selbst auf die hausbackensten Argumente seiner weiblichen Widerparte mit einer geistvollen und gemäßigten Entgegnung nicht zurückhielt. Sie verehrte den Schriftsteller, dessen Aufsätze sie verschlungen, lange ehe sie ihn gekannt hatte — sie hatte eigentlich an einer Art Bewunderungskrankheit, wie sie selbst es nannte, für ihn gelitten, seit sie aus der Pension zurückgekehrt war; einmal, in einer übermüthigen Stunde, hatte sie ihm das in ihrer offenen Weise selbst gesagt. „Dann müßte ich nur sorgen, daß Sie bald in die Krisis und mit heiler Haut aus Ihrem Kranksein herauskommen!" war die lachend ertheilte Antwort gewesen, und seit der Zeit hatte sie keine Elogen mehr für ihn gehabt.

Die Damen verabschiedeten sich.

„Sie werden morgen Abend auch von der Partie sein, Herr Gregorius?"

„Sie meinen den Musikabend bei Frau von Riebel? Man war so gütig, mich einzuladen."

„Um so besser denn. Au revoir!" sagte die Dame des Hauses.

„Und Sie werden früh kommen?" fragte halblaut ihre Schwester.

„Ich muß Ihnen danken für das Interesse, welches Sie an mir nehmen, gnädige Frau. Ich werde mein möglichstes thun pünktlich zu erscheinen."

„Bitte, kommen Sie zeitig! Sonst wird der Lieutenant von Riebel mein Nachbar —"

„Und unterhält Sie aufs anziehendste —"

„Mit einer ganzen Reihe von Sottisen. Nein, Scherz beiseite, kommen Sie nicht zu spät, und Sie sollen für den Abend mein Ritter sein."

Der Literat verbeugte sich.

„Eine Auszeichnung in der That! Um mich derselben würdig zu zeigen —"

„Werden Sie so früh erscheinen, daß ich vor der Gefahr geschützt bin, einen unliebsameren Nachbar zu erhalten." Das gönnerhafte Lächeln stand dem lieblichen Gesichte reizend. „Und wenn Sie sich verspäten —"

„So thue ich Buße in Sack und Asche."

„Nein — lassen Sie sehen! — — Halt, ich hab's! Und zur Warnung will ich Ihnen die Strafe, welche Sie erwarten würde, im voraus bestimmen. Ich bat Sie früher einmal um ein Manuskript —"

„Ein eigenthümliches Verlangen!" lächelte Gregorius. „Ich sagte Ihnen ja schon, meine Handschrift ist gar nicht so leserlich, daß Sie nicht vorziehen sollten, meine Geisteskinder sauber gedruckt und gebunden zu lesen."

„Aber es ist nun einmal ganz etwas anderes mit einem Manuskript", versetzte die junge Wittwe eifrig. „Ein Buch, das ich alle Tage in jedermanns Hände sehe, hat doch nicht den Werth für mich

wie — — — nun, ich möchte so gern etwas apartes, etwas, das nicht ein jeder für sein Geld im Laden kaufen kann, etwas, das zunächst nur für mich existirt. Und deshalb, wenn Sie zu spät kommen morgen, so —"

„Lasse ich ein Exemplar meiner nächsten Erzählung eigens für Sie auf Velinpapier drucken!" lachte der Schriftsteller.

„Nein, so erhalte ich von Ihnen ein noch ungedrucktes Manuskript, gleichviel, ob Sie mir's schenken oder nur leihweise überlassen wollen."

„Das wäre doch noch zu überlegen. Wer bürgt mir denn dafür, daß Sie keinen literarischen Mißbrauch mit der Handschrift versuchten?"

„Ich! Diskretion Ehrensache!" rief Frau von Reinwald. „Also abgemacht! Lieferfrist acht Tage — mir ist es gleich, ob ich eine ganz kleine, schlichte Erzählung bekomme oder das Manuskript eines größeren Werkes, wenn Sie gerade eines unter der Feder haben."

„Nein, das habe ich nicht."

„Nun gut, so schreiben Sie eine kleine Erzählung — — was Sie wollen."

„Ich werde Ihnen eine Abhandlung über Schutzzoll und Freihandel geben."

Wie zürnend sah sie ihn an.

„So ungalant sind Sie nicht!" sagte sie dann bestimmt. „Also es bleibt dabei: Sie erlösen mich morgen von dem Lieutenant oder ich habe binnen acht Tagen das Manuskript. Schlagen Sie ein?"

„Topp!" entgegnete Gregorius, indem er sich verneigte.

* * *

Der musikalische Theil der Soirée bei der Baronin von Riebel war beendet. Man hatte sich kostbar amüsirt, Signora Florentini hatte ausgezeichnet gesungen, der Klaviervirtuos Ratschana für sein Geld das Möglichste geleistet, und die Dilettanten waren mit den „Bravos" und „Bravas" ausgezeichnet worden. Lieutenant von X. hatte sich soeben mit dem Baron von Y. in ein eifriges Gespräch über die Nouveautés der Saison — nicht über die todten neutralen, sondern über die lebenden weiblichen — vertieft, die Gesellschaft zog sich in Gruppen zusammen und etliche Geheime und beinahe Geheime Räthe, ältere Herren, welche aus ehelichem Pflichtgefühl tapfer aushalten mußten, waren im Begriff, sich zu einem Spielchen zu vereinigen, während andere, glücklichere überlegten, ob nicht ein günstiger Moment da sei, sich zu verabschieden. In dieser Lage befand sich auch Herr Gregorius, wurde aber in dem Gedankengange, den er unbeschadet einer gleichgiltigen Unterhaltung mit einem Bekannten pflog, durch das leise Knistern einer Seidenschleppe gestört. Es war Hedwig von Reinwald, welche am Arme ihres Partners, des jungen Riebel, an ihm vorbeirauschte. Sie neigte leicht den eleganten Fächer nach seiner Seite:

„Perdu", lächelten schelmisch die schönen Lippen.

Es war Gregorius gelungen, sich aus der Gesellschaft loszumachen, und er athmete auf, als er sich auf der Straße befand. Da erst fiel ihm das Wort der jungen Frau wieder ein: „perdu". Er hatte sich

heute Abend in der That etwas verspätet, so gern er den Vorzug, welchen die Dame ihm zutheil werden ließ, ausgenutzt und an ihrer Seite gesessen hätte. Er schätzte die natürliche, geistig anregende Weise der lebhaften, schönen Wittwe, und die Sympathie, welche sie ihm entlockte, stand über der Theilnahme, die er seit lange für ein weibliches Wesen gehegt hatte. Daß sie seine Gesellschaft der anderer Herren vorzog, hatte sie ihm gestern nicht zum ersten Male bewiesen, aber — klar war es ihm nicht geworden, welcher Art die Neigung eigentlich war, in der Hedwig von Reinwald sich zu ihm hingezogen fühlte. Sollte sie — —? doch nein — nein, er war nicht der Mann, um Frauengunst zu erwerben, sie konnte kein anderes als ein rein geistiges Interesse an ihm nehmen, nur der Schriftsteller, nicht der Mann fesselte sie.

Und doch! — — wenn er als Mann sie interessirte, wenn er ihr mehr wäre als nur der Verfasser einiger nicht schlecht beurtheilter Novellen und Essays! Dann war es seine Pflicht, den Verkehr mit ihr aufzugeben, vielleicht am besten, die Stadt zu meiden, wo jeder Tag ihn wieder mit ihr zusammenführen konnte!

Er war an seiner Wohnung angekommen. Ein Manuskript sollte er ihr geben — — welches? Er hatte keines, das gänzlich abgeschlossen wäre oder das er hätte in den paar Tagen beenden können. Und eigens eine Erzählung schreiben? — — Pah, um einer Frauenlaune willen! — — Wenn sie ihn aber beim Wort hielt — — ja, wenn — — wenn sie ihn liebte! Da kam ihm diese Idee wieder, und doch, wie lächerlich! Welches Zeichen wirklich tieferer Neigung hatte sie ihm gegeben, das ihn zu solcher Annahme berechtigte? Keines in der Welt! — Reinhold Gregorius, Du bist und bleibst ein Phantast, ein Träumer! — —

Er setzte sich vor seinen Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand. Es war ein schöner Kopf, welchen der Schirm der mattbrennenden Lampe mit grünlichem Schimmer beschattete, ein Kopf aus dem man glaubte lesen zu können, daß er mit hohen, den höchsten Problemen sich zu beschäftigen gewohnt war. Nur sah er vielleicht ein bißchen älter aus als er sollte; denn der Assessor a. D. Gregorius war nicht alt, kaum dreiunddreißig Jahre, stand in der vollen Blüte kräftiger Männlichkeit und das üppige blonde, an den Schläfen sich leicht kräuselnde Haar, in welchem seine Finger spielten, bot den jetzt fast finster dreinschauenden Augen, der beschatteten kühn gewölbten Stirn Trotz; denn es dachte weder daran zu schwinden noch zu ergrauen.

Was grübelt der Mann am Schreibtisch? War es wahrscheinlich, daß er, der schlichtbürgerliche Literat, ohne Titel, ohne Rang, vom Ertrage seiner Feder lebend, sein Auge zu der üppig schlanken, Leben sprühenden, reichen Tochter der Aristokratie erheben durfte, weshalb griff er dann nicht mit beiden Händen zu? Der Thor! Ja —

„Ich Thor!“ murmelten seine Lippen. „Wenn sie wollte! — — was hält mich! Die Vergangenheit? — — ein Schemen? — Dahin — dennoch —“ er kramte eine Weile unter seinen Papieren, dann öffnete er ein Fach des Sekretärs und griff hinein. Da lag es vor ihm — — das hielt ihn! Es war ein mäßig starkes Heft, ein Manuskript.

„Ins Feuer damit! — Fort mit der Rückzugsbrücke!“ Er wollte zum Kamin schreiten. „Nein!“ Er öffnete das Heft.

„Was soll uns die Vergangenheit gelten! Die Gegenwart gehört uns — —.“ Da stand's ja, Du Thor! Da hast Du's ja selbst niedergeschrieben! Fort mit der Vergangenheit! Was zögern!

Er las weiter und weiter, und als er zu Ende war, saß er lange noch unbeweglich auf demselben Fleck, das Auge wie träumend in die langsam verglimmende Asche des Kamins versenkt. Dann stand er auf: „So wird's gehen! — Ihr dies Manuskript! Sie wird es verstehen, vielleicht — wahrscheinlich! Und sie wird klar sehen, sie wird mich danach hassen oder — ich weiß, daß sie in mir nichts sieht als den Freund — — — oder? — — —“

Drei Tage später saß Frau von Reinwald im Erker ihres Zimmers und hielt ein schlichtes blaues Heft in der Hand. Der Assessor hatte es ihr soeben zugesandt; auf dem Blatte, welches die Sendung begleitete, standen nur die Worte: „Ich löse mein Versprechen, und — Sie sagten es selbst — Diskretion Ehrensache!“

Die feinen Finger bebten leise, als sie den blauen Umschlag zurückschlug, aber ihre Augen leuchteten: sie hatte, was sie so sehnlich gewünscht, in Händen, das Manuskript eines gefeierten Schriftstellers, und sie dünkte sich unendlich erhaben über die Unzahl ihrer Freundinnen, sie war einem tüchtigen Manne so viel nähergerückt, als alle die, welche seine Werke nur aus dem Laden des Buchhändlers erhalten konnten.

Was mochte der Inhalt des Heftes sein? „Eine einfache Geschichte“, sagte sein Titel.

Sie begann zu lesen — und sie las immer eifriger, immer bebender schlug sie die Blätter um, immer heftiger pochte ihr Herz, immer gespannter folgte sie dem Faden der Erzählung; sie bemerkte nicht, daß die Pendule in ihrem Gehäuse von cuivre poli die Besuchsstunde schlug, daß die Sonne immer tiefer herabgesunken war und die Dämmerung leise, leise, mit grauverhüllendem Fittich herangeschwebt kam. Sie las, mit fliegendem Athem zuletzt und wogender Brust, bis sie geendet und dann — dann entsank das Heft den Händen, und, die weißen Finger fest ineinander verschlungen saß sie da und starrte hinaus in das trübe Dämmerlicht des hereinbrechenden Winterabends. Wohin schweiften hinter der weißen Stirn hervor die Gedanken? warum zuckte der schöne Mund nun und nun wieder wie in leidenschaftlichem Krampfe? warum brach das stolze, schöne Weib zuletzt in ein Schluchzen aus, so erschütternd, so herzzerreißend, das nicht enden zu wollen schien? Was stand auf den Blättern, welche da auf dem weichen Teppich des Boudoirs lagen? — Hier ist es:

Eine einfache Geschichte.

Es war vor sieben Jahren, ein lachender Sommerabend; im milden, röthlichen Glanze der sinkenden Sonne schimmerten die bunten Felder zur Linken des Weges, welcher von Herrnhausen, anfangs stromaufwärts den blanken Fluß entlang, hinüberführte ins Gebirge, das seine niedrigen, ziemlich steil abfallenden Kuppen bis nahe an die mäßig breite staubige Landstraße heranstreckte. Ein junges Paar schritt auf dieser dahin, er ein frischer Gesell mit leichter Tasche, die das

Wenige enthalten mochte, dessen ein vierundzwanzigjähriger Jüngling für eine kurze Ferienreise bedurfte, sie eine Knospe in dem goldenen Alter, wo mädchenhafte Anmuth doppelt reizvoll und selbst die minder Hübsche uns anziehend erscheint, wo über dem ganzen Wesen der Jungfrau jener unbeschreibliche Zauber naiver Kindlichkeit noch im Zwiste liegt mit dem kaum erwachten Bewußtsein der Vollendung.

Sie hing an seinem Arme, als sie an die Brücke kamen, welche in drei mächtigen Bogen den Fluß überspannte. Vorn am Brückenkopfe, beschattet von ein paar mächtigen, rissigen Linden und behütet von einem halbverwitterten Sandsteinmonument des heiligen Nepomuk, stand eine Ruhebank, alt, morsch, von müßigen Wanderern halb zerschnitten. Das Mädchen ließ seinen Arm aus dem des jungen Mannes gleiten und setzte sich. Er blieb einen Augenblick vor ihr stehen und versuchte, sich bückend, ihr von unten in die Augen zu schauen, dann hob er leise ihr Kinn und drückte einen langen Kuß auf die frischen Lippen.

Erröthend ließ sie es geschehen — es schien, als sei es nicht das erste Mal, daß die beiden solch Liebespfand austauschten. Eine kleine Weile standen sie sich schweigend gegenüber, Auge in Auge. Eine Thräne rollte über die frische Wange des Mädchens langsam herab auf die Männerhand, welche die zarten Finger umschlossen hielten! Er drückte sie sanft wieder auf die Bank nieder und setzte sich zu ihr.

„Lieschen, sei nicht so traurig! Sieh her, wir brauchen noch gar nicht zu scheiden; wie gut könntest Du mich noch eine Viertelstunde weiter begleiten! Ich freilich werde mich sputen müssen, will ich den Alten in Dohlenstädt noch wach finden. Sie sollen da drüben ja mit den Hühnern zu Bett gehen."

Er wies mit der Hand über die Brücke, hinter welcher der Weg eine Biegung machte und direkt in die Berge zu führen schien. Lieschen erhob sich und setzte den Hut, welchen sie bisher am rechten Arme getragen hatte, mit einer energischen Bewegung auf das in einfachen starken Flechten den schön geformten Kopf umgebende, jetzt in der Abendsonne wie leicht vergoldet schimmernde, kastanienbraune Haar. Es war ein breitkrämpiger Sommerhut, dessen Ausputz im Einklange mit der ganzen Erscheinung des Mädchens die Mitte hielt zwischen städtischer Mode und ländlicher Tracht. Man sah, das einfache Gewand, welches die feste, doch zierliche Taille umspannte, war städtischen Schnittes, aber man wunderte sich, daß die Füße durch die derben Lederschuhe, in denen sie staken, so wenig von ihrer anmuthigen Zierlichkeit verloren.

„Es ist richtig", sagte sie, „Du mußt gehen."

Sein Auge leuchtete auf.

„Und Du begleitest mich noch ein Stück Weges?"

„Nein. Du weißt, es — — würde sich — — nicht schicken; es wird dunkel sonst, ehe ich heimkomme, und — nicht im Leben über die Brücke!" Heftig blitzte es aus den sicher dreinschauenden Augen hervor; um die Mundwinkel zuckte es unmerklich, und die Lippen schlossen sich fester zusammen, die kleine Hand ballte sich — man erkannte kaum das ruhige, kindlich sanfte Wesen von eben wieder.

„Liesel!“ rief er beschwichtigend. „Reg' Dich nicht auf, jetzt nicht, ich bitte Dich! Wenn es sein muß, dann trennen wir uns eben hier.“

Sie umschlang mit ihren Armen seinen Nacken und barg das Gesichtchen an seiner Brust.

„Wie gut hättest Du noch einen Tag weilen können!“ schluchzte sie; „was ist ein Tag für zwei Leute wie wir sind!“

„Du thust mir unrecht, liebes Herz; Du weißt, daß ich in Dohlenstädt schon gestern erwartet wurde, und daß meine Verwandten dort keine Ahnung davon haben und es auch vorderhand nicht ahnen dürfen, was mich zurückgehalten hat.“

„Ja, ja, sie dürfen's nicht wissen. Du müßtest Dich meiner ja schämen!“

Die wenigen Worte waren mit Heftigkeit hervorgestoßen.

„Liesel — sieh mich an! Hab' ich Dich lieb oder nicht? Und hältst Du mich für feige genug, die Flinte ins Korn zu werfen, wenn es gilt, ein so süßes Wild zu erjagen?“

„O, sei nicht bös! Bitte, sei wieder gut!“ flüsterte die Kleine unter Thränen; „aber — die da — —“, sie zeigte über die Brücke hin, „die Mutter sagt, wer sich mit ihnen einläßt — —“

„Die Mutter sieht eben zu schwarz. Die unglückselige Geschichte von damals —“

„Ist's nicht genug, daß sie meinen Vater einen Mordbrenner gescholten haben drüben, und daß er sich hat das Leben genommen aus Gram über die Schande? Daß selbst nach jenem Schreckenstage, wo man ihn uns ins Haus trug, bleich, mit geschwärztem, blutüberströmtem Gesicht — ein Zittern durchlief die Glieder des Mädchens, heftig hob und senkte sich die zarte Brust, das Blut war aus ihren Wangen gewichen. „Selbst nachher, nachher noch verfolgte uns die Schande, und wir mußten bei Fremden Obdach suchen, nur um in Frieden weiter leben zu können. Und nun gehst Du zu diesen Leuten, denselben, die meinen armen Vater und mich mit Schande bedeckt haben! Ja mich — denn — o, Reinhold, wird es ein gutes Ende nehmen?“

Die Sprecherin brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Es wird, es muß, Du liebes Mädchen! Mir darfst Du nicht zürnen; Du weißt, ich gehe nicht gern, nicht freiwillig, zu meinem Verwandten. Aber ich habe Rücksichten zu nehmen — — nicht auf mich, auf meine Mutter.“

„Und sie werden Dich mir entfremden, wenn sie erfahren, daß wir — — Und wirst Du auch dann noch mir glauben, wenn sie alle, alle meinen Vater noch im Tode verdammen?“

„Liesel! Hast Du denn so wenig Vertrauen zu mir, daß Du glaubst, ich könnte Dich aufgeben, nur um der blinden Gehässigkeiten einer Familienfeindschaft willen?“

„Es ist nicht das, was ich meine, Reinhold. Aber — die Schande die Schande! Ob Du auch an diese glauben wirst?“

Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Nein, mein Lieb, nein, ich will es nicht!“ sagte er dann fest und sicher.

„Ich danke Dir, Reinhold“, entgegnete sie, während sie unter

Thränen zuversichtlich zu ihm aufschaute. „O, nun wird gewiß noch alles, alles gut werden! — Nun geh, und — Du wirst auf der Heimreise wieder zu mir kommen?“

Sie standen auf der Brücke. Es schien, als habe sie gar keine Antwort erwartet, wenigstens wiederholte sie die Frage nicht, als er schwieg. Er hatte sanft den Arm um sie geschlungen, während beide über das Geländer gelehnt, dem Spiele der leicht hinrollenden Wellen zusahen. Wie das über den bunten Kies des Grundes dahinrieselte, Welle auf Welle sich überstürzend, ein ewig unveränderliches Bild und doch stets von neuem Stoff! Von jenseits des Flusses läutete man aus dem niedrigen Glockenthurme des alten Klosters den Abend ein. Das düstere, doch in seiner massigen Weitläufigkeit imposante Gebäude stammte in seinen Anfängen noch aus der Zeit der alten Sachsen — so hatten dort die Glocken schon seit Jahrhunderten allabendlich geläutet, ewig denselben Ton. Sie faltete die Hände zum stillen Gebet, dann raffte sie sich auf: „Also auf ewig!“

„Auf ewig!“ antwortete er, sie noch einmal herzlich umarmend. „Und nun leb' wohl!“

„Und gute Reise!“ fügte sie für ihn hinzu.

Noch ein Händedruck und sie trennten sich. Er schritt rüstig aus bis dahin, wo hinter der Brücke der Weg eine Biegung machte und sich im Walde verlor. Da wandte er sich noch einmal um und erwiderte das Wehen des weißen Tuches, welches er fern hinter der Brücke gewahrte. „Auf ewig!“ — Er grübelte vor sich hin, ohne so recht mit sich ins klare zu kommen, was er eigentlich denken wollte. Auf ewig! Die Glocken tönten noch immer dieselbe sanft klingende Weise: „Ewig — veränderlich — veränderlich — ewig.“ Er mußte dem hellen Getön unwillkürlich solche Deutung unterlegen, es ließ sich auch gar nicht auf „ewig“ allein deuten. Es war verwünscht! Wenn die Glocken nur aufhörten! Er wollte es ja halten, was er versprochen, und da sollten ihm doch die Glocken den Text nicht verderben.

Sie kannten sich längst, er und die braune, frische Liesel und zwar durch und durch, so selten sie auch in den fünf Jahren, welche ihre Bekanntschaft alt war, einander gesehen hatten. Ein paar Mal im Jahre, wenn während der Studienzeit die Ferien und später ein kurzer Urlaub ihm eine Reise nach Herrnhausen gestatteten, hatte er die Gelegenheit wahrgenommen, dort den biederen Fritz Leske, an welchen er sich in den ersten Semestern seiner Studentenjahre eng angeschlossen hatte, zu besuchen, und wenn schon der Freund später unschwer bemerkt hatte, daß er nicht der einzige Magnet war, welcher den jungen Juristen nach seiner Landeinsamkeit zog, so war er darum doch jedesmal nicht weniger erfreut über den Besuch des alten Bundesbruders. Die beiden hatten nicht umsonst auf der Hochschule dieselben Farben getragen: Reinhold Richter freute sich, den Genossen mancher frohen Stunde wiederzusehen und der andere, ihm noch dazu einen Dienst leisten zu können.

Fritz Leske wäre zu aufrichtig gewesen, den Freund nicht zu warnen, hätte er nicht selbst die höchste Achtung vor der hübschen, weit über ihren Stand hinaus gebildeten und dabei doch so recht ländlich thätigen Försterstochter gehabt, welche mit ihrer Mutter schon lange

Zeit am Rande des Dorfes in dem Häuschen wohnte, das ein vor zwei Jahren gestorbener Verwandter den beiden hinterlassen. Ueber die Vergangenheit der Försterswittwe gingen unter den Dorfleuten verschiedene Gerüchte, aber die blasse Frau, welche nur für ihr Kind lebte und mit der Außenwelt meist nur da in Berührung trat, wo es etwas zu helfen und Gutes zu thun gab, hatte in den herben Zügen zugleich etwas so entschieden Achtung gebietendes, daß die Bauern ihr nur mit zurückhaltendem Respekt begegneten und Leske, der früh seine Eltern verloren hatte, ihr von vornherein, seitdem er dauernd sich in Herrnhausen niedergelassen, mit freundnachbarlicher Ehrerbietung entgegengekommen war; und wenn man auch von einem eigentlichen Verkehr zwischen dem thätigen jungen Landwirth und der stillen, zurückhaltenden Frau nicht reden konnte, so traf man sich doch hier und da im Hause des Pfarrers, welcher die intellektuelle Fortbildung Elisens oder Liesels sich zur Aufgabe gemacht hatte. So fand sich für Reinhold denn bald Gelegenheit, mit dem aufgeweckten naturfrischen Kinde bekannt und — gut Freund zu werden, und als vor einem halben Jahre der junge Referendar wieder einmal gekommen war und eines Tages einen kleinen bescheidenen Ring auf Liesels rosenrothen Finger gesteckt hatte, da meinte diese, es hätte eben gar nicht anders kommen können. Sie hatte den Ring zwar bald abgestreift, aber sie trug ihn seitdem auf ihrem Herzen; sie hatte ihm keinen Goldreif wiedergeben können, aber sie fertigte ihm eine winzig kleine, ganz feine Kette von ihrem prächtigen braunen Haar, und die legte sie ihm unter das Bild seiner Mutter in das Medaillon an der alten Uhrkette, welche er vom Vater, dem Herrn Kameralsekretär, geerbt hatte.

Reinhold Richter war nämlich wie seine kleine Braut vaterlos, und die „Frau Kameralsekretär", seine Mutter, von der er der Liesel so oft erzählt hatte, die Tochter eines Domänenrathes, hielt im Bewußtsein des Standes, welchem sie entsprossen, streng darauf, daß man ihr in dem braunschweigischen Landstädtchen, wo sie ihre Pension und den Rest eines kleinen Kapitals verzehrte, den ihr gebührenden Titel gab. Für Liesel war sie daher nicht nur als Mutter des Geliebten, sondern auch als „Frau Sekretär", wenn auch unbekannt, eine Art Respektperson.

Frau Richter hätte blind sein müssen, wäre ihr entgangen, daß noch etwas anderes als die Sehnsucht nach dem Freunde, den Sohn so oft nach Herrnhausen hinzog, aber sie traute dessen Standesbewußtsein zu sehr, als daß sie hätte glauben können, er werde sich zu einer „Mesalliance" hinreißen lassen. Der Enkel eines herzoglichen Domänenrathes würde ja wissen, was er zu thun hatte! Da sie nicht verfehlt hatte, dem Sohne ihre Ideen so oft zu verstehen zu geben, bis sie glaubte, ihn ganz davon erfüllt zu haben, so hatte Reinhold gezögert, ihr die wahre Sachlage aufzudecken — er wollte warten, bis er ganz auf eigenen Füßen stand; dann, hoffte er, würde bei der Mutter auf williges Gehör eher zu rechnen sein. Daß er jetzt, wo er auf ihren Wunsch den alten Onkel Landgraf in Dohlenstädt besuchen wollte, seinen Weg über Herrnhausen nehmen würde, hatte er allerdings verschwiegen; von vornherein hatte es auch gar nicht in seiner Absicht gelegen, das Dorf zu berühren, aber von Herrnhausen nach Dohlen-

städt ging man in zwei Stunden und da war die Gelegenheit doch zu günstig, um sie ungenutzt vorübergehen zu lassen.

Nach Dohlenstädt zog ihn ohnehin sehr wenig, und hätte er nicht der Mutter seit einem halben Jahre schon versprochen, den alten Onkel dort, dessen braunes, verwittertes Gesicht mit den harten Zügen er nur einmal als zehnjähriger Knabe im väterlichen Hause gesehen zu haben sich erinnerte, zu besuchen, und wäre die alte Frau nicht früher schon wiederholt ungehalten darüber gewesen, daß ihr Sohn bei seinen Reisen nach Herrnhausen nie Gelegenheit genommen hatte, einen Abstecher nach Dohlenstädt zu machen, er wäre vielleicht jetzt, wo er sich auf dem Wege dahin befand, kurz wieder umgekehrt zur Geliebten und zum Freunde jenseits des Flusses. Aber die Mutter hatte diesmal darauf bestanden, daß er den alten Landgraf in seiner Einsamkeit aufsuchte, sie selbst wollte in einigen Tagen nachkommen und dort mit dem Sohne zusammentreffen.

Der Alte war kinderloser Wittwer, als direkte Cousine stand ihm von seinen Verwandten Frau Richter am nächsten; da durfte Reinhold nicht so leichthin mit dem Oheim brechen und auf eine Erbschaft verzichten, die nicht gering anzuschlagen war. Ihm selbst lag wenig am Gelde, er war viel zu sehr Idealist, um nicht einen gelinden Widerwillen gegen eine Handlungsweise zu empfinden, welche ihm fast wie Erbschleicherei vorkam — dennoch sagte er sich, daß seine Familie nicht minder zu Erwartungen hinsichtlich des Landgrafschen Erbes berechtigt war als andere, und wenn er sich aufgemacht hatte, den Alten in Dohlenstädt zu besuchen, so geschah es ja nicht seinet-, sondern der Mutter wegen.

Wenn nur das mit Liesels Vater nicht gewesen wäre! Ihre Mutter war eine entfernte Verwandte des alten Landgraf, aber trotzdem hatte Reinhold nie dessen Namen in Herrenhausen erwähnen hören — — bis jetzt, wo er sich auf den Weg nach Dohlenstädt gemacht hatte. Da erst hatte Liesel mit schwerem Herzen ihm erzählt, auf welche Weise der Vater vor Jahren in ihrer alten Heimat ums Leben gekommen war und wie gerade der alte Landgraf die kleine Försterfamilie mit seinem Hasse verfolgt hatte — warum, das wußte sie selbst nicht recht anzugeben.

Liesels Vater war gräflicher Förster in Dohlenstädt gewesen. In einer Nacht — vor mehr als neun Jahren — war in Abwesenheit der Herrschaft Feuer im Schlosse ausgebrochen; der Brand an sich hatte wenig zu bedeuten, aber die Verwirrung, welche er angerichtet, war ungeheuer gewesen. Erst am andern Tage hatte man gefunden, daß aus dem Arbeitszimmer des alten Grafen eine Schatulle mit Werthpapieren entwendet worden war, und nun erst war es den Leuten eingefallen, daß der Silbersteiner Franz, eine in der Gegend übel berüchtigte Persönlichkeit, in jener Nacht beim Schlosse gesehen war. Noch während des Brandes hatten ein paar Bauern seine Gestalt erkannt, wie er mit einer andern Person einen Weg längs des Waldrandes dahineilte, und am anderen Morgen hatte man den Franz nirgends finden können. Er war indessen mit dem Innern des Schlosses zu wenig vertraut, als daß er hätte den Diebstahl allein ausführen können, und man hatte sich in allerlei Vermuthungen ergangen,

wer der zweite Verbrecher sein möchte, bis der alte Landgraf, Reinholds Onkel, den Verdacht auf den Förster Rochow gelenkt hatte. Dieser war in der That eine halbe Stunde vor Ausbruch des Feuers aus seiner Wohnung gegangen, wie er gesagt hatte, um einem Wilderer aufzupassen, und die Leute bestätigten, daß er der Statur nach der Helfershelfer des Franz habe sein können. Rochow war vor Gericht gezogen worden, obwohl der Graf selbst ihm das beste Leumundszeugniß ausstellte, aber man hatte ihn bald freilassen müssen. Durch die Untersuchungshaft fühlte er sich indeß entehrt, er kam sich fortan wie ein Ausgestoßener vor, und wenn auch mancher im Dorfe war, der ihm herzlich wohlwollte, so fanden sich andererseits wieder Leute genug, welche die in sich gekehrte finstere Verschlossenheit des früher so lebensfrohen Mannes gerade für ein Zeichen seines Schuldbewußtseins hielten. Lieſels Vater mußte ein empfindsames Ehrgefühl besessen haben — eines Morgens, kaum zwei Monate nach jener Unglücksnacht, hatte er sich erschossen!

Es schien als sollte der Verdacht, welcher in den Augen vieler auf dem Todten geruht hatte, nun auch das Leben seiner Wittwe vergiften; es litt diese daher nicht länger in Dohlenstädt, sie hatte dankend die ihr vom Grafen gebotene freie Wohnung im Waldhäuschen, mit Abscheu aber ein Anerbieten ihres Verwandten, des alten Landgraf, zu ihr zu ziehen, abgelehnt und mit der kleinen Tochter ein Unterkommen bei einem Bruder ihres Mannes in Herrnhausen gefunden.

Das waren kurz die Thatsachen, welche Lieſel dem Geliebten berichtet hatte. Wie mochte das arme Kind dulden unter dem Leid, welches das Leben ihrer Mutter verdüsterte, unter dem Bewußtsein, daß der Vater eines Verbrechens beschuldigt und damit ein Flecken auf den Namen, den auch sie trug, geworfen worden war! Und das um einer Anklage willen, die ein griesgrämiger alter Mann in verbissenem Haß gegen den Schuldlosen erhoben hatte! Denn gewiß, der todte Förster konnte keine Schuld gehabt haben.

Und doch — wie konnte Reinhold Richter urtheilen! Hatte er Lieſels Vater je gekannt? Und war es nicht natürlich, daß seine Tochter diesen nur im verklärenden Lichte strahlender Unschuld sah?

Richter zog die Brauen zusammen, während er dahinschritt, im Zwiespalt mit sich selbst. Was ging ihn nur die Geschichte an, deren ein Jahrzehnt tiefes Dunkel wahrscheinlich nie aufzuhellen war! Dennoch — er war Jurist — er mochte wollen oder nicht — er mußte unwillkürlich das pro und contra abwägen. Wie, wenn man ihm in Dohlenstädt die Sache ganz anders darlegte? — Dann hatte er ja versprochen, Lieſel zu glauben, nicht am guten Namen ihres Vaters zu zweifeln. Aber wie konnte er auch versprechen zu glauben! Er konnte versprechen, sie zu achten, zu lieben bis zum letzten Hauche seines Athems und in ihr immerfort das engelgleiche unschuldsvolle Wesen zu sehen, das sie jetzt für ihn war, selbst wenn der Name ihres Vaters auch für ihn mit einem Flecken behaftet sein sollte. Was würde ihn das kümmern! Ihr Sein sollte ja mit dem des Mannes, ihr Name mit dem seinen verschmelzen! was sollte er da weiter grübeln!

Aber der Haß des alten Oheims, nach dessen Haus er seine Schritte lenkte? — Pah, ihm sollte auch der nichts anhaben!

Er war kräftig ausgeschritten, das Tageslicht begann schon zu schwinden, er mußte bald am Ziele sein. Ein Baumstumpf stand am Wege; darauf setzte er sich und athmete mit vollen Zügen den Duft der Tannennadeln. Jetzt weckten ihn Tritte. Er erhob sich. Ein etwa vierzehnjähriger Bauernjunge kam um die Biegung des Weges.

„Wie weit ist's noch bis Dohlenstädt?"

Der Junge war intelligenter als der Fragesteller erwartet hatte; anstatt sich die Frage wiederholen zu lassen, antwortete er sogleich:

„Eine kleine halbe Stunde, wenn Sie den Richtweg einhalten, der hier gleich links hinunterführt. Oder wollen Sie nach dem Gute?" Die letzten Worte waren von einem Blick auf die Kleidung des Wanderers begleitet.

„Ich will zu Herrn Landgraf."

„Dann halten Sie nur links den Weg, oder — — wenn Sie mit Herrn Landgraf vielleicht bekannt sind — ich glaube, er kommt gerade hinter uns, und dann können Sie ja bei ihm aufsteigen. Ja, ja, er ist's; das Fräulein sind auch dabei."

In der That rasselte ein leichtes Gefährt über den ausgefahrenen Waldweg, die beiden kräftigen Schimmel, welche es zogen, von der Hand eines alten Herrn gezügelt. Reinhold wollte, an den Rand des Gehölzes zurücktretend, den Wagen passiren lassen, aber schon hielt der Insasse die Pferde an.

„Zu mir?" Ein scharfer Blick, welcher unter den buschigen, weißen Brauen hervor nach dem jungen Manne hinüberschoß, begleitete die Frage.

„Wenn dieser Knabe recht berichtet hat, Herr — Onkel Landgraf — ich bin Reinhold Richter."

„Hm — dacht's fast, kenne die Richterschen Augen noch von früher; ist zwar lange her, daß wir uns nicht gesehen haben; laß sehen! — ja — fünfzehn Jahre mögen drüber vergangen sein. Damals warst Du ein dummer Junge, und ich war schon der alte Landgraf — nun, ich bin's geblieben und ich werde es, so Gott will, auch noch ein Weilchen bleiben — werden ja sehen, ob Du auch noch bist, was Du damals warst. Da — hier ist meine Hand! Und nun mach', daß Du aufsteigst; für meine alte Haut wird's kühl."

Der junge Mann sah mit einem Seitenblicke auf die Nachbarin des Alten, ein junges Mädchen, das eben jetzt in gelinder Verlegenheit nach ihm hinüberschaute.

„Ja so", fuhr der Alte fort, „das ist Carla von Steinart, eigentlich eine Cousine von Dir. Die Mutter hat Dir wohl von ihrer Anwesenheit in Dohlenstädt gesagt? Gewöhnlich verlangt's Euch jungen Leute nicht nach meiner Einsamkeit, aber die da hat's doch schon ein halbes Jahr bei meinen Schrullen ausgehalten."

Der alte Mann nickte seiner Nachbarin fast freundlich zu, während sein Neffe den hinteren Sitz des Wagens bestieg.

In fünfzehn Minuten war Dohlenstädt erreicht, und die rostigen Thorflügel des Gutshofes öffneten sich knarrend, um die Ankommenden einzulassen. Erst als man ins Haus getreten war, konnte Reinhold seine beiden Verwandten recht in Augenschein nehmen, und er

war ich bald im klaren, daß man den Onkel wohl die Fähigkeit zusprechen könnte, mit zähem, unerbittlichem Haß andere zu verfolgen: es lag etwas kaltes, abweisendes, ja verächtliches in den eisernen Zügen des runzlichen Gesichtes, und die kleinen Augen blitzten so scharf unter den eisgrauen Brauen hervor, als wollte sie ins Innere der Menschen hineinschauen. Dazu kam die immerhin noch kräftige, wenig gebeugte Gestalt mit dem robusten Rücken, der sichere Gang in den halblangen rindsledernen Jagdstiefeln, die kurze Art zu sprechen — man empfand unwillkürlich, das war kein Mann, mit dem sich spaßen ließ.

Early to bed and early to rise schien in Dohlenstädt die Devise zu sein, und man speiste zeitig zu Nacht dort. Als man sich in dem geräumigen Eßzimmer des Erdgeschosses zu Tisch setzte, fanden sich neben den drei eben Angekommenen nur noch der Verwalter, ein Mann zu Anfang der dreißiger mit hellblondem Haar, sehr rothem Gesicht und weißem Hemdkragen, und Frau Breßler ein, eine alte Person, welche selbst die Speisen hereintrug und in ihrer kleinen weißen Haube, der stärkeglänzenden Schürze, welche sie fast beständig mit den Händen zu glätten bemüht war, als Muster der Sauberkeit, mit ihrem trippelnden Gange und der gebückten Haltung fast noch bejahrter als ihr Herr erschien. Wenn sie sprach, so geschah das nie ohne ein leichtes Hüsteln und mit einer Neigung des Kopfes, als wollte sie jedermann um Entschuldigung bitten, daß sie sich die Freiheit nehme, zu reden. Es wurde übrigens wenig gesprochen bei Tisch, noch weniger als vorher im Wagen, wo die erste Begrüßung noch einigen Anlaß zum Reden gegeben hatte. Der alte Herr am Tischende liebte augenscheinlich keine lebhafte Unterhaltung, und die andern schienen seiner Neigung oder Abneigung gebührend Rechnung zu tragen. Ein Hüsteln der Frau Breßler, das monotone Geklapper von Messer und Gabel machten fast das einzige Geräusch im Zimmer und Reinhold wunderte sich, daß aus dem mächtigen alten Kamin, welcher sich am entgegengesetzten Ende des Raumes befand, kein Echo erschallte, als er einmal halblaut Fräulein von Steinart anredete.

Er fand sich hier plötzlich in eine ganz andere Welt versetzt als die war, in welcher er sich bisher bewegt hatte, aber er war Idealist, vielleicht ein bißchen Schwärmer und noch jung genug, mit Hilfe einiger Phantasie den monotonsten Dingen einen gewissen poetischen Reiz abzugewinnen. Als er eine Stunde später sein Zimmer aufsuchte, konnte er nicht umhin, die alten, rissigen Oelgemälde, ein paar dürftige Stücke holländischer Schule, das massive Gestell des altfränkischen Himmelbettes, in welchem er schlafen sollte, einen kleinen Wandschrank, dessen Doppelthür sich mit leisem Gekrarr öffnete, des genaueren zu untersuchen. Ihm war, als müßte aus irgend einem Winkel ein Kobold erscheinen, welcher den Eindringling in seine alte Behausung im Schlafe neckte, als müßte er auf dem Lichtschein des Mondes, dessen Bild voll in sein Kammerfenster hineinleuchtete, einen Elfenreigen herantanzen sehen.

Und es war in der That ein Abend wie geschaffen für einen Sommernachtstraum mit Elfentanz und neckischem Geisterspiel. Reinhold öffnete das Fenster und sah in das Thal hinein, das sich da unter ihm zu beiden Seiten in nebeligem Dunste verlor. Hier

und da erglänzte noch Licht in den niedrigen Häusern des Dorfes, und drüben, jenseits der Thalmulde, seinem Fenster fast gegenüber, hoben sich die Eckthürme eines Schlosses weißleuchtend vom dunkelblauen Grunde des Abendhimmels ab. Dort, dort an jenem Thurme war damals zuerst die Flamme emporgezüngelt, hatte das Drama begonnen, welches ein blühendes, wahrscheinlich glückliches Familienleben zerstörte, und das nun auch in sein Geschick mit eingriff, auch ihm keine Ruhe ließ!

Lange sah der Einsame hinüber nach jener Stätte; nur zwei Fenster des Schlosses schienen erleuchtet, wahrscheinlich die der alten Beschließerin, von der er gehört hatte; denn die Herrschaft sollte ja auf Reisen sein. Doch da — — auf einmal blitzte es auf am Himmel — — eine Feuergarbe stieg gerade von dem Gipfel des linken Eckthürmchens empor und fiel funkensprühend hinter dem Schlosse nieder! Entsetzt fuhr er vom Fenster zurück. Das Schloß in Brand! — Auch jetzt! — Doch im nächsten Augenblicke war alles in das frühere Dunkel gehüllt. Eine Sternschnuppe war es gewesen, die dort gefallen war, und Reinholds erhitzte Phantasie hatte geglaubt, sie vom Schlosse aufsteigen zu sehen. Nun wurde auch das Licht drüben gelöscht. Der junge Mann schloß das Fenster und preßte einen Moment die heiße Stirn wider die Scheiben. Dann ging er zur Ruhe.

Es war fast neun Uhr, als er am andern Morgen die Treppe herabkam. Aus dem Wohnzimmer hörte er die klare Stimme des Fräulein von Steinart; sie schien dem Onkel vorzulesen, und in der That fand der Eintretende den Alten in einem Lehnstuhl sitzend und eifrig einem Berichte zuhörend, welchen die junge Dame ihm aus der Zeitung las. Es war kein freundlicher Blick, welcher bei seinem Eintritt den Neffen traf, der sein spätes Aufstehen zu entschuldigen versuchte. Der Alte beachtete die Worte gar nicht, sondern nickte nur der Leserin zu, in ihrem Berichte fortzufahren, was diese nach flüchtigem halblauten Morgengruße an Reinhold auch that.

Während dieser schweigend frühstückte, konnte er nicht umhin, die Aufopferung des jungen, lebensfrischen Wesens zu bewundern, welches, anstatt gegen den ihm hier auferlegten Zwang zu rebelliren, geduldig sein Joch trug und sich in die Launen des Alten zu fügen schien, als sei es eigens zu solcher Rolle geschaffen. Sie las mit vernehmlicher, wohlklingender Stimme und wie es schien, mit Verständniß die verschiedenartigsten Abhandlungen des Blattes, eine nach der andern, nur zuweilen unterbrochen von dem beifälligen oder mißbilligenden Gemurmel oder vielmehr Geknurr des Oheims, der einem massiven Holzkopfe dichte Rauchwolken entzog. Endlich erhob er sich, um ohne ein Wort zu sprechen schwerfällig aus der Thür zu schreiten.

Es hielt Reinhold nicht länger.

„Ich bitte Sie, Fräulein von Steinart! Ist das Ihre allmorgendliche Beschäftigung?“

„Wenn es nur das wäre, würde ich glücklich sein“, versetzte die Angeredete ruhig, „leider aber macht es zugleich fast mein Tagewerk aus, das heißt, diese Lesestunde bildet den einzigen Dienst, welchen ich dem Oheim zu leisten vermag, so daß ich wirklich oft in Verlegenheit bin, den Tag einigermaßen anständig auszufüllen.“

„Wie können Sie sich nur in dieser Einöde — lebendig begraben? — Ich gestehe, ich bewundere Sie; — Sie, eine junge Dame mit allem Recht auf heiteren Lebensgenuß, ein Wesen —"

„Bitte schön, hören Sie auf, Herr Richter, sonst fangen Sie an, mir Schmeicheleien zu sagen!"

Ihr Auge richtete sich ernst auf ihn; das heitere Lächeln war geschwunden, als sie fortfuhr:

„Glauben Sie nicht, daß dieses Leben so ganz allen Genusses bar sei; Sie selbst, wenn Sie wollen, können es empfinden, daß auch in dieser Abgeschiedenheit vom geselligen Verkehr und gerade darin ein Genuß liegt, den der Städter nur nicht kennt, weil man lernen muß, ihn zu lieben. Und dann — — Ihnen erscheint der alte Onkel vielleicht als herb, herrisch, kurz angebunden, zumal nach der Scene von soeben. Aber Sie haben ihn durch Ihr spätes Erscheinen gekränkt, wir hatten Sie auch ohnehin schon vorgestern erwartet. Er ist gewiß nicht so schlimm, als er sich oft giebt — mir flößt er nur Mitleid ein trotz seiner körperlichen Rüstigkeit."

„Aber sagen Sie mir, verehrte Cousine, womit füllen Sie den Tag aus?"

„Die Frage finde ich sehr natürlich, ich selbst habe sie mir in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthaltes mehr als einmal vorgelegt. Bücher sind nicht allzuviel hier vorhanden, in die Wirthschaft läßt sich Frau Breßler nicht gern hineinpfuschen, da habe ich mich außer dem Hause, im Dorfe, nach Beschäftigung umgesehen. Morgens mache ich einen Spaziergang, es giebt wundervolle Plätzchen hier, wo man sich an Gottes schöner Natur erfreuen kann —"

„Mit Heine, Lenau oder Eichendorff in der Hand?" unterbrach der junge Mann.

Sie lächelte, während sie nach einem Nécessaire griff.

„Zuweilen allerdings auch mit einem Buche, öfter aber mit solchem Apparat", sie zog ein derbes Strickzeug hervor, „damit nütze ich doch wenigstens anderen unmittelbar, und ein Lyriker, er mag noch so schön seine Empfindungen ausdrücken, die meinen finde ich selten nur halb getroffen und verliere mich bei der Lektüre eines Buches wie beim Hören eines Tonstückes nur zu leicht in allgemeine Gefühlsduselei."

Der junge Mann lachte, und die Sprecherin erröthete darüber, doch schien sie nicht beleidigt — nach kurzer Pause assistirte sie ihm.

„Was ich da sagte, mag Ihnen gewagt erscheinen, möglicherweise komme ich Ihnen ungeheuer materiell gesinnt vor."

„Verzeihung! Sie wählen das falsche Wort, nicht materiell, aber praktisch angelegt erscheinen Sie mir."

„Wissen Sie, daß mich das keineswegs verletzt? Ich habe mich früh an praktische Thätigkeit gewöhnen müssen, und ich glaube, zur ästhetisirenden Dame hätte ich auch wenig Talent. Doch wenn Sie wollen, so zeige ich Ihnen eine meiner Morgenpromenaden."

„Ich stehe mit tausend Freuden zu Ihrer Verfügung, sogar mit Strickbeutel", versetzte Reinhold, indem er die kleine Ledertasche vom Tisch nahm.

Wenige Minuten später befanden sich die beiden auf dem schmalen

Fußsteige, welcher durch ein paar Wiesen nach dem Gehölze führte. Ein kleines Mädchen saß am Waldrain, ein Schwesterchen von etwa zwei Jahren neben sich. Es war aufgesprungen, dem Fräulein die Hand zu reichen, blieb aber verschüchtert stehen, als es den fremden Herrn daneben erblickte.

„Nur näher, Mariechen!“ ermunterte Fräulein von Steinart, „der Herr beißt schon nicht. Was macht denn Dein Strumpf?“

Die Kleine, bis über die Ohren roth, zeigte verlegen eine nicht eben saubere Arbeit, an der sie augenscheinlich noch soeben beschäftigt gewesen.

„Nun, ich sehe, Du bist fleißig. Laß nur das Schwesterchen nicht außer Acht.“

Reinhold freute sich an dem frischen, gesunden Kindergesicht, das bei dem Lob förmlich strahlte vor Freude und Stolz. Er suchte in der Tasche nach einem Geldstück, aber die Begleiterin legte die Finger auf seinen Arm.

„Nicht so! Sie verderben mir meine Schule“, sagte sie lächelnd, so daß er ein wenig verlegen die Hand zurückzog.

„Sie glauben nicht“, fuhr sie im Weitergehen fort, „wie wenig den Leuten mit Almosengeben gedient ist. Ich bezweifle übrigens, ob das Kind Ihre Gabe angenommen hätte. Der Boden hier bringt erträglich viel, und es ist kaum einer im Dorfe, der wirklich Mangel litte. An die Demüthigung, welche in der Annahme von Almosen liegt, sollte man den Menschen nicht zu früh gewöhnen.“

„Ich fange an, vor Ihrem praktischen Verstande Respekt zu bekommen, gnädiges Fräulein! Bei Ihren Jahren —“

„Ich erscheine Ihnen jung? Nun gut, ich bin's auch. Aber weshalb nennen Sie mich denn gnädiges Fräulein? Ich bin die förmliche Anrede nicht gewohnt, und fragen Sie nur die Kinder im Abendunterricht, den ich unter Assistenz der Lehrerfrau abhalte, ob ich immer so gnädig bin als Sie mich tituliren! Ich heiße Carla, und wir sind gar nicht so entfernt miteinander verwandt.“

Reinhold fühlte sich angenehm berührt.

„Also auf gute Kameradschaft, Cousine Carla!“

„Auf gute Kameradschaft, Reinhold!“ Damit schlug sie in die dargebotene Rechte ein.

„Hihihi, so ists recht! — Gnädiges Fräulein — Herr Richter — larifari! — Vetter und Cousine — so ist's recht! Schon gut, schon gut, laßt Euch nicht stören! Ich muß noch hinüber in die Mönchswiese, komme vor Mittag nicht zurück. Gute Verrichtung!“

Damit schritt der alte Landgraf — er war der Sprecher — kräftig thalabwärts an ihnen vorüber, während die beiden am Waldrain ihrer Verlegenheit lange nicht Herr werden konnten. Carla blieb auch später verstimmt und Reinhold konnte nicht anders, er mußte an Mephistopheles denken:

„Hab' ich doch meine Freude dran!“

Solche Scenen — denn eine ähnliche ereignete sich wenige Tage später — dienten nicht dazu die Unbefangenheit im Verkehr der jungen Leute zu fördern, und der junge Richter begann die Nähe seiner

Cousine fast peinlich zu empfinden, sich dafür aber intensiver mit der Aufgabe zu befassen, Licht in das Dunkel zu bringen, welches den ehemaligen Schloßbrand umwob. Er mußte vorsichtig sein, den Oheim selbst konnte er unmöglich befragen und die meisten Leute des Dorfes hatten die Sache halb vergessen. Er faßte endlich den Entschluß, die Schloßleute selbst um Auskunft anzugehen und machte sich eines Morgens auf den Weg, aber auch die alte Beschließerin, welche zwar alle Details der unglücklichen Nacht noch kannte, wußte sich den Diebstahl nicht genügend zu erklären. Auf dem Rückwege nach dem Gute traf Reinhold den Onkel bei einem Holzfäller im Walde.

„Kannst mich nach Hause mitnehmen", sagte der Alte, welcher heute wie zuweilen redseliger zu sein schien als gewöhnlich; „wollte ohnehin eine Frage an Dich richten." Damit trat er, sich mit der Rechten kräftig auf den Krückstock stützend, den Heimweg an. „Sag' mal — nun, viele Flausen sind meine Sache nicht — wie stehst Du mit der — mit Carla?"

Der Angeredete fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg; ihm war indeß nicht ganz klar, wie er die Frage verstehen sollte.

„Ich weiß nicht, Onkel — — ich —"

„Nun, kurz: Habt Ihr Euch endlich ineinander verliebt oder nicht?"

„Onkel!" Jetzt wußte der junge Mann allerdings deutlich genug, was man beabsichtigte! Also deshalb war er nach Dohlenstädt geschickt, um sich dort auf Befehl an ein Mädchen zu binden, gegen welches er die unbedingteste Achtung hegte, das er als schwesterliche Freundin jede Stunde willkommen geheißen hätte, für welches er aber kaum Liebe hätte empfinden können, auch wenn sein Herz noch frei gewesen wäre!

„Nun —?" der Alte blieb stehen und stieß energisch seinen Stock in das weiche Moos des Wegrandes, als habe hier nur er zu befehlen, und als gehörten ihm zwei Menschenherzen so gut wie die Buchen dieses Waldes.

In dem Neffen wallte es auf.

„Ich glaube nicht, daß Carla daran denkt, je mein werden zu können — ich für meinen Theil verzichte auf die Partie", entgegnete er bestimmt.

„Sieh da! Du verzichtest! Bedenke wohl, was Du sagst! Die Mutter hat Dir doch mitgetheilt, weshalb Du herkommen solltest?"

„Sie hat mir keine Andeutung von dem gemacht, was Du eben so deutlich ausdrücktest."

„Also nicht! Hätt's mir auch denken können, ist auch schon eine von der neuen Art. Anstatt dem Sohne zu sagen: „Geh nach Dohlenstädt und heirate die Carla, dann hinterläßt Euch der alte Landgraf das ganze, schöne Gut", statt dessen schickt sie Dich her, ohne Dir nur einen Wink zu geben! Aber der meinige war ja klar genug; Du weißt nun, was Du hier sollst, also mach' Deine Sache so kurz wie möglich. Ein junger Mann wie Du —"

„Ich werde lieber noch heute Dohlenstädt verlassen. Ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen, und wenn Du mir hundert solche Güter böteſt wie dieses hier!"

„Du kannst nicht? Aber warum denn nicht, mein Söhnchen?“

Ein hämisches Lächeln schien dem andern die Blitze der scharfen Augen zu begleiten, sein ganzes männliches Gefühl empörte sich gegen solche Behandlung.

„Ich kann nicht, weil ich nicht will, weil ich an eine andere bereits gebunden bin, und weil ich, selbst wenn ich es für möglich hielt, diese aufzugeben, mein Wort nicht brechen, nicht zum Lumpen werden mag.“

Der Alte ließ einen leisen Pfiff ertönen.

„Daher pfeift der Wind! Natürlich so ein Studentenliebchen! — und die Frau Mutter, die von jeher eine schwachmüthige Person war, giebt dem hoffnungsvollen Sohne ihren Segen! Hättest Dir wenigstens das Reisegeld sparen können!“

„Wollte Gott, ich hätte es gethan!“ rief der junge Mann erhitzt aus. „Meine Mutter weiß übrigens von meinem — Verlöbniß noch nichts.“

„Um so schlimmer! — Nein, um so besser!“ versetzte der Alte. Dann blieb er wieder einen Moment stehen, und, finster vor sich hinstarrend, sagte er nur: „komm mit!“

Kurz, hart, wie ein Commando, war das Wort herausgestoßen, und der Neffe folgte willenlos dem Onkel, als dieser schweigend und nur abgebrochen wie in innerem Groll keuchend dem Hofe zuschritt. Es schwirrten mit einem Male zuviel Gedanken durch den jungen Kopf: Liesel, der Groll des Oheims, Cousine Carla, die Mutter, welche erwartet wurde und vielleicht heute schon eintraf! — Wie ein Recke aus der Vorzeit schritt der alte Mann mit dem weißen Haar dahin, ungebeugt, den düsteren Blick auf die Spuren des Weges gerichtet, sein fester Tritt tief in den weichen Lehmboden einschneidend. Zwei Wachtelhunde sonnten sich vor der Hausschwelle; ihr Herr stieß sie heftig mit dem Fuße weg.

„Komm!“

Die beiden traten in das düstere Arbeitszimmer des Gutsherrn. Ohne den anderen einzuladen, ebenfalls Platz zu nehmen, setzte sich der Oheim in seinen niedrigen Holzsessel. „Unsinn, Unsinn“, murmelte er, während die Hände unruhig zwischen den Papieren des Schreibpultes hin und herfuhren.

„Unsinn — Unsinn ist es, Euer Reden von nicht lieben können und nicht brechen können!“ brach er mit einem Male los. „Glaubst Du, mein Vater hätte mich gefragt, wen ich ihm als Schwiegertochter zuführen möchte? Da war der alte Grimmeisen auf Burgholz, hatte zwei Töchter — sagte mein Vater eines Tages zu mir: „Heirate eine von beiden“, und ich ging hin und that es und meine Frau und ich wir haben in Frieden zwanzig Jahre lang zusammen gelebt, und ich habe nicht bereut, daß ich sie genommen. Aber bei Eurer Gefühlsduselei kommt nichts gutes heraus. Du siehst mich an, als wenn Du sagen wolltest, ich kennte das nicht? Und — ich kenne es doch, versichere ich Dich! Wenn uns unser einziges Kind nicht jung gestorben wäre, ich hätte niemals das Bedürfniß nach einer zweiten Heirat gehabt; aber ich wollte einen Erben, und da — da spielt mir Eure gepriesene Liebe einen Streich, der —“, der Alte fuhr mit der Hand

über das Gesicht und erhob sich, eine Weile schweigsam im Zimmer auf und ab zu schreiten. „Wir hatten eine entfernte Nichte bei uns, die Tochter eines Vetters, der als dummer Teufel auch der Wahl seines Herzens, wie Ihr das nennt, zum Opfer gefallen war. Starb früh und hinterließ nun uns sein Kind. Wir hatten das unsrige verloren und nahmen das Mädchen zu uns ins Haus, um es als unser eigenes zu erziehen. Als ich nun im Begriff war, mir eine zweite Frau zu suchen, da machte der alte Landgraf den einzigen dummen Streich seines Lebens — er verliebte sich. Ja, sieh mich nur an! Ich habe sie geliebt, trotz meiner fünfzig Jahre, geliebt nach Eurer modernen Weise, die Pflegetochter, die ich selbst groß gezogen, ohne zu ahnen, welches Unheil sie mir noch in meinen alten Tagen bereiten könnte. Ich sagte ihr, welche Existenz sie an meiner Seite erwartete und sie — sie wies mich zurück — von Dankbarkeit keine Spur — sie wies den alten Landgraf zurück, der sie erzogen hatte — sie sagte mir, sie sei verlobt! verlobt hinter meinem Rücken mit einem Waldwärter, einem jungen Windhund, der beim Grafen seit sechs Monaten in Diensten stand! Sie folgte der Wahl ihrer Neigung. Eine schöne Neigung war's, eine saubere Partie! Sie jagte ich aus dem Hause und der grüne Zeisig, dessen Frau sie wurde, erschoß sich eines Tages, nachdem er das Haus seines Herrn in Brand gesteckt und einen Diebstahl begangen hatte, um der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen! Das war eine Neigungsheirat, das war Eure Liebe, die mir kein Heil brachte und der — Person auch nicht. Mit Schimpf und Schande ist sie abgezogen von Dohlenstädt, und wenn sie meint, sie hätte vom alten Landgraf noch einmal etwas zu erwarten, so hat sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht."

Die Brust des alten Mannes keuchte, als er seine Rede beendet hatte, seine Faust hatte sich geballt und lag schwer auf dem Tische, zu welchem er herangetreten war. Der andere hatte mit wachsendem Interesse, dann mit Unwillen, zuletzt mit Entrüstung gehört, wovon er bisher keine Ahnung gehabt hatte. Das also war der Grund, weshalb der Alte die Försterfamilie haßte — er war vor Jahren von Frau Rochow zurückgewiesen worden! Daher dieser Grimm, diese entsetzlichen Beschuldigungen noch übers Grab hinaus! In seinem Innern gährte es von sich widerstreitenden Empfindungen, er wollte den Alten in die Rede fallen, aber willenlos hatte er ihn enden lassen. Jetzt sprang er von seinem Sitze auf — flammenden Auges; er kannte keine Rücksichten mehr.

„Und Frau Rochow erwartet auch nichts von Dir, hat nie etwas von Dir erwartet! Aber ich erwarte, daß Du die furchtbare Anklage, welche Du gegen den Namen richtest, den sie trägt, begründest —"

„Sieh da! Also Du kennst die saubere Geschichte — weißt, von wem ich rede?"

„Ich kenne die Frau, deren Gatten Du noch nach dem Tode beschimpfst, seit Jahren — sie ist die Mutter meiner Braut."

Der Alte stand da wie versteinert. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, zitterten seine Lippen, matt sank er in seinen Stuhl zurück.

„So", keuchte er, „so! — — Nun, am Ende kann's mir gleich sein, mich gehst Du eben nichts weiter an; weiß auch nicht, welches

Interesse ich auf einmal an Dir nehme. Aber Deiner Mutter wird's nicht einerlei sein, ob ihr Sohn ein anständiges Mädchen oder die Tochter eines Mordbrenners —"

„Halt ein, Oheim! Du hast kein Recht, einen Stein auf den guten Namen eines Mannes zu werfen, der von den Gerichten freigesprochen wurde, der — —"

„Wegen mangelnder Beweise in Freiheit gesetzt wurde, der aber ohne Zweifel dennoch schuldig befunden wäre, hätte man rechtzeitig den Zeugen für seine Schuld gehabt, welcher später auftrat. Der Bursche schien Wind von der Gefahr zu haben, welche ihm durch das Zeugniß des alten Rhodewald drohte, da machte er's, wie's schon mancher vor ihm gemacht hat, der ein schlechtes Gewissen hatte — er erschoß sich."

„Er machte seinem Leben ein Ende, weil er ein ehrlicher Mann war und glaubte, die Schande nicht ertragen zu können, welche — — Du auf ihn und die Seinen gebracht hattest!"

„Ich?"

„Ja Du! Für Dich und Deinen Haß gegen den Förster war es eine günstige Gelegenheit, zuerst den Ankläger zu spielen."

„Ah so! Da hast Du recht. Ich haßte diesen Grünrock mit seinen fünfundvierzig Jahren, wie ich nie im Leben jemanden gehaßt habe, und ich lenkte zuerst den Verdacht auf ihn — — Haß mochte dabei im Spiele sein, aber ich hätte es nicht gethan, wäre ich nicht so fest von seiner Schuld überzeugt gewesen, als ich es noch heute bin."

„Und dann sprach ihn das Gericht frei."

„Und dann — doch wenn Du mir nicht traust, frag' den alten Rhodewald — es ist derselbe, bei dem Du mich im Walde trafest. Er weiß von der Geschichte, und ob der Förster Rochow sich aus gekränktem Ehrgefühl oder aus Furcht vor dem Zuchthaus ums Leben gebracht hat."

Reinhold wollte mit dem Oheim nicht weiter verhandeln — er stürzte hinaus durch die Hinterthür und das kleine Gärtchen, von welchem ein Pfad auf die Landstraße führte.

Die Wohnung des alten Holzhauers, von welchem der Oheim geredet, war leicht gefunden. Er sei noch bei der Arbeit, werde aber bald zurückkehren, beschied man den Erregten. Dieser wartete lange in der Mittagssonne draußen auf der Dorfstraße, endlich ging er ihm entgegen. Der Arbeiter war gerade daran, sich auf den Heimweg zu machen, als Reinhold an ihn herantrat.

„Ich habe ein Wort mit Euch zu reden, Rhodewald."

„Mit mir, Herr?"

„Ihr wißt um den Schloßbrand, der vor Jahren —"

Ein Zucken fuhr über das rauhe, gefurchte Gesicht, dann sah es sein vis-à-vis wieder fest an.

„Herr, das sind alte Geschichten, die man ungern berührt! Unheil genug hat's gegeben, und dem alten Herrn Grafen — Gott habe ihn selig! — hat's Kummer genug gemacht, daß — — doch was wollen Sie von der Geschichte wissen, junger Herr? Junger Sinn, leichter Sinn! — — was wollen Sie sich mit der alten abgethanen Sache befassen!"

„Ich verlange von Euch zu hören, was Ihr über die Brandstiftung im Schlosse erfahren habt und wer die Thäter gewesen sind.“

„Herr! — Doch — — nun, es waren ihrer zwei. Den einen von ihnen nennt Ihnen hier jeder, den Silbersteiner Franz. Der allein aber kann's nimmer vollbracht haben, er wußte viel zu wenig Bescheid im Schlosse; und daß es zwei waren, die im Dunkel der Nacht dort drüben an der Mönchswiese entlang liefen und dann verschwanden, das habe ich gesehen, und die Augen des alten Rhodewald sehen noch heute scharf; damals waren sie noch besser. Der eine war der Silbersteiner, den ich nur zu gut kannte, und der andere — — Herr, ich bin in Ehren grau geworden und habe wissentlich niemandem im Leben etwas zu Leide gethan, und viel Gutes habe ich vom frühern Förster und noch mehr von seiner Frau erfahren, gerade damals, als ich selbst ein todtkrankes Weib zu Haus hatte und mir allein nicht zu rathen und zu helfen wußte, und keinem hab' ich's verrathen, was ich sah in jener Nacht, als ich in der Todesangst um meine sterbende Frau hinüberlief nach Kienberg zum Doktor, keinem hab' ich's gesagt als einmal unserem Herrn — — aber wenn man mich vors Gericht zöge und sagte: Franz, schwöre beim allmächtigen Gott, die Wahrheit zu sagen, ich würde schwören, so wahr ich Franz Rhodewald heiße, der andere war der Förster Rochow.“

Die Gestalt des Alten hatte sich gereckt, die Axt, deren Stiel seine Rechte umspannte, bohrte sich tief in den Stamm der mächtigen Buche, welche am Boden lag.

„Und weshalb tratet Ihr nicht als Zeuge auf, wie der Förster vernommen wurde?“

„Herr, wir vom Lande haben nicht gern mit den Gerichten zu schaffen, und dann jammerte mich die arme Försterfrau dort im Waldhause und das liebe Kind. Sie hätten es sehen sollen, Herr, und die Freude, die sie daran hatten! Weiß Gott, wie der Rochow mit dem Silbersteiner Franz zusammen gekommen ist und was ihn dahin brachte, die Unehrlichkeit zu begehen!“

„Aber später sagtet Ihr doch dem Herrn, was Ihr von der Sache wußtet?“

„Später — ja, da habe ich einmal, als der Herr wieder mit mir von der Geschichte sprach, ein Wort fallen lassen, und da wollte der Herr die Sache gleich dem Gerichte übergeben; ich aber wehrte mich, gegen den Förster Zeugniß abzulegen, und als der alte Herr drohte Ernst zu machen, so daß ich mich nicht weigern konnte, da bin ich heimlich hingegangen zum Förster und hab's ihm gesagt, was ich gesehen hatte, damit er sich retten könnte; aber er hat mich angesehen mit einem Blick, als ob er irrsinnig wäre und gar nichts erwidert. Am andern Morgen fand man ihn todt — dort, nicht hundert Schritt von hier — wo die Lichtung beginnt, dicht an unserer Grenze, da ist die Stelle.“

Der Alte wies mit der Axt in den Wald hinein.

„Aber der Förster hat doch beweisen können, wo er in jener Nacht gewesen ist!“

„Das konnte er eben nicht! Er sagte, er wäre hinter Wilddieben hergewesen drüben im Riedbruch, und deshalb sei er nachts um

zwölf schon aus dem Haus gegangen, aber beweisen hat er's nicht können."

Vor Reinholds Augen flimmerte es, ihm schwindelte; er ließ sich auf dem Baumstumpf nieder. Der Holzhauer schickte sich zum Gehen an.

„Und was ich gesagt habe, das bleibt unter uns? Sehen Sie, junger Herr, der Tod gleicht vieles aus, und wenn er auch — Gott sei's geklagt! — die Schande nicht abwäscht von dem Namen der Hinterbliebenen, so giebt's doch keine irdische Strafe mehr für den Verbrecher."

Reinhold Richter nickte mechanisch. Er hatte die letzten Worte nur halb gehört, es sauste ihm in den Ohren, wie wenn dem Ertrinkenden das Wasser hineindringt — er hielt sich die Schläfen und starrte eine Weile dumpf vor sich hin. Dann fuhr er empor. Dort — dort drüben war der Fleck, wo ein Menschenleben ausgeblutet hatte, vielleicht, um dem Zuchthause zu entgehen! Vielleicht? — Nein, wahrscheinlich! — denn der alte Rhodewald war eine ehrliche Natur und als solche im Dorfe bekannt, er hatte nur ausgesagt, was er wirklich gesehen zu haben glaubte. Und wenn der junge Mann auch die Schuld des Unglücklichen nicht als erwiesen nahm, wenn er sich auch mit aller Macht dagegen sträubte, zu glauben, was er soeben gehört hatte, er konnte nicht mehr seiner Liesel sagen: „ich zweifle nicht an der Unschuld Deines Vaters!" Und wenn er auch fest entschlossen war, gegen alle Welt anzukämpfen, um die Geliebte zu erringen, er konnte nicht frei der Mutter gegenübertreten und behaupten, der Name seiner Braut sei fleckenrein! Für ihn persönlich war die Sache unwesentlich — war schon die Ehre Rochows beschimpft, die seiner Tochter durfte niemand antasten.

Der Einsame sah nach der Uhr. Es war fast halb zwei, er kam also vermuthlich schon viel zu spät zu Tisch. Was that's! Er wollte doch nur auf den Gutshof zurückkehren, um seine Sachen zu holen — — doch nein, da fiel ihm die Mutter ein, die ja heute kommen wollte, vielleicht schon eingetroffen war!

Er machte sich nach dem Gute auf. Im Hausflur traf er die Cousine, die ihn scherzend fragte, ob er vom Sonnenschein zu leben anfange. Er stammelte eine Entschuldigung und ging ins Speisezimmer, wo für ihn separat aufgetragen war. Ein geöffneter, an den Oheim adressirter Brief lag bei seinem Couvert, er meldete die baldige Ankunft der Mutter.

„Der Wagen ist schon fort, um die Frau Sekretär abzuholen", sagte Frau Breßler; „in einer halben Stunde kann sie hier sein."

Reinhold hatte keine Ruhe zu essen; er berührte kaum die Speisen, dann ging er auf sein Zimmer. Nicht zwanzig Minuten waren vergangen, als in der That der Wagen mit seiner Mutter in den Hof fuhr. Der Sohn hatte sich vorgenommen, so bald als möglich zu ihr zu reden, ohne aber die Gelegenheit dazu zu finden. Er verwünschte den alten Onkel mit seinem Gelde und seinem unversöhnlichen Groll, er verwünschte das ganze Gut und seine Reise hierher.

Endlich hielt er nicht länger an sich. Carla war soeben hinausgegangen, und der alte Landgraf hatte auf dem Hofe mit dem Ver-

walter zu reden. Er konnte nicht länger schweigen — er sagte ihr alles, seine Liebe, sein Hoffen, sein Bedauern, daß er ihre Wünsche nicht mehr berücksichtigen könne, zuletzt die Enthüllungen, welche ihm vonseiten des Onkels und des alten Rhodewald gemacht waren. Er beschwor sie, ihre Einwilligung zu seinem Verlöbniß zu geben, den Versuch zu machen, seine Braut kennen zu lernen. Frau Richter saß anfangs wie erstarrt.

Ich habe allemal gefunden, daß die Standeseitelkeit, das sogenannte Standesgefühl, bei der Frau viel schärfer ausgeprägt ist als beim Manne. Der Herr Geheimrath würde es am Ende verzeihen, wenn ein guter Bekannter einmal seinen Titel vergäße, die „Frau Geheimräthin" selten oder nie. Aehnlich erging es auch der „Frau Kameralsekretär". Sie sonnte sich zu gern — freilich weniger in dem bescheidenen Titel ihres verstorbenen Gatten als — in dem Standesbewußtsein ihrer Mutter, der „Frau Domänenräthin", von dem ein gutes Theil auf sie übergegangen war. Sie hatte mit dem Sohne glänzen wollen; schon auf der Schule hatte er für einen fähigen Kopf gegolten, später das erste juristische Examen mit Auszeichnung bestanden, die ganze Welt stand ihm offen, er konnte Minister werden. Und nun wollte er diese ganze, glänzende Zukunft, seine sämmtlichen noch ungeborenen Titel zu den Füßen einer Försterstochter niederlegen, auf deren Namen noch dazu ein Schatten haftete, und nebenbei eine Partie ausschlagen, welche selbst ohne die daraus erwachsende Verbindung mit dem Adel schon des Gutes Dohlenstädt wegen glänzend heißen mußte! Denn der alte Landgraf hatte es offen ausgesprochen, daß er Carla von Steinart und ihren Sohn zu Universalerben einsetzen wollte, falls eine Verbindung zwischen den beiden zustande käme. Sie war entrüstet über das heimliche Vorgehen ihres Sohnes, freilich ohne sich den geringsten Vorwurf darüber zu machen, daß sie seine wiederholten Besuche in Herrnhausen stillschweigend geduldet hatte, und sie wies das Ansinnen, eine Annäherung an Elise Rochow zu versuchen, entschieden zurück.

„Thue, was Dir gut dünkt, aber bedenke, daß ich nie meine Einwilligung zu einer Verbindung mit dem — — Mädchen geben werde."

Damit endete eine Scene, wie Mutter und Sohn sie nicht peinvoller erlebt hatten.

Reinhold Richter war unglücklich. Er kannte die schwachen Seiten seiner Mutter, aber durch ihn sollte sie ihrer letzten Stütze nicht beraubt werden. Er hoffte auf eine Sinnesänderung, er konnte warten, — vorderhand war ja ohnehin an eine Vereinigung mit der Geliebten nicht zu denken. Er glaubte indeß, Liesel von dem, was er erlebt, Mittheilung machen zu müssen, und er that es.

Der ganze Stolz des armen Mädchens schien sich dagegen zu empören, daß man sie nicht gut genug fand, die Gattin des Mannes zu werden, der ihr alles war; sie war in ihrem jungen Leben zu wenig von Standesunterschieden berührt worden; sie fand es ganz natürlich, daß sie ihres Reinhold werth sein mußte, da sie ihn wahrhaft liebte, und in der Weigerung seiner Mutter, die Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm zu geben, sah sie deshalb viel weniger eine

Zurücksetzung ihrer Person, als daß sie die Schande fühlte, welche auf ihres Vaters Namen lastete. Da stand es ja: er schrieb selbst, daß er nicht mehr wie neulich an die Unschuld des armen Todten glaube; und wenn er auch seine Zweifel nur andeutete, wenn er auch dem Bekenntniß, daß er sein Versprechen, dem Gerede der Leute nicht zu glauben, unmöglich habe halten können, wenn er dem auch hundert Betheuerungen seiner unverbrüchlichen Liebe hinzufügte und ihr klar zu machen suchte, daß sie selbst zu wenig Kenntniß von den unseligen Ereignissen haben könnte, sie sah aus alledem nur das eine: er hat kein Vertrauen zu Dir gehabt, er mag Dich lieben — und o, er verstand es zu lieben! — aber er hat Dir nicht geglaubt, der Vertheidigung des Vaters durch die Tochter kein Zutrauen geschenkt.

Vergeblich rang sie lange Tage um einen Entschluß — endlich schrieb sie. Sie faßte sich kurz:

„Weißt Du noch, was Du mir vor acht Tagen versprachst, als wir voneinander schieden? Du könntest ja das Richtige erkannt haben und Du zweifelst an der Schuldlosigkeit des armen Vaters — die Tochter kann es nicht. Aber sie sieht, daß auf ewig ihrem Namen ein Schandmal anhaftet und sie will nicht, daß der Deine durch sie ebenfalls befleckt werde. Lebe wohl, Reinhold! Schreibe mir nicht wieder, es würde vergebens sein. Es ist wunderbar gräßlich — ich bin Dein, Dein auf ewig und kann doch nicht Dir gehören, und Du liebst mich und hast doch kein Vertrauen zu mir. Leb wohl! Vergiß mich, wenn Du kannst! E. R."

Und er konnte es nicht.

Es dauerte fast eine Woche, ehe der Brief sein Ziel erreichte; denn Reinhold Richter und seine Mutter hatte es nicht lange in Dohlenstädt gelitten, und als ersterer nach der kleinen hannoverschen Kreisstadt zurückkehrte, wo er beschäftigt war, fand er dort die Aufforderung eines älteren Advokaten im Brandenburgischen, ihn zu unterstützen. Seine schleunige Abreise wurde gewünscht, Ersatz für ihn war vorhanden, der Mutter wegen durfte er das pekuniär günstige, ehrende Anerbieten nicht ablehnen. So war der Brief der Geliebten erst lange von Ort zu Ort gewandert, ehe Richter ihn lesen konnte. Wäre es gegangen, er wäre Tag und Nacht gefahren, um ihr zu sagen: „Sieh her, ich liebe Dich wie immer! Kann Dir das nicht genügen? Was soll uns die Vergangenheit gelten! Die Gegenwart gehört uns, sie oder die Zukunft muß uns vereinen!" Aber er konnte nicht fort — er schrieb an sie, ihrem Wunsche zuwider, einen glühenden Brief voll Tröstungen, voll Betheuerungen, voll Versprechungen. Keine Antwort! Er schrieb von neuem und zum dritten — Elise ließ nichts von sich hören. Schon war er im Begriff sich loszureißen von der Kette, an welche sein Beruf ihn schmiedete, da traf ihn ein Brief von Freund Leske, an den er sich zuletzt gewandt hatte:

„Frau Rochow ist vor kurzem mit ihrer Tochter nach Berlin gezogen, ohne aber eine Adresse zu hinterlassen. Wie es heißt, will sich Elise dort als Erzieherin ausbilden — es war das ja immer schon ihre Idee — der einzige, welcher über die Verschwundenen Auskunft geben könnte, ist unser Pfarrer, und dieser ist seit drei Wochen verreist, wird aber bald heimkehren."

Der junge Mann wandte sich an den Pfarrer. Es dauerte lange, bis dieser antworten konnte, um — jede Auskunft über den Verbleib Elisens zu verweigern.

„Stören Sie nicht die mühsam errungene Fassung eines Mädchens, das in einem einmal gefaßten Beschlusse mit eisenfester Zähigkeit beharrt, und den Frieden einer Mutter, die Schweres genug schon erduldet hat", schrieb der Geistliche, der, vielleicht mit schwerem Herzen, sein Wort gegeben hatte, den Aufenthalt der Frauen nicht zu verrathen.

Leben, menschlich leben, heißt Pflichten erfüllen, und Reinhold Richter hatte deren genug, sonst hätte er sich dumpfer Verzweiflung hingegeben. Er arbeitete rastlos, aber ohne die rechte Schaffensfreude wiederzufinden, von der er zuvor erfüllt gewesen; er kam seinen Pflichten als Sohn so gewissenhaft nach als er vermochte, aber das rückhaltslose gegenseitige Vertrauen, welches zwischen ihm und der Mutter früher bestanden hatte, war dahin.

* * *

Zwei Jahre waren verflossen, als Reinhold sich wieder auf der Reise nach Dohlenstädt befand, um auf Wunsch der Mutter — dem Leichenbegängnisse des alten Landgraf beizuwohnen. Ein Herzschlag hatte dem Leben des Greises ein Ende gemacht. Wohl kam dem Reisenden, als er von fern die Thürme des gräflichen Schlosses blinken sah, der Gedanke an sein begrabenes Glück, aber er trug keinen Groll gegen den Mann mehr im Herzen, welcher den ersten und vernichtenden Stoß dagegen geführt hatte und dem nun selbst die Glocken zu Grabe läuten sollten. „Der Tod gleicht vieles aus", hatte der alte Holzhauer ihm gesagt, und er merkte es an sich selber. Er war ernster geworden in den zwei Jahren, viel-ernster.

Schon am Morgen nach dem Begräbnisse wollte er wieder abfahren. Der altersschwache Einspänner, welcher ihn von der Stadt hergebracht, hatte in der Dorfschenke ausgespannt. Als er sich dieser näherte, bemerkte er, daß etwas außergewöhnliches vorgehen müsse; eine Gruppe von Bauern umstand einen alten Mann, der sich wie unsinnig geberdete, bald heftig mit den Händen in der Luft gestikulirte, bald sich selbst vor die Brust schlug und sein Haar raufte. Andere suchten ihn zu beschwichtigen.

„Nein! — Nein! — Laßt mich! — Wer war der Mordbrenner? — Wer von Euch hat ein Menschenleben auf dem Gewissen, wer hat den Ruf eines ehrlichen Mannes verdorben?! — Ich! Ich! — o Gott, und meine Augen haben mich betrogen, meine Augen. Ich hätte beschworen, daß er es gewesen war, und ich ging hin und sagte es ihm, und er hat sich das Leben genommen, weil er der neuen Schande entgehen wollte! Und nun war's doch ein anderer! — O Gott, o Gott, ich überlebe selbst meine Schande nicht lange!" Und der alte Mann fing wieder an zu toben wie zuvor.

Reinhold hatte ihn erkannt, es war Rhodewald, der Holzhauer; er verstand auch, wenn schon unvollkommen, den Sinn der verworrenen Rede. Bleich und ernst trat er der Gruppe näher. Der Alte blickte ihn einen Augenblick stier an, dann rief er:

„Und da, da ist auch einer, dem ich's beschworen habe, daß der Förster der Dieb war und Gott habe ich zum Zeugen angerufen! ich bin meineidig! Der alte Rhodewald — meineidig!"

Der altersgraue Mann drohte ermattet zusammenzusinken, und die Umstehenden hatten Mühe, ihn endlich zu beruhigen. Der Fremde befragte den Wirth nach dem Sachverhalt. Der Silbersteiner Franz, sagte dieser, habe vom Auslande her dem Grafen den ganzen Betrag der einst gestohlenen Summe — sie war für den Reichen nicht einmal sonderlich hoch gewesen — zurückgesandt und gestanden, daß er der Dieb sei, daß aber der Joseph Müller, ein Bedienter, welchen der alte Graf etwa sechs Monate vor dem Schloßbrande wegen wiederholter Nachlässigkeiten entlassen und der damals einen Paß ins Ausland genommen habe, der eigentliche Urheber des Brandes gewesen sei. Der Joseph nämlich sei zunächst gar nicht nach Amerika gereist, sondern nach viermonatlicher Abwesenheit, während welcher er sich in ein paar großen Städten herumgetrieben, heimlich mit dem Silbersteiner Franz zusammengetroffen und da hätte man den ganzen Plan angelegt. In ganz unverschämter Weise habe der Franz an den gnädigen Herrn geschrieben, er sei nun eben reich genug, um die Summe entbehren zu können, die er dem Briefe beigefügt hätte. Dieser trage ein New-Yorker Poststempel, doch würde der Franz wohl pfiffig genug sein, seinen Aufenthaltsort nicht zu verrathen. Der Joseph sei drüben zugrunde gegangen.

Dem Hörer wurde bald heiß, bald kalt bei der Erzählung; er eilte aus dem Hause, direkt nach dem Schlosse. Der junge Graf selbst legte ihm das Schreiben des Burschen vor — er mochte sich die Theilnahme des Juristen am Unglück der Försterfamilie wohl aus seinem Verwandtschaftsverhältniß zu den Landgrafs erklären.

Der Betroffene empfand mit einem Male, wie unendlich leichtgläubig er damals in der Aufregung gehandelt hatte — er klagte sich unverzeihlichen Leichtsinns an — wie konnte er nur unterlassen haben, nachzuforschen, ob nicht ein anderer bei dem Verbrechen betheiligt gewesen! Was hätte näher gelegen, als die Annahme, daß gerade einer von der Dienerschaft des Schlosses der zweite Schuldige war! Und wer hatte je früher bemerkt, daß der Förster oder dessen Gattin von dem entwendeten Betrage etwas besessen hatte? Aber niemand vor ihm war ja auf solche Ideen gekommen — und doch, wie wenig mußte er zur Ueberlegung tauglich gewesen sein, als er in fieberhafter Aufregung der Aussage des alten Rhodewald blindlings geglaubt und sein eigenes Glück vernichtet hatte, vernichtet durch ein Wort, einen Schatten, ein gar nichts!

Er fuhr nach Herrnhausen — ohne den geringsten Erfolg — Frau Rochow war schon vor Jahresfrist in Berlin gestorben, das wußte der alte Pastor ihm zu sagen; wo die Tochter aber, welche im Auslande eine Stellung als Erzieherin gefunden hatte, sich aufhielt, war ihm jetzt in der That unbekannt; indessen versprach er zu schreiben, wenn er je auf ihre Spur führen könne. Von der Aufklärung, welche jene unseligen Ereignisse in Dohlenstädt gefunden hatten, war er erschüttert, aber wenig überrascht: „Ich hatte immer gehofft, daß noch einmal die Wahrheit ans Licht kommen würde und an der

Unschuld des Försters keinen Augenblick gezweifelt, obschon ich ihn nie gekannt habe."

Wie beschämt stand Reinhold Richter vor dem würdigen Prediger! Ihm war, als habe er selbst sein Todesurtheil unterzeichnet.

Er fuhr heim nach seinem Berufsorte, aber es litt ihn nicht lange dort — eine unstillbare Sehnsucht nach beständigem Wechsel erfüllte ihn, seine Thätigkeit, so sehr er sich derselben hingab, füllte sein ganzes Sein nicht mehr aus. Schon früher hatte er vielfach seine Feder fachwissenschaftlichen Interessen gewidmet, und man lobte neben seinen Ideen, vielleicht über Gebühr, die gewandte Darstellung, so daß er sich versucht fühlte, literarisch thätiger zu sein als früher, und als sich ihm zudem die Gelegenheit zu einer Reise ins Ausland bot, ergriff er dieselbe ohne Zögern — in der Heimat hielt ihn ja neben der Mutter, der er halb entfremdet war, nichts mehr.

Er blieb lange aus, fast zwei Jahre, um bald nach seiner Heimkehr einer Sterbenden die Augen zuzudrücken. Seitdem war er völlig heimatlos — unstät irrte er umher, rastlos arbeitend, genießend — für seine Mitmenschen ein Individuum wie tausend und abertausend andere, er selbst in seinem Wachen, seinem Träumen mit dem einen Bild vor der Seele: dem lieblichen Mädchenkopf mit dem braunschimmernden Haar, den kindlichen vorwurfsvoll blickenden Augen — in seinem Ohre die eine, ewige Melodie: Das Plätschern der Wellen unter der Flußbrücke bei Herrnhausen und das Geläute der nahen Klosterglocken: „ewig — veränderlich — veränderlich — ewig."

Ihre Liebe war ewig gewesen, ewig unveränderlich, sich ewig verjüngend wie das rieselnde Wasser im Flußbett — er hatte es immer geglaubt und hält fest an diesem Glauben; sein Sinn aber hatte einmal gewankt und dafür hatte er sie verloren — — für immer!

(Schluß folgt.)

Des Narren Zahnweh.

(Mit Illustration.)

Er, der toll bei Tische knackte
Nüsse süß und Mandelkern
Und in lust'ger Laune packte
Die Gebrechen seines Herrn,
Schau, nun hat er's, das vertrackte
Zahnweh und er hat's nicht gern;
Strafe ist's für das zerhackte
Lied der Fürstin von Salern.

Höhnisch floß des Witzes Galle
Ueber jene Verse schlicht,
Schlug des Spottes spitze Kralle
In der Herzogin Gedicht.
Und wie Pfeile in der Halle
Fielen Witze spitz und dicht,
Dann mit teuflisch-frechem Schalle
Lachte der durchtrieb'ne Wicht.

Schau nun hier, den Buntbehängten,
Mit der Schellen lust'gem Tand,
Den vom Zahnweh arg Bedrängten,
Einsam an des Saales Wand;
Keiner denkt des Schmerzversenkten,
Liebe hat er nie gekannt,
Nur das Söhnlein der Gekränkten
Tröstet ihn mit weicher Hand.

Ludwig Soyaux.

Neuer Dramenspiegel.

VII.

Gnädige Frau!

Zu denjenigen Dramatikern, welche weniger einen zeitgenössischen als einen posthumen Ruhm sich erworben haben, gehört Julius Leopold Klein, dessen „Zenobia“ in der Bühnenbearbeitung des erfahrenen Dramaturgen Wilhelm Buchholz mir vorliegt. Nicht gering ist die Anzahl der dramatischen Schöpfungen des zugleich als Literarhistoriker bekannten Dichters, keines aber hat sich bisher in seiner ursprünglichen Gestalt eine dauernde Stellung auf dem Repertoir des deutschen Theaters erringen können. Alle strotzen sie von geistreichen aber ins Weite gehenden Details und wachsen ins Maßloße hinaus, daß ihnen das scenische Gewand zu enge wird und hier und da Blößen zeigt. Sie bedürfen der geschickten Hand eines bühnenkundigen Routiniers und einen solchen hat das Trauerspiel Zenobia in Wilhelm Buchholz gefunden, welcher die Dichtung nicht in das Prokrustesbett der Bühnenschablone eingezwängt, sondern unter gewissenhafter Wahrung der Eigenthümlichkeiten der Klein'schen Muse und unter sorgfältiger Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen die einzelnen Theile konzentrirt und zu einem einheitlichen Bühnenwerk zusammengefügt hat. Nirgends ist der Blütenstaub der Dichtung verwischt. Das Stück behandelt den tragischen Kampf der heldenmüthigen Königin von Palmyra mit dem Imperator Aurelianus um die Unabhängigkeit ihres Reiches. Listig hat der welterobernde Römer seine feinmaschigen Netze über den König Odenath, den Gemal der Zenobia, geworfen, um vereint mit ihm den gemeinschaftlichen Feind, den verschlagenen Perser, zu vernichten und dann den Bundesgenossen selber sich zu unterwerfen. Eine echt cäsarische Maxime, eine echt römische Dankbarkeit! Zenobia durchschaut des Kaisers Pläne und deckt sie ihrem Gemal in Gegenwart der römischen Gesandtschaft auf, wird aber von dem arglosen Odenath mit freundlichen Worten zurückgewiesen. Die Königin verbindet sich nun mit den vaterländischen Edlen zu einem Aufstand wider die verrätherischen Waffengenossen ihres Gatten und läßt ihren 14jährigen Sohn Timolaus zum

König ausrufen. Im Kampfgewühle wird Odenath von seinem Neffen Mäonius, welcher in verbrecherischer Liebe zur Königin entflammt ist und selber begehrlich nach der Herrscherkrone schaut, niedergestoßen. Jetzt übernimmt Zenobia die Führung des Feldzuges gegen die Römer. Aber ihre Feldherren werden von den kriegsgewohnten Heerschaaren des römischen Imperators geschlagen und das Theuerste, was sie besitzt, ihr Sohn Timolaus wird aus der Todtengruft, wohin er sich begeben, um am Grabe seines Vaters den Göttern zu opfern, von Mäonius, dessen Liebeswerbung Zenobia mit all ihrem weiblichen Stolz zurückgewiesen hat, geraubt und den Römern zugeführt. Jetzt verzweifelt selbst Zenobia an der Rettung ihres Reiches. Gedemüthigt will sie gern dem Kaiser die Krone zu Füßen legen, nur ihren gefangenen Sohn will sie wieder besitzen, nur ihn an das gequälte Mutterherz drücken. Die Mutter ist stärker als die Königin. Zenobia begiebt sich ins feindliche Lager, um sich den geliebten Sohn auszubitten, allein Aurelianus verweigert die Herausgabe desselben und will Mutter und Sohn im Triumphzug nach Rom führen. Da erwacht ihr ganzer königlicher Stolz, blutenden Herzens giebt sie ihrem Sohne und sich selber den Tod. Sie sehen, gnädige Frau, auf welch' großartiger Grundlage die bewegenden Konflikte ruhen. Von gewaltiger Erhabenheit ist der Kampf zwischen dem Stolz der Königin und der Mutterliebe, welcher allerdings erst am Schlusse des Trauerspiels zum Ausbruch gelangt. Auch leidet die Dichtung an einem Uebermaß von Haupt- und Staatsaktionen, Botenscenen und diplomatischen Unterhandlungen, die in ihrer dramatischen Wirkungslosigkeit dem Theatererfolg leicht gefährlich werden können. Energisch und voll dramatischen Lebens ist die Sprache, welche in ihrer oft epigrammatischen Knappheit nicht selten den Eindruck der bloßen Ergänzung einer Geberde macht. Dabei ist sie von hinreißendem Schwung und reich an wahrhaft dichterischen Schönheiten. Wie rührend ist die Schilderung der todten Königin und des jungen Timolaus.

— — — — O thränenwerthes Bild!
Dahingestreckt die todte Mutter stillt
Mit Blut das bleiche Kind an ihrer Brust.

In großen scharfen Umrissen ist der Charakter der Heldin gezeichnet, deren starrer Heroismus durch die weichen Gefühle der Mutterliebe versöhnt und uns menschlich näher gerückt wird. Er ist eine dankbare Aufgabe für unsere ersten Darstellerinnen im Heroinenfach, wenn schon der Stoff des Stückes selbst unseren Interessen etwas fern liegt. Denn schließlich, was geht uns Palmyra an?

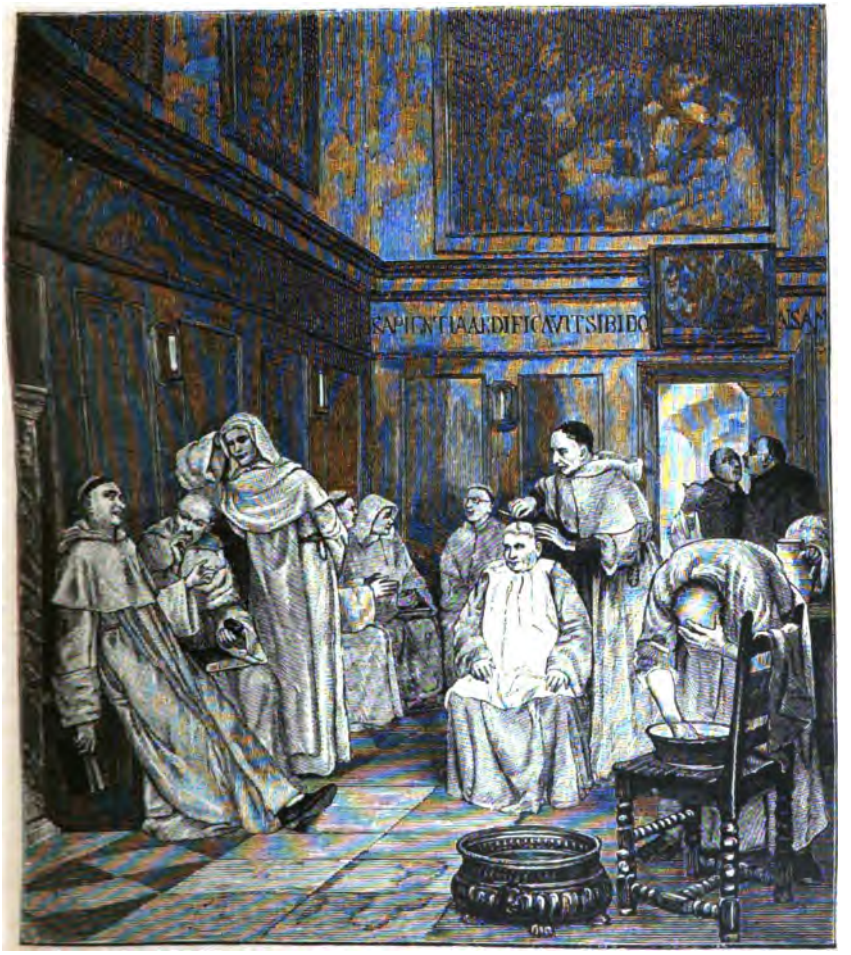
Einen historischen Stoff, welchen sich selten ein Anfänger in der dramatischen Kunst entgehen läßt, behandelt Friedrich Wilhelm Schuster in seinem Trauerspiel „Alboin und Rosimund". Bei aller Anerkennung des poetischen Talentes des Verfassers kann ich das Stück als gelungen im dramatischen Sinne nicht bezeichnen. Die ganze wohlbekannte Handlung ist von einer reckenhaftigen Gewaltsamkeit, der Frevel des Langobardenkönigs und die Blutthat der Gepidentochter sind so furchtbar und titanisch, daß es hierzu auch besonderer, fast über menschliches Maß hinauswachsender Charaktere bedarf. Statt

dessen erscheint uns hier ein schwächliches Geschlecht, ein König, der an sich als das Muster eines guten Hausvaters gelten kann und nur gelegentlich und ausnahmsweise den Barbaren spielt; eine Königin, deren ganzer Zustand auf hochgradige Nervosität schließen läßt. Es fehlt das Dämonische, das gewitterschwül und unheilvoll das Ganze umschwebt und die Personen in ein fast mythisches Halbdunkel rückt. Auch Helmichis, der Mörder Alboins, entbehrt der elementaren Leidenschaft; noch vor der That überfällt ihn eine antizipirte Reue und jammernd beklagt er den künftigen Treubruch gegen seinen Herrn, ohne daß ihn dies freilich abhält, kurz danach den wehrlosen König meuchlings zu überfallen. Durch das ganze Denken und Empfinden der handelnden Personen geht ein moderner Zug, der sich selbst im Ausdruck zuweilen nicht verleugnen läßt. Jedenfalls berührt es eigen und erinnert lebhaft an den Stil der Zeitungsnekrologe, einen langobardischen Helden von seiner „kriegerisch bewegten Laufbahn" sprechen zu hören. Andrerseits fehlen aber auch die alterthümelnden Wendungen nicht, welche uns durch die moderne Romanliteratur geläufig geworden sind, Ausdrücke wie Wunschheil, Sieggott, Liebkind, Meinthat, Listrath sind nicht selten, ja selbst mit der Waberlohe muß sich die Liebesleidenschaft vergleichen lassen. Nicht unaufdringlich und mehr zur epischen Darstellung geeignet, erscheint eine Fülle breit angelegter Kulturbilder aus der geschilderten Zeit, welche der Handlung ein historisches Relief verleihen sollen, die dramatische Entwickelung derselben jedoch wesentlich aufhalten. So wird die Hochzeit einer Langobardenprinzessin in Kleinmalerei vorgeführt, ferner gehört der Sänger, der Minnetrank und der Umtrunk in dieses Kapitel. Auch enthält das Drama nicht wenig einfache Erzählung, welche nicht dramatisch in die Handlung verflochten ist, sondern Rohstoff bleibt und bloß dem Publikum zum besseren Verständniß der Motive und Geschehnisse dient, während sie den Betheiligten nur Allbekanntes zu bieten imstande ist. Unwillkürlich muß man dabei an die Prologe der alten Dramen denken, in welchen der Schauspieler unter höflichen Verbeugungen den Zuhörern die Exposition des Stückes vortrug. Ebensowenig fehlt der Dichtung die bekannte belauschte Unterhaltung, ein verbrauchtes und dabei durchaus unkünstlerisches Mittel, welches sich bloß noch der Errettung der Heldin durch den Helden im Romane ebenbürtig an die Seite stellen läßt. Auffällig erscheint ferner eine gewisse Aengstlichkeit, welche der Verfasser deswegen hegt, daß das Publikum etwa über die Motive seiner Helden im unklaren bleiben könne. Fast vor jeder bedeutsamen Handlung werden die Beweggründe zu derselben von den agirenden Personen auseinandergesetzt, so daß diese gewissermaßen ein Programm ihrer späteren Thätigkeit entwerfen. Einer solche Enthüllung der Absichten und Ziele haftet eine gewisse Unfertigkeit und Ungeschicklichkeit an, man merkt die Absicht und wird verstimmt. Die dramatische Handlung zeugt für sich selbst, für ihre inneren Gründe und ihre Zwecke, sie ist ihr eigener Kommentar und zerbricht die Kunstform, sobald sie sich einer anderen Interpretation bedient. Alsbald wird der Dichter hinter seinen Figuren sichtbar und diese lassen sich mit jenen Gestalten auf den mittelalterlichen Gemälden vergleichen, denen der Maler zur Erläuterung der Situation beschriebene Zettel in den Mund gab. Auch

will mir die dramatische Behandlung des den Höhepunkt des Trauerspiels bildenden Gattenmordes nicht ganz gelungen erscheinen. Hier, wo man den entfesselten Sturm der wildesten Leidenschaften erwartet, findet man nüchterne Ueberlegung, kalte Berechnung, Raffinement. Rosimund, durch den höhnischen Zutrunk Alboins aus ihres Vaters Schädel aufs tiefste verletzt und gereizt, faßt den Entschluß, ihren Vater an dem Gatten zu rächen. Finstere Mordgedanken steigen in ihrer Seele auf und nehmen ihr ganzes Denken gefangen. Aber es erfolgt keine vernichtende Explosion ihres Hasses und Rachegefühls, besonnen erwägt sie Mittel und Wege zum Ziel zu gelangen. Sie bedarf eines Helfers, eines willfährigen Werkzeugs in der Hand ihres verderblichen Zornes, einen Mann, der vor dem entsetzlichsten Frevel nicht zurückschaudert. Aber wo einen solchen finden? Bald ist Rath geschafft. Rosimund besinnt sich jetzt, daß Helmichis schon längst ein Auge auf sie geworfen hat. Freilich ist er der Schildträger des Königs und der Mannen Treuster. Aber — „treu sind sie alle — bis sie's nicht mehr sind", meint Rosimund und verräth dabei ziemlich blasirte Anschauungen. Und wie ihn bannen? Durch die Gewalt der Liebe. Diese soll Verrätherin an der Treue werden. Die Königin läßt sofort den Schilpor vor sich rufen, sie entwickelt all' ihre gefährliche Koketterie und bald hat sie den sinnlichen Mann mit ihren Reizen bethört, daß er fast willenlos gelobt, den Mord zu vollführen. Dabei ist er allerdings noch vorsichtig genug, gewissermaßen auf Sicherstellung des verheißenen Liebeslohnes zu dringen. Das ist ein Ueberlegen, Vernünfteln und Deuten, wie es dem großen Stil der Tragödie nicht mehr entspricht. Und je voller das Pathos tönt, um so drastischer wirkt der Inhalt der Rede und Gegenrede. Nicht leidenschaftliches Begehren ist es, welches den verrätherischen Bund besiegelt; es ist ein Handel, bei welchem jede Partei den Preis ihrer Waare möglichst in die Höhe zu treiben bestrebt ist. Es erinnert dies mehr an das französische Intriguendrama, als an den großen Faltenwurf der historischen Tragödie. Die Blutthat selber ist nach berühmten Mustern hinter die Scene verlegt. Wenn die griechischen Tragiker hierzu aus scenischen Rücksichten und aus einer gewissen heiligen Scheu veranlaßt wurden, so sieht der moderne Dramatiker in der Verrückung derartiger Handlungen ins Dunkle und Geheimnißvolle ein wirksames Mittel, der angeregten Phantasie seines Publikums einen möglichst breiten Spielraum zu lassen und die dramatische Wirkung ins Unendliche zu steigern. Schiller zumal hat sich des öfteren dieses Mittels bedient, am wirksamsten sicherlich in Maria Stuart und Wallenstein. Im vorliegenden Trauerspiel wird der Erfolg allerdings wesentlich durch die allzu sehr ins Detail gehende nachträgliche Schilderung der Mordthat beeinträchtigt. Nach vollendeter That stehen sich nun Rosimund und Helmichis rathlos gegenüber. Jetzt halten sie „reifliche Berathung, die dringend noththut. Da sie aber zu einem besseren Entschlusse nicht gelangen, so folgen sie dem Rathschlag eines treulosen Sklaven und fliehen nach Ravenna zum römischen Exarchen, welcher sie beide freundlich aufnimmt, um sich selber in Rosimunds Gunst zu setzen und des verhaßten Nebenbuhlers Helmichis sich zu entledigen. Rosimund reicht ihrem lästig gewordenen Helfershelfer Gift, trinkt dann aber selbst zur

Sühne für ihre Freveltaten vom tödtlichen Saft. Ihnen folgt unser Bedauern in die bessere Welt. Nicht ungeschickt ist der Charakter der alten Rumetrud, der einstigen Pflegerin Rosimunds, angelegt. Fest hält sie inmitten ihrer christlichen Umgebung an ihrem alten heidnischen Glauben, inmitten der Langobarden an ihrem angestammten Volke der Gepiden, nicht selten erhebt sich ihre finstere Gestalt zu einer imponirenden Größe. Das hält sie freilich nicht ab, nach alter Frauen Art Geheimnisse auszuplaudern und die Ermordung Alboins auf den Straßen mit lauter Stimme zu verkünden, so aber ihre geliebte Herrin in die größte Gefahr zu versetzen. Zu rühmen ist die Sprache des Trauerspiels, sie zeugt von einer großen poetischen Begabung des Verfassers. Auch will ich nicht unterlassen, Ihnen, gnädige Frau, mitzutheilen, daß das Stück bereits in zweiter Auflage erschienen ist und sich als Buch mithin viele Freunde erworben haben muß. Dadurch wird aber mein Urtheil über seinen dramatischen Werth nicht geändert, das ich um so rückhaltloser aussprechen zu dürfen glaubte, als die dichterische Begabung des Autors zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Das Gleiche läßt sich vom Verfasser der „Herzoge zu Bayern-München" schwerlich behaupten. Der anonyme Autor, H. S., nennt sein Werk bescheiden einen dramatischen Versuch und er hat Recht mit dieser Bezeichnung. Derselbe behandelt das tragische Liebesleben der schönen Augsburger Baderstochter Agnes Bernauer, deren lichtblondes Haupt von dem Glorienschein des Märtyrerthums der Liebe umflossen ist. Das alte wehmüthige Volkslied vom Königssohn und dem einfachen Mädchen aus dem Volke klingt durch ihr ganzes Leben, eine stilltraurige Melodie von kurzem Minneglück und bitterem Herzeleid. Unter der Donaubrücke zu Straubing bewegt sich im Wirbel der Wasser noch heute ein Blutfleck der Geschichte hastig hin und her und bezeichnet jene Stelle, wo die unglückliche Gattin des Herzogs Albrecht von Bayern ihr junges Leben lassen mußte. Die Liebestragik der schönen Bernauerin ist schon oft von berufenen und unberufenen Dichtern zum Gegenstand der dramatischen Behandlung gemacht worden. Die bedeutendste unter diesen Schöpfungen ist sicherlich das Friedrich Hebbelsche Drama, welches in großen strengen Zügen, wie sie Hebbel liebte, das unselige Geschick der Augsburger Bürgerstochter darstellt. Versöhnung mit dem Schicksal darf man freilich in der Hebbelschen Dichtung ebensowenig wie in der Geschichte zu finden hoffen. Der vorliegende Versuch kann als eine Bereicherung der dramatischen Literatur nicht bezeichnet werden, er macht den Eindruck des völlig Unfertigen, der bloßen dramatischen Skizze, wenn schon bei ihm nicht bloß das Horazische „nonum prematur in annum" beobachtet worden ist, sondern nach dem Vorwort das Manuskript fast fünfundzwanzig Jahre im Pulte seines Verfassers geruht hat. Das Ganze erinnert lebhaft an eine Bilderserie mit fortlaufendem Text, von einer wirklichen dramatischen Bewegung ist nirgends eine Spur zu finden. Doch fordert das Werk in seiner titularischen Anspruchslosigkeit zu großen Erwartungen auch nicht auf. Es beginnt, undramatisch genug, mit der Vermälung des jungen Herzogs Albrecht und der Baderstochter zu Augsburg. Fast der ganze zweite Akt ist dem nutzlosen Bemühen des alten Ritters Preysing gewidmet, die junge Frau zum Rücktritt von



Kloſtertoilette.

Nach dem Gemälde von E. de Peerdt.

C

der bereits erfolgten Verbindung zu bewegen. Man wird hier daran erinnert, daß das Alter redselig ist und gern mit philosophischen Sentenzen prunkt, ist aber von Anfang an von der Nutzlosigkeit des Bemühens Preysings überzeugt. Der dritte Aufzug führt uns auf die Vohburg, woselbst sich das junge Ehepaar im tändelnden Liebesglück mit Versen wie

Ringelei, Ringelei!
Liebe verbindet
Spröbende Niete,
Von Rosen umwindet
Sie Blumenkettlein.
Ringelei, Ringelein,
Ringelei!

das Leben versüßt, während vom Hof zu München aus drohende Gefahren wie Gewitterwolken gegen die Veste heranrücken. Der Herzog Ernst läßt denn auch seine verhaßte Schwiegertochter während der Abwesenheit ihres Gemals von Vohburg nach Straubing führen und dort in die Donau versenken, selber Hand an das grausame Henkerswerk legend. Albrecht ist natürlich anfänglich untröstlich und lehnt sich gegen den tyrannischen Vater auf, bis — er sich mit ihm wieder versöhnt und beide das Andenken der verklärten Agnes in erfreulicher Eintracht feiern. Zu einer wirklichen Handlung kommt es im Stücke eigentlich gar nicht, sondern es singen und sagen die Menschen viel und begnügen sich damit. Dabei sprechen sie aber oft die einfachsten Gedanken mit einer Grandezza des Ausdrucks aus, daß man gar nicht mehr glauben kann, es ließe sich ein simpler Sinn so schwierig umschreiben. Der Vers selber ist ungelenk und führt zuweilen zu ganz eigenartigen Wendungen. Als Beispiel sei folgender aufgeführt:

„Heut zieh' ich von Euch und ich seh' Euch nie,
Im Glücke niemals, nie mehr wieder je."

So klagt Agnes beim Verlassen des elterlichen Hauses und weiß ihrem Schmerze durch die Steigerung nie, niemals, nie mehr wieder je, einen sinnigen Ausdruck zu verleihen. Eigen berühren auch die Strophen, in welchen der alte Preysing seine Empfindung über die Erfolglosigkeit seiner verspäteten Warnung ausklingen läßt und welche sämmtlich mit dem Ausrufe beginnen:

Wehe! weh mir! ach weh mir doch! weh!

Der Alte macht wirklich einen bedauernswerthen Eindruck. Auch kann ich mir nicht versagen, Ihnen zu Ihrer reichhaltigen und zum Theil recht amusanten Sammlung von Schilderungen geliebter Frauen aus vorliegendem Versuche einen kleinen Beitrag zu verehren. Wie sagt doch Albrecht von Agnes?

„Du, mir die Kammer meines
Herzbluts, zu der mein Athmen und Pulsiren
Drängt! Mein Herzblut selber, Carneol, Smaragd,
Sephir, Du sonniger Opal, Seele
Meines gegenwärt'gen und zukünft'gen
Wünschens und Wirkens, holder Ephen um
Meinen Stamm!"

Genügt Ihnen das, gnädige Frau? Und erkennen Sie, wenn Sie das alles zusammensetzen, nicht die schöne Bernauerin wieder?

Einen scharfen Gegensatz zu dem genannten Tragödienversuch bildet, was den stofflichen Reiz der Handlung anlangt, das Trauerspiel „Beatrice" von A. Georgi, einem Neffen des verdienstvollen Schulze-Delitzsch und dessen Manen gewidmet. Das Stück ist reich an spannenden Momenten und zeugt von nicht geringer dramatischer Begabung des Verfassers. Nur baut es sich auf etwas allzu romanhaften Prämissen auf und setzt ein sehr leichtgläubiges Publikum voraus.

Beatrice, die jüngste Tochter des neugeadelten Bankiers von Schönfeld, die gefeierte Schönheit des großen Salons, hat zu dem jüdischen Rechtsanwalt Ludwig Reden eine unüberwindliche Neigung gefaßt. Feurig wie ihre Diamanten ist auch ihre Liebesleidenschaft. Reden hat durch einige glänzend geführte Monstreprozesse sich hohes Ansehen erworben und erhält, zumal man ihm eine große Zukunft verheißt, vom alten Schönfeld das Jawort zur Verbindung mit dem geliebten Mädchen. Inzwischen hat aber auch der junge Graf von Rothenstein, offenbar ein Vetter des bekannten Grafen von Luxemburg, das leicht empfängliche Herz an den schönen Augen der reichen Bankierstochter verbrannt. Er versichert sich der Freundschaft des Schwagers seiner Angebeteten, des Barons Woldau, und wirbt, durch diesen unterstützt, übrigens mit der Neigung Redens, dessen Klient in einer verwickelten Erbschaftsangelegenheit er ist, unbekannt, bei dem Vater um die Hand des liebreizenden Mädchens. Schönfeld überlegt, die Grafenkrone blendet ihn mit ihrem hocharistokratischen Glanze, das Wechseln ist ihm von seinem Beruf her geläufig, so ändert er seine Ansicht über seinen zukünftigen Schwiegersohn und sagt dem Grafen Gunst und Besitz Beatricens zu. Die sentimentale Schwäche, die Neigung der Tochter selbst zu berücksichtigen, ist dem eitlen Geschäftsmann natürlich fremd. Jetzt gilt es, die schon gegebene Zusage Reden gegenüber zurückzunehmen und die Verbindung desselben mit Beatrice zu hintertreiben. Woldau findet sich bereit, die Intrigue in die Hand zu nehmen. Nachträglich wird nun im Vertrauen auf den festen Charakter Redens als stillschweigend gesetzte Bedingung zur Verehelichung der Uebertritt desselben zum Christenthum verlangt. Reden weigert sich, diese Bedingung zu erfüllen, nicht aus religiösen Bedenken, sondern weil ihm der Proselyt ohne Ueberzeugung ehrlos erscheint, und flieht mit der Geliebten nach Schottland, woselbst er mit ihr die Ehe eingeht.

Freilich in der felsigen Einöde des rauhen Berglandes, mit ihrem Gatten und ihren Gedanken allein, fühlt sich die junge Frau zuweilen recht unglücklich, sie sehnt sich nach der Heimat und bereut ihre Flucht aus dem glänzenden Elternhaus. Um so erfreuter ist sie über den plötzlichen Besuch ihres Vaters, der ihre Spur verfolgt hat und sie in Abwesenheit ihres Gemals und unter der Betheuerung, daß derselbe bald nachkommen werde, aus Schottland über Paris und Aegypten in das Elternhaus zurückführt in die Arme des schmachtenden Grafen, der aber selber von dem schmählichen Betruge keine Kenntniß hat. Man spiegelt der leichtgläubigen jungen Frau vor, daß

Reden auf der Heimreise in Paris gestorben sei, und die vermeintliche Wittwe giebt endlich, vor Schmerz fast willenlos, den stürmischen Werbungen des jungen Grafen nach. Der Tag der Trauung auf Schloß Rothenstein wird angesetzt, schon klingen die Hochzeitsweisen lustig durch den alten Ahnensaal, da erscheint Reden, welchen die Erbschaftsangelegenheit des Grafen auf das Schloß führt, unvermuthet in der glänzenden Versammlung, er verlangt sein Weib zurück und tödtet, freilich ohne es zu wollen, den Bräutigam seiner Frau im Zweikampf. Beatrice, welche in dem Todten, der auf das Schloß getragen wird, den geliebten Gatten zu erkennen glaubt, trinkt Gift und an ihrem brechenden Herzen sinkt der erschütterte Reden nieder, noch in die erstarrende Hände Beatricens den Schwur legend, sein ganzes Leben dem Kampf für die Wahrheit zu weihen. Dann stellt er sich selber dem Gerichte. Die Handlung ist phantastisch, wie die Formen der Berge Schottlands, die in das Stück hineinragen, die gewöhnlichsten Romantitel wie Entführung und Duell fehlen nicht, auch leidet das Trauerspiel an einer Menge von Unwahrscheinlichkeiten, zugleich psychologischer Art, welche Ihnen, gnädige Frau, nicht entgangen sein werden. Ebensowenig weichen die Charaktere von der üblichen Theaterschablone ab, höchstens könnte die Leichtgläubigkeit der betrogenen Beatrice originell erscheinen. Sie lächeln, gnädige Frau, ich meine auch nicht im besten Sinne. Trotzdem kann man aber selbst beim schlechtesten Willen dem Stücke ein gewisses dramatisches Geschick nicht absprechen.

In dem Lustspiel „Um Kopf und Herz“ behandelt Lothar Clement die Heilung eines durch die Philosophie verdorbenen Dichters und dem harmlosen Lebensgenuß entfremdeten Menschen. Der mächtige Arzt heißt, wie schon der Titel andeutet, Liebe. Das Stück ist eine moderne Paraphrase des Paulinischen Wortes: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“. Hermann, der Sohn des Justizrathes Schilling, hat sich in den Tiefen der Wissenschaft verloren, die innere Befriedigung darin aber nicht gefunden. Jeden Vorgang des Lebens, jede Regung des Herzens zergliedert er mit kaltem Verstande, ohne dabei der menschlichen Empfindung in irgend welcher Weise Rechnung zu tragen. Die Schönheit der Rose möchte er nach den Gesetzen der Logik definiren, die verwelkte Blume ist eine traurige Antwort auf seine Fragen. Die wahre Lebensfreude, welche dem Gemüthe entspringt, wird ihm durch die einseitige Verstandsthätigkeit verkümmert. Allein dieser Zustand ist bei ihm zum Glück ein bloßes Krankheitsstadium, noch ist ihm nicht das Herz durch den Kopf getödtet. An der Hand einer entfernten Verwandten, Hedwig, welche im Hause seines Vaters Aufnahme gefunden hat, wird er ins heitere Leben zurückgeführt. Ahnungslos gehen sie beide nebeneinander, bis Hermann in der dichterischen Darstellung seiner eigenen Entwickelungsgeschichte sein Herz und darin die Liebe zu Hedwig entdeckt. Dieses Blindekuhspiel der unbewußten Liebe ist mit einer reizenden Naivetät geschildert, zugleich ist Hedwig ein ingénue der besten Art. Das Stück, welches an mit der Handlung verpflochtenen Episoden reich ist, hat eine glückliche Idee und erinnert in dieser an das Ernst Wichertsche Drama „Die Realisten“.

Ein vorzüglicher Lustspielcharakter ist der alte Justizrath Schilling, welcher stets recht zu haben meint und sich dabei thatsächlich doch stets im Irrthum befindet. „Ich weiß nicht, wie es kommt, — aber ich habe immer recht," sagt er noch am Schluß des Stückes und beweist damit, daß solchen Charakteren nicht zu helfen ist. Habe ich nicht recht? Mit Gruß

Ihr unverbesserlicher

Dr. E. Tr.

Ablösung.

Noch steht der Wald im Herbsteslaub,
Im welken, sieh', da bricht das Grün
Schon siegend durch den Moderstaub
Und die Verwesung wird zum Blüh'n.

So ist's: es kommt ein neu' Geschlecht,
Das hoffensstark und siegbereit
Uns treibt aus Haus und Hof und Recht
Und läßt uns kaum zum Sterben Zeit.

D. Saul.

Luftschiffahrt.

„Wie ein Frühlingsvogel leben,
In den Lüften möcht' ich schweben" —

So alt ein fröhliches Herz in eines Menschen Brust, so alt wohl ist auch dieser Wunsch. Aber auch Jammer und Noth hat zu allen Zeiten, bei allen Völkern solches Verlangen gezeitigt und wie noch heute so manches liebeschmachtende Mägdlein auf Thüringens grünen Bergen ihr: „Wär' ich ein Vöglein" anstimmt, so breitete vor drei Jahrtausenden schon die chinesische Kaisertochter in den öden Steppen Mittelasiens, wohin die wilden Hiong-nu, die Vorfahren der Hunnen, sie entführten, rührender Klage voll, ihre Arme den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte, entgegen, mit ihnen heimzufliegen ins ferne Vaterhaus.

Ob man nun schon in jenen Tagen grauer Vorzeit mit ernstlichen Versuchen zur Realisirung solcher Wünsche sich beschäftigt habe, darüber ist uns Zuverlässiges nicht überliefert worden. Die Völker des früheren oder späteren Alterthums, so hoch entwickelte Kultur sie besaßen, so leuchtende Vorbilder auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst sie uns sind, sie hatten eine zu geringe Kenntniß der Natur, ihre technischen Hilfsmittel waren zu unbedeutend, als daß sie die praktische Lösung eines Problems hätten versuchen können, dessen Gegenstand sie als eine hervorragende Eigenschaft ihren Göttern zuerkannten. Wer in eitlem Ringen nach einem unerreichbaren Ziele sich abmüht, der strebe, singt Horaz, auf Fittichen, nach dädalischer Kunst mit Wachs gefügt, empor, der krystallenen Meerflut einen Namen zu geben. Aber auch die nach den finsteren Zeiten des Mittelalters allmählich wieder auflebende Wissenschaft konnte erst dann den richtigen Weg zur Lösung jener Aufgabe suchen lassen, nachdem Torizelli durch die Erfindung des Barometers die Körperlichkeit der Luft nachgewiesen hatte. Man erkannte, daß die Luft eine Substanz, eine Flüssigkeit sei, ähnlich dem Wasser, nur dünner und leichter als dieses, und das Problem des Fluges war nun in die Aufgabe übergegangen, einen Körper zu konstruiren, leichter als das von ihm verdrängte Luftquantum. Barocken Vorschlägen des Italieners Francesco de Lana und des Avignoner

Priesters Galien, die ihrerseits die torizellischen Glocken hatten läuten hören, ohne zu erkennen, wo sie hingen, folgten bald englische und deutsche Versuche mit dem neuentdeckten, leichten Wasserstoffgase, und wohl nur dem alles mit sich fortreißenden Erfolge der Gebrüder Montgolfier ist es zuzuschreiben, daß Lichtenbergs kurz vorher gelungener Versuch, einen kleinen, aus Goldschlägehaut gefertigten Ballon mittels jenes Gases zum Steigen zu bringen, unbeachtet blieb.

Die Erfindungsgeschichte des Luftballons ist so oft erzählt, die zahlreichen, größtentheils glücklich zu Ende geführten, hie und da aber auch mit einer Katastrophe abschließenden Auffahrten sind so oft beschrieben worden, daß hier nur nebenbei daran erinnert sein möge, wie der Ballon, welchen die Gebrüder Montgolfier vor hundert Jahren der erstaunten Mitwelt vorführten, seine Steigkraft durch direkte Erwärmung der in ihm eingeschlossenen Luft erhielt. Durch die Erwärmung wird diese Luft ausgedehnt, sie wird dünner und leichter als die äußere Luft und die Größe des Ballons muß so bemessen werden, daß das Gewicht desselben inkl. Füllung und Ladung kleiner ist, als das Gewicht der von dem ganzen Apparate verdrängten atmosphärischen Luft. Man nimmt bekanntlich allgemein an, daß die Montgolfiers das Wesen ihrer Erfindung gar nicht gekannt hätten; durch die an ihren heimatlichen Bergen aufsteigenden Nebelwolken seien sie auf den Gedanken gebracht worden, einen Ballon durch eine in demselben eingeschlossene künstliche Wolke zum Steigen zu bringen, hätten sich zur Bildung dieser Wolke eines mit feuchtem Stroh und Wolle unterhaltenen Feuers bedient und so, ohne es zu beabsichtigen, die Luftverdünnung erzielt. Somit wäre die Montgolfiere nicht als das Resultat angestrengter geistiger Arbeit anzusehen und der Erfinder selbst nur ein willenloses Werkzeug des Zufalls gewesen. Dem gegenüber aber findet sich in den Mittheilungen Turgans, welcher sich der Mühe unterzogen hatte, alles zu sammeln, was in den letzten fünfzehn Jahren des vorigen Jahrhunderts in Journalen, Büchern, Broschüren über die neue Erfindung geschrieben worden, daß der ältere Montgolfier in einer vor der Akademie von Lyon gehaltenen Rede erklärt, er habe nach seinen ersten mißlungenen Versuchen mit Wasserdampf, angeregt durch das eben erschienene Prießleg'sche Buch: „Ueber verschiedene Arten von Luft", Tag und Nacht mit Hypothesen über diesen Gegenstand sich beschäftigt, und plötzlich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel, sei ihm der Gedanke gekommen, daß die Einschließung eines Gases, leichter als die Luft, in eine Hülle von geringem Gewichte zur Erhebung in die Atmosphäre genügen müsse. So sei denn das Ei des Columbus glücklich auf die Spitze gestellt gewesen, und wenn die in der Folge mit dem leichten Wasserstoffgase angestellten Versuche zu den erhofften Resultaten nicht geführt, so sei dies aus der wohl zu entschuldigenden Unkenntniß der Eigenthümlichkeiten des damals kaum entdeckten Gases, dessen Bereitung noch dazu ebenso umständlich, wie schwierig und kostspielig gewesen, leicht zu erklären und daher ein Zurückgreifen auf die erste Idee und ein Festhalten derselben, nachdem ein weiterer Versuch, die betreffende Wolke durch die Verbrennung von Stroh und Wolle zu erzeugen, mit Erfolg gekrönt worden, nur zu begreiflich. Somit würde das Verdienst des Professor Charles, welcher bekanntlich wenige

Monate nach der ersten öffentlichen Vorführung einer Montgolfiere zu Annonay in Paris einen mit Wasserstoff gefüllten Ballon steigen ließ, auf die praktische Durchführung einer schon von Montgolfier gefaßten Idee zurückzuführen sein. Immerhin förderte Charles die Sache nicht wenig, da das gegen die atmosphärische Luft vierzehnmal leichtere Wasserstoffgas das Erreichen größerer Höhen bei kleinerem Ballonninhalte ermöglichte und die durch jenes Gas gehobenen Aerostaten weniger gefährlich waren, als die mit einer Feuerung versehenen Montgolfieren. Ungetheilte Bewunderung aber verdient Charles wegen der Einsicht, mit welcher er seine erste, allerdings auch einzige Fahrt vorbereitete. Die Gondel und das Netz, welches sie trägt, der Kautschuküberzug, welcher die Hülle undurchdringlich für das eingeschlossene Gas macht, das Ventil, welches ein Senken, der Ballast, welcher ein wiederholtes Heben des Ballons ermöglicht, die Anwendung des Barometers zur Höhenmessung, die Einrichtungen zum Landen, — dies alles verdankt die Aeronautik dem erfinderischen Geiste dieses Mannes.

Es ist bekannt, mit welchem ungeheuren Enthusiasmus die ersten Ballons begrüßt, wie die ersten Männer, welche dem luftigen Schiffe sich anvertrauten, Pilâtre des Rosiers, der Marquis d'Arlandes, die Montgolfiers, Charles, Robert u. a. fast vergöttert wurden. Beim Anblick der majestätisch sich erhebenden Maschine bricht die Marschallin von Villeroi in die Worte aus: „Mein Gott, diese Menschen werden noch Mittel entdecken, dem Tode zu entgehen", während Kanonen und Musketen Ehrensalven donnern, Offiziere salutirend ihre Degen senken, Soldaten die Gewehre präsentiren, Hunderttausende von Zuschauern mit unendlichem Applaus die Luft erschüttern, Festvorstellungen in den Theatern, Lorbeerkränze und Ordenszeichen die Zurückkehrenden erwarten und der Vater der Montgolfiers den Adelsbrief erhält.

Les Anglais, nation trop fière,
S'arrogent l'empire des mers;
Les Français, nation legère,
S'emparent de celui des aires!

singt man in Frankreich in patriotischer Begeisterung, aber damit auch hier das Erhabene in den Staub gezogen werde, überschüttet gleichzeitig schon Eifersucht und Neid diese Männer mit beißendem Hohne und den von England her den Kanal überfliegenden Blanchard, den der König für diese That mit einer Dotation von 12,000 Frcs. und einer Pension von 1200 Frcs. belohnt, dem die Stadt Calais ihr Bürgerrecht und ein Jahrgeld von 600 Frcs. anbietet, dem die Stadt Guines, in deren Weichbild des kühnen Seglers Luftschiff vor Anker ging, eine Ehrensäule errichtet, ihn nennen mißgünstige Spötter le don Quichote de la Manche!

Legt man sich heute, nachdem ein volles Jahrhundert seit jenen Tagen vergangen, die Frage vor, ob jene große Begeisterung eine gerechtfertigte gewesen, ob die Erfindung des Luftballs dem Menschengeschlechte die erwarteten Vortheile gebracht, so muß dieselbe allerdings verneint werden; aber der Muth jener Männer, mag er auch hie und da mit Phantasterei und Abenteuersucht gepaart gewesen sein, wird für alle Zeiten bewunderungswürdig bleiben. Es war unzweifelhaft ein großer Gedanke, die unlösbar scheinenden Bande, mit welchen die

Schwerkraft den Menschen an die Erde fesselt, so daß er auf dem Boden des allseitig ihn umgebenden Luftmeeres seine Tage zu verbringen verurtheilt ist, zu brechen und sich aufzuschwingen in die lichtvollen Wogen desselben, mit dem Wahlspruch: „Nec soli cedo!“ zum Aether hinauf.

Die ersten Versuche zur praktischen Anwendung der Luftschifferei gelangten bekanntlich schon zur Zeit der ersten französischen Revolution zur Ausführung. Es wurde zu Meudon eine Aeronautenschule etablirt, ein Bataillon des Aerostiers ausgerüstet und von diesem zahlreiche Rekognoscirungsauffahrten während der Kriege in Belgien, am Rhein und in Aegypten unternommen. Nach Turgan berichtet hierüber der Oberst Loutelle von den Aerostiers, daß die eigenthümlich rasche und großartige Kriegsführung Napoleons solcher Hilfsmittel sich nicht wohl mit Vortheil habe bedienen können. Die Anstalt in Meudon sei daher später nicht mehr militärisch benutzt worden, obschon man sie noch bestehen ließ, bis sie infolge eines unglücklichen Zufalls ganz aufgehoben wurde. Bei dem Feuerwerke am Krönungstage Napoleons sei ein großer, mit einer aus farbigen Glaskugeln hergestellten Kaiserkrone geschmückter Ballon entflogen, Tags darauf schon nach Rom gelangt und hier, nachdem er eine Weile am Grabmal Neros gehangen, in den See von Bracciano gefallen. Die zahlreichen hierdurch veranlaßten guten und schlechten Witze hätten den Kaiser so verdrießlich gestimmt, daß er, alle Ballons verwünschend, die Schule in Meudon aufgehoben habe.

Dieser Zeitpunkt bezeichnet zugleich den beginnenden Verfall der Luftschifferei. Die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Auffahrten arten immer mehr zu spekulativen Schaustellungen der gewöhnlichsten Art aus und nur die Godard und Green, die Coxwell und Nadar können noch Anspruch auf den Namen tüchtiger Luftschiffer machen. Green war es auch, der zuerst das theuere Wasserstoffgas durch das Steinkohlenleuchtgas ersetzte. Dieses letztere ist zwar nur 2 bis $2^1/_2$-mal leichter als die atmosphärische Luft, erfordert daher größere Ballons, ist aber bei weitem billiger und infolge der allgemeinen Einführung der Gasbeleuchtung überall leicht zu beschaffen. Die sich häufenden Vorschläge zu neuen Konstruktionen namentlich auch lenkbarer Luftschiffe zeigen immer mehr das Gepräge reger Projektenmacherei und rühren entweder von Betrügern her, die nach dem Vorbilde der früheren Goldmacher ihre Pläne gegen Vorausbezahlung zu verwerthen suchen, oder von Schuhmachern, Schneidern, Schlossern, pensionirten Offizieren, Geistlichen, also von Leuten ohne technische wissenschaftliche Vorbildung. So wurde vor wenigen Jahren sogar das preußische Kriegsministerium von dem Amerikaner Scott hinters Licht geführt und der letztere behufs Durchführung seiner Luftschiffahrtsprojekte wochenlang auf einem der prinzlichen Schlösser beherbergt. Im Sommer 1879 ließ ein Pastor Fischer sich ein neues Luftschiff patentiren, welches nach seiner eigenen Kundmachung so einfach sein sollte, daß er sich wunderte, es nicht längst von anderen gefunden zu sehen. Der Erfinder fügte hinzu, daß man eine so rasende Geschwindigkeit werde erreichen können, um selbst den schnellsten Vogel im Fluge zu überholen, und die Zeit werde nicht fern sein, da jede größere Stadt ihre Station für

regelmäßige Luftschiffahrt besitze. Man hat aber von der Einrichtung solcher Stationen bisher ebenso wenig etwas gehört, als von dem Erfolge der brillanten Erfindung eines Herrn Kaufmann, welche aus einer Flugmaschine mit mehreren angehängten Waggons bestehend zur Ausführung einer Luftfahrt über den Ozean um so mehr geeignet sein sollte, als sie, falls ja einmal die Flugkraft erlahmen würde, sich auf das Wasser niederlassen und als Dampfschiff die Reise fortsetzen konnte, um drüben in Amerika angelangt, als Lokomotive vergnügt weiter zu dampfen. So tauchen auch heute noch fortwährend in den Zeitungen Nachrichten auf, daß nun endlich das viel umworbene Projekt gelöst sei; entweder aber werden solche Nachrichten kurze Zeit nachher widerrufen, oder man hört gar nichts mehr von ihnen, weil eben die ersteren größeren Versuche das Unhaltbare des neuen Systems dargethan.

Erst der letzte deutsch-französische Krieg bezeichnet den Beginn einer neuen Aera auf dem Gebiete der Luftschifferei. Bei der viermonatlichen Belagerung von Paris wurde von den Luftballons zu politischen, militärischen und postalischen Zwecken eine ausgedehnte Anwendung gemacht. Vierundsechzig Ballons verließen während der angegebenen Zeit die eingeschlossene Stadt, an 100 Passagiere, unter ihnen auch den Diktator Gambetta, sowie etwa drei Millionen Briefe und 300—400 Brieftauben im Gewichte von etwa 9000 Kilogramm mit sich führend. Die Ballons hatten die schon von Charles angegebene Einrichtung. Große kugel- oder birnförmige Säcke aus Seide oder Leinwand werden mit einem geschmeidigen Firniß luftdicht gemacht und mit einem dichten Netzwerk von Stricken, an welchem gleichzeitig die Gondel hängt, umgeben. Am oberen Ende des Sackes ist ein Ventil angebracht, welches durch eine Feder geschlossen wird, aber mittels einer Zugleine, welche bis in die Gondel reicht, beliebig geöffnet werden kann. Sand als Ballast, Kompaß und Barometer zur Richtungs- und Höhenbestimmung, Seile und Anker zum Landen vervollständigen die Ausrüstung.

Der Weg, den ein solcher Ballon einschlägt, ist gänzlich von der Richtung des herrschenden Windes abhängig und dem Luftschiffer steht kein anderes Mittel zur Verfügung, bestimmend auf denselben einzuwirken, als durch abwechselndes Steigen und Sinken, welches er durch Auswerfen von Ballast oder Oeffnen des Ventils bewerkstelligt, eine geeignete Luftströmung aufzusuchen, deren mehrere häufig in verschiedenen Höhen nach verschiedener Richtung gehen. Immerhin ist es aber sehr fraglich, ob eine passende Strömung angetroffen wird und bei dem beständigen Hin- und Herschwanken, sowie bei den oft eintretenden Drehungen des kugeligen Ballons ist ein Beurtheilen der eingeschlagenen Richtung mittels des Kompaß äußerst schwierig. Auch ist das abwechselnde Steigen und Sinken wegen des sich hierdurch erschöpfenden Vorraths an Ballast und Gas nicht willkürlich oft zu wiederholen.

Diese Unsicherheit in der Richtungsbestimmung war denn auch Veranlassung, daß von den Pariser Ballons zwei geraden Wegs nach Deutschland ihren Flug nahmen und hier bei Dillenburg und Rotenburg landeten. Drei andere fielen in Frankreich in die Hände der deutschen Okkupationstruppen, einer gelangte nach fünfzehnstündiger Fahrt nach Norwegen, einer fiel ins Meer und der Führer ertrank, ein

letzterer endlich verschwand spurlos und wird wohl auch im Meere verunglückt sein.

Es mag bei dieser Gelegenheit noch darauf hingewiesen werden, daß die Gefahren der Luftschiffahrt keineswegs so bedeutend sind, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Allerdings hat der Gedanke, in einem so gebrechlichen Fahrzeuge ein Spiel der Winde zu sein, etwas ungemein abschreckendes und irgend jemand hat sich zu dem Ausspruche bewegen lassen, daß eine kühnere That, als einem Ballon sein Leben anzuvertrauen, ohne ein Glas über den Durst getrunken zu haben, kaum gedacht werden könne. Die Erfahrung lehrt aber, daß der mit Muth und Geistesgegenwart begabte Luftschiffer auf seinem mit thunlichster Sorgfalt ausgerüsteten Schiffe kaum von größeren Gefahren bedroht werde, als sie auch anderen Transportmitteln eigen sind. Kommen doch auf etwa 4000 Luftreisen, welche bisher ausgeführt sein mögen, kaum mehr als 16 Todesfälle, von welch letzteren nicht wenige entweder durch gänzliche Untauglichkeit der Apparate oder durch sträflichen Leichtsinn veranlaßt wurden.

Die in Paris erzielten immerhin nicht unbedeutenden Erfolge erweckten aufs neue das allgemeine Interesse für die Luftschifferei; es wurde infolge dessen der ganzen Angelegenheit, namentlich auch der Frage, ob neben der Erhebung in die Atmosphäre auch eine bestimmte Bewegungsrichtung erzielt werden könne, wiederholt eine eingehende Behandlung seitens namhafter Ingenieure zutheil, und es ist dieselbe hierdurch ohne Zweifel in ein ganz neues Stadium der Entwickelung eingetreten.

Um den hierauf bezüglichen Untersuchungen, soweit dies für die beabsichtigte kurze Darstellung zulässig erscheint, folgen zu können, vergegenwärtige man sich zunächst, daß die Atmosphäre einem großen Ozean zu vergleichen ist, angefüllt mit einer Flüssigkeit, welche von dem Wasser durch große Leichtigkeit — Wasser ist ziemlich 800 mal schwerer als die Luft — und durch große Elastizität sich auszeichnet. Ein Aufsteigen in diesem Luftmeere wird zu ermöglichen sein entweder nach Art der Fische, welche die Fähigkeit besitzen, ein ihnen eigenthümliches Organ, die Blase mehr oder weniger mit Luft zu füllen und dadurch ihren Körper leichter zu machen, als Wasser, d. h. zu schwimmen, oder nach Art der Vögel, welche vermöge der beim Flügelschlage geleisteten mechanischen Arbeit sich zu erheben, d. h. zu fliegen vermögen. Dem Schwimmen würde das Aufsteigen mittels des Ballons, dieser selbst der erwähnten Blase entsprechen, während zum Fliegen der Mensch mit einem Flügelapparate oder einem ähnlichen Bewegungsmechanismus ausgerüstet werden müßte.

Die Ungefügigkeit der Ballons, ihre Kostbarkeit, und der ungeheuere Widerstand, welchen dieselben, wie später gezeigt werden soll, der schnellen Bewegung durch die Luft ihrer Größe wegen entgegensetzen, lenkte zunächst die Aufmerksamkeit der Ingenieure auf die Flugapparate und namentlich in England scheint man jetzt die Ballons ganz außer Acht zu lassen und nur die Frage der maschinellen Erhebung in die Luft zu ventiliren. Demgegenüber hat sich wohl schon jetzt in Deutschland die Ueberzeugung gebildet, daß die Flugapparate niemals zu praktischer Brauchbarkeit gelangen werden. Man ging bei den be-

treffenden Untersuchungen von einer Betrachtung des Vogelfluges aus, ermittelte die zwischen dem Körpergewichte der Vögel und der von den letzteren beim Horizontalfluge geleisteten mechanischen Arbeit bestehenden Relationen und gelangte so zu einfachen mathematischen Ausdrücken für das Verhältniß dieser beiden, die Möglichkeit des Fliegens bedingenden Faktoren. Wenn auch die betreffenden Zahlen noch wenig Uebereinstimmung zeigen, theilweise sogar um volle hundert Prozent schwanken, da jenes Verhältniß z. B. für die Kräfte bald zu $^1/_9$ bald zu $^2/_9$ angegeben sich findet, so wies doch Hädike nach, daß ein Mensch, welchen man mit einem Flügelapparate ausgerüstet habe, der bei 400 Quadratmeter Flügelfläche inklusive Vorgelege und Mann nur 90 Kilogramm wiege, zum Horizontalfluge eine Arbeit von 124 Sekundenkilogrammeter*) verrichten müsse, während ein sehr kräftiger Mensch höchstens etwa 15 Sekundenkilogrammeter zu leisten vermag. Unter Zugrundelegung der menschlichen Muskelkraft aber berechnet Hädike die für den Horizontalflug erforderliche Flügelfläche zu 9854 Quadratmeter, sodaß also für den Erdbewohner die Möglichkeit, aus eigener Kraft sich durch die Lüfte zu schwingen als ausgeschlossen endgiltig angesehen werden könnte.

Anders gestaltet sich freilich die Frage, wenn für die Muskelkraft des Menschen eine elementare substituirt wird. Unter Annahme eines Gewichts von 300 Kilogramm für Flugmaschine und Führer berechnet derselbe Autor für einen zehnpferdigen Motor eine Flügelfläche von 800 Quadratmeter, welche er in zwanzig Flügelpaare von 10 Meter Länge und 2 Meter Breite zu theilen vorschlägt. Erscheinen nun auch solche Dimensionen nicht als unmögliche, so wird doch die Frage, ob es möglich sein würde, einen derartigen Apparat, den Führer mitgerechnet, im Gewichte von 300 Kilogramm herzustellen, wie Hädike mit Recht hinzufügt, erst dann endgiltig bejaht werden können, wenn die Konstruktion der Maschine, bei welcher dann das Schmiedeeisen vielleicht durch Aluminium, das Gußeisen durch Glas ersetzt werden könnte, zur Thatsache geworden. Immerhin bleibt nicht ausgeschlossen, daß dem Ingenieur der Zukunft eine fortgeschrittene Technik noch vorzüglichere Materialien zur Verfügung stellt, ja, daß es gelingt, der Natur ein neues Geheimniß abzulauschen, ihre ewigen Kräfte in vollkommenerer Weise in nutzbare Arbeit umzusetzen, als dies durch die jetzt bekannten Maschinen möglich ist.

Sehen wir nun schon bei so weit gehenden Anforderungen an den menschlichen Erfindungsgeist uns genöthigt, das Problem einer Flugmaschine als ein utopisches zu bezeichnen, so müßte doch, sollte je die Lösung gelingen, die praktische Verwendbarkeit eines derartigen Mechanismus aus dem Grunde angezweifelt werden, weil jeder Bruch irgend eines Konstruktionstheils die treibende Kraft erlahmen lassen und den ganzen Apparat herabstürzen würde, wie das tödtliche Blei des fernhintreffenden Rohres den in seinem Elemente sich wiegenden Aar herniederschmettert.

Ist somit von den Versuchen, nach Art der Vögel durch die Luft

*) Ein Sekundenkilogrammeter ist das Maß der Arbeit, welche aufgewendet werden muß, 1 Kilogramm in einer Sekunde 1 Meter hoch zu heben.

zu fliegen, kaum ein Resultat zu erwarten, so müssen die schon jetzt wenigstens nicht ganz ohne Erfolg gebliebenen, auf die Verbesserung des Luftballons zielenden Bestrebungen um so größeres Interesse erwecken. Als hauptsächlichster Mangel des Ballons ist die fehlende Lenkbarkeit bereits erwähnt worden. Der in der Luft schwebende, also mit dieser im Gleichgewichte sich befindende Apparat wiegt genau soviel, als das von ihm verdrängte Luftquantum; er ist gewissermaßen als ein Theil der Luftschicht, in welcher er sich befindet, anzusehen und folgt jeder Bewegung dieser letzteren, ohne derselben einen besonderen Widerstand entgegenzusetzen. Die heftigsten Winde werden daher auf den Ballon ebenso wenig einwirken, wie die sanfteste Luftströmung, sobald sie nur nicht orkanartig, stoßweise, also mit wechselnder Geschwindigkeit auftreten und der Luftschiffer wird über die Stärke und Richtung der ihn umgebenden Luftströmung nur durch die Beobachtung seiner relativen Bewegung zur Erdoberfläche sich orientiren können. Es ergiebt sich hieraus ganz von selbst, daß Segel und Steuerruder allein auf dem Ballon ganz ohne Einfluß bleiben müssen und die unzähligen Projekte lenkbarer Luftschiffe, welche auf Anwendung dieser für die Fluß- und Seeschiffahrt so wichtigen und unentbehrlichen Vorrichtungen basirt worden sind, beruhen auf der Unkenntniß der einfachsten physikalischen Gesetze. Auch das mit der Strömung treibende Schiff folgt dem Steuer nicht und erst dann, wenn dem ersteren mittels des Ruders, der Segel, der Schraube eine eigene, von der des Wassers verschiedene Geschwindigkeit verliehen ist, bewirkt der Stoß des letzteren gegen das schief gestellte Steuer die Wendung des Fahrzeugs. Ganz analog wird der Luftball nur dann dem Steuer folgen, wenn er eine eigene Geschwindigkeit besitzt, vermöge deren die schneller oder langsamer fließende Luft auf jenes einen gewissen Druck auszuüben vermag, sodaß also die Lenkbarkeit des Ballons ohne die Möglichkeit, denselben fortbewegen zu können, nicht gedacht werden kann.

Wenn wir uns nun einen so riesigen Apparat, wie ein gefüllter, vollständig mit Netzwerk und Gondel ausgerüsteter Aerostat ihn repräsentirt — es handelt sich bei der Beförderung selbst nur weniger Personen um Kugeln von mindestens 4000 Kubikmeter Inhalt, also von 20 Meter Durchmesser, während schon Ballons von über 10,000 Kubikmeter Inhalt konstruirt worden sind — so drängt sich sofort die Ueberzeugung auf, daß der Bewegung eines solchen der Widerstand der Luft ein nicht unbedeutendes Hinderniß entgegensetzen wird. In der That ist denn auch dieser Widerstand ein nicht geringer und mit ihm hat der Constructeur um so mehr zu rechnen, als derselbe mit zunehmender Geschwindigkeit des bewegten Ballons in so rapider Weise wächst, daß derselbe

bei 1 m	Geschwindigkeit,	entsprechend	sehr schwachem Winde	0,01 kg. pr. qm.
„ 6 m	„	„	d. Briese od. frisch. Kühle	4,80 kg. „ qm.
„ 12 m	„	„	sehr guter Kühle	20,00 kg. „ qm.
„ 15 m	„	„	sehr starkem Winde	30,00 kg. „ qm.
„ 24 m	„	„	Sturm	78,00 kg. „ qm.
„ 36 m	„	„	Orkan	177,00 kg. „ qm.
„ 45 m	„	„	großem Orkan	278,00 kg. „ qm.

beträgt.

Diese Zahlen geben somit den Druck an, welchen ein Wind von bestimmter Geschwindigkeit auf eine feststehende Fläche ausübt, oder, was dasselbe ist, den eine bei Windstille mit jener Geschwindigkeit bewegte Fläche erleidet. Bei bewegten Körpern ist dieser Widerstand um so geringer, je leichter dieselben vermöge ihrer äußeren Gestaltung die Luft zu durchschneiden vermögen, so zwar, daß jener bei der Kugel $^6/_{10}$, bei langgestreckten, scharf zugespitzten Rotationskörpern nur etwa $^1/_{30}$ bis $^1/_{30}$ des Widerstandes ihres größten Querschnitts beträgt. Hieraus folgt also, daß die Kugelgestalt der Ballons eine möglichst ungünstige sei und man an deren Stelle eine Form wählen müsse, welche entsteht, wenn man sich einen schnellsegelnden Dampfer in der Wasserlinie durchschnitten und die so entstandene Fläche um ihre lange Achse gedreht denkt. Den immensen Einfluß, den die äußere Gestalt des Ballons nach dieser Richtung ausübt, wird ein einfaches Beispiel am besten verdeutlichen. Soll der erwähnte kugelförmige Ballon von 20 Meter Durchmesser, dessen Querschnitt 314 Quadratmeter beträgt, bei Windstille mit einer Geschwindigkeit von 12 Meter pro Sekunde, d. h. mit der Geschwindigkeit eines mäßig starken Windes, oder eines schnellfahrenden Güterzuges fortbewegt werden, so würde derselbe einem Widerstande von $314 \cdot 20 \cdot 0{,}6 = 3768$ Kilogramm begegnen, zu dessen Ueberwindung $3768 \cdot 12 = 45216$ Sekundenkilogrammeter oder rund 600 Pferdestärken erforderlich wären. Einen Ballon von gleichem Inhalte, also auch von gleicher Tragkraft erhält man, wenn man statt der Kugelgestalt die einer an beiden Enden zugespitzten Cigarre von 50 Meter Länge und 10 Meter größtem Durchmesser wählt, für welchen sich unter den gleichen Bedingungen wie oben die erforderliche Arbeit auf $78{,}5 \cdot 20 \cdot 0{,}05 = 942$ Sekundenkilogrammeter oder 12,5 Pferdestärken berechnet. Lehrt diese einfache Rechnung, welchen gewaltigen Einfluß auf die zur Fortbewegung des Ballons erforderliche mechanische Arbeit die Gestalt desselben ausübt, zeigt sie, daß man mit verhältnißmäßig schwachen Maschinen eine immerhin annehmbare Geschwindigkeit werde erzielen können, so läßt sie doch erkennen, daß mit den heute zu Gebote stehenden Mitteln diese Geschwindigkeit nicht erreicht werden kann. Bei einer Füllung mit Leuchtgas wird der erwähnte Ballon eine Steigkraft von etwa 2800 Kilogramm besitzen, während für das Gewicht der Hülle, des Netzes, der Stricke, Gondel, Anker, des Bewegungsmechanismus, des Ballastes und sonstiger nothwendiger Ausrüstungsgegenstände, sowie für den erforderlichen Ueberschuß an Steigkraft immerhin 2000 Kilogramm in Ansatz gebracht werden müssen, sodaß für Bemannung und Kraftmaschine etwa 800 Kilogramm erübrigen würden. Sollten selbst drei Mann zur Bedienung eines so gewaltigen Apparates genügen, so blieben für die Kraftmaschine nicht ganz 600 Kilometer disponibel, während es heute kaum möglich sein wird, eine $12^1/_2$pferdige Maschine, mag dieselbe durch Dampf, oder was zweckmäßiger sein dürfte, durch Gas getrieben werden, da in letzterem Falle das erforderliche Brennmaterial ohne große Schwierigkeit der Ballonfüllung entnommen werden kann, im Gewichte von 2000 Kilogramm herzustellen.

Muß also von vornherein der Gedanke, ein Luftschiff mit einer Eigengeschwindigkeit von 12 Meter pro Sekunde zu konstruiren aufge-

geben werden, so wird auf dem angegebenen Wege immerhin bescheideneren Anforderungen genügt werden können. Dies haben die Arbeiten Giffards, Dupuy de Lômes und Hänleins zur Genüge bewiesen.

Giffard, bekannt wegen seiner Leistungen auch auf anderen Gebieten des Ingenieurwesens, war der erste, der im Jahre 1852 und wiederholt im Jahre 1855 mit einem Schraubendampfer aufstieg. Der Ballon hatte eine Länge von 44 Meter bei einem größten Durchmesser von 12 Meter und war mit einer dreipferdigen Dampfmaschine, vermöge deren die vorhandene Luftschraube, ein mit der Propellerschraube der Dampfschiffe auf gleichem Prinzipe beruhender Bewegungsmechanismus, 110 Umdrehungen pro Minute machte, ausgerüstet. Giffard erreichte eine Höhe von 1800 Meter; gegen den ziemlich heftigen Wind konnte er allerdings nicht anfahren, aber die relative Geschwindigkeit des Ballons genügte vollkommen zum Steuern und Giffard berichtete selbst, daß er bei der geringsten Wendung des Steuerruders sofort den Horizont sich habe drehen sehen.

Den nächsten Versuch mit einem Schraubenluftschiff machte der französische Ingenieur Dupuy de Lôme. Er hatte im Oktober 1870, also während der Belagerung von Paris, sein Projekt der Akademie vorgelegt und von der Regierung 40,000 Frcs. zur Ausführung erhalten; aber die Einnahme der Stadt, die folgenden Wirren der Kommune verzögerten die Fertigstellung so sehr, daß diese erst im Dezember 1871 gelang. Der Ballon hatte keine Kraftmaschine erhalten; die Propellerschraube wurde vielmehr von 8 Arbeitern gedreht. Ein neunter bediente einen Ventilator, mit dessen Hilfe ein im Innern des Hauptballons angebrachter Sack mehr oder weniger mit Luft gefüllt werden konnte. Diese letztere Einrichtung ist schon kurze Zeit nach dem Bekanntwerden der Charlieren vom General Meusniers angegeben worden und hat den Zweck, den Ballon stets straff gefüllt zu erhalten und denselben ohne Verlust von Gas und Ballast innerhalb gewisser Grenzen zu heben und zu senken, indem durch Einpressen von Luft in den innern Raum oder durch Auslassen derselben das Eigengewicht des Ballons vermehrt oder vermindert werden kann. In dem Schiffe operirte außerdem ein zehnter Mann mit dem Ballast, ein elfter mit Ventil und Anker, ein weiterer führte das Steuer, einer beobachtete Kurs, Barometer und Thermometer und Dupuy de Lôme selbst führte als vierzehnter das Commando. Am Morgen des 2. Februar 1872 wurde die Fahrt von Vincennes aus angetreten und das Luftschiff ging in einer Höhe von 1000 Meter bei 27 Umdrehungen der Schraube mit einer relativen Geschwindigkeit von $2^3/_4$ Minute gegen einen ziemlich starken Südwind. Von diesem Versuche, der bis nachmittags 3 Uhr fortgesetzt wurde und ohne jeden Unfall verlief, konnte man bei dem Mißverhältnisse zwischen der großen Belastung durch zahlreiche Mannschaft und der geringen Arbeitsleistung derselben kaum ein anderes Resultat erwarten, als den gelieferten Nachweis, daß es möglich sei, dem Luftschiffe eine zur Lenkung genügende Eigengeschwindigkeit zu geben.

Gleichzeitig hatte Professor Hänlein in Mainz ein ungleich vollkommeneres Projekt zu einem lenkbaren Luftschiffe ausgearbeitet und unter Betheiligung des niederösterreichischen Gewerbevereins in Wien

im Januar 1872 mit einem Konsortium einen Kontrakt zur Erbauung desselben abgeschlossen. Dieses Luftschiff wurde in einer Länge von über 50 Meter und einem Durchmesser von über 9 Meter des Ballons ausgeführt und zwischen dem letzteren und der Gondel mit einem Rahmenwerke ausgerüstet, auf welches das Steuerruder und die Transmission für dasselbe gelagert wurde und welches außerdem als Mittelglied zur innigen Verbindung der darunter befindlichen Gondel mit dem Ballon diente. In der Gondel selbst war eine viercylindrige 3½pferdige Lennoir'sche Gaskraftmaschine aufgestellt, welche einer Propellerschraube von 4,6 Meter Durchmesser eine Geschwindigkeit von 90 Umdrehungen pro Minute ertheilte. Als Brennmaterial diente die Ballonfüllung, während das Kühlwasser der Maschine den Ballast repräsentirte und durch seine allmähliche Verdampfung die durch den Gasverbrauch bedingte Verminderung der Steigkraft paralysirte. Das Gesammtgewicht der Maschine betrug 1400 Kilogramm bei einer Steigkraft von 1800 Kilogramm, sodaß die Gondel 3 Personen aufnehmen konnte; die Herstellungskosten bezifferten sich auf 28,400 Gulden und hatte man natürlich mit Rücksicht auf die bevorstehende Ausstellung auf entsprechenden Erfolg gerechnet. Die ersten Versuche mit dem Apparate zeigten, daß das Schiff mit einer relativen Geschwindigkeit von etwa 5 Meter mit dem Winde und gegen denselben fahren, ebensowohl geradlinige, wie kreisförmige Bahnen beschreiben und sogar im Winkel von 90 Grad abgelenkt werden konnte. Leider kam man auch hier über diese ersten Versuche nicht hinaus, da die Gesellschaft eingetretener Differenzen wegen zerfiel.

Wesentlich günstigere Resultate haben auch neuere Experimente, so ein jüngst in Paris unter Anwendung einer elektromagnetischen Kraftmaschine zur Ausführung gelangtes, nicht zu verzeichnen gehabt und man wird daher die Ernüchterung, welche heute rücksichtlich der Luftschifferei an die Stelle der früheren Schwärmerei getreten ist, wohl nur als berechtigt bezeichnen dürfen. Immerhin aber ist es nicht ohne alles Interesse, alte, vergilbte Schriften zu durchblättern, in denen enthusiastische Dilettanten ihre Ansichten über die Bedeutung der Luftschiffahrt entwickelten. Durch die letztere wird jede Stadt des Binnenlandes der Vortheile eines Seehafens theilhaftig werden, mächtige Dampfer von 500 bis 600 Pferdekräften führen bei eingetretener Mißernte große Lasten Getreide in zwei Tagen aus dem körnerreichen Rußland herbei, Handel und Industrie blühen mächtig empor, da der Lufttransport die direkteste Verbindung zwischen Produzenten und Konsumenten ermöglicht; niemand wird sich mehr auf den rollenden, stampfenden Seeschiffen die Seekrankheit holen wollen, ja selbst die große Frage der Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ozean im aequatorialen Amerika findet sich in einfachster Weise gelöst, indem selbst Kriegsschiffe von 120 Kanonen von mächtigen Ballons mit Leichtigkeit aus dem Wasser gehoben und über den Isthmus von Panama geführt werden. Aber nicht allein friedlichen Zwecken wird die Luftschiffahrt dienen und durch den erleichterten Verkehr unter allen Völkern der Erde jene Verwandtschaft der Sitten, Gedanken und Gefühle hervorbringen, welche in kurzer Zeit die gesammte Menschheit zu einer Familie vereinigen wird: auch eine gewaltige Kriegsmarine soll die Wo-

gen des Luftmeeres durchkreuzen, die Nationalflagge zu schützen und der Piraterie vorzubeugen, und das stolze England wird von den Wolken herab dem widerspenstigen chinesischen Kaiser seine Bedingungen vorschreiben und diesen durch einige, jenem gelegentlich aufs Dach geworfene Bomben den erforderlichen Nachdruck verleihen.

Ja selbst dem von Chateaubriand in seinem Werke „Geist des Christenthums" als das Meisterstück der Politik, als höchster Grad gesellschaftlicher Vollkommenheit und gepriesene europäische Tribunal, welches im Namen Gottes Fürsten und Völker richten, Kriege und Revolutionen verhüten soll, wird eine unüberwindliche Armada die zur Durchführung seines Zwecks erforderliche Macht verleihen.

Wohl ist von diesen sanguinischen Hoffnungen keine zur Wahrheit geworden, und verschwindend klein sind die bisher erreichten praktischen Erfolge, gering selbst die Errungenschaften, welche die Wissenschaft zu verzeichnen gehabt. Aber doch ist eine andere Welt dem Menschen durch den Luftballon erschlossen worden und in jene Regionen jenseits der Wolken sei zum Schlusse noch ein kurzer Blick gethan.

Alles ist zur Auffahrt bereit und zu gewaltiger Kugel angeschwellt strafft der Ballon die ihm die Freiheit neidenden Fesseln. Noch einmal prüft der Pilot des Schiffes Tüchtigkeit; dann giebt er das Zeichen zur Abfahrt und langsam in majestätischer Ruhe die Schwingen entfaltend, erhebt sich der riesenhafte Segler der Lüfte, unfühlbar emporschwebend und nur durch die zurücksinkende Erde den Sinnen bemerkbar. Allmählich erweitert sich der Gesichtskreis: aber die einzelnen Gegenstände auf der Erde schrumpfen zu winziger Kleinheit zusammen und Dörfer und Städte, dazwischen die Wälder und Felder und die Berge und die glänzenden Silberfäden der Flüsse erscheinen wie zierlich aufgebautes Kinderspielzeug. Einen Sack voll Ballast entleert jetzt der Luftschiffer über den Rand der Gondel und der entlassene, senkrecht nach unten verschwindende Papierstreif verräth die Schnelligkeit, mit welcher das Schiff den nahen Wolken entgegeneilt. Und schon umschwimmen sie ringsum das Fahrzeug, weißglitzernden Eisfeldern vergleichbar, schon ragen sie hier und dort und da empor, wie in ewigem Schnee erglänzende Gipfel der Alpen. Ueber ihnen aber wölbt sich ein Himmel von einem so prachtvoll tiefen Blau, wie man es in dem trüben Dunstkreise der irdischen Atmosphäre nicht zu ahnen vermochte. Und nun wendet der Blick sich wieder hinab und durch die Klüfte und Spalten des Eismeers erscheint etwas häßlich dunkles, gegen die rings strahlende himmlische Klarheit abscheulich abstechendes: die Erde.

Und nun noch einmal Ballast über Bord! Pfeilschnell schießt es hinauf in den reinen Aether und plötzlich zauberhaft verändert ist alles weit umher. Verschwunden sind die schimmernden Gletscher, vor wenigen Augenblicken noch traute Genossen überirdischer Einsamkeit; nur eine ungeheuere, beängstigende Leere blieb zurück, in welche der erschreckte Blick sich verliert, wie in einen unendlichen, schwarzdräuenden Abgrund. In dem dunkeln Raume werden die Sterne sichtbar und die feurige Lohe der Sonne durchglüht ohne Wärme die Finsterniß. Eisige Kälte durchschauert die Glieder bis ins innerste Mark, mühsam ringt die Brust in der unendlich verdünnten Luft, als gelte es bei

jedem Athemzuge eine Centnerlast zu heben, heftig pocht das erregte Blut in den Schläfen und überwältigt von der furchtbaren Größe des Augenblicks ahnt der Sterbliche die verderbenbringende Nähe des Himmels. Doch er ahnt sie nur; die sichere Hand erfaßt die Leine, in jähem Sturze taucht das Schiff plötzlich hinab und bald schwebt es tausende von Metern tiefer, um sich allmählich der gewohnten heimatlichen Scholle entgegenzusenken.

Mag auch das Problem der Luftschiffahrt bisher eine ungelöste Aufgabe geblieben sein, so wird man doch beim Abwägen der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer endlichen Lösung nicht außer Acht lassen dürfen, daß erst seit einem Jahrhundert ein zielbewußtes Ringen nach derselben infolge der einem neuen Leben entgegensprossenden Naturwissenschaften Platz greifen konnte, während es vieler Jahrtausende bedurfte, aus dem ersten Wagen eine Lokomotive, aus dem ersten Kahne einen Schraubendampfer, aus den Steinbahnen der Griechen unsere Eisenwege zu schaffen. Ob das Streben jener Männer, die ihr bestes Wissen und Können, nur zu oft auch ihre ganze materielle Existenz, ja selbst das Leben an die Lösung dieser Aufgabe setzen, jemals von Erfolg gekrönt sein wird — wer wollte es unternehmen, diese Frage schon heute endgiltig zu beantworten? Jenen aber gebührt sicherlich die Anerkennung der Nachwelt als den Förderern einer großen Idee.

Mäcena.

Erzählung von Gustav Schalk.

Er ist ein berühmter Künstler, einer der glänzendsten Sterne am musikalischen Himmel der Gegenwart und auch ohne die Formalitäten einer regelrechten Vorstellung werden viele meiner Leser ihren Liebling erkennen. Alles an ihm ist edel, schön, männlich, liebens-, ja bewundernswerth, und wenn der selige Lavater das Glück gehabt hätte, ihm zu begegnen, er würde mit freudigem Aufleuchten seiner schönheitskundigen Augen ausgerufen haben: „Sehet! das ist ein echter, wahrer, d. h. ein schöner Mensch!“

Gewöhnlich zeigt sein Angesicht einen Ausdruck herzgewinnender Güte und seine blauen Augen schauen heiter und freundlich in die Welt; wer aber einmal das Glück gehabt hat, den Künstler zu sehen, wenn er eine seiner leidenschaftlichen Kompositionen schuf oder seine Empfindungen in Tönen offenbarte, der hat in den blauen Augen unergründliche Tiefen erschaut und mit schaudernder Lust wahrhaft dämonische Flammen aus ihnen sprühen sehen.

Er wandelt heute auf jenen sonnigen Höhen des Lebens, auf welchen nach dem Glauben der Menschen nur Glück und ungemischte Freude wohnen, und doch ist er nicht glücklich und wird auch nimmer sich eines reinen, dauernden Erdenglücks erfreuen. Ein Schmerz wohnt in seiner Seele, der nie erlischt, ein Groll wider die unerbittlichen Mächte des Schicksals, der erst mit dem letzten Athemzuge verwehen wird.

Mancher, der diese Zeilen liest, wird Zeuge gewesen sein, wie der Künstler im Momente fröhlicher Lust oft plötzlich verstummte und wie jener hebräische König Saul, wenn der böse Geist über ihn kam, mit finstern, drohenden Geberden vor sich hinschaute. Ich habe gesehen, wie lachende junge Damen, mit welchen er soeben witzig geplaudert, vor Schreck erblaßten und zurückbebten, da das freudestrahlende Antlitz des Künstlers sich plötzlich verdüsterte und unter den dicht zusammengezogenen, buschigen Brauen ein unheilvolles Wetterleuchten auf sie herniederflammte. In solchen Augenblicken geht ihm, wie einem zürnen-

den Löwen, jeder mit Scheu aus dem Wege, und er selbst entflieht dann hastig dem Kreise fröhlicher Menschen.

Und wie sein Wesen, so sein Spiel und seine Tondichtungen. Aus dem hellen Jubel der Lust und des Entzückens geht es oft unvermittelt in ein erschütterndes Wehklagen, in ein rückhaltloses, herbes Verhöhnen aller Erdenlust über, und der Ausdruck wonnevollen Behagens in den Augen der andächtig Lauschenden erstarrt im Gefühle der Qual und bittern Schmerzes.

„Was ist's, das den guten, edeln Menschen oft so jäh befällt und bis ins Innerste seiner Lebensfasern erschüttert? Wohnt in dieser freien, hochherzigen, göttlichen Künstlerseele ein finsteres Geheimniß, eine unsühnbare Schuld?"

So hat schon mancher Verehrer des Künstlers gefragt, ohne eine Antwort zu erhalten, und auch ich habe lange vergeblich der Lösung des Räthsels nachgesonnen, obwohl ich den seltenen Vorzug genieße, der vertrauteste Freund des Meisters zu sein. Wir sehen uns täglich und theilen Freude und Leid miteinander. Beide begeisterte Freunde der Natur, verlassen wir, so oft es Zeus und die Musen erlauben, das Gewühl der Stadt und wandern stunden- und tagelang in den Bergen und Wäldern umher. Sähen meine schönen Leserinnen nur einmal meinen herrlichen Freund auf der Kuppe des Berges stehen und freudestrahlenden Angesichts in die lachende Welt hineinjauchzen:

„Ach, Du lichtgrüne Erde, und wie schön bist Du heut!
Möcht' ans Herz gleich Dich drücken vor Jubel und Freud'."

ich bin gewiß, hundert Prozent (verzeihen Sie das harte Wort!) würden sich Knall und Fall bis zum Sterben in den Künstler verlieben. Widersprechen Sie, meine Damen? Und wie ich bemerke, am eifrigsten gerade die jüngern und jüngsten?

Es gilt die Probe. Wollen Sie mir mit Herz und Mund aufrichtige Beichte geloben und meinen Weisungen folgen, so will ich es wohl arrangiren, daß Ihnen Gelegenheit wird, die Widerstandsfähigkeit Ihres Herzens zu prüfen. Ich fürchte, das triumphirende Siegeslächeln Ihres trotzigen Kußmäulchens wird rasch vergehen, und in süßaufwallender Herzensangst wird die zuckende Lippe stammeln: „Herr, vergieb uns unsere Verwegenheit, denn siehe: wir sind nicht walkyrengemuth wie Brunhild, die Hünin, wir sind schwache Jungfräulein und vermögen mit nichten, uns wieder die sichertreffenden Geschosse des süßen Knaben unserer olympischen Schwester zu wehren, o Herr, führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns — — doch Dein Wille geschehe — in — Ewigkeit — Amen."

„Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen." Das ist die Brautzeit der Erde, und alle Welt kommt, die Holde zu schauen in ihrem Schmuck. Auch mein Freund und ich waren hinausgezogen an den grünen Rhein und genossen den schäumenden Becher der Lust in vollen Zügen. Trunken von Wein und Duft und Farbenglanz kletterten wir von Kuppe zu Kuppe auf den sonnigen Höhen, „bald singend, bald fröhlich still", aber immer recht lustig, wie es der Dichter will.

In der Nähe des Schlosses Rheineck war's. Prachtvolle Farbenbilder unten und auf den gegenüberliegenden Hängen und Höhen von

Rheinbrohl, Leutesdorf und Linz. Hoch oben am blauen Himmel langsam hinfahrendes, schneeweißes, locker aufgethürmtes Gewölk; leuchtender Sonnenglanz und träumerisch abgedämpftes Zwielicht drunten und drüben; um die Städtlein und Dörfer schwebte zitternd ein bläulicher Duft; ein süßer, lauer Wind koste mit den Blütenzweigen und umschmeichelte wonnig die Stirnen der glücklichen Menschen, denen Gott die hohe Gunst erwiesen, sie in das Paradies der deutschen Erde, an den unvergleichlichen Rhein zu schicken.

Ja, meine Damen, da hätten Ihre gefährlichen Aeuglein einmal unsern Liebling der Musen sehen sollen! Wie schade, daß die Paläste der Götter in Trümmer gesunken; daß die Himmlischen nicht mehr wie einst auf die Erde herniedersteigen und unter den Menschen wandeln; daß jener poetische Kinderglaube der Alten in den Herzen der Menschen gestorben ist; daß Apollo ins Elysium und Balder zur Hel gefahren ist auf Nimmerwiederkehr: wie mancher würde bei dem Anblick meines Freundes mit scheuer Bewunderung geflüstert haben: „So schreiten die Götter; so leuchten die Stirnen der Unsterblichen, beuge Dein Haupt vor diesem, er ist ein Sohn des gewaltigen Donnerers!“

Mein Freund war beflügelten Fußes vorausgeeilt; ich wandelte in träumerischem Sinnen langsam hinterdrein. Ich hörte seine jauchzende Stimme, ich hörte, wie er mit einer schrillen Dissonanz mitten im Liede abbrach, und mir ahnte schlimmes. Da stand er mit verschränkten Armen dicht am hohen Abhange und blickte mit so finstern Mienen in die paradiesische Welt, daß mir der Athem stockte, und fürchtend, er möchte bei dem leisesten Ton gleich einem Nachtwandler auffahren und in die Tiefe stürzen, zog ich mich unhörbar ins Gebüsch zurück und beobachtete ihn mit angstvoller Spannung.

Ich hörte ihn seufzen; ich sah, wie er den Arm erhob, die Faust ballte und vernahm das dumpfe Grollen seiner Stimme. Seine Gestalt bebte; er sank auf den Rasen und starrte regungslos zum blauen Himmel empor.

Leise trat ich an ihn heran: Thränen glänzten in seinen Augen und in seinem edeln Angesicht malte sich so tiefe Trauer, daß ich unwillkürlich neben ihm niederknieete und im innigsten Mitgefühle seine Hände umfaßte.

„Lieber, lieber Freund!“ rief ich mit bebender Stimme, „was ist es doch, daß Dich quält? O sage mir alles! Ich beschwöre Dich bei der Heiligkeit unserer Freundschaft, vertraue mir die Ursache Deines Schmerzes, und ich werde auf Mittel sinnen, zu rathen, zu helfen!“

Er wandte seine Augen auf mich und erwiderte: „Helfen kann mir kein Gott, Du Treuer, aber Du hast wohl ein Recht, das traurige Geheimniß meines Herzens zu erfahren. Ach, lieber Freund, diese Welt ist so wunderschön und doch so falsch, so unsäglich falsch und schlecht. Menschenherzen, goldtreue, reine, edle Menschenherzen brechen aus Sorge und Noth, aus Mangel an Brod, und an ihrem Schmerzenslager steht mit vollen Backen der Ueberfluß ohne Mitleid, ohne Erbarmen, und in ihre letzten Seufzer mischt sich das Lachen der Lust von blühenden Lippen, jener aber, welcher voll innigsten Erbarmens heiße Thränen weint, zermartert sein Hirn vergebens, Mittel zur Rettung zu finden. Was soll mir doch die Gunst der Vornehmen, die

Schmeichelei der Schönheit und all' der goldene Ueberfluß, da jene todt sind, die ihre Armuth mit mir getheilt, die ihre sauer erworbenen Brodpfennige mir in die Hand gedrückt, damit ich vor den Leuten in einem wohlanständigen Kleide erscheinen konnte, die ihren geringen Kredit mir zum Vortheil aufboten, während sie selber Mangel litten; und solche Menschen müssen verderben und sterben, während Tausende herzloser Puppen in Sammt und Seide einherstolziren und es wagen dürfen, mir ob meiner Kunst, die mit dem Herzblut des besten und unglücklichsten Menschenlebens erkauft ist, süße Schmeichelworte zuzuflüstern: o es giebt keine ewige Gerechtigkeit, es giebt keinen Gott, der die Schicksale der Menschen leitet. Und doch wünscht meine Seele nichts so heiß, als daß es droben eine Vergeltung geben möge, und daß es den Abgeschiedenen vergönnt wäre, befreit von allen Qualen ihre Lieben hienieden zu umschweben: das wäre ein trostvoller Glaube, ein Glück, für das ich mit dankerfülltem Herzen alles, was ich bin und habe und selbst mein Leben, gern hingeben möchte." Schweigend blickte er zum Himmel auf, als könnte sein Auge in die Geheimnisse des Jenseits dringen. Darauf fuhr er also fort: „Ich bin, wie Dir bekannt, von Haus aus ein armer Junge. Mein Vater starb in meiner zartesten Jugend und hinterließ meiner Mutter nichts als ein Häuschen, von einer prachtvollen Linde beschattet, seine alte Geige, ein schlechtes Klavier und mich, den Erben seines Namens und seiner Armuth. Wie unermüdlich hat meine einzig schöne Mutter ihre lieben Hände geregt von früh bis spät, um uns zu erhalten und meine Jugend recht freundlich zu gestalten! Wenn ich morgens die Augen aufschlug, saß sie an dem Tischchen am Fenster und nähte, und schloß ich sie abends, so saß sie noch immer da und ihr feines Antlitz war so blaß wie das Weißzeug auf ihrem Schoße. Sie schickte mich zur Schule und ließ mich im Geigenspiel, der angestammten Kunst unseres Hauses, von einem alten Kirmesfiedler unterweisen, im Klavierspiel gab sie mir selbst Anleitung. So ging es bis zu meiner Konfirmation, da nahm meine einzige Freundin Abschied von mir und ging zur ewigen Ruhe — sie hatte sich mit eigenen Händen das Todtenhemd genäht. Ich war allein in der väterlichen Hütte; der Platz am Fenster war leer; die lieben, sanften Augen hatten sich für immer geschlossen; keine kosende Hand strich mir über Stirn und Locken; keine trauliche Stimme klang mir ins Ohr; es war so still, so todt in dem kleinen Raume, und in meinem Herzen war es auch so todtenstill, und nichts wünschte ich sehnlicher, als meiner Mutter zu folgen in das Grab. Einer meiner Anverwandten, ein Glasbläser, zog nun in meine väterliche Hütte, und ich spielte in den umliegenden Ortschaften an den Festtagen und auf den Hochzeiten, erhielt für meinen geringen Verdienst ärmliche Kleidung und karge Mahlzeiten und wurde unter meinem eigenen Dache als ein höchst lästiger Gast betrachtet. Ich ertrug das sechs lange Jahre, da nahm ich meine Geige unter den Arm und wanderte nach der Stadt S., wo ich bei der städtischen Kapelle eine Anstellung zu finden und durch Klavierunterricht ein hübsches Stück Geld zu verdienen hoffte. Allein es wurde mir doch recht bange zu Muthe, als ich die Stadt vor mir liegen sah, und lange stand ich zweifelnd vor dem Thore, erwägend, ob ich weiter-

gehen oder wieder zurückkehren sollte in mein heimatliches Dörfchen. Ich ging weiter und kehrte dicht vor der Stadt in einem Wirthshause ein, im stillen Herzen die schüchterne Hoffnung hegend, es möchte sich da schon etwas glückliches für meine Zukunft anspinnen. Aber sehr niederschlagend war das mürrische Gesicht des Wirths, der mir die gewünschte Erfrischung brachte. Gern hätte ich mit ihm eine Unterhandlung eröffnet, um zu erfahren, ob wohl Aussicht vorhanden sei, eine Anstellung bei der Kapelle zu finden, und weiter zu erkunden, wo und für welchen Preis ich in der Stadt ein bescheidenes Unterkommen fände, allein das wenig Vertrauen erweckende Wesen des Mannes und meine natürliche Schüchternheit, noch gesteigert durch das muthraubende Bewußtsein meiner Mittellosigkeit, lähmte mir die Zunge und fast ohne die Courage, mich frei umzuschauen, saß ich da und trank in sehr übler Stimmung das Glas Bier. Schon stand ich auf und langte nach meinem Geigenkasten, um weiterzuziehen, als hurtig die hübsche Wirthin hereintrat und mich so freundlich begrüßte, daß ich mich sofort wieder hinsetzte und ein zweites Glas forderte, das denn auch zu meiner Freude von der muntern anmuthigen Frau mir kredenzt wurde.

Alle Befangenheit war von mir gewichen, und als die nette, zierliche Frau mir das neueste Zeitungsblatt darreichte, dankte ich ihr mit aller angeborenen Freundlichkeit und fragte sie, ob sie mir auch etwas zum Mittagessen bereiten wolle. Es war eine etwas kühne Zumuthung; denn die Mittagszeit war längst vorüber, sie aber nahm es freundlich auf und erwiderte mit scherzendem Tone: „Sie wissen doch: wer nicht kommt zur rechten Zeit; doch der hungrigen Jugend muß man schon etwas nachsehen; vielleicht findet sich noch etwas vor."

Fort war sie, und ich saß da ganz glücklich und pries im stillen den guten Stern, der mich hierhergeführt, nur besorgte ich, sie möchte mir das Essen durch eine andere Person hereinschicken und sich nicht sehen lassen. Und diese Befürchtung schien sich bestätigen zu wollen; denn statt ihrer deckte ein junges Mädchen den Tisch und brachte auch die Speisen herein. Das Essen war vortrefflich, und außer auf ein paar Bauernhochzeiten war mir nie eine so gute und reiche Mahlzeit vorgesetzt worden. Ich aß mit dem Hunger eines gesunden Burschen von achtzehn Jahren, blickte aber jeden Augenblick nach der Thür, hoffend, sie werde hereintreten und sich nach meinen Verhältnissen erkundigen.

Schon war ich dem Abschluß nahe und überlegte eben, ob ich Braten und Kohl radikal verzehren oder aus Schicklichkeit und um meine gute Erziehung zu dokumentiren auf jeder Schüssel eine Kleinigkeit übrig lassen sollte: da trat sie herein, erkannte mit einem Blick den Streit meiner Begehrlichkeit mit den edleren Mächten guter Sitte und rief lachend:

„Nun, was zögern Sie, junger Wolf? Wollen Sie das schöne Wetter verderben? Rasch verspeisen Sie auch den Rest, dann weiß ich, daß es Ihnen gut geschmeckt hat."

„Wenn Sie mir währenddessen nicht fortlaufen wollen", sagte ich mit einer Ungenirtheit, die mich selbst am meisten in Erstaunen setzte und verzehrte mit Wohlbehagen die letzten Fragmente der Mahlzeit.

„So ist's brav! Nun weiß ich doch, daß meine Kochkunst Bei-

fall gefunden, und darüber freue ich mich vielleicht nicht weniger, als Sie, wenn Ihr Spiel tüchtig beklatscht wird — Sie sind doch Musiker, junger Wolf?"

„Ja, Frau Wirthin. Aber warum nennen Sie mich denn Wolf?"

„Heißen Sie nicht Wolf?"

Ich nannte meinen Namen und Heimatstadt, sagte ihr auch offenherzig den Zweck meiner Stadtreise und erkundigte mich in einem Athem nach der Persönlichkeit des Kapellmeisters und einem billigen, bescheidenen Unterkommen in der Stadt.

„Wie viel können Sie denn monatlich anlegen für Kost und Logis?" fragte sie schließlich.

„Das hängt ganz allein von der Gage ab, die ich bekommen werde. Erhalte ich zwanzig Thaler, so bezahle ich gern fünfzehn oder sechzehn für Logis; ein paar Thaler muß ich für Kleider, Noten und Saiten zurückbehalten."

„Ganz recht, und ein paar Thaler werden dafür kaum ausreichen. Das Leben in dieser Stadt ist theuer, junger Wolf; Sie werden schwerlich ein Quartier unter fünfzehn Thalern finden, wenigstens nicht in einem anständigen Hause. Nun, wir wollen forschen. Gehen Sie nur erst zum Herrn Kapellmeister und hören Sie, was er Ihnen in Aussicht stellt, dann kommen Sie wieder, und wir wollen weiter überlegen."

Ich zog meinen leichten Geldbeutel, um die Zeche zu bezahlen, sie aber wehrte mir und sprach:

„Das wollen wir später ordnen. Es wird sich nach Ihrem Gehalte bemessen. Ich wünsche Ihnen viel Glück."

Ich ging und trat mit klopfendem Herzen in die Wohnung des Mannes, der über mein Schicksal für die nächsten Jahre, ja vielleicht für mein ganzes künftiges Leben entscheiden sollte.

Er hörte mein Anliegen mit sehr gleichgiltiger Miene, ließ mich endlich ein paar Stücke spielen, legte sich während des ins offene Fenster, wandte sich endlich zu mir und sprach das kurze Urtheil: „Fehlt jegliche Schule."

Mir dunkelte es vor den Augen, unwillkürlich griff ich nach der Lehne des Stuhles, um mich zu stützen.

Er mochte wohl die schlimme Wirkung seiner Worte bemerken und Mitleid mit mir empfinden, denn in etwas wärmerem Tone fügte er hinzu:

„Talent haben sie indeß und es könnte etwas aus Ihnen werden, wenn Sie von einem tüchtigen Meister unterrichtet würden."

„Aber ich habe keine Mittel, Herr Kapellmeister!" entgegnete ich mit Thränen kämpfend.

Er zuckte die Achseln und sagte:

„Schlimm, schlimm. Ich würde Sie allenfalls umsonst unterrichten, könnte Sie dafür ab und zu in der Kapelle verwenden, das wäre aber auch alles, was ich für Sie thun könnte. Ueberlegen Sie es einmal und sprechen Sie morgen wieder bei mir vor."

Ich war verabschiedet; ich stand auf der Straße. Das helle Sonnenlicht blendete mich, der Kopf war mir schwindelig; und ich brauchte eine Weile, um wieder Herr meiner selbst zu werden.

Wohin nun? Was sollte aus mir werden? Kein Heim, kein Geld, kein rathender, stützender Freund — was nun? — Rechts und links standen stolze Patrizierhäuser, da war Raum im Ueberfluß, ich aber hatte kein Obdach für die Nacht, kein Brod für den Hunger, keinen Platz in der menschlichen Gesellschaft, der mir ein Anrecht auf das Leben und meinem Dasein einen Zweck gegeben hätte; war ich verfehmt, geächtet, verstoßen von Gott und den Menschen? Sollte ich elend untergehen? Weshalb? Was hatte ich verschuldet? War es ein Verbrechen, arm zu sein?

Prächtige Equipagen rollten an mir vorüber; Herren und Damen in glänzenden Kleidern wandelten lachend und plaudernd vorbei, Kinder mit den Rosen der Freude im Angesichte spielten vor den Häusern — und ich sollte verhungern in all' dem Ueberfluß und Behagen? War nirgend ein Mensch, der mir helfend die Hand reichen möchte? Kein einziger unter den Tausenden in der reichen Stadt?

Da trat auf einmal das Bild meiner freundlichen Wirthin vor meine Augen; ich athmete tief auf; in meinem Herzen wurde es warm, und der gesunkene Lebensmuth richtete sich rasch wieder empor; die Nerven und Kräfte der Jugend sind wunderbar elastisch. Ohne nach rechts oder links zu schauen, eilte ich durch die menschenwimmelnden Straßen und zum Thore hinaus. Da stand das Häuschen, worin mir die erste Pflege zutheil geworden, es kam mir so vertraut vor, als hätte ich schon lange darin gewohnt. Und doch bemächtigte sich meiner eine große Niedergeschlagenheit, da ich mich der Botschaft besann, die ich mitbrachte. Natürlich würde ich nur meine Zeche zahlen und dann wieder weiterziehen; in den modernen Gasthäusern wird die Gastlichkeit nur für Geld geübt, die Tugenden der Alten sind zur Waare herabgewürdigt.

Niemand war im Zimmer anwesend, da ich eintrat, und still und stumm setzte ich mich in einen dunkeln Winkel und brütete düster über mein trauriges Loos.

Plötzlich fühlte ich eine sanfte Hand auf meinem Scheitel und wähnend, es sei die Hand meiner lieben Mutter, fuhr ich in süßem Schrecken empor.

„Thränen?" fragte eine herzliche Stimme, „schämen Sie sich nicht, junger Wolf?"

Ja, ich schämte mich und versuchte zu lachen, kam jedoch über den mißlungenen Versuch nicht hinaus.

„Nun erzählen Sie 'mal, was hat Ihnen der Herr gesagt!"

Ich theilte es ihr wahrheitsgetreu mit und schwieg alsdann mit der Miene eines Menschen, dem Unrecht geschehen und der somit gerechten Anspruch auf Theilnahme und Mitleid hat.

„Das sind freilich schlechte Aussichten, junger Paganini, und Sie werden nun wohl auf der Straße kampiren und sich von dem Thau des Himmels ernähren müssen. Doch brauchen Sie deshalb noch nicht zu verzweifeln. In der Schule haben Sie doch wohl gelernt, wie Gott den Propheten durch die Raben speisen und seinem Volke Mana vom Himmel regnen ließ. Warten Sie nur ein Weilchen; ich komme gleich wieder. Schauen Sie unterdessen zum Fenster hinaus und ent-

schlagen Sie sich der dummen Sorgen. Nicht wahr, Ihre Mutter war eine liebe Frau?"

Meine Mutter! Sie war ja ein Engel an Güte und Liebe. Mir wollte vor heißem Leide das junge Herz brechen, da diese herzensgute Frau meiner Mutter gedachte, und nun weinte ich nicht mehr stille Thränen, ich schluchzte laut.

„Es ist alles in Ordnung, junger Wolf", sagte sie mit freudestrahlendem Gesicht wieder hereintretend. „Kommen Sie nun mit mir in Ihr Quartier."

Ich folgte willenlos. Sie führte mich in ein allerliebstes Stübchen mit grünen Tapeten, grünem Sopha, grüner Tischdecke, feinen Fenstervorhängen und ein paar hübschen Bildern; daneben befand sich das saubere, luftige Schlafkämmerchen: alles so nett, so freundlich und behaglich, daß mich der Anblick schier bezauberte.

„So, hier werden Sie fortan hausen, wenn's Ihnen gefällig ist. Sehen Sie das Bild dort über dem Tische?"

Es war Ludwig Richters, des Malers, Bildniß.

„Ich glaube", fuhr sie fort, „es stellt einen Künstler vor, der auch einmal recht arm gewesen ist, und nun schmückt sein Bild sogar dieses niedere Zimmerchen: weiß Gott, ob Ihnen nicht einmal gleiches widerfährt. Haben Sie nur guten Muth und seien Sie recht fleißig, alles andere wird Ihnen dann von selbst zufallen."

Ich wollte ihr danken, ihre Hände küssen, aber nichts von alledem geschah. Ehe ich nur ein Wörtchen hervorstammeln konnte, war sie schon zur Thür hinaus, und ich sank auf die Kniee und gelobte bei dem Andenken meiner seligen Mutter und unter heißen Freudenthränen, mit allen Kräften nach der Vollkommenheit in meiner Kunst zu ringen, um dieser edeln Frau ihre Wohlthat vergelten zu können. Ich wurde behandelt und bedient nicht wie ein Kind vom Hause, o nein! viel aufmerksamer, etwa wie der Sohn eines bevorzugten Verwandten der Familie, der als Gast zeitweilig anwesend ist. Selbst der Wirth, der bei der ersten Begegnung keinen sympathischen Eindruck auf mich gemacht hatte, war viel großmüthiger und wohlwollender, als ich zu hoffen gewagt und bei der Lage der Dinge auch gar nicht erwarten konnte.

Der gestrenge Herr Kapellmeister zeigte sich als ein sehr gewissenloser Lehrer, und ich merkte sehr bald, daß es ihm gar wenig darum zu thun war, mein Talent auszubilden, sondern dasselbe möglichst in seinem Interesse auszunutzen. Aber was blieb mir übrig, als mich in Geduld zu fügen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen? Zwei Jahre spielte ich in allen Konzerten, welche die Kapelle gab, ohne auch nur ein Wort der Anerkennung, geschweige einen Pfennig als Belohnung dafür zu erhalten. Doch litt ich, Dank der Güte der besten Frau, welche jemals die Luft dieser Erde geathmet hat, niemals Noth. Sie gab mir nicht bloß Wohnung und Speise, sie kleidete mich und wußte mir auf die diskreteste Weise stets das unentbehrliche Taschengeld in die Hand zu spielen. Eines Tages, als ich von einer Konzerttour zurückkehrte und in meine Stube trat, war sie zu meiner größten Ueberraschung prächtig mit Guirlanden und Blumen geschmückt und auf dem Tische lagen werthvolle Geschenke ausgebreitet. Die

Sträuße und Guirlanden hatte sie alle eigenhändig für meinen Geburtstag gewunden und so lange ich in ihrem Hause gelebt, hat sie mich stets an jenem Tage in dieser ebenso großmüthigen wie sinnigen Weise erfreut. Und wofür alle diese Beweise der Liebe, wofür? Was war ich ihr, ich, der ärmste aller Menschen?

Im Anfange des dritten Jahres eröffnete mir der Kapellmeister, daß er mir nunmehr eine Monatsgage von zehn Thalern zahlen wolle, wogegen die Unterrichtsstunden in Wegfall kommen sollten, da ich mich nun selber fortzubilden imstande sei, auch solle ich von jetzt ab meinen Platz am ersten Geigenpulte haben, müsse mich aber verpflichten, sämmtliche Klavier- oder Orgelpartien, die in den Konzertprogrammen vorkommen würden, zu übernehmen. Ich muß hinzufügen, daß ich das Klavier keineswegs vernachlässigt hatte, auch war mir durch das freundliche Entgegenkommen des städtischen Organisten Gelegenheit geboten, mich fleißig auf der Orgel zu üben.

Also ich erhielt meine erste Gage, blanke zehn Thaler preußisch Courant, und dünkte mich nun reich wie ein Krösus. Mit beflügelten Schritten eilte ich in die erste beste Konditorei und erstand eine Prachttorte, welche ich unter dem Schleier der Dunkelheit höchstselbst nach Hause trug und glückstrahlend meiner Wohlthäterin präsentirte. Zugleich reichte ich ihr den Rest des Geldes und lieh der überschwenglichen Hoffnung Worte, daß nun die Zeit gekommen sei, da ich alle ihre Güte werde vergelten können.

Sie lächelte so herzinnig, so glücklich bei meinen Worten, nahm aber das Geld nicht an, sondern sprach:

„Wollen damit noch eine Weile warten, lieber Wolf. Ich weiß, wie herzlich gut Sie es meinen, aber noch habe ich mehr als Sie, wenn's einmal anders kommen sollte, so tauschen wir die Rollen."

Ueber meine Kunst sprach sie nie, das verbot ihr die ganze rührende Bescheidenheit, welche bei aller Rührigkeit und Frische ihres Naturells den tiefsten Grundzug ihres Wesens bildete. Ich wußte aber recht wohl, wie sehr sie die Musik liebte, und daß sie, wenn ich spielte, sich oft in den Nebenzimmern zu schaffen machte, um zu lauschen. Da bot ich denn meine ganze Kunstfertigkeit auf, um ihr Vergnügen zu machen, und sie mochte wohl so etwas ahnen, denn stets suchte sie mich dann durch eine Aufmerksamkeit zu erfreuen. Sie gehörte eben zu jenen wenigen ganz selbstlosen Menschen, die gütig und wohlthätig sind aus innerer Nothwendigkeit, ohne je an Wiedervergeltung zu denken, und die die geringste ihnen erwiesene Aufmerksamkeit immer doppelt und dreifach vergelten müssen. Die kleinen Gaben, welche ich ihr aus fremden Orten, in denen wir konzertirten, mitzubringen pflegte, wurden gleich den theuersten Kleinoden hoch in Ehren gehalten, und oft schämte ich mich der Geringfügigkeit der Sächelchen, die so über Verdienst geschätzt wurden. Es war wie bei unserm Herrgott, der auch nicht die Größe des Opfers, sondern allein die Gesinnung des Gebers ansieht.

Einmal hatte ich ihr von einem Ausfluge an den Rhein eine Busenadel von Elfenbein, den Godesberg im Relief darstellend, mitgebracht, und obgleich sie weit prächtigere Sachen dieses Genres besaß, zog sie doch diesen schlichten Schmuck den glänzendsten Steinen vor

und schmückte sich damit bei ganz besonderen festlichen Gelegenheiten, so auch stets an meinem Geburtstage, oder wenn ich im Konzert eine Solopartie zu spielen hatte ꝛc. Kein Mensch außer mir bemerkte die Auszeichnung, welche meiner unscheinbaren Gabe zutheil wurde, und ich habe mich nicht mit Bestimmtheit überzeugen können, ob sie wußte, wie sehr mich die Aufmerksamkeit beglückte; denn auch nicht durch die leiseste Andeutung hat sie sich verrathen. Ueberhaupt zeigte diese schlichte, nach den landläufigen Begriffen nur mangelhaft gebildete Frau so viel feinen Takt und natürliches Zartgefühl, wie ich es in gleichem Grade nur bei wenigen der besterzogenen Frauen wiedergefunden habe. Philinens reizende Naivetät und holder Frohsinn gatteten sich in ihrem Wesen mit Gretchens Anmuth und ahnungsvollem Insichselbstversenken. Meist sang sie frisch und fröhlich bei ihrer Hantirung, oft auch erklang ihr helles, herzliches Lachen und bewunderungswürdig war's, wie sie den in einer öffentlichen Wirthschaft nicht selten vorkommenden unangenehmen Vorfällen die heitere Seite abzugewinnen und die aufsteigenden Wetterwolken rasch zu zerstreuen wußte.

Drei Jahre hatte ich ihre liebevolle, wahrhaft mütterliche Pflege genossen, da traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel ein heftiger, schier zerschmetternder Schlag ihr liebes Haupt. Ihr Mann hatte sich ohne ihr Wissen für einen seiner Freunde mit seinem gesammten Vermögen verbürgt, und nun, da der Freund fallirte, mußte er die Bürgschaft wettmachen. Mit einem Schlage waren die bisher in mäßigem Wohlstand lebenden Menschen bettelarm. Meine gute Frau Wirthin, durch deren unermüdlichen Fleiß, Sparsamkeit, kluge Gewandtheit in der Behandlung der Gäste und alle jene häuslichen Tugenden, die nur je eine deutsche Frau geschmückt haben, der ganze Besitz erworben worden war, mußte nun sehen, wie ein Stück Hausrath nach dem andern hinausgetragen und unter den Hammer gebracht wurde. Es ist wahr, sie schien im ersten Augenblick von der Wucht des Schlages wie zermalmt. Still und bleich saß sie in einem stillen Winkel des unglücklichen Hauses und als ich zu ihr trat und nach Trostesworten suchte, sah sie mich unsäglich traurig an und sagte mit mattem Lächeln:

„Armer Wolf, was wird nun aus Ihnen werden?"

„Aus mir? Sie denken jetzt noch an mich?" rief ich, und meiner nicht mehr mächtig sank ich ihr zu Füßen und benetzte ihre Hände mit heißen Thränen.

„Fassen Sie sich, Lieber, Gott wird helfen!" sagte sie und strich mir über das Haar und dann sprach sie mit verändertem, fast heiterem Tone: „Sehen Sie, jetzt haben wir die Rollen gewechselt. Ich dachte damals nicht, daß es so bald geschehen würde."

Einer der Hauptgläubiger des bankerotten Hauses war das Bankgeschäft Stoß & Komp., dessen einer Inhaber, ein Junggeselle, schon seit Jahren im Hause meiner Wirthsleute gewohnt und der aufmerksamsten Pflege genossen hatte. Sehr häufig waren dessen Eltern und Geschwister auf mehrere Tage zu ihm zum Besuche gekommen und stets hatten sie sich vonseiten meiner Frau Wirthin der herzlichsten Gastfreundschaft zu erfreuen gehabt, gar nicht anders, als ob der Besuch ganz speziell ihr gegolten hätte, und nun hatte dieser Mann den

entsetzlichen Muth, kaltblütig zuzuschauen, wie auf seinen Antrieb derselbe Tisch, an welchem seine Eltern gastlich bewirthet worden waren, dasselbe Bett, welches ihm jahrelang sorgfältig zum Ausruhen bereitet worden, fortgeschleppt und für Schleuderpreise an den ersten besten Fremden verkauft wurden.

Ich hatte mit dem Manne manchen Abend zusammengesessen, ihm auch wohl etwas vorgespielt, da er sich stets als einen warmen Freund der Musik gerirt hatte, was natürlich die barste Heuchelei gewesen war, weil in einem so gefühllosen, steinharten Gemüthe die duftige Blume der Empfänglichkeit für den süßen Einklang der Töne mit nichten gedeihen kann. Ich ging zu ihm, erinnerte ihn an alle die Güte und Freundlichkeit, die er in dem Hause genossen, und bat und beschwor ihn um Geduld, um Schonung für unseren gemeinsamen Wohlthäter. Er vermied es, mich anzusehen, sprach von kaufmännischen Pflichten, denen er sich zu fügen habe und gab vor, das einmal eingeleitete gerichtliche Verfahren nicht mehr aufhalten zu können.

„So wird also den Leuten alles verkauft?" fragte ich voller Verzweiflung.

„Alles, wenn nicht heute noch jemand eine Summe deponirt, die annähernd den Werth der Hausgeräthschaften deckt."

„Wollen Sie nicht selbst die Barmherzigkeit haben, dieser jemand zu sein, bester Herr R.? Ich hafte dafür, daß Sie keinen Pfennig dabei verlieren", sagte ich warmherzig.

„Sie?" entgegnete er geringschätzig und maß mich mit einem Blick voll spöttischer Mißachtung.

Und vor diesem Menschen hatte ich gespielt, ihm hatte ich Reuters „Stromtid" vorgelesen und er hatte seine Entrüstung über Pomuchelskopp ausgesprochen und Mitleid mit Hawermanns Unglück gezeigt: der Heuchler, der Pomuchelskopp!

Ich sagte ihm mit Heftigkeit meine Meinung, und wahrscheinlich würde es zu Thätlichkeiten gekommen sein, wenn nicht unsere Wirthin dazwischen getreten wäre und mich mit den Worten: „Beruhigen Sie sich, lieber Wolf, ich bitte Sie darum!" mich zum Schweigen gebracht hätte.

Nun wurde mir aufs neue Gelegenheit die sittliche Größe und belebende Kraft, welche in einem reinen, gesunden, guten Frauengemüthe wohnt, zu bewundern. Während der Mann, der doch das Unglück allein verschuldet hatte, sich rath- und thatlos einer unfruchtbaren, dumpfen Verzweiflung anheimgab, richtete sich das tapfere Weib wieder auf wie ein gesunder Baum, den der Sturm zwar beugen, aber nicht brechen konnte. Ruhig, sicher, mit klarer Ueberlegung trat sie in den Kampf mit den harten Mächten des Schicksals. Wenig, sehr wenig war ihr übrig geblieben, aber aus diesen Trümmern und dem Kredit, den ihr das Unglück doch nicht ganz hatte rauben können, zimmerte sie das neue Fahrzeug und wagte sich damit von neuem auf das stürmische Meer des Lebens.

Ich wollte nun nicht länger ihr kleines Stück Brod verzehren helfen, sondern mich auf eigene Faust durchzuschlagen suchen, sie aber sagte mir darauf:

„So, so, böser Wolf! Also nun wollen Sie uns verlassen, ist das hübsch? Wer soll denn Ihre Stuben bewohnen?"

„Ja, aber — —"

„Was, ja aber? Sie bleiben bei uns und essen, was wir haben und zahlen, so viel Sie können. Wollen Sie?"

Ob ich wollte! Meine Zimmerchen waren unberührt geblieben, alle anderen im Hause waren zum Theil ausgeräumt, zum Theil recht dürftig möblirt; das fiel jedoch nur dem in die Augen, der die Räume vorher oft gesehen hatte; meine Wirthin verstand in hohem Maße die Kunst, mit wenig Mitteln viel auszurichten, und so machten auch die ärmlich ausgestatteten Räume immerhin noch einen recht wohnlichen Eindruck.

Ich hielt es für selbstverständlich, daß man mich nun auf schmalere Kost setzen würde; daß geschah aber keineswegs, wohl aber bot sich mir des öftern Gelegenheit zu sehen, wie sehr sich die Familie in jeder Beziehung einschränkte. Meine fleißige Frau Wirthin war von früh bis spät rastlos thätig; alles ging durch ihre Hände und nichts wurde versäumt. Nicht einmal hat es mir an Wäsche oder sonst einem nothwendigen Kleidungsstück gefehlt.

Und dennoch drückten mich schwere Sorgen. So lange die Familie in Wohlstand gelebt hatte, war die Wirthschaft recht flott gegangen, seit dem Krach aber schien sie sich nicht wieder erholen zu können. Die ehemaligen Stammgäste hatten sich zerstreut, ließen sich zwar ab und zu noch vereinzelt blicken, da sie aber die gewohnte Unterhaltung nicht fanden, blieben sie allmählich ganz aus, und die Gastzimmer verödeten immer mehr.

Keinen trostloseren Anblick giebt es, als eine ihrem Ruin entgegengehende Familie, die man in besseren Tagen gekannt hat. Tropfenweise habe ich diese Bitterkeiten ausgekostet, und sie haben mein junges Leben vergiftet und mein Herz mit Groll und Haß gegen die Menschen erfüllt.

Meine wackere Frau Wirthin bot alles mögliche auf, die Wirthschaft wieder in Flor zu bringen. Auf alles war sie im voraus bedacht, alles hatte sie stets aufs beste bereitet, Speisen und Getränke mit den mühsam zusammengescharrten Pfennigen gekauft; neue schmackhafte Gerichte hatte sie ersonnen, die sie mit den billigsten Preisen berechnete — aber die Gäste wollten nicht kommen. Sie gingen in andere Lokale, wo sie für höhere Preise schlechtere Waare erhielten, wo ihr Erscheinen den Wirth ziemlich gleichgültig ließ, während sie hier mit herzlicher Freude empfangen und bedient worden wären, mit einer dankbaren Freude, die — sollte man glauben — ihnen die Genüsse doppelt schmackhaft gemacht haben würde, aber sie kamen nicht; die Speisen verdarben und die schüchternen Hoffnungen des besten Herzens verwelkten: alle Mühe und Aufopferung war vergebens gewesen.

Und warum kamen die Gäste nicht? Vergeblich habe ich mir damals darüber den Kopf zerbrochen, heute weiß ich's, es ist die grausame Wahrheit: wer da hat, dem wird gegeben, den vom Unglück Betroffenen aber überläßt man ohne Erbarmen seinem traurigen Schicksale.

Auch meine eigenen unausgesetzten Bemühungen, durch Privat-

unterricht etwas erheblichere Einnahmen zu erzielen, scheiterten an der übergroßen Konkurrenz; es schien, als laste ein Fluch auf uns allen, als seien wir rettungslos dem Untergange geweiht.

Meine Kleider wurden fadenscheinig, und mir fehlten die Mittel, neue anzuschaffen. Was that da meine arme Frau Wirthin? Ohne mir nur ein Wort zu sagen, ging sie zu unserm bisherigen Schneider, hinterlegte die ihr noch übrig gebliebenen Schmuckgegenstände als Unterpfand und ließ mir neue Kleider anfertigen. Ich hatte keine Ahnung, um welchen Preis der mir gewährte Kredit erkauft war; das habe ich erst erfahren, als alles vorbei war, und als ich in besseren Zeiten die Kleiderrechnung einlösen wollte, da war schon alles bezahlt, die gütigen Hände meiner Wohlthäterin waren im Tode erstarrt."

Er hielt inne und deckte die Hand über die Augen, und doch konnte er nicht hindern, daß die Thränen zwischen seinen Fingern hervorquollen und wie Perlen in den Strahlen der Sonne erglänzten.

Freia, die goldhaarige Asentochter, weinte um Odur, ihren verlorenen Gemal, und ihre Thränen fielen auf die Erde und wurden zu goldenen Perlen und die Menschenkinder folgten den Spuren der Göttin und suchten die Perlen, und so sie eine fanden, hielten sie dieselbe frohlockend in die Sonne und riefen: „Sehet! wie herrlich leuchten Freias Thränen! Solche Wunder verrichtet allein die Liebe!"

O daß doch heute noch den Sonnenstrahlen die Wunderkraft innewohnte, die Thränen lauterer Liebe in Goldperlen zu verwandeln, damit sie den Menschen als kostbarer Schmuck in das Jenseits begleiteten! Wie würde so mancher hienieden Verachtete da droben herrlich prangen, und viele Stolze und Mächtige dieser Erde müßten sich in Demuth vor ihm neigen!

Mein Freund richtete sich halb empor, stützte mit den Händen das edle Künstlerhaupt und blickte schweigend und voll düsterer Schwermuth in das lachende Rheinparadies.

Endlich fuhr er wie im Selbstgespräch also fort: „Sie liebte die Sonne, den Glanz der Farben, den Duft der Blumen, und doch hat sie in den letzten Jahren ihres Lebens keine Zeit und am Ende keinen Muth mehr gehabt, hinauszugehen und in der freien Natur Erholung und Freude zu suchen. Es ging immer mehr bergab. Sie sang nicht mehr, sie lachte nicht mehr, und wenn sie zu mir eintrat und ich fragte: „Wie geht's unten?" so antwortete sie mit sanftem Tone: „Still, lieber Wolf, still." — In diesen Worten, in diesem entsagungsvollen Tone klang der Verzicht auf alles Erdenglück, die ganze erschütternde Hoffnungslosigkeit eines dem Tode geweihten Menschenlebens.

Wie viel hundert Mal habe ich die bange Frage gethan, und immer das gleiche „still!" und immer die gleiche ergebungsvolle Trauer in dem lieben, nun so blassen Angesichte. Keine Klage, kein Schmerzensausbruch, kein Hadern mit demjenigen, der das Unglück verschuldet hatte und sich nun zu schwach zeigte, den Kampf mit ihm zu bestehen.

Einmal beging ich die Taktlosigkeit, über ihren indifferenten Mann ihr gegenüber eine herbe Aeußerung zu thun. Da antwortete sie mir in flehentlichem Tone: „O bitte, lieber Wolf, urtheilen Sie nicht so hart über ihn. Er kann sich nun einmal nicht helfen, und schlecht ist

er nicht, was man auch sagen mag. Ach! wenn ich das glauben müßte, so könnte ich ihn ja gar nicht mehr lieb haben, und ich wäre dann ganz unglücklich."

Ich bereute es bitter, das Wort gesagt zu haben. Es hat ja nichts gebessert, wohl aber ihren Schmerzenstrank noch um einen herben Tropfen vermehrt.

Mit einmal trat ganz unerwartet ein Wendepunkt in meinem Leben ein. Unsere Kapelle gab in der Stadt K. ein Konzert, in welchem mir ein ganz besonders hervorragender Antheil zugefallen war. Ich spielte in einer Schumannschen Symphonie die schwierige Klavierpartie und im letzten Theil als Soloeinlage ein Violinkonzert von Beriot. Nach dem schallenden Applaus zu urtheilen, mußte ich meine Aufgabe glänzend gelöst haben, ich selbst war vielleicht am meisten von dem Erfolge überrascht.

Nach dem Konzerte trat der reiche Herr Sonnenschein zu mir, schüttelte mir die Hand und machte mir das liebenswürdige Anerbieten, auf seine Kosten nach Berlin zu gehen, um unter der Leitung der berühmten Meister meine Ausbildung zu vollenden.

Ich war hochbeglückt und doch zugleich bestürzt, dankte dem Herrn aufs herzlichste und bat mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit aus. Der Gedanke, meine Wohlthäterin in ihrem Unglück zu verlassen, machte mich unschlüssig.

Sie war über den Erfolg meines Talents entzückt und bat und beschwor mich, die dargebotene Hand anzunehmen, versicherte mir auch, daß die Noth gar nicht so groß sei und ich um ihretwillen nur ganz unbesorgt sein möge. Ich schrieb dem Herrn Sonnenschein zustimmenden Bescheid. Am Abend vor meiner Abreise hatte meine Wohlthäterin ein Festmahl bereitet, das ganz aus meinen Lieblingsgerichten befand, und als ich mich verabschiedete, drückte sie mir noch ein Zehnmarkstück in die Hand — niemand sah's — nickte mir so herzlich zu und sagte: „Gott sei mit Ihnen und schenke Ihnen reichliches Glück! Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!"

Sie eilte fort und nimmer wieder habe ich in diese treuen, lieben Augen gesehen.

Auch während meines zweijährigen Berliner Aufenthalts genoß ich noch ihre Güte. Sie schrieb mir öfters und kümmerte sich mit Sorgfalt um meine Kleider und meine Wäsche. Ihre Briefe sind der treue, ungekünstelte Ausdruck ihres lautern, liebevollen Herzens. Sie sind meine heiligsten Reliquien, und alle Reichthümer der Erde wögen mir diese kostbaren Schätze nicht auf. Bin ich in einer sogenannten Soirée gewesen und habe Phrasen gehört und Phrasen geplappert, so eile ich zu meinen Schätzen und läutere mich von dem Gifte der Unwahrheit an den schlichten, wahren Naturlauten eines reinen Frauengemüthes, und in dieser reinen, weihevollen Atmosphäre gelingt es mir wohl zuweilen, etwas gutes und schönes zu schaffen.

Eines Tages erhielt ich einen Brief von ihr, der mich fast wahnsinnig machte. Er enthielt nur zwei Zeilen von ihrer einst so klaren, ruhigen und jetzt so unsicheren Hand: „Kommen Sie, lieber Wolf, ich möchte Sie noch einmal sehen."

Wie ich ging und stand, so lief ich nach dem Bahnhof, um sogleich

abzufahren, besann mich aber mit Schrecken, daß ich kein Reisegeld besaß. Einer meiner Lehrer lieh mir das Geld und suchte mir Trost zuzusprechen; ich hörte nicht auf ihn und eilte fort. Zu spät. Das theure Antlitz war im Tode erstarrt; die lieben freundlichen Augen hatten sich für immer geschlossen.

Es hat sich mir dieses rührende Bild des Todes fest in die Seele geprägt. Sanft und milde waren die reinen Züge ihres Antlitzes, nur um den Mund war ein ihr im Leben fremder, herber Zug. Ach, das war wohl der unverlöschliche Eindruck ihres letzten Gedankens, des Gedankens: „Warum mußte es bis dahin kommen? War ich nicht werth, noch einmal die Sonne des Glückes zu schauen? Und er, den ich wie meinen Sohn gepflegt: wird er kommen? Ach, zu spät! der Tod gönnt mir auch diese kurze Freude nicht. Fahre wohl, falsche Erde!" Auch im Tode ehrte sie mich noch: die Nadel von Godesberg nahm sie als einzigen Schmuck mit hinüber.

O, wenn es doch wahr wäre, daß es ein Leben jenseits des Grabes giebt! Dann würde der Schatten meiner seligen Mutter dieser herrlichen Frau entgegengeeilt sein, um ihr zu danken und ihre heiligen Hände zu küssen, dann werde ich einst — — ach! wenn es doch wahr wäre! Aber es ist nicht wahr!"

Damit sprang er empor und blickte düsterer denn je in die lachende Welt.

Amerikaniſcher Löwe (Puma) auf der Jagd.
Nach einer Originalzeichnung von Friedrich Specht.

Ref 2

Ein modernes Leiden.

Es war während des Feldzuges im Jahre 1866, als auch in Deutschland ein in England und Frankreich bereits seit einiger Zeit in Aufnahme gekommenes Mittel zur Anwendung gelangte, das den Verwundeten und Kranken Linderung des Schmerzes und Ruhe brachte. Es bestand in Morphium-Einspritzungen, und die erzielte Wirkung war eine solche, daß diese Behandlungsweise sich rasch ihren Weg bahnte und immer allgemeiner wurde. Nicht nur den Aerzten ward sie ein unübertreffliches Hilfsmittel in vielen Lagen, auch die Laien begeisterte die imponirende Wirkung des Morphiums, und als sie wahrnahmen, daß auch der psychische Schmerz durch die Morphium-Injektion verschwand, entrissen sie den Aerzten ein Mittel, welches allein in deren Hand ein Segen für die Menschheit hätte bleiben können, nun aber derselben auch eine Gefahr wurde. Denn so überraschend schnell das Morphium hartnäckige körperliche Schmerzen lindert, psychische Verstimmung verscheucht, aufreibende Schlaflosigkeit überwindet, so wohlthätig es also wirkt, ebenso fürchterlich sind die Folgen, welche sich bei längerer Anwendung ohne ärztliche Aufsicht zeigen und die wir heute unter dem Namen „Morphiumsucht" kennen, worunter zweierlei zu verstehen ist: Die Leidenschaft des Individuums, sich des Morphiums als Erregungs- und Genußmittel zu bedienen, da dasselbe unvermögend ist, von dem Mittel ohne Nachtheil für das subjektive Wohlbefinden zu lassen — und der Krankheitszustand, der sich durch die mißbräuchliche Anwendung des Mittels herausbildet. Und dieses moderne Leiden, die Morphiumsucht, hat gegenwärtig bereits eine erschreckende Ausdehnung gewonnen.

Im allgemeinen besitzt die Morphiumsucht große Aehnlichkeit mit der Trunksucht — die Aehnlichkeit erstreckt sich bis auf das Delirium — aber im Gegensatz zu dieser findet jene ihre Opfer fast nur in den gebildeten und höheren Kreisen der Gesellschaft. Die Unbemittelten, die das Morphium in den Hospitälern kennen lernen, sind, sagt der

verstorbene Geheime Sanitätsrath Dr. Eduard Levinstein in seiner bezüglichen Monographie, beim Verlassen derselben nicht in der Lage, das Verfahren fortzusetzen; im Kampf ums Dasein können sie kaum das Nothwendigste erringen und so bildet ihre Armuth einen Schutz gegen weiteres Elend. Allein diese Exklusivität kann nicht lediglich auf die günstigeren materiellen Verhältnisse zurückgeführt werden, sondern es kommen für dieselbe noch andere Momente in Betracht. Wenn auch fast jedes Individuum durch lange Zeit fortgesetzte Injektionen morphiumsüchtig werden kann, so ist doch nicht zu verkennen, daß individuelle geistige und körperliche Konstitutionsverhältnisse und die Situationen, in welchen die betreffenden leben, die Entwickelung der Morphiumsucht mehr oder weniger bedingen, erhöhen oder mindern. So führen die Beschäftigung, die gesellschaftliche Stellung, die Anforderungen, die an seine Leistungsfähigkeit gestellt werden, sein exponirtes Handeln den Mann schneller als die Frau dazu, sich die Morphiumspritze anzueignen; so läßt der Arzt, der infolge eines Leidens sich an Morphium-Injektionen gewöhnt hat, umsoweniger von denselben, weil er gezwungen ist, meist zu frühzeitig seine ärztliche Thätigkeit wieder aufzunehmen. Für diese bedarf er aber die volle Körper- und Geistesfrische, die den Rekonvaleszenten und durch Krankheit Geschwächten fehlt, und deshalb greift er zu dem Reizmittel, das ihm auf kurze Zeit die fehlende Energie wiedergiebt, und deshalb steigert er täglich die Dosis, die im Laufe der Zeit eine Höhe erreicht, wie sie nur ausnahmsweise bei seinen Leidensgefährten vorkommt. Professor H. Obersteiner in Wien zählte unter 143 morphiumsüchtigen Kranken nicht weniger als 67 Aerzte und Dr. Levinstein unter 82 von ihm behandelten derartig erkrankten Männern 32 Aerzte. Nächst den Aerzten stellen die Apotheker das größte Kontingent, denn sie haben die Injektionsspritze und die Morphialösung immer zur Hand, und stellen sich irgend welche körperliche oder moralische Schmerzen ein, flugs schafft eine Einspritzung Hilfe und Linderung.

Viele Morphiumsüchtige befinden sich eine Zeit lang unter dem Morphiumgebrauch wohl, nirgends treten Störungen zutage, der Appetit und selbst die Körperfülle bleibt in der ersten Zeit meistens erhalten, während andere abmagern. Dann aber beginnt eine Periode, in der sich leichte und schwere Krankheitserscheinungen einstellen; dieselben nehmen ihren Ausgangspunkt vom Cerebrospinal- und sympathischen Nervensystem und greifen auf die Organe des vegetativen Lebens über. Die einzelnen Theile des Organismus werden in verschiedenem Grade affizirt; bald fällt die Erkrankung des einen oder des andern aus, bald tritt ein Symptom derartig in den Vordergrund, daß es den Schwerpunkt aller Klagen der Kranken bildet. In der Regel erscheint der Morphinist matt und fahl, sein Auge ist glanzlos, seine Bewegungen sind müde; oft verkleinert sich die Pupille des Auges auffallend, die Hände sind schweißig und zitternd, alle Muskeln und Sehnen schlaff; Hallucinationen des Auges und Ohres gehören nicht zu den Seltenheiten. Manche Kranke haben zuweilen unmittelbar nach der Morphiuminjektion einen bitteren oder metallischen Geschmack und Kollern und Poltern im Leibe, ihre Mundschleimhaut ist meist trocken, sie klagen über heftigen Durst und Appetitlosigkeit, später stellt sich

Uebelkeit, Erbrechen, Abneigung gegen Fleischspeisen, Heißhunger ein. Die Haut zeigt eine außerordentliche Empfindlichkeit, unangenehme Gefühle wie Jucken, Ameisenlaufen, Frösteln beunruhigen den Patienten; ferner tritt mit der Zeit andauernde Schlaflosigkeit ein, und wenn der Kranke endlich einige Stunden schlafend zugebracht, erwacht er nicht erfrischt und gestärkt, sondern dumpf und schläfrig. Und mit der körperlichen Erschlaffung geht Hand in Hand eine wachsende Trägheit des Geistes, welche von wetterwendischer, bald reizbarer, bald trauriger Stimmung begleitet wird. Wie den nicht Morphiumsüchtigen in Krankheitsfällen die Anwendung des Morphiums anregt und belebt, wie dieselbe bei Morphinisten in den ersten Stadien den Betrübten heiter macht, dem Ohnmächtigen Kraft und dem Schwächling Energie giebt, den Schweigsamen beredt, den Zurückhaltenden verwegen werden läßt, so vermindert sich bei vorgeschrittener Morphiumsucht die Thatkraft, der Fleiß ermattet, die gewohnte Arbeit wird vernachlässigt, die Pflicht verabsäumt, die Fassungskraft erlahmt, das Gedächtniß wird schwach und selbst die moralische Seite des Seelenlebens erleidet häufig Abbruch. Viele Kranke verfallen im morphiumsüchtigen Zustande zugleich einem ausgesprochenen Alkoholismus, der auch nach der Entwöhnung vom Morphium fortzudauern pflegt. Endlich findet in manchen Fällen schließlich akute Morphiumvergiftung statt, in anderen tritt delirium tremens in chronischer Form ein. Im allgemeinen ist der Verlauf der Morphiumsucht bis zu schweren Erkrankungen ein langsamer und vielen Schwankungen unterworfen, sagt Levinstein. Einzelne Individuen können eine Reihe von Jahren ohne wahrnehmbare Erscheinungen große Dosen Morphium ertragen, bei anderen stellen sich schon durch kleine Gaben nach Monaten Appetitlosigkeit und wechselnde Stimmung ein, die sich mit Neuralgien, Schlaflosigkeit und Allgemeinstörungen verbinden. Analog der Alkoholvergiftung machen die Krankheitserscheinungen der Morphiumsucht ganz reine Intermissionen, in welchen trotz Fortgebrauchs des Morphiums, meist unter verringerter Dosis, sämmtliche Störungen verschwinden, wozu Veränderungen in der gewohnten Lebensweise, in der sozialen Stellung, wichtige, auf die Gemüthsverhältnisse einwirkende Affekte wesentlich beitragen. Aber nur auf kurze Zeit, kaum auf Monate erstreckt sich diese scheinbare Besserung. Bald steigern sich durch die Rückkehr zu den früheren Morphiumdosen die Erscheinungen und es vervollständigt sich nach und nach der Symptomenkomplex der in Rede stehenden Krankheit. Lange Zeit werden aber noch alle Störungen durch kontinuirliche Steigerung der Morphiumgaben zum Schweigen gebracht, doch schließlich nützt auch diese nichts und ebensowenig die Verkürzung der Zeiträume, in denen die Morphiumeinführung stattfindet. Die betäubende, alles Leid vergessen machende Wirkung fällt fort, da der Organismus gesättigt ist und kein Morphium mehr verarbeiten kann; die bisher erzielte Spannkraft wird kaum auf Stunden wieder hergestellt und zuletzt bleiben selbst die größten Dosen wirkungslos. Nun tritt jener Zustand ein, der in dem Morphiumsüchtigen das Gefühl schweren Krankseins erweckt, das ganze Fundament seines Ichs erschüttert, ihn zeitweise mit Lebensüberdruß erfüllt und geistig und körperlich zusammenbrechen macht.

In einem gewissen Stadium ihrer Krankheit angelangt, unter-

werfen sich viele Morphiumsüchtige freiwillig einer Entwöhnungskur oder sie werden zu einer solchen genöthigt. Dieselbe kann nur in einer geschlossenen Heilanstalt unter ärztlicher Behandlung und genauer Beaufsichtigung erfolgen, denn die Erscheinungen bei Beginn der Entwöhnung haben große Aehnlichkeit mit den aufregenden Aeußerungen der Trunksucht bei plötzlicher Entziehung des Alkohols: den Kranken befällt Unruhe, er fühlt sich vollkommen gebrochen und ohnmächtig, dann wieder erfaßt ihn eine Aufregung, welche sich bis zur hochgradigen ausgeprägten Tobsucht steigern kann. Es ist daher erklärlich, daß kein Morphiumsüchtiger bei seiner geschwächten Willenskraft zur selbstständigen Durchführung einer Abstinenzkur fähig ist; suchen doch sogar Kranke, die sich aus eigenem Antriebe und freiwillig in eine Anstalt begeben, den Arzt auf jede Weise zu täuschen und für alle Fälle Morphium bereit zu halten. So hatte in der Anstalt des Dr. Levinstein ein Offizier seine Cigarretten und Cigarren in Opiumlösung getränkt, ein anderer pulverisirtes Morphium in eine lange Cigarrenspitze fest eingestopft, ein Arzt zwischen die Sohlen neuer Morgenschuhe ein Quantum Morphium sorgsam verklebt, ein anderer Lesezeichen mit Morphium gefüllt ꝛc. Darum eben müssen Morphiumkranke auf das Sorgfältigste beobachtet werden, umsomehr, da die bei der Entziehung auftretenden Erscheinungen aufmerksamster ärztlicher Behandlung bedürfen. Gewöhnlich ist die Kur innerhalb einiger Wochen beendet, aber leider sind die Rückfälle äußerst häufig und nicht selten bleibt auch nach der Entwöhnung die geistige Trägheit, Unlust zur Arbeit, besonders aber eine melancholische Verstimmung zurück, welche dann, wie Professor Obersteiner sagt, auch zu dem traurigen Ausgange des Selbstmordes führt. Alle jene geistigen Störungen können sich auch erst nach vollendeter Entziehung deutlicher manifestiren, und nur in besonders glücklichen Fällen wird es dem Kranken gelingen, die volle Integrität des Charakters und der psychischen Leistungsfähigkeit aus dem Schiffbruche zu retten.

Die Morphiumsucht ist also eine schwere und hochgefährliche Krankheit; das Morphium, dieser Wohlthäter der Menschheit in ärztlicher Hand, in der des Laien also eine entsetzliche Gefahr. Aber es steht auch zu hoffen, daß diesem modernen Leiden wieder ein Ende bereitet werden kann, wenn kein Arzt mehr, wie es früher in guter Absicht und ohne Kenntniß der schweren Folgen geschah, dem Patienten die Morphiumeinspritzungen selbst überläßt, sondern dieselbe stets nur mit eigener Hand ausführt. G. S—n.

Frauen-Liebe.

Von

Wilh. F. Brand.

„Cras amet qui nemquam amavit,
Quique amavit, cras amet!“

Wer sich unterfängt über die Frauen etwas sagen zu wollen, der kann sich kaum des Gefühls erwehren, das Dr. Johnson beschlich, als er sein Wörterbuch schrieb: daß man bei Behandlung eines derartigen Gegenstandes nothwendigerweise über viele Dinge reden muß, die man nicht versteht. Denn wer lernte das weibliche Geschlecht je so aus dem Grunde kennen! Zwar sagt man, eine Frau ist nie die andere; doch heißt es auch wieder, ein und dieselbe Frau bleibt nicht eine Stunde lang sich selbst gleich. Und paradox wie das klingen mag, sind beide Ansichten innerhalb gewisser Grenzen nur zu wahr. Kann demnach niemand — sei er beweibt oder unbeweibt oder auch selbst Weib — über dieses Unergründlichste der Wesen ein endgiltiges Urtheil abgeben, so übt dieses hehre Geschlecht doch eine so allgewaltige Anziehungskraft aus, daß man vielleicht mit einer einfachen Studie, wie unvollkommen dieselbe auch sein mag, sich hervorwagen darf. Als solche allein bitte ich im Vollgefühl des Johnsonschen Bewußtseins der Unzulänglichkeit unseres Wissens das Nachstehende zu betrachten.

Ist eine Frau in vielfacher Hinsicht unergründlich, so ist sie das besonders häufig in ihrem eigentlichen Metier, in der Liebe. Auch ein verliebter Mann kann uns schlecht Rechenschaft abgeben, warum all sein Sinnen und Trachten, seine Liebe gerade auf ein besonderes weibliches Wesen gerichtet; und wenn er wähnt es zu können, so halten wir ihn allerdings schon nicht mehr für zurechnungsfähig genug, als daß er uns überzeugen könnte und liefen lieber davon, als daß wir ihm zuhörten. Aber er läßt sich in gewissem Grade von der Vernunft leiten und liebt, wo er liebt mehr um bestimmter Reize willen in dem Objekt seiner Liebe, wie Schönheit, Anmuth, Liebenswürdigkeit u. dgl. Was aber sind in den Männern die Eigenschaften, die sie den Frauen werth machen? Ein hübsches Antlitz, ein hübscher Tenor, einige Mondenschein athmende Verse oder auch eine Lieutenants-Uniform können wohl einen Backfisch — oder solche Frauen, die in ihrem Anschauungs-Vermögen nie über die an sich so anmuthige Knospenzeit der Blume des Lebens hinauskommen — in jenen berückenden Wahn versetzen, den sie für Liebe halten. Aber vernünftige Frauen lassen sich doch kaum von derlei äußeren Vorzügen an sich — ohne daß andere Eigenschaften hinzukämen — bethören. Denn wie könnte Liebe an Aeußerlichkeiten allein Genüge finden! Für die Schließung von Ehebündnissen mögen auch die soziale Stellung und der Geldbeutel von unendlich größerer Bedeutung sein, als alle anderen Erwägungen, allein Ehe und Liebe sind bekanntlich zwei ganz verschiedene Dinge;

und wie wichtig Stand und Vermögen für ein Zustandekommen der Ehe auch sein mögen, für unsern Gegenstand kommen dieselben weniger in Betracht, für die Liebe an sich sind sie nur in zweiter Reihe insofern von Werth, als sie in vielen Fällen einen fruchtbaren Boden liefern, auf dem jene zarte Pflanze leichter keimt und sich gedeihlicher entwickelt.

Die Liebe kommt dem weiblichen Geschlecht — wenn sie überhaupt in ihrer Reinheit ohne Beimischung von allerart Erwägungen sich einstellt — ganz wie von ungefähr; und höchst zutreffend ist die Darstellung, als käme dieselbe auf eines Pfeiles Spitze, der von einem neckischen Knaben unverhofft aus dem Rückhalt abgeschossen, ohne daß sie selbst gewahrt wie, ihr ins Herz geflogen. Giebt es indessen eine spezielle Eigenschaft in den Männern, die eine besondere Wirkung auf die Weiber ausübt, eine Eigenschaft, die jenen kleinen Bogenschützen ganz vornehmlich im Gefolge hat, so ist das diejenige, die ihnen selbst abgeht oder doch abgehen sollte: die unbedingte Männlichkeit. Auf die männliche Festigkeit schaut die Frau gern als auf einen felsigen Hort, an den sie sich anklammern kann, auf sie blickt sie gern bewundernd empor, sie umgiebt sie mit einem Nimbus von Majestät, vor der sich selbst zu beugen ihr eine Wonne ist. Nicht daß sie das willig thäte! Im Gegentheil, geboren um beherrscht zu werden und — dafern das Joch nicht drückt — unter diesem allein ihr Glück findend, strebt dieses widerspruchsvolle Wesen mit allen Kräften danach die Zügel der Herrschaft selbst in die Hand zu bekommen. Offen und mehr noch versteckt, auf Schlichen und Umwegen sucht sie ihr Ziel zu erreichen und — erreicht es meistens. Der Mann merkt gar nichts von ihren diplomatischen Künsten und sie hat auch noch die Vorsicht gebraucht ihm weiß zu machen, daß es ja sein Wille ist, der geschieht. Er geht meistens ins Netz; und während er wähnt zu schieben, wird er doch nur geschoben. Aber alltäglich wie diese Erscheinung ist, gefährdet sie innerhalb gewisser Grenzen das Glück beider keineswegs, dafern nur diese Grenzen, wenn auch noch so weit gehend, schließlich doch mit der nöthigen Festigkeit von dem Manne gezogen worden. Die Frau erkennt sie bald und wird voll Eifers dagegen anstürmen, wie versessen werden manche mit dem Kopfe gegen das Bollwerk rennen; aber ohne es sich vielleicht selbst zu gestehen, sind sie doch von Herzen froh, jedenfalls ist es für ihr künftiges Glück unerläßlich, daß sie keine Bresche zu schießen vermögen. Wehe der Frau aber und wehe dem Manne zugleich, wenn der Schuß gelang, wenn sie nicht ihren Meister gefunden! Die Frau hört bald auf zu lieben, wenn sie nicht mehr an dem Gegenstande ihrer Liebe emporblicken kann. Er wird verächtlich und sie verachtet; und das traurige aber ach so häufige Bild der unbedingten Pantoffelherrschaft entfaltet sich vor der Mitwelt höhnendem Blicke.

Nicht weniger widerwärtig und unheilbringend für die Betreffenden freilich ist das gegentheilige Bild, wo die edle Männertugend der Charakterfestigkeit in Brutalität oder kleinlichen Eigensinn umschlägt. Nur wo Strenge sich mit Milde, ja zu Zeiten mit Nachgiebigkeit paart, kann die Wohlfahrt gedeihen. Aber beklagenswerth wie beide Extreme in der Abweichung von der wahren männlichen Festigkeit sind, so können wir doch kaum die wahre Thatsache leugnen, daß trotz allem

und allen „eine Frau als die Sklavin des starken Mannes glücklicher ist, denn als Beherrscherin des Schwächlings.“ Ihre Liebe wächst mit dem Anwachsen von Schwierigkeiten und gedeiht besser auf dem Dornenpfade als auf der Rosenaue. „Son dévouement ne surmonte pas le dégout: il l'ignore.“ In der That, in ihrer selbst verleugnenden Hingebung gewinnt das Weib nicht im Kampf gegen die Hindernisse die Oberhand: dieselben sind für sie gar nicht vorhanden. Und ihre Liebe wird oftmals am stärksten, wo der Gegenstand derselben ihrer am wenigsten würdig ist.

Wohl giebt es indessen auch Frauen genug, denen das, was sie an Liebe etwa besaßen, unter solchen Umständen völlig ersterben würde, ebenso wie viele Frauen von jenem stürmischen oder friedlichen Ringen in dem Erproben der Stärke des Geliebten wenig zeigen. Den einen ist die Liebe, den anderen schon der Charakter an sich nicht stark genug dazu. Es mag sein, daß bei noch anderen von vornherein eine solche Harmonie mit dem Gegenstande ihrer Liebe sich einstellt, daß an ein Ringen, selbst in der entferntesten Bedeutung des Wortes, nicht zu denken ist. Dazu gehören aber nicht zwei Prozent von allen, die es sich einbilden! Diejenigen aber, die kämpfen, thun es, weil sie ihre eigne Natur dazu treibt, ohne daß sie sich selbst dessen sonderlich bewußt würden. Im Vollbewußtsein und systematisch zu kämpfen, wäre eine Art Koketterie, die höchst gefährlich werden kann. Bei allen aber, die wirklich lieben und glücklich lieben, kommt eine Stunde, wo das Ringen mehr oder weniger aufhört. Nur zu Anfang halten sie sich zurück, thun auch wohl spröde und kalt, wie heftig auch das Herzlein pochen mag. Sie wollen sich erst erobern lassen und wissen, wie den Mann die Eroberung reizt. Es ist ein gefährliches Spiel und hat schon viele Herzen gekostet, aber „die Frauen sind sich auch ihrer Achillesferse bewußt und vergessen nicht, daß sie nur stark sind, so lange sie sich nicht ergeben, im Augenblick aber, da sie erobert, ihre Kraft dahin ist“ — wie Brunhildens.

Dann aber, wenn die Liebe so völlig geweckt und auch erwidert wird, kennen sie kaum noch irgend eine andere Erwägung, kaum noch eine Schranke. Die Liebe beherrscht ihr ganzes Leben und läßt ihnen nur einen Gedanken, eine Hoffnung, eine Furcht, ein Ziel, ein Glück, ein — alles! In der That wie Lord Byron von der Liebe sagt:

„'tis woman's whole existence.“

Wie geblendet lebt das Weib nun fort in dieser Liebe, die „ihr ganzes Dasein ausmacht“, geblendet wenigstens in Bezug auf die Vorzüge dieses Einen, der ihr alles ist. Und ist diese Blendung nicht eine weise Vorsehung der Natur?

Nein? Sie ist auch in Wirklichkeit gar nicht vorhanden? Nur ein Hirngespinnst ist sie?

Guter Freund, der Sie so reden, Ihre Vorzüge werden von aller Welt bereitwilligst anerkannt, von Männern wie Frauen, vielleicht gar von Ihnen selbst, aber wir übrigen, der große Rest der Männerwelt, möchten auch gern einmal geliebt werden, den angenehmen Kitzel der Vergötterung vonseiten eines geliebten Wesens erfahren. Manche von uns erfahren ihn wirklich. Aber wäre das möglich, wenn die Frauen nicht mit Blindheit geschlagen wären? Denn was ist der Mann im

allgemeinen betrachtet — und Sie, mein Bester, dabei natürlich ausgenommen! — doch für eine erbärmliche Kreatur, an dem das Weib nun durchaus einmal emporblicken will und den sie — oder thut er es selbst? — als den Herrn der Schöpfung bezeichnet. Dem Himmel Dank für diese Blendung! —

Freilich stellt dieselbe sich oft genug auch zu recht unzeitiger Stunde ein, wenn die Liebe in ihrer ganzen Leidenschaft erglüht, ohne daß den nothwendigen äußerlichen Präliminarien zuvor Genüge geschehen, ohne daß ein Ring am Finger, ein Trauschein im Pulte verwahrt wäre. Ach, es ist ein peinlicher Punkt in der Liebe der Frauen! Sie sollen lieben und doch über sich wachen, gewiß, aber es sind nicht immer die schlechtesten unter ihnen, die sich vergessen. Steht denn das Lieschen aus der unvergleichlichen Brunnen-Scene im Faust wirklich so viel höher als das Gretchen? Wie viele Lieschen bleiben denn was sie sind, nur weil sie der Eigenschaften ermangeln, die den Versucher reizen? Und die Margareten fehlen nicht sowohl aus eignem Gelüst, als aus jener blinden selbstentäußernden Hingebung, bethört von dem Mann, der allemal die größte Schuld trägt, in den Augen der verkehrten Welt aber verhältnißmäßig schuldlos dasteht. Ach wir wollen keine Margarete entschuldigen, wir können es nicht, aber wir sollten milde sein im Schmähen und Richten — der Fehltritt richtet ja sich selbst! — und die Unglücklichen von Grund der Seele beklagen:

Schwach sind die Weiber und nur in der Liebe stark!

Indessen auch da läßt man ihnen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren. Varium et mutabile est mulier heißt es, aber ist die Frau veränderlich, so ist sie es in allem andern mehr als eben in der Liebe. Und ist sie es auch darin, so wird sie jedenfalls von dem Manne in dieser Beziehung noch übertroffen, deren manche nach Schmetterlingsart von einer Blume zur andern flattern, um von dem Honig nur im Vorbeigehen zu nippen. Falsch und trügerisch soll das Weib sein. Möglich, insonderheit dem eigenen Geschlechte gegenüber mag das vorkommen, aber gerade dem Manne gegenüber, den sie liebt, zeigt sie sich — trotz etwaiger geringfügiger, leicht zu durchschauender Koketterie! — in ihrer reinsten und wahrsten Gestalt. Wie ganz anders ist es mit den Männern den Frauen gegenüber! Selbst diejenigen, die im Verkehr mit anderen Männern auf Ehre und unbedingte Wahrhaftigkeit halten, glauben nur zu häufig den Frauen gegenüber derartiger Rücksichten überhoben zu sein. Ein „unschuldiges“ Spiel mit einem Mädchenherzen — „wobei weiter nichts gemeint ist“ — oder selbst eine arge Bethörung, bei der gar viel, nur nichts Ehrenhaftes gemeint, gilt nicht für allzu verwerflich oder, wenn mit Erfolg durchgeführt, wohl gar für etwas trophäenhaftes; während Männern gegenüber der geringste Betrug — sei es auch nur durch Wort oder Miene — auf ewig, und mit Recht sein Ansehen untergraben würde. Gestehen wir es nur, was auch ein strenger Richter in der einen oder andern Beziehung an einem Weibe mag auszusetzen haben, in der Liebe sind sie uns überlegen.

Und die ärgsten Weiberfeinde müssen zugestehen:

„As for women, though we may scorn and flout them,
We may live with, but cannot live without them.“

Traun, was wäre das Leben ohne die Frauen! —

Antike Sentimentalität.

Von Ed. W. Deutschmann.

„Wiederum haben wir einen Selbstmord in unserer Stadt zu verzeichnen. Das Motiv der traurigen That soll verschmähte Liebe sein."

So ungefähr lauten alle jene bekannten Nachrichten der Tagesblätter, über die jedesmal unsere Großeltern und alten Tanten in ein lautes Wehgeschrei wegen der täglich größer werdenden Sittenverderbniß der neueren Zeit ausbrechen.

„Das war früher doch ganz anders; da hat man so etwas kaum vom Hörensagen gekannt!"

Allein man schaue sich doch einmal dieses „früher" ein wenig näher an! Wir wollen einmal um ein Jahrhundert zurückgehen. Eben war Goethes „Werther" erschienen und hatte eine wahre Selbstmordmanie entfesselt, so daß Goethe sich veranlaßt sah, seinen Helden die denkwürdigen Worte ausrufen zu lassen: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

Allein man könnte einwenden, das achtzehnte Jahrhundert sei schon viel zu modern, um von solcher Sentimentalität frei zu sein. Aber gehen wir in die Jahrhunderte des Mittelalters zurück! In den alten Volksliedern aus „des Knaben Wunderhorn", in den Sagen, die an all' den verwitterten Burgruinen haften, da wird immer wieder gemeldet von „zersprungenen Herzen", da tönt es immer wieder:

„Da zog er aus sein glitzrich Schwert
Und stach's sich durch sein Herz."

Und diese Sentimentalität hat nicht nur im Mittelalter geherrscht; sie findet sich ebenso im heidnischen Alterthume. Es giebt freilich Leute, die, weil das Wort nicht in ihre Schulchrien hineinpassen will, die Symptome der Sentimentalität absolut erst mit der Romantik beginnen lassen wollen und dieselben gerne dem Einflusse des Christenthums zuschreiben möchten, und die vom Standpunkte einer Katheder-weisheit, welche außer der Formenlehre und Syntax nur noch einige Reden Ciceros und die „nicht anstößigen" Oden des Horaz kennt, einfach jene herrlichen Liebesscenen der Ebersschen Romane als „nicht antik" bezeichnen.

Wie weit vielmehr jene Sentimentalität im Alterthum ging, wie übereinstimmend mit ihren modernen Symptomen sie sich äußerte, das möge uns ein kleiner Roman zeigen, der sich bei dem sizilischen Geschichtsschreiber Diodor vorfindet.

Zur Zeit des medischen Königs Astybaras, welcher vielleicht identisch ist mit dem Kyaxares des Herodot, wurde das Volk der Saker, die in den östlichen Gebirgszügen des Kaukasus wohnten, von einer Frau beherrscht, welche Zarina hieß. Sie war die „Schönste der Frauen"; und das ist nicht wunderbar; denn welche Königin wäre es wohl nicht gewesen? Aber sie war auch tapfer; sie befreite ihr Volk von fremdherrlichem Joche und, was mehr wiegt, als wenn sie die siegreichste aller Amazonen gewesen wäre: sie legte Städte an und kultivirte ihr Land. Die Nation ehrte ihre Wohlthäterin nach ihrem Tode durch die Errichtung einer kolossalen Pyramide, auf deren Spitze Zarinas Standbild in Gold sich befand.

Mit dieser Zarina also führte der Meder Astybaras einen Krieg, der mehrere Jahre dauerte und für ihn erfolgreich verlief.

Wie einst Penthesilea vor Troja, so focht Zarina an der Spitze ihres Heeres und wagte es, Männern im Kampfe zu begegnen. Stryangäus, Eidam des Königs der Meder und ihr tapferster Held, sah sie und, durch ihre Rüstung sowohl, als die Thaten ihres Armes getäuscht, rannte er auf den vermeintlichen Helden zu. Dieser stürzte im Laufe des Kampfes zu Boden und Stryangäus riß ihm den Helm vom Haupte, um ihm den Todesstreich zu versetzen, als er inne ward, daß er das schönste Mädchen vor sich habe.

In diesem Momente entwaffnete die Liebe den siegenden Meder. Er hob die schöne Feindin vom Boden auf und ließ sie entfliehen.

Umsonst aber warb Stryangäus nach geendigtem Kriege um das Herz der stolzen Fürstin; verschmäht von ihr, beschloß der sentimentale Krieger, zu sterben. Vor seinem Tode schrieb er noch an seine Zarina einen Brief mit den rührenden Worten: „Du lebst, von mir gerettet; ich aber sterbe durch Dich!"

So schloß dieser Roman, der, von Personen unserer Tage getragen, unfehlbar als ein Zeichen unserer entnervten Zeit angesehen würde.

Machen wir uns davon frei, die Verirrungen des menschlichen Herzens, die so alt sind als die Geschichte der Menschen, der Gegenwart zur Last zu legen, nur darum, weil die Lebhaftigkeit der uns gegenwärtigen Eindrücke diejenigen der Vergangenheit verwischt!

Auch jene kraftvollen Männer der Vorwelt, wie man beliebt, die Römer und Griechen wenigstens bis zu ihrer vollen Entwickelung zu nennen, haben in ihrer Brust dieselben Empfindungen und auch dieselbe Empfindsamkeit tragen können, wie die Leute unserer Tage. Auch in dieser Beziehung gilt das bekannte Wort Schillers:

„Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns."

Nippsachen.

Eßbarer Seetang. Das Meer bietet noch so viele Räthsel dar, an deren Erforschung die Gelehrten mit großer Vorliebe gehen, daß immer neue Entdeckungen in dieser Hinsicht gemacht werden. Hat man doch erst in neuerer Zeit z. B. festgestellt, daß in den verschiedenen Regionen eines und desselben Meeres auch verschiedene Geschöpfe sich aufhalten, daß Tiefseefische nur zufällig an die Oberfläche des Meeres kommen und in dieser dann nicht existenzfähig sind, wie umgekehrt, daß Fische, die infolge ihrer Organisation nur bis zu einer gewissen Tiefe dringen können, die Grenze ihres ihnen angewiesenen Gebietes nach unten nicht verlassen dürfen, um nicht dem gewissen Tode zu verfallen. Und wie sich erst neuerdings herausgestellt hat, daß das Fleisch vieler Seefische konstant, oder zu gewissen Jahreszeiten, oder an gewissen Lokalitäten giftige Eigenschaften besitzt und andere Fische, deren Fleisch ganz unschädlich, ja schmackhaft ist, in den Stacheln des Kopfes, der Flossen oder des Schwanzes Giftorgane haben und eine beträchtliche Menge von Gift, das den Menschen durch Verwundung höchst gefährlich wird, secerniren, so werden immer neue Arten von Fischen entdeckt, welche einen bedeutenden Nahrungsartikel (frisch oder zur Exportation) bilden können. Dies, was sich in letzterer Hinsicht auf Fische bezieht, trifft aber auch bei allen anderen Geschöpfen zu, die das Meer beherbergt, ja auch bei den Meerespflanzen, den Seegräsern oder Seetangen. Erstaunt wird vielleicht mancher Leser sein, wenn er hört, daß man Seetang essen kann. O, pfui! wird er möglicherweise ausrufen, indem er an das Seegras denkt, das zur Füllung seines Kissens,

seiner Matratze ꝛc. gedient hat. Und doch ist die Eßbarkeit mancher Seegräser unzweifelhaft. So holen sich z. B. die Irländer mehrere sehr beliebte Nationalgerichte aus der See, nicht nur Austern, Fische und anderes Fleisch, sondern eben auch Gemüse, ihren „Lever“ oder „Laver“, das sie von einer gewissen, denselben Namen tragenden Art von Seetang bereiten. Dies Gericht sieht grün aus, fast wie grüne Seife, und hat die Konsistenz unseres Pflaumenmußes. Es ist eine von denjenigen Speisen, die man entweder verabscheut oder in die man verliebt ist. Es muß sehr heiß gegessen werden und wird in demselben kleinen irdenen Tiegel, in dem es gekocht ward, auf den Tisch gebracht und stets wieder ans Feuer gesetzt, wenn die Gäste sich davon bedient haben. Man versendet dieses Fabrikat auch nach England, und in London verkünden es die Krämer den dortigen Kindern durch einen besonderen Anschlag an ihren Läden, wenn sie „frischen Laver“ erhalten haben. Auch an den Küsten Englands und Schottlands werden hier und da manche Arten von Seegräsern gegessen, in dem armen Irland aber bei weitem häufiger. Eine andere sehr gewöhnliche Speise dieser Art ist der „Dillisk“, den man in Belfast, in Kingston und in anderen irischen Küstenorten häufig auf den Märkten feilgeboten findet. Dieser Dillisk wird von den Küstenbewohnern gleich roh gegessen, und es ist ein ganz unterhaltendes Vergnügen, ihn zu knuppern. Als Gewürz dazu dient das Salz, mit dem das Seewasser ihn überzog, weshalb es natürlich sehr verkehrt wäre, ihn abzuwaschen. In einigen Theilen Irlands findet man ihn sogar in den Häusern der Wohlhabenden. Man hat oft einen Sack voll Dillisk in den Gesellschaftszimmern liegen und langt gelegentlich hinein, um mit diesem Seekonfekt die gewöhnliche lange Muße der Zähne zu unterbrechen. Auch „Curragheen“ oder „Currakeen“ ist ein Geschenk, das die Nereiden den irischen Küchen machen. Es sieht etwa wie „blanc manger“ aus und wird ebenfalls aus einem „Seaweed“ (Seegras) bereitet. Dieses Seegras ist weich und zart und wird in Milch ganz zu einem Brei gekocht und dann in Formen geschüttet, worin es stehen bleibt, bis es steif wird. Dr. A. Berghaus.

„Brose and Butter“. Dieses echt schottische Gericht besteht aus Honig und Whisky. Die Hochzeitsleute haben in Schottland einen Gebrauch, den sie „running for the brose“ (das Rennen nach der Brose) nennen. Derselbe besteht darin, daß die jungen Burschen gleich nach der Trauung des Brautpaares einen Wettlauf zum Hause des Bräutigams anstellen. Wer die frohe Nachricht von der Vollendung der Ceremonie zuerst dahin bringt, wird mit einer Schüssel von Brose belohnt. Auch in einer alten schottischen Ballade wird von diesem Gerichte erzählt: Der König Karl II. nahm einst ein fröhliches Mahl beim Laird von Cockpen ein, wobei dieser ihm nicht nur das Gericht: „Brose and Butter“ auftischte, sondern ihm auch die alte Melodie, die denselben Namen trägt, vorspielen ließ. Der König aß dieses Gericht, wie das alte Lied sich ausdrückt, „cheek by jowl withe the Laird of Cockpen“ (Wange an Wange mit dem Laird von Hahnfeder). Der Laird erwies dem Könige auch außerdem noch wichtige Dienste und schoß ihm sogar Geld vor. Dieses alles vergaß Karl, nachdem er wieder zum Throne seiner Väter gelangt war, seiner Art und Weise nach. Nicht so aber der Laird von Cockpen, und um die geliehenen Summen wieder zurück zu erhalten, ersuchte er eines Sonntags den Organisten der königlichen Kapelle, ihn am Ende des Gottesdienstes das Nachspiel vortragen zu lassen. Er spielte darauf die Melodie: „Brose and Butter“, worauf der König, fährt die Ballade fort, aufsprang und ausrief: „Meiner Treu, das muß der Laird von Cockpen sein!“ Das Ende vom Liede ist dann, daß der König nach der Versöhnung noch einmal soupirte von seinem lieben „Brose and Butter“, „Wange an Wange mit dem Laird von Hahnfeder.“

Dr. A. Berghaus.

Das Zungen-R. Dieses schwierigste aller Produkte sprachlicher Technik spielt in einer Episode des kürzlich verstorbenen Emil Palleske eine ergötzliche Rolle. Der berühmte Vorleser wollte, um dramatischer Dichter zu werden, das Handwerk von der Pike auf lernen und — Schauspieler werden. Hamlet, Lear, Mephisto waren natürlich längst einstudirt und im Kreise gleichgesinnter Freunde oftmals mit Beifall recitirt, als sich Palleske endlich an Theodor Döring um eine Empfehlung an eine kleine Bühne wandte. Dieser verfehlte zwar nicht, dem Novizen seiner Kunst alle die großen und kleinen Leiden, welche in der Welt der Coulissen vorkommen, mit den grellsten Farben auszumalen, ließ sich aber doch schließlich eine Partie — „Mephisto“ gutwillig gefallen. „Nicht übel, Herr Palleske! Aber Sie können ja das Zungen-R nicht aussprechen, und wer das nicht kann, bleibt ewig ein stümperhafter Schauspieler, ihm fehlen Kraft und Deutlichkeit“, urtheilte Döring, mochte übrigens die arge Bestürzung darüber dem so vertrauensselig zu ihm gekommenen jungen Manne anmer-

ken, denn er milderte sein Verdikt sofort durch den tröstenden Zusatz: „Na — ich selbst habe das Zungen-R auch nicht in der Wiege mitbekommen, und es hat Jahre gedauert, bis ich damit fertig wurde. Probiren Sie einmal und sprechen statt: Treffen — Tebbeffen. So — und das üben Sie fort und fort, wo Sie gehen und stehen." „Das ginge schon", antwortete Palleske, „aber das R. am Schlusse eines Wortes?" „Nun, kommen Sie 'mal her, stellen Sie sich vor den Spiegel . . . Nun ziehen Sie Ihre beiden Lungen so voll Luft, daß sie Ihnen das Zwerchfell bis unter die Nase heranspressen. Jetzt stoßen Sie mit aller Gewalt und auf einen Stoß aber ohne lauten Ton das Wort: Narr heraus . . . Noch stärker . . . Die Zunge muß frei schweben. Flattert sie nicht ein wenig?" „Noch merke ich nichts." „Na so gebrauchen Sie das drei Tage so fort, alle Stunde sechzig Eßlöffel voll, und wenn Sie merken, daß die Zunge zu flattern beginnt, dann kommen Sie wieder."

Mit hartnäckiger Ausdauer wurde das Rezept befolgt, blieb aber auch nicht ohne Erfolg. Spät am Abende des dritten Tages zog Palleske hastig an der Klingel zu Dörings Wohnung. „Wer zum Kuckuck kann denn heute noch . . ." „Ich bin's, Herr Döring. Ich kann das Zungen-R aussprechen . . ." kam athemlos die Antwort. „Na, das hätte ich wohl morgen auch noch früh genug erfahren. Aber da Sie einmal da sind — schießen Sie los!" „Von Körpern strömt's" u. s. w., schnarrt a tempo Palleske-Mephisto. „Nun, so gar schön strömt's gerade noch nicht. Noch ein wenig stark Knüppeldamm. Indeß für den Anfang macht es sich schon. Hier haben Sie eine Karte an meinen Freund, den Theaterdirektor Voigt in Posen. Er wird Sie als Choristen und zu Anmelderollen engagiren." B.-R.

Folgendes Epitaphium chymicum schrieb für sich der im Jahre 1755 in Dublin verstorbene Arzt Godfrey:

Hier ruht, zu digeriren, maceriren und amalgamiren in
Erde,
In Balneo Arenae,
Stratum super Stratum,
das Residuum, Terra damnata und Caput Mortuum
von Boyle Godfrey, Chemiker und Med. Dr.
Ein Mann, der in seinem irdischen Laboratorium verfolgte mancherlei
Prozesse zu erhalten das Arcanum Vitae
oder das Geheimniß des Lebens,
ebenso Aurum Vitae,
oder die Kunst, eher Gold zu erwerben als zu machen.
Alchymisten gleich, alle seine Mühe und Projection
Verdampfte, wie Queckſilber im Feuer, zu Rauch, als er
sich auflöste in seine Urstoffe.
Obgleich ein Freund des Neuen, vermied er sorgfältig
Fermentation, Effervescenz und Decrepitation dieses
Lebens. Volle siebenzig Jahre war seine Essentia exalta
hermetisch verschossen in seiner irdischen Hülle, als jedoch die
radikale Feuchtigkeit erschöpft, das Elixir Vitae verbraucht,
zu einem Cuticulum verdorrt, konnte er nicht länger verweilen
in seinem Vehiculum, sondern präcipitirte gradatim, per
Campanam, zu seinem ursprünglichen Staube.
Möchte das Licht, leuchtender als Bolognischer Phosphorus,
Bewahren ihn vor dem Athanor, Empyreuma und
Reverberirofen der andern Welt,
depuriren ihn von den Faeces und Scoria dieses Lebens,
hoch rectificiren und volatilisiren seinen ewigen Geist,
führen ihn über den Helm der Retorte dieses Erdballs,
bringen ihn in einen passenden Recipienten oder Krystallkugel
unter die Erwählten der Flores Benjamini, nie
saturirt zu werden, bis zur allgemeinen Resuscitation, Deflagration, Calcination und Sublimation aller Dinge. B.-R.

Falon-Büchertisch.

Goethe und die Wertherzeit. Ein Vortrag von Karl Knortz. Mit dem Anhange: Goethe in Amerika. Zürich 1885. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). 56 S., gr. 8°. 80 Pfennige.

Dieser im Winter 1884 zu 1885 in der New-Yorker Vorstadt Morrisania gehaltene Vortrag schildert in fesselnder Darstellung des jungen Doctor juris Goethe Fuchssemester im Philisterium zu Wetzlar, wo er 1772 sich auf Wunsch seines Vaters in die Geheimnisse des deutschen Reichsprozesses einweihen lassen sollte, aber alles andere that, nur dies nicht; er schildert die starr bureaukratischen Gesellschaftsverhältnisse in dem kleinen Städtchen, Goethes hoffnungslose Liebe zu der mit Kestner verlobten Charlotte Busch (die ja aus Kaulbachs meisterhaftem Bilde bekannt ist) und die Ursachen, welche dem grillig überspannten, den Selbstmord vertheidigenden Jernsalen die Pistole in die Hand drückten:

Es lag, und das war das Beste,
Auf seinem Pult ein Buch — (Emilia Galotti)
Gelb war des Todten Weste
Und blau sein Rock von Tuch.

Mit „Werthers Leiden" schrieb sich Goethe seine Liebe zu Lotte vom Herzen; dieses Buch ist ein mit zahllosen Thränen angefeuchtetes Aktenstück zur Krankheitsgeschichte des Menschengeistes; das interessanteste und glaubwürdigste Dokument für die Jugendgeschichte Goethes und das getreueste Spiegelbild seiner Zeit.

Höchst interessant ist der Anhang: Goethe in Amerika, welcher die Beziehungen einiger amerikanischer Schriftsteller zu Goethe und die Uebersetzungen seiner Werke in das Englisch-Amerikanische kritisch beleuchtet. B.-R.

König Humbert in Neapel. Ein Gedicht von Adolf Brieger. Leipzig, Karl Reißner.

In schwungreichen, volltönenden Terzinen verarbeitet, tritt uns hier ein Stoff entgegen, der noch keinen Poeten zu Versen anregte: Die Cholera. Das furchtbare Regime der grimmen Seuche unter dem herrlichen Himmel Italiens, der Kontrast zwischen der üppigen Schönheit des Landes und dem nackten, herzzerreißenden Elend, welches dasselbe birgt, schienen dem Dichter ein der wunderbarsten poetischen Prachtentfaltung würdiger Stoff. Daß das Epos eigentlich in einer Lobpreisung einer schönen, aber eigentlich nichts weiter als menschlich selbstverständlichen Königsthat gipfelt, ist das einzige, was uns an demselben nicht völlig zusagt, aber man vergißt es unter der Macht der Verse, die mit seltener Plastik ihren Stoff darzustellen wissen. Der erste Sang, die Schilderung des glücklichen Italiens, ist ein Meisterwerk feinabgetönter Landschafts- und Genremalerei.

„Wie auf der unermeß'nen Wellenau
Die schöngeformten Inselberge schwimmen
In mildburchleuchtetem Violenblau!
Wie lockt es übers Meer mit Zauberstimmen
Zur Tassostadt, dem thronenden Sorrent,
Wo goldne Früchte gleich den Sternen glimmen"

singt Brieger, um das Wort: „Neapel seh'n und sterben!" poetisch zu begründen.

In künstlerischem Gegensatz zu diesem farbenhellen Bilde läßt er dann das schwer heimgesuchte Neapel während der Zeit der furchtbaren Krankheit vor unseren Augen aufsteigen und weiß die Saiten gerade da am grellsten und schmerzlichsten zu rühren, wo sie den Wendepunkt der Handlung, die Ankunft des Königs in der heimgesuchten Stadt vorbereiten. Eine Anzahl episodenartig eingestreuter, zum Theil lieblicher Genrebilder versöhnt den Leser mit der Atmosphäre der Spitäler, in der er sein Epos bis zu dem befriedigenden Ende weiterführt. Den während des Gedichtganges oft wiederkehrenden Hauptgedanken: „Vorwärts Menschheit!" weiß er am Schlusse noch einmal in wirkungsvoller Weise auszusprechen. — Gewiß wird diese Dichtung in ihrem poetischen Werthe nicht verkannt werden und hoffentlich den Verfasser, dessen erstes größeres Werk sie ist, zu weiterem Schaffen veranlassen.

Der städtische Haushalt. Rathgeber für junge Frauen und Jungfrauen. Von Elise Becker. Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel, Hannover. Brosch. M. 3, elegant gebunden M. 4.

Der Verfasserin dieses Buches gebührt der Dank aller jungen Hausfrauen, und solcher, die es werden wollen, denn ihr Werk füllt eine sich oft sehr unangenehm fühlbar machende Lücke des Büchermarktes aus. Es existiren zwar Zeitschriften, wie z. B. „Fürs Haus", welche dem Kapitel „Haushalt" ihre alleinige Aufmerksamkeit

zuwenden, aber ein Buch, in welchem alle Theile eines städtischen Haushaltes, übersichtlich geordnet, zusammengestellt sind, ist noch nicht erschienen; deshalb wird auch gewiß vorliegendes Werk mit Freuden aufgenommen werden. Was nun den Inhalt des Buches betrifft, so können wir uns hier nicht auf eine Besprechung der einzelnen Kapitel einlassen, wohl aber im allgemeinen sagen, daß wir fast durchweg mit den Vorschlägen der Verfasserin einverstanden sind. Dieselben sind auf langjährige Erfahrungen gegründet, daher praktisch, und dabei nicht schwer ausführbar. Eine strebsame junge Hausfrau kann, wenn sie auch ganz unerfahren ist, mit Hilfe dieses Buches und einigem Fleiße sehr gut die Leitung ihres Hauswesens lernen, auch eine schon geübte Hausfrau kann ihren Wissensschatz gewiß noch bereichern durch Ausführung der oft vortrefflichen Rathschläge des Buches. Deshalb können wir mit gutem Gewissen zur Anschaffung des Werkes rathen, dessen nebenbei auch gediegene und hübsche Ausstattung mit dazu beitragen möge, ihm ein Plätzchen auf den eleganten Büchertischen unserer jungen Hausfrauen zu sichern.

Unser Bildertisch.

Trost.

(Mit Illustration.)

Wenn ein Blick sich von uns wendet,
Welcher einst von Liebe sprach,
Und der süße Traum geendet
Und der Hoffnung Anker brach,
Alle Blüten sich entfärben —
Ach, was bleibt dem Armen dann,
Als vergessen, oder sterben,
Wenn er nicht vergessen kann.

Du auch hast mir einst gesendet
Deiner Blicke süßen Glanz,
Und Dich von mir dann gewendet,
Und zerrissen meinen Kranz,
Hold gelockt mich ins Verderben,
Treulos mich verlassen dann,
Und ich sehne mich zu sterben,
Weil ich nicht vergessen kann.

Ida v. Düringsfeld.

Der amerikanische Löwe. (Mit Illustration.) Unter den blutgierigsten Vertretern des Katzengeschlechts nimmt der Puma, der amerikanische Löwe, einen hohen Rang ein. Wie ihn einer der feinsten Beobachter, der berühmte Thiermaler F. Specht in unserm Bilde darstellt, seine Beute, die ängstlichen Papageien, erlauernd, so macht der grausame Räuber die Wälder der neuen Welt unsicher. Brehms, an Reichhaltigkeit der Thiercharakteristik bisher unübertroffenes „Thierleben" schildert den Puma so interessant, daß wir Spechts Bild mit keinem bessern Kommentar versehen können, als mit der Wiedergabe des wesentlichen, was Brehm über das Leben und Treiben dieser großen amerikanischen Katze anführt. Die Leibeslänge des erwachsenen Puma beträgt nicht selten bis $3^1/_2$, ja $3^3/_4$ Fuß, die des Schwanzes zwei Fuß und die Höhe am Widerrist ungefähr ebensoviel. Der Leib ist schlank, der runde Kopf aber so klein, daß er fast im Mißverhältniß zur ganzen Größe steht. Stark sind eigentlich nur die Füße, welche auch kräftige Pranken besitzen. Die Behaarung ist dicht, kurz und weich. Ihre gewöhnliche Färbung ist dunkelgelbroth, auf dem Rücken am dunkelsten, wobei die einzelnen Haare in schwarze Spitzen endigen. Der Bauch ist röthlichweiß, die Innenseite der Gliedmaßen und die Brust sind noch heller, die Kehle und die Innenseite der Ohren weiß, ihre Außenseite schwarz, in der Mitte ins röthliche ziehend. Der Kopf ist grau, die Schwanzspitze dunkel. Seine Aufenthaltsorte wählt sich der Puma ganz nach des Landes Beschaffenheit. In waldreichen Gegenden zieht er den Wald dem freien Felde entschieden vor; am meisten aber liebt er den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebenen. Alle kleineren, schwachen Säugethiere dienen ihm zur Nahrung. Selbst die behenden Affen und der leichtfüßige Strauß sind vor seinen Angriffen nicht sicher, denn er beherrscht die Höhe, indem er sehr behende auf Bäume klettert, wie den Boden. Wenn

der Kuguar eine Beute ergriffen hat, reißt er ihr sofort den Hals auf und leckt, ehe er von derselben zu fressen anfängt, zuerst ihr Blut. Kleinere Thiere zehrt er ganz auf, von größeren frißt er einen Theil, gewöhnlich den vordern, und bedeckt das Uebrige mit Stroh oder Sand. Gesättigt zieht er sich nach einem Schlupfwinkel zurück und überläßt sich dem Schlafe; selten aber bleibt er in der Nähe seiner Beute, sondern entfernt sich oft eine halbe Meile und noch weiter davon. In der folgenden Nacht kehrt er, falls ihm kein neuer Raub aufstößt, zu dem Reste seines gestrigen Mahles zurück; findet er aber Beute, so läßt er das Aas ruhig liegen. In Fäulniß übergegangenes Fleisch berührt er niemals. Das Blut liebt er weit mehr als das Fleisch; er begnügt sich daher nicht, ein einziges Thier zu erlegen, wenn er mehrerer habhaft werden kann. Diese Blutgier macht ihn zu einem außerordentlich schädlichen Feinde der Hirten. Wegen der blutdürstigen Grausamkeit und der damit im Zusammenhange stehenden, ganz unverhältnißmäßigen Schädlichkeit des Kuguars wendet man alle Mittel an, um seiner sobald als möglich los zu werden. Seine Jagd ist kaum gefährlich zu nennen, denn falls man vorsichtig ist, hat man selbst von einem verwundeten Puma, welcher von Schmerz gepeinigt auf seinen Angreifer losgeht, nicht viel zu fürchten. In der Provinz St. Louis und in der Sierra von Mendoza sah Göring auf den Umzäunungen, in welche nachts die Weidethiere getrieben werden, viele Pumaköpfe aufgespießt. Er erfuhr, daß man dieses Siegeszeichen hier aufstecke, um andere Pumas von dem Besuch der Hürden abzuhalten: gerade so, wie man in früheren Zeiten die Köpfe der gerichteten Verbrecher vor die Thore der Stadt zu pflanzen pflegt, innerhalb deren Weichbildes sie den Lohn ihrer Sünden empfangen. Die Besitzer der Pumaköpfe hielten dieselben außerordentlich werth und erlaubten Göring nicht, einen von dem Pfahle herabzunehmen. Nicht einmal für Geld waren die Leute zu bewegen, einen einzigen der Köpfe zu veräußern. Die Hürdenbesitzer haben nämlich den sonderbaren Aberglauben, daß der Puma sicherlich eine Heerde angreifen wird, welche nicht durch den Kopf eines seiner Artgenossen gefeit ist.

Die Klostertoilette. (Mit Illustration.) Samstags ist die Zeit, wo die Brüder des Klosters San Agostio ihre große Toilette haben. Nicht für die Welt, sondern für Gott. Nicht für die irdische Gesellschaft, sondern für die himmlische. Die Brüder des Ordens San Agostino waren sämmtlich aus den besten Familien des Landes. Alle aristokratischen Namen hatten da ihre Vertreter. Allsamstaglich war der ganze Konvent versammelt und der Laienbruder-Rasirer waltete seines Amtes Kopf für Kopf. Niemand durfte sich dieser Prozedur entziehen, niemand mochte auch seinen Hauptschmuck retten. Selbst der junge Prinz Giulio von Castellnuccio, den Familien- und Vermögensverhältnisse in dieses Kloster förmlich hineingejagt hatten, unterwarf sich dieser Toilette ohne Murren. Man hatte ihn da hineingesteckt, weil er draußen keine Rolle spielen konnte, die des prinzlichen Namens würdig gewesen wäre, sintemal sein ältester Bruder Felice de Castellnuccio das gesammte Familienvermögen für sich gebrauchen mußte, um den „Lüstre" des Namens aufrecht zu erhalten. In dem großen bildergeschmückten und von Marmorpilastern getragenen Saale neben dem Refektorium befand sich die „Toilette" der Brüder. Priester neben Priester saß da an den kühlen Steinwänden auf den breiten Bänken, während in der Mitte des Saales der Laienbruder-Tonsor sein Atelier aufgeschlagen hatte. Dorthin sandte die Sonne ihre reichsten Strahlen und verklärte gleichsam mit einem Heiligenscheine die Schädel, die ihren Haarschmuck opferten, um dem Himmel wohlgefälliger zu sein. Eben war der älteste der Brüder, Pater Norman, an der Tour. Da konnte sich Pater Aemilius (so hieß Prinz Giulio in den Mauern des Palastklosters) des Lachens nicht enthalten. Denn Pater Norman war ja schon durch sein Alter so kahl wie eine Ratte. Und das blinkende Rasirmesser des Bruder Barbiers fuhr sozusagen verlegen hin und her auf dem ohnehin so kahlen Schädel. Nun, der regula mußte nun Conditio sine qua non! gefolgt werden. Und diese regula bestimmte nicht, ob Haare da sein müßten; sie besagte bloß, daß allwöchentlich der Kopf geschoren werden müsse. Darüber nun lachte der gute arme junge Pater Aemilius fast herzlich. „Was für eine Komödie!" rief er laut. Pater Norman schaute wie entschuldigend zu dem Jungen hinüber. „Regula vult" sagte er. Neben Aemilius saß ein greiser Pater, namens Pius. Auch auf dessen Haupte war kein Härlein mehr zu erspähen. Aber in seinen Augen, da lebte noch immer ein gar dunkles Feuer. Und so war's auch jetzt, wie er eine tüchtige Prise nehmend sagte: „Du lachst, Bruder." „Muß ich nicht?" sagte der Prinz. „Man rasirt hier Leute, die keine Haare mehr haben." „Und meinst Du denn, man rasirt bei uns bloß die Haare weg?" „Ja, was denn

sonst?" „Du hälst also die ganze Toilette bloß für eine..." „Für eine Ceremonie, die eigentlich eine Allegorie vorstellen soll. Natürlich, Bruder. Denn außer dem Umstande, daß man davon den Schnupfen bekommt, sehe ich wirklich keinen irdischen Zweck dabei." Der greise Pater Pius nahm noch eine gewaltige Prise und sagte dann: „So. Nun ja. Du bist heute zum erstenmal bei der Toilette, junger Bruder, als Selbstbetheiligter nämlich. Da kommt es einem wohl ganz seltsam und komödienhaft vor, daß die Regel so wörtlich und streng eingehalten wird, scheint sie ja doch nur dazu zu dienen, um aus ordentlichen Menschen Popanze zu bilden. Aber ich sage Dir, junger Bruder, ohne diese Regel wäre unser Orden nicht halb so mächtig, so stark und so beharrlich. Du lieber Himmel. Du weißt wohl nicht, was das Rasirmesser des Laienbruders Haar für Haar nicht nur von, sondern auch aus unserm Haupte nimmt. Da fallen zuerst unsere dunklen Locken in den jungen Jahren. Und weiß der Himmel, wie stolz wir oft am Altar stehen würden, mit dem Gefühl unserer jungen, männlichen Schönheit; in der Stunde, wo wir uns mit dem Herrn vereinigen sollten, würden unsere Gedanken nach den jungen Weibern zurückwandern, die hinter und über ihre Andachtsbüchlein hinüber nach dem schönen Priester sehen. Aber sind wir auch noch so schön gewesen, das unbarmherzige Rasirmesser hat uns grotesk und lächerlich gemacht. Wir fühlen das und unsere Seele zieht sich beschämt zurück vor der Schanze, die wir erobern möchten, wie der Landsknecht, dem man die Feldbinde zerrissen und den Degen aus der Scheide gestohlen hat. Der kahle Kopf, Bruder Aemilius, weiß uns ganz wunderbar demüthig und entsagend zu machen... die ersten Male. Später freilich, da haben wir uns an den Kahlkopf gewöhnt, und er nützt uns nichts mehr gegen unser eigenes Herz und gegen unsere eigene Sehnsucht. O, ich erinnere mich noch ganz gut daran, wie an einen Traum, den man vor vielen, vielen, vielen Jahren gehabt hat. Man gewöhnt sich an den Kahlkopf. Und man dünkt sich so männlich und so schön wie zuvor mit den Junkerlocken, weil uns das Herz männlich und sehnsüchtig bleibt. Da ist dann bloß das Rasirmesser des Samstags unsere Rettung und unser Arzt, Bruder Aemilius. Ja, ja, schau nur fragend... wirst doch dran glauben müssen. Mit jedem Härlein rasirt uns das unerbittliche Messer einen weltlichen Gedanken fort. Es sagt uns Woche für Woche, wenn es so sanft über unser Haupt dahingleitet: Du kannst nicht gefallen, Aemilius. Und wenn Du's thätest, Du sollst nicht. Ein kahler Kopf ist nicht die Stelle für einen Rosenkranz, sondern nur für einen Heiligenschein. Und wieder fliegt ein Härlein. Was willst Du denn mit Deiner dummen Idee, daß Du alle Menschen lieben möchtest, weil Du einen einzigen nicht lieben darfst? Die Menschen müssen erzogen und beherrscht werden, und bekämpft, wenn sie gegen uns streiten; aber geliebt? Dann müßtest Du Deine eigenen Brüder Du mich hassen, die kein Glück von der Welt erhalten und nicht mit der Welt gehen. Und wieder fliegt ein Härlein. Und die Gelehrsamkeit, Bruder Aemilius? Du lieber Himmel, die überlasse den Freien. Was heißt ein Forschen, das nur bis an eine gewisse Grenze gehen darf? Da lesen wir lieber die alten Bücher und suchen sie nicht zu ergänzen. Und wieder fliegt ein Härlein. Und Woche um Woche und Jahr um Jahr kommt dann ein wirklicher Kahlkopf zustande, der kein Härchen mehr treibt und unter welchem ein ruhiges, resignirtes und friedliches Gemüth wohnt. Aber wenn's auch nicht mehr nöthig ist, wir lassen das Rasirmesser des Laienbruders noch immer gewissenhaft an jedem Samstag über unser kahles Haupt fahren. Das giebt den Jungen ein gutes Beispiel und — und es erinnert uns doch an eine Zeit, wo wir noch Wünsche, Sehnsucht, Hoffnungen, Trotz, Irrthümer, Willen, Meinungen, Stolz und — Haare hatten. Lache also nicht, Bruder Aemilius, daß ich mich jetzt scheeren lasse. Und lache nicht über den Kahlkopf Norman dort. Sieh, wie er behaglich lächelt. Er denkt jetzt an seine ersten dunklen Locken, die ihm da vom Scheitel fielen. Er denkt an frohe Stunden voller Hoffnung und an Stunden voll heldenhafter, stolzer Entsagung. Gönne es ihm. Er wird ja vielleicht heute noch sterben. Und nach einem so langen, so armen Leben." Bruder Aemilius lachte nicht mehr über seine greisen, kahlköpfigen Kollegen, die sich scheeren ließen. Er hatte sein junges Gesicht in die Hände geborgen, und helle Thränen liefen über seine starken, kräftigen Arme in die Aermel seiner Kutte hinab.

Karl Beer.

Neueste Moden.

Nr. 1. Häubchen aus Spitzen.

Auf eine kleine Grundform von Tüll mit Drahtband wird der Fond des Häubchens vorn und hinten in Falten arrangirt, und umgiebt diesen eine schöne breite, dem Fond angesetzte Spitze. Auf der linken Seite ist ein Büschel von Bandschleifen

Nr. 1. Häubchen aus Spitzen.

und Enden aus blauem Gaze-Band mit Moiré-Streifen angebracht; ein solches gewundenes Band geht an der rechten Seite unter die ringsum laufenden Spitzen herab und fällt am Hinter-Kopf unter diesem etwas länger herabgezogenen Faltentheil in langen Schlupfen und Enden herab. Auf der linken Seite windet sich dieses Band, von der Rosette ausgehend, über die hintere Falten-Partie und endigt ebenfalls in langen Schlupfen und Enden.

Nr. 2. Anzug für Mädchen von 4 Jahren.

Kleid von einfarbigem Crépon. Das Vordertheil, sowie auch das Rückentheil sind in Falten gereiht und an das runde Schultertheil angesetzt, wo man noch den nöthigen Raum für die Aermel frei läßt. Dieses Schultertheil wird durch einen ebensolchen Kragen vom Stoff des Kleides oder auch von gesticktem Batist bedeckt; ein kleines Bündchen schließt diesen oben am Hals. Das Vordertheil wird in der Taille auf einem breiten Gurt gereiht, dem die tiefgelegten Falten des vorderen Rocktheiles angesetzt werden. An diesem Gurt reiht man die hinteren Rockfalten, setzt das Rückentheil daran und befestigt denselben an dem Vordertheile. Der Gürtel, welcher

Nr. 2. Anzug für Mädchen von 4 Jahren.

vorn in leichte Falten gelegt ist, deckt hinten das dazwischen gesetzte Theil und endigt in zwei dicken Schleifen, deren Enden am Saum zweimal mit schmalen Sammetbändchen besetzt sind. Das Rocktheil ist ringsum in Zwischenräumen mit Sammetband besetzt, ebenso auch der runde Kragen und die Aermelbündchen. Der Hut ist vorn zu einer spitzen Schneppe ausgeschnitten und am Rande mit Band besetzt; an der Spitze des Hutes befinden sich Bandschlupfen. Bunte Strümpfe und ausgeschnittene Schuhe.

Nr. 3. Ueberzieh-Schürzchen für Kinder.

Das Schürzchen wird aus feinem Percale oder aus grauer Leinwand gefertigt und mit farbig oder weiß gestickten Streifen besetzt. Die Vordertheile desselben sind am Ausschnitt mehrfach eingereiht und bauschen auf der Brust; in der Taille werden sie wieder zusammengehalten und mit einem, mit gestickten Streifen besetzten Gürtel

festgehalten. Der Rücken ist ebenfalls oben eingereiht. Die Seiten bleiben glatt. Kleine Taschen werden auf den Rocktheilen an beiden Seiten unterhalb des Gürtels angebracht. Die Aermel sind oben und unten eingereiht und am Handgelenk mit einem schmalen Bündchen festgehalten. Den Halsausschnitt begrenzt ein gestickter Streifen. Das Schürzchen ist im Rücken geschlossen und an der Taille mit einer breiten Schleife, welche mit langen Enden mit Stickerei-Streifen begrenzt ist, verziert. Farbige Strümpfe und ausgeschnittene Schuhe.

Nr. 4. Umhang.

Dieser Umhang ist aus grünem Sammet gefertigt und mit schwarzer Perlen-Stickerei verziert. Die Vordertheile sind lang und nach vorn zugespitzt. Die

Nr. 3. Ueberzieh-Schürzchen für Kinder.

kragen-artigen Aermel sind vorn offen. Im Rücken ist der Umhang glatt und am Hals mit einem Kragen ausgestattet. Auf den Schultern hat dieser ebenfalls Verzierungen von Motivs aus schwarzen Perlen. An Stoff braucht man dazu: 3 Mtr. Sammet. 3 Mtr. Seide zum Futter. 3 Mtr. 70 Centm. Schmelz-Besatz und zwei Verzierungen für die Schultern.

Nr. 5. Anzug aus Wollen-Spitze.

Das Kleid hat einen falschen Rock, welcher am unteren Rande einen Plissé-Besatz zeigt. Das Ueberkleid ist aus grauer Wollen-Spitze angefertigt und an der Taille oben ganz glatt, nur an den Seiten und hinteren Bahnen eingereiht. Die ganz glatte Taille ist auf der rechten Seite mit dem glatten Vordertheile des Rockes aus einem Stück geschnitten, welches dann unten an der Kante des Rockes auf der linken Seite offen, über das linke untertretende Theil des Rockes fällt und

Nr. 4. Umhang.

Nr. 5. Anzug aus Wollenspitze.

etwas abgerundet ist. Der zweite Rock ist am unteren Rande, sowie vornherauf bis an den Hals mit einem breiten Galon, goldfarbig auf Tuch mit Cheniille gestickt und mit Goldfäden verziert, besetzt. Ein anderes Theil dieses Galons ist an der rechten Hüfte befestigt und verbindet sich mit dem schräglaufenden Besatz des rechten

Nr. 6. Hemdchen für Kinder.

Vordertheiles, indem es eine lange Schlupfe mit einem Ende bildet. Der hohe glatte Kragen ist, sowie die Aufschläge der ziemlich kurzen Aermel, mit Galon-Besatz verziert.

Nr. 7. Unter-Kleidchen für Kinder.

Nr. 6. Hemdchen für Kinder.

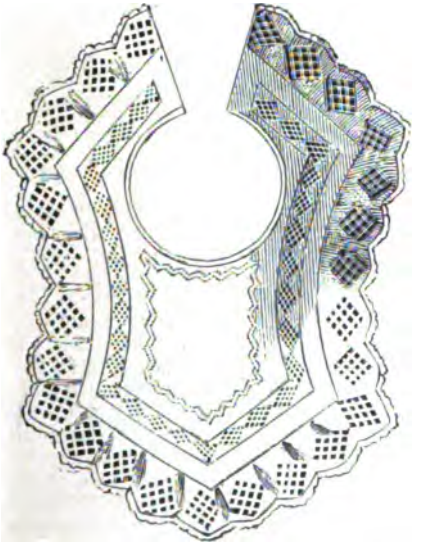
Das Hemdchen ist aus feiner Leinwand gefertigt und am Halsausschnitt sowohl als auch an den kleinen Aermeln lanquetirt. Durch eine Reihe Oesen ist blaues Seidenband gezogen, welches vorn in eine Schleife gebunden ist. Ebenso haben die Aermel ein Band mit einer Schleife auf der Schulter.

Nr. 7. Unter-Kleidchen für Kinder.

Das Kleid ist von Percale. Am Hals ist dasselbe ausgeschnitten und dieser

Nr. 8. Morgen-Häubchen.

Ausschnitt sowohl als die Aermel sind mit kleinen Zäckchen besetzt. Die drei Volants des hinteren Rocktheiles sind ebenfalls mit Zacken verziert. Die Taille ist



Nr. 9. Lätzchen für Kinder.

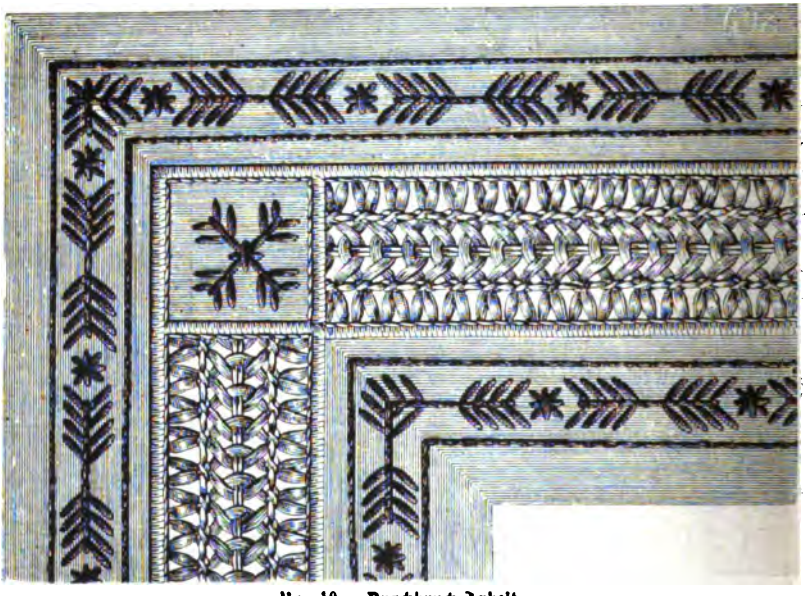
im Rücken mit Knöpfen geschlossen und mit dem hinteren Rocktheile durch einen Gurt verbunden und an die Vordertheile gesetzt.

Nr. 8. Morgen-Häubchen.

Dieses einfache und schöne Häubchen ist aus besticktem Tüll gefertigt und mit goldfarbigem Atlas garnirt. Zur Anfertigung bedarf man, um eine Grundform zu bilden, etwas groben Tüll und Drahtband. Man legt das vordere gerade Stück 5 Centm. breit über, nachdem es mit goldfarbigem Atlas besetzt ist, und faltet den anderen Theil des Häubchens in tiefe Falten; besetzt diese, nachdem dieselben auf einem Tüll-Streifen Halt bekommen haben, mit schmalen Atlas-Streifen und deckt die Falten durch eine zierliche Atlas-Schleife, deren Enden in drei Zacken geschnitten werden.

Nr. 9. Lätzchen für Kinder.

Man nimmt zur Anfertigung dieses Lätzchens Piqué oder sonst einen beliebigen dichten Stoff. Man verziert dasselbe im Innern mit Soutache und am Rande so,



Nr. 10. Durchbruch-Arbeit.

daß zwischen der äußeren Kante dieses und auch zwischen dem Soutache-Muster ein Zwischenraum bleibt, mit farbiger und weißer Stickerei. Ringsum setzt man einen mit englischer Stickerei versehenen breiten Streifen an.

Nr. 10. Durchbruch-Arbeit.

Zu Einfassungen für Tafelzeug, Teppiche und vielem anderen ist diese Arbeit ein sehr hübsches Muster, die Ausführung sehr leicht. Die äußeren Ränder werden durch einen einfachen Saum befestigt. Man läßt zwischen den Durchbruch-Streifen und dem Saum so viel Raum, so breit der Durchbruch-Streifen ist. Dieser freie Raum wird im Lanzett-Stich mit farbiger Seide bestickt. Dasselbe Motiv wiederholt sich im Innern. Zu dem Durchbruch-Streifen läßt man die Ecken unberührt und bestickt diese ebenfalls mit Seide. Hat man die Fäden ausgezogen, so umsticht man die Ränder mit festen Stichen und theilt die Fäden gleichmäßig ein. Hat man auf beiden Seiten und den Ecken eine feste Kante gebildet, so werden die beiden Muster-Reihen angefertigt, indem man immer zwei abgetheilte Strähne verbindet. Den Mittel-Streifen stellt man einfach dadurch her, daß man zwei Fäden durchleitet, indem man immer den zweiten Strähen über den ersten zieht, was auf der Abbildung sehr deutlich ersichtlich ist.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Ertappt.

Nach dem Originalgemälde von Georg Papperitz.

K 6 S2

Die Rose und die Nachtigall.

Eine nordische Sage von Richard von Hartwig.

Es geht eine alte Sage aus alter, uralter Zeit; da lebte einmal ein Sänger wie keiner noch auf der Welt gelebt. Wenn der die Harfe schlug und sein Lied dazu sang, dann lauschte alles rings umher, Mensch und Thier, die Vögel hielten an in ihrem Flug, die Sänger des Waldes verstummten; wie gebannt horchten sie dem wunderbaren Sang und die Blumen wandten süßer duftend ihr Antlitz den Klängen zu, sie aufzufangen mit ihren Kelchen. Und wenn er geendet, so ließen sie die Köpfchen träumend hängen, und die Vöglein auf den Zweigen saßen noch lange stumm und starr, als wagten sie nicht nach solchem Sange ihr eigen Lied hinauszujubeln in die frühlingswonnigen Lande.

Und der Sänger liebte eine junge Maid, die war so schön wie keine je auf Erden, so schön, daß selbst der Neid verstummte! Goldblond rann das Haar in weichen Wellen den Nacken herab und in solcher Fülle, daß es die ganze, holde Gestalt wie ein Gewand, aus Sonnenstrahlen gewebt, umgab; und daraus leuchtete ein Antlitz hervor, so wunderlieblich, mit dunkelblauen Augen, so tief und blau, wie einer wonnigen Sommernacht dunkel leuchtender Himmel. Und blendend weiß war ihre Haut, nur auf den Wangen lag es, ein leichter Hauch, wie ihn des Abendroths letzter Schimmer auf weiße Wolken malt.

Und beider Liebe zu einander war unsäglich groß; er pries sie in seinen Liedern und weltvergessen hing sie an seinem Munde und lauschte seinem Sang, indeß er ihr tief in die Augen blickte, als stünde dort auf ihrer Seele Grund geschrieben, was in süßen Klängen über seine Lippen strömte.

Und alle Welt freute sich dieser Liebe, niemand neidete sie; und jeder sprach: „Das ist ein Paar, wie es noch keines gab auf Erden!“

Aber nicht die Menschen allein, auch die Götter sahen voll Wohlgefallen herab von ihrem Göttersitz in Walhalla, und Freya hatte ihre Freude an der Liebe, die sie in diesen Herzen entfacht.

Nur Loki allein, der Unhold und Ränkespinner, sann lange schon, wie er der Freya Freuden trüben und jene beiden verderben könne, und ungesehen umspähte er oftmals dieselben, ob er nichts fände, was der Götter Unwillen zu erregen vermöchte.

So fand er denn wieder einmal jene beiden in süßem Liebesgekose vereint. Unter blütenduftigem Lindenbaum hielt der Sänger den Arm um die holde Maid geschlungen, aus seinen Blicken strahlte es wie ein unsagbar Glück, indeß von süßen Schauern ihr Herz erbebte in Wonneseligkeit. Hatte er doch auch eben wieder ein Lied gesungen zu ihrer Schönheit Preis, daß die Vögel rings verstummten und jenen wunderbaren Tönen lauschten, die seinen Lippen entquollen. Und wie sie sich nun an ihn schmiegte voll hingebender Liebe, und seine Lippen ihre Wangen berührten, da flüsterte sie leise voll überquellender Bewunderung:

„O sprich, bist Du denn Bragi selbst? der Lieder Gott kann doch nicht schöner singen!“ Lächelnd zog er sie fester an seine Brust, und ihr tief in die Augen schauend mit einem Blick voll unendlicher Liebe erwiderte er:

„Und Du bist Idun, denn die lieblichste der Asinnen kann doch nicht schöner sein wie Du! d'rum sag', wo birgst Du denn die Aepfel, die ew'ge Jugend uns verleihen? oder ist es der Götter Neid, der sie uns versagt?“

Sie antwortete nicht, sein Kuß schloß ihr den Mund, sie fühlten sich so selig, so ganz den Göttern gleich!

Loki aber hatte alles lauschend vernommen, und voll Hohn und Bosheit wandte er sich ab, der Ränkeschmied; sein Plan war gefaßt, nun wußte er, wie er der Freya Lieblinge verderben konnte.

Grades Wegs ging er zu Idun, die er unweit des Nornenbrunnens bei der Welt-Esche Yggdrasil antraf, wo sie die Aepfel hütete, von denen die Götter aßen, um sich wieder zu verjüngen.

Indem er das Gespräch auf die Lieblinge der Freya lenkte, fragte er lauernd:

„Willst Du dem schönen Paar nicht einmal den Genuß eines Deiner Aepfel gewähren?“

Verwundert schaute Idun ihn an: „Nur den Göttern ist dies vergönnt, nur ihnen ist ewige Jugend beschеert!“ entgegnete sie.

„Haha, haha!“ lachte Loki voll Hohn, „das ist es ja eben! Du meinst Deine Schönheit würde vor der ihren verblassen, und Deines Gatten, des Liedergottes Bragi Sang vor dem seinen kläglich verstummen!? so meinte das zärtliche Pärchen wenigstens eben erst, und nur Euer Neid versagte ihnen darum die Aepfel der ewigen Jugend!“

Er wußte wohl, daß er Idun an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen, und hohnlachend, voll Schadenfreude und Bosheit, ging er davon.

Idun verdroß diese Rede tief, und sie gelobte Klage zu führen bei Odin, daß er den eitlen Stolz und die Ueberhebung jener bestrafe: und Bragi, dem sie alles dies gesagt, stimmte ihr bei.

So traten sie denn ein in Wala-skialf, den reich mit Silber gedeckten Wartthurm Walis, wo gerade Odin auf seinem Hochsitz Glidskialf thronte, von dem aus er die ganze Welt überschauen konnte, und führten Klage über die Lieblinge der Freya, die, kosend unter dem blütenduftigen Lindenbaum, nicht ahnten, was sie bedrohte.

Als Odin die Leiden vernommen, umwölkte sich seine Stirn, und einen unheilvollen Blick herniederwerfend, auf jene Liebesseligen, sprach er zu Idun und Bragi:

„Eure Klage sei erhört! und weil sich jene in eitlem Hochmuth vermessen haben, Euch gleich zu sein, wenn ewige Jugend ihnen verliehen, so soll zu ihrem Fluch des Sanges Gabe und ihre Schönheit unvergänglich sein! In eines Vogels Kehle sei sein Sang gebannt, und jenes Mädchens Schöne, als Blume soll sie blühen immerdar!"

Und mit des Götterwortes Werdekraft sahen plötzlich jene beiden sich verwandelt. Unter dem Lindenbaum erblühte eine Blume von süßem Duft und wunderbarer Schönheit, wie sie auf Erden bisher noch keines Menschen Auge geschaut, der Schönheit Sinnbild nun, die erste Rose! und auf dem Strauch der Blume saß ein Vögelein, aus dessen Kehle quollen Töne, wie sie kein Mensch bisher vernahm, die erste Nachtigall sang klagend ihr Liebeslied und Weh!

Da stürzte Freya in die Hallen Wala-skialfs; sie wußte, was geschehen, und bei des Hochsitzes Stufen sank sie klagend vor Odin nieder: „Warum", rief sie in tiefstem Schmerz, „warum verdirbst Du jene, die ich liebe?! nur Loki der Böse, der Götter- und Menschenfeind trägt ja an allem Schuld!"

Da reute Odin fast, was er gethan, und dennoch! konnte er es ändern?

„Zu spät, zu spät", entgegnete er, „gesprochen ist das Wort, und Odins Wort ist bindend, wie Du weißt!"

Da weinte Freya und ihre Thränen fielen herab ins Meer und wurden Perlen.

„Und ist Dein Wort auch bindend", hub sie an, „so hast Du zu erlösen auch die Macht!"

Da neigte Odin sich herab und küßte der Liebe Göttin Thränen von ihrem Aug'.

„Weil ich Dich liebe", sprach er sanft, „so will ich Dich erhören. Wenn neu im Lenz die Erde sich verjüngt und unter jenem Lindenbaum beim ersten Schlag der Nachtigall die Rose wiederum sich neu erschließt, und wenn dann einer Jungfrau keusche Lippen den ersten Weihekuß der Liebe von eines reinen Jünglings Mund an jenem Ort des Fluchs empfängt, dann sollen sie erlöset sein!"

Noch immer wandelt Freya nun auf Erden, nach jener Jungfrau, jenem Jüngling suchend, die ihren Lieblingen Erlösung brächten; und liebesehnend lockt noch immer im Lenz die Nachtigall, Erlösung hoffend, bis sie in tiefer Trauer dann verstummt, dem neuen Lenz entgegenharrend, der neue Hoffnung auf Erlösung bringt.

August Flockemann.

Ein Künstler- und Lebensbild von Dr. Adolf Kohut.

Unter den jüngeren Bildhauern der Dresdener Schule ragt ganz besonders ein Meister hervor, der durch seine poetischen Frauengestalten, die er zumeist der antiken Welt entlehnt, in den letzten Jahren die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat und dessen Atelier oft von Hunderten und Tausenden besucht wird, die aus nah und fern herbeiströmen, um die prächtigen Skulpturwerke des Maëstro zu bewundern, — ich meine August Flockemann, den rasch berühmt gewordenen Schöpfer der „Iphigenie", der „gefesselten Psyche" und anderer Statuen. August Flockemann ist eine so hochinteressante Erscheinung, als Mensch wie als Künstler, sein geistiger Entwickelungsgang bietet so viel des Bemerkenswerthen und Lehrreichen, daß ich den geschätzten Leser wohl einladen darf, mit mir das Atelier des Meisters zu besuchen und ihn in meiner Gesellschaft über sein Leben und Wirken zu interwiewen: ich verspreche ihm, daß er sich nicht ennuyiren wird, im Gegentheil!

Wenn der Wanderer von Göttingen nach Hannover fährt, so sieht er, eine halbe Stunde rechts vom Wege, zwischen dem Dorfe Arnum und der Stadt Pattensen, in einer weiten, sehr fruchtbaren Ebene das Dorf Hiddesdorf, welches aus dem Namen Heiligendorf entstanden ist, liegen. Kein Hügel, kein Thal ist hier zu sehen, nur ein kleiner Bach, die Wieke — nicht, wie es im Volksmunde heißt: „die Landwehr" — fließt still und friedlich vorüber. Bei den fleißigen Dorfbewohnern ist Wohlhabenheit zu Hause, und eine alte, in romanischem Stile erbaute Kirche, die im Jahre 1334 vollendet wurde, ladet die fromme Gemeinde zum Beten ein. Hier wurde August Flockemann als der jüngste von 8 Geschwistern am 6. April 1849, an einem Charfreitag — genau an Raphaels Todestage — geboren. Der Vater Flockemanns betrieb neben der Landwirthschaft das Schuhmachergewerbe. Er war ein Bauer vom alten Schrot und Korn, der eben aus seinem Sohne etwas recht tüchtiges machen wollte. Mit Graben und Schaufeln,

mit Pflügen und Dreschen sollte der Sohn nicht in Hiddesdorf sein Leben zubringen. Der Vater hatte einen großen Wissensdrang, den er nicht hatte befriedigen können, doch hatte er Sinn und Empfänglichkeit für alles Große und Schöne in der Welt. Mit einem wunderbar feinen Gefühl war er für das Rechte in allen Dingen, die ihm begegneten, begabt. Die Mutter Augusts war weich und zart empfindend. Unermüdlich erzählte sie, während sie spann, ihren Kindern Märchen und Geschichten, und frühzeitig erweckten diese Historien die Einbildungskraft ihres Sohnes.

Wie gesagt, wollte der Vater aus seinem Sohne etwas besseres machen als einen Bauer. Ihm, der sein ganzes Leben hindurch die Mühseligkeiten und Qualen des Landmanns kennen gelernt hatte, schien ein Handwerker in der Stadt ein beneidenswerthes Loos zu haben. In der Besorgniß, ja den richtigen Beruf für seinen Sohn zu finden, fragte er überall, wo er mit einem Menschen zusammen kam, dem er etwas Urtheil über die Welt zutraute, was er wohl mit August machen solle, bis er dann von einem Scheerenschleifer die ironische Antwort erhielt: „Lassen Sie ihn Minister werden". Die Berufswahl nach den Neigungen und der Thätigkeit eines Kindes zu bestimmen, wäre bei August unmöglich gewesen, denn es gab kaum etwas, worin er sich nicht von Kindesbeinen an versucht hätte. Bei den Handwerkern, welche im Dorfe waren, als da sind: Tischler, Glaser, Schmied, Zimmermann ꝛc., steckte er halbe Tage lang in der Werkstatt. Von jedem Ding, das er in die Hand bekam, mußte er auch dessen Herstellung kennen lernen. Er hätte nicht Ruhe gehabt, bis er nicht gewußt, wie ein Buch, wie eine Bürste gemacht wird! Und da diese Handwerker nicht im Dorfe existirten, und er nicht zu ihnen gehen konnte, so half er sich dadurch, daß er die genannten Dinge in ihre Bestandtheile zerlegte und daraus sich die Herstellung konstruirte, beziehentlich sie dann selber verfertigte. Die Mutter Augusts erzählte ihm immer von ihrem Vater, daß seine Hände das machen konnten, was seine Augen sahen — „Wat sine Oegen seihn, könn'n sine Hemme maaken", sagte sie in ihrem plattdeutschen Idiom —, und diese Fähigkeit zeigte sich auch bei dem Sohne.

Es erschien daher als eine förmliche Erlösung, als der ältere Bruder Augusts, Heinrich, der weit über die Grenze Hiddesdorfs hinausgekommen war, aus Genf das entscheidende Urtheil sprach: „werde Tischler!" Und so geschah es. Er wurde im Jahre 1863 zu einem Tischler in Hannover in die Lehre gegeben und betrieb volle 4 Jahre hindurch dieses Gewerbe. Hier lernte er u. a. auch Dinge kennen, von deren Existenz er bisher keine Ahnung hatte, so z. B. die Holzbildhauerei. Mit großer Lust hatte er sich der Tischlerei gewidmet, als er aber erkannte, daß die Arbeiten des Holzbildhauers noch schwieriger seien wie die des Tischlers, erwachte in ihm die unbesiegbare Lust zur — Bildhauerei. Der Ansicht, daß er Bildhauer werden mußte, war wunderbarerweise viele Jahre früher schon auch der — Pastor von Hiddesdorf. Die Sache kam nämlich so. Als der Pastor einst in der Schulstube erschien, um eine Inspektion abzuhalten, passirte dem kleinen August das Unglück, daß seine Nachbarn die Köpfe zu ihm gesteckt hatten. Der Pastor gewahrte die Ursache; es war ein

Ziegenbock, welchen August aus den Ueberbleibseln der Wachslichter vom Weihnachtsbaum modellirt und — beim Anblick des heiligen Mannes — schnell unter die Bank gesteckt hatte. Der Ziegenbock mußte aber hervorgeholt werden, und der Pastor sagte mild: „Ach, Du mußt Bildhauer werden!“... Inzwischen war jedoch diese Prophezeiung in Vergessenheit gerathen und als der Tischlerlehrling seinen Vater anging, ihn Bildhauer werden zu lassen, war der Vater mit dem Wunsche seines Sohnes nicht einverstanden. Der Gedanke, daß die Bildhauerei eine unsolide Sache sei, quälte ihn sehr und er bezeichnete sie als brodlose Kunst. Nur nach langem Sträuben gab der Vater nach, und so trat August Flockemann nach späteren vier Jahren als Tischler bei dem Bildhauer Hermann Narten in Hannover 1867 in die Lehre, nachdem dieser erklärt hatte, aus August binnen Jahresfrist einen Bildhauer zu machen, der sich sein Brod verdienen könne.

Hermann Narten war eine echte Künstlernatur; ein hochgebildeter, feiner und vornehm empfindender Mann, suchte er die großen Anlagen seines Schülers nach besten Kräften zu entwickeln. Eine ganz neue Welt der Kunst ging dem Jünger nun auf, dem jetzt erst das Wesen der Bildhauerei allmählich klar wurde. Figuren hatte er ja wohl im Museum zu Hannover gesehen, aber es war ihm dabei nicht in den Sinn gekommen, daß dies Arbeiten von Menschenhänden seien, sondern er staunte sie mit jener Andacht an, wie er daheim in seinem Dorfe die Kirche anstaunte, als etwas, das da ist und über dessen Herkunft man nicht nachdenkt, sondern es als von Ewigkeit her bestehend betrachtet. Nachdem er noch in Hannover, durch Dr. Glackemayer vorbereitet, sein Einjährig-Freiwilligen-Examen bestanden hatte, ging er im Jahre 1868 nach Güstrow, wo die Restaurirung des dortigen Domes viele Holzbildhauer benöthigte. Gerade zu Anfang des Winters, da Flockemann einige Monate gearbeitet hatte, waren jedoch die Arbeiten beendet und er mußte nach Rostock wandeln, um dort sein Glück zu versuchen. Auch hier klopfte er vergeblich an, und nur dem Holzbildhauer Georg Küchenmeister in Rostock hatte er es zu danken, daß er dort überwintern konnte.

Große Reichthümer konnte August dabei nicht sammeln, und doch mußte er ein kleines Sümmchen haben, um endlich seinen lang gehegten Plan, nach Berlin zu reisen, um an der dortigen Kunstakademie zu studiren, zu verwirklichen. Aufs geradewohl reiste er 1870 in der That nach der norddeutschen Metropole, wo er, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen und gescheiterten Projekten, auf den kühnen Gedanken kam, zu seinem Landsmann Rudolf von Bennigsen, dem berühmten Politiker, dessen Stammsitz eine Stunde von Hiddesdorf entfernt ist, sich zu begeben und von ihm Raths zu erholen. In der Zwischenzeit hatte August Flockemann schon manches modellirt; u. a. ein Selbstporträt, die Büste eines Freundes u. s. w. Alles, was er vorzeigen konnte, unterbreitete er Bennigsen, der sich seiner in liebevollster Weise annahm. Er rieth ihm, sich direkt mit einem Gesuch an den preußischen Kultusminister zu wenden. Die nöthige Gesuchsform schrieb Bennigsen seinem Landsmann selber auf. Ein ganzes halbes Jahr lang wartete Flockemann nun auf Antwort. Während dieser Zeit machte er Studien im Kunstgewerbemuseum und schnitzte

zum Broderwerb allerlei in Holz. Eines Tages kam endlich ein großer Brief mit dem ministeriellen Siegel, worin er zu einer Prüfung in die Kunstakademie bestellt wurde. Hier wurde ihm eine Arbeit, einen Akt in 16 Stunden zu modelliren, aufgegeben. Als er dies beendet, wußte er wieder monatelang nicht, wie sich sein Schicksal entscheiden würde. Welchen Erfolg seine Probearbeit gehabt, hatte er aus den Mienen des Direktors Professor Daege absolut nicht errathen können. Schließlich bekam er genau mit der Mobilmachung 1870 den ministeriellen Bescheid, daß der König von Preußen ihm aus seiner Privatschatulle ein Stipendium von 150 Thalern und freien Unterricht auf der Akademie für ein Jahr gewährte.

Flockemann hatte, wie ich bereits erwähnte, die Berechtigung zum einjährigen Dienst und war dadurch beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges verpflichtet, sich sofort bei einem Truppentheile zum Dienst zu melden. Er ging deshalb nach Hannover, wurde aber zurückgestellt und so reiste er 1870 wieder nach Berlin, um sein Studium zu beginnen. Auf Grund einer Prüfung zur Erlangung des Stipendiums und einiger Kreuz- und Querfragen, die Professor Daege an ihn stellte, wurde er in die Antikenklasse aufgenommen. Das vom König gewährte Stipendium wurde dann nach Verlauf des ersten und auch des zweiten Jahres verlängert. August Flockemann arbeitete auch in den Ferien und fand in Professor Friedrich Eggers einen Wohlthäter, der sich seiner väterlich annahm und ihm in liebevollster Weise all' das angedeihen ließ, was einem „Bauernjungen", wie sich Flockemann gern nennt, wenn er plötzlich in Gesellschaft gebildeter Leute gebracht wird, fehlte. Hier lernte er namhafte Männer kennen, von denen ich nur die nachstehenden nennen will: Wilhelm Lübke, Otto Förster ling, Theodor Fontane, B. von Lepel, Professor Lazarus, Baron von Schweizer, früher badischer Gesandter in Italien, Prediger Dryander u. a. m. Im Hause Friedrich Eggers lauschte er still und bewegt auf die geistreichen Konversationen, eingedenk des Goethe'schen Wortes: „Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen." Als Flockemann erkrankte, sorgte E. liebevoll für ihn, bezahlte den Arzt, seinen Lebensunterhalt u. s. w., und kein Vater konnte für das Wohl seines Kindes zärtlicher bedacht sein, wie der Meister für das seines Schülers. Sein Verhältniß zu Flockemann bezeichnet am besten ein Brief, den er an den Kranken am 20. März 1871 richtete, und den ich hier, mit Erlaubniß des Adressaten, auszugsweise abdrucken will, weil dieses Schreiben auf die herrliche Denkungsweise dieses ausgezeichneten Mannes ein helles Schlaglicht wirft:

„... Jetzt ist Sonntag Morgen; aber wie ganz anders, als wenn wir zwei still und ein jeder bei seiner Arbeit sitzen! Zwar der Anfang war schön genug, denn nachdem ich schon 1/4 6 aufgestanden, kam zu mir in den Garten, sich eben so früh erhebend, wer wohl? — Otto Förster ling, der mich von Dresden aus seit Freitag besucht, morgen aber schon abreist. Er saß auch an dem Dir bekannten Platz mir gegenüber am Kaffeetisch. Nachher ging er aber bald in die Stadt und der Trubel ging bei mir los. Der von Paris ausgewiesene Schneidermeister, dem ich nun weiter helfen soll; mein Vetter Ackermann, der seit Weihnachten Sanitätszüge als Arzt geführt hat, aus

Rostock, der nun mit mir heimreisen will; Fede Enke*), der jetzt ganz hier und bei den Maikäfern eingestellt ist, alles auf einmal. Und ich dazwischen mit meinem Gedanken halb schon in Rostock; Adelheid**), welche 100 Instruktionen verlangt und welche immer ermahnt, daß ich nachfragen soll, ob Du den 1 Thaler bekommen hast. Ich nehme dies an, denn sonst würdest Du wohl Dir nicht haben Papier u. s. w. verschaffen können. Lege indessen lieber heute noch wieder 1 Thaler bei, damit Du nicht in Noth kommst. Auch den Kladderadatsch, da Du sagst, daß er Dir Spaß mache ... Das Veilchen, welches beiliegt, ist aus unserem Garten, der schon recht hübsch anfängt sich mit Grün zu überspinnen ... Ich ermahne Dich fortgesetzt zur Vorsicht, welches gerade bei der Wiedergenesung wichtig ist. Hast Du auch irgend etwas nöthig, schreib es ... In Bezug auf den Briefwechsel mit mir brauchst Du Dir keine Schranken aufzulegen, da ich alles gewissenhaft verbrenne und mir dann die Hände wasche; ich behalte nichts davon, als den Ausdruck Deiner reinen Seele ... Sei mir herzlich gegrüßt, lieber Sohn! Dein Friedrich Eggers."

Der 1872 erfolgte Tod von Friedrich Eggers wurde für Flockemann die Ursache des Zerwürfnisses mit Professor Albert Wolf, und demzufolge wäre er gerne zu Johannes Schilling nach Dresden gegangen, bekam aber von diesem einen ablehnenden Bescheid. Von seinem Freunde Otto Försterling hierauf zu einem Besuch nach Dresden eingeladen, besuchte Flockemann Schillings Atelier. Die Art und Weise, wie Flockemann die Arbeiten und Ateliereinrichtungen des Altmeisters angesehen, gefielen diesem so sehr, daß er jetzt seinerseits dem Jünger sein Atelier offerirte. Im Frühjahr 1873 trat nun Flockemann in Schillings Atelier. Er arbeitete zuvörderst an dem für Triest bestimmten Maxdenkmal und hierauf an dem Phidias für Leipzig. Nachdem er dann 1873 die Wiener Weltausstellung und die Wiener Ateliers gesehen, fühlte er den mächtigen Drang in sich, sich an einer selbstständigen großen Arbeit zu versuchen. Sein Selbstvertrauen wuchs nun zu beträchtlicher Stärke. Er hatte eine Reihe von Bevorzugungen der seltensten Art erlebt; u. a. hatte er in der Akademie am Tage der Preisvertheilung zwei Preise auf einmal erhalten; seine Kopien nach dem Antiken-Apollo und Zeus waren von der Kunsthandlung Bianconi zur Vervielfältigung angekauft worden, und so faßte er den Muth, sich auf eigene Füße zu stellen. Hierzu kam, daß sich die künstlerischen Ansichten Schillings und Flockemanns mit der Zeit kreuzten, und dieser gegen jenen stolz Front machte. Um ihn vollends übermüthig zu machen, eröffnete ihm Hermann Prell, der Maler des Architektenhauses in Berlin, eines Tages, daß er die Mittel bekommen werde, seinen „Rasenden Ajax" — wozu die Skizze fertig war — und der sein Erstlingswerk werden sollte, auszuführen. Der Geber wollte aber nicht genannt und nicht gekannt sein***).

Mit Feuereifer ging nun der Künstler an die Ausführung des

*) Feodor Enke, der Bruder des Schöpfers des Denkmals der Königin Luise im Thiergarten zu Berlin.

**) Der Name der Haushälterin von Eggers.

***) Ich kann jetzt den Namen verrathen. Er heißt: Gustav Deliager in Leipzig. Der Verfasser.

„Rasenden Ajax", der in wenigen Monaten fertig wurde. Vorausgehend hatte er sich auch an einer Konkurrenz zu einer „Triga" — Viktoria auf einem Triumphwagen mit 3 Pferden bespannt — für das Nationaltheater in Prag betheiligt. Diese Arbeit erhielt in Prag die Prämie und erwarb ihm zugleich die Neigung Professor Hähnels, der von nun an den regsten Antheil an seinem Schaffen nahm. Als jedoch Flockemann, weil dies gegen seine Ueberzeugung war, den rechten Unterschenkel des Ajax nicht so machen wollte, wie es H. vorschrieb, ging er eines Tages verletzt weg, und seit jener Zeit haben sich die Beziehungen zwischen den beiden Künstlern gänzlich gelöst. Der „Rasende Ajax" fand nicht die Anerkennung, die der Künstler sich geträumt. Da nun aber Flockemann die Kunst durchaus erwerbsfähig machen wollte, versuchte er es mit dem Kunstgewerbe und der Kleinkunst. Während der Studienzeit bei Narten hatte er am Polytechnikum hospitirt und dort bei Baurath Hase: „Entwickelung der Baukunst" zwei Semester lang gehört; so war er imstande, sich durch Selbstunterricht auf Grund der in Hannover erlangten Stilkunde in das Kunstgewerbe einzuleben. Er verfertigte Statuetten, wie die des Kaisers Wilhelm, Richard Wagners und des Schauspielers Dettmer; er verfertigte Modelle für kunstgewerbliche Gegenstände, Baudekorationen für Sandstein und Stuck, kurz, keine Arbeit sollte ihm zu gering sein. Aber auf die Dauer hielt es der Künstler nicht aus. Während dieser Zeit hatte Flockemann eine große Arbeit: „Die Pandora" nebenbei gemacht, hatte dieselbe aber in einer gewöhnlichen Wohnstube, die sein Atelier zu jener Periode war, modellirt. Erst später erkannte er, daß sie an demselben Fehler leide, wie der „Rasende Ajax", den er gleichfalls in einem so kleinen Raum gemacht hatte, so daß der Kopf bis unter die Decke reichte und die Plinthe auf dem Fußboden stand. Nun sorgte der Künstler für ein verständiges Atelier und als erste große Arbeit nahm er dann die schon früher einmal bearbeitete „Iphigenie" wieder auf. Schon 1875 hatte er dieses Werk vollständig vollendet; über ein Jahr hatte es ihn gekostet, aber durch ein Experiment, das er mit Kupferablagerung machte, war es zugrunde gegangen.

Leonardo da Vinci machte viele chemische Experimente, um einen Firniß herzustellen, mit dem er ein Bild überziehen wollte, das er noch gar nicht gemalt. Genau so erging es Flockemann mit der Galvanoplastik. Die Frage, in welchem Material seine Schöpfung endgültig existiren sollte, quälte ihn sehr, er wollte sie lösen, bevor er die Arbeit selbst machte. Der Marmor ist theuer, oft unerschwinglich, und der Gips war in seinen Augen nichts werth, und so erschien ihm der galvanische Niederschlag, der nach dieser Seite hin noch ein ungelöstes Problem ist, als ein Etwas, dessen befriedigende Lösung für die Zukunft bedeutungsvoll werden kann, da es unseres Wissens eine Unterrichtsanstalt für diesen Gegenstand in Deutschland nicht giebt. Mit Hilfe der über diese Frage existirenden Bücher fing er zu experimentiren an. Volle zwei Jahre widmete er diesen Versuchen und er hofft, in nächster Zeit die Ergebnisse derselben, denen man mit Spannung entgegensehen darf, veröffentlichen zu können. Das Material, welches Flockemann zu verwenden gedachte, ist gebrannter Thon. Bei der Terracotta strebte er danach, das modellirte Original gleich zu brennen,

wovon „Die Pandora“ — eine lebensgroße Figur im Besitze des Herrn Julius Vierling in Dresden — ein beredtes Beispiel giebt.

* * *

Nach dieser Schilderung der Lehr- und Wanderjahre sei es mir gestattet, auf die Meisterjahre Flockemanns einen Blick zu werfen. Der Prager Konkurrenz, bei der er, wie ich schon erwähnt habe, prämiirt wurde, folgten viele andere Konkurrenzarbeiten. Hier sei hervorgehoben: das Kriegerdenkmal zu Hannover, die Viktoria-Konkurrenz für die Berliner Ruhmeshalle, der Brunnen für den Ferdinand- und der für den Albertplatz in Dresden, Amor und Psyche für das Proscenium des Dresdener Hoftheaters und das Giebelfeld für das Wettiner Gymnasium. Sehr zahlreich sind die Büsten und Statuetten, die er seit einem Jahrzehnt schuf. Mögen einige derselben namhaft gemacht werden, z. B. die Büste des Generalmusikdirektors Dr. Julius Rietz, Johannes Schillings, Richard Wagners, Hermann Prells und das Medaillon-Porträt Friedrich Gerstäckers. Von seinen Idealbüsten nenne ich: „Rose und Veilchen“ und die lebensgroßen Figuren „Iphigenie“ und „Die gefesselte Psyche“, welch' letztere beide Schöpfungen zu den besten Werken des Meisters gehören und seinen Namen zu einem hervorragenden in der Kunstwelt gemacht haben. Diesen zwei Figuren wollen wir noch einige Worte der Betrachtung widmen.

Die Nachfolger Rauchs waren in der Plastik zu konventioneller Oede und Trockenheit gelangt, während die neue Richtung, deren Vater Reinhold Begas ist und die in Berlin die talentvollsten unter den jüngeren Bildhauern zu ihren Anhängern zählt, im Streben, sich von dem Althergebrachten zu emanzipiren und ihre Individualität frei zu entfalten, wieder ins Extreme gerieth. Die Individualität wurde oft mit Häßlichkeit verwechselt, und das warme Leben, das allerdings das höchste Können des Bildhauers voraussetzt, wird zuweilen durch das Haschen von capriciösen Zufälligkeiten des Modells wieder beeinträchtigt. Eine glückliche Mitte hatte Hildebrandt in seinem Hirtenknaben 1873 in Wien gezeigt und Eduard Müller in Rom mit seinem Faun 1872 in Berlin. In diese letzte Kategorie nun gehört die neueste Arbeit Flockemanns: „Die gefesselte Psyche“, zu welcher er fast nur so viele Monate wie früher Jahre zur „Iphigenie“ verwandte.

Am trefflichsten hat dieses Kunstwerk „Mikado“, der bekannte Dichter in einem Poem an den Meister bezeichnet. Dasselbe lautet:

Als ich kürzlich mit Behagen
Vor der holden Psyche stand,
Mußt' ich unwillkürlich fragen:
Ist's ein Werk von Menschenhand?
Sieht man nicht sich Leben regen?
Schuf dies Werk ein Erdensohn?
Kann man solchen Ausdruck legen,
Solche Anmuth in den Thon?
Ja, so oft Du sie betrachtet,
Die Gefesselte in Ruh,
Wie sie nach Befreiung schmachtet,
Wirst gefesselt ja auch Du.
Dieses seelenvolle Auge,
Wie sich's schmerzerfüllt erhebt!

Selbst die Glieder sind vom Hauche
Echter Poesie belebt.
Diese klassisch edlen Züge!
Dieses liebliche Gesicht! —
Bei den Göttern, diese Psyche
Ist ein plastisches Gedicht!

Der Dichter hat recht. Die „gefesselte Psyche" ist ein plastisches Gedicht, umkleidet mit all' jener Poesie, die dieser lieblichsten Gestalt hellenischer Sage gebührt. Der Beschauer wird magisch gefesselt von dieser lebenswahren und lebenswarmen Gestalt. Die von dem zartesten Hauch jungfräulicher Anmuth und jungfräulichen Liebreizes umwehte Figur in Lebensgröße trägt das Gepräge seelischer Ueberlegenheit gegenüber dem unwürdigen Zustand ihres Gefesseltseins an beiden hoch emporgehobenen Armen. In plastischer Beziehung ist die „Gefesselte Psyche" ein Meisterwerk ersten Ranges. Wie ein entzückendes Goethe'sches Stimmungsbild erscheint uns „die gefesselte Psyche", und die Genialität, womit Flockemann es verstanden hat, den Realismus mit dem Idealismus zu verbinden, verdient rückhaltslose Bewunderung. In dieser seiner Eigenart liegt das Geheimniß seiner Kunst; sie verleiht seinen Gebilden jenen fascinirenden Reiz, der das Publikum packt. Flockemann ist ein Lyriker unter den Bildhauern mit all' jenem Schmelz, mit all' dem zarten Duft und der tiefen Empfindung eines Dichters von Gottes Gnaden. In dieser „Gefesselten Psyche" ist alles Natur und Wahrheit; nirgends Affektirtes und Erkünsteltes, alles quillt aus dem Born einer tief empfindenden, für das Schöne erglühenden Seele. Hierzu kommt eine technische Vollendung, die keine Schwierigkeiten kennt und welche die Form souverain beherrscht. Das entzückende Wesen ist an einen Baum gefesselt, die Schwere des Körpers hängt nach links in dem angezogenen am Handgelenk gefesselten Arm, während der ausgestreckte rechte Arm, müde in den Banden ruhend, die zierlichen Finger herabhängen läßt. Die Glieder sind rund, das Fleisch schwellend und überaus lebensvoll und die ganze nackte Figur ist von keuschester Behandlung. Im übrigen ist die Beschreibung all' der entzückenden Schönheiten dieses Werkes in allen seinen Einzelheiten sehr schwierig, da der bezaubernde Totaleindruck nicht wiedergegeben, sondern nur gefühlt werden kann. Welche Wirkung das Werk übte, bewies die Wochen, ja Monate hindurch fortgesetzte Völkerwanderung nach dem hocheleganten Atelier des Künstlers auf der Grunaerstraße 49 — alles, was Dresden an Notabilitäten aufzuweisen hat, und ebenso die Fremden, die sich in Elbflorenz aufhalten, war erschienen. Selbst der König von Sachsen beehrte den Künstler mit seinem Besuch und sprach ihm wiederholt seine lebhafte Anerkennung über das hochpoetische Werk aus, welches entschieden zu den bedeutendsten plastischen Gebilden der Gegenwart gehört.

Schon vor der Psyche hatte er etwa 6 Monate vorher durch seine „Iphigenie", die gleichfalls in seinem Atelier ausgestellt war, die Augen aller Kunstfreunde, welche geniale und schöpferische Leistungen wohl zu würdigen wissen, auf sich gelenkt. Die hoheitsvolle und doch gramerfüllte Tochter Agamemnons blickt sehnsuchtsvoll von Tauris Strand über das Meer nach dem geliebten Vaterlande — das Land

der Griechen mit der Seele suchend —; das Werk verbindet griechische Schönheit mit germanischer Gemüthstiefe; was Goethe in seiner klassischen „Iphigenie" als Dichter geschaffen, ist hier plastisch zur Vollendung gelangt. Ein bekannter Dichter hat diese wundervolle Schöpfung in folgender sinniger Weise besungen:

Meister Flockemanns „Iphigenie".

Uns mahnend an den göttlichen Gesang,
Mit dem ein Goethe einst ins Herz uns drang,
Wen rührt nicht die elegische Gestalt,
Von plastischem Gewande reich umwallt,
Nicht Iphigenie, die Dorngekrönte,
An schmerzliche Entsagung längst Gewöhnte,
Die jeder Hoffnung, jedes Trostes baare,
Die Priesterin am heiligen Altare,
Die Dolorosa der antiken Welt,
Auch sie mit ihrem Schmerz auf Gott gestellt? —
Auch ihr, erfüllt von tiefer Sehnsucht Schmerz,
Ein Schwert geht durch ihr jungfräuliches Herz,
Und dennoch innig sie nach oben blickt
Und in der Trübsal schwere Zeit sich schickt,
Dem edlen Meister aber ein Glückauf
Zu seinem künstlerischen Siegeslauf! —

Schon aus dieser keineswegs erschöpfenden Skizze ist ersichtlich, daß August Flockemann ein vielseitiger Künstler von starker Individualität ist. Er beherrscht nicht nur den Stoff in spielender Weise wie Reinhold Begas, sondern sein Genius ist bemüht, um eine Idee, um einen Gedanken im Kunstwerk zum Ausdruck zu bringen. Das höchste, was die modernen Bildhauer erstreben, „Fleisch zu machen", ist seinen Werken in höchster Potenz eigen, aber nicht im niedrigen Sinne der Naturalisten, sondern ihm ist die Kunst vor allen Dingen hoher, ethischer Natur. Voraussichtlich hat er das Zeug in sich, noch eine glänzende Ruhmesbahn zu durchlaufen.

Der Buddhismus in Central-Asien.

Von Dr. Heinrich Boehnke-Reich.

Das aus dem Tibetanischen stammende Wort „Lama" bedeutet ursprünglich eine Person, die höher steht als alle andern, und ist die gewöhnliche Bezeichnung der buddhistischen Priester und aller Ordensbrüder der betreffenden Länder. Sie leben gemeinschaftlich in Lamasereien, deren vom chinesischen Kaiser begünstigste sich zu Tschortschi befindet, westlich von Peking an der Grenze der schrecklichen Wüste Gobi. Hier befinden sich etwa 2000 Lamas, die sich einer Fülle von kaiserlichen Geschenken und Privilegien erfreuen und deren jeder vom Hofe zu Peking eine Pension erhält. Dies ist jedenfalls der Grund des behäbigen Eindruckes, den diese Lamaserei in allen ihren Theilen macht: die Wohnungen sind sauber, bisweilen selbst hochelegant, und niemals sieht man diese Lamas, wie es anderwärts der Fall ist, mit unsauberen Lumpen bekleidet.

Mit sehr wenigen Ausnahmen kommt den Lamasereien im allgemeinen nicht viel kaiserliche Freigebigkeit zugute, sondern diese großartigen und kostspieligen Bauten, die man so häufig in der Wüste antrifft, verdanken ihren Ursprung dem freiwilligen Eifer des mongolischen Volkes. So einfach und ökonomisch dieses auch in Kleidung und Lebensweise ist, so zeigt es eine fast an erstaunliche Verschwendung grenzende Hingabe, wenn es sich um Bedürfnisse des religiösen Kultus handelt. Soll ein Theil eines von der Lamaserei umgebenen buddhistischen Tempels ausgebaut werden, so begeben sich die lamaischen Bettelbrüder, mit Legitimationen ausgerüstet, alsbald auf die Reise. Sie vertheilen sich über die ganze Tartarei und heischen von Zelt zu Zelt Almosen im Namen des „alten Buddha". Sobald sie in einer Familie ankommen und ihre Absicht unter Darreichung des Opferbeckens kund thun, werden sie mit enthusiastischer Freude begrüßt. Niemand entzieht sich einer Beisteuer: die Reichen legen in den badir, wie die Almosenschale genannt wird, Silber- und Goldbarren; diejenigen, welche keine kostbaren Metalle besitzen, spenden Rinder,

Pferde oder Kameele; selbst die Armen bieten aus ihren knappen Mitteln Stücke Butter, Pelzwerk, aus Kameel- oder Pferdehaaren geflochtene Stricke. Nach einiger Zeit sind enorme Summen beisammen, und dann erheben sich in diesen anscheinend so armseligen Wüsten wie durch Zauber Bauwerke, deren Großartigkeit und prunkvolle Ausstattung der Reichthümer von Fürsten spottet. Auf diese Weise und neuerdings durch das Lockmittel von Lotterien entstehen ja auch in Europa durch emsige Beisteuern der Gläubigen gigantische Gotteshäuser, welche die Ansicht von dem Egoismus und Indifferentismus der modernen Zeit widerlegen, soweit eben nicht die Hoffnung auf einen Gewinn in der Kirchenbau-Lotterie eine Triebfeder ist.

Die in der Tartarei vorhandenen Lamaſereien sind alle Ziegel- oder Steinbauten. Nur die allerärmsten Lamas errichten Wohnstätten aus Erde, aber diese haben stets einen so sorgfältigen Kalkbewurf, daß sie sich äußerlich in nichts von den anderen Behausungen unterscheiden. Die Tempel sind gewöhnlich mit ziemlicher Eleganz und großer Festigkeit gebaut, aber sie scheinen immer gedrückt, weil sie im Verhältnisse zu ihrem Umfange zu niedrig sind. In der Umgebung einer Lamaſerei erhebt sich eine Menge ordnungslos errichteter Thürme oder schlanker, dünner Pyramiden, die oft auf breiten Basen ruhen, die mit der Magerkeit ihres Oberbaues außer allem Verhältnisse stehen. Es wäre schwer anzugeben, zu welcher architektonischen Ordnung die buddhistischen Tempel der Tartarei zu zählen wären: immer ist es ein bizarres System ungeheuerlicher Thronhimmel, Peristile von gewundenen Säulen, unendlicher Stufenfluchten. Gegenüber dem Haupteingange befindet sich eine Art Altar aus Holz oder Stein, gewöhnlich in der Gestalt eines umgekehrten Kegels, über welchem die Götzenbilder thronen; selten sind diese aufrechtstehend, meistens mit untergeschlagenen Beinen sitzend dargestellt. Diese Idole haben eine kolossale Größe, aber schöne und regelmäßige Gestalt; abgesehen von der übermäßigen Größe der Ohren zeigen sie kaukasischen Typus und nichts von den abscheulichen, teuflischen Gesichtszügen der chinesischen Pou-Sfa.

Vor dem großen Idol und in gleicher Höhe mit dem von ihm eingenommenen Altare steht der vergoldete Sessel, auf welchem der Fo, der Groß-Lama der Lamaſerei, Platz nimmt. Den ganzen übrigen Tempelraum nehmen sich nur wenig über den Boden erhebende lange Tafeln, eine Art Divans, ein, die sich rechts und links vom Sessel des Groß-Lama von einem Ende des Saals zum andern erstrecken. Sie sind mit Decken belegt, und zwischen den Divanreihen befinden sich leere Zwischenräume, so daß die Lamas sich bequem bewegen können.

Wenn die Stunde des Gebetes herangenaht ist, stellt sich derjenige Lama, dessen Amt es ist, die Insassen des Klosters in das Chor zu rufen, vor den großen Tempeleingang und bläst mit aller Kraft seiner Lungen nach den „vier Ecken des Himmels" in eine Seemuschel. Dieser weit hörbare, hallende Lärm mahnt die Lamas, daß sie der Ordensregel gemäß jetzt beten müssen. Jeder legt den ordnungsmäßigen Mantel und Hut an und begiebt sich in den innern großen Tempelhof. Ist der Augenblick gekommen, so ertönt die Muschel abermals, die große Pforte öffnet sich und der regierende Fo hält seinen Ein-

zug. Sobald er auf seinem Altarsitze ruht, legen die Lamas in der Vorhalle ihre rohen Fußbekleidungen ab und kommen barfüßig und in tiefstem Schweigen heran. Jeder thut vor dem Fo drei Fußfälle und setzt sich nach seiner Rangstellung auf den Divanplatz, mit untergeschlagenen Beinen, die Gesichter einander zugewendet.

Sobald der Ceremonienmeister mit einem Glöckchen das Zeichen giebt, fangen alle als eine Art Einleitung an, im tiefsten Basse zu murmeln, werfen sich auf die Kniee und beten die vorgeschriebenen Sprüche. Dann tritt eine kleine Weile tiefstes Schweigen ein. Das Glöckchen klingt abermals und es beginnt eine doppelchörige Psalmodie in tiefen, melodischen Tönen. Die tibetanischen Gebete sind in rhythmisch-metrischen Versen abgefaßt und besitzen eine wunderbare Harmonie. Gewisse Pausen werden durch musikalische Lamas ausgefüllt, doch reichen diese Kunstleistungen nicht an die Gesangaufführungen heran: sie sind ein wirrer und betäubender Lärm von Glocken, Becken, Tambourins, Seemuscheln, Trompeten, Pfeifen ꝛc. Jeder Musiker spielt sein Instrument mit einer gewissen Wuth und ist bemüht, möglichst viel unharmonisches Geräusch hervorzubringen.

Das Innere der Tempel ist gewöhnlich überhäuft mit Schmuckwerk, Statuetten und Darstellungen, die auf das Leben Buddhas und die Seelenwanderungen der berühmtesten Lamas Bezug haben. Kupferne, wie Gold glänzende Gefäße von Größe und Gestalt der Theetassen sind in großer Anzahl stufenförmig amphitheatralisch vor dem Idol aufgestellt, in ihnen werden die steten Opfergaben an Milch, Butter, mongolischem Wein und Hirse niedergelegt. An den Enden der Stufen stehen Räucherpfännchen, in welchen beständig aromatische, in den heiligen Bergen Tibets gesammelte Pflanzen glimmen. Reiche seidene, mit Goldplättchen und Goldfäden gestickte Stoffe hängen wie Baldachine über den Götterbildern, und an ihnen sind Fähnchen und bemalte Papier- oder Hornlaternen angebracht.

Die Lamas sind die alleinigen Künstler, welche die Ausschmückung der Tempel besorgen. Die Gemälde sind stets sehr groß und widersprechen fast immer dem Kunstgeschmacke wie den Kunstprinzipien Europas. Das verzerrt Wunderliche ist vorherrschend, die Personendarstellungen, mit Ausnahme Buddhas, sind oft monströs und teuflisch. Die Gewandungen scheinen für die von ihnen umhüllten Individuen nicht zu passen; man glaubt unter ihnen die verrenkten und schlotternden Gliedmaßen zu erkennen. Jedoch findet man bisweilen unter diesen lamaischen Bildern auch Stücke von beträchtlicher Schönheit, so z. B. im Reiche Gechekten in der großen Lamaserei Altan-Soumé (goldener Tempel). Das große Gemälde stellt Buddha auf einem reichausgestatteten Gewebe sitzend dar; rings um diese Gestalt in Lebensgröße befinden sich wie ein Heiligenschein gemalt Miniaturporträts, welche die tausend Tugenden Buddhas versinnbildlichen. Dieses Bild ist nicht nur durch die Reinheit und Grazie seiner Umrisse, sondern auch durch den Ausdruck der Figuren und reiches Kolorit bemerkenswerth. Jede dieser Gestalten ist lebenswahr und lebensvoll. Ein über dieses Gemälde um Auskunft befragter alter Lama antwortete, die Hände fromm über den Bauch faltend: „Dieses Bild ist ein Schatz von sehr großem Alterthume und stellt die ganze Lehre

Buddhas dar. Es ist von keinen Mongolen gemalt, sondern stammt aus Tibet, wo ein Heiliger des „ewigen Heiligthums" (womit die Stadt H'Lassa gemeint ist) es angefertigt."

Landschaften finden sich gewöhnlich besser dargestellt als Scenen. Blumen, Vögel, Bäume und mythologische Thiere sind recht gefällig gemalt; die Farben sind sehr lebhaft und von überraschender Frische. An den Landschaftgemälden ist nur das eine auszusetzen, daß Perspektive und Helldunkel nur wenig beobachtet sind.

Die Lamas sind bessere Bildhauer als Maler, wie die Skulpturen in ihren Tempeln zeigen. Sie sind in verschwenderischer Fülle vorhanden, sprechen jedoch mehr für die Fruchtbarkeit ihres Meißels als für ihren guten Geschmack. Rings um den Tempel kauern auf Granitblöcken in Stein gehauene Tiger, Löwen und Elephanten. Die Geländer der zum Haupteingange führenden Stufenfluchten sind fast immer mit Tausenden von bizarren Figuren ornamentirt: Vögel, Schlangen, Phantasiethiere. Im Innern des Tempels sieht man auf allen Seiten Reliefs, theils in Holz, theils in Stein, aber stets mit bewundernswerther Sicherheit und Naturtreue ausgeführt.

Obwohl die mongolischen Lamasereien sich im allgemeinen mit den tibetanischen an Größe und Reichthum nicht messen können, giebt es doch einige, die bei den Anbetern Buddhas hochberühmt sind; namentlich die Lamaserei Groß-Kouren („Kouren" ist die mongolische Bezeichnung für einen eingeschlossenen Platz) im Lande der Khalkhas.

Diese Lamaserei steht nördlich vom Flusse auf den gigantischen Flanken eines Berges. Die verschiedenen Tempel, in welchen der Guison-Tamba und andere Groß-Lamas sich aufhalten, ragen über den anderen empor und haben vergoldete Dächer. Gewöhnlich leben 30,000 Lamas in dieser großen Lamaserei oder ihre als Filialen geltenden Umgebungen. Die Ebene am Fuße des Berges ist ohne Unterlaß von Zelten verschiedener Art bedeckt, in welchen die Pilger weilen, bis sie ihre anbetende Ehrfurcht bezeugt haben. Hierher kommen selbst aus den entlegensten Fernen alle Anhänger Buddhas. Die U-Pi-Ta-Dze oder Fischhaut-Tartaren schlagen hier ihre Zelte neben den Torgots auf, die von den Gipfeln der heiligen Berge (Bokte-Oula) herniederstiegen; die Tibetaner und die Peboum des Himalaya wallfahrten hierher in langen Zügen mit ihren langsam schreitenden Sarliguen oder langhaarigen Stieren und gesellen sich zu den Mantschus der Songarei und des Amur, die auf Schlitten hier anlangen. Das Abnehmen und Aufschlagen der Zelte nimmt kein Ende; Heere von Pilgern kommen und ziehen fort auf Kameelen, Rindern, Sarliguen, Wagen, Schlitten, zu Fuß, zu Roß, in tausend seltsamen Fuhrwerken.

Aus der Ferne gesehen, erscheinen die auf den Terrassen des Berges reihenweise übereinander liegenden weißen Zellen der Lamas wie die Stufen eines riesenhaften Altars, dessen Tabernakel der Tempel des Guison-Tamba ist. In diesem Allerheiligsten, das in allen seinen Theilen von Vergoldungen und lebhaften Farben strahlt, empfängt dieser Lama-König die tiefsten Ehrfurchtbezeigungen der Heerschaaren von Anbetern, die sich vor ihm zu Boden werfen. Er ist der Heilige par excellence und es giebt keinen Khalkha-Tartaren, der es sich nicht zur Ehre schätzte, sich seinen Jünger zu nennen.

Fragt man einen Bewohner von Groß-Kouren, wer er sei, so lautet die stolze Antwort: „Kouré Bokte-Ain Chabi!“ (Ich bin Jünger des heiligen Kouren!)

Im Jahre 1839 begab sich der Guison-Tamba auf eine Reise, um den Kaiser Tao-Kouan in Peking zu besuchen. Sobald das in China bekannt wurde, befiel Todesschrecken den Hof, und der Name des Groß-Lama der Khalhas machte den Kaiser im Innersten seines Palastes erbleichen. Gesandte wurden abgeschickt, um den Guison-Tamba zum Aufgeben dieser Reise zu bewegen oder die Sache wenigstens in der Weise zu arrangiren, daß die Sicherheit des Reiches nicht bedroht wäre. Der Lamakönig beharrte bei seiner Absicht, aber man bewog ihn, nur eine Gefolgschaft von 3000 Lamas mitzunehmen und die Begleitung von drei anderen Khalhasfürsten abzulehnen, die ihm nach Peking folgen wollten.

Sobald der Guison-Tamba die Reise antrat, geriethen auch alle Tartarenstämme in Bewegung und unzählbare Menschenmengen strömten nach dem Wege des tartarischen Papstes. Jeder Volksstamm langte mit Opfergaben an: ganze Heerden Pferde, Rinder, Schafe; Silber- und Goldbarren; kostbare Edelsteine wurden dem höchsten Reisenden dargebracht. Man grub quer durch die große Wüste Gobi von Distanz zu Distanz Brunnen; die Könige der verschiedenen Landschaften, durch welche der Zug sich bewegte, hatten an den zu Lagern bestimmten Plätzen reichlichste Vorräthe von Lebensmitteln angehäuft. Der Groß-Lama befand sich in einem von vier Pferden getragenen gelben Palankin, welche die vier höchsten Würdenträger der Lamaserei leiteten. Die 3000 Lamas des Gefolges ritten auf Pferden und Kameelen vor und hinter dem Palankin ohne alle Ordnung durcheinander, sich laut ihrem Enthusiasmus hingebend. Beide Seiten des Weges waren von Zuschauern oder vielmehr Anbetern dicht besetzt, die mit Ungeduld die Ankunft des Ersehnten erwarteten. Sowie der Palankin erschien, warfen sich alle auf die Kniee, dann der Länge nach zu Boden, so daß die Stirn die Erde berührte, und erhoben die gefalteten Hände über den Kopf: es war, als ob eine Gottheit sich herabließe, das Land zu durchziehen und ihre Segnungen dem Volke zu spenden.

In dieser Weise setzte der Guison-Tamba seinen prunkvollen Triumphzug bis zur großen chinesischen Mauer fort. Hier hörte er auf, Gott zu sein, um als nichts weiter zu gelten als der Fürst einiger Nomadenstämme, die von den Chinesen mißachtet Gegenstand des Spottes aber von dem Hofe zu Peking gefürchtet sind, weil sie einen verhängnißvollen Einfluß auf die Geschicke des Reiches ausüben können. Nur der Hälfte des Gefolges wurde das Ueberschreiten der Grenze gestattet, der Rest mußte nördlich von der großen Mauer in der Ebene des Tschakar ein Lager beziehen.

Der Guison-Tamba blieb drei Monate in Peking, sah von Zeit zu Zeit den Kaiser und empfing Anbetungen, die von den Mantschufürsten und den Würdenträgern des Reiches mit etwas verdächtigen Blicken geduldet wurden. Endlich erlöste er die chinesische Regierung von seiner unliebsamen Gegenwart und trat, nachdem er die Lamasereien der „Fünfthürme“ und der „Blauen Stadt“ besucht, den Rückweg in seine Staaten an: aber es war ihm nicht beschieden, dort

wieder anzulangen. Er starb unterwegs, wie die Mongolen angeben, ein Opfer der Grausamkeit des Kaisers, der ihm in Peking ein langsam wirkendes Gift habe beibringen lassen. Dies erfüllte die Tartaren mit Haß und Groll, aber sie fanden einen Trost in der festen Ueberzeugung, daß ihr Guison-Tamba in Wirklichkeit nicht sterbe, sondern daß seine Seele in ein anderes Land wandere, um dort jünger, frischer und kräftiger in einem Chaberon wieder zu erstehen. Im Jahre 1844 erfuhren sie denn auch, daß ihr „lebender Buddha" in Tibet in die leibliche Erscheinung getreten sei, und es wurde mit heiligem Eifer nach diesem fünfjährigen Kinde gesucht, um es auf den unvergänglichen Thron zu setzen.

Eine der interessantesten und seltsamsten Vorstellungen des Buddhismus ist die, daß jeder Groß-Lama beseelt sei von dem Geiste Buddhas selbst, des Stifters der buddhistischen Religion und einer der Incarnationen der Gottheit, daß ein solcher „lebender Buddha" nur stirbt, um im selben Augenblicke in seinem Nachfolger wieder Mensch zu werden. Und ist dies nicht die Aeußerung einer tiefen Wahrheit? Ist es nicht das gebieterische Bedürfniß unseres Herzens, das nach einem lebendigen Gotte dürstet, den es anruft und in dem es nur dann beseligende Ruhe findet, wenn es sich denselben als eine innige und ewige Vereinigung des göttlichen Wesens mit unserer menschlichen Hinfälligkeit vorstellt? Diese Vorstellung einer unbeschreiblichen Vereinigung finden wir als Grundlage aller Religionen, als pulsirendstes Element aller Mythologien. Diese Vereinigung künden und sangen die größten Dichter der Völker, prophezeien alle Seher des alten Bundes. Nach ihr seufzten und sehnten sich die tiefen Seelen und frommen Herzen aller Zeiten, und sie fand ihre rührendste und wunderbarste Erfüllung in Jesus Christus!

Die Tartaren glauben absolut und unentwegbar an diese Seelenwanderungen und setzen niemals den geringsten Zweifel in die Echtheit ihrer Chaberons, deren es als „lebende Buddhas" eine große Zahl giebt, die stets an der Spitze der bedeutendsten Lamasereien stehen. Bisweilen beginnen sie ihre Laufbahn bescheiden in einem kleinen Tempel mit wenigen Jüngern, aber allmählich wächst ihr Ruhm in der Umgegend, und die kleine Lamaserei wird bald ein Wallfahrtsort. Benachbarte Lamas folgen dem Zuge des neuen Gestirns und siedeln sich in seiner Nähe an, die Lamaserei gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und wird endlich im ganzen Land berühmt.

Wahl und Inthronisation der „lebenden Buddhas" erfolgt in einer erwähnenswerthen, eigenthümlichen Weise. Wenn ein Groß-Lama sich entfernt hat, d. h. todt ist, so herrscht deshalb in der Lamaserei keine Trauer; man giebt sich nicht den Thränen und den Klagen hin, denn alle Welt weiß, daß bald ein Chaberon in die Erscheinung treten wird und muß. Dieser anscheinende Tod ist nichts weiter als der Beginn einer neuen Existenz, ein Ring mehr in der unendlichen, ununterbrochenen Kette fortgesetzter Leben: er ist einfach eine Wiedergeburt! So lange der neue Heilige noch nicht aufgefunden ist, leben die Jünger in großer Sorge, denn es ist ihre schwierige Aufgabe, die Gegend zu entdecken, in welcher ihr Herr und Meister wieder in das Leben treten wird. Erscheint ein Regenbogen in den Lüften, so gilt

dies als Zeichen, daß ihr alter Groß-Lama herannaht, gilt jedenfalls als eine Hilfe beim Suchen. Jeder betet nun, und während die in ihrem Buddha verwittwete Lamaserei ihre Fasten und Gebete verdoppelt, begiebt sich ein auserwählter Trupp um Rath zu dem Tchurtchun, einem ruhmvollen Geistlichen, dem die den Menschen verborgenen Dinge bekannt sind. Man berichtet ihm Tag- und Mondphase, an welchem sich der Regenbogen des Chaberon zeigte, an welcher Stelle, wie lange er sichtbar war, ob mehr oder weniger leuchtend, wann er verschwand, unter welchen Erscheinungen er verblich. Hat nun der Tchurtchun jede nöthige Auskunft erhalten, so spricht er einige Gebete, schlägt seine prophetischen Bücher auf und verkündigt endlich sein Orakel, während die ihn befragenden Tartaren im tiefsten Schweigen auf den Knieen liegend seinen Worten lauschen. „Euer Groß-Lama", spricht er, „ist in Tibet wieder zum Leben erwacht, so und so weit von Eurem Lamaserei. Ihr findet ihn in der und der Familie." Haben die armen Mongolen ihren Bescheid erhalten, so kehren sie von Freude erfüllt nach ihrer Lamaserei zurück und vermelden die glückliche Botschaft.

Oft jedoch haben die Jünger des Abgeschiedenen nicht so viele Mühen, die Wiege ihres neuen Groß-Lama aufzufinden: er verkündet selbst das Geheimniß seiner Wiedergeburt und spricht in einem Alter, in welchem gewöhnliche Kinder noch kein Wort lallen, können mit gebieterischer Stimme zu seiner Umgebung fern in Tibet: „Ich bin es, ich bin der Groß-Lama, der lebende Buddha des und des Tempels; man geleite mich in meine alte Lamaserei, denn ich bin ihr unsterblicher Gebieter . . . !" Nachdem das Wunderkind also gesprochen, beeilt man sich, den Lamas des bestimmten Tempels Kunde zu geben, daß ihr Chaberon da und da geboren, und daß er in sein Reich einzuführen sei.

Mag der Aufenthaltsort des neuen Groß-Lama durch einen Regenbogen oder mag er durch den Chaberon selbst angezeigt worden sein, immer sind die Tartaren von freudigstem Entzücken erfüllt. Bald herrscht eifriges Leben in den Zelten und man trifft mit Enthusiasmus tausend Vorbereitungen zu der weiten Reise, denn fast immer ist es Tibet, wohin man sich zur Einholung des „lebenden Buddha" begeben muß, der ihnen stets den Streich spielt, in den abgelegensten und fast unzugänglichsten Gegenden wieder geboren zu werden. Jeder bestrebt sich, zu der heiligen Reise das Seinige beizutragen. Falls sich der König des Landes nicht selbst an die Spitze der Karawane stellt, so schickt er seinen eigenen Sohn oder ein hervorragendes Mitglied der königlichen Familie; die Groß-Mandarinen oder Minister des Königs halten es für Pflicht und Ehre, auf eine solche Reise geschickt zu werden. Ist nun alles vorbereitet, so wählt man zum Abmarsche der Karawane einen glücklichen Tag.

Bisweilen fallen diese verblendeten Mongolen nach unglaublichen Mühen in der entsetzlichen Wüste den Räubern des Blauen Meeres in die Hände und werden von Kopf bis Fuß ausgeplündert. Wenn sie nicht des Nothwendigsten beraubt in dieser Einöde vor Hunger und Kälte umkommen und den Ausgangspunkt ihrer Reise wiedererreichen, so beginnen sie, in nichts entmuthigt, sofort die Vorbereitungen zu einer neuen Wallfahrt zu ihrem Chaberon. Gelangen sie endlich,

wieder anzulangen. Er starb unterwegs, wie die Mongolen angeb
ein Opfer der Grausamkeit des Kaisers, der ihm in Peking ein lo
sam wirkendes Gift habe beibringen lassen. Dies erfüllte die Tart
mit Haß und Groll, aber sie fanden einen Trost in der festen U
zeugung, daß ihr Guison-Tamba in Wirklichkeit nicht sterbe, so
daß seine Seele in ein anderes Land wandere, um dort jünge
scher und kräftiger in einem Chaberon wieder zu erstehen. Im
1844 erfuhren sie denn auch, daß ihr „lebender Buddha" in T
die leibliche Erscheinung getreten sei, und es wurde mit heilige
nach diesem fünfjährigen Kinde gesucht, um es auf den un
lichen Thron zu setzen.

Eine der interessantesten und seltsamsten Vorstellu
Buddhismus ist die, daß jeder Groß-Lama beseelt sei von d
Buddhas selbst, des Stifters der buddhistischen Religion
der Incarnationen der Gottheit, daß ein solcher „lebende
nur stirbt, um im selben Augenblicke in seinem Nachfo
Mensch zu werden. Und ist dies nicht die Aeußerung
Wahrheit? Ist es nicht das gebieterische Bedürfniß unse
das nach einem lebendigen Gotte dürstet, den es anruft
es nur dann beseligende Ruhe findet, wenn es sich dens
innige und ewige Vereinigung des göttlichen Wesens
menschlichen Hinfälligkeit vorstellt? Diese Vorstellun
schreiblichen Vereinigung finden wir als Grundlage al
als pulsirendstes Element aller Mythologien. Diese V
den und sangen die größten Dichter der Völker, prophe
des alten Bundes. Nach ihr seufzten und sehnten
Seelen und frommen Herzen aller Zeiten, und sie fan
und wunderbarste Erfüllung in Jesus Christus!

Die Tartaren glauben absolut und unentwegbar
wanderungen und setzen niemals den geringsten Zw
heit ihrer Chaberons, deren es als „lebende Buddhas
giebt, die stets an der Spitze der bedeutendsten L
Bisweilen beginnen sie ihre Laufbahn bescheide
Tempel mit wenigen Jüngern, aber allmählich w
der Umgegend, und die kleine Lamaserei wird bal
Benachbarte Lamas folgen dem Zuge des neuen
sich in seiner Nähe an, die Lamaserei gewinnt
Ausdehnung und wird endlich im ganzen Land

Wahl und Inthronisation der „lebenden
einer erwähnenswerthen, eigenthümlichen We
Lama sich entfernt hat, d. h. todt ist, so herr
serei keine Trauer; man giebt sich nicht de
hin, denn alle Welt weiß, daß bald ein
treten wird und muß. Dieser anschein
der Beginn einer neuen Existenz, ei
ununterbrochenen Kette fortgesetzt
geburt! So lange der neue
die Jünger in großer Sorge,
Gegend zu entdecken, in wel
Leben treten wird. Erfche

...der Lamaserei,
...Endlich

...e
...le=
...all=
...amas
...immer
...heinan=
...okte seit
...en Länge
...en Wunde
...anblicke zu
...ude um ver=
...r Personen ꝛc.
...rten gelten bei
...gier der Pilger
...de das Hersagen
...der rechten Hand
...wirft es mit einem
...mit der Hand über
...ieder in heilem Zu=
...s ist mehr vorhanden,
...hüllt sich in sein Ge=
...et und alles ist vorüber,
...ömmsten betrachten noch
...ihn an, welchen der große

...t sich ziemlich häufig in den
...ibets. Von Augenverblend=
...chten der unterrichtetsten und
...n überein, daß der Böse hier
...amas besitzen die Fähigkeit des
...ach ohne Schaden aufzuschneiden
...obern Rangklassen der lamaischen
...meine, von ihren Kollegen wenig
...bildete Lamas zeigen meistens Ab=
..., welche sie für sündhaft und teuf=
...as", sagen sie, „sind solcher Dinge
...wohl hüten, nach Erlangung dieser

...t Operationen im allgemeinen in gut
...gen sind, werden sie durch die Obern
...gegentheile bestimmte Tage im Jahre für
...t. Ohne Zweifel ist das Eigeninteresse
...; die Groß-Lamas Handlungen gestatten,
...rzensgrunde verwerfen. Diese höllischen
...eit ein unfehlbares Mittel, Schaaren ein=

der Griechen mit der Seele suchend —; das Werk verbindet griechische Schönheit mit germanischer Gemüthstiefe; was Goethe in seiner klassischen „Iphigenie" als Dichter geschaffen, ist hier plastisch zur Vollendung gelangt. Ein bekannter Dichter hat diese wundervolle Schöpfung in folgender sinniger Weise besungen:

Meister Flockemanns „Iphigenie".

Uns mahnend an den göttlichen Gesang,
Mit dem ein Goethe einst ins Herz uns drang,
Wen rührt nicht die elegische Gestalt,
Von plastischem Gewande reich umwallt,
Nicht Iphigenie, die Dorngekrönte,
An schmerzliche Entsagung längst Gewöhnte,
Die jeder Hoffnung, jedes Trostes baare,
Die Priesterin am heiligen Altare,
Die Dolorosa der antiken Welt,
Auch sie mit ihrem Schmerz auf Gott gestellt? —
Auch ihr, erfüllt von tiefer Sehnsucht Schmerz,
Ein Schwert geht durch ihr jungfräuliches Herz,
Und dennoch innig sie nach oben blickt
Und in der Trübsal schwere Zeit sich schickt,
Dem edlen Meister aber ein Glückauf
Zu seinem künstlerischen Siegeslauf! —

Schon aus dieser keineswegs erschöpfenden Skizze ist ersichtlich, daß August Flockemann ein vielseitiger Künstler von starker Individualität ist. Er beherrscht nicht nur den Stoff in spielender Weise wie Reinhold Begas, sondern sein Genius ist bemüht, um eine Idee, um einen Gedanken im Kunstwerk zum Ausdruck zu bringen. Das höchste, was die modernen Bildhauer erstreben, „Fleisch zu machen", ist seinen Werken in höchster Potenz eigen, aber nicht im niedrigen Sinne der Naturalisten, sondern ihm ist die Kunst vor allen Dingen hoher, ethischer Natur. Voraussichtlich hat er das Zeug in sich, noch eine glänzende Ruhmesbahn zu durchlaufen.

Der Buddhismus in Central-Asien.

Von Dr. Heinrich Boehnke-Reich.

Das aus dem Tibetanischen stammende Wort „Lama" bedeutet ursprünglich eine Person, die höher steht als alle andern, und ist die gewöhnliche Bezeichnung der buddhistischen Priester und aller Ordensbrüder der betreffenden Länder. Sie leben gemeinschaftlich in Lamasereien, deren vom chinesischen Kaiser begünstigste sich zu Tschortschi befindet, westlich von Peking an der Grenze der schrecklichen Wüste Gobi. Hier befinden sich etwa 2000 Lamas, die sich einer Fülle von kaiserlichen Geschenken und Privilegien erfreuen und deren jeder vom Hofe zu Peking eine Pension erhält. Dies ist jedenfalls der Grund des behäbigen Eindruckes, den diese Lamaserei in allen ihren Theilen macht: die Wohnungen sind sauber, bisweilen selbst hochelegant, und niemals sieht man diese Lamas, wie es anderwärts der Fall ist, mit unsauberen Lumpen bekleidet.

Mit sehr wenigen Ausnahmen kommt den Lamasereien im allgemeinen nicht viel kaiserliche Freigebigkeit zugute, sondern diese großartigen und kostspieligen Bauten, die man so häufig in der Wüste antrifft, verdanken ihren Ursprung dem freiwilligen Eifer des mongolischen Volkes. So einfach und ökonomisch dieses auch in Kleidung und Lebensweise ist, so zeigt es eine fast an erstaunliche Verschwendung grenzende Hingabe, wenn es sich um Bedürfnisse des religiösen Kultus handelt. Soll ein Theil eines von der Lamaserei umgebenen buddhistischen Tempels ausgebaut werden, so begeben sich die lamaischen Bettelbrüder, mit Legitimationen ausgerüstet, alsbald auf die Reise. Sie vertheilen sich über die ganze Tartarei und heischen von Zelt zu Zelt Almosen im Namen des „alten Buddha". Sobald sie in einer Familie ankommen und ihre Absicht unter Darreichung des Opferbeckens kund thun, werden sie mit enthusiastischer Freude begrüßt. Niemand entzieht sich einer Beisteuer: die Reichen legen in den badir, wie die Almosenschale genannt wird, Silber- und Goldbarren; diejenigen, welche keine kostbaren Metalle besitzen, spenden Rinder,

Pferde oder Kameele; selbst die Armen bieten aus ihren knappen Mitteln Stücke Butter, Pelzwerk, aus Kameel- oder Pferdehaaren geflochtene Stricke. Nach einiger Zeit sind enorme Summen beisammen, und dann erheben sich in diesen anscheinend so armseligen Wüsten wie durch Zauber Bauwerke, deren Großartigkeit und prunkvolle Ausstattung der Reichthümer von Fürsten spottet. Auf diese Weise und neuerdings durch das Lockmittel von Lotterien entstehen ja auch in Europa durch emsige Beisteuern der Gläubigen gigantische Gotteshäuser, welche die Ansicht von dem Egoismus und Indifferentismus der modernen Zeit widerlegen, soweit eben nicht die Hoffnung auf einen Gewinn in der Kirchenbau-Lotterie eine Triebfeder ist.

Die in der Tartarei vorhandenen Lamasereien sind alle Ziegel- oder Steinbauten. Nur die allerärmsten Lamas errichten Wohnstätten aus Erde, aber diese haben stets einen so sorgfältigen Kalkbewurf, daß sie sich äußerlich in nichts von den anderen Behausungen unterscheiden. Die Tempel sind gewöhnlich mit ziemlicher Eleganz und großer Festigkeit gebaut, aber sie scheinen immer gedrückt, weil sie im Verhältnisse zu ihrem Umfange zu niedrig sind. In der Umgebung einer Lamaserei erhebt sich eine Menge ordnungslos errichteter Thürme oder schlanker, dünner Pyramiden, die oft auf breiten Basen ruhen, die mit der Magerkeit ihres Oberbaues außer allem Verhältnisse stehen. Es wäre schwer anzugeben, zu welcher architektonischen Ordnung die buddhistischen Tempel der Tartarei zu zählen wären: immer ist es ein bizarres System ungeheuerlicher Thronhimmel, Peristile von gewundenen Säulen, unendlicher Stufenfluchten. Gegenüber dem Haupteingange befindet sich eine Art Altar aus Holz oder Stein, gewöhnlich in der Gestalt eines umgekehrten Kegels, über welchem die Götzenbilder thronen; selten sind diese aufrechtstehend, meistens mit untergeschlagenen Beinen sitzend dargestellt. Diese Idole haben eine kolossale Größe, aber schöne und regelmäßige Gestalt; abgesehen von der übermäßigen Größe der Ohren zeigen sie kaukasischen Typus und nichts von den abscheulichen, teuflischen Gesichtszügen der chinesischen Pou-Ssa.

Vor dem großen Idol und in gleicher Höhe mit dem von ihm eingenommenen Altare steht der vergoldete Sessel, auf welchem der Fo, der Groß-Lama der Lamaserei, Platz nimmt. Den ganzen übrigen Tempelraum nehmen sich nur wenig über den Boden erhebende lange Tafeln, eine Art Divans, ein, die sich rechts und links vom Sessel des Groß-Lama von einem Ende des Saals zum andern erstrecken. Sie sind mit Decken belegt, und zwischen den Divanreihen befinden sich leere Zwischenräume, so daß die Lamas sich bequem bewegen können.

Wenn die Stunde des Gebetes herangenaht ist, stellt sich derjenige Lama, dessen Amt es ist, die Insassen des Klosters in das Chor zu rufen, vor den großen Tempeleingang und bläst mit aller Kraft seiner Lungen nach den „vier Ecken des Himmels" in eine Seemuschel. Dieser weit hörbare, hallende Lärm mahnt die Lamas, daß sie der Ordensregel gemäß jetzt beten müssen. Jeder legt den ordnungsmäßigen Mantel und Hut an und begiebt sich in den innern großen Tempelhof. Ist der Augenblick gekommen, so ertönt die Muschel abermals, die große Pforte öffnet sich und der regierende Fo hält seinen Ein-

zug. Sobald er auf seinem Altarsitze ruht, legen die Lamas in der Vorhalle ihre rohen Fußbekleidungen ab und kommen barfüßig und in tiefstem Schweigen heran. Jeder thut vor dem Fo drei Fußfälle und setzt sich nach seiner Rangstellung auf den Divanplatz, mit untergeschlagenen Beinen, die Gesichter einander zugewendet.

Sobald der Ceremonienmeister mit einem Glöckchen das Zeichen giebt, fangen alle als eine Art Einleitung an, im tiefsten Basse zu murmeln, werfen sich auf die Kniee und beten die vorgeschriebenen Sprüche. Dann tritt eine kleine Weile tiefstes Schweigen ein. Das Glöckchen klingt abermals und es beginnt eine doppelchörige Psalmodie in tiefen, melodischen Tönen. Die tibetanischen Gebete sind in rhythmisch-metrischen Versen abgefaßt und besitzen eine wunderbare Harmonie. Gewisse Pausen werden durch musikalische Lamas ausgefüllt, doch reichen diese Kunstleistungen nicht an die Gesangaufführungen heran: sie sind ein wirrer und betäubender Lärm von Glocken, Becken, Tambourins, Seemuscheln, Trompeten, Pfeifen ꝛc. Jeder Musiker spielt sein Instrument mit einer gewissen Wuth und ist bemüht, möglichst viel unharmonisches Geräusch hervorzubringen.

Das Innere der Tempel ist gewöhnlich überhäuft mit Schmuckwerk, Statuetten und Darstellungen, die auf das Leben Buddhas und die Seelenwanderungen der berühmtesten Lamas Bezug haben. Kupferne, wie Gold glänzende Gefäße von Größe und Gestalt der Theetassen sind in großer Anzahl stufenförmig amphitheatralisch vor dem Idol aufgestellt, in ihnen werden die steten Opfergaben an Milch, Butter, mongolischem Wein und Hirse niedergelegt. An den Enden der Stufen stehen Räucherpfännchen, in welchen beständig aromatische, in den heiligen Bergen Tibets gesammelte Pflanzen glimmen. Reiche seidene, mit Goldplättchen und Goldfäden gestickte Stoffe hängen wie Baldachine über den Götterbildern, und an ihnen sind Fähnchen und bemalte Papier- oder Hornlaternen angebracht.

Die Lamas sind die alleinigen Künstler, welche die Ausschmückung der Tempel besorgen. Die Gemälde sind stets sehr groß und widersprechen fast immer dem Kunstgeschmacke wie den Kunstprinzipien Europas. Das verzerrt Wunderliche ist vorherrschend, die Personendarstellungen, mit Ausnahme Buddhas, sind oft monströs und teuflisch. Die Gewandungen scheinen für die von ihnen umhüllten Individuen nicht zu passen; man glaubt unter ihnen die verrenkten und schlotternden Gliedmaßen zu erkennen. Jedoch findet man bisweilen unter diesen lamaischen Bildern auch Stücke von beträchtlicher Schönheit, so z. B. im Reiche Gechekten in der großen Lamaserei Altan-Soumé (goldener Tempel). Das große Gemälde stellt Buddha auf einem reichausgestatteten Gewebe sitzend dar; rings um diese Gestalt in Lebensgröße befinden sich wie ein Heiligenschein gemalt Miniaturporträts, welche die tausend Tugenden Buddhas versinnbildlichen. Dieses Bild ist nicht nur durch die Reinheit und Grazie seiner Umrisse, sondern auch durch den Ausdruck der Figuren und reiches Kolorit bemerkenswerth. Jede dieser Gestalten ist lebenswahr und lebensvoll. Ein über dieses Gemälde um Auskunft befragter alter Lama antwortete, die Hände fromm über den Bauch faltend: „Dieses Bild ist ein Schatz von sehr großem Alterthume und stellt die ganze Lehre

Buddhas dar. Es ist von keinen Mongolen gemalt, sondern stammt aus Tibet, wo ein Heiliger des „ewigen Heiligthums" (womit die Stadt H'Lassa gemeint ist) es angefertigt."

Landschaften finden sich gewöhnlich besser dargestellt als Scenen. Blumen, Vögel, Bäume und mythologische Thiere sind recht gefällig gemalt; die Farben sind sehr lebhaft und von überraschender Frische. An den Landschaftgemälden ist nur das eine auszusetzen, daß Perspektive und Helldunkel nur wenig beobachtet sind.

Die Lamas sind bessere Bildhauer als Maler, wie die Skulpturen in ihren Tempeln zeigen. Sie sind in verschwenderischer Fülle vorhanden, sprechen jedoch mehr für die Fruchtbarkeit ihres Meißels als für ihren guten Geschmack. Rings um den Tempel kauern auf Granitblöcken in Stein gehauene Tiger, Löwen und Elephanten. Die Geländer der zum Haupteingange führenden Stufenfluchten sind fast immer mit Tausenden von bizarren Figuren ornamentirt: Vögel, Schlangen, Phantasiethiere. Im Innern des Tempels sieht man auf allen Seiten Reliefs, theils in Holz, theils in Stein, aber stets mit bewundernswerther Sicherheit und Naturtreue ausgeführt.

Obwohl die mongolischen Lamaserein sich im allgemeinen mit den tibetanischen an Größe und Reichthum nicht messen können, giebt es doch einige, die bei den Anbetern Buddhas hochberühmt sind; namentlich die Lamaserei Groß-Kouren („Kouren" ist die mongolische Bezeichnung für einen eingeschlossenen Platz) im Lande der Khalkhas.

Diese Lamaserei steht nördlich vom Flusse auf den gigantischen Flanken eines Berges. Die verschiedenen Tempel, in welchen der Guison-Tamba und andere Groß-Lamas sich aufhalten, ragen über den anderen empor und haben vergoldete Dächer. Gewöhnlich leben 30,000 Lamas in dieser großen Lamaserei oder ihre als Filialen geltenden Umgebungen. Die Ebene am Fuße des Berges ist ohne Unterlaß von Zelten verschiedener Art bedeckt, in welchen die Pilger weilen, bis sie ihre anbetende Ehrfurcht bezeugt haben. Hierher kommen selbst aus den entlegensten Fernen alle Anhänger Buddhas. Die U-Pi-Ta-Dze oder Fischhaut-Tartaren schlagen hier ihre Zelte neben den Torgots auf, die von den Gipfeln der heiligen Berge (Bokte-Oula) herniederstiegen; die Tibetaner und die Peboum des Himalaya wallfahrten hierher in langen Zügen mit ihren langsam schreitenden Sarliguen oder langhaarigen Stieren und gesellen sich zu den Mantschus der Songarei und des Amur, die auf Schlitten hier anlangen. Das Abnehmen und Aufschlagen der Zelte nimmt kein Ende; Heere von Pilgern kommen und ziehen fort auf Kameelen, Rindern, Sarliguen, Wagen, Schlitten, zu Fuß, zu Roß, in tausend seltsamen Fuhrwerken.

Aus der Ferne gesehen, erscheinen die auf den Terrassen des Berges reihenweise übereinander liegenden weißen Zellen der Lamas wie die Stufen eines riesenhaften Altars, dessen Tabernakel der Tempel des Guison-Tamba ist. In diesem Allerheiligsten, das in allen seinen Theilen von Vergoldungen und lebhaften Farben strahlt, empfängt dieser Lama-König die tiefsten Ehrfurchtbezeigungen der Heerschaaren von Anbetern, die sich vor ihm zu Boden werfen. Er ist der Heilige par excellence und es giebt keinen Khalkha-Tartaren, der es sich nicht zur Ehre schätzte, sich seinen Jünger zu nennen.

Fragt man einen Bewohner von Groß-Kouren, wer er sei, so lautet die stolze Antwort: „Kouré Bokte-Ain Chabi!“ (Ich bin Jünger des heiligen Kouren!)

Im Jahre 1839 begab sich der Guison-Tamba auf eine Reise, um den Kaiser Tao-Kouan in Peking zu besuchen. Sobald das in China bekannt wurde, befiel Todesschrecken den Hof, und der Name des Groß-Lama der Khalhas machte den Kaiser im Innersten seines Palastes erbleichen. Gesandte wurden abgeschickt, um den Guison-Tamba zum Aufgeben dieser Reise zu bewegen oder die Sache wenigstens in der Weise zu arrangiren, daß die Sicherheit des Reiches nicht bedroht wäre. Der Lamakönig beharrte bei seiner Absicht, aber man bewog ihn, nur eine Gefolgschaft von 3000 Lamas mitzunehmen und die Begleitung von drei anderen Khalhasfürsten abzulehnen, die ihm nach Peking folgen wollten.

Sobald der Guison-Tamba die Reise antrat, geriethen auch alle Tartarenstämme in Bewegung und unzählbare Menschenmengen strömten nach dem Wege des tartarischen Papstes. Jeder Volksstamm langte mit Opfergaben an: ganze Heerden Pferde, Rinder, Schafe; Silber- und Goldbarren; kostbare Edelsteine wurden dem höchsten Reisenden dargebracht. Man grub quer durch die große Wüste Gobi von Distanz zu Distanz Brunnen; die Könige der verschiedenen Landschaften, durch welche der Zug sich bewegte, hatten an den zu Lagern bestimmten Plätzen reichlichste Vorräthe von Lebensmitteln angehäuft. Der Groß-Lama befand sich in einem von vier Pferden getragenen gelben Palankin, welche die vier höchsten Würdenträger der Lamaserei leiteten. Die 3000 Lamas des Gefolges ritten auf Pferden und Kameelen vor und hinter dem Palankin ohne alle Ordnung durcheinander, sich laut ihrem Enthusiasmus hingebend. Beide Seiten des Weges waren von Zuschauern oder vielmehr Anbetern dicht besetzt, die mit Ungeduld die Ankunft des Ersehnten erwarteten. Sowie der Palankin erschien, warfen sich alle auf die Kniee, dann der Länge nach zu Boden, so daß die Stirn die Erde berührte, und erhoben die gefalteten Hände über den Kopf: es war, als ob eine Gottheit sich herabließe, das Land zu durchziehen und ihre Segnungen dem Volke zu spenden.

In dieser Weise setzte der Guison-Tamba seinen prunkvollen Triumphzug bis zur großen chinesischen Mauer fort. Hier hörte er auf, Gott zu sein, um als nichts weiter zu gelten als der Fürst einiger Nomadenstämme, die von den Chinesen mißachtet Gegenstand des Spottes aber von dem Hofe zu Peking gefürchtet sind, weil sie einen verhängnißvollen Einfluß auf die Geschicke des Reiches ausüben können. Nur der Hälfte des Gefolges wurde das Ueberschreiten der Grenze gestattet, der Rest mußte nördlich von der großen Mauer in der Ebene des Tschakar ein Lager beziehen.

Der Guison-Tamba blieb drei Monate in Peking, sah von Zeit zu Zeit den Kaiser und empfing Anbetungen, die von den Mantschufürsten und den Würdenträgern des Reiches mit etwas verdächtigen Blicken geduldet wurden. Endlich erlöste er die chinesische Regierung von seiner unliebsamen Gegenwart und trat, nachdem er die Lamaspereien der „Fünfthürme“ und der „Blauen Stadt“ besucht, den Rückweg in seine Staaten an: aber es war ihm nicht beschieden, dort

wieder anzulangen. Er starb unterwegs, wie die Mongolen angeben, ein Opfer der Grausamkeit des Kaisers, der ihm in Peking ein langsam wirkendes Gift habe beibringen lassen. Dies erfüllte die Tartaren mit Haß und Groll, aber sie fanden einen Trost in der festen Ueberzeugung, daß ihr Guison-Tamba in Wirklichkeit nicht sterbe, sondern daß seine Seele in ein anderes Land wandere, um dort jünger, frischer und kräftiger in einem Chaberon wieder zu erstehen. Im Jahre 1844 erfuhren sie denn auch, daß ihr „lebender Buddha" in Tibet in die leibliche Erscheinung getreten sei, und es wurde mit heiligem Eifer nach diesem fünfjährigen Kinde gesucht, um es auf den unvergänglichen Thron zu setzen.

Eine der interessantesten und seltsamsten Vorstellungen des Buddhismus ist die, daß jeder Groß-Lama beseelt sei von dem Geiste Buddhas selbst, des Stifters der buddhistischen Religion und einer der Incarnationen der Gottheit, daß ein solcher „lebender Buddha" nur stirbt, um im selben Augenblicke in seinem Nachfolger wieder Mensch zu werden. Und ist dies nicht die Aeußerung einer tiefen Wahrheit? Ist es nicht das gebieterische Bedürfniß unseres Herzens, das nach einem lebendigen Gotte dürstet, den es anruft und in dem es nur dann beseligende Ruhe findet, wenn es sich denselben als eine innige und ewige Vereinigung des göttlichen Wesens mit unserer menschlichen Hinfälligkeit vorstellt? Diese Vorstellung einer unbeschreiblichen Vereinigung finden wir als Grundlage aller Religionen, als pulsirendstes Element aller Mythologien. Diese Vereinigung künden und sangen die größten Dichter der Völker, prophezeien alle Seher des alten Bundes. Nach ihr seufzten und sehnten sich die tiefen Seelen und frommen Herzen aller Zeiten, und sie fand ihre rührendste und wunderbarste Erfüllung in Jesus Christus!

Die Tartaren glauben absolut und unentwegbar an diese Seelenwanderungen und setzen niemals den geringsten Zweifel in die Echtheit ihrer Chaberons, deren es als „lebende Buddhas" eine große Zahl giebt, die stets an der Spitze der bedeutendsten Lamasereien stehen. Bisweilen beginnen sie ihre Laufbahn bescheiden in einem kleinen Tempel mit wenigen Jüngern, aber allmählich wächst ihr Ruhm in der Umgegend, und die kleine Lamaserei wird bald ein Wallfahrtsort. Benachbarte Lamas folgen dem Zuge des neuen Gestirns und siedeln sich in seiner Nähe an, die Lamaserei gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und wird endlich im ganzen Land berühmt.

Wahl und Inthronisation der „lebenden Buddhas" erfolgt in einer erwähnenswerthen, eigenthümlichen Weise. Wenn ein Groß-Lama sich entfernt hat, d. h. todt ist, so herrscht deshalb in der Lamaserei keine Trauer; man giebt sich nicht den Thränen und den Klagen hin, denn alle Welt weiß, daß bald ein Chaberon in die Erscheinung treten wird und muß. Dieser anscheinende Tod ist nichts weiter als der Beginn einer neuen Existenz, ein Ring mehr in der unendlichen, ununterbrochenen Kette fortgesetzter Leben: er ist einfach eine Wiedergeburt! So lange der neue Heilige noch nicht aufgefunden ist, leben die Jünger in großer Sorge, denn es ist ihre schwierige Aufgabe, die Gegend zu entdecken, in welcher ihr Herr und Meister wieder in das Leben treten wird. Erscheint ein Regenbogen in den Lüften, so gilt

dies als Zeichen, daß ihr alter Groß-Lama herannaht, gilt jedenfalls als eine Hilfe beim Suchen. Jeder betet nun, und während die in ihrem Buddha verwittwete Lamaserei ihre Fasten und Gebete verdoppelt, begiebt sich ein auserwählter Trupp um Rath zu dem Tchurtchun, einem ruhmvollen Geistlichen, dem die den Menschen verborgenen Dinge bekannt sind. Man berichtet ihm Tag- und Mondphase, an welchem sich der Regenbogen des Chaberon zeigte, an welcher Stelle, wie lange er sichtbar war, ob mehr oder weniger leuchtend, wann er verschwand, unter welchen Erscheinungen er verblich. Hat nun der Tchurtchun jede nöthige Auskunft erhalten, so spricht er einige Gebete, schlägt seine prophetischen Bücher auf und verkündigt endlich sein Orakel, während die ihn befragenden Tartaren im tiefsten Schweigen auf den Knieen liegend seinen Worten lauschen. „Euer Groß-Lama", spricht er, „ist in Tibet wieder zum Leben erwacht, so und so weit von Eurem Lamaserei. Ihr findet ihn in der und der Familie." Haben die armen Mongolen ihren Bescheid erhalten, so kehren sie von Freude erfüllt nach ihrer Lamaserei zurück und vermelden die glückliche Botschaft.

Oft jedoch haben die Jünger des Abgeschiedenen nicht so viele Mühen, die Wiege ihres neuen Groß-Lama aufzufinden: er verkündet selbst das Geheimniß seiner Wiedergeburt und spricht in einem Alter, in welchem gewöhnliche Kinder noch kein Wort lallen, können mit gebieterischer Stimme zu seiner Umgebung fern in Tibet: „Ich bin es, ich bin der Groß-Lama, der lebende Buddha des und des Tempels; man geleite mich in meine alte Lamaserei, denn ich bin ihr unsterblicher Gebieter . . . !" Nachdem das Wunderkind also gesprochen, beeilt man sich, den Lamas des bestimmten Tempels Kunde zu geben, daß ihr Chaberon da und da geboren, und daß er in sein Reich einzuführen sei.

Mag der Aufenthaltsort des neuen Groß-Lama durch einen Regenbogen oder mag er durch den Chaberon selbst angezeigt worden sein, immer sind die Tartaren von freudigstem Entzücken erfüllt. Bald herrscht eifriges Leben in den Zelten und man trifft mit Enthusiasmus tausend Vorbereitungen zu der weiten Reise, denn fast immer ist es Tibet, wohin man sich zur Einholung des „lebenden Buddha" begeben muß, der ihnen stets den Streich spielt, in den abgelegensten und fast unzugänglichsten Gegenden wieder geboren zu werden. Jeder bestrebt sich, zu der heiligen Reise das Seinige beizutragen. Falls sich der König des Landes nicht selbst an die Spitze der Karawane stellt, so schickt er seinen eigenen Sohn oder ein hervorragendes Mitglied der königlichen Familie; die Groß-Mandarinen oder Minister des Königs halten es für Pflicht und Ehre, auf eine solche Reise geschickt zu werden. Ist nun alles vorbereitet, so wählt man zum Abmarsche der Karawane einen glücklichen Tag.

Bisweilen fallen diese verblendeten Mongolen nach unglaublichen Mühen in der entsetzlichen Wüste den Räubern des Blauen Meeres in die Hände und werden von Kopf bis Fuß ausgeplündert. Wenn sie nicht des Nothwendigsten beraubt in dieser Einöde vor Hunger und Kälte umkommen und den Ausgangspunkt ihrer Reise wiederreichen, so beginnen sie, in nichts entmuthigt, sofort die Vorbereitungen zu einer neuen Wallfahrt zu ihrem Chaberon. Gelangen sie endlich,

Dank ihrer Energie und Ausdauer, nach dem ewigen Heiligthume, so werfen sie sich dem bezeichneten Kinde zu Füßen. Aber dennoch wird der junge Chaberon nicht ohne eine vorherige Prüfung als Groß-Lama begrüßt und proklamirt. Man hält eine feierliche Sitzung, in welcher der „lebende Buddha" mit skrupulösester Sorgfalt öffentlich geprüft wird: man befragt ihn nach dem Namen der Lamaserei, deren Groß-Lama zu sein er vorgiebt, der Entfernung derselben, der Zahl der dort residirenden Lamas; man befragt ihn nach den Eigenheiten und Gewohnheiten des abgeschiedenen Groß-Lama, nach besonderen Vorkommnissen bei seinem Tode. Nach allen diesen Fragen legt man vor ihn verschiedene Gebetbücher, Gegenstände aller Art, Theemaschinen, Tassen ꝛc., unter welchen er diejenigen herausfinden muß, die er in seinem vorherigen Leben als Groß-Lama benutzt hat.

Gewöhnlich geht das höchstens fünf- bis sechsjährige Kind aus allen diesen Prüfungen siegreich hervor. Mit Sicherheit beantwortet es alle Fragen, bezeichnet die von ihm im Vorleben gebrauchten Gegenstände. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Mongolen dabei von denjenigen hinter's Licht geführt werden, die ein Interesse haben, gerade dieses Bübchen zum Groß-Lama zu machen, bisweilen mag es auf beiden Seiten in ehrlicher Einfalt in gutem Glauben zugehen. Glaubwürdige Personen geben an, daß nicht alles die Chaberons Betreffende eitel Einbildung und Aberglaube sei. Eine rein menschliche Philosophie wird ohne Zweifel die Wahrscheinlichkeiten verwerfen und sie auf Rechnung lamaischer Schelmenstreiche setzen; ebenso wie einst der Herr der Lüge unsere ersten Eltern betrog, kann er wie einst durch den Mund der Schlange, jetzt durch den Mund eines Kindes sprechen, um seine Anbeter im Glauben zu erhalten. Nach der „Entfernung" des Dalai Lama von Tibet 1858 dauerte es zwanzig Jahre, bis endlich nach sorgfältigstem Suchen 1878 sein Chaberon gefunden wurde.

Ist der Anspruch des „lebenden Buddha" in dieser Prüfung erwiesen, so führt man ihn im Triumphe nach der Lamaserei, deren wiedergeborener Groß-Lama er sein soll. Auf dem ganzen Wege ist alles in Aufregung und Bewegung; ganze Heerschaaren von Tartaren werfen sich beim Vorbeizuge des Erwählten zur Erde und bieten ihre Opfergaben dar. Sobald er in seiner Lamaserei angekommen ist, setzt man ihn auf den Thron, und Könige, Fürsten, Mandarinen, Lamas, Tartaren, Reiche wie Arme, küssen die Erde vor diesem Kinde, das man mit so großen Kosten in der Ferne, in Tibet, aufsuchte und dessen dämonische Begabung allgemeine Beachtung, Bewunderung und Enthusiasmus erregen.

Ein schauerlich widerliches Schauspiel wird in den tartarischen Lamasereien unter ungeheuerem Zulaufe von Pilgern von Zeit zu Zeit geboten. Ein Bokte genannter Lama öffnet sich den Bauch, nimmt bisweilen die Eingeweide heraus, legt sie vor sich nieder und bringt sie dann wieder an ihren natürlichen Platz zurück. Der Bokte, der dadurch, wie die Mongolen sagen, seine Macht zeigt, bereitet sich durch langes Fasten und Beten zu dieser entsetzlichen Schaustellung vor; er muß während dieser Zeit sich alles Umgangs mit anderen Menschen enthalten und absolutes Schweigen beobachten. Am festgesetzten Tage

versammeln sich die Pilgerschaaren im großen Hofe der Lamaserei, wo vor dem Tempeleingange ein großer Altar errichtet ist. Endlich erscheint der Bokte, besteigt unter dem Beifallsrufe der Menge gravitätisch den Altar, setzt sich nieder und zieht aus seinem Gurte ein kurzes Schwert, das er auf seine Kniee legt. Die im Kreise vor dem Altare stehenden zahlreichen Lamas beginnen die für diese Ceremonie vorgeschriebenen schrecklichen Anrufungen. Mit dem Fortschreiten dieser Gebete sieht man den Bokte an allen Gliedern zittern, bis er allmählich in tollwüthige Zuckungen verfällt. Die Stimmen der Lamas werden immer lauter, ihre Gesänge und Gebete nehmen ein immer schnelleres Tempo an, bis sie endlich nur noch ein wildes Durcheinander von Schreien und Heulen bilden. Nun wirft der Bokte sein Gewand ab, öffnet seinen Gürtel und schneidet sich der ganzen Länge nach den Bauch auf. Während das Blut aus der klaffenden Wunde hervorstürzt, wirft sich die Menge vor diesem Schreckensanblicke zu Boden; man befragt den Wahnwitzigen in diesem Zustande um verborgene Dinge, um die Zukunft, um das Schicksal gewisser Personen ꝛc. Die von dem Bokte auf die Fragen gegebenen Antworten gelten bei aller Welt als sichere Orakel. Ist die fromme Wißbegier der Pilger befriedigt, so nehmen die Lamas mit ruhiger Würde das Hersagen ihrer Gebete wieder auf. Der Bokte sammelt mit der rechten Hand Blut von seiner Wunde, haucht dreimal darauf, wirft es mit einem lauten Schrei in die Luft und streicht schnell mit der Hand über seine Verletzung. Wie durch Zauber ist alles wieder in heilem Zustande und keine Spur des furchtbaren Schnittes ist mehr vorhanden, abgesehen von großer Mattigkeit. Der Bokte hüllt sich in sein Gewand, spricht mit tiefer Stimme ein kurzes Gebet und alles ist vorüber, die Menge verläuft sich, nur einige der Frömmsten betrachten noch den mit Blut überströmten Altar und beten ihn an, welchen der große Heilige indessen verlassen hat.

Diese schrecklichen Ceremonien erneuern sich ziemlich häufig in den großen Lamasereien der Tartarei und Tibets. Von Augenverblendniß kann dabei keine Rede sein, die Ansichten der unterrichtetsten und zuverlässigsten Buddhisten stimmen darin überein, daß der Böse hier eine große Rolle spielt. Nicht alle Lamas besitzen die Fähigkeit des Bokte, diejenigen, welche sich den Bauch ohne Schaden aufzuschneiden vermögen, gehören niemals zu den höhern Rangklassen der lamaischen Hierarchie. Es sind gewöhnlich gemeine, von ihren Kollegen wenig geachtete Lamas. Reguläre und gebildete Lamas zeigen meistens Abscheu vor dergleichen Schauspielen, welche sie für sündhaft und teuflisch erklären. „Die guten Lamas", sagen sie, „sind solcher Dinge nicht fähig, sie müssen sich aber wohl hüten, nach Erlangung dieser gottlosen Fähigkeit zu streben."

Obwohl diese dämonischen Operationen im allgemeinen in gut geordneten Lamasereien verrufen sind, werden sie durch die Obern nicht verhindert; es sind im Gegentheile bestimmte Tage im Jahre für dieses Spektakelstück angesetzt. Ohne Zweifel ist das Eigeninteresse der einzige Beweggrund, daß die Groß-Lamas Handlungen gestatten, welche sie heimlich von Herzensgrunde verwerfen. Diese höllischen Kenntnisse sind in Wirklichkeit ein unfehlbares Mittel, Schaaren ein-

fältiger und unwissender Bewunderer herbeizulocken, durch diesen Menschenstrom eine Lamaserei berühmt zu machen und sie durch bedeutende Opfergaben zu bereichern, welche zu spenden die Tartaren bei solchen Gelegenheiten nie ermangeln.

Der Bokte ist einer der zugkräftigsten sié-fa (schlechten Mittel), über welche die Lamas verfügen. Die andern sind zwar ähnlicher Art, aber weniger imponirend und seltener angewandt, sie werden mehr privatim betrieben und gehören nicht in den Kreis der Festtage der Lamasereien, z. B. ohne Schaden an hellglühenden Eisenstücken lecken, sich Schnitte in den Körper zu machen, ohne daß eine Spur davon hinterbleibt u. dergl. Aber alle solche Kunststücke müssen durch einige Gebete eingeleitet werden. Ein Lama konnte angeblich z. B. ein Gefäß vermittels einer Gebetsformel nach Belieben mit Wasser füllen. Die Gebetsformel war nicht lang, enthielt jedoch ersichtlich eine direkte Anrufung Satans: „Ich kenne Dich, Du kennst mich. Vorwärts, alter Freund, thu, was ich von Dir verlange. Bring Wasser herbei und fülle dieses Gefäß damit. Ein Gefäß mit Wasser zu füllen, ist doch von Deiner Macht wirklich nicht zu viel verlangt. Ich weiß, daß Du es Dir recht theuer bezahlen lassen wirst, aber das thut nichts; thu, um was ich Dich bitte und fülle dieses Gefäß mit Wasser; später rechnen wir mit einander ab. Am festgesetzten Tage wirst Du nehmen, was Dir zusteht!“ Bisweilen blieb jedoch trotz dieser Anrufung das Gefäß leer, und dann verwandelte sich das Gebet in grobe Schmähungen und Verwünschungen des eben vorher Angeflehten.

Eine sehr gebräuchliche Art der religiösen Uebungen ist die, eine Lamaserei zu umwandeln und sich bei jedem Schritte der Länge nach auf den Boden zu werfen. Manchmal ist die Zahl der Andächtigen, welche diese beschwerliche Pilgerfahrt verrichten, so groß, daß sie reihenweise aneinander liegend einen Gürtel von Menschenleibern um die Lamaserei mit allen ihren Gebäuden bilden. Es ist durchaus nicht erlaubt, von der vorgeschriebenen Linie, die mit der Zeit so hart wie ein Weg geworden ist, abzuweichen, wenn nicht alle Früchte dieser Uebung verloren gehen sollen. Da die Lamasereien einen sehr großen Umfang haben, so kann man sie mit sich Hinwerfen bei jedem Schritte kaum innerhalb eines Tages umkreisen. Diejenigen Pilger, welche diese Art der Ehrerweisung erwählen, müssen mit dem Grauen des Morgens damit beginnen und werden zu Einbruch der Nacht nur mit Mühe fertig. Portionenweise diese rauhe Pilgerfahrt zu erledigen, ist nicht gestattet, man darf nicht einmal einen Augenblick Pause machen, um etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Wenn man das Werk einmal unternommen hat, muß es auch bis zum Ausgangspunkte vollendet werden, sonst zählt die ganze Sache nicht; man erwirbt sich sonst kein Verdienst, kann folglich auch auf keine guten Früchte rechnen.

Das sich Hinwerfen darf nichts zu wünschen übrig lassen, der ganze Körper muß der Länge lang daliegen, die Stirn die Erde berühren; die Arme müssen mit gefalteten Händen gerade vorwärts gestreckt sein. Vor dem Aufstehen muß der Pilger mit zwei Bockshörnern — Gottes Schafstall ist ja sehr groß — die er in den Händen hat, einen Kreis um sich beschreiben, bis die Arme platt am Körper liegen. Beim Anblicke dieser Unglückseligen kann man sich eines tiefen

Mitleids nicht erwehren; ihr Gesicht und Kleidung sind von Staub, bisweilen auch von Schlamm bedeckt, denn selbst das schlimmste Wetter ist nicht imstande, die muthvolle Frömmigkeit zu hemmen: mag es stürmen, regnen, schneien oder frieren, die Niederwerfungen werden unverfroren fortgesetzt.

Es giebt mehrere Arten dieser Pilgerfahrt rings um eine Lamaserei, das sich Hinwerfen wird nicht von allen praktizirt. Manchen wird durch einen Groß-Lama der Rücken mit riesigen Bücherballen beladen, und man sieht bisweilen Greise, Weiber und Kinder, die sich unter ihren Lasten kaum fortschleppen können. Beim Beginne ihrer Rundreise wird als selbstverständlich angenommen, daß sie alle in ihrer literarischen Last enthaltenen Gebete hergesagt haben.

Andere begnügen sich, eine Promenade zu machen, wobei sie zwischen den Fingern die Perlen ihres Rosenkranzes rollen, oder die an ihrer rechten Hand befestigte „Gebetmühle" in Bewegung setzen, die sich mit unglaublicher Schnelligkeit dreht. Diese Mühle heißt Tchu-Kor (drehendes Gebet). Tchu-kors finden sich in großer Anzahl längs der Wasserläufe, wo sie durch Wasser gedreht werden. Diese kleinen Mühlen beten Tag und Nacht zu Nutz und Frommen derer, die sie anlegten. Auch hängen die Tartaren sie über ihrem Herde auf und lassen sie sich drehen für den Frieden und das Glück der ganzen Familie, deren Sinnbild der Herd ist. Sie werden durch den kalten Luftstrom in Schwung versetzt, der durch die Zeltöffnung eindringt.

Die Buddhisten besitzen ferner ein bewundernswerthes Mittel, alle Pilgerfahrten und Andachtsübungen wesentlich zu vereinfachen. In den großen Lamasereien findet man von Strecke zu Strecke große trommelförmige, sich um eine Achse drehende Körbe. Ihre Masse besteht aus sehr starkem Karton, hergestellt durch übereinander Kleben unzähliger Papierblättchen, die in tibetanischer Schrift mit den erwähltesten und landläufigsten Gebeten beschrieben sind. Wer weder Lust, noch frommen Eifer, noch auch die Kraft hat, Ballen alter Scharteken zu schleppen und sich auch nicht bei jedem Schritte in Staub und Schlamm werfen oder in Winterkälte und Sommerhitze rings um die Lamaserei pilgern mag, der dreht ein bißchen an der „Gebetstonne". Diese ist so bequem eingerichtet, daß sie einmal in Bewegung gesetzt, sich lange Zeit von selbst dreht, so daß die frommen Büßer dabei schlafen, essen und trinken können, während die Maschine äußerst ausgiebig für sie betet!

Ein amüsantes Geschichtchen erzählt der Missionär Huc: „Eines Tages trafen wir vor einer dieser Tonnen zwei Lamas, die sich erbittert zankten und eben handgreiflich werden wollten, und alles aus Gebetseifer. Einer von ihnen hatte die Gebetstonne in Schwung gebracht, kehrte in seine Zelle zurück und freute sich zum Fenster hinaus, wie intensiv er bete. Da kam ein Kollege, hielt ohne alle Gewissenspein die Maschine an und ließ sie dann für seine Rechnung schwingen. Ueber diesen frommen Verrath erbittert, kehrte der erste flugs zurück und störte durch Anhalten der Gebetstonne die Andacht des zweiten. Lange Zeit hielt die Chikane mit Drehen und Aufhalten wortlos an, als aber beiden der Geduldsfaden riß, kam es zu heftigem Zank, der in eine Prügelei auszuarten drohte, als ein alter Lama als Friedens-

engel herbeikam und die Maschine zu Gunsten beider Parteien in Bewegung setzte."

Unter den Pilgern, die im Innern oder der Umgebung einer Lamaserei ihre religiösen Uebungen verrichten, findet man oft solche, die beschwerliche und unglaublich weite Reisen machten, damit sie sich hier bei jedem Schritte zu Boden werfen könnten. Es ist ein trauriger und kläglicher Anblick, mit welcher Beharrlichkeit bisweilen Jammergestalten diese qualvollen Mühen freiwillig erdulden: unselige Opfer eines Irrglaubens!

Zum Schlusse seien noch einige Worte über die heilige Gebetsformel des Buddhismus gestattet.

In Lha-Sa herrscht ein rührender Brauch. Am Abende, wenn die sinkende Sonne den westlichen Horizont berührt, stellen alle Tibetaner die Tagesbeschäftigung ein, und es versammeln sich je nach Geschlecht und Alter die Männer, Frauen und Kinder auf den freien Plätzen der Hauptstadttheile. Sind alle beisammen, so kauern sie sich zur Erde und beginnen langsam und halblaut Gebetgesänge, die aus der ganzen Stadt in harmonischen Tönen feierlich erklingend die Seele tief bewegen: die ganze Stadt betet gemeinsam.

Die von den Tibetanern bei diesen Zusammenkünften gesungenen Gebete wechseln je nach den Jahreszeiten, aber die bei Abbeten des Rosenkranzes gebräuchlichen sind stets dieselben und bestehen aus den sechs Silben: Om, mani padmé houm. Diese von den Buddhisten abgekürzt das „mani" genannte Formel findet sich nicht nur in aller Mund, sondern auch angeschrieben in Straßen, an freien Plätzen, im Innern der Häuser. Auf allen Fahnen, die über den Thoren und auf Gebäuden wehen, steht in Landza, tartarischen und tibetanischen Schriftzeichen das mani. Reiche und glaubenseifrige Buddhisten unterhalten auf ihre Kosten Schaaren von Lama-Bildhauern, deren Aufgabe es ist, das mani zu verbreiten: sie durchstreifen mit Meißel und Hammer das offene Land, die Berge und Wüsten und meißeln die heilige Formel in Felsen und Steine.

Nach der Ansicht des berühmten Orientalisten Klaproth ist Om, mani padmé houm die tibetanische Umschreibung einer von Indien nach Tibet gelangten Sanskritformel. Gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung führte der berühmte Hindu Tonmi-Sambhodha den Gebrauch der Schrift in Tibet ein, da aber das anfangs angenommene Landza-Alphabet dem Könige Srong-Bdzan-Gombo zu komplizirt und schwer zu erlernen schien, so forderte er den genannten Hindu auf, eine neue, bequemere, der tibetanischen Sprache angepaßte Schrift zu ersinnen. Tonmi-Sambhodha zog sich einige Zeit in die Einsamkeit zurück und erfand die noch heute gebräuchlichen tibetanischen Schriftzeichen, die nur eine Modifikation der Sanskritbuchstaben sind. Zugleich führte er den König in die buddhistische Geheimlehre ein und überlieferte ihm die heilige Formel Om, mani padmé houm, die sich schnell über die Länder von Tibet und der Mongolei ausbreitete.

Im Sanskrit hat diese Formel einen vollständigen und klaren Sinn, den man im tibetanischen Idiom vergeblich sucht. Om ist bei den Hindus der mystische Name der Gottheit, mit welchem alle Ge-

bete beginnen. Er ist zusammengesetzt aus A, dem Namen Wischnus, O, demjenigen Sivas und M, dem Namen Bramas. Mit dieser mystischen Formel gleichbedeutend ist der Ausruf ô! der die tiefste religiöse Ueberzeugung ausdrückt und eine Art Glaubensbekenntniß ist — mani bedeutet „Freude, eine kostbare Sache" — padma ist „Lotus" (padmé ist der Ablativ desselben Wortes) — houm endlich ist eine Partikel, die ein Gelübde, ein sehnendes Verlangen ausdrückt und mit unserm „Amen" gleichbedeutend ist. Die wörtliche Bedeutung würde demnach sein:

Om, mani padmé houm!
O! die Freude in dem Lotus,*) Amen!

Die Buddhisten von Tibet und der Mongolei begnügten sich nicht mit dieser präzisen und klaren Erklärung, sondern zermarterten ihre Phantasie, um für jede dieser sechs Silben eine mystische Bedeutung herauszuklügeln. Sie schrieben unzählige dickleibige Bücher und häuften Thorheiten auf Thorheiten, um das bedeutsame mani zu erklären. Die Lamas sagen gewöhnlich, daß die in diesen wunderbaren Worten enthaltene Lehre unendlich sei, und daß das ganze Leben eines Menschen nicht hinreiche, ihre Tiefe zu ergründen.

Der Lama-König giebt folgende Erklärung: „Alle lebenden Wesen (tibetanisch: semdchan; mongolisch: amitan) zerfallen in sechs Klassen: Engel, Teufel, Menschen, Vierfüßler, Vögel und Reptilien**) diese sechs Klassen lebender Wesen entsprechen den sechs Silben der Formel Om, mani padmé houm: Durch fortwährende Umgestaltungen wandern je nach Werth oder Unwerth die lebenden Wesen in diesen sechs Klassen umher, bis sie den Gipfel aller Vollkommenheit erreicht haben, worauf sie in die allumfassende Wesenheit Buddhas übergehen, das heißt in die ewige Weltseele, von welcher alle Seelen ausgehen, mit welcher sie nach Vollendung des zeitlichen Wandels sich vereinigen und verschmelzen. Je nach der Klasse, welcher sie angehören, besitzen die lebenden Wesen besondere Fähigkeiten, sich zu veredeln, in eine höhere Klasse emporzusteigen, Vollkommenheit zu erlangen, endlich in der Weltseele aufzugehen. Diejenigen Menschen, welche sehr oft und sehr andächtig Om, mani padmé houm aussprechen, vermeiden nach ihrem Tode Zurückversetzung in eine niedrigere Klasse und nähern sich allmählich der Heiligung, welche sie zur Aufnahme in Buddhas ewige, universelle Seele befähigt."

Mag diese Ansicht von den tibetanischen und mongolischen Buddhisten allgemein getheilt werden oder nicht, so scheint sie doch mit der wörtlichen Bedeutung: „O, die Freude in dem Lotus, Amen!" eine gewisse Analogie zu besitzen. Nimmt man „die Freude" als das Sinnbild der Vollkommenheit, den „Lotus" als Symbol Buddhas, so könnten diese Worte das Gelübde des Strebens nach Vollkommenheit enthalten, um mit Buddha vereinigt zu werden, in die Weltseele

*) Eines der bedeutendsten Werke über den Buddhismus von Burnouf führt den Titel: „Lotus de la bonne loi", dessen Studium zweckmäßig mit Lassen „Indische Alterthumskunde" (Band 2) zu verbinden ist.

**) Reptilien sind nach dieser Anschauung alle Thiere, die nicht Vierfüßler oder Vögel sind.

überzugehen, und umschrieben werden: „O, daß ich doch Vollkommenheit erlangte und daß ich doch in Buddha vereinigt würde, Amen!“

Nach der Erläuterung des Lama-Königs wäre das mani eine Art Resumé eines Welt-Pantheismus, der Grundlage aller buddhistischen Glaubenslehren. Die gelehrten Lamas sagen, Buddha ist das unentbehrliche, unabhängige Urwesen, Anfang und Ende aller Dinge. Erde, Gestirne, Menschen, alles Existirende ist eine theilweise, zeitliche Manifestation Buddhas. Alles ist von Buddha erschaffen, alles geht von ihm aus, wie das Licht von der Sonne. Alle von Buddha in die Erscheinung gerufenen Wesen haben einen Anfang und werden ein Ende haben; ebenso nothwendig, wie sie von einer universellen Wesenheit ausgehen, müssen sie nothwendig zu ihr endlich zurückkehren, ebenso wie Flüsse und alle fließenden Gewässer ihren Urquell im Wasser des Weltmeers haben und nach längerem und kürzerem Laufe sich wieder in dessen Unendlichkeit verlieren. Buddha ist ewig, seine Manifestationen sind ewig, aber in ihren Theilen einzeln genommen müssen sie alle einen Beginn und ein Ende haben.

Die Macht der Ferne.

Von Martin Greif.

Auf einem Eiland wie im Traum
Umblick' ich rings den See,
Doch lockt den Blick mir heute kaum
Der Alpen Duft und Schnee.

Die Dörfer, allumhergeſtreut,
Sie ſuch' ich mit dem Blick
Und horche auf ihr fern Geläut',
Als rief' es mich zurück.

Ja, dorthin ſehnt das Herz ſich mir,
Ob ſie auch fremd ihm ſind
Und ich vergeſſen wollte hier,
Daß ich ein Menſchenkind.

Und doch, wie kommt's, daß ohne Wahl
Sich fügen muß die Bruſt,
Daß dies Gefühl mit einem Mal
So tief mir wird bewußt?

Wie kommt's, daß mir ſo nah gebracht,
Was kaum mehr drang an mich? —
O Zug der Ferne, ſtille Macht,
Wer kann begreifen dich?

Das Auge in der Sprache und die Augensprache.

Ein Streifzug durch das Schriftthum der Neueren.

Wenn wir nicht daheim, sondern in der Sommerfrische weilen, so erhält unser Auge sicherlich eine erhöhte Bedeutung für uns. Giebt es doch jedem einen Eindruck von den mancherlei ihm neuen Erscheinungen in Gottes freier Natur und unter den ihn umgebenden Menschen. Wir blicken mit Freude auf Berg und See, schauen mit Behagen ins Grüne und lugen oft aus, ob das Wetter einem Ausflug ins Freie günstig sei; aber wir mustern auch gar gern die Gesellschaft, in der wir uns bewegen, insbesondere unsere Wirthstafel-Genossen. Am ersten Tage halten wir uns, um nicht aufdringlich zu erscheinen, zurück, beantlitzen mit ruhigen gelassenen Augen zuerst die „vis-à-vis“ und die Nachbarn, dann die übrigen Tischgefährten; zugleich nehmen wir wahr, daß neugierige oder gar prüfende Augen auf uns gerichtet werden. Am zweiten Tage glauben wir schon zu erkennen, wie des einzelnen soziale Stellung und Sinnesart sich in seinem Blicke wiederspiegelt. Hierin hat eine kleine unverrückbar an einem Tafelende sitzende Gruppe in eleganter Kleidung etwas vornehm-ablehnendes: es ist ein dummstolzer Rührmichnichtan, ein Rittmeister aus Sachsen mit Gemalin und Schwestern, anscheinend in einer sie selbst langweilenden standesgemäßen Abschließung. Ein älterer Mann in weißer Halsbinde und seine für ihn sorgende Gattin offenbaren Wohlwollen in ihren Augen: es ist ein freundlicher Pastor mit seiner treuen Lebensgefährtin. Eine hübsche modische Frau mit einem sehr geputzten Kinde wirft dem neuen Tischgast mit ihren scheinbar schalkhaften Augen verschiedentlich verlangende Blicke zu — sie hat, wie Justus Möser sagen würde, ein Paar Fänger im Kopf, die sich gewaschen haben — es ist eine jüngere wohlhabende, eroberungssüchtige Wittwe, welche den Ankömmling vor ihren Triumphwagen, vielleicht auch ins Ehejoch spannen möchte. Unter solchen Verhältnissen leisten die Augen dem Menschen ähnliche Dienste, wie der Schnecke die Fühlhörner. Da hat es einen gewissen Reiz, diejenigen interessanteren Stellen aus dem Schriftthum der

Neueren, welche sich auf das Auge in der Sprache, sowie die Augensprache beziehen, einmal in Betracht zu ziehen und zwar zuerst in sozialer, dann in minniglicher Hinsicht.

Das Wort der Schrift, wonach das Auge des Leibes Licht ist, zielt wohl auf den Zusammenhang zwischen Sehkraft und Einsicht oder Umsicht im übertragenen Sinne hin. Es wird unter anderem bezeugt durch die Wendung, mit der wir bei uns einen Zustand der Verwirrung bezeichnen: „es wird uns grün und gelb vor den Augen" — wir ergänzen hiermit die Art dieser vorkommenden Farben (schwarze, blaue, graue und rothgarnirte) — durch die Ausdrücke „Feldherrnblick", „Herrscherblick", „Kennerblick", ja auch durch „Scharfblick". Auf des Auges große Bedeutung für den Besitz deutet hin, daß wir, von Todesfall und Erbe redend, sagen: das Land steht auf zwei Augen, auf vier Augen — statt auf einem Manne, auf zwei Männern. Wir sagen in Bezug auf Grundeigenthum auch wohl, daß dessen Verwaltung zurückgeht, sobald das Auge des Herrn nicht darüber wacht. Eigenthümlich ist, daß der bei dem Volke von Denkern vorkommende Ausdruck „die Angesehenen", „die Angeseheneren" (z. B. einer Stadt) anscheinend bei keiner andern Kulturnation mit einem Worte von völlig gleicher Bedeutung wiedergegeben werden kann. Zu jenem Ausdruck paßt es, wenn der alljährlich in einer volkreichen deutschen Residenz stattfindende Subskriptionsball, wobei der Hof sich einstellt und Umzug hält, einem sachkundigen Beurtheiler zufolge als „der große Königs- und Prinzenblickfang" erscheint. Besitz im allgemeinen pflegt des Menschen natürliches Selbstgefühl zu steigern, läßt ihn kühnlich in die Welt hinausschauen; ein Sittenschilderer beschreibt einen Mann, der jedem keck ins Auge sieht, und einen andern mit gesenktem Blick: jener ist ein Reicher, dieser ein Armer. In der Großstadt hebt Equipagenbesitz den einzelnen aus der Bevölkerung heraus, bringt ihn leicht dahin, auf andere herabzusehen. Singt Heine von einer schnell dahinfahrenden Schönen doch: sie blicke „vornehm auf den großen Haufen derer, die zu Füßen laufen". Der Gegensatz zwischen solchem Fußvolk und einem großen Theil der Kutschen-Aristokratie ist unverkennbar.

Man kann in gewissem Sinne von einer Augenpolitik bei Begegnungen zwischen vornehm und gering, ja unter Umständen selbst zwischen Gleichgestellten sprechen. Nach jener Richtung hin ist ein kleines Reiseabenteuer erwähnenswerth, welches von einem feinen Beobachter, dem (unsererseits oft heranzuziehenden) geistreichen Schweizer Gottfried Keller in dem Roman „Der grüne Heinrich" auf lebenswahre Weise dargestellt wird. Der die Schweiz verlassende arme Heinrich sah sich bei einer Rast in einem ansehnlichen Badischen Dorfe an den runden Sondertisch des Gasthauses versetzt und schaute in Gedanken der heimatlichen Mittagstafel still auf seinen Teller, als ein hochherrschaftlicher Wagen eine schöne Dame von 30 Jahren, ein noch schöneres Mädchen von 15 und einen Herrn herzubrachte, welcher vom Wirth unterthänigst „Herr Graf" angeredet wurde. Obgleich unser junger Held sich gegen allen ungebührlichen Respekt gewappnet fühlte, konnte er doch nicht umhin, einige neugierige Blicke nach den überbürgerlichen Wesen hinzuwerfen, von denen er noch keines in der Nähe gesehen hatte und die jetzt am gleichen Tisch Platz nahmen. Die offenen kind-

lichen Augen des jungen Mädchens ruhten auf ihm „wie zwei Frühlingssonnen“ — es gemahnt an das Goethesche: „wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken“. Er wagte auch bald das zweite Paar Blicke auszusenden, welche diesmal auf die ältere Dame trafen, wie sie ihn mit einem kalten merkwürdigen Gesicht ansah und gar nicht zu bemerken schien, daß er sie ebenfalls betrachtete. Nachdem sie den rothgewordenen Heinrich eine Weile angesehen hatte, wandte sie ihre Augen wieder von ihm, wie wenn dieselben nur auf einem Krug oder einem Stuhl geruht hätten, ohne irgend einen jener feinen Uebergänge, welche artigen Leuten in solchen Fällen schnell zu Gebote stehen. Diese Augengrobheit — eine originelle Wortehe — bewirkte, daß er von nun an nicht mehr aufsah und sich bestrebte, sobald als möglich vom Tisch zu kommen. Es ereignet sich wohl häufig (zumal in dem die Stände mischenden Reiseverkehr), daß hoch und niedrig sich in dieser Art sozusagen mit den Augen messen.

Hat jemand sich gegen seinen Nächsten vergangen, so weicht er dem Blicke desselben gern aus, wie uns durch das Beispiel jenes Heinrich illustrirt wird. Dieser hatte als Knabe vier Mitschülern durch falsche Beschuldigung eine harte Strafe zugezogen und in der Folge von dreien hierfür Verzeihung erhalten; der vierte, ein etwas beschränkter Mensch, ging noch als Mann immer nur mit Augen des Hasses an ihm vorüber; wenn derselbe ihm beleidigende Blicke zuwarf, so vermochte der schuldbewußte Heinrich sie nicht zu vermindern. Wir wissen aus eigener Erfahrung nur zu gut, wie eng zuweilen ein uns erregender Anblick und ein demnächstiger verderblicher Ausbruch unserer Leidenschaft miteinander zusammenhängen. Hierauf lassen einige Verse Shakespeares in „Wie es Euch gefällt“ sich beziehen:

's ist artig in der That und steht zu glauben,
Daß Augen, diese schwächsten, zartsten Dinger,
Die feig ihr Thor vor Sonnenstäubchen schließen
Tyrannen, Schlächter, Mörder sollen sein.

In das Gebiet der dunkeln Mächte gehört auch der böse Blick. Kleinpaul erzählt in seinen „Moditerranna“ wie er hiergegen gemäß neapolitanischer Sitte rothe Korallenhörner getragen und nach deren Verlust zufällig in einem italienischen Prinzen, der fahle Augen und einen stechenden Blick hatte, einen Jettatore kennen gelernt. Ebenso wunderbar wie die hier berührte unheimliche Gabe erscheint es, wenn ein Thierbändiger eine wilde Bestie mit seinen Augen zähmt, wenn ein Held mit durchbohrendem Blicke einen an ihn herangeschlichenen Angreifer durch bloßes Anstarren entmuthigt, was im Alterthum Hannibal, in der Neuzeit Friedrich der Große gethan haben soll.

Dem Erfahrungssatze, wonach bei Erkrankung eines Menschen zumeist dessen Augen in Mitleidenschaft gezogen werden, entspricht die Emersonsche Bemerkung, daß, wenn ein Mann sich „außerhalb seines Centrums“ befindet, dies durch dieselben angezeigt wird. 'In Bezug auf Unterredungen hebt der feinsinnige Nordamerikaner mit Recht hervor: „Ihr könnt in den Augen Eures Gefährten lesen, ob Euer Argument ihn trifft und verwundet, obschon seine Zunge es nicht eingestehen mag“ — gewöhnlich kann man an den Augen des Gesprächsgenossen auch erkennen, ob man ihm eine Geschichte, deren Vortrag

man einleitet, bereits einmal erzählt hat. Emersons Behauptung, daß die Mittheilungen durch Blicke meist der Kontrolle des Willens nicht unterliegen, scheint gleichfalls vornehmlich für Unterhaltung zu gelten; ohne Zweifel wird von abhängigen Leuten im Interesse der Selbsterhaltung eine wohlüberlegte Augendienerei gegenüber Brodherren, Arbeitgebern, Prinzipalen oder Kunden aus sozialpolitischen Gründen entwickelt. Nach unserem mehrgenannten Gewährsmann giebt es einen Blick, durch welchen jemand andeutet, daß er im Begriff ist, etwas gutes zu sagen, und einen anderen, nachdem er es gesagt hat. Wenn die Augen anderes reden, als die Zunge, so werde ein erfahrener Mann sich auf die Aussage der ersteren verlassen. Alle schönen Anerbietungen und Dienstleistungen der Gastfreundschaft seien vergeblich und leicht vergessen, falls das Auge sie nicht mitbestätigt und mitfeiert. Wie viele flüchtige Neigungen gestehe das Auge, während die Lippe sie verschweige — wer hätte das noch nicht an fremder Tafel erlebt? Kehre jemand aus einer ihm sympathischen Gesellschaft heim, so sei er, selbst falls er schwieg, animirt: einen solchen Strom von Leben habe er durch die Augen ausgegeben und empfangen. Das trifft vielleicht am meisten auf Deutsche mit ihrem „beschaulichen Sinn" zu.

Während nicht nur „schauen" im übertragenen Sinne gebraucht wird, sondern auch „sehen", ist hiervon allein ein männliches Hauptwort gebildet: der Seher. Nach Kellers Meinung soll derselbe sich der Welt gegenüber eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen lassen, als ihnen nachjagen. Denn wer in einem festlichen Zuge mitziehe, könne solchen nicht so beschreiben, wie der, welcher am Wege stehe. Dieser sei darum nicht überflüssig oder müßig; erst der Seher schaue das innere Leben der Erscheinungen und wenn er ein rechter Seher, so komme der Augenblick, wo er sich dem Zuge anschließt mit seinem goldenen Spiegel gleich dem achten König im Macbeth, der in seinem Spiegel noch viele Könige sehen ließ. Gleichwie der Zuschauer eines Festzuges genug Mühe habe, einen guten Platz zu erringen und zu behaupten, so sei das Sehen des ruhig Leidenden auch nicht ohne äußere That und Mühe; diese bestehe in Erhaltung der Freiheit und Unbescholtenheit der Augen. Ein solcher sozialer Seher war bei den Franzosen Alexis de Tocquarilla, welcher anfangs 1848 im gesetzgebenden Körper den Ausbruch einer Revolution unter dem Gelächter der Regierungspartei voraussagte, und bei den Engländern Carlyle, „der Weise von Chelsea". Beide zeichneten sich durch ihre große Voraussicht vornehmlich im höheren Alter aus. Läßt doch bereits Plato in seinem Staat einem Greis den Ausspruch thun, daß die Augen des Geistes erst dann scharf blicken, wenn die des Körpers stumpf werden.

Daß diese, insbesondere ihre obenerwähnten Farben in der schönen Literatur der modernen Kulturvölker eine große Rolle spielen, ist sattsam bekannt. In Bodenstedts Mirza-Schaffy heißt es ja:

Ein graues Auge
Ein schlaues Auge;
Der Augen Bläue
Bedeutet Treue,

Auf schelmische Launen
Deuten die braunen,
Doch eines schwarzen Auges Gefunkel
Ist stets wie Gottes Wege dunkel.

Man kann es verstehen, wenn Frauenaugen häufiger als Männeraugen beschrieben werden. Bezüglich ersterer stellt Forster in einem Reisebrief aus Antwerpen einen Vergleich zwischen dieser Stadt und Italien an. In Italien, sage man, hätten die Frauen die Augen zu mehr als einem Gebrauch; dort seien sie die schönsten Fenster der Natur, hinter denen man die Seele lieblich oder göttlich hervorstrahlen sehe; bei den Antwerpnerinnen dagegen sei das Auge nur ein oiel de boeuf am Gewölbe des Schädels, um ein wenig Licht hineinzulassen. Murad Effendi (von Geburt ein Oesterreicher) gedenkt in seinen türkischen Skizzen des mehr runden als länglichen Gesichts der Stambuler Mädchen und fügt hinzu: Das mandelförmig geschnittene Auge mit dem dunkeln Augapfel ist ihre Hauptschönheit, obschon es des seelischen Ausdrucks entbehrt; wenn es innerlich belebt wird, so ist es mehr fragend als sprechend, mehr begehrend, als gewährend, mehr neugierig, als verheißend. Gelegentlich erwähnt er, daß die „Kameliendamen" in der muselmännischen Welt an den „dreist einschneidenden Blicken" (wie an den ruhelos hastigen Bewegungen) zu erkennen sind. Als der obengedachte arme (grüne) Heinrich in seiner Vaterstadt gegenüber Altersgenossen den Verehrer einer jungen ihm nur von Ansehen bekannten Patrizierin spielt, vergißt er deren „große lachende Augen" bei Ausmalung des Aeußeren nicht. In des Pommern Bassenius Buch: „Adlige Tischreden" (1661) erklärt eine Dame: sie beklage den Zustand des ledigen Frauenzimmers; sehe dasselbe einen unfreundlich an, so werde es zur Grobheit und Unhöflichkeit ausgelegt; sehe es einen freundlich an, so müsse es alsobald ein Zeichen der Liebe sein. Vielleicht giebt es ein mittleres zwischen beiden. Heine schreibt in seinen Reisebildern den Brockenhaus-Mädchen „Kongravesche Blicke" zu, mißt diesen also die gefährliche Wirkung von Granaten bei. Ihm erscheint die Behauptung einiger Naturphilosophen, wonach die Liebe eine Art Elektrizität ist, nicht unbegründet; denn im Moment des Verliebens sei uns zu Muthe, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Keller läßt einem egoistischen, etwas flatterhaften Künstler erklären: Das Auge sei der Urheber, der Vermittler und Erhalter der Liebe; er könne sich vornehmen, treu zu sein, aber das Auge nehme sich nichts vor, das gehorche und füge sich der Kette der ewigen Naturgesetze.

Beachtenswerthe Variationen auf das im ersten dieser Sätze enthaltene Thema finden sich bereits in älteren Schriften romanischer Völker und bei Deutschlands größten Dichtern. Bei den Italienern möge hier nur des Grafen Castiglione „Cartigiano" in Betracht gezogen werden, welcher nach dem Engländer Johnson als das beste Buch über Höflichkeit erschien. Im Laufe der dortigen Auseinandersetzungen über den idealen Hof- und Gesellschaftsmann läßt ein Medici (der nachmalige Papst Clemens VII.) sich betreffs der Anknüpfung zarter Beziehungen dahin aus: ein solcher möge seine Neigung zuerst mehr durch sein Benehmen, als durch seine Worte zu erkennen geben und

Am Vorabend des Schützenfestes.

dann die Augen zu treuen Botschaftern des Herzens machen; die könnten des Mannes Bild im Herzen der Geliebten wiederspiegeln und durch Zurückstrahlen sein Herz in beständigem Feuer halten. Des „Medici" Gesprächsgenosse, der spätere Kardinal Bombo, will dem jungen Hofmann gestatten, sinnlich zu lieben; der reife möge sich mit einer schönen Frau durch gegenseitiges theilnahmvolles Anblicken in ein näheres, auf wechselseitige Veredelung abzielendes Verhältniß setzen. Die hier gestreiften, dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstammenden Unterhaltungen an dem musenfreundlichen Hofe der Herzogin von Urbino, geben die Anschauungen wieder, welche damals in der italienischen Gesellschaft vorwalteten.

Bei den Franzosen ging man in den berührten Beziehungen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts leicht etwas weiter. Der (jungen Damen nicht zu empfehlende) Roman „les liaisons dangereuses" enthält eine ausführliche, seitens eines Vicomte einer befreundeten Marquise übermittelte Schilderung von dem minniglichen Augenspiel, welches er mit der reizenden, leidlich zurückhaltenden Gattin eines Präsidenten gehabt. Ich kam, heißt es dort, in den Salon zurück und traf meine Schöne auf einem Langstuhl anmuthsvoll-nachlässig hingestreckt an. Dieses mich in Aufregung setzende Schauspiel belebte meine Blicke; ich fühlte, daß sie zart und eindringlich sein mußten, und ich setzte mich so, daß ich sie in dieser Art voll bei ihr zur Geltung bringen konnte. Die erste Wirkung hiervon war, daß sie die göttliche Spröde zum Niederschlagen ihrer eigenen Augen brachten. Ich betrachtete ihr engelhaftes Antlitz einige Zeit hindurch; dann ließ ich meine Blicke über ihre ganze Figur gleiten und unterhielt mich angenehm damit, die Umrisse und Formen ihres Körpers durch dessen leichte (für mich immerhin noch ungelegene) Bekleidung zu errathen. Nachdem ich die Gestalt vom Haupte bis zu den Füßen hinab gemustert, stieg ich wieder von den Füßen zum Haupte empor. Sie hatte ihren sanften Blick auf mich geheftet; auf der Stelle senkte er sich wieder; ich indeß wandte, um seine Rückkehr zu begünstigen, meine Augen ab. Dann begründete sich in dieser Beziehung ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen uns; erster Traktat der schüchternen Liebe, welche zur Befriedigung des Bedürfnisses nach wechselseitigem Anschauen gestattet, daß beider Theile Blicke so lange bald aufeinander folgen, bis sie gewissermaßen in einen einzigen Strom zusammenfließen. Nachdem der Vicomte sich überzeugt hatte, daß der in seiner Nähe weilende Kreis von Personen durch eine ziemlich lebhafte Konversation in Anspruch genommen war, suchte er von den Augen seines Gegenüber zu erlangen, daß sie ihre Sprache frank und frei redeten. Hierzu, fährt er in seinen brieflichen Mittheilungen fort, fing ich zuvörderst einige ihrer Blicke auf, aber mit so großer Zurückhaltung, daß die Sittsamkeit dadurch nicht beunruhigt werden konnte; und um es der schüchternen Dame zu erleichtern, schien ich selbst mich in einer Verwirrung zu befinden, welche der ihrigen gleichkam. Dann schildert der Briefschreiber, wie beider Augen sich an Begegnungen gewöhnten, fest aufeinander gerichtet blieben, zuletzt sich nicht mehr verließen, wie er in denjenigen seines vis-à-vis jenes süße Schmachten, das glückliche Zeichen der Liebe und Begier, wahrgenommen, aber nur für einen

Moment; bald sei die Schöne zu sich selbst zurückgekommen, habe (nicht ohne einige Beschämung) Haltung und Blick geändert. Wir haben bei dieser Schilderung deshalb länger verweilt, weil ein scharfsichtiger Franzose darin die „kosenden Blicke" von Liebesleuten realistisch darstellt, und fügen nur noch hinzu, daß Diderot, welcher die geschlechtlichen Beziehungen zu den gleichgiltigen Dingen rechnete, von „Augen, in Wollust schwimmend" redet.

In der deutschen Literatur giebt es bei Goethe zahlreiche hier einschlagende Stellen, vor allem in seinen Gedichten. So besingt er „Christel" auf nachstehende Weise:

Das schwarze Schelmen-Aug' dabrein,
Die schwarze Braue drauf:
Seh' ich ein einz'ges Mal hinein,
Die Seele geht mir auf.

In „Frech und froh" zeigt er sich schon kecker:

Liebesqual verschmäht mein Herz,
Sanften Jammer, süßen Schmerz;
Nur vom Tückt'gen will ich wissen,
Heißem Aeugeln, derben Küssen.

Das Grimmsche Wörterbuch erklärt „Aeugeln" für ein gutes, erst seit dem sechzehnten Jahrhundert vorkommendes Wort und führt zur Erläuterung seiner Bedeutung folgende Goethesche Versstrophe an:

Das Mädchen, das an meiner Brust
Mit Aeugeln schon dem Nachbar sich verbindet.

Im westöstlichen Divan heißt es an einer Stelle:

Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket.

Aus dem dort abgedruckten Gedichte Suleikas auf Hatem (d. i. Goethe) sind hier, damit doch auch einmal eine Frau zu Worte kommt, einige Strophen aufzunehmen:

Kenne wohl der Männer Blicke.
Einer sagt: Ich liebe, leide!
Ich begehre, ja verzweifle!
Und was sonst ist, kennt ein Mädchen.

Nach dieser Einleitung heißt es weiterhin:

Aber, Hatem, Deine Blicke
Geben erst dem Tage Glanz.

Die erste Begegnung wird mit den Worten gezeichnet:

Da erblickteſt Du Suleika,
Lächelteſt und ſahſt herüber —

Aeugeln und Lächeln kommen ja oft zusammen vor. Der Schluß lautet also:

Und Suleika fühlt des Blickes
Ew'ge Rede: die gefällt mir,
Wie mir sonst nichts mag gefallen.

In einem an Frau von Stein gerichteten Gedichte mit der Ueberschrift „Die tiefen Blicke" glaubt Goethe der Freundin wunderbaren Einblick in sein innerstes Wesen darauf zurückführen zu müssen, daß sie „in abgelebten Zeiten" (augenscheinlich bei früherer Wanderung der

Seelen beider) seine Schwester oder seine Frau war. Wenn er uns mittheilt, die Männer hätten Philine lieber unter vier Augen, als auf dem Theater gesehen, und Albertine sei eines von den Frauenzimmern gewesen, denen man unter vier Augen nichts zu sagen hat, die man aber in der großen Gesellschaft gern sieht — so erkennen wir den Altmeister als „in der Kriegskunst der Minne wohl versucht".

Von Schiller konnte man vielleicht mit mehr Recht als von Goethe sagen: Aus den Augen spricht das Herz. Treuherzig berichtet er uns einmal (in dem Gedicht „Das Geheimniß") mit Bezug auf die Geliebte, die er nicht gut anreden kann:

Den Blick nur durft' ich schüchtern fragen.
Und wohl verstand ich, was er sprach.

Zum Herzen spricht er, wenn er „der ersten Liebe goldene Zeit" mit dem bekannten Verse kennzeichnet:

Das Auge sieht den Himmel offen.

Offenbar läßt die Art, wie ein Autor in Poesie und Prosa vom geistigen Auge handelt, einen Rückschluß auf den innern Menschen zu.

Die im obigen gegebene belletristische Blumenlese erfüllt wohl den zu Eingang angedeuteten Zweck dieses kleinen Aufsatzes. Möge uns für unsere Augen allezeit Klarheit und Frohblick beschieden sein.

F. v. S.

Entſagen!

Novelle von **Hermann Birkenfeld.**

(Schluß.)

Wer die junge Frau von Reinwald am folgenden Morgen hätte auf ihrem Zimmer unruhvoll auf und ab ſchreiten ſehen, wie ſie ſich die ſchönen Lippen wundbiß und ſo leidenſchaftlich finſter drein ſchaute, der hätte das geiſtſprühende junge Weſen, welches trotz der Wittwenzeit noch etwas wie ein Hauch naiver Kindlichkeit umduftet, der hätte die heitere, Leben und Frohſinn ſtrahlende Hedwig kaum wiedererkannt. Geſtern Abend bei der Lektüre des Manuſkriptes war ſie ſich bewußt geworden, daß ſie den Schreiber liebte, ſo innig, mit ſolcher Glut, wie ſie der vor mehr als Jahresfriſt verſtorbene Gatte vergebens von ihr erfleht hatte. Die ganze Gewalt ihrer leidenſchaftlichen Natur ſchien aber jetzt zum erſten Male loszubrechen, und lange fragte ſie ſich vergebens nach dem „que faire“.

Endlich wurde ſie ruhiger.

Sie ſetzte ſich an eine Fenſterniſche und las das Heft von neuem, mit mehr Zweckbewußtſein als geſtern. Alſo Reinhold Gregorius war gebunden, gebunden an eine Förſterstochter! Sie konnte ſich dies Mädchen nicht anders vorſtellen, denn als eine Art deutſches Gretchen, wie ſie hinter dem Spinnrocken — doch nein, ſie war ja Gouvernante! Möglicherweiſe trug ſie nun eine Brille und ſtand vielleicht eben in dieſem Augenblicke am Tiſch vor ein paar halb blödſinnigen Zöglingen, bemüht, ihnen die Anfangsgründe einer fremden Sprache einzutrichtern! Die junge Frau dachte an ihre erſten franzöſiſchen Stunden und die unbarmherzige Pedanterie der ältlichen, ſpindeldürren Erzieherin im elterlichen Hauſe. Und an ein ſolches Mädchen war er gekettet! — Doch — ſie kannte ſeine Schreibweiſe zu gut — dieſe Seiten hatte er nicht jetzt verfaßt, er ſchrieb heute beſſer: gewandter, leichter, welterfahrener. Aber dann — wenn er die Erzählung auch geſtern erſt niedergeſchrieben, was ging daraus hervor! War in den Zeilen geſagt, daß der Held ſich als noch gebunden betrachtete? Hatte das Mädchen ihm nicht ſelbſt ſeine Freiheit gegeben, indem es ihm

entsagte? — Elise Rochow — — — wo hatte sie den Namen denn eigentlich gehört?

Die schöne Frau stand auf und dachte einen Augenblick nach. Ja, träumte sie denn? — — Hatte nicht Fanny von Schacht, eine nicht mehr ganz junge Dame ihrer Bekanntschaft, einmal erzählt, daß sie in der Pension ein Mädchen des Namens gekannt habe? Sie war halb als Lehrerin, halb als Schülerin im Institut gewesen und hatte mit der stillen, sich von ihren Pensionsgenossinnen gern ein wenig abschließenden Fanny ein enges Freundschaftsbündniß geschlossen. Mädchenfreundschaften sind oft von sehr kurzer Dauer, aber Fanny war eine schwärmerisch angelegte Natur — konnte sie nicht mit der jungen Rochow in Beziehungen geblieben sein?

Die Dame setzte sich an den geschnitzten Sekretär und begann zu schreiben.

Sie wußte — beinahe — was sie wollte.

* * *

Es war mitten in der Saison, und die Soiréen, thés dansants oder welchen Namen man immer den Abendunterhaltungen der besseren Gesellschaft geben wollte, jagten sich.

Frau von Reinwald war denn auch vollauf von den Pflichten in Anspruch genommen, welche ihr Stand, ihre Stellung in der Gesellschaft, ihr Name ihr auferlegten, und sie unterzog sich ihrer Aufgabe mit demselben Interesse, d. h. mit derselben resignirten Hingebung wie sie es früher gethan, nur hatte sie schon wiederholt vergebens gehofft, den Assessor irgendwo zu treffen — gehofft und gefürchtet! Er sei verreist, sagte man, werde aber zurückerwartet.

Heute war Soirée bei ihrem Schwager. Ihre Wohnung lag dem fashionablen Quartier des vermögenden Regierungsraths von Dornberg fast gegenüber — sie konnte durch die Dunkelheit des Abends deutlich beobachten, wie drüben in den weiten Räumen der Bel-Etage Licht gemacht wurde, wie die Dienerschaft emsig beschäftigt war, alles im festlichsten Glanze strahlen zu lassen. Ob Gregorius von seiner Reise zurückgekehrt war? Und ob sie ihn dort treffen würde?

Sie kühlte die erhitzte Stirn mit der Hand, die sie gegen die Scheiben des Fensters gepreßt hatte, dann trat sie ins Zimmer zurück und sah nach der Uhr. Halb sieben! Es war Zeit, an die Toilette zu denken! Sie schellte.

„Gnädige Frau —"

„Hast Du alles für den Abend bereit, Nanette?"

„Wie gnädige Frau befahlen; die Sachen liegen im Ankleidezimmer."

„Gut, ich werde sogleich da sein. Du kannst mich erwarten."

Das junge Mädchen wandte sich zum Gehen.

„Ich höre die Hausglocke, Nanette; sieh doch nach, wer da ist?"

„Sehr wohl, gnädige Frau."

Damit verschwand die Zofe, um nach kurzer Pause zurückzukehren.

„Ein Brief, gnädige Frau!"

Die junge Frau warf einen Blick auf das Billet, ihre Augen leuchteten auf.

„Du kannst gehen, Nanette! Ich komme sogleich nach."

Die Herrin erbrach mit leise bebenden Händen das duftende Couvert; die leichten Schriftzüge auf demselben hatte sie richtig erkannt: der Brief war von Fanny von Schacht.

„Zwar weiß ich nicht, beste Hedwig", schrieb sie, weshalb Du Dich so lebhaft für meine liebe Elise interessirst, aber Dein Brief kam mir wie gerufen. Elise Rochow, welche ich im Institut meine beste Freundin nennen durfte, ist, wie ich Dir früher wohl einmal erzählte, elternlos, und gerade jetzt steht sie im Begriff, einen angenehmen Aufenthalt in einer Brüsseler Familie, wo die einzige Tochter ihrer Leitung nicht mehr bedarf, aufzugeben. Ich zweifle zwar nicht, daß sie mit ihren Gaben sich wird bald anderwärts nützlich machen können, doch ist mir, als müßte ich gewissermaßen eine Garantie dafür haben, daß meinem Liesel in der neuen Stellung nichts unangenehmes zustößt. Das Engagement, welches sie bis heute inne hat, bekam sie durch meine Vermittelung, und ich war so stolz darauf, sie unter meiner Protektion nehmen zu können! Heute aber habe ich nur noch so wenig Verbindungen; Du weißt ja, daß wir uns des armen Papas wegen ganz auf Südfeld zurückgezogen haben, und deshalb bin ich ganz unglücklich, nicht selbst für Elise sorgen zu können! Sollte Dir nicht möglich sein, es zu thun? Du hast gewiß einigen Einfluß, und vielleicht bedarf eine Deiner Bekannten einer tüchtigen Erzieherin. Bitte, bitte, hilf mir für die arme Elise sorgen — ich wäre glücklich, wenn sie zudem noch mir etwas näher gerückt würde.

Deine Fanny.

P. S. Ich füge gleich noch Elisens Adresse hinzu; sie wohnt rue St. Antoine 3."

„Noch immer die alten überschwenglichen Mädchenideen!" dachte Frau von Reinwald, während ein leicht geringschätziges Lächeln um ihre Mundwinkel zuckte. „Diese Freundschaft mit der Gouvernante der Försterstochter ist himmlisch! Aber Du hast mir in der That einen Dienst geleistet, mein Herz, durch Deine Mittheilungen!"

„Weißt Du, ob Herr Gregorius in der Gesellschaft sein wird?" fragte sie eine Viertelstunde nachher die Zofe.

Nanette warf das allerliebste Näschen ein ganz klein wenig auf, als sie die schweren Flechten der Herrin löste und die Flut goldig schimmernder Haarwellen sich über den Schnee des reichen Fristrmantels ergoß.

„Ich glaube, der Herr Assessor sind heute Morgen von seiner Reise zurückgekehrt. Befehlen gnädige Frau die Tour à la grecque oder wie die der Komtesse Hartenstein, welche gnädige Frau neulich so hübsch fanden?"

„Enfin!" flüsterte die schöne Wittwe, während sie nicht umhin konnte den reichen Haarschmuck im Spiegel zu bewundern. „Möglichst einfach, Nanette! — und schnell!" sagte sie dann etwas ungeduldig. „Woher weißt Du, daß der Herr Assessor wieder zu Haus ist, Nanette?"

Die hübsche Jungfer senkte das Köpfchen ein klein wenig zur Seite.

„Nun, der — — man sprach unten im Hause davon, das heißt,

der Friedrich — —" eine lange Pause folgte, während welcher die Hände des Mädchens eifrig das duftige Haar bearbeiteten.

„Wer ist Friedrich?"

„Der Diener des Herrn Assessor."

Die junge Dame war nicht geneigt, die Unterhaltung fortzusetzen, es schien, als habe sie auf einmal zuviel zu denken. Sie traf nun endlich wenigstens Gregorius im Hause der Schwester, konnte sich endlich Gewißheit darüber verschaffen, was er mit dem Manuskript beabsichtigt hatte, ob er die Heldin seiner Erzählung noch heute liebte.

Es war beinahe albern, ein Mann wie Gregorius und eine Försterstochter, eine simple Gouvernante, die wahrscheinlich schon ihre sechsundzwanzig Jahre hinter sich hatte! Und mit der sollte sie in die Schranken treten, sie, die junge, vielbewunderte und vielbegehrte Frau von Reinwald, der Liebling der Gesellschaft! Fast wäre es zum Lachen gewesen, und dennoch — — nein, wenn er wirklich sein Gänschen von anno dazumal noch liebte, so mochte er sie haben, und — sie selbst wollte die Hand dazu reichen, die beiden zu vereinigen.

* * *

„Gnädige Frau —"

„Ah, endlich findet man Gelegenheit, seinen Dank abzustatten?" Das feine Näschen versank nachlässig in den Duft des Bouquets, welches Frau von Reinwald in der Linken hielt.

„Dank, gnädige Frau?"

„Nun ja, für das Manuskript, welches Sie mir vor acht Tagen schon zusandten. Sie sind ein prompter Zahler, Herr Gregorius! Die Erzählung war allerliebst."

Sie sagte es so leicht, so gleichgiltig dahin wie eine jener tausend Phrasen, zu denen oft selbst der geistvollste Sterbliche in der Oede des Ballsaales seine Zuflucht nehmen muß.

Gregorius wurde ein wenig verwirrt. Sollte in der That die Erzählung, welche in andere Hände gelegt zu haben er schon hundert Mal bereut hatte, nicht verstanden sein? Vergebens suchte er nach einem passenden Worte.

„Wann werden Sie das Manuskript dem Druck übergeben, Herr Gregorius?"

„Ich bin mir noch zweifelhaft, ob die Erzählung überhaupt des Druckes werth ist. Also sie hat Ihnen gefallen, gnädige Frau?"

Die Dame sah ihr vis-à-vis fest an.

„Nein."

„Sie sind aufrichtig!"

„Die Charaktere mißfallen mir und — — der Schluß fehlt."

„Der Schluß?"

„Allerdings dieser. Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Sie wollten dieselbe weiter fortführen, fanden aber keine — Gelegenheit und sandten mir ein Fragment."

„Sie sehen scharf, gnädige Frau! Aber ich habe mir in der That die Erzählung als vollendetes Ganze gedacht."

„Dann hätten Sie eben einen Fehler begangen."

„Noch einmal: Sie sind aufrichtig, meine Gnädige! — Und die Charaktere?“

„Erscheinen mir verfehlt. Ein Mädchen, das, im Bewußtsein, die Liebe eines Mannes, noch dazu eines — — tüchtigen Mannes-errungen zu haben, diesen aufgiebt um eines Schattens willen, das am Schluß der Katastrophe — wenn das, was Sie geschildert haben, überhaupt eine Katastrophe zu nennen ist — das Feld verläßt, um sich mit dem Glorienschein himmlischer Entsagung zu umgeben, ist kein Charakter, oder — sie liebt eben nicht. Und ein Mann, noch dazu ein geistig hochbefähigter Mann —“

„Als hochbefähigt habe ich ihn nicht hingestellt!“

„Gleichviel — — also ein geistig hervorragender Mann mit der heitersten Perspektive in ein glückliches Dasein, der die Geliebte einfach aufgiebt, weil sie in einer resignationswürdigen Anwandlung ihm einen wässerigen Absagebrief schreibt — der aber hinterher um solch ein Mädchen trauert, verzweifelt, der ist wiederum kein Mann, das heißt, er liebt die Heldin entweder nicht — oder er besitzt einfach keine Energie.“

Der Assessor kniff die Lippen zusammen; sein Gesicht war purpurn übergossen.

„Sie kritisiren scharf!“

„Nicht schärfer als — — gestehen Sie, Herr Gregorius, die Erzählung ist nicht neu!“

„Wie das?“

„Sie ist nicht in letzter Zeit aus Ihrer Feder geflossen. Das ist eine Jugendarbeit.“

„Sie haben in etwas recht, gnädige Frau; ich schrieb die Novelle schon vor zwei Jahren nieder.“

„Und ließen sie ungedruckt, weil Sie sich ihrer Mängel bewußt waren?“

„Allerdings; das heißt — —“

„Das heißt —?“

Die wunderbaren Augen blitzten den Sprecher an, so daß er verwirrt den Blick zu Boden schlug.

„Das heißt?“

„Ich traf soeben nicht ganz das rechte, gnädige Frau; ich hatte überhaupt von vornherein — — nicht die Absicht, die — das Manuskript — drucken zu lassen.“

„Ah! — — C'est autre chose! Wie gut, daß Sie nicht Ihrem Vorsatze untreu wurden.“

„Warum das?“

„Nun — der Fehler wegen!“

„Gnädige Frau verzeihen, wenn ich diese Fehler nicht anerkenne.“

„Das heißt, wenn Sie andere Anschauungen von weiblichen — von weiblicher Liebe haben!“

„Ja!“

Das Wort kam zögernd, wie gepreßt, aus dem Munde des Mannes.

„Sie glauben also, daß eine Frau, die wirklich liebt, überhaupt freiwillig entsagen könnte? Daß es Männer gäbe, welche sich von

dieser — Entsagungskraft tyrannisiren lassen und zeitlebens nach dem verlorenen Paradies auf Erden schmachten?"

„Ich bin nicht sicher, ob eine Frau die Fähigkeit besitzt, welche Sie andeuten, aber daß ein Mädchen sie entwickeln kann, deß bin ich gewiß."

„Sehr schön! — Und der Mann? — Doch Sie müssen Belege für Ihre Behauptungen haben — Sie kennen einen Mann, welcher ein Leben vertrauern könnte, um den Verlust eines Mädchens, wie das ist, welches Sie gezeichnet haben?"

Der volle Busen unter der feinen Seidenspitze hob sich leise; gespannt sah die Fragestellerin ihr vis-à-vis an.

Seine behandschuhte Rechte spielte eine kleine Weile mit den Enden des röthlich schimmernden Bartes, welcher das männlich schöne Gesicht umrahmte, das jetzt düsteren Blickes auf den glänzenden Parkettboden gerichtet war.

„Ja!" sagte er endlich.

„Nur für Natur", brausten die Klänge des Walzers durch den Saal.

„Gnädige Frau — ich war der Glückliche!" näselte die Stimme des Lieutenants von Riebel, welcher kam, seine Dame zum Tanze zu fordern.

Noch ein Blick aus den schönen, kornblumenblauen Augen, heiß verlangend, durchbohrend, haftete auf dem Gesicht des Schriftstellers, dann rauschte Hedwig von Reinwald an der Seite des hochgewachsenen, schlanken Partners mit der nachlässig aristokratischen Kopfhaltung dahin.

Hedwigs Kopf schwindelte, es war gut, daß die erste Tour des wirbelnden Tanzes nur kurz war; sie wäre umgesunken, hätte sie sich fünfzehn Sekunden länger gedreht.

„Gnädige Frau sind unwohl? Ein Schwindelanfall — —?"

„Nichts, nichts, Herr Lieutenant! Es geht schon vorüber." Mit Mühe hielt sie sich aufrecht; sie wollte sich jetzt keine Blöße geben, Gregorius hätte es bemerken können.

„Befehlen gnädige Frau, daß wir nicht mehr tanzen?"

„Sie haben recht, Herr Lieutenant, es ist vielleicht besser."

Die beiden verließen die Kolonne der Tänzer und traten seitwärts in ein kleines Kabinett.

„Ein wenig Eis, gnädige Frau?" fragte Riebel eifrig und machte Miene, in der Richtung des Büffets fortzueilen.

Frau von Reinwald war in ein Fauteuil gesunken.

„Nein, nein, Herr von Riebel, ich danke Ihnen! Ein Augenblick der Ruhe wird mich vollkommen restauriren."

Dem schien in der That so — sie fand sich mit einem Male wieder als Herrin der Situation. Wie hingegossen lehnte sie sich an die schwellenden Polster, und die weißen Arme kontrastirten angenehm mit dem matten Blau der schimmernden Atlasrobe. Die in einem schlichten Knoten auf dem Hinterkopf zusammengeschlungenen Haare waren fast zu schwer für das Köpfchen, welches sich unter ihrer Fülle zu beugen schien, während die feinen und doch wie zum Genuß schwellenden, halbgeöffneten Lippen den Duft des Blumenbouquets einsogen.

„Gnädige Frau sind hinreißend schön heute Abend!"

„Keine Fadaisen, Herr Lieutenant!"

„Pardon — und grausam!" fügte der Offizier hinzu, lächelnd mit dem goldgefaßten Monocle spielend.

„Frau von Landenberg hat heute nicht erscheinen können, Herr Lieutenant?" fragte statt einer Entgegnung die Dame, deren Gedanken sich offenbar in ganz anderen Sphären bewegten.

Der Gefragte biß sich auf die Lippen.

„Meine Schwester konnte leider nicht. Auf Renshausen giebt's ja fortwährend etwas neues zu thun."

„Die Kinder sind doch wohlauf? Die kleine Erna ist ein reizendes Wesen."

„Magnifique!" versetzte der Offizier ungefähr in demselben Tone, in welchem er die Gangart eines Rassepferdes beurtheilt hätte.

„Wie alt ist sie doch jetzt, Herr Lieutenant!"

Riebel mußte geraume Zeit nachsinnen.

„Ich glaube, sie wird wohl elf — — nein, zwölf Jahre im Sommer."

„Und Ihr Herr Schwager hält noch immer an der alten Erzieherin fest?"

„Nicht doch; ich meine gehört zu haben, daß er eine neue engagirt hat."

„So? Er hat eine andere engagirt?" warf Frau von Reinwald hin.

„Jawohl. Das heißt, er war so ziemlich entschlossen, ein Fräulein Gutbrecht oder Grutbrecht kommen zu lassen."

Die schöne Frau zerpflückte eine Kamelie.

„Schade!"

Man wußte nicht recht, wem das Wort galt, dem Engagement einer Erzieherin auf Renshausen oder der zerstörten Blüte, deren rosige Blätter zerstreut auf dem Teppich lagen.

„Was ist schade, gnädige Frau"

„O — es ist nichts von Belang. — — Ich hätte nur eine — Person gewußt, welche für die Stelle auf Renshausen wie geschaffen wäre."

„Da bedauere ich in der That unendlich, gnädige Frau! Doch vielleicht hat mein Schwager noch nicht entschieden — Sie wissen, er ist lächerlich skrupulös in Erziehungssachen — und wenn Sie ihm eine Dame empfehlen —"

„Nein, nein, ich möchte nicht, daß Ihr Herr Schwager meinethalben belästigt würde."

„Aber, gnädige Frau! Er wird Ihnen dankbar sein, wenn Sie ihm eine taugliche Person anweisen! Wenn Sie wünschen, schicke ich ihm morgen früh eine Zeile —"

„Sie sind zuvorkommend, lieber Riebel. Wenn Sie glauben, Ihre Frau Schwester veranlassen zu dürfen —"

„Ein Wink von Ihnen, gnädige Frau, und ich sende noch heute Abend einen reitenden Boten nach Renshausen — nein, ich reite morgen früh selbst hinüber, ich —", der Lieutenant war in einen Feuereifer gerathen.

„Puh! — Gehen Sie, Herr Lieutenant! Am Ende reiten Sie noch selbst heute Abend durch Nacht und Wind!"

„Wenn's einen Blick aus diesen Augen gilt!" citirte Riebel mit schwärmerischem Pathos.

Hedwig lachte, und das Lachen stand ihr allerliebst.

„Ich sehe, Sie können ins Feuer gerathen."

„Dafür bin ich Soldat, gnädige Frau."

„Also Sie wollen versuchen —"

„Nennen Sie nur den Namen Ihrer protégée, und sie und keine andere kommt zu Landenbergs."

„Und wenn diese schon gewählt haben?"

„So wird die Wahl rückgängig gemacht."

„Sie scheinen siegesgewiß, Herr Lieutenant! Ich werde Ihnen also morgen früh die Adresse des jungen Mädchens zusenden."

„Und der Lohn, meine Gnädige?"

„Sie haben ihn ja selbst bestimmt. Wie sagten Sie doch noch? Wenn's einen Blick —"

„Einen Schimmer, gnädige Frau!"

„So — einen Schimmer? — Ich meine doch, „einen Blick" hätten Sie gesagt. Aber genügt Ihnen der Schimmer — tant mieux, Herr Lieutenant!"

Die schöne Frau konnte kokettiren.

„Ein Schimmer von Hoffnung! Frau Hedwig —"

Sie erhob sich.

„Mon dieu, wir plaudern hier, ohne zu bemerken, daß der Tanz längst zu Ende ist! Also ich habe Ihr Versprechen!"

Noch einen halben schelmischen Blick fing der Offizier auf, dann stand er allein.

„Verteufeltes Weib!" murmelte er, während seine Augen ihr bewundernd folgten.

Frau von Reinwald war mit dem Erfolge des Tages zufrieden — aber behaglich fühlte sie sich nicht. Mehr hatte sie von dem Ballabend kaum erhoffen können. Es war ein wunderbarer Zufall, daß sie sich so leichten Kaufes der Aufgabe entledigen konnte, diese „Flamme" des Assessors, wie sie Elise Rochow nannte, in ihrer Nähe zu plaziren; denn daß Riebel Himmel und Erde in Bewegung setzen würde, ihrem Wunsche zu willfahren, davon war sie überzeugt — eben so fest wie von Gregorius' Liebe zu der Gouvernante. So ganz klar war sie sich nicht bewußt, was sie eigentlich wollte, aber hatte er nicht gesagt, eines liebendes Mädchens Seele besäße die Stärke der Entsagungsfähigkeit? Und was ein junges schwaches Mädchen konnte, das sollte sie nicht durchführen können, die kluge — sie wußte, daß man sie dafür hielt — die vollentwickelte Frau im Besitz aller Fähigkeiten des weiblichen Herzens!

Sie wollte mehr thun als ihm entsagen: sie wollte dem Manne, welcher ihre Neigung verschmähte, das Weib seines Herzens zuführen. Jene hatte ihn durch ihr Opfer unglücklich gemacht, sie wollte ihn durch das ihre zugleich beglücken. Sie hätte Thränen der Rührung weinen mögen über den eigenen Edelmuth, als sie sich nach dieser Ballnacht zur Ruhe legte, und sie vergoß auch Thränen — aber anderer Art.

* * *

Gregorius hatte sich über die Weise, in welcher Hedwig von Reinwald ihm zu erkennen gegeben, daß sie seine „einfache Geschichte" verstanden habe, anfangs nur geärgert — was wollte die Frau mit dem heftigen Verdammungsurtheil, das sie über seine Erzählung gefällt hatte, und dessen Schroffheit dem sonstigen Wesen der zwar stets aufrichtig urtheilenden aber mit ihrer Ansicht gewöhnlich mehr zurückhaltenden Frau nicht so recht entsprach! Oder sollte sie ihn wirklich — sollte es Eifersucht sein, die aus ihr geredet hatte? Ah bah, welche Bocksprünge seine Einbildungskraft auch immer gleich machte!

Das dachte der Literat, als er wenige Tage nach jenem Abend auf den Knopf der elektrischen Schelle an der Hausthür der Frau von Reinwald drückte. Er traf sie bereit ihn zu empfangen.

„Es ist hübsch von Ihnen, Herr Gregorius, daß Sie die Person von der Sache zu trennen verstehen und mir nicht den Krieg erklären, weil wir uns über unsere ästhetischen Ansichten ein bißchen gezankt haben", sagte die junge Frau, indem sie ihm die schmale, volle Hand entgegenstreckte.

Ein bezauberndes Lächeln verklärte ihr Gesicht so herzgewinnend und doch so — gleichgiltig — sie würde mit ebendemselben anmuthigen Zurückwerfen des Kopfes, eben demselben entgegenkommend freundlichen Blick jeden anderen Besucher empfangen haben.

Der Schriftsteller empfand unwillkürlich etwas wie Erleichterung bei ihrer Unbefangenheit.

„Gnädige Frau, einen Zank möchte ich doch unser Gespräch von neulich Abend kaum nennen."

„Eh bien, nennen wir's einen Meinungsaustausch."

Gregorius verbeugte sich lächelnd, während er der Einladung der Dame, Platz zu nehmen, nachkam.

„Uebrigens bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, meine Gnädige, daß Sie selbst das Gespräch auf den Punkt lenken, weswegen ich Ihre häusliche Ruhe zu stören wagte."

So groß und ernst sahen ihn jetzt die blauen Augen an, wie die schöne Frau, ein wenig vorgebeugt, die Hand leicht auf die olivengrüne Sammtdecke des Tisches stützend, interessirt seinen Worten zuhörte und über dieselben nachzudenken schien; sie drückten so entschieden merkliches Erstaunen aus, als hätten sie keine Ahnung davon, worauf der Assessor hinaus wollte.

„Ich meine das kleine Manuskript —"

„Ah so!" Die weißen Finger spielten nachlässig mit den Quasten der Tischdecke.

„Ich würde Sie gern um Rückgabe des Heftes bitten, zumal die mangelhafte Komposition für Sie keinen besonderen Werth haben kann."

„Also doch empfindlich?" lächelten die schönen Lippen.

„Sie mißverstehen mich, gnädige Frau. Sie werden sich erinnern, daß Sie mich nicht verpflichtet hatten, Ihnen ein Manuskript als Eigenthum zu lassen."

„Für Sie scheint das Heft also doch von besonderem Werth zu sein, Herr Gregorius?"

„In der That! — das heißt — wie ich Ihnen sagte, habe ich es

für mich selbst einmal zusammengeschrieben, ohne es vervielfältigen zu lassen; es ist daher erklärlich, wenn ich es gern behalten möchte."

„Und wenn ich Sie bäte, es mir zu schenken?"

„Ich wüßte nicht, welches Interesse Sie dabei haben könnten, gnädige Frau."

Sie hätte ihm sagen mögen: „ich will es benutzen, die zerrissene Kette zwischen Dir und Deiner jungen Liebe wiederherzustellen!" oder: „lassen wir das Versteckenspielen! ich weiß, wo Deine Elise Rochow sich aufhält; ein Wort von Dir und ich zaubere sie in Deine Arme", aber sie hielt an sich. Nein, nein, sie hatte vielleicht damit alles verdorben — diese Männer, besonders wenn sie mit der Feder arbeiten, sind ja so ungeheuer unpraktisch in solchen delikaten Dingen!

Die tadellose Rundung des vollen, glatten Armes mit dem feinen Handgelenke tauchte fast bis zum Ellenbogen aus der weiten Spitzenumhüllung hervor, als sie einen Moment schwieg und das runde, wohlgeformte Kinn mit der Rechten stützte.

„Nehmen Sie an, ich wollte ein Autograph von Ihnen", warf sie leicht hin. Zwei Reihen perlartiger Zähne wurden bei dem Lächeln sichtbar, welches die Worte begleitete.

„Sie sind hinreißend schön, Hedwig!" hätte der ernste Literat ähnlich dem Lieutenant von Riebel ausrufen mögen, während sein Blick insgeheime die ganze, üppig graziöse Erscheinung verschlang. Aber er sagte es nicht, ebensowenig wie sie vorher ihre Gedanken zum Ausdruck kommen ließ.

„Ich bin keine Berühmtheit, gnädige Frau!"

„Aber Sie sind auf dem besten Wege es zu werden, Gregorius." Es war das erste Mal, daß sie ihn vertraulicher anredete. „Lassen Sie mir das Manuskript, auf wenige Tage nur noch, wenn Sie es denn durchaus zurück haben müssen; ich möchte gern die Erzählung noch einmal genießen."

„Trotz des — Ihres abfälligen Urtheils von neulich Abend?"

„Eben darum. Ich möchte mit mehr Muße prüfen, ob ich meine Behauptungen nicht widerrufen kann. Möglicherweise würde ich bei der zweiten Lesung ja ganz anderer Ansicht werden."

Eine kleine Pause trat ein.

„Scherz beiseite, Reinhold! Ich werde Ihnen ernstlich böse, wenn Sie mich heute schon des Heftes berauben; und ich meine, wir sollten doch Freunde bleiben!"

Er machte eine Bewegung aufzuspringen — mit Zaubergewalt zog es ihn nach diesem Weibe hin — das gedämpfte Licht, welches sich in den bunten Scheiben des Erkerfensters brach und seinen Farbenschimmer über die hundert eleganten Sächelchen des Boudoirs dahinwarf, schien ihm mit magischem Glanze die ebenmäßigen Formen der berückenden Frau zu umspielen — sein ganzes Denken verwirrte sich, er bedurfte aller seiner männlichen Kraft, nicht zu ihren Füßen hinzusinken und zu gestehen, was er nicht aussprechen wollte. Denn er wollte es nicht sagen, nicht jetzt, daß er ihr mehr sein möchte als ein Freund — nein, er wollte nicht.

Er kam zu sich, aber er empfand etwas wie elektrisches Zucken,

als er die Wärme der rosig-weißen Fingerspitzen fühlte, in welche er die seinen legte.

Sie behielt das Manuskript und behielt es lange.

* * *

Im Klub saß eine animirte Gesellschaft zusammen.

„Haben Sie Riebels neuen Wallach schon gesehen, Ladzinsky?“ rief der junge Graf Massenberg über den Tisch herüber, indem er sich eine frische Cigarrette drehte. „Der Gaul soll ja Wunderdinge können und beim letzten Herbstrennen süperb bestanden haben!“

„Ach, Riebel!“ versetzte der Angeredete ärgerlich. „Man kriegt ja nicht 'mal mehr ihn zu sehen, viel weniger seine Gäule!“

„Wo der Mann nur wieder herumspuken mag! Er ist in der That fast unsichtbar geworden“, meinte der Rittmeister von Keller.

„Ja, wenn die Lieb' nicht wär!“ trällerte leise der junge Lancelle, ein bildhübscher Offizier mit offenem Gesicht und ewig lachenden Augen, der Verzug des Regiments.

„Was singen Sie da, junger Mann? Wissen Sie 'was über ihn, dann schießen Sie los!“

„Nichts, Herr Rittmeister — nur eine Idee —“

„Mit der Sie aber ausnahmsweise wie immer den Nagel auf dem Kopf getroffen haben“, sagte ein älterer Premier, indem er bedächtig sein Glas zum Munde führte. „Riebel wohnt ja kürzlich förmlich auf Renshausen.“

„Nanu!? Was übt denn da die Anziehungskraft auf ihn? Mit seinem Herrn Schwager hat er doch meines Wissens nie auf sonderlich intimem Fuße gestanden!“

„In seinen Schwager verliebt sich auch so leicht kein Mensch, aber — — es soll ja ein verteufelt hübsches Mädchen in Renshausen angekommen sein.“

„Donnerwetter, nun verstehe ich — die neue Gouvernante?“ sagte Massenberg, indem er das Glas, welches er im Auge trug, fallen ließ und sich ein wenig über den Tisch beugte.

„Gouvernante oder Bonne oder so etwas, ja — — was weiß ich!“

„Wo hat denn Landenberg die aufgespürt?“

„Da müssen Sie Riebel selbst fragen — er soll sie dort plazirt haben.“

„Dort kommt er selbst“, unterbrach der kleine Lancelle den Redner, und aller Augen richteten sich auf den eintretenden Lieutenant, der am Tische Platz nahm.

„Was in der Welt ist denn los, Herrschaften? Ihr seht mich ja an, als wäre etwas ganz wunderbares mit mir passirt!“

„Ist auch der Fall, bester Riebel. Sie sind in unseren Augen soeben beträchtlich avancirt“, sagte der Rittmeister.

„Da wollte ich nur, daß ich auch in anderer Augen gleiches Glück hätte!“ erwiderte der Angekommene mit einem schmerzlich komischen Seitenblick auf den einsamen Stern seines rechten Achselstückes.

„Geduld, alter Freund, Geduld! Damit haben wir noch Zeit. Aber avancirt sind Sie doch!“

„Und wozu, Herr Rittmeister?“

„Zum Stellenvermittelungsagenten!“ rief der Premier über den Tisch herüber.

„Was für ein Ding ist das?“

„Ja, ja, Riebel, nur keine Ziererei! Stellenvermittelungsagent, Geheimkommissar für Gouvernantenplazirung ꝛc.“

„Mit Patent vom so und so vielten“, rief ein anderer.

„Seht 'mal, welch' harmloses Gesicht der Mann aufsetzt! Der reine Wolf im Schafspelze!“

„Der, auf den sich diese Redensarten bezogen, füllte langsam sein Glas und nippte von dem perlenden Rheinwein, während ein wohlgefälliges Lächeln die etwas welken Züge belebte.

„Sagen Sie nur, bester Herr, wie kommen Sie zu solchen Mustergouvernanten?“

„Mon Dieu, das ist mein Geheimniß!“

„Scheint allerdings so“, neckte sein vis-à-vis, der lange Massenberg, „sonst würden Sie sich und Ihre einsamen Ritte nach Renshausen nicht in solch' magisches Dunkel hüllen.“

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Der Riebel! Er will zu dem hübschesten Kind.
Er liebt sie sicher, er liebt sie warm,
O, hielt er sie einmal nur im Arm!“

parodirte Lancelle, der zuweilen in Stegreifversen machte.

„Er nimmt bei der Gouvernante französische Stunde.“

„J'aime, tu aimes“, konjugirte Ladzinsky.

„Nein, nein, die Konjugation kann er schon — wenigstens was das j'aime angeht“, wandte sein Nachbar ein.

„Was für ein bezauberndes Wesen hat Dich denn umgarnt Riebel?“ fragte ein anderer. „Ich meine, was für ein Genre? So — mehr Madonna oder — so'n bißchen Teufel?“

„Der Name hält den Mittelweg“, sagte der Premierlieutenant. „Ro—Ro—Rodow oder Rockow oder so.“

Riebel lächelte schlau.

„Sie scheinen leidlich instruirt, Kamerad!

„Bin's auch, Herrschaften! Man hat nicht umsonst einen Kutscher aus Renshausen. Aber lassen Sie sich dadurch nicht stören, lieber Riebel — ich werde Ihnen nicht ins Gehege kommen.“

„Alle Wetter! Sie können sich gratuliren, daß Sie von dem Don Juan nichts zu fürchten haben!“ meinte Herr von Keller. „Aber — nun, ich will nicht indiskret sein — ich meine — Frau von Reinwald —“

„Sie soll ja schon zum Abzuge rüsten“, sagte Massenberg, „da sieht sich Riebel eben bei Zeiten nach ein bißchen Ersatz um — nur für die Sommersaison natürlich.“

Alles lachte; Riebel selbst stimmte mit ein.

In der Ecke des Saales saß indeß jemand, dem, hinter einem Zeitungsblatte halb versteckt, kaum ein Wort der frivolen Unterhaltung entgangen war, und der nicht dazu lachte. Es war Gregorius. Als er den Namen hörte, war er aufmerksam geworden — wie ein Blitz war es ihm durch den Kopf geschossen: sollte von Elise Rochow die

Rede sein? Sie sollte sich in Renshausen aufhalten und den Lieutenant von Riebel zu wiederholten Besuchen veranlassen? Er wußte von dessen Bewerbungen um Frau von Reinwald und war sich deshalb gewiß, der Offizier könne an kein ernsthaftes Verhältniß zu der Erzieherin denken. Aber weshalb sollte gerade seine alte Liebe den Gegenstand des Gespräches dort am Tische bilden! Der Offizier, welcher den Namen Rockow erwähnt hatte, wußte ihn offenbar nicht genauer, und da waren doch noch tausend Möglichkeiten, daß man von einer ganz anderen Dame redete als von Elise! Es war lächerlich kindisch, gleich sich selbst bei allem interessirt zu finden, aber die Idee, Elise Rochow könne auf Renshausen weilen, in der Nähe der Stadt, in seiner Nähe — diese Idee verließ ihn nicht sogleich.

Er ärgerte sich über sich selbst und warf die Zeitung auf den Tisch, um fortzugehen. Als er an der Gruppe von Offizieren vorbeikam, grüßte er flüchtig, und sein Blick fiel dabei unwillkürlich auf Riebel. Dieser bemerkte ihn jetzt erst und sprang auf.

„A propos, Herr Assessor, Sie lassen sich ja kaum noch sehen! Aber so seid Ihr Herren von der Feder — nicht hinter dem Schreibtisch wegzuschlagen!"

„Ich hatte lange genug gefaullenzt, Herr Lieutenant!"

„Dagegen jetzt so viel über dem Papier gesessen, daß Sie ganz angegriffen aussehen. Wissen Sie was? Machen Sie Montag bei der Jagd mit, da werden Sie 'mal ein bißchen durcheinandergerüttelt. Aber Sie sind kein Nimrod, was?"

„Freilich nichts weniger als das."

„Thut nichts, ein Tag in frischer Luft kann Ihnen nichts schaden! Massenberg hält seine letzte Treibjagd ab — es sind ja nur noch ein paar Tage bis zur Schonzeit — da müssen Sie mitmachen. Ein brillantes Feld, sage ich Ihnen! Und bei Renshausen ist Rendezvous, wozu sogar die Damen herauskommen wollen, das heißt, wenn das Wetter es erlaubt."

Das Wort „Renshausen" klang in diesem Falle zu verlockend für den Assessor. Er war dort bisher nicht eingeführt, da bot sich ja die günstigste Gelegenheit, sich über die Identität der dortigen Erzieherin mit Elise Rochow zu unterrichten.

„Ich kenne die Herren zu wenig —"

„Ah bah — das macht sich von selbst", versicherte der Lieutenant mit einem gelinden Anfluge von Protektormiene. „Meinen Gewehrschrank stelle ich Ihnen zur Verfügung. Massenberg! Hier der Assessor macht unsere Jagd mit."

„Wenn Sie gestatten — — Ich bin allerdings kein Jäger —"

„Soll mich freuen, Sie draußen zu sehen, Herr Assessor", versetzte der Graf.

„Und für alles übrige lassen Sie mich sorgen", fügte Riebel hinzu. „Au revoir donc!"

Drei Tage später fand sich Gregorius in einer Lage wieder, in welcher er noch nicht gewesen war — auf der Jagd.

Der alte Förster schien es dem Literaten angesehen zu haben, daß man ihn ungestraft „kalt stellen" dürfe an den äußersten Rand der Schützenlinie, wohin voraussichtlich kaum ein Wild sich verirrte,

es sei denn, daß er dem bebrillten Schützen angesehen hätte, wie ungefährlich er für seine Existenz war — oder hatte der alte Hassel den bürgerlichen vielleicht schlechter plaziren zu dürfen geglaubt als seine adligen Jagdgenossen? Möglich! — dem, den es anging, kam wenig darauf an, wo er stand — er dachte nicht einmal daran, daß er hier war, um ein Wild zur Strecke zu bringen; während zur Rechten in rascher Aufeinanderfolge die Schüsse krachten und das Geschrei und Geklapper der Treiber die knatternde Musik munter belebte, schweiften seine Gedanken in ganz anderen Sphären.

Das gespannte Gewehr auf den Boden gestützt, war er in tiefes Nachdenken versunken. Seine Aufstellung hatte er mit ganz anderen Augen betrachtet als mit denen des Schützen — er bemerkte nur, daß sein Platz einen herrlichen Blick in die nach links hin sich ausbreitende Landschaft gewährte.

Es war ein klarer, glänzender Morgen, von der Art, wie er im jungen Frühling die düstersten Schatten von der Menschenseele hinwegscheucht und selbst dem verbittertsten, von den herbsten Schicksalsschlägen gepeitschten Sterblichen neue Lust von Gottes freudiger Natur, neue Lebensfreude wachzurufen geeignet ist; und das heitere Kolorit des Himmels, die schmeichelnde, noch ungewohnte Wärme des Märztages mahnten den Jäger an der Waldecke an manchen von eben solchem und schönerem, reinerem Blau überwölbten sonnigen Fleck, welchen er auf früheren Reisen im Süden gesehen hatte. Fern trieb ein Pflüger die kräftigen Thiere über die braunschimmernde Scholle, und etwas weiter zitterte der Strahl der Lenzsonne auf dem Hahne eines niedrigen Kirchthurms — Renshausen! Dahin zogen immer und immer wieder seine Gedanken — ob er sie dort treffen würde, sie, die er vor Jahren in verzweifeltem Schmerze und — er warf es sich jetzt vor — doch so leichthin gelassen hatte, die duftige Mädchenblüte mit dem sinnigen, klaren, verständigen Blick, der so wunderbare Gewalt über ihn übte, mit dem kindlich vertrauensvoll an ihn sich anschmiegenden Wesen, mit den oft so schelmisch lächelnden frischen Lippen! Er dachte gar nicht daran, daß Jahre sich eingeschoben hatten zwischen der Trennungsscene auf jener Brücke und dem heute, seinem Auge erschien sie nicht anders denn als die kindlich harmlose Liesel von siebzehn Jahren. Aber sie — würde er auch sie sehen, die andere, die reizvolle Frau mit dem geistsprühenden Munde, dem seelenvollen Blick, dem üppig schlanken Leibe, dem berauschenden Parfüm des Spitzentuches, das sie an die wie verlangend schwellenden Lippen drückt, die berückende Gestalt im Zauberscheine der Schönheit und des Reichthums? Er hatte sie, den Gesetzen der Etikette zuwider, nicht mehr besucht seit jenem Tage, wo er ihr das Manuskript gelassen, und dieses Manuskript! — Wenn sie Gebrauch davon machte! — Wenn sie Elise Rochow auf Renshausen träfe — —! Da, was war das?

„Tara—ra—ra", hell klangen die langgezogenen Töne des Halali, von günstigem Winde getragen, durch die klare Luft.

Der Grübler am Waldrande fuhr zusammen; er wußte nicht recht, was das Signal sollte, hastig riß er das Gewehr in die Höhe, es löste sich mit einem Ruck von dem Gestrüpp, das seine Füße um-

schlang — ein Krach und mit einem Aufschrei, mehr einem kurzen Stöhnen, sank Gregorius zu Boden.

Er hatte recht gehabt: er war kein Jäger. — — — —

Vor dem Waldhäuschen bei Renshausen hatte sich die Jagdgesellschaft zum fröhlichen Imbiß versammelt; auch die Damen vom Gute hatten sich eingefunden, dazu einige wenige aus der Stadt, unter ihnen die Baronin Riebel, welche mit sichtlichem Wohlgefallen dem günstigen Jagdberichte des Sohnes zuhörte, und Frau von Reinwald mit ihrer Schwester, der Regierungsräthin. Man hatte ihnen den „fatalen Zwischenfall", das Jagdunglück des Assessors, verschwiegen; Ladzinsky, der Nachbar des unglücklichen Schützen, war diesem zuerst beigesprungen, dann hatte man auf Riebels Rath den Betroffenen auf einem Umwege nach Renshausen bringen lassen, dessen Besitzer mit Rücksicht auf den Grafen Massenberg, der die Jagd veranstaltet hatte, einwilligte, den Damen von dem Unglücksfalle nichts zu verrathen.

„Sie würden sich unnützerweise aufregen", hatte Riebel gesagt, „und unserem Massenberg wäre der ganze Tag verdorben."

„Fatale Geschichte das!" meinte der Graf. „Was mußten Sie auch den Federfuchser mit herausbringen, Riebel!"

„Parbleu, lieber Massenberg, wie konnte ich ahnen, daß der Assessor nicht einmal mit der Flinte umzugehen wußte! Ich dachte, für die Damen wäre er nachher ein ganz guter Gesellschafter gewesen, und ein übler Kerl ist er durchaus nicht."

Und Riebel meinte es ehrlich; für einen „üblen Kerl" hatte er in der That Gregorius nie gehalten, er hatte ihn ganz harmlos mitgenommen, da ihm nicht entgangen war, daß einzelne der verheirateten Damen sich gern mit dem Schriftsteller unterhielten. Der Lieutenant war überhaupt kein eigentlich schlechter Charakter, wenigstens waren seine Kameraden einig, er sei imgrunde ein „guter Kerl". Natürlich wußte er, daß Frau von Reinwald gern mit dem Literaten verkehrte — oder verkehrt hatte; denn daß der Assessor letzthin das Haus der schönen Wittwe seltener frequentirte als früher, war ihm nicht verborgen geblieben. Und zudem fiel ihm gar nicht die Möglichkeit ein, daß der bürgerliche Gregorius mit ihm in puncto puncti überhaupt rivalisiren könnte. Hedwig von Reinwald hatte ihm ja erst kürzlich Hoffnung auf ihre Person und — ihr Vermögen gemacht, selbstverständlich nicht direkt, aber er meinte, sie habe sich in letzter Zeit ihm gegenüber viel weniger abweisend gegeben, als es früher wohl der Fall gewesen war.

Vielleicht ließ sich gerade heute ein Sturm auf das bepanzerte Herz der reichen Wittwe wagen — warum nicht? An ihm sollte es nicht liegen! In bewundernswerther Unbefangenheit und begünstigt von der Machinationsgabe seiner Mutter hatte er neben ihr Platz genommen und bemühte sich, sie aufs anziehendste zu unterhalten, aber die junge Frau schien heute ungemein ernst, einsilbig, zerstreut.

Man hatte beabsichtigt, gegen Nachmittag die kurze Strecke nach Renshausen zu fahren, um dort noch ein Stündchen zu verscherzen, und da man allgemein eine Einladung vonseiten des Barons von Landenberg zu erwarten schien, so hatte dieser trotz der Lage der Dinge sich seinen Pflichten als Wirth nicht entziehen können, so daß

sich die Gesellschaft endlich dem Schlosse näherte. Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich des Gutsherrn: er hatte noch nicht einmal seiner Gemalin mittheilen können, welchen Gast sein Haus beherbergte, und doch war es hohe Zeit, daß es geschah, wenn er vermeiden wollte, daß sie unvorbereitet durch das Gesinde Kunde von dem Unfall des Tages erhielt.

Die beiden schritten dicht vor dem Lieutenant von Riebel, welcher Frau von Reinwald galant aus dem Wagen geholfen hatte, über den Schloßhof.

„In der That, gnädige Frau, ich möchte Sie sehen, wie diese schlanken Hände selbst ein Gefährt lenkten — ich glaube, ich würde die Pferde darum beneiden, von Ihrer Hand gezügelt zu werden!"

Die Aeußerung des Lieutenants war nicht eben geistreich, und zu jeder anderen Zeit wäre die lebhafte Frau eine sarkastische Antwort nicht schuldig geblieben, jetzt schwieg sie gedankenvoll.

„Ein Verwundeter, sagst Du?" flüsterte Frau von Landenberg dem Gatten zu.

„Ein Herr Gregorius, der auf der Jagd Unglück mit dem Gewehr gehabt hat. Wir haben ihn unten im blauen Zimmer untergebracht und Fräulein Rochow gebeten, für den Arzt zu sorgen."

„Ueberhaupt — —", wollte Lieutenant von Riebel zu seiner Nachbarin fortfahren, aber diese war plötzlich allein die niedrige Freitreppe hinangeeilt, ohne seine Worte noch zu beachten. „Das war es!" meinte er, hätte sie halblaut ausgestoßen, als sie ihn so brüsk verließ. Was war es denn nur, dieses „das"? Er hatte nur Sinn und Ohr für die schöne Frau an seiner Seite gehabt und deshalb keins von den Worten seines Schwagers gehört. „Verwünscht!" Er ärgerte sich.

Jene aber flog in angstvoller Hast, wie gehetzt, durch die bekannten Gänge des weitläuftigen Gebäudes.

„Wo liegt Herr — — wo ist der Verwundete?"

Der Bediente sah einen Moment verblüfft in das wachsbleiche Gesicht mit den weitgeöffneten Augen, aber es lag etwas so herrisch befehlendes in der Art, wie die Frage hervorgestoßen wurde, daß er sich mit der Antwort beeilte.

„Führen Sie mich zu ihm!"

Und zwanzig Sekunden später wurde die Thür des Zimmers aufgestoßen, in welchem eine junge Dame jäh von ihrem Sitze am Fußende eines Krankenlagers aufsprang, den erschreckten Blick von den halbgeschlossenen Vorhängen des Bettes nach der Thür wendend. Die in Hast Eintretende blieb erstarrt auf der Schwelle stehen — an solche Begegnung hatte sie gar nicht gedacht! Einen Blick warf sie auf die kleine, schmiegsame Gestalt, welche ihr entgegengetreten war, einen Blick voll vernichtenden, leidenschaftlichen Hasses; im nächsten Augenblick stand sie da wie mit Purpur übergossen. Jene hielt den haßglühenden Strahl aus den Augen der anderen ruhig aus, aber in den ernsten, dunklen Augen, welche aus ihrem blassen Gesicht herausleuchteten, lag etwas, als ob sie verständen, was im Innern der Eingetretenen vorging.

Die letztere hatte sich gefaßt.

„Fräulein Rochow?"

Die Gefragte neigte nur bejahend den Kopf.

„Steht es schlimm?“

Wie vor Seelenangst glänzten die tiefblauen Augen in dem gedämpften Lichte der Stube und straften den leidenschaftslosen Ton der drei Worte Lügen.

„Der Arzt meint, wenn nicht ein heftiges Wundfieber sich einstellen sollte, sei keine ernstliche Gefahr vorhanden. Der Schuß ist in den linken Oberarm gedrungen. Seit einer Stunde schläft er.“

Wie ein Seufzer der Erleichterung entstieg es der Brust der jungen Frau, die sich dem Bette genähert hatte und angstvoll auf den schönen Kopf starrte, über dessen bleiche, wie aus Marmor gemeißelte Stirn das Kopfhaar in wirren Strähnen herabhing. Sie achtete kaum der Anwesenheit der Rivalin — minutenlang stand sie am Lager des heißgeliebten Mannes, ihre Lippen zitterten — bewegten sie sich in leisem Gebet, oder bebten sie in Leidenschaft und Schmerz, in Groll gegen die dunkle, schlanke Gestalt, welche einen Schritt abseits stand, stumme Zeugin der Liebe einer Fremden zum wiedergefundenen geliebten Manne?

Endlich raffte die schöne Frau sich zusammen — noch einmal trafen sich kurz die Augen der beiden, dann verließ sie das stille Gemach. Sie mußte alle Willenskraft ihrer energischen Natur aufbieten, ehe sie sich klar wurde, welcher Zufall sie eigentlich in dieses Haus geführt hatte, und die Röthe der Scham färbte ihre Wangen, als sie bedachte, in welche Lage diese — Person sie gesehen!

Sie konnte nicht jetzt vor der Gesellschaft erscheinen, nicht in dieser Verfassung — sie mußte erst das siedende Blut beruhigen und wieder lernen, eine unbefangene Haltung zu beobachten. Noch war sie im Hut und Mantel, wie sie gekommen. Sie stieg die Hintertreppe des Hauses hinab in den Park und schritt eine Weile in nervöser Unruhe zwischen den kahlen Baumreihen auf und ab. So also sah sie ihn wieder, nachdem er damals von ihr gegangen war, als Freund, wie sie gesagt! Gesagt, aber nicht gedacht! Sie hatte die innere Bewegung, welche ihn an jenem Morgen, als er in ihrem Zimmer ihr gegenübersaß, ergriffen hatte, wohl bemerkt und — sie hätte so kühne Hoffnungen darauf bauen mögen! — sie hatte deshalb hundertmal den Wunsch bereut, um dessen Erfüllung sie kurz vor jener Unterredung den Lieutenant von Riebel gebeten, aber sie selbst hatte den Stein ins Rollen gebracht — wohin er donnernd niederstürzte, wen er mit seiner Wucht zerschmetterte? — sie beherrschte seine Bahn nicht, konnte nur dem immer näher drohenden Sturze mit Fassung entgegensehen. Und er hatte seit jenem Tage ihr Haus gemieden, absichtlich — gewiß, es war Absicht dabei — er wollte sich keiner Gefahr aussetzen, die zu bestehen er sich nicht getraute. Sie war nicht ungefährlich für ihn! Er fürchtete sie! Darin hätte ein Trost für sie liegen können, hätte er noch nicht die Anwesenheit jenes Mädchens geahnt, aber nun! Nun lag er dort, wo das matte Licht durch die blauen Rouleaux schimmerte, hilflos auf dem Lager, und sie, sie durfte ihn pflegen, während hier draußen ein Weib stand, das ihn gleichfalls liebte, innig, mit einer Glut, deren jene nicht fähig sein konnte, und das verzweifelnd die schönen Hände rang in namenlosem Schmerz!

Schon war die Dämmerung eingetreten — ein frischer Luftzug strich durch die entblätterten Baumkronen. Die hohe Gestalt darunter lenkte ihre Schritte dem Hause zu, ihre Abwesenheit in der Gesellschaft mußte längst aufgefallen sein. Um eine Entschuldigung war sie indeß nicht verlegen, und als sie fünf Minuten später in den Salon trat, schien sie bis auf die mattbleiche Färbung des Gesichts den anderen ganz die unveränderte, lebhafte schöne Frau von Reinwald.

* * *

„Der Herr Assessor Gregorius ist ja noch in Renshausen", sagte wenige Tage darauf Nanette zu ihrer Herrin, indem sie, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten, einen verstohlenen Blick in den Spiegel warf, vor welchem die „Gnädige" saß. Letztere sah aber keineswegs diesem Prädikate entsprechend drein, vielmehr prägte sich bei den Worten der Zofe die kleine Falte zwischen den feinen an der Nasenwurzel fast zusammenstoßenden Brauen noch ein klein wenig tiefer aus und die Lippen preßten sich fester aufeinander als zuvor.

„Woher weißt Du das, Nanette?"

Die Gefragte sah ein bißchen niedergeschlagen aus, als sie erwiderte:

„Der Friedrich — wissen Sie, Madame, der Friedrich Rhodewald, der Bursche beim Herrn Assessor ist, mußte gestern nach Renshausen und kam heute Morgen wieder zurück, aber nur um allerlei Sachen des Herrn Assessor zu holen. Der Sanitätsrath, welcher den Herrn behandelt, hätte gesagt, es wäre besser, wenn Herr Gregorius zunächst nicht nach der Stadt gebracht würde, und da hätte der Herr Baron denn darauf bestanden, daß der Kranke bis zu seiner Genesung auf Renshausen bliebe. Es ist doch ein rechtes Unglück mit dem Herrn! Wenn er nur bald auf die Besserung kommt!"

„Reiß nur nicht so entsetzlich an meinem Haar, Nanette! Wie, sagtest Du, daß der Bursche des Herrn Gregorius hieße?"

Nanette behielt einen Moment den feinen Pfeil von Goldfiligran in der Hand, ehe sie sich anschickte, ihn auf dem Kopfe der Herrin zu befestigen.

„Friedrich Rhodewald, gnädige Frau. Und denken Sie, ob das nicht ein sonderbarer Zufall ist: der Friedrich hat in Renshausen gar eine alte Bekannte aus seiner Heimat getroffen. Sie hätten früher — als Kinder — oft miteinander gespielt, sagte er."

„Dann heiraten sie sich am Ende noch", warf die junge Frau hin.

„Woran denken Sie, gnädige Frau! Das wäre noch schöner!" rief Nanette halb erstaunt, halb entrüstet aus. „Freilich, der Friedrich — haben gnädige Frau ihn vielleicht einmal angesehen? Er ist ein ganz hübscher, stattlicher junger Mann, aber — — mein Gott, was die gnädige Frau nur von mir denken, und was für verwirrtes Zeug ich schwatze! Die in Renshausen, die ich meine und die der Friedrich kennt, ist ja die Gouvernante; Fräulein Rochow oder so heißt sie."

„Du hast recht, Nanette, Du scheinst heute Lust zu haben, mich entsetzlich zu langweilen. Bist Du endlich fertig mit der Frisur?"

„Gerade in diesem Augenblick", versetzte mit selbstgefälligem Blick

auf das vollbrachte Werk das Mädchen, indem es die feine Umhüllung von den Schultern der Gebieterin nahm.

Eine Viertelstunde später saß Frau von Reinwald an ihrem Schreibtische. Sie hielt eine Weile die Feder in der Hand, dann glitt dieselbe gleichmäßig über das Papier hin.

„Herr Lieutenant von Riebel!" meldete die Dienerin.

Die junge Frau schob das Schreibzeug zurück und erhob sich.

„Ich lasse bitten."

„Gnädige Frau — zunächst meinen ergebensten Dank für die Liebenswürdigkeit, mich zu empfangen. Darf ich fragen, wie Ihnen die Partie vom Montag bekommen ist?"

„Danke, ganz — — gut, Herr Lieutenant. Hoffentlich Ihrer Frau Mama nicht minder?"

„Danke, danke, gnädige Frau — kann sogar sagen: ausgezeichnet; den älteren Damen thut solche Ausspannung nicht weniger wohl als den jungen. Und der Jagdtag verlief doch eigentlich süperb neulich. Schade, daß unserem Assessor das mit dem Gewehr passiren mußte! Nun, viel Gefahr soll's ja nicht haben, wie der alte Onkel Brummert, der Sanitätsrath, mir vor einer Stunde sagte. Aber — fatal war's doch für den Schluß des Tages."

Frau von Reinwald kniff die Lippen zusammen.

„Sehr fatal!"

„Sie selbst schienen ganz Mitleid, gnädige Frau, als gegen Abend die Geschichte zu den Ohren der Damen kam. Der glückliche Assessor! Wie gern hätte ich an seiner Stelle sein mögen, nur um die Theilnahme für mich in Anspruch zu nehmen, welche Sie ihm zollten!"

„Vielleicht könnten Sie bei nächster Gelegenheit einmal den Versuch machen."

„Wenn Sie mir versprechen sich deshalb ein ganz klein wenig zu alteriren — — wenn Sie befehlen gnädige Frau — —"

„So schießen Sie sich eine Ladung Schrot durch die Schulter! Fast möchte ich es Ihnen zutrauen."

„Gott sei Dank! Sie glauben mir wenigstens!"

Frau von Reinwald schwieg. Was ging alles in ihrem kleinen Kopfe herum! Sorgen um den Zustand des Assessors, den zu sehen ihr unmöglich war, die Herzensangst, ihn zu verlieren, Grimm, verzweifelter Schmerz, sich zurückgesetzt zu sehen, verachtet wegen einer — Försterstochter, welche im Bedienten ihres Geliebten einen alten Spielkameraden wiederfand! Hatte sie überhaupt noch Hoffnung? Wie, wenn sie dem, der sie zurückgewiesen hatte — wenn sie ihm zeigte und seiner Braut, was er ihr werth war, wenn sie die Bewerbungen Riebels endlich ermuthigte! Was würde am Ende der Preis sein? Ein verlorenes Leben? — was galt es ihr! Ihre Linke fuhr leise über die niedrige Stirne, wie um die Schatten zu verscheuchen, welche sich dort gelagert hatten.

„Was glaube ich Ihnen, Herr von Riebel?"

„Daß — daß ich alles thun möchte, was Sie befehlen, daß ich Sie — anbete, gnädige Frau, und daß Sie mich so unendlich beglücken könnten durch einen Schimmer von Hoffnung!"

Ein geschicktes Manöver mit dem Sessel des Sprechers, und der-

selbe rollte beträchtlich näher an die Ecke des Divans heran, in welchem Frau von Reinwald saß.

„Ich glaube, Sie haben das schon einmal gesagt —"

„Sie erinnern sich dessen? So gewähren Sie endlich die bescheidene Bitte!"

„Und wenn ich es thäte, Herr Lieutenant?"

„So würden Sie mich zum glücklichsten aller —"

„Husarenoffiziire machen!" fiel Hedwig von Reinwald lachend ein. „Hm, das wäre keine Kleinigkeit!"

„Also ich darf? — — Ich darf hoffen — —" Der Offizier griff nach ihrer Hand. „Und wie lange, schönste Frau Hedwig, muß ich hoffen?" fuhr er fort, indem er besonderen Nachdruck auf das „muß" legte.

„Sie avanciren schnell, Herr von Riebel!"

„Das gehört zum Soldaten. Ich darf hoffen, also muß ich."

„Eine wunderbare Konsequenz!"

„Sie paßt für meinen Fall. Also ich muß hoffen — bis wann, Hedwig?"

Frau von Reinwald entzog dem Lieutenant ihre Hand und erhob sich.

„Warten Sie acht — nein vierzehn Tage, Herr von Riebel."

„Für mich eine Ewigkeit! Und was soll ich während dieser beginnen?"

„Sie dürfen so artig sein als Sie können. Sie dürfen — also müssen Sie!"

Ein Gemisch triumphirender Koketterie und schelmischer Anmuth lag in dem Lächeln, mit welchem sie ihm die Hand reichte, die er stürmisch an die Lippen führte.

Nachdem er sich entfernt hatte, trat die junge Wittwe wieder an den Schreibtisch, aber es währte eine Weile, ehe sie die Feder zur Hand nahm und das angefangene Schreiben schloß. Was hatte sie gethan! Wenn er nach vierzehn Tagen wiederkam und sie ihr Versprechen lösen mußte! Hätte sie es widerrufen können — — ja, hätte sie so manches ungeschehen machen können! Aber nun! — Entweder sie in vierzehn Tagen die Braut des Geliebten oder — — die eines Mannes, der in der Hauptsache nur ihr Geld wollte!

* * *

„Sie wünschten mich zu sprechen, gnädige Frau?"

Das blasse Gesicht der einfach, aber mit Geschmack gekleideten Dame war in ruhigem Ernste der Frau des Hauses zugewandt.

„Ich bat Sie, mir eine Viertelstunde zu schenken, mein Fräulein, und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie meiner Bitte so pünktlich Gewähr leisteten."

„Die Pünktlichkeit gehört zu meinem Berufe, und zudem war der Herr Baron so freundlich, mich meinem Wunsche gemäß gleich heute nach der Stadt fahren zu lassen."

Frau Hedwig lud ihren Besuch zum Sitzen ein.

„Gleichviel — wie gesagt, ich danke Ihnen für Ihr Kommen. Ich will aufrichtig sein — der Zweck, weshalb ich Sie zu mir bitten

ließ, ist, über das Befinden des Herrn Gregorius Nachricht zu erhalten." Fräulein Rochow nickte nur leicht mit dem Kopfe, als habe sie nichts anderes erwartet. „Man sagte mir, die Verwundung sei nicht gefährlich!

„Ich selbst habe Ihnen das vor wenigen Tagen gesagt und der Arzt ist auch bis heute noch derselben Meinung wie damals. Wenn nicht eine heftige Entzündung oder ein Fieber hinzutritt, wie noch zu befürchten ist, wird Herr Gregorius sich bald erheben können."

„Sie sind über sein Befinden natürlich sehr gut unterrichtet?"

„Ich verstehe Sie nicht ganz, gnädige Frau."

„Ich meine — — nun, es ist doch so natürlich, daß Sie bei seiner Pflege hier und da hilfreiche Hand leisten."

„Nicht eben häufig. Freilich, so oft mir meine Zeit erlaubte, mich der Pflege des Verwundeten zu widmen, habe ich es gethan."

„Ihre Zeit? Mein Gott — —"

„Ich habe Unterricht zu ertheilen und die Kinder zu überwachen."

„Ah so, ich vergaß! Aber des Abends?"

„Dann tritt sein Diener die Nachtwache an."

„Sie haben doch Herrn Gregorius schon gesprochen?"

Mit einem langen, interessirten Blick hingen die Augen der Aristokratin am Munde des einfachen Bürgermädchens.

„Sie irren. Ich habe ihn nur einmal wach gesehen, als er kurz nach der Verwundung halb bewußtlos dalag."

Die Augen des jungen Mädchens hatten sich verwirrt zu Boden gesenkt, aber nur einen Augenblick — im nächsten kehrte sie das leicht geröthete Antlitz wieder ihrem vis-à-vis zu.

„Sie haben also nicht mit ihm geredet, ihm nicht gesagt, daß Sie ihn — — noch lieben?"

Flammendes Roth übergoß Elisens Antlitz. Sie erhob sich schnell.

„Gnädige Frau, ich habe nicht erwartet, hier ein Verhör bestehen zu müssen. Woher wissen Sie — —"

„Daß er — — daß Sie ihn lieben?"

Frau von Reinwald machte eine Bewegung, als wollte sie nach dem Schreibtisch greifen. Dort, in jener Schublade, lag es ja, das blaue Heft mit des Assessors Liebesgeschichte. Wie, wenn sie es dem Mädchen gab und ihm sagte: „Das ist es, woher ich weiß, daß Du ihn liebst oder geliebt hast, und er Dich nicht minder!" — doch nein, sie wollte es nicht.

„Ich weiß es, Fräulein Rochow, und ich weiß auch, wie alt diese Liebe ist. Soll ich Ihnen eine Geschichte erzählen? Vor neun Jahren ungefähr, an einem Sommerabend, stand auf der Brücke bei Herrnhausen ein junges Paar. Die beiden wollten Abschied von einander nehmen für wenige Tage, aber sie thaten es für — neun Jahre. Sie sehen, ich bin unterrichtet. Und heute liebt sie ihn noch; ob er seiner Liebe treu geblieben ist, kann ich freilich nicht wissen."

„Aber ich weiß es!" Die schlanke, vollendet ebenmäßige Gestalt schien zu wachsen, die festen Züge belebten sich, die brennende Röthe von zuvor, welche für einen Augenblick einer eisigen Bläße Platz gemacht hatte, kehrte zurück. „Ich weiß es, ohne, daß er es mir gesagt

hat, ich habe es in dem einzigen Blick gelesen, welcher mich aus den hilfesuchenden Augen des Mannes traf, als man ihn, halb ohnmächtig, auf das Lager niederlegte, auf welchem er noch heute ruht, und ich hätte es gewußt auch ohne jene Stunde, ich war gewiß, daß er mir die Treue halten würde immerfort, trotz des Schmerzes, den ich ihm bereitete, als ich ihn vor Jahren verließ — ich zweifelte nicht daran, während wir hundert Meilen voneinander entfernt waren, und ich war mir seiner Liebe bewußt, als ich dort auf dem Gute zum ersten Male den geliebten Namen wiederhörte und zusammenzubrechen drohte in der Angst um das theure Leben. Deshalb bat ich auch nicht zunächst den Himmel um seine Rettung — ich war egoistisch — zuerst sandte ich ein heißes Dankgebet nach oben, daß ich ihn wiedersah; und deshalb war ich so gefaßt, als Sie wenige Stunden später an sein Lager traten; ich fürchtete nichts — nicht für ihn; denn der Tod hätte mich nur bald selbst mit ihm vereint — nicht für mich und meine Liebe; denn ich brauchte — Sie nicht zu fürchten."

Frau von Reinwald, vor welche die Sprecherin hingetreten war, sah einen Augenblick überrascht, starr, zu dieser empor. Das war nicht das scheue, in demüthiger Bescheidenheit der hohen Dame gegenübertretende Wesen, welches sie sich gedacht hatte; diese so selbstbewußt auftretende kleine, stolze Gestalt mit dem flammenden Auge, den bebenden Lippen, den fest ineinander geschlungenen Händen hatte nichts gemein mit ihren Vorstellungen von einer ländlichen Erzieherin, welche gewohnt ist, sich zu beugen und unverweigerlich nach den Wünschen einer Herrschaft zu handeln, deren kleine Demüthigung sie längst nicht mehr fühlt! Doch dann flammte es auf in den durchsichtig bleichen Wangen der schönen Frau; zwei große Thränen traten langsam in die weitgeöffneten Augen, welche auf die Sprecherin gerichtet waren, und sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Abwehrend hielt sie die Hände gegen die Rivalin.

„Gehen Sie — — ich bitte Sie, gehen Sie jetzt!"

Und Elise Rochow verließ das elegante Boudoir. Sie hatte gewonnen, aber sie jubelte nicht über den Sieg — das marmorbleiche Gesicht in die Kissen des Wagens gedrückt, weinte sie zuletzt still vor sich hin, als sie nach Renshausen zurückfuhr.

Sie hatte schwere Tage dort, nicht schwer an Arbeit, aber erfüllt von beständiger Aufregung, von einer nervösen Hast, mit welcher sie alles angriff, was zu ihren Obliegenheiten gehörte. Ihre Zöglinge bemerkten das veränderte Wesen der Lehrerin wohl, und Erna konnte nicht umhin, die Mama zu befragen, was dem Fräulein nur fehle, aber auch die Baronin schüttelte vergeblich den Kopf zu der fieberhaften Erregtheit und den matten, abgespannten Zügen der Gouvernante. Sie ebensowenig als ihr Gatte konnten sich die Veränderung in der Erscheinung Fräulein Rochows erklären.

Der Verwundete aber bedurfte sorglicher Pflege; Elisens Hoffnungen entgegen hatte sich doch ein Wundfieber eingestellt, das, wie die besorgte Miene des sonst so jovialen Sanitätsraths andeutete, zu ernstlichen Bedenken Anlaß gab. Ein paar Tage hatte Gregorius im Fieber gelegen, und der Arzt hatte sogar ausdrücklich der Erzieherin anbefohlen, das Krankenzimmer nicht zu betreten.

„Sie mögen die beste Diakonissin der Welt abgeben, schönes Fräulein", hatte er gesagt, „aber in diesem Falle möchte ich doch für die nächsten Tage lieber auf — weiblichen Beistand verzichten", und einen ganz eigenen Ton hatte er in die Worte gelegt und das junge Mädchen so seltsam angesehen, daß Elise trotz ihrer Angst um das Leben des Geliebten ganz verwirrt erröthen mußte.

Aber daß sie ihn nicht einmal sehen durfte, war grausam! Drei Tage hatte sie das Verbot des Arztes geachtet, am vierten meinte sie, sie könne es nicht länger — leise, leise schlich sie an die Thür des Krankenzimmers und öffnete dieselbe, aber da winkte ihr Friedrich Rhodewald, der Diener, Vorsicht zu.

„Seit einer Stunde schläft er ruhig", flüsterte er; „und der Herr Rath sagte, sobald er einen gesunden Schlaf überstanden hätte, wäre keine Gefahr mehr."

Sie warf nur einen ängstlich forschenden Blick auf das bleiche Gesicht in den Kissen, dann schlich sie wieder hinaus.

Ihr Herz jubelte — er war gerettet — wahrscheinlich! O, wie hätte sie an seinem Lager sitzen mögen und über den Schlaf des Kranken wachen, daß nicht ein Lufthauch ihn weckte, bis er von selbst erwacht sein würde, erwacht zu vollem Bewußtsein, zur Genesung! Das Herz war ihr zu voll — sie eilte hinaus in die milde Märzluft, sie mußte mit sich allein sein.

Der Kranke auf dem Lager bewegte sich — ob er erwachte? Der treue Diener hatte rasch den Kopf nach dem Herrn gewandt — — es war nur eine Bewegung im Schlafe gewesen, schon schien er wieder fest zu schlummern. Tiefe, lautlose Stille herrschte in dem kleinen Gemach; nicht einmal die elegant gearbeitete Kuckucksuhr im bronzenen Gehäuse tickte, man hatte ihr Pendel eingestellt; nur der leise Athem des Schlafenden zeugte von Leben. Der Diener saß regungslos in geringer Entfernung vom Kranken am Fenster, er hatte seine eigenen Gedanken. Was mochte dem armen Herrn wohl im Sinn liegen, daß er im Fiebertraume bald von „Hedwig", bald von „Liesel" geredet hatte, daß bald seine Hände sich krampfhaft zusammenzogen und wilder Schmerz seine Züge entstellte, bald ein seliges Lächeln über sein Gesicht glitt! Er hatte etwas erlebt, sein Herr, in früherer Zeit, er mußte einmal etwas schmerzliches, böses erfahren haben, so war es dem guten Burschen immer vorgekommen, längst schon, so freundlich und gütig der Herr auch stets gegen ihn gewesen war!

Friedrich war dem Assessor ein guter Diener gewesen von dem Tage an, daß sein sterbender Vater ihn demselben anempfohlen und den jungen Burschen nach Berlin geschickt hatte, um Herrn Gregorius zu bitten, sich seiner anzunehmen, aber Friedrich Rhodewald war nicht nur ein treuer Untergebener seines Herrn, er war auch kein schlechter Kopf. Und daß seinem Herrn durch eine Frau ein Leid zugefügt war, vielleicht von der schönen, reichen Frau von Reinwald — er wollte doch Nanette einmal fragen, ob sie Hedwig hieß — das stand bei ihm fest; denn Friedrich selbst wußte, „was die Weiber für höllische Macht über uns haben" — Nanette hatte es ihm bewiesen. Ja, Nanette — was nur noch daraus werden sollte, aus ihm und Nanette? Den Arm auf die kleine Platte des Tisches gestützt, an welchem er saß, legte er

den schweren Kopf auf die Hand, und immer verschwommener gestalteten sich die Bilder seiner Einbildung, immer dämmeriger wurde es um ihn her, immer öfter sanken seine Lider über die vom Wachen gerötheten Augen, bis er endlich dem Beispiele des Kranken gefolgt war, bis Herr und Diener fest schliefen.

Da huschte es draußen über den Gang, einen Augenblick stand es still, dann wurde vorsichtig der Drücker der Thür in Bewegung gesetzt und eine leichte, dunkle Gestalt schwebte auf den Fußspitzen ins Zimmer. Eine duftige Gabe legte sie auf die Decke des Bettes, die erste Spende der draußen erwachenden Natur. Eine Weile sahen die dunklen Augen unter einem Thränenschleier auf den Kranken, dann wandte sie sich, geräuschlos zu verschwinden. Ihr Blick fiel auf den Schläfer am Tische. Der Aermste! Die Nachtwachen rächten sich, die Natur forderte ihre Schuld, es wäre grausam gewesen, ihn zu wecken! Sie konnte ja eine Zeit lang für ihn auf den Kranken achten, und wie gern übernahm sie sein Amt!

Sie setzte sich an das Fußende des Bettes und beobachtete ängstlich den ruhigen Schlaf des Kranken. Da fiel ihr ein, daß sie einen Brief, den ihr der Bote vor wenigen Minuten gegeben, achtlos in die Tasche geschoben hatte. Sie zog ihn hervor; vorsichtig, damit das Reißen des Papiers kein Geräusch mache, zerschnitt sie das Couvert und entfaltete den kleinen Bogen. Es war nur ein kurzes Billet, aber die wenigen Zeilen genügten, die Röthe der Entrüstung in ihr Gesicht zu treiben. Sie las:

„Verehrtes Fräulein! Können Sie nicht eine glückliche Viertelstunde, eine kurze Unterredung einem Manne bewilligen, der — Sie wissen es längst — Sie liebt und sich in Sehnsucht nach Ihnen, der letzthin Unsichtbaren, verzehrt? Wollen Sie heute Abend kurz nach dem Souper am Parkthore sein? Ein Wagen wird Sie erwarten und ein Mann, der Ihnen alles zu Füßen legen möchte, was er sein nennt."

Keine Unterschrift, aber über den Reihen eine Freiherrnkrone.

Elise kannte den Schreiber — dieselbe, welche diese Zeilen geschrieben, hatte ihr neulich scherzend geholfen, als sie für ihre jüngsten beiden Schülerinnen ein Gedicht abschrieb, das sie zu des Vaters Geburtstag lernen sollten — Riebels Hand. O Gott, wodurch hatte sie ihm Veranlassung gegeben, sich so nichtachtend, so wenig ritterlich gegen sie zu benehmen! Sie war früher in einer Stellung gewesen, wo man ihr nur mit achtungsvoller Freundlichkeit entgegengekommen war, und auch auf Renshausen hatte sie über nichts zu klagen. Die Verhältnisse hier waren ihr freilich noch zu fremd, sie konnte nicht wissen, daß der Lieutenant von Riebel nur ihretwegen herüberkam, hatte es vielmehr sehr erklärlich gefunden, daß er seine Schwester, die Baronin, oft besuchte, und deshalb mit ihm ebenso unbefangen verkehrte wie mit anderen — zu solchem Vorgehen, dessen war sie sich bewußt, hatte sie ihm kein Recht gegeben. Sie war empört über die Zeilen, sie fühlte sich so tief, tief gedemüthigt durch dieselben, daß sie meinte, sie dürfe keine Minute länger auf Renshausen bleiben. Aber wohin? Und von ihm fort, auf dessen Erwachen sie harrte? — Wenn sie dem Gutsherrn den Brief zeigte? — Es würde eine Scene

geben, und er, der Schreiber — er würde sich vielleicht durch irgend eine Manipulation aus der Affaire ziehen! — Sie eilte hinaus, auf ihr Zimmer, um sich einmal so recht von Herzen auszuweinen. Aber dann zog es sie wieder mit Zaubergewalt nach unten, sie meinte, sie müsse Schutz bei ihm suchen, sich in seine Arme flüchten vor dem Gifthauche solcher Berührungen. In seine Arme — in die eines Kranken — welche Idee! Sie durfte ihm von dem Briefe nicht einmal etwas verrathen, er würde sich aufregen und dann — — sie wagte nicht weiter zu denken.

Aber sie blieb auf ihrem Zimmer. Sie griff nach einem Bogen und schrieb in Eile, mit bebender Hand:

„Gnädige Frau!

Vielleicht sind die beiliegenden Zeilen, welche mir vor einer halben Stunde durch die Stadtpost zugingen, für Sie nicht ohne Interesse. Den Schreiber werden Sie vielleicht selbst erkennen; es ist der Lieutenant von Riebel.

Wenn ich mir erlaube, Ihnen ein Blatt zu übersenden, dessen Lektion mich empört hat, so hoffe ich, daß Sie, gnädige Frau, der Warnung einer theilnehmenden, ergebenen Freundin kein falsches Motiv unterschieben.

Elise Rochow."

Sie faltete das Billet des Lieutenants mit dem ihren zusammen und adressirte beides an Frau von Reinwald.

Sie wenigstens sollte wissen, was ihr von einem Manne bevorstehen würde, der, während er sich um die Hand der Aristokratin bewarb, nebenher die arme Gouvernante für gut genug hielt, mit ihm ein Liebesverhältniß anzuknüpfen. Denn Elise Rochow waren die Bemühungen Riebels um die Neigung der begüterten, schönen Wittwe nicht verborgen geblieben. Man sprach ja schon von einer bevorstehenden Verlobung.

Das junge Mädchen athmete auf, als sie sich erhob und den geschlossenen Brief in eine Schublade legte. Der Bote konnte ihn morgen früh mit zur Stadt nehmen. Und nun zu ihm — — sie mußte — sie konnte nicht anders.

Fräulein Rochow war allein auf Renshausen; auf ihren Wunsch hatte man sie zurückgelassen, als die ganze Familie des Schlosses ausgefahren war, und die im Hause herrschende Ruhe stimmte harmonisch mit der lauen Wärme des seinem Ende nahenden Nachmittages.

Auch mit dem gedämpften Licht der Stube im Erdgeschoß, wo Herr und Diener noch schliefen. Da regt es sich auf dem Lager — noch ein paar Bewegungen, ein kurzes Dehnen, und der Kranke erwacht. Der Kranke — — der Genesende, der mit klarem Blick seine Umgebung mustert! Er muß sich wohl darauf besinnen, wo er ist, und langsam kehrt ihm das Bewußtsein wieder. Wie lange mag er gelegen haben im Schlaf oder im Fieber? Er wendet den Kopf zur Seite — — „mag er schlafen, der arme Bursche! Wie viel durchwachte Nächte ich ihm wohl schulde?" Und da dringt von der Bettdecke ein Duft zu ihm herüber, süß und würzig wie von Veilchen und der goldenen primula veris. Er streckte die Hand aus nach dem kleinen Strauß, er führte ihn an die brennenden Lippen, er weiß, woher

sie stammt, die duftende Frühlingsgabe, niemand braucht's ihm zu verrathen, er fühlt das Richtige, ihm ist, als hauchten die Blumen selbst ihm den Namen der Spenderin zu.

Er ist glücklich — könnte er doch nur gleich hinaus in die glänzende, überschimmerte Herrlichkeit des Tages, nur einmal wieder sich sonnen in den milden Strahlen, welche durch eine schmale Spalte neben dem Rouleaux des Fensters sich in das Gemach stehlen und helle, silberleuchtende Streifen über die bunte Hülle des Lagers werfen — und in einem anderen Lichte, dem von einem Paar Augen, die den wunderbaren Blick nicht verlernt haben, durch welchen sie ihn vor langer, langer Zeit bezauberten, und die er geschaut hat vor wenigen Tagen — gestern vielleicht — wann war's wohl? Wie lange hatte er hier gelegen? — — —

Und wieder öffnet sich geräuschlos die Thür, und wieder tritt dieselbe schlanke, weiche Gestalt von vorher ins Zimmer und huscht nach seinem Lager. Er hat ihr Kommen nicht gehört, aber er fühlt ihre Nähe; er wendet den Kopf.

„Elise — — Liesel!"

„Reinhold!"

Sie sinkt an seinem Bette nieder und erfaßt seine Hand und drückt die weinenden Augen in die seidene Decke; er möchte sie in die Höhe ziehen, aber die matten Hände versagen noch den Dienst, so muß er harren, bis sie sich freiwillig erhebt und sich zu ihm herabbeugt und einen langen, langen Kuß sachte auf die bleichen Lippen drückt.

Dämmerung war längst hereingebrochen, und die Braut saß noch immer am Lager des Geliebten und erzählte ihm leise von ihrem Schmerz und ihren Trennungsjahren, von seiner Krankheit und von der Herzensangst, die sie dabei ausgestanden hatte, und wenn er sie unterbrechen wollte, dann bedeutet sie ihm mit solchem Engelslächeln, er müsse sich schonen, daß er glückselig schwieg und in die in Thränenthau gebadeten braunen Augensterne hineinschaute, welche zu ihm hinableuchteten. Ihm ist, als habe es durchaus nur so und nicht anders kommen können, und er ist viel weniger erregt, als sie wohl befürchtet hatte — er hatte es ja erfahren, als man ihn kaum in dieses Haus gebracht hatte, sie sei da, und nur einen Blick hatte er von ihr aufgefangen, aber dieser eine genügte, ihn jetzt zu versichern, daß es so kommen mußte.

* * *

„Ein Brief, Nanette?"

Ein Seufzer schwellte die Brust des Mädchens, als sie der schönen Herrin das versiegelte Couvert hinhielt.

Frau von Reinwald schickte sich an, dasselbe zu öffnen. Die Zofe stand noch zögernd an der Thür.

„Hast Du mir noch etwas zu sagen, Nanette?"

Ein neuer Seufzer. Diesmal hob sich der volle Busen unter dem weißen Schürzenlatz schon um vieles beträchtlicher.

„Ach, gnädige Frau!"

„Was ist es, Nanette? Du hast etwas auf dem Herzen."

„Ja, gnädige Frau. Ich glaube — ich fürchte — — ich werde wohl nicht lange mehr bei der gnädigen Frau bleiben können. Ich — —"

Jetzt erst hob die Dame den erstaunten Blick von dem Briefcouvert, wo er sich vergebens bemüht hatte, die feinen Schriftzüge von Damenhand zu erkennen, zum Gesicht der Zofe empor.

„Du willst fort, Nanette? Ist etwas passirt?"

„Ach, gnädige Frau — —" wieder ein Seufzer. „Es ist wohl etwas passirt, und —" das Mädchen brach in Thränen aus. „Sehen Sie, der Friedrich —"

„Unser Kutscher? Hat er Dich beleidigt?"

„Ach nein, gnädige Frau, ich meine den Friedrich Rhodewald, der bei dem Herrn Assessor ist in Renshausen, und — — sie wollen sich ja — — heiraten!"

Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte den Körper der Kleinen.

„Wen will der Friedrich heiraten?"

„Der Friedrich gar keinen, gnädige Frau — das heißt — er will wohl — — — nein, der Herr Assessor sind es und das Fräulein in Renshausen, die Gouvernante, und — —"

Ganz unmerklich zuckte die volle, schöne Gestalt im Schaukelstuhle zusammen.

„Nun, und?" Es lag nichts mehr von Theilnahme in dem Tone der zwei Worte; eisig, schrill wie der Klang einer Glocke hallten sie durch das Gemach.

„Ja und — — gnädige Frau, ich hatte immer noch — gehofft, Friedrich kann mich doch nicht heiraten, wenn er bei seinem Herrn bleibt und ich dachte schon, wenn er zu uns käme, und wenn die gnädige Frau es erlaubten — — — wissen gnädige Frau, er hat allerlei gelernt und auch beim Grafen in Dohlenstädt früher schon als Gärtnerbursche gearbeitet —"

Nanette hatte ihre Thränen getrocknet und sah ihre Herrin erwartungsvoll an.

„Ich will mir die Sache überlegen, Nanette, aber ich mag Dir jetzt nichts versprechen. Nun geh' und thu' Deine Schuldigkeit wie bisher. Wer hat den Brief gebracht?"

„Der Friedrich selbst. Er sollte wieder Sachen für seinen Herrn holen, und das Fräulein hatte ihm den Brief zur Besorgung übergeben."

„Es ist gut, Nanette."

Also von ihr! Schrieb sie, um ihr den Triumph anzuzeigen, den sie davongetragen hatte? — — In fieberhafter Hast zerriß sie die Umhüllung und durchflog die Zeilen. Bleich vor Erregung zwar, athmete sie doch auf wie befreit von einem Drucke, unter welchem sie gelitten, seitdem sie in einer Stunde, wo sie bereit gewesen wäre, ihr Leben für ein Nichts in die Schanze zu schlagen, dem Lieutenant von Riebel leichthin Hoffnungen gemacht hatte. Sie fühlte doch, sie war nicht die Frau, sich ihrer Unabhängigkeit zu begeben, um sich an einen geistig und moralisch unter ihr stehenden Menschen zu binden,

und die Zeilen von Riebels Hand befreiten sie von einer peinlichen Scene.

Sie zögerte nicht, unverzüglich schrieb sie an den Offizier:

„Das beifolgende Billet, welches von Rensshausen den kleinen Umweg durch meine Hand gemacht hat, um in die Ihre zurückzugelangen, wird Ihnen sagen, weshalb der nächste Besuch bei mir überflüssig sein würde.

Hedwig von Reinwald,
geborene Freiin von Winstein."

Dann sank die Schreiberin erschöpft in die Lehne des niedrigen Sessels zurück.

* * *

Acht Tage später verließ Frau von Reinwald die Stadt, an demselben Tage aber, eben als Reinhold Gregorius, auf den Arm seiner Braut gestützt, zum ersten Male das Krankenzimmer verließ, brachte der Bote nach Rensshausen ein kleines Packet.

Elise löste für ihn, an den es gerichtet war, die Umhüllung, und ein blaues Heft fiel in ihre Hand.

„Lies es, es ist für Dich", sagte er ernst lächelnd, indem er es zurückwies.

Die beiden setzten sich vorn im Parke auf eine Bank, und während Elisens sanft geröthetes Gesicht sich über das Manuskript beugte, las er die Zeilen, welche dasselbe begleiteten:

„Ich sende Ihnen das Manuskript zurück — Sie sehen, ich hatte recht: Die Erzählung war noch nicht zu Ende. Wir sprachen vor Zeiten von Entsagen und Entsagungskraft der Frauen, und — ich bin ehrlich — ich glaube, ich besitze sie nicht. Ich hatte einmal die Anwandlung, als eine Art gütiger Fee aufzutreten und dem Manne, den ich selbst liebte, die alte Jugendliebe wieder zuzuführen, aber als ich den ersten Schritt dazu gethan hatte, bereute ich schon meinen — Edelmuth — ich beneidete die Strahlen der Sonne, die ihn umschmeicheln durften, wie sollte ich es nicht vielmehr ein Weib, das, stark in der Liebe, vielleicht stärker als ich, wenn auch nicht inniger, täglich um den Mann meiner Neigung sein konnte! Aber hat sie denn ihren heldenmüthigen Entschluß durchführen können, hat sie wirklich jemals den Mann ihres Herzens aufgegeben?

Sie konnte es so wenig als ich. Nun — jene werden Sie dafür segnen, und mich — mich werden Sie vielleicht verdammen. Dennoch und aufrichtig: Leben Sie wohl!

H. v. R."

„Nachschrift: Daß Sie Ihren Diener im Juli verlieren werden, wird er Ihnen gesagt haben. Meine Jungfer zählt die Tage bis dahin — sie ist glücklicher als die Herrin!"

Er ließ das Blatt sinken und sah hinab auf die Leserin neben sich, lange, lange, bis sie geendet. Da falteten sich die kleinen Hände zum leisen Gebet, wie damals auf der Brücke bei Herrnhausen, und eine Thräne perlte langsam in ihren Schoß. Also auch dieses Glück wurde ihr zutheil — die Reinheit ihres väterlichen Namens konnte niemand in der Welt mehr antasten! O, wenn die Mutter das er-

lebt hätte! Dem Manne an ihrer Seite reichte sie stumm die Hand, sie konnte kein Wort über die Lippen bringen, jetzt nicht.

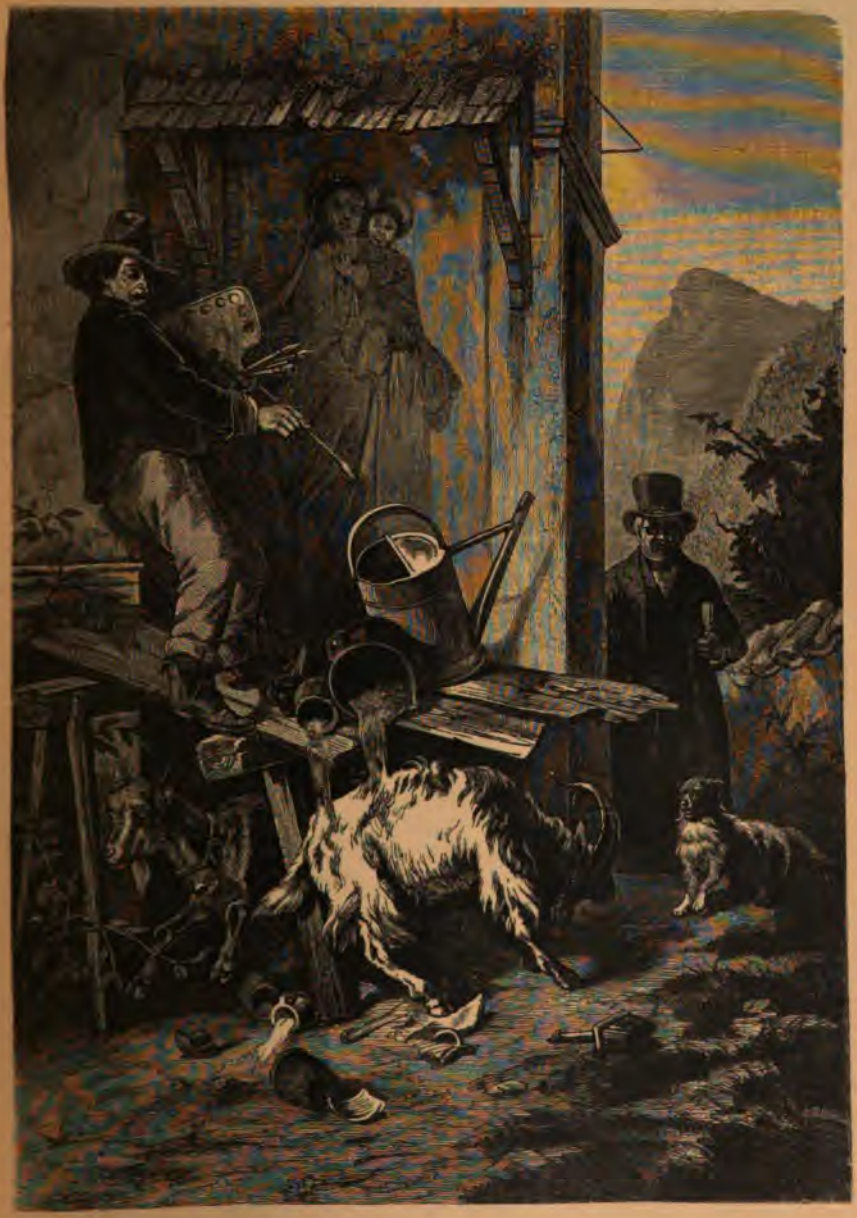
„Hier ist etwas für Dich. Er reichte ihr eine Karte hin.

„Und Ihnen danke ich", stand auf der einen, der volle Namen der Frau von Reinwald auf der andern Seite.

„Lies auch den Brief", sagte er.

Mit klopfendem Herzen durchflog sie die Zeilen der einstigen Rivalin. Dann rückte sie dichter an ihn heran, in holder Verwirrung barg sie den Kopf an seiner Brust, während seine Rechte über die schimmernde Fülle der Flechten strich und seine Lippen einen Kuß auf die reine Stirn drückten. — — —

Die knospenden Bäume rauschten es den Liebenden zu, die schmeichelnden Lüfte säuselten ihnen dasselbe, die ersten Schwalben zwitscherten sie wie frohlockend mit einem Liede von fernen, heiteren Tagen und einem anderen von einer lächelnden, rosigen, seligen Zukunft! „Neuer Lenz und neue Liebe — neue Liebe, neues Leben!"



Der Dorfraphael.
Nach dem Originalgemälde von Adolf van der Venne.

Aus Wielands Frauenkreiſen.

Von A. Koch.

Es war eine merkwürdige, romantiſche Zeit, in welcher der ideale Sänger Wieland ſeine Oberon-Stanzen dichtete, und ſeine ſchönen, tugendhaften, ſeelenvollen Meliſſen, Serenen und Diotimen verherrlichte. Unſere nüchternen Tage vertragen ſich auf den erſten Blick mit dieſer Epoche der Sentimentalität, des Enthuſiasmus für Freundſchaft, Liebe und Weisheit wenig. Die ganze Bedeutung der beiden Geſchlechter, ihre ganze gegenſeitige Stellung hat ſich ſeitdem verrückt, und doch iſt es unleugbar wahr, daß jeder einzelne auch heute noch vor dem Uebergange zur kalten Praxis der phantaſiereichen und gemüthvollen Empfindſamkeit in ſeinem jugendlichen Leben eine Stelle einräumen muß. Für die große deutſche Nation iſt dieſe Periode wahrſcheinlich auf immer vorüber, für die individuelle Erfahrung aber behält die friſche Sehnſucht nach etwas beſſerem als nach materieller Spekulation allemal ihre nachhaltige Bedeutung.

Auch Hiddigeigei hat einſt geſchwärmt
Für das Gute, Wahre und Schöne,
Auch Hiddigeigei hat einſt ſich gehärmt
Und geweint manch' ſehnſüchtige Thräne.
(Trompeter von Säkkingen.)

Rein an Sitten und reich an Kenntniſſen kehrte, nicht völlig ſiebzehn Jahre alt, der Studioſus Chriſtoph Martin Wieland in das elterliche Pfarrhaus zu Biberach zurück. Wunderſam gährten die widerſprechendſten Elemente in dem genialen Schwaben, der ſchon den berühmten Dichter in ſich ahnte. Der myſtiſchen Frömmigkeit, die er vom Vater geerbt hatte, trat die moderne Zweifelſucht der engliſchen Philoſophie entgegen, und die heidniſche Weltweisheit, vor allem die Ironie eines Sokrates, ſtand im Gegenſatz zu der gleichmäßig ernſten, chriſtlichen Atmoſphäre, die den erſten Prediger an der Marienkirche, den Senior des Miniſteriums, den alten philiſterhaften Wieland umgab. Aus dieſem kritiſch verwickelten Chaos von Gefühlen und Ge-

danken riß den harmoniebedürftigen Studenten im Sommer des Jahres 1750 seine geistesverwandte Cousine, die liebliche, zarte Marie Sophie Gutermann. Eines schönen Sonntags hörten sie zusammen eine Predigt über den Text: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Dem feurigen Jünglinge war es räthselhaft, wie der Vater über ein solches unerschöpflich reiches Thema so nüchtern sich äußern konnte. Auf einem gemeinsamen Spaziergange nach dem Gottesdienst meinte er seiner reizenden Verwandten gegenüber, er würde viel eindringlicher von der Bestimmung und der Würde der Seele geredet haben; das menschliche Glück bestehe in einer himmlischen, erhabenen Liebe, die hier schon auf Erden zu realisiren sei. Sophie wünschte, er möge diese offene Beichte einmal für sie zu Papier bringen, sie werde ihm dann ihre Ansicht darüber zur Universität nachsenden. Gleich bei den ersten Gesprächen hatte sich ihre Wahlverwandtschaft mit dem begeisterten Vetter in der gleichen Abneigung gegen die Eitelkeiten der Welt und im Haß der Heuchelei und Lüge offenbart; an jenem verhängnißvollen Sonntage war der Herzensbund für das Leben geschlossen.

Sophie Gutermann stammte aus der kleinen Reichsstadt Kaufbeuern in Schwaben und war die Tochter eines gelehrten Arztes, der später die Dekanatswürde an der medizinischen Schule in Augsburg bekleidete. Seine aufbrausende Heftigkeit, sein unbeugsamer Starrsinn, sein rechthaberisches Wesen führten zu manchen unerquicklichen Scenen im ehelichen Leben, die nur durch die Milde und Sanftmuth der Gattin an folgereicher Nachhaltigkeit verloren. Das erstgeborene Kind erhielt eine planmäßige, systematische Mustererziehung an Geist und Körper. Der Vater gewöhnte Sophie schon im zweiten Jahre an die Bibliothek und den Schreibtisch, ihr Gedächtniß wußte so frühzeitig die bunten Einbände und die goldenen Titel der Bücher; im fünften Jahre hatte sie die Bibel durchgelesen. Zugleich wurde die Empfänglichkeit für die Außenwelt durch astronomische Beobachtungen gestärkt; sie orientirte sich am gestirnten Himmel, der ihr die Allmacht und Allheit der Gottheit predigte, bald ebenso, wie sie sich für selbstständige Thätigkeit im Hause und im Garten interessirte. Der Mutter fiel die natürliche Aufgabe zu, den Sinn für echte Weiblichkeit, für das Schöne und Graziöse zu wecken und zu erhalten; unter ihrer geschmackvollen Leitung flocht schon das Kind Sträuße zusammen, in denen die Blumen gefällig geordnet sein mußten. Unter ihrer Aufsicht lernte die reich begabte Tochter tanzen und musiziren, zeichnen und sticken. So ward aus dem lieblichen Mädchen die Jungfrau mit den träumerisch sinnenden Augen voll Geist und Güte und dem unvergleichlichen lichtbraunen Haarschmuck, der bis zur Erde reichte. Zu den ständigen Hausfreunden gehörte damals auch der fürstbischöfliche Leibarzt Bianconi. Der junge italienische Doktor mit dem schwarzen, funkelnden Augenpaar gewann durch seine lehrreichen Vorträge über die Kunst und Dichtung seines Vaterlandes und durch seine ästhetische Einführung in die Welt der alten Griechen und Römer die Neigung und die Hand der gelehrigen Sophie. Er dachte aus seiner ausgezeichneten Schülerin eine zweite Laura Bassi zu machen, ein Pendant zu dieser berühmten Professorin in Bologna, die lateinische Vorlesungen herausgab und doch

die wunderbare Ueberwindung besaß, die beste Mutter und umsichtigste Frau zu bleiben. Aber erst die unerschütterliche Energie und die beharrliche Ausdauer des jungen Paares brach den Widerspruch des Vaters, der seinen Segen absolut zurückhielt, weil Bianconi katholisch war. Schon hatte man den Hochzeitstag festgestellt, und der Kontrakt sollte unterschrieben werden, als Bianconi durch seine Bedingung, alle Kinder der alleinseligmachenden Kirche zu erhalten, den mürrischen Schwiegervater auf das Tödtlichste beleidigte. Er wies ihm kurz die Thür und stellte an seine Tochter die grausame Forderung, das Porträt des Geliebten, dem ihr Geist so viel Schönheit und Neuheit verdankte, in tausend Stücke zu zerreißen und den Verlobungsring mit dem Namenszuge des Bräutigams durch zwei eingeklemmte Eisen zu zerbrechen. Sophie ertrug ihr Unglück mit einer Ergebung, die einem großen Herzen eignet, sie leistete sich selbst den Schwur, nie etwas wieder anzurufen, zu sprechen oder zu thun, was sie an ihre einstige Seligkeit erinnern könnte. Sie hat den harten Eid buchstäblich streng gehalten und ihr Wissen und Können aus Liebe zu dem entrissenen Freunde völlig verborgen, so daß selbst Wieland nie etwas von ihrem Verhältniß zu Bianconi erfuhr. Das gefaßte Herz adelte ihr ganzes Auftreten, und diese Sanftmuth und Güte brachte sie nach Biberach mit, als sie Augsburg verlassen hatte, um der häuslichen Misère sich zu entziehen. Wie konnte es anders sein? Dem unruhig hin und her schwankenden Dichter, der sogleich Feuer fing, sobald er eine seltene Schönheit gewahrte, imponirte die Ruhe und das feine Benehmen seiner zwei Jahre älteren Cousine, die mit ihm unter demselben Dache wohnte, derartig, daß eine vollständige Umwälzung mit ihm vorging und der Sommer 1750 zu einem entscheidenden Wendepunkte in seinen ganzen Anschauungen zu werden schien. „Selbst Junius Brutus bekehrte sich nicht so schnell, wie ich, aus einem flatterhaften Burschen wird ein gesetzter Charakter werden", gesteht er selbst. Die wonnereiche Schäferzeit in Biberachs herrlichen Thälern ging mit dem Vergilben des Laubes zu Ende. Sophie kam zu ihren Eltern zurück, und der Student entschloß sich zum Brodstudium der Rechte in Tübingen. Leider vergaß er die Vorsätze, auch manchmal die Realität zu berücksichtigen sehr bald. Die Temperatur seiner Seele war noch nicht genug abgekühlt, er that eigentlich gar nichts positives. Er schwärmte nur in der Sehnsucht nach seiner Doris, die er ebenso vor dem ganzen deutschen Vaterlande verherrlichen wollte, wie Petrarka seine Laura und Klopstock seine Fanny. Dabei malte er sich eine neue Welt in seliger Gemeinschaft mit seiner Psyche aus, beklagte die Menschheit wegen des verlorenen Paradieses und satirisirte den weiten Abstand zwischen der Wirklichkeit und den Idealen. An seine anbetungswürdige Braut schreibt er über seine Pläne: „Mein Herz verlangt Zufriedenheit in einem Zustande vollkommenen Genusses von Ruhe. Es ist zu zart, um Befriedigung in Dingen zu finden, die nur die Sinne und Einbildungskraft auf kurze Zeit reizen können. Ich muß ein Geschöpf haben, welches das Werkzeug meines Glückes in dieser Welt sein kann, und es muß eine Person sein voll Liebreiz und Schönheit, sowohl um die Augen und die Einbildungskraft zu entzücken, als wegen der Fähigkeit Schönheiten zu beurtheilen. Diese Person muß

aber auch Ernst und Gehalt des Geistes haben und ihr Herz empfänglich sein für Eindrücke der Zärtlichkeit; ich bin sogar eitel genug zu verlangen, daß sie meinetwegen sich ein wenig beunruhigen kann. Kurz,

Die Guten miss' ich leicht, die Thoren angehören,
O Freundin, nur Dein Herz, das kann ich nicht entbehren."

Dem Vater sagte das Liebeständeln des unpraktischen Sohnes mit einer armen Schönheit nicht zu, er glaubte durch eine Entfernung desselben ihn auf andere Gedanken zu bringen. Da stellte der schweizer Dichter Bodmer zur rechten Zeit seinem jungen Kollegen auf dem Parnaß ein Asyl in seinem Hause zur Verfügung, und Wieland zögerte nicht einzuschlagen. Sie sympathisirten in der That durch ihre ganze Art zu sein und zu weben; beide liebten die äußerste Mäßigkeit und eine fast patriarchalische Einfachheit, beide mieden die große Welt und ersetzten sie durch eine poetische Minne. Noch in den spätesten Jahren erinnerte sich Wieland der seligen Periode in dem gastlichen Hause seines Freundes in Zürich, mit dem er an homerischer Beschränktheit, aber zugleich ewig jugendlicher Herzensfülle zu wetteifern hatte. Inzwischen änderten sich auch in Sophiens Hause zu Augsburg die Verhältnisse, der Vater führte eine Stiefmutter in dasselbe ein, die eisig kalt beständig in das verlassene Mädchen drang, ernstlich an die Heirat mit einer wohl bestellten Persönlichkeit zu denken. Der Bräutigam sei noch weit von einer sichern Existenz entfernt, sie werde älter und beschwere überdies die Ausgaben. In dieser ununterbrochenen Bedrängniß lernte sie den kurmainzischen Hofrath von Laroche kennen. Ihr Charakter vertrug überhaupt keine Unentschiedenheit; so entschloß sie sich auch diesmal rasch und offenbarte aufrichtig dem höchst achtungswerthen Manne, zu dem sie schnell Vertrauen gefaßt hatte, ihre mißliche Lage und jener war so großmüthig durch seine Hand sie zu befreien. Lieben konnte sie den Laroche nie, aber es blieb ihr keine andere Wahl, da sie wußte, daß Wieland zu wenig Beharrlichkeit besaß, mit so vielen feindlichen Mächten zu kämpfen. Auch der Mutter des Dichters war sie entfremdet, schon öfters hatte diese Beweise von Eifersucht gegeben, als die unbefangene Sophie einen Vetter gar zu häufig empfing, der in der Schweiz gelebt hatte und von Wieland, ihrem trauten Freunde, viele ihr wichtige Nachrichten zu erzählen wußte. Von diesen Vorgängen in der Heimat ahnte unser Dichter nichts. Erst ein Brief von Frau Gutermann mit der Mittheilung von der bevorstehenden Verheiratung seiner Doris riß ihn aus allen Wolken. Diese hatte zwar auch schon von ihm brieflich Abschied genommen und mit blutendem Herzen ihren Willen kundgethan, das Schreiben war aber nicht an seine Adresse gelangt, so daß nun selbst beim besten Willen dem Wieland nichts mehr übrig blieb als mit vollendeten Thatsachen zu rechnen.

Nach Sophiens Verlust gefiel sich unser Dichter in einem Schmetterlingstaumel, sein Amor flatterte von Blume zu Blume, meist waren es herbstliche. Für graziöse Komplimente war der pedantische Wieland zeitlebens nicht eingenommen gewesen; am wenigsten konnten die ganz französisch erzogenen jungen Schweizerinnen seiner fast kindlichen Schüchternheit gefallen, sie ärgerten ihn vielmehr durch ihre Scheinsprödigkeit

oder Koketterie. Vor allem hatten sie zu wenig Empfänglichkeit für seine Literatur, für die er Erfahrung und ein gewisses Alter voraussetzte. Die Favoritin in seinem Nonnenkloster, der er am liebsten seine Poesien zur Beurtheilung vorlas, war eine Wittwe von einigen vierzig Jahren, leidlich hübsch. In ihrer schwarzen Trauerkleidung und mit ihren blitzenden Augen nahm sie sich selbst vor dem nur halb so alten Dichter gar nicht übel aus. Diese platonische Liebe drohte körperliche Gestalt anzunehmen und rein menschlich zu werden, so daß selbst Wielands Gast- und Rathgeber Bodmer fürchtete, der Leichtsinn werde über seines Freundes bisherige Religiosität und strenge Moral siegen. Zum Glück war Frau Grebel, da sie sich unmöglich zwanzig Jahre verjüngen konnte, von selbst besonnen genug allmählich an seine Stelle einen reichen Züricher Bürger zu setzen, der sie ihm endlich auf gute Art entführte.

Allerlei Umstände nöthigten unseren unsterblichen Poeten zu einem Ortswechsel. 1759 bekleidete er in Bern ein Erzieheramt. In der elementaren Unterweisung verkümmerte jedoch sein reger Geist, er war daher froh, als einige reiche junge Leute ihn für freie philosophische Vorträge gewannen, so daß seine Muse sich ungenirt bewegen konnte. Wiederum aber sollte es die Liebe werden, die ihn an einen bestimmten Platz fesselte. Julie von Bondeli war von einer ganz außergewöhnlichen geistigen Bedeutung, mit einer reichen Belesenheit verband sie in ein umfassendes Wissen in der Mathematik, Philosophie und Geschichte. Ihr Freund Rousseau gab ihr, um ihre Allseitigkeit und Beredsamkeit zu bezeichnen, das bekannte, äußerst schmeichelhafte Lob: elle réunit le génie de Leibnitz et la plume de Voltaire. Als die beiden geistreichen Kreaturen sich zum ersten Male trafen, suchte Julie etwas darin, dem großen Manne durch ihre gediegenen Kenntnisse aufzufallen. Es war damals überhaupt die Zeit der gelehrten Frauen und Wieland kannte sie aus öfterer Erfahrung, aber es war ihm noch nicht passirt, durch eine Dame sich wissenschaftlich beschämt zu sehen. In seinem Briefwechsel machte er seinem Unmuthe darüber Luft. Diese Bondeli, schreibt er, ist ein schreckliches Mädchen, sie hat in einem Zuge von Plato, Cicero, Aristoteles, von Dreiecken ꝛc. geredet. Nichts in der Welt kommt der äußersten Schnelligkeit ihrer Zunge gleich, sie spricht so schnell, daß es nicht möglich ist ihr mit dem Gedanken zu folgen. „Die dummen Weiber sind mir doch lieber.“ Die zweite Begegnung fiel schon besser aus, und nicht lange währte es, bis sie dem liebebedürftigen Dichter sogar alle guten Qualitäten in sich allein zu vereinigen schien, die er bisher an den Weibern vereinzelt gefunden hatte. Schön war sie äußerlich allerdings nicht, aber sie wußte durch ihren blendenden Witz, reizenden Umgang und andere geheime Sympathien über jede noch so hübsche Rivalin zu siegen. Es ist unleugbar, daß Tugend, Verstand und andere Gaben

> Des Geistes und Herzens in einer schönen Gestalt
> Mehr Reiz und raschere Allgewalt
> Auf alle Herzen, sogar der rauhesten Wilden, haben,
> Als ohne äußeren Schmuck, bloß durch den innern Gehalt.

Aber ebenso können wir durch die Erfahrung erweisen, daß, wenn ein häßliches Mädchen es soweit gebracht hat, durch geistige Schönheit sich

zur Dame eines Herzens zu machen, die Leidenschaft, worin wir dann für sie glühen, das Stärkste ist, was man sich denken kann. Das schöne Geschlecht führt überhaupt diesen Namen, weil es in seiner Gesammtheit von der Schönheit beherrscht wird, nicht weil es keine häßlichen Königinnen der Nacht unter sich duldet. Durch ihre klugen Augen, durch ihre große moralische Einfachheit und ihre unerschöpflichen geistigen Ressourcen legte sie die ganze bessere Berner Gesellschaft zu ihren Füßen. Mit ihrer überraschenden Selbstständigkeit und vorurtheilsfreien Schlagfertigkeit verband sie aber einen Mangel an Leidenschaft, die jede engere Annäherung ausschloß. Auf Liebe resignirte sie von vornherein, Bewerbungen um ihre Hand wies sie zurück, nur dem trauten Freunde wollte die Spröde sich offenbaren. Mit Wieland allein machte sie eine Zeit lang eine Ausnahme, und hätte er ihr eine Stellung anweisen können, die ihrem Wissen und Charakter entsprach, der Besitz der „zehnten Muse und vierten Grazie" würde der Lohn seiner Bestrebungen gewesen sein. Als er von Bern in seine Vaterstadt Biberach zum Kanzleidirektor berufen wurde, nahmen die Briefe der Schweizer Philosophin den Ton gereizter Eifersüchtelei an, sie verschonte ihn nicht einmal mit direkten Vorwürfen und spitzfindigen Klagen über Vernachlässigung. Wieland antwortete ärgerlich und heftig, Julie setzte der Leidenschaft Stolz und Gleichgiltigkeit entgegen. Der Bruch war unvermeidlich. Ihre vornehme Prätension vertrug sich zu wenig mit seiner eigenen literarischen Berühmtheit einerseits und seinem wenig einträglichen Amte andererseits. Die Vorsehung beschied ein häusliches Glück unserem liebenswürdigen Dichter auch jetzt noch nicht, doch blieb der Briefwechsel mit Julie bis zu ihrem Tode auf dem Niveau der familiärsten Freundschaft. Sie starb durch ein entsetzliches Mißgeschick. Der Gärtner des Schlosses Montricher hatte unter der Petersilie, die er in die Küche sandte, durch Nachlässigkeit Schierling gemischt, alle Gäste erkrankten, das edle Fräulein von Bondelin am stärksten. Dem Husten, der sie seit jenem unglückseligen Zufalle unablässig peinigte, erlag sie 1778.

In der Nähe von Biberach, wohin also unser Jurist auf dringendes Bitten seiner Eltern zurückgekehrt war, liegt anmuthig das Schloß Warthausen, von geräumigen, schattigen Parks eingeschlossen. Es gehörte damals dem Großhofmeister und ehemaligen ersten Minister des Kurfürsten von Mainz, dem Grafen von Stadion, und der Hofrath Laroche, Sophies Gemal, war sein Güterdirektor. Wenn in der griechischen Mythologie die Musen den Amor mit ihren Blumenkränzen binden und der Liebesgott sich in diesen Rosenketten so wohl fühlt, daß er um alles in der Welt sich von seinen lieblichen Gefährtinnen nicht losreißen mag, so gerieth unser Dichter in eine ähnliche Lage. Nach langjähriger Trennung fand er sein ganzes Herz und zugleich seinen ganzen Geist wieder im Zauberschlosse seiner Sophie in Warthausen, und die Tage, welche er in ihrer Gesellschaft verlebte, hatten des Erfreulichen und Erquicklichen für seine Feder so viel, daß sie alle Unbequemlichkeiten und Kabale, wie sie sein kleinstädtisches Amt mit sich brachte, darüber vergaß. In dem Roman Agathon setzte sie der fortgesetzten Einwirkung der schönen Frau mit ihren feinen und geistreichen Zügen ein Denkmal dankbarer Erinnerung. Rührend war

das erste Wiedersehen. Sophie saß am Fenster im Kreise ihrer Kinder, als Wieland in das Zimmer trat. Er vermochte vor Wehmuth kein Wort zu sprechen. Der älteste Sohn seiner berühmten Jugendfreundin war ein bildschöner Knabe geworden, er nahm ihn zu sich auf das Sopha und weinte bittere Thränen, Laroche beendete taktvoll das köstliche Familientableau, indem er seine Gattin und den Dichter in seine Arme schloß.

Manche sonderbaren Umstände trafen zusammen, um unseren strengen Moralisten auf eine harte Probe zu stellen. Wir haben schon erwähnt, daß das Larochesche Ehepaar sich keineswegs aus Liebe geheiratet hatte. Wieland war von seinem angebeteten Mädchen eigentlich nur durch ein unseliges Mißverständniß getrennt, in ihren Urtheilen und Gefühlen begegneten sich die beiden Seelen noch immer, wie sie denn zeitlebens verschwistert blieben. Doch hatte der Dichter Ernst genug sich zu beherrschen. Eine Zeit lang stand er sogar dem praktischen Geschäftsmanne näher als seiner früheren Braut. Die Situation klärte zudem noch der alte Graf Stadion mit seinen kalten diplomatischen Manieren und seinem ästhetischen Kunstsinn. War er doch stolz darauf, dem rühmlichst bekannten Maler Tischbein einst die Mittel zu seiner Ausbildung gewährt zu haben. Interesse flößte auch der andere weibliche Kreis auf dem Schlosse ein. Die Gräfin von Schall, die älteste Tochter des Hauses, die an mehreren Höfen erzogen war, suchte durch Grazie und Witz ihrem an Zerstreuung gewöhnten Vater die ländliche Langeweile zu vertreiben, während die Gräfin Maximiliane, die jüngere Schwester und eine Stiftsdame, durch die Leichtigkeit und Schmiegsamkeit des Gespräches die Muse des Dichters begeisterten. Im Agathon kehrt die Maximiliane in mehreren Zügen der Psyche wieder.

Noch war dieser Roman nicht beendet, als der Beamte Wieland die Dummheit beging sich zu verheiraten, wie er es selber ausdrückte Der Stadtschreiber und Kanzleidirektor in Biberach siegte auf Wunsch seiner Eltern und Empfehlung einiger Freunde über den begeisterten Idealisten dort oben auf dem Wolkenschlosse. Das kleine, artige, liebenswürdige Geschöpf war aus einem Augsburgischen Kaufmannshause und hieß Dorothea Hillenbrandt. Besondere Leidenschaftlichkeit spielte diesmal nicht mit. Wieland fühlte, daß romantische Klagen über verschmähte Liebe und thatenlose Sehnsucht nach nebelhaftem Glücke dem Dichter gezieme. Der Weltbürger jedoch hat andere Rücksichten zu nehmen. Zauberhafte Douſſe gehören in den Himmel, die Erde und Familien fordern reale Dorotheen. Eine ideale Seite hatte die Ehe also gar nicht. „Meine Frau", schreibt er vertraulich, „weiß nicht einmal was ein Vers ist, und hat von meinen Werken noch keine Silbe gelesen." Aber das Band, so überraschend schnell es zusammengeknüpft war, erwies seine Stärke durch einen langen glücklichen Bestand und seinen Segen durch eine reiche Kinderschaar. In der Weimarschen Gesellschaft spöttelte man später sogar über den häufigen Ruf nach der weisen Frau in Wielands Familie. In seiner Philosophie der Grazien, dem Gedichte Musarion, ruft diese junge Schöne einmal dem Geliebten zu:

Du selber willst, daß wir im Ernst uns lieben!
Sonst tändelt' ich mit Amors Pfeilen nur,

Jetzt, da er mich erhascht, ist's nicht mehr Zeit zum Lachen,
Es ist darum zu thun, daß wir uns glücklich machen,
Und nur vereinigt kann es Weisheit und Natur.

In diesen wenigen vernünftigen Worten liegt das ganze Räthsel der Wielandschen Ehe. Die Frau war brav und gut, weder schön, noch besonders liebenswürdig, aber unschuldig und fröhlich, natürlich und ökonomisch, kurz ein Muster einer Hausfrau, gerade wie der Dichter sie gebrauchte.

Das Rad der Zeiten rollt ohne Rast, nur an wichtigen Wendepunkten ruht es kurz aus. Ueber zwei Jahrzehnte waren vergangen, seitdem der Student Wieland seiner Cousine im stillen Biberach den Hof machte. 1771 fuhr der Erfurter Universitätsprofessor nach Ehrenbreitenstein, um den Trierschen geheimen Konferenzrath Laroche und dessen Frau zu besuchen. Was war das für ein Wiedersehen! Der Hausherr empfing den gekrönten Poeten und alten Freund unten an der Treppe. Wieland war bewegt und erkundigte sich unruhig nach seiner Jugendfreundin, er schien äußerst ungeduldig sie zu sehen. Als er sie erblickte, schauderte er etwas zurück. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophie hin, die ihm mit ausgebreiteten Armen entgegenging. Aber anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff er ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht in ihnen zu verbergen. Sie neigte sich mit einer himmlischen Miene über ihn und rief: „Wieland! Wieland! o ja, Sie sind es, Sie sind es noch immer, lieber Wieland. Von der rührenden Stimme erweckt, richtete sich dieser in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Braut und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Fr. Jacobi, der einst viel gelesene philosophische Romanschriftsteller von Pempelfort, ist es, der die ergreifende Scene mit den obigen ausführlichen Worten uns aufbewahrte. Er war selber Augenzeuge gewesen, und Wieland hatte nach der feierlichen Begrüßung der Sophie ihm die Macht des Augenblicks durch die bezeichnende Aeußerung gegeben: „Mein lieber Jacobi, die Mühe gelebt zu haben lohnt sich doch. Der trüben, schmerzhaften Tage mögen noch so viele sein, wenn sie nur zu einer Stunde, wie diese ist, führen, die ersetzt alles.

Mit dem Aufenthalte der Frau Laroche am Rhein fällt auch ihr erster öffentlicher Dienst im Tempel des Apollo zusammen. Der große Wieland, der erprobte Günstling der Musen setzte ihr selber beim Eintritt den Lorbeerkranz auf. Der sentimentale Roman „Das Fräulein von Sternheim", entsprang dem Kopfe unserer talentvollen Sophie. Ihr gottbegnadigter, alter Freund wurde durch seine Empfehlung im Vorwort der Patron und Pflegevater eines Werkes, das allerdings dazu bestimmt war unter unserer jungen Damenwelt Epoche zu machen. Der Ruhm der schätzbaren Verfasserin stieg schnell, man feierte sie in den überschwenglichsten Formen als Großhofmeisterin aller Töchter unseres Vaterlandes und als die erste Frau, deren Verdienst um die Herausbildung unseres schönen Geschlechtes zur Natur, Weisheit und Tugend unsterblich wäre.

Ein Jahr schon führte Wieland in ländlicher Zurückgezogenheit sein Idyllenleben zu Oßmannstedt bei Weimar, als ihm die Freude

wurde, noch einmal die Abtrünnige seiner Jugend zu sehen. Sophie passirte sein Tuskulum auf einer Reise zu ihrem Sohne. „Wer wollte die Gefühle und die Bilder der Erinnerung malen", schreibt sie selbst, „welche meine Seele bewältigten. Was war seit 1750 in uns und unserem Schicksale vorgegangen! Wie weit waren wir von unserm ersten Wollen und Denken in einem großen Kreise umhergeführt! Ich schlief an diesem Tage spät ein, denn meine Seele war zu bewegt, und ich hörte noch Wielands ungekünsteltes, aber seelenvolles Klavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle unter dem Einflusse seines sympathischen Horaz in sanften Einklang bringt. Wenige Tage nach mir kam Goethe, die Mittagssuppe mit uns zu theilen. Mir war es äußerst schätzbar, ihn und meinen Wieland gleich zwei verbündeten Genies ohne Prunk oder Erwartung mit dem vertrauten Du der großen Alten sprechen zu hören. Auch die Herzogin Amalie durchwandelte mit uns den Garten in aller ihrer Leutseligkeit, und die große Lindenallee des Gutes gewann an innerem Werth durch die Gesellschaft Herders und seiner Frau."

So erneuerte mehrere Male der Himmel die Flammen dieser Liebe in derselben Stärke, wie er sie einst angezündet hatte. Selbst der Greis Wieland dankte in herzlicher Rührung der unsichtbaren Hand, die alle Schicksale der Menschen lenkt, für die Seligkeiten, die er mit seiner theuren Sophie erlebte. In einem seiner letzten Briefe preist er den wunderbaren, beispiellosen und durch seine Folgen so wohlthätigen Zauber, den sie mit dem ersten Blick auf sein ganzes Wesen warf. „Damals kannte ich freilich weder Sie, noch mich selbst. Ich hatte keinen Begriff davon, daß es möglich sei, nicht mit Ihnen und für Sie zu leben. Es war eine idealische Welt, in der ich lebte, und selbst die Sophie, die ich so innig und doch so schwärmerisch liebte war nicht die wahre Sophie Gutermann, sondern die Idee der Vollkommenheit, die sich in ihr verkörpert darstellte, mit ihr sich identifizirte und also ganz natürlich diese wunderbare, platonische Liebe hervorbringen mußte, wovon ich im Agathon und einigen anderen meiner Werke einige Schattenbilder zu entwerfen versuchte, und deren süße Täuschungen einen so mächtigen Einfluß auf meinen Gang innerer und äußerer Existenz gehabt haben. Nichts ist wohl gewisser, als daß ich, wofern uns das Schicksal im Jahre 1750 nicht zusammengebracht hätte, kein Dichter geworden wäre."

Delila.

Novelle von Wilhelm Bergsöe.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. Ottesen.

Ein Meer von verschiedenfarbigen Dächern, über welche die Sonne ihre Strahlen dahintanzen ließ, ein Wald von Schornsteinen, die hoch wie Masten emporragten und dazwischen statt der Segel alles Linnen einer Weltstadt; das war der Anblick, der sich dem Maler Armand Ducroque darbot, wenn er zum Fenster seines Ateliers im siebenten Stockwerk hinausschaute.

Die Höhe seines Ruhmes stand indessen keineswegs im Verhältniß zu der seiner Wohnung in der Rue des Alpes. Armand gehörte ja zu den unglücklichen Künstlern, welche noch gar nicht „entdeckt“ worden sind, und sein einziger Gönner war der Mann, der ihm sein „l'Avenir“ für fünf Sous abkaufte. Er arbeitete daher bescheiden an seinen Bildern und begnügte sich ruhig mit dem Honorar, das ihm der Kunsthändler Mr. Lamas bewilligte. Dieser war aber ein schlauer Kunde, der längst bemerkt hatte, wie Armands Bilder immer höher bezahlt wurden. Der junge Mann mußte höchst talentvoll sein, und Mr. Lamas war bald mit sich einig.

Er machte ihm ein großmüthiges Anerbieten: Armand sollte ein großes Bild malen, das Sujet durfte er sich selbst bestimmen; nur verlangte Mr. Lamas, daß die Skizze in seinem Laden ausgestellt wurde. Dann wollte er dafür sorgen, daß das Gemälde einen guten Platz im „Salon“ erhielt. Wurde es verkauft, so bekam der Maler 2000 Francs — wenn nicht, so blieb es das Eigenthum des armen Kunsthändlers, der Rahmen und Leinwand daran gewagt hatte.

Armand schwankte keine Minute. Ein Bild von ihm im „Salon“! Diese Aussicht verscheuchte jedes Bedenken. Er war Provençale, er vertraute seinem Glücksstern und ging mit Feuereifer an die Arbeit. Eine ältere Skizze wurde hervorgesucht „Simson bei Delila“. Mr. Lamas stellte sie aus und sandte als Entgelt ein Stück Leinwand größer als die größten, welche auf dem Altan vor Armands Fenstern flatterten.

An einem schönen sonnigen Nachmittage stand er vor seiner Staffelei, die Figuren begannen schon lebendig hervorzutreten, die Farben waren voller Kraft und Feuer.

Er hatte ein ausgezeichnetes Modell, des Pförtners Lisette, berühmt in der ganzen Straße wegen ihrer röthlichen goldenen Haare. Im übrigen würde Lisette sich's streng verbeten haben, mit den gewöhnlichen Modellen in eine Kategorie gebracht zu werden. Sie legte gerade auf den Anstand besonderes Gewicht und nahm außerdem als Friseurin bei den vornehmsten Damen des Viertels eine selbstständige Stellung in der Gesellschaft ein. Aus reiner Freundschaft für den hübschen Ducroque, und nebenbei für zwei Francs die Stunde, hatte Lisette es übernommen, auf einem Kanapee dazuliegen und einen alten Roman von Dumas zu lesen. Sie schien sich aber sehr zu langweilen, denn jeden Augenblick suchte ihr Blick die alte Stubenuhr.

„Sind Sie müde?" fragte Armand und machte ein paar kühne Striche.

„Entsetzlich!" erwiderte Lisette gähnend.

„Nur noch eine Minute! Dann sind Sie für heute fertig", bat Ducroque.

„Das sagen Sie immer, und dann dauert es noch eine Stunde", schmollte Lisette.

„Nein, nein! Bleiben Sie sitzen — Ach, da fiel gerade die Locke" — und Armand wollte die lang herabfallenden Haare wieder in Ordnung bringen.

„Rühren Sie mich nicht an", rief Lisette sehr bestimmt. „Ich werde schon selbst —"

„Welche prachtvollen Haare!" fuhr Ducroque fort, indem er ruhig die Locke wieder zurecht legte. „Die verdienen es wahrlich verewigt zu werden!"

„Verewigt! So sagen die Herren Maler immer, und doch vermag das kleinste Feuerchen ihre unsterblichen Werke zu vernichten", bemerkte Lisette spöttisch. „Kommt das Ihrige vielleicht in den Louvre?"

In den Louvre! Armand zuckte zusammen und malte schweigend weiter.

„Sagen Sie doch etwas!" rief Lisette nach einer Pause von fünf Minuten.

„Was soll ich denn sagen? Sie wissen ja, wie ungern ich beim Arbeiten rede."

„Das ist ja eben das Langweilige", murrte Lisette. „Ich möchte aber zu gern wissen, wer eigentlich das große Bild haben soll?"

„Das weiß ich nicht."

„Glauben Sie denn allen Ernstes, daß jemand das riesige Ding kaufen wird? Es könnte nicht einmal in unserem Keller hängen."

„Dazu ist es auch nicht bestimmt", murmelte Ducroque.

„Wer wird es aber kaufen, wenn er die Wände seines Zimmers einreißen muß?" fuhr Lisette beharrlich fort.

Armand seufzte: unwillkürlich mußte er des Kunsthändlers gedenken. — Da klopfte es an der Thür.

„Uh!" rief Lisette und verschwand hinter der Gardine.

Es klopfte aufs neue.

„Kann nicht öffnen! Habe Modell!“ rief Armand ärgerlich.

Eine minutenlange Pause. Dann klopfte es wieder sehr bestimmt. Ducroque eilte zur Thür hin.

„Hörten Sie nicht, daß ich Modell habe? Weshalb klopfen Sie denn? Wie sagen Sie? Sie wollen herein. Scheeren Sie sich zum Teufel!“

„Mein Gott!“ sagte Lisette hinter ihrer Gardine.

Draußen hörte man lachen, leise, zufrieden, als ob sich jemand herzlich über einen gelungenen Streich freue. Dann klopfte es wieder — heftiger als zuvor.

„Sind Sie ganz von Sinnen?“ rief Ducroque Pinsel und Palette auf den Tisch werfend. „Wollen Sie durchaus die Treppe hinunterfliegen?“

Da wurde draußen ein Name genannt, ruhig und sanft ausgesprochen. Armand fuhr zurück! Entsetzter hätte er nicht aussehen können, wäre eine Pistolenkugel durch die Thür an ihm vorbeigesaust.

„Ist es ein Gläubiger?“ flüsterte Lisette sich fest in die Gardine hüllend.

Armand ließ verwirrt den Blick im Atelier umhergleiten, erwischte mit kühnem Griff seinen Rock, ließ ihn wieder fallen und öffnete dann mit einem Gesichtsausdruck, der nicht gerade intelligent genannt werden konnte, die Thür.

Herein trat ein älterer Mann in einem zugeknöpften schwarzen Rock mit dem Bande der Ehrenlegion. Die hohe, gebieterische Gestalt, der mächtige Kopf, der Adlerblick — alles zeugte davon, daß dies einer jener Auserwählten sei, vor denen sich die Mitwelt anerkennend beugt, und welche zu erhaben sind um sich von geringfügigen Dingen beleidigt zu fühlen. Ein Mann, den ganz Paris vergötterte, ganz Frankreich liebte, den die ganze Welt kannte.

Ohne Ducroques Entschuldigungen zu beachten, trat er an das Bild heran, betrachtete es lange und scharf und rief plötzlich noch ganz in dem Anblick versunken: „Ah!“

Armands Herz pochte zum Zerspringen.

„Kennen Sie mich?“ fragte der Fremde, indem er mit der Hand durch die vollen schwarzen Haare fuhr, welche ihm wie eine Mähne um die Schultern hingen.

Armand wollte etwas davon sagen, daß alle Welt Frankreichs größten Dichter kenne. Die Worte blieben ihm aber in der Kehle stecken, er neigte den Kopf und stotterte:

„Ja, ich kenne Sie — das heißt Ihre Werke.“

„Meine Werke — die bin ich selbst“, sagte der Dichter mit einem ruhigen Lächeln, „wie dies Sie selbst ist.“ Und er schlug mit dem Stock auf den Blendrahmen. „Nun, mich kennen Sie also. Wissen Sie aber woher ich Sie kenne?“

„Nein“, sagte Armand, der noch immer nicht seiner Erregung Herr werden konnte.

„Ich kenne Sie seit über drei Wochen“, erklärte der andere. „Schritt für Schritt habe ich Sie verfolgt, bis es mir endlich gelang Ihr Atelier zu entdecken. Mein Weg führt mich oft an einem gewissen Mr. Lamas, einem Wucherer mit Gemälden vorüber — manch-

mal macht es mir Spaß, seinen jungen Talenten nachzuspüren, natürlich nur, wenn ich sehe, daß er ihr Vertrauen mißbraucht. Durch einen Zufall war ich Zeuge Ihrer letzten Verhandlungen. Ihre Persönlichkeit erweckte mein Interesse. In Ihrer Haltung, Ihrem Gesicht, ja selbst in der Weise, in welcher Ihre Haare zurückgestrichen waren, lag ein gewisses etwas, das mich an meine eigene Jugend erinnerte — an jene Stunde, wo ich erwartungsvoll mit meiner ersten Arbeit bei meinem ersten Verleger stand. Nie hat man es aber gewagt, mir ein Angebot wie dies zu machen — und als Sie fortgingen, beschloß ich die Pläne des sauberen Herrn zu Schanden zu machen. Zum Glück trug die Skizze Ihren Namenszug — Mr. Lamas kann nämlich nie eine Adresse behalten — —"

„Die meinige kennt er aber sehr gut", wagte Armand einzuschalten.

„Natürlich; er wünscht nur nicht, daß ich sie erfahren soll, denn dies kostet ihm 3000 Francs, welche ich Ihnen lieber gönne."

„Wie?" rief Ducroque.

„Kurz und gut — zur Sache! — Wollen Sie mir Ihr Bild für 6000 Francs verkaufen — auf eine Bedingung?"

„Und die wäre?" stotterte der Maler athemlos.

„Daß Sie Ihre Skizze für tausend Francs zurücknehmen?"

„Tausend Francs? Ich verstehe Sie nicht?" erwiderte Ducroque mit steigender Verwirrung.

„Nicht?" meinte der Dichter lächelnd. „Das ist doch leicht zu begreifen. Mr. Lamas hat mir die Skizze für tausend Francs verkauft. Wenn Ihr Gemälde vollendet ist, erhalten Sie die Skizze und eine Summe von fünftausend Francs!"

„Ist dies Ihr Ernst?" Armand mußte sich an der Stuhllehne festhalten, ihm schwindelte.

„Ich treibe nie Scherz mit der Kunst", sagte Viktor Hugo ernst, „am wenigsten würde ich es mit Ihnen thun. Malen Sie, wie es Ihnen Ihr Genius eingiebt! Lassen Sie sich Zeit, und vermeiden Sie vor allem das Unschöne! Leben Sie wohl. Sie werden bald von mir hören —" und der große Dichter verließ mit freundlichem Kopfnicken das Atelier.

Die Hände vor den Augen haltend ließ sich Armand auf einen Stuhl niedergleiten. Endlich, endlich war auch bei ihm das Glück eingekehrt!

„Und diesen Mann wollten Sie die Treppe herunterwerfen?" rief Lisette hinter der Gardine zum Vorschein kommend. „Glauben Sie, daß er meinen Rücken gesehen hat?"

„Gehen Sie, gehen Sie", sagte Armand mit einer ungeduldigen Handbewegung.

„Gehen? Ist das eine Art die Leute fortzuschicken", klagte Lisette. „Nun mich sehen Sie so bald nicht wieder."

„Doch, Sie müssen morgen wiederkommen!" rief der Maler entsetzt.

„Dann geben Sie mir aber fünf Francs, Sie selbst bekommen ja fünf Tausend!"

„Gewiß — was Sie wollen. Lassen Sie mich aber jetzt allein!“

Leise vor sich hinsingend hüpfte Lisette die Treppe hinunter, hatte sie doch das angenehme Bewußtsein, ihre Lage verbessert zu haben.

* * *

Mit welcher Freude, mit welcher Begeisterung ging Armand jetzt an die Lösung seiner Aufgabe! Die goldhaarige Lisette kannte den ernsten Künstler kaum wieder. Er lachte, er jodelte, er flötete und machte in seinem Uebermuth so viel Unsinn, daß Lisette über die Grenzen des Anstands nachzudenken begann. Der Gedanke jedoch, daß sie ihrer alten Tante einen Francs abgeben mußte, wenn sie dieselbe als Duenna zu haben wünschte, bestimmte sie dazu, sich damit zu begnügen, ihre Nägel wachsen zu lassen. Armand erklärte dieselben für die schönsten, die er je gesehen hatte, gab ihr aber nie Gelegenheit davon Gebrauch zu machen — und eine Waffe ohne Verwendung ist eine langweilige Waffe.

Drei Tage nach dem verhängnißvollen Besuche lag Lisette wieder auf dem Kanapee und versuchte es vergeblich sich mit dem Dumaschen Roman zu befreunden. Da klopfte es wieder an der Thür. Diesmal eilte der Maler schnell genug hin, um zu öffnen — ein Diener stand draußen.

„Ich habe auf Antwort zu warten“, sagte er und reichte dem Künstler ein nachlässig zusammengefaltetes Billet.

Ducroque öffnete es und las:

„Jeden Donnerstag sehe ich einige Freunde bei mir und hoffe Sie zu denselben zählen zu dürfen. Machen Sie keine Umstände; wir kommen um fünf Uhr zusammen.

Ihr V. H.“

„Welche Antwort darf ich bestellen?“ fragte der Diener, als Armand Miene machte, das Billet zum dritten Mal zu lesen.

„Antwort? Sagen Sie — ja, sagen Sie, daß ich kommen werde“, brachte Armand mühsam hervor. „Sagen Sie, ich werde das Vergnügen, nein — die Ehre haben, meine ich — ja —“

Der Diener war längst die Treppe herunter.

„Dummkopf!“ sagte Ducroque. „Wie kann man nur dastehen und sich einem Lakeien gegenüber blamiren!“

„Was giebt's?“ fragte Lisette von ihrem Kanapee.

Ducroque reichte ihr das Billet.

„Eine Einladung! Zu ihm, dem guten alten Herrn, der Ihnen das viele Geld geben wird! Mein Vetter Anastase, der Lohndiener ist, hat mir oft erzählt, daß dort nur die berühmtesten Männer Frankreichs verkehren. Wenn es nur kein Versehen ist!“

„Unsinn! Hier steht es ja. Mr. Armand Ducroque — das bin ich!“

„Dann sind Sie aber auch ein berühmter Mann!“ rief Lisette. „O, wie müssen Sie glücklich sein!“

„Das bin ich auch“, meinte Ducroque. „Heute wollen wir nicht mehr arbeiten. Wenn nur meine Sachen in Ordnung sind!“

Er öffnete das Kleiderspind, fuhr aber mit einem lauten Ausruf zurück. Da hingen nur ein Paar graue Sommerbeinkleider.

„Was haben Sie?“ fragte Lisette. Armand konnte nicht gleich antworten. Endlich rief er verzweifelt: „Dieser Charles! Er hat mich wirklich beim Wort genommen! Gestern borgte er mein ganzes Geld und meinen einzigen Gesellschaftsanzug dazu — er wollte Gevatter stehen, sagte er.“

„Er wohnt ja ganz nah“, tröstete Lisette. „Ich werde die Kleider holen.“ Damit war sie schon zur Thür hinaus.

„Ein gutes Mädchen“, sagte Armand und streckte sich behaglich auf dem knarrenden alten Kanapee aus. „Diese Einladung! Wahrlich, ich bin der glücklichste Mensch auf Erden.“ Er schloß die Augen, und in dieser kurzen Minute zogen alle die ewigen Träume der Jugend an ihm vorüber.

Da stand Lisette wieder vor ihm mit zornglühenden Augen und offenbar sehr aufgeregt.

„Ihr Freund Charles ist ein gräßlicher Mensch“, sagte sie empört. „Sehen Sie nur!“

Mit diesen Worten kramte sie den schwarzen Anzug aus ihrer Schürze hervor. Wahrlich ein trauriger Anblick. Der Rock hatte einen starken Tabaksgeruch, die Beinkleider waren voller Flecke, und aus der Westentasche zog Lisette eine Cigarre, welche ein Loch in das Tuch gebrannt hatte.

„Wissen Sie, wo ich ihn fand?“ fuhr Lisette fort. „In seinem Bette! Um drei Uhr nachmittags! Und wissen Sie, was er sagte? Immer nur das eine: Ach, mir geht's schlecht! Mir geht's schlecht! Ja, das mag eine nette Kindtaufe gewesen sein! Sehen Sie nur, am Rock fehlt ein Schoß — und die Weste gar — grauenhaft —“

„Könnten Sie nicht einen Flecken ansetzen und das Ganze mit Spiritus reinigen?“ fragte Armand kleinlaut.

„Nicht anfassen möchte ich den Kram!“ schrie Lisette außer sich. „Und dann — nach Spiritus und Terpentin riechen, wenn man bei dem größten Dichter Frankreichs dinirt. Möchten Sie das wirklich thun?“

„Sie haben recht“, sagte Armand resignirt. „Ich muß schon absagen. Wollen Sie vielleicht gütigst das Billet hintragen — ich schreibe, daß ich krank geworden bin.“

„Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig“, sagte Lisette. „O dieser Charles, dieser Charles!“

Und während sie diesen Ausruf mehrere Mal wiederholte, verfaßte Armand gesenkten Hauptes das Schreiben, worin er auf den lichtesten Traum seines Lebens verzichtete.

Lisette betrachtete ihn theilnehmend; sie wußte schon, was es heißen wolle, seiner Armuth wegen zu Hause bleiben zu müssen.

Plötzlich machte sie einen Freudensprung und rief laut: „Ich hab's! Ich hab's! Wenn Sie nicht thöricht und stolz sind, können Sie doch hingehen!“

„Was meinen Sie?“ rief Armand aufspringend.

„Warten Sie nur“, und Lisette blickte ihm prüfend in die Augen. „Alles, was Sie brauchen kann ich Ihnen verschaffen. Mein Vetter Anastase, der Lohndiener, verkehrt jeden Abend in den feinsten Häusern — Sie brauchen keine solche beleidigte Miene zu machen — er ist

ein außerordentlich netter Mensch, der sogar oft als le quatorzième *) fungirt, und ein Bankier sagte einmal von ihm —"

„Was nützt mir aber dies alles?" unterbrach sie Armand. „Ich stehe wie auf Nadeln."

„Welche Frage! Er soll Ihnen natürlich seine Kleider borgen. Und das thut er gern, wenn ich ihn darum bitte, und Sie ihm die fünf Francs geben, die er sich sonst abends verdient."

„Wie werde ich aber aussehen?" meinte Armand lachend.

„Wunderschön. Heutigen Tages vermag niemand einen Herrn von einem richtigen Diener zu unterscheiden. Er trägt die schönsten Schlipse mit Spitzen, und einen feinen Hut können Sie auch haben — einen richtigen chapeau claque."

Armand besann sich einen Augenblick — dies war doch ein Ausweg.

„Schön, Lisette", sagte er. „Ich nehme Ihr Anerbieten an. Warum sollte ich zu stolz sein den Anzug Ihres Vetters zu tragen. Und dann — noch eins — fragen Sie ihn doch ein bißchen aus. Ich komme so wenig in Gesellschaft und in der Provence — —"

„Lassen Sie mich nur machen!" rief Lisette davoneilend. „Schön wie ein Graf sollen Sie aussehen!"

Armand warf sich wieder auf das Kanapee; es kam ihm aber seltsam unbequem vor und die stolzen Träume wollten sich auch nicht einfinden.

Wie wenn man ihn nun für einen Lohndiener hielt? Oder für „le quatorzième"? Man hatte ihn spät eingeladen, vielleicht hatte jemand im letzten Moment abgesagt. Nun, andererseits war es aber auch etwas werth, diese Koryphäen der Kunst und Literatur kennen zu lernen. Da kamen Schritte die Treppe hinauf. Lisette und ihre Tante brachten einen großen Korb und begannen sofort, den modernen Inhalt desselben auszubreiten. Lisette jubelte laut auf bei jedem Stück, alles wurde vorgezeigt, befühlt, bewundert, und Armand mußte der Tante darin recht geben, daß niemand in Paris es wie sie verstehe, ein Hemd zu bügeln.

Die Damen entfernten sich, nachdem Lisette sich ausbedungen hatte, den Schlips binden zu dürfen; und als Armand fix und fertig dastand, mußte er der Worte des Mädchens gedenken: er sah aus wie ein Graf. Der Anzug saß wie angegossen, keine Falte verrieth den Lohndiener. Nur die Haare waren etwas zu lang für den Kragen des Fracks, seine Künstlerjoppe war bequemer — nun, das war ja eine Kleinigkeit.

Schnell öffnete er die Thür, Lisette trat herein.

„Mein Gott", rief sie entsetzt, „wollen Sie mit den Haaren gehen?"

Armand betrachtete sie erstaunt.

„Mit den langen Haaren. Sie sehen wie ein Malergeselle aus."

„Wie ein Malergeselle?" wiederholte der Künstler tief gekränkt.

„Ja, so ist es wahrhaftig. Kein richtiger Herr würde jemals

*) So nennt man in Paris eine Persönlichkeit, welche für Geld als Vierzehnter am Diner theilnimmt.

mit solchen Haaren eine feine Gesellschaft besuchen, das sagte mein Vetter ausdrücklich. Sehen Sie, so muß es sein", und Lisette zeigte triumphirend ein Modeblatt, wo ein Herrennacken, den sie für chic erklärte, abgebildet war.

Armand mußte zugeben, daß seine eigene Haarfülle in einem schreienden Mißverhältniß zu diesem glatten Scheitel stehe und er sagte kleinlaut: „Sie mögen recht haben. Was soll ich aber thun? ich besitze keinen Pfennig mehr und außerdem sind die Salons der Friseure um diese Zeit immer voll."

Lisette schwieg, dann rief sie, den Kopf zurückwerfend: „Ganz nach den Regeln des Anstandes mag es vielleicht nicht sein. Ich thue es aber doch — ich schneide Ihnen die Haare, und Sie geben mir später die zwei Francs, die es Ihnen sonst kosten würde. Es soll im Handumdrehen geschehen sein."

„Wo nehmen wir aber eine Scheere her?" sagte Armand zögernd.

„Von der Sorte habe ich unten genug. Einen Augenblick, bitte. Ich bin gleich wieder da." Ehe Armand etwas erwidern konnte, war sie schon verschwunden.

„Sie weiß wirklich für alles Rath, und ich bin ihr zu großem Danke verpflichtet", sagte Armand, sich vergeblich bemühend, die vollen schwarzen Haare, die ihm in natürlichen Locken um Hals und Nacken fielen, glatt zurückzustreichen. „Ein Malergeselle!"

„Setzen Sie sich hin", befahl Lisette, gleich beim Eintreten einen Stuhl in die Mitte des Zimmers stellend. „Ich will Ihnen meine Schürze umbinden. Neigen Sie den Kopf ein wenig — gut! Jetzt fangen wir an."

Mit der Linken legte Lisette das Modeblatt vor sich auf die Staffelei, während sie mit der Rechten die Scheere ergriff und sie im Takt dicht an Armands Ohr sausen ließ.

„Sie sind eine wahre Delila", bemerkte er lächelnd.

„Delila! Was beliebt? Ich muß mir alle Anzüglichkeiten verbitten, Mr. Ducroque. Ich bin ein anständiges Mädchen", rief Lisette empört. „O, da habe ich einen falschen Schnitt gemacht. Das war aber Ihre eigene Schuld."

„Ich wollte nur sagen, daß Sie mir die Haare schneiden, als wäre ich ein Simson. Nicht so kurz, bitte! Sie machen mich ja ganz kahl. Halt, halt! Ich will nicht mehr."

„Sie haben doch nicht die Absicht mit den halbgeschnittenen Haaren die Gesellschaft zu besuchen?" fragte Lisette beleidigt. „Seien Sie doch einmal ruhig. Sie stören mich mit Ihrem Geschwätz; wenn ich arbeite, rede ich nie. Gott, welche Haare." Und Lisette ging aufs neue darauf los.

„Jetzt noch die Pomade, ich habe sie selbst angefertigt."

Ducroque fühlte, wie man ihn mit einer fettigen Schmiere bürstete, welche erst ganz angenehm duftete, dann aber einem häßlichen Geruch von Pachouli wich, der ihm unausstehlich war.

„Halt, halt!" schrie er. „Ich werde ja schlimmer riechen als eine Bisamkatze."

„Das ist eben das Feine", meinte Lisette. „Ohne Pomade würde ich überhaupt keinen breiten Scheitel herstellen können." Damit be-

gann sie seinen Nacken mit zwei steifen Bürsten so heftig zu bearbeiten, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Nun die Stirnhaare", sagte Lisette. „Dann sind wir fertig."

Voller Entsetzen merkte Armand, daß jetzt seine Vorderhaare derselben Behandlung unterworfen wurden, wie vorhin der Nacken.

„So, jetzt ist's chic!" sagte Lisette und trat mit Kennermiene einen Schritt zurück. „Wie prächtig es Sie kleidet! Sie sehen allerdings wie ein anderer Mensch aus!"

Armand blickte in den Spiegel mit dem bestimmten Gefühl, daß er einem Idioten gleichen müßte. Seine Locken waren verschwunden, was von Haaren übrig geblieben, saß glatt, flach und ärmlich mit einem breiten Scheitel hinten, während seine schöne Stirn von zwei welligen Trauergardinen entstellt wurde, die ihm Aehnlichkeit mit einem Pudel gaben."

„Welch' Glück Sie machen werden! Sehen Sie nur diese Aehnlichkeit!" jubelte Lisette und reichte ihm das Modeblatt. „Nun den Frack flink angezogen — den Schlips umgebunden — und Sie sind ganz ein Mann nach der Mode!"

Ducroque hegte nicht denselben Respekt für diesen Begriff wie Lisette, und heimlich verdroß es ihn, daß er seinem eigentlichen Ich untreu geworden war. Als er aber das Haus verließ, konnte er nicht umhin zu bemerken, daß er doch ein gewisses Aufsehen erregte. Seine Kameraden erkannten ihn nicht und erwiderten seinen Gruß in einer Weise, die für ihn nur schmeichelhaft sein konnte. Auf dem Boulevard musterte man ihn mit wohlwollenden Blicken; die Damen flüsterten sich leise Worte ins Ohr, wenn er vorbeiging, und er hörte deutlich jemand fragen: „War das nicht Graf Esterhazy?"

Dieses Diner sollte ein Wendepunkt in seinem Leben werden, und er würde sich schon sehen lassen können. Mit einem selbstzufriedenen Lächeln zog er die Klingel.

Ein schweigsamer Diener öffnete — derselbe, der ihm die Einladung gebracht hatte. Armand betrachtete ihn steif, er hätte ebenso gut eine Larve ansehen können — keine Miene verrieth, was dies Individuum von ihm dachte. Wie ein Automat nahm er die Sachen, hing sie auf — und jetzt sah Armand erst, daß der Kleiderrechen leer war.

„Bin ich der erste?" fragte er erregt.

„Ja, mein Herr", erwiderte der Automat.

„Der Teufel hole Charles, welcher meine Uhr verpfändet hat", dachte der Maler und entdeckte erst, daß er die Worte laut gesprochen hatte, als der Automat mit einer Verbeugung fragte: „Was steht zu Befehl?"

Ducroque erklärte erröthend, er habe seine Uhr vergessen.

„Ah!" seufzte der andere und machte eine mechanische Handbewegung nach der Portière zu. Hatte Armand sich geirrt? Ihm war, als zucke es in einem Mundwinkel der Larve.

Durch eine dunkelblaue Portière trat er in den Salon herein und sah sich bewundernd um. Luxus, Gemüthlichkeit, Kunst und Geschmack — dies waren die vier Pfeiler, zwischen denen der große Dichter sein Tuskulum errichtet hatte. Armand fühlte ein stilles Wohlbehagen,

in diesen von Blumen, Bildern und Statuetten erfüllten Räumen mit den weichen Teppichen, welche jeden Laut dämpften. Gleichzeitig fühlte er aber einen stillen Schrecken — in allen Zimmern begegnete ihm nur eine Persönlichkeit. Jeder Spiegel, an dem er vorbeiging zeigte ihm nur einen Menschen, den er nicht kannte — und doch war er es selbst. Zögernd schritt er weiter und trat in das Arbeitszimmer des Hausherrn. Am Schreibtisch stand seine Skizze auf einer Staffelei — diese zarte Aufmerksamkeit erfüllte ihn mit Stolz. Als er aber das Bild näher betrachtete, schien ihm der Simson in derselben Weise wie er selbst zurechtgestutzt, und jene Delila mit dem triumphirenden Lächeln — das war ja Lisette. Aergerlich wandte er sich hinweg.

Plötzlich entdeckte er, daß er keine Handschuhe trug; er griff in die Tasche, und es überlief ihn kalt bei dem Gedanken, daß er sie möglicherweise vergessen habe. Er eilte in den Korridor hinaus. Da lagen sie im Ueberrock, und der Automat war zum Glück nicht zugegen. Jetzt hörte er Schritte die Treppe hinaufkommen, Stimmen, einen eifrigen politischen Disput. Man klingelte heftig. Unwillkürlich machte er auf.

Herein traten zwei Personen. Ein kleiner korpulenter Mann mit einer Adlernase und einer großen goldenen Brille. Hinter ihm ein General in Uniform mit grauem Bart. Der Kleine zog eifrig redend seinen Ueberrock aus und warf ihn dem Maler zu, welcher, ohne sich's zu überlegen, danach griff. Der General folgte dem Beispiel — Armand bekam beinahe den schweren Mantel an den Kopf, und ohne die geringste Notiz von ihm zu nehmen traten beide Herren in den Salon herein.

Im selben Moment öffnete sich eine Thür; wie ein Pfeil schoß der Automat auf ihn zu und nahm ihm mit stummer Ehrfurcht die Kleidungsstücke ab.

„Ich — ich suchte meine Handschuhe", stotterte Ducroque.

„Mr. Thiers ist manchmal etwas zerstreut", bemerkte der Automat entschuldigend. „Sie haben aber gewiß aufgemacht?"

Armand warf ihm einen wüthenden Blick zu, er verzog keine Miene — nur schien es dem armen Maler, als zucke es jetzt in beiden Mundwinkeln. Er drehte ihm mit einem Achselzucken den Rücken zu.

Wie klein kam er sich aber vor, als er wieder den Salon betrat! Thiers, der kritische, scharfblickende Thiers hatte ihn für einen Diener gehalten — und zerknirscht verbarg er sich im Schatten einer großen Draperie. Von diesem Versteck beobachtete er die Anwesenden scharf. Thiers trug eine schwarze Binde und einen gewöhnlichen Rock, der General seine tägliche Uniform. Beide standen da, als befänden sie sich in ihren eigenen Zimmern. Ducroque hatte ein Gefühl wie der Rekrut vor der Schlacht — eine unbestimmte Lust das Weite zu suchen, überkam ihn. Wie sollte er aber seine Flucht bewerkstelligen? Der Automat beherrschte den Ausgang.

Er suchte sich damit zu beruhigen, daß der Irrthum leicht erklärlich sei, er hatte ja aufgemacht; außerdem war vielleicht die Brille des Staatsmannes beschlagen gewesen. Er begann wieder freier zu athmen.

Der Salon füllte sich mit Gästen — er kannte keinen einzigen

und rührte sich nicht vom Fleck. Alle trugen sie ihre gewöhnlichen Anzüge, alle lachten und sprachen sie, als sei hier eine Versammlung von Gymnasiasten und nicht lauter ehrbaren Männern von fünfzig Jahren und mehr. Neben Armand stand ein großer hagerer Mann mit geistreichen etwas ironischen Zügen. Ein Paar kluge Augen blickten unter der feinen stählernen Brille auf die Gesellschaft.

„Es wird heute spät", wandte er sich an einen jüngern Herrn, „und ich bin hungrig wie ein Wolf. Soeben hatte ich einen Dichter unter Behandlung. Ah, Sie da!" Er sah Ducroque an, „gehen Sie doch hinaus, und sagen Sie dem alten Jacques, daß wir alle da sind. Er ist der einzige, der es wagen darf, unsern Freund zu stören."

Armand fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. Er bezwang sich aber und erwiderte kalt: „Ich verstehe Sie nicht."

„Zum Teufel", entgegnete der andere ungeduldig. „Sagen Sie Jacques, daß er den Wirth rufen muß, wenn er will nicht, daß wir einander auffessen sollen, wie die Ratten eines Wracks."

„Mein Herr!" Armand richtete sich hoch auf. „Ich bin hier Gast wie Sie."

„Ah, Pardon! Das sind die Folgen davon, daß sich der Hausherr zuletzt einfindet. Wenn man sich nicht vorgestellt wird, ist ein Irrthum verzeihlich." Und er verneigte sich mit einem Lächeln, welches Ducroque Lust gab, ihm mit einer Ohrfeige zu antworten.

Im selben Augenblick trat Viktor Hugo ein und war sofort der Mittelpunkt einer Gruppe. Man nickte sich zu, man drückte sich die Hände. Dann nahm der Dichter den Arm des Nächststehenden. Die anderen ordneten sich paarweise, so gut es gehen wollte, und unter lautem Gespräch und Gelächter ging es in den Speisesaal hinein.

Armand blieb allein zurück, und jetzt wünschte er nichts sehnlicher als ebenso unbemerkt zu verschwinden, wie er gekommen. Jacques stand aber da wie eine Statue, machte eine Handbewegung und der Maler folgte seinem Winke — jetzt ging es über den Rubikon.

Armer Ducroque! Für ihn war es ein trauriger Fluß. Am Ende der wohlbesetzten Tafel wurde ihm ein Platz angewiesen, wo er Zug im Rücken, Tischbeine zwischen den Knieen und schlimmer, als alles andere — die Argusaugen des fürchterlichen Jacques im Nacken hatte. Er wollte sich durch eine geistreiche Bemerkung in den Augen seiner Tischnachbarn rehabilitiren; ein ironisches Lächeln des hageren Herrn mit der Brille brachte ihn aber sofort aus dem Konzept, und er mußte selbst zugeben, daß er nur Unsinn gesprochen habe.

Er biß sich auf die Lippe und aß schweigend seine Austern mit dem Bart. Die Suppe wurde aufgetragen — er verbrannte sich die Zunge. Seine beiden Tischnachbarn unterhielten sich eifrig — zu ihm sagten sie kein Sterbenswort. Niemand schenkte ihm ein. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke: zähle die Gäste. Richtig, sie waren vierzehn. Er war „le quatorzième" — kein Zweifel mehr — und er ließ die Rebhühner vorbeigehen ohne sie anzurühren.

Die Lage war vorhin peinlich, jetzt wurde sie unerträglich. Vergebens suchten seine Augen den Wirth, welcher am entgegengesetzten Ende des Tisches saß. Er war in ein Gespräch mit Thiers vertieft, und der große Blumenaufsatz hinderte ihn daran, Armand zu sehen.

Plötzlich entstand eine kleine Pause. Der Dichter bemerkte es. Er erhob sich, schlug an sein Glas, und indem er mit der Linken durch seine Löwenmähne fuhr, machte er mit der Rechten eine oratorische Bewegung.

Die sonore Stimme füllte den Raum, alles lauschte aufmerksam.

„Freunde vom Lyceum! Könnt Ihr Euch des alten Gebrauches noch entsinnen! Wenn wir einen neuen Gefährten in unseren Kreis aufnahmen, dann tranken wir auf sein Wohl und eine glückliche Zukunft. Heute will ich dasselbe thun, denn derjenige, dem ich dies Glas weihe, hat die Zukunft der Kunst vor sich. Es ist der Maler Ducroque, dessen Simson bei Delila wir neulich bewunderten."

Wie ein elektrischer Funken berührten diese Worte den Maler. Endlich — endlich war der Bann gebrochen. Jetzt hatten sie es alle erfahren, was und wer er sei. Außer sich vor Freude und Glück erhob er sich und eilte auf den großen Dichter zu. Dieser stand da mit erhobenem Glase, ein Lächeln auf den Lippen. Kaum hatte er aber Ducroque erblickt, so verschwand der wohlwollende Ausdruck und ihn erstaunt von oben bis unten betrachtend, sagte er kalt: „Wie? Sind Sie es?"

Armand erbleichte — in diesem Gesicht las er Aerger, Mißvergnügen, ja Verachtung. Er erhob das Glas, der Dichter wich aber zurück und rief mehr an die Versammlung als an ihn gewandt:

„Mein junger Freund! Noch hoffe ich, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe, aber Ihrer Zukunft wegen muß ich Ihnen einen Rath geben. Vergessen Sie nie, daß die Schönheit das höchste Ziel der Kunst ist, wie die Wahrheit das der Wissenschaft. Hüten Sie sich diese beiden Begriffe zu verwechseln, denn beschränkt sich Ihre Kunst darauf, die äußeren Formen wiederzugeben, fehlt der Geist, dieser zündende Funken der Gottheit, da können Sie malen bis zum jüngsten Tag und werden doch nie ein Künstler. Vor allem aber hüten Sie sich in der Kunst, im Leben vor dem Glatten, dem Geistestödtenden — kurz, vor dem, was man mit einem Wort Mode nennt. Ein wahrer Künstler darf nie, auch in seinem Aeußern nicht, seine Natur verleugnen. Thut er es dennoch, so erreicht er nur einen Zweck, den traurigsten von allen — sich lächerlich zu machen."

Der berühmte Mann schwieg, verneigte sich kalt und nippte von seinem Weine, ohne mit Armand anzustoßen. Starr vor Schrecken stand dieser da, zitternd, als sehe er Gespenster. Eine kurze peinliche Pause; dann ein lautes Gerede und Gelächter, als wolle man durch Worte die innere Stimme übertäuben. Wie er seinen Platz erreichte, wußte Armand nicht zu sagen. Die Tafel wurde aufgehoben, man zerstreute sich in den anstoßenden Gemächern.

Eilig seine Sachen zusammenraffend hörte der Maler draußen im Korridor heitere Ausrufe, herzliches Lachen — natürlich amüsirte man sich über ihn. Wie von Furien gejagt stürzte er hinaus, zu Hause angekommen schellte er so heftig, daß Lisette nicht anders dachte, es sei Feuer ausgebrochen.

„Verfluchte Delila!" schrie er drohend die geballte Hand gegen sie erhebend. „Du bist an allem Schuld." Und ohne sich an das Entsetzen des Mädchens zu kehren, eilte er in sein Aeltier hinauf.

„Mein Gott, Tante, er ist von Sinnen", jammerte Lisette. „Und er trägt Anastases Kleider. Wenn er nur nicht ein Unglück anrichtet."

„Komm, wir wollen nachsehen", erwiderte die alte Frau vorsichtig. „Geh' Du nur voran, Du hast junge Beine."

Vorsichtig schlichen sie sich die Treppe hinauf und guckten durchs Schlüsselloch.

Da saß Armand in Hemdsärmeln mitten im Zimmer, er schrieb und schrieb, zerriß aber sofort den vollendeten Brief. Der Tisch war ganz mit Papierfetzen überäet, und Anastases Frack lag auf dem Fußboden.

„Der hübsche Mensch!" schluchzte Lisette. „Daß er auch verrückt werden mußte! Wollen wir nicht nach der Polizei schicken?"

Endlich schien er ausgetobt zu haben. Er drückte beide Hände gegen die Stirn, wanderte im Atelier auf und ab, blieb dann plötzlich stehen und las mit lauter feierlicher Stimme:

„Mein Herr! Ich war thöricht genug auf Ihre Gunst zu bauen. Sie sind aber nicht groß genug um mich durch Ihre Verachtung niederzuschmettern. Selbstverständlich hört jetzt jeder Verkehr zwischen uns auf — sollten Sie es dennoch versuchen wollen, unsere Beziehungen wieder anzuknüpfen, so müssen Sie es sich selbst zuschreiben, wenn Sie wirklich den Weg kennen lernen, den ich Ihnen schon früher einmal bezeichnet habe.

Armand Ducroque."

Lisette schlich sich leise von dannen. Kein Zweifel mehr, er war wahnsinnig.

Zwei Stunden nachher trat Armand in die Pförtnerwohnung. Sorgfältig legte er die geborgten Kleider auf einen Stuhl und bat Lisette ruhig einen Brief für ihn wegzutragen.

„Und dann", fügte er nachlässig hinzu, „muß ich Sie noch um Entschuldigung bitten — vergessen Sie, was ich Ihnen vorhin sagte — ein Gläschen zu viel — der Champagner war vorzüglich und die Gesellschaft so lustig!"

Vergeblich versuchte Lisette, später etwas näheres zu erfahren. Daß Armand ihr seine Erlebnisse verheimlichte, erregte ihre Neugierde wo möglich in noch höherem Grade — er war und blieb aber stumm und meinte nur lachend, er habe zu viel getrunken. Lisette bemerkte aber wohl die Veränderung, die mit ihm seit dem verhängnißvollen Diner vorgegangen war. Welche Glut in diesen Farben, welche Kraft in der Komposition! So hatte er noch nie gemalt, und Mr. Lamas sandte ihm einen prächtigen goldenen Rahmen — in wenigen Tagen sollte der Salon eröffnet werden. Ein vorzüglicher Platz war dem Bilde zugesichert, und Armand hatte nur die eine Bedingung gestellt: an Viktor Hugo dürfe sein Werk nicht verkauft werden, sonst könnte es haben wer es wolle.

Armand stand an der Staffelei in seiner schwarzen Sammetjacke, er war schön und jugendfrisch wie sein Bild. Mit leuchtenden Augen und einem siegesgewissen Lächeln strich er die schwarzen Locken zurück — die Zeit, welche alles ausgleicht, hatte auch jede Spur von Delilas Heldenthat verwischt. Er machte einen Strich hier und da und be-

trachtete Liſette ſcharf, während ſie eifrig ſtrickend daſaß — ſie hatte herausgefunden, daß ſich dieſes beſſer bezahle, als das Leſen.

Da klopfte es — zwei kurze beſtimmte Schläge. Ein Ausruf entſchlüpfte Liſettens Lippen. Armand erbleichte, rief aber ruhig: „Herein!“ Die Thür wurde aufgemacht. In der Oeffnung erſchien die ſtattliche Geſtalt des großen Dichters. Mit freundlichem Kopfnicken trat er an das Bild heran, und ſeine Blicke ruhten lange und prüfend darauf. Dann ſagte er in ſeiner ruhigen überzeugenden Weiſe: „Ich habe mich nicht in Ihnen geirrt. Dies Bild wird uns beide überleben.“

„Glauben Sie“, ſagte Armand in einem Ton, der ironiſch ſein ſollte, aber dennoch weich klang.

„Glauben Sie, daß ich ein Schmeichler bin, der Ihr Verderben will?“ entgegnete der andere, ſeine Hand ergreifend.

„Nein — ich verſtehe aber nicht“, ſtotterte Armand, jetzt von Herzen wünſchend, daß er nie den unſeligen Brief geſchrieben hätte. Gegen die Herzensgüte, die aus dieſem wohlwollenden Blick ſprach, vermochte ſein Groll nicht Stand zu halten.

„Wie oft habe ich Ihres herrlichen Bildes gedacht“ fuhr der Dichter fort, „ich habe aber Ausgaben wie alle anderen. Jetzt komme ich direkt von meinem Verleger, und hier bringe ich Ihnen die Hälfte meiner letzten Arbeit. Gedichte für Farben — —“

Er nahm ſeine Brieftaſche hervor; Armand machte eine ablehnende Bewegung und ſagte unſicher: „Es geht nicht — Sie kommen zu ſpät —“

„Sie haben Ihr Wort gebrochen! An wen iſt das Bild verkauft?“

„Mr. Lamas hat es — —“

„Ah, den habe ich ja in der Taſche. Wie kamen Sie auf die Idee? Geldverlegenheiten vielleicht. Da hätten Sie ſich aber an mich wenden können.“

Ducroque richtete ſich hoch auf; jetzt kehrte die Erinnerung an die erlittene Unbill wieder zurück, und er rief mit blitzenden Augen: „Mein Herr, nach der Behandlung, die Sie mir damals zutheil werden ließen, konnten Sie nicht erwarten, daß ich jemals wieder Ihr Haus betreten würde.“

Der große Dichter betrachtete ihn erſtaunt.

„Damals, beim Diner“, wiederholte er langſam. „Ich weiß nur, daß Sie verſchwunden waren, als ich Sie meinem Freunde Thiers vorſtellen wollte. Schade, er iſt ein Kenner und — —“

„Unmöglich“, unterbrach ihn Armand immer heftiger werdend. „Sie hatten mich lächerlich gemacht — mich einen faden — trivialen Menſchen genannt —“

„Halt! Halt!“ rief Viktor Hugo, ſeine Hand auf Armands Arm legend. „Sie irren ſich! Wann hätte ich dies alles geſagt?“

„Während des Diners“, ſagte Armand verzweifelt. „In der Laune eines Augenblicks haben Sie meine ganze Zukunft vernichtet.“

Einen Moment ſtand der Dichter in tiefem Nachſinnen verſunken.

„Jetzt weiß ich“, ſagte er endlich, ſich an die Stirn faſſend. „Ich beſchwor Sie, das Unſchöne in der Kunſt, das Oberflächliche, Triviale

in der Form zu meiden, dachte aber nie daran diese Eigenschaften auf Ihre Person anzuwenden. Sie hatten mein Interesse erregt. Wie alle Dichter, bin auch ich ein Mensch, der sich von seinen Eindrücken und Stimmungen hinreißen läßt — ich hatte mich darauf gefreut, Sie bei mir zu sehen. Als Sie mir aber an jenem Tage mit erhobenem Glase entgegeneilten — da waren Sie seltsam verändert. In Ihrem Aeußern lag ein gewisses Etwas, das mich unangenehm berührte, ja gar meine Antipathie erweckte. Was hatten Sie doch mit sich gemacht?"

„Ich — ich —" stotterte Armand, „ich hatte mir die Haare schneiden lassen."

„Richtig!" rief der Dichter. „Da haben wir es. Dieser breite Scheitel, die Haarbüschel, die Ihnen bis an die Augen hingen und die Stirn verdeckten. Wer aber hatte Sie in dieser Weise zugerichtet?"

Armand zeigte schweigend auf Lisette.

„Ah, das ist also Ihre Delila. Sehen Sie nun, wie wahr die alte Geschichte ist. Ein Simson ohne Haare ist kein Simson mehr."

„Mein Gott!" seufzte Lisette. „Ich wollte nur das Beste."

„Daran zweifle ich nicht", meinte der Dichter lächelnd. „Und Sie werden kaum den arabischen Spruch kennen: Berühre nie den Schwanz des Pferdes, die Mähne des Löwen oder die Haare des Mannes."

„Nein, ich verstehe kein Wort arabisch", versicherte Lisette.

„Können Sie mir verzeihen", sagte Ducroque verlegen.

Viktor Hugo drückte ihm herzlich die Hand.

„Welche Frage! Zum Beweis bitte ich Sie, mich an diesem Donnerstag zu besuchen. Bis dahin wird Ihr Bild im Salon ausgestellt sein, und dann ist jede Vorstellung überflüssig. Welche Augen Thiers machen wird, wenn er erfährt, daß ich ihm zuvorgekommen bin."

Mit diesen Worten verabschiedete sich der große Dichter und ging leise vor sich hinsingend die Treppe hinab.

Kaum waren aber seine Schritte verhallt, so eilte Armand auf Lisette zu und packte sie heftig am Arm.

„Der Brief! Hat er den Brief erhalten?"

„Du meine Güte! Habe ich's nun wieder verkehrt gemacht", weinte Lisette. „Nein, er hat ihn nicht erhalten. Wir dachten ja alle, Sie seien verrückt geworden — und da behielt ich das Schreiben. Hier ist es —"

„Hurrah!" schrie Ducroque und schwenkte Lisette so hoch, als wäre sie eine Puppe. „Sie sind das gescheiteste Mädchen, das ich je gekannt habe, und kann ich jemals irgend etwas für Sie thun —"

„Uh! Halten Sie ein", wehrte Lisette, als der Maler Miene machte, das Manöver zu wiederholen. „Ich bin ein verlobtes Mädchen."

„Was sind Sie?" fragte Armand. „Ich dachte, Sie wären nur ein anständiges — —"

„Ja, das bin ich auch, so wahr mir Gott helfe", betheuerte Lisette. „Aber gestern hat sich Vetter Anastase erklärt, und wir wollen zusammen einen Salon für Haarschneiden eröffnen. Ich bitte um Ihre Kundschaft, wenn Sie sich später die Haare wieder schneiden lassen."

„Nie, nie", rief Ducroque lachend. „Dafür schenke ich Ihnen aber

etwas reelles. Sehen Sie hier, hundert Francs, um damit das Geschäft zu eröffnen."

„Hundert Francs!" rief Lisette noch immer mit Thränen in den Augen. „So viel Geld habe ich ja mein Lebtag nicht besessen. Das muß ich meinem Anastase zeigen." Und leicht wie ein Vogel schwebte sie die Treppe hinunter.

Armand trat ans Fenster, und sein Blick glitt über die vielen Dächer und Schornsteine der großen Stadt dahin. Dann zerriß er langsam das verhängnißvolle Schreiben, und während er mit den Augen die Papierstückchen verfolgte, die im Winde weißen Schmetterlingen gleich dahinflogen, sagte er leise: „Wie viel hängt doch im Leben vom Zufall ab! Beinahe hätte ich Viktor Hugos Freundschaft auf immer verscherzt! — Jetzt will ich beweisen, daß er sich nicht in mir geirrt hat, daß mir die Zukunft der Kunst wirklich gehört!"

Die Entstehung des Christustypus.

Von A. Auther.

In jeder Kunst, der antiken wie der christlichen, treten uns gewisse feststehende Typen entgegen, die von jedem Künstler beibehalten werden und in allen Kunstperioden gleichmäßig wiederkehren. Der großartigste Typus, welchen die griechische Kunst ausbildete, ist derjenige des Zeus, ihm entspricht in der christlichen Kunst der des Heilandes. In sämmtlichen Christusbildern, die wir betrachten können, kehren die nämlichen Züge wieder. Das ovale Antlitz mit der geraden Nase ist von langem Haar umrahmt, ein blonder Bart bedeckt Lippe und Wangen; ein ernstes ruhiges Auge giebt dem Gesicht einen feierlich majestätischen Ausdruck.

Man vermuthet unwillkürlich, daß die Bilder vielleicht auf ein altes beglaubigtes Porträt Christi oder auf zeitgenössische Ueberlieferungen zurückgehen. Und in der That wird sich jeder, der Italien bereist hat, einer Photographie erinnern, die in fast allen Buchläden ausliegt und als „das einzig richtige Porträt unseres Heilandes" bezeichnet wird. Als Original liegt ihr ein in Genua bewahrtes, noch von Pius IX. der Verehrung der Gläubigen empfohlenes Bildniß oder das sogenannte Schweißtuch der Veronica in der Peterskirche in Rom zugrunde. Aber beide Bilder sind geschichtlich werthlos, da sie nachweislich erst aus dem Mittelalter stammen. Und gerade so wie mit den Bildern steht es mit den angeblichen zeitgenössischen Beschreibungen, die ebenfalls durchgängig Fälschungen sind und nicht das Aeußere Christi selbst, sondern nur vorhandene Christusbilder beschreiben. In Wirklichkeit hat es niemals eine authentische Abbildung des Heilandes gegeben, noch ist eine glaubwürdige Nachricht über seine leibliche Gestalt erhalten. Im Gegentheil, die Zeitgenossen vergaßen die äußere Erscheinung Jesu neben seiner geistigen Bedeutung. Schon im Korintherbriefe des Paulus heißt es: „Wenn wir auch einst Christum nach dem Fleische kannten, so kennen wir ihn jetzt nicht mehr so." Und nicht minder bezeichnend ist die Ansicht des Origenes, daß Jesus gar keine bestimmte Gestalt gehabt habe, sondern den verschiedenen Menschen verschieden erschienen sei.

Die Frage ist also: Wie ist dann der Christustypus in der Kunst entstanden? und wir haben, um sie zu beantworten, die ältesten Denkmäler christlicher Kunstübung ins Auge zu fassen. Da treten uns schon aus der frühesten Zeit einige Darstellungen des Heilandes entgegen. Gemalt begegnet er uns an den Wänden und Decken der römischen Katakomben, eingemeißelt findet er sich auf zahlreichen Sarkophagen, ja sogar kleine Marmorstatuen kommen im Catranmuseum in Rom und im Museum von Konstantinopel vor. Aber alle diese Darstellungen sind nur symbolisch. Christus hatte sich in seinen Gleichnissen mit Vorliebe als den guten Hirten bezeichnet, und deshalb stellten ihn auch die Künstler unter dem Bilde des guten Hirten dar, indem sie antike Statuen des widdertragenden Hermes dabei zum Muster nahmen. Der Heiland trägt gleich Hermes ein Lamm auf den Schultern und den Hirtenstab in der Hand, der Oberkörper ist von einer kurzen Tunika bedeckt, das jugendliche Antlitz im Stile der griechischen Kunst gehalten.

Und dieser Typus wurde nun auch später beibehalten, als man im Laufe des dritten Jahrhunderts von symbolischen Andeutungen zu eigentlichen Darstellungen Christi fortschritt, als man versuchte, im Anschluß an das Neue Testament geschichtliche Scenen aus seinem Leben vorzuführen. Mag man die Reliefe einer Berliner Elfenbeinbüchse oder den römischen Sarkophag des Junius Bassus betrachten, überall hat man die Gestalt des bartlosen Jünglings vor sich. Dieselbe entsprach den Vorstellungen, die sich die alten Christen von ihrem Heiland gebildet hatten. Sie lebten in dem Glauben an den verklärten Herrn, dessen Wiederkunft sie erwarteten. Er galt ihnen als der „Chorführer des Lebens", als die „schönste Blume", als das „Licht, das keinen Abend kennt", und wurde dem entsprechend auch in der Kunst mit aller Schönheit der Jugend ausgestattet.

Erst im Beginne des fünften Jahrhunderts kommt der große Umschwung. Auf den Mosaikbildern, mit denen die neu erstehenden Kirchen geschmückt wurden, begegnet uns mit einem Male der Typus, wie er von nun an in der Kunst herrschend blieb. Christus, eine majestätische Gestalt, thront in der Mitte von Heiligen, das lange Haar ist in der Mitte gescheitelt, Kinn und Lippe von dichtem Barte bedeckt, die Rechte gebieterisch erhoben, das Haupt von einem goldigen Nimbus umstrahlt. Das Christusideal ist also ein ganz anderes geworden; an die Stelle des Jünglings ist der Mann, an die Stelle der Lieblichkeit die Erhabenheit getreten.

Wie kam es, daß man in dem fünften Jahrhundert von dem alten Typus abwich und einen neuen an seine Stelle setzte? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht schwer, wenn man sich erinnert, daß das fünfte Jahrhundert in der christlichen Dogmengeschichte eine besondere Rolle spielt. Es war die Zeit, in welcher der arianische Lehrstreit seine Entscheidung fand, die Zeit, welche das Dogma schuf, daß Christus nicht nur gottähnlich, sondern selbst wahrer Gott, dem Vater gleichwesentlich sei. Diese neue Lehre mußte naturgemäß auch auf die Kunst zurückwirken. Wer durchdrungen von der Gottgleichheit Jesu vor die Bilder des Herrn trat und in die jugendlichen Züge des guten Hirten blickte, mußte fühlen, daß Bild und Dogma sich nicht mehr

deckten. Den Eindruck des Mächtigen, Uebermenschlichen mußte jetzt das Bild hervorrufen, und um diesen zu erreichen schuf man das neue Christusideal, das mit seinem gewaltigen Auge und seinem lang herabwallenden Haupt- und Barthaar an den antiken Zeus erinnerte.

Gerade der Christustypus ist also ein Beispiel dafür, wie die Kunst ihre Ideale aus sich selbst heraus entwickelt, wie sie lange sucht, bis sie den richtigen Ausdruck gefunden hat, der dann, wenn er gefunden ist, für alle Zeiten festgehalten wird. Denn nun, nachdem einmal die Umrißlinien festgestellt waren, ist kein Künstler mehr davon abgewichen. Selbst die großen Meister der Renaissance, so oft sie auch das Lied „von der sündigen Menschheit Erlösung" sangen, bewegten sich immer in den alten Bahnen. Mochte in der italienischen Kunst der verklärte Christus verherrlicht oder mochte in der deutschen das „Haupt voll Blut und Wunden", der leidende, verspottete, gemißhandelte Jesus geschildert werden, der allgemeine Typus blieb stets der gleiche. Er tritt uns auf dem Abendmahle Leonardos und den Teppichen Rafaels nicht minder wie in den großen Passionswerken unseres Dürer entgegen. Wenn Michelangelo in seinem jüngsten Gericht eine jugendlich bartlose Gestalt von herkulischem Körperbau vorführt, so war das eine That, wie nur Michelangelo sie wagen durfte. An etwas festgewurzeltem, durch die Jahrhunderte sanktionirtem darf man ungestraft nicht rütteln. Diese Erfahrung haben auch unsere neueren Künstler gemacht, die nur in Absonderlichkeiten verfielen, so oft sie, um originell zu sein, an die Stelle des alten Christusideals ein neues zu setzen suchten.

Vom Wohlthun.

Sei wie der Fruchtbaum und je mehr des Regens
Das Glück Dir spendet, spende Du des Segens.
Persisch.

Nirgends wird so viel vom Wohlthun, von „Werken christlicher Barmherzigkeit", von „humanen Pflichten" geredet, als unter den Reichen und Hochgeborenen und nirgends, wenn man's genau nimmt, so wenig davon verstanden! Was ich da ausspreche, mag hart, vielleicht ungerecht klingen, wenn man es so schlankweg, ohne beschönigendes Mäntelchen sagt und läßt sich doch rechtfertigen; ich will versuchen es zu thun!

Wer sein Leben lang in behaglichem Wohlstand aufgewachsen ist, empfindet bei einigermaßen gutmüthiger Gemüthsveranlagung ein intensives Bedürfniß von seinem Ueberflusse auch anderen mitzutheilen. An dem „Wie" aber, an dem verhängnißvollen „Wie" scheitert mehr denn ein gutes Wollen. Man kann doch nicht selbst in all' den elenden Gassen und Gäßchen herumkriechen, in denen das Elend sich verbirgt, man darf sich doch nicht der Gefahr preisgeben, im Kontakte mit jenen armen, vom Schicksal Verfolgten, allen möglichen ansteckenden Krankheiten ausgesetzt zu werden, nur um ihre Noth zu stillen! Die Selbsterhaltung ist ja auch eine der vom Schöpfer gebotenen Pflichten! Wenn man bei Sammlungen öffentlicher Wohlthätigkeit reichlich subskribirt, so hat man allem genüge geleistet, was billigerweise gefordert werden kann. Wollte man der richtigen Verwerthung jedes Hellers, welchen man für das Gemeinwohl opfert — selbst nachgehen — wo käme man dahin? So denken die einen.

Die anderen wieder plaidiren für das Vereinswesen, erstens bieten die obligaten Sitzungen nebst dem erhebenden Bewußtsein, daß jedes Wort, welches da von kompetenter Seite fällt, zum besten der hilfsbedürftigen Nächsten gesprochen ist, auch noch anregende Abwechselung, ja selbst gelegentlich mehr oder minder amüsanten und mediſanten Klatsch. Ferner führen diese Sitzungen häufig zu Beschlüssen, welche in ihren Folgen inhaltsreich sind, zu Beschlüssen, die sich endlich als Wohlthätigkeitskonzerte, als Bälle, als Dilettanten-Vorstellungen entpuppen. Bei diesen ist das junge Volk gerne zu finden, weil es sich zu amüsiren hofft, oder auch weil die eine oder die andere mehr oder

minder ernste Herzensidylle sich abspielen soll. Die Mamas stellen sich zu solchen Unterhaltungen gern ein, entweder weil sie selbst noch Anspruch erheben an die Sonnenseiten des Lebens oder weil sie es lieben durch kluge Winkelzüge einzugreifen in die Lebensschicksale ihrer Kinder. Nebenbei hat man, sobald man irgend einem Wohlthätigkeitsvereine angehört, das Vergnügen seinen Namen zuweilen so recht schön ins Auge stechend mit fetter Schrift in der Zeitung zu lesen, man wird als „lady patroness" genannt, es wird erwähnt, daß man mit Anmuth die Honneurs machte auf irgend einem Balle, daß man eine schöne Toilette trug, die bis in ihre kleinen Einzelheiten beschrieben ist. Zuweilen wird sogar hervorgehoben, daß Gräfin H., Baronin Z., Frau v. Y. großmüthig diesen oder jenen namhaften Betrag zu irgend einem wohlthätigen Zweck gespendet hat, kurzum, man giebt den Leuten Stoff zu reden, und Männer wie Frauen in der guten Gesellschaft haben in gar vielen Fällen die Schwäche gern von sich reden zu lassen.

Der Drang wohl zu thun, sei es nun, daß derselbe innerstes Herzensbedürfniß einer edlen Seele — sei es, daß er nur eitlen Motiven entspringt, liegt — ich möchte es mit Bestimmtheit behaupten — in der Mehrzahl menschlicher Naturen, aber nur wenige verstehen es, herzerquickend zu geben, ohne zu verletzen, so zu geben, daß die Freude an der Gabe selbst momentan in den Hintergrund tritt vor Vergnügen über die feinsinnige Art, wie dieselbe gespendet ward.

Mit dem Schenken allein ist es nicht abgethan, auf das „Wie" kommt es an, und das „Wie" sollte jenen nach Möglichkeit anerzogen werden, denen die Natur diese Gabe nicht mit in die Wiege gelegt, dann würde weit mehr Freude herrschen und Frohsinn.

Spendet der Millionär seinen minderbegünstigten Nebenmenschen von seinem Ueberflusse, so wäre dies eigentlich etwas Selbstverständliches, leider aber greifen Selbstsucht und Mangel an Theilnahme für das Weh der anderen so sehr um sich, daß wir uns daran gewöhnen, die Großmuth des reichen Spenders mit staunendem Lobe hervorzuheben, anstatt dieselbe als naturgemäß — wenn auch menschlich warm empfunden — anzusehen.

Werth kann eigentlich nur die Gabe haben, welche von Herzen kommt, mit dem Herzen gegeben ist, wenn sie auch keine namhafte Summe repräsentirt. Werth hat die Gabe des Reichen, wenn sie in liebenswürdiger Weise geboten wird, größeren Werth jene, die der Arme mühselig sich erspart, um damit einem anderen, vielleicht noch ärmeren beizustehen, eine Freude zu machen.

Ich habe einst einen Fürsten gekannt, der ungezählte Millionen besaß und aus warmem Herzen jedem dankte, der ihm die Möglichkeit bot wohl zu thun, sich als den Schuldner jener Leute ansah, die ihm den Weg zeigten, wie ein Werk der Barmherzigkeit im stillen zu üben sei. Das war ein Grand Seigneur dem alle nachstreben sollten, alle jene Bevorzugten, die dem high life angehören und denen es bei einigem guten Willen so leicht gemacht wird, sich Freunde und Verehrer zu schaffen.

Es sind mir im Leben auch einzelne Menschen begegnet, die — selbst mit knappen Mitteln ausgestattet — wenn es sich darum han-

delte anderen oftmals kostspielige Freuden zu machen, stets in der Lage waren dies zu thun — weil sie buchstäblich genommen — um irgend eines theuren Wesens willen sich den Bissen vom Munde absparten und es doch verstanden, diese ihre Selbstüberwindung den Blicken ihrer Nächsten vollständig zu verbergen, um jenen die Freude an dem erhaltenen Geschenke nicht zu verringern. Solche Charaktere gehören aber zu den rare avis und die Mehrzahl der Menschen verdirbt dem Beschenkten die Freude an der Gabe durch ein vielleicht achtlos hingeworfenes Wort, durch eine Miene, einen Blick, der den anderen verletzen muß, besonders wenn er selbst nicht in der Lage ist, sich für Erhaltenes zu revanchiren und dasselbe folglich als Wohlthat empfindet.

Der Arme, ja selbst der, welcher sein bescheidenes Auskommen hat, dieses aber mühselig verdienen muß — ist sehr empfindlich. Leicht ist er geneigt in allem, was man für ihn thut, geringschätzende, herablassende Gönnermiene zu sehen, ja selbst da, wo dieselbe nicht zur Schau getragen wird. Der Arme ist mißtrauisch, und es gilt dieses Mißtrauen zu ersticken, was sich nur dann thun läßt, wenn der Gebende liebenswürdig bittend auftritt, sich nicht als großmüthiger Spender verhimmeln läßt, sondern vielmehr dem Beschenkten dankt, daß dieser ihm die Freude bereitet, sich selbst ein Vergnügen anthun zu dürfen, indem er einen Bruchtheil seines Ueberflusses nutzbringend verwerthe.

In diesem Sinne sollte das Geben aufgefaßt werden, will man edel das Nehmen erleichtern, und wer selbst erfahren, wie weh das Armsein thut, wird auch in der Art des Gebens höchst selten einen Verstoß begehren, der das Gemüth verletzt, natürlich vorausgesetzt, daß ihm nicht mit dem wachsenden Wohlstande das zarte Empfinden in Verlust gerathen sei, was, zur Ehre der Menschen sei es gesagt, doch nur in den allerseltensten Fällen vorzukommen pflegt und stets auf Geistes-Armuth hinweist.

Weil aber nicht alle „arm" auf die Welt kommen und erst nach und nach ihre pekuniäre Lage verbessern, weil vielmehr die Reichen und Hochgeborenen keinen unwesentlichen Prozentsatz der Bevölkerung bilden, dünkt es uns, daß die Kunst geben zu lernen ein Thema wäre, welches unsere Jugendfreunde und Pädagogen, die Lehrkräfte besserer Stände, die Hofmeister und Erzieherinnen ganz ernstlich ins Auge fassen sollten. Es dürfte dies für das Glück, für das Gemeinwohl vielleicht nützlicher sein, wie das umfassendste Studium mancher grundgelehrten Hypothese und dadurch der schöne Ausspruch „Geben sei seliger denn Nehmen" immer mehr Anhänger finden, welche denselben nach dessen wahren Sinn zu deuten und zu üben verstehen.

Max v. Weißenthurn.

Die Rokoko-Uhr.

Von A. Engel.

Ich hatte eine Uhr geschenkt bekommen, eine ganz winzige Stehuhr, das reizendste was man sich denken kann.

Auf den Seiten befanden sich Figuren in Goldgrund, allerlei Symbole, die sich jeder deuten kann, wie er will.

Auf der einen Seite sitzt in einem großen Nest ein ganz kleiner Mensch, so wie der liebe Gott die Menschen zuerst zu erschaffen pflegte ohne jegliches Menschenbeiwerk, bis auf ein blaues Tuch, das recht großmütterlich um die blonden Locken geknüpft ist.

Die Luft ist erfüllt mit Schneeflocken, so daß einem ordentlich gemüthlich dabei zumuthe wird. Vor dem Nest aber sitzt ein Spatz und mustert den Eindringling, der eben vom Himmel herniedergeschneit scheint, mit bedrohlich resoluten Blicken, und der kleine Weltbürger steckt verlegen den Finger in den Mund und sieht recht hilflos aus, als wollte er sagen: lieber Spatz, ich kann ja nichts dafür, daß ich hier drin sitze.

Auf der anderen Seite reitet ein anderer Amoretto auf einer Schildkröte, indem er ungeduldig die Peitsche schwingt.

O Leichtsinn der Jugend, der die Zeit nicht schnell genug verrinnt, die sie künstlich spornt und treibt, um sich endlich zu früh am Ziele zu finden; vor sich Leere, hinter sich Schatten-Gespenster genossener Freuden.

Der Künstler hat sich geirrt, indem er die Schildkröte als Symbol der Langsamkeit wählte, denn Schildkröten sind keine so langsamen Thiere, wie man anzunehmen pflegt. Das weiß ich aus Erfahrung, da ich manchen Spaziergang im Garten mit meinen beiden zahmen Thieren dieser Gattung gemacht habe, und die Menschen irren, indem sie die Zeit für ein schleichendes Beförderungsmittel des Menschen zum Grabe halten. Doch ich wollte von der Uhr reden. Auf der Rückseite bläst ein Amor die Flöte eines Faun. Die Vögelein lauschen den Klängen und immer neue fliegen herbei.

Ach, wer ließe sich nicht von den süßen canti d'amore locken!

Vorne unter dem Rosa-Zifferblatt befindet sich ein anderes Paar verkörperter Amoretten. In seinen Händen ruht eine Sense, sie hält ihm lächelnd ein Stundenglas entgegen.

Meine Phantasie ist nicht immer kompetent im Deuten, da sie leicht dabei auf Abwege geräth.

Ich weiß deshalb nicht, ob ich in dem Bilde richtig einen Wink zur süßen Muße nach des Tages Arbeit zu entdecken glaubte.

Ich freute mich närrisch über die Uhr, und beschloß sie gleich am Abend vor mein Bett zu stellen, da sie trotz ihrer Schönheit und ihres eigentlichen Zwecks, eine nützliche Eigenschaft besaß, nämlich einen

Eine Weinprobe.
Nach dem Originalgemälde von A. Müller-Lingke.

Wecker. Da nun Morpheus eine meiner Lieblingsgottheiten ist, so war mir ein leitendes Prinzip, das mich vor den Ausschreitungen in seinem Kultus bewahrte, sehr willkommen.

Die Bedenken meiner Mutter, daß ich bei meiner Nervosität den lauten Schlag des Pendel in unmittelbarer Nähe meines Bettes nicht ertragen würde, besiegte ich durch die Erklärung, daß das Ticken einer Uhr stets ein sehr anmuthendes Geräusch für mich gewesen sei.

Es war merkwürdig; an dem Abend konnte ich nicht schlafen.

Es waren keine großen Gedanken, welche, sich durch mein Gehirn wälzend, die Räderwerke meines Geistes noch nicht zur Ruhe kommen ließen; nicht die Erinnerung an genossene, noch die Erwartung zu genießender süßer Stunden ließ mein Herz so hastend schlagen. Aber das Pendel der Uhr schlug hastend. Die Uhr störte mich. Ich fühlte, wie mein Gesicht brannte, meine Pulse unregelmäßiger flogen.

Ich dachte nicht an die Probleme, welche unsichtbar in der menschlichen Natur verborgen liegen, ich dachte nach über das Temperament der Uhren.

Es ist wahr, was ich von dem Angemuthetsein, vom Geräusch eines Pendel gesagt, aber jetzt war mir klar geworden, daß selbst die Pendel nicht gleich sind.

Ich hatte das schwerfällige, bedächtige Ticken einer möglichst alten Wanduhr gemeint. Das hat so etwas beruhigendes, ein Zeichen, daß das Zeit ihren Lauf nimmt, nicht zu langsam, nicht zu schnell. Sie führt alle über alles hinweg und bringt alle ans Ziel.

Diese Uhr raste; und ihrem Rasen suchte sich mein Athem, meine Pulse, meine Gedanken anzuschließen, so daß endlich alles in mir und um mich herum wirbelte wie ein wahrer Hexensabbath.

Nun begann es noch neben mir zu wispern. Das Rokoko-Pärchen unterhielt sich.

„Mon Dieu! wie sieht es hier langweilig aus", seufzte er. „Und sieh' nur dies alltägliche Menschenkind, das dort im Bett die schönsten Stunden verschläft, in denen sonst Rosadämmerlicht ein Gemach erfüllte, geschaffen, Träume im Wachen darin zu träumen, und nicht jene bizarren, welche die Willkür des Schlafes einem vorgaukelt. Ach, jenes Rosalicht!"

„Schweig doch mit Deinem Rosalicht, ich kenne das ja schon alles!" unterbrach ihn seine Schäferin. „Du hast es vergessen!" erklärte er peremtorisch. „Ach, jenes Rosalicht, das alles in einen so geheimnißvollen Dämmerschein füllte, so viel verbarg und noch mehr ahnen ließ." „Schweig' doch mit Deinem Rosalicht, es wird mich noch melancholisch machen", seufzte sie. Er echote. „Es sieht hier wirklich sehr langweilig aus", sagte er. „Sieh nur, wie unordentlich dem schlafenden Menschenkind das dunkle Haar über die Stirn fällt; nichts von einem Zopf, nichts von Puder. Ach, der Zopf! — Siehst Du hier auch nur einen Flitter von Seide? Nein, nichts von Parfümerien, die unsere Sinne auf ihren zarten duftigen Wölkchen in eine andere Welt tragen könnten. Hier riecht es nur nach Luft. Den ganzen Tag haben ja auch die Fenster offen gestanden, und Luft von draußen ist hereingedrungen, ganz gemeine, natürliche Luft, wie sie auch der Plebs athmet, horrible! Sieh nur, dort steht eine hohe weiße Gestalt", so setzte er seine Be-

obachtungen fort. „Sie hat Flügel wie die Amoretten, aber wie ernst sieht sie aus. Es ist kein Amor, es ist ein Engel. Er weist nach oben. Weißt Du, was das bedeutet? Ich weiß es nicht, aber es ist mir unheimlich. Ich muß fortsehen. Dort stehen ja Bücher. Bücher und nichts als Bücher. Und alles klassisch. Auch die Atmosphäre bedrückt mich. Das Klassische wirkt auf mich wie Staub; es benimmt mir den Athem. Es steht mit seinem verwitterten Hünenleib auf Schutt und Trümmern. Das einzige, was es im Zimmer der Marquise zu lesen gab, waren Liebessonette auf rosa Papier."

„Laß doch die alten Geschichten."

Weiter schien die Rokoko-Gefährtin nichts sagen zu können: „Alte Geschichten" mit Variationen. „Sieh dort sind wirklich Frauenporträts; ein Frauenkopf über dem Schreibtisch. Doch das sieht alles aus, als wäre es für den Bewohner auch „alte Geschichten." — Glaubst Du, daß es noch Marquisen giebt?" — „Alte Geschichten"! lallte das Baby von der anderen Seite.

Das hatte es gelernt, und es waren seine ersten Worte, die es sprechen konnte.

„Naseweiser Balg, der noch nicht einmal aus dem Neste gekrochen", murmelte ergrimmt der beflügelte Schnitter. „Das ist die moderne Jugend, für die sind alles „alte Geschichten". Sie selbst lebt nicht, denkt nicht, fühlt nicht, erfährt nichts. Sie plappert anderen ihr ganzes Leben nach. Glaubst Du, daß es noch Marquisen giebt?"

Ja, aber ich glaube, sie sind auch langweilig", seufzte resignirt die Gefährtin. „Erzähle nur seine Geschichte, vielleicht wird es mir dann nicht so schwer das Stundenglas zu halten."

Er war ganz befriedigt. „Ja, die Marquise", sagte er. „Weißt Du noch, als wir auf dem Kamin standen, was spielten wir da für eine Rolle."

Die Marquise drehte fortwährend am Zeiger. Einen Morgen stellte sie ihn zurück, und als die Zofe den Marquis meldete, wurde er zwar eingelassen, aber: „Sie kommen ja zu früh, Marquis!" hieß es, indem man erstaunt schien, ihn zu sehen.

„Ich komme zu früh", sagte er enttäuscht, „o, das ist schlimm für mich. Zu früh heißt so viel als nicht ersehnt." Doch dann hellte ein Lächeln des Triumphes seine Züge auf. „Ist's denn ein Wunder, wenn ich zu früh komme? Wer ist daran Schuld als Sie selbst. Ertrage ich nicht wie ein Held die langen Stunden der Nacht, die vielen des Tages? Ist's nicht ein verzeihliches Verbrechen, wenn nach siegreichem Ausharren die Kraft in der letzten Stunde versagt und man kommt zu früh?"

Sie warf uns einen Blick des Einverständnisses zu und verzieh.

Einen anderen Morgen stellte sie die Zeiger vor.

„Ihre Worte sind inhaltlose Phrasen, Marquis. Es ist möglich, daß Sie zu mir zu spät kommen. Sie sind angenehmer beschäftigt gewesen, warum haben Sie sich stören lassen?"

„Soll ich die Launen Ihrer Uhr büßen", rief der Marquis hitzig. Dann lag er zu ihren Füßen und bat um Verzeihung.

O, die Marquise wußte wohl, warum sie die Zeiger zurückgestellt hatte.

Der Marquis war nicht ihr Mann. Das wäre prosaisch gewesen. Der wirkliche Marquis, der Herr des Hauses, erschien jeden Morgen im Boudoir seiner Gemalin, küßte ihre Fingerspitzen, fragte nach ihrem Befinden, lächelte galant erfreut, wenn die Antwort günstig lautete und verschwand, um einem andern Platz zu machen, und anderswo den Platz eines andern einzunehmen. Der andere ließ nicht auf sich warten, und wie flog die Zeit dahin, wenn er da war.

O, das rosa Dämmerlicht! o, diese Duftwellen, die jedem Vorhang im Zimmer, die dem Haar der Marquise, den Spitzen ihres Gewandes, entquollen. Die plebejische Sonne durfte ihr indiskretes Auge nicht in das Heiligthum werfen. Schwere Teppiche schützten die Nerven vor jedem Geräusch. Alles war ein süßes Geheimniß.

„Ach ja", seufzte die Dame mit dem Stundenglas.

Und welch' ein Feuerwerk ließ die Liebe durch den dämmrigen Raum spielen. Raketenschwärme von heißem Flehen, glühenden Betheuerungen flammten auf. Flimmersterne geistreichen, süßen Liebesgeflüsters blitzten und sprühten; und stilles Rosenlicht legte sich in schweigenden, seligen Stunden wie Himmelsentzücken um ihre Herzen.

Ach, ich werde poetisch und wenn man poetisch wird, redet man so leicht Unsinn.

Es war wieder einmal sehr hübsch, als der Marquis, der Gatte, dessen Nahen der Teppich tückisch verschwiegen, hereintrat.

„Ich störe", sagte er. „Es thut mir leid in einem unrechten Augenblick gekommen zu sein. Sie werden sich mit mir schlagen, mein Herr Marquis."

Er verbeugte sich zierlich. Der andere auch.

„Zu Ihren Diensten, mein Herr."

Und die Marquise wußte, daß ihr Gemal ihr gerne ihre kleinen Zerstreuungen gönnte. Er war eben zur unrechten Zeit gekommen, und als Kavalier mußte er sich schlagen. Die beiden Männer verschwanden. Vorher verbeugte sich der Liebhaber tief.

„Au revoir, mein Herr" sagte die Marquise mit graziösen Lächeln. Dann betupfte sie mit ihrem Taschentuch ihre mouches und biß dabei mit ihren Zähnchen wie ein Mäuschen in den feinen Battist.

Sie hat uns lange ansehen müssen bis jemand wiederkam. Schon hatte sie ein paar Mal die weißen Finger an das Zifferblatt gelegt. Doch was half es ihr? Konnte sie der Zeit befehlen?

Es kam jemand; es war ihr Gemal.

„Es thut mir leid, Madame, wenn es nicht der Rechte ist."

„Wo ist Ihr Rival?"

„Mein Kammerdiener fährt ihn soeben in meiner Equipage in sein Palais."

„Ist er verwundet?" fragte sie gleichgiltig.

„Nein, er ist todt. — Es thut mir leid, Madame. Aber sollte ich mich todt schießen lassen?! Das hieße die Galanterie zu weit getrieben. Ich bin zu jung, Madame, ich habe die Rechnung meines Lebens noch nicht quittirt."

Von der Stunde an wurde es langweiliger. Die schöne Marquise sah oft lange auf die Zeiger der Uhr. Ich glaube, sie hätte gerne gesehen, sie wären schneller fortgeschritten.

Die Rosa-Briefchen hörten auf mit den Besuchen des Marquis. Dafür kam bald ein anderer, der Abbé. Die arme Marquise war bigott geworden; ich glaube aus langer Weile.

Der Abbé trug nicht einmal einen Zopf. Wie elegant fiel der des Marquis auf seinen himmelblauen Sammetrock. Wie reich und stattlich sah er aus in diesem Rock mit den breiten Goldstickereien. Wie zierlich schmiegte sich der Degen seinen Bewegungen an, und wie selbstbewußt legte er die weiße, schmale Hand, über welche die kostbare Spitzenmanschette, sie halb verdeckend, fiel, auf den künstlich gearbeiteten Griff desselben. Der Abbé erschien immer schwarz und duster wie das böse Gewissen. Sein Gewand hing vom Hals bis zu den Füßen gleich schwarz und formlos herab, so daß, wenn man den ganzen Abbé auf den Kopf gestellt hätte, man kaum diese Verwechselung bemerkt haben würde. Außer der Bigotterie hatte die Frau Marquise noch eine Beschäftigung — das Spiel.

Ich glaube, weil es dabei noch etwas zu fürchten und zu hoffen giebt — denn sonst hatte sie, glaube ich, nichts mehr zu fürchten und zu hoffen — wenn es auch nur schnödes Geld war.

Eines Tages trat der Gemal in ihr Gemach.

„Dies Schloß gehört nicht mehr uns; ich habe alles verloren und viele Schulden", sagte er.

„Sie haben gespielt?!"

„Wie Sie, meine Liebe. Ich habe also keine Schuld, nur Unglück."

„Sie haben nicht den Muth sich todt zu schießen. Sind Sie noch zu jung zum sterben?"

„Ich fürchte, ich werde mich mit 80 Jahren auch noch zu jung zum sterben fühlen."

„Ich aber bin zu alt, eine solche Veränderung unserer Verhältnisse zu ertragen."

„Mein Gott, Madame, nicht solche voreilige Energie! Was werden Sie thun?"

„Gut, also keine voreilige Energie, ich werde mich besinnen. Dazu muß ich aber allein sein."

Er verbeugte sich und ging.

„Voreilig", sagte sie. Sie sah uns an. „Die Uhr geht fort. Aber auch nur die Uhr. Für mich steht sie längst still. Mir bringt sie nur das Alter."

Sie sah in den Spiegel. Ihre Züge waren noch ebenso schön wie früher. Aber sie sah müde aus, sehr müde. Sie klebte noch ein Schönpflästerchen an die Wange, noch eins.

„Es nützt nichts," sagte sie, „es ist gleich."

Da trat der Abbé herein, ehrerbietig schleichend wie immer.

„Die Kirche wird fortan nichts mehr von mir haben, als meine Ergebenheit, ehrwürdiger Vater, wir sind jetzt arm wie die Mäuse in Euren Heiligthümern."

O, wie sich das Gesicht des Abbé verzerrte. Ich glaube, seine Seele war noch schwärzer als sein Rock.

„Verspielt!" knirschte er. „So sei diese sündenbeladene Schwelle verflucht, daß mein Fuß sie jemals betreten."

Die Marquise war eine kluge Frau. Sie lachte, als der Abbé sie verlassen. „O heilige Toleranz und Selbstlosigkeit!“ höhnte sie.

Dann nahm sie aus einem kostbaren Kasten ein Fläschchen, goß dessen Inhalt in einen goldenen Löffel und ließ ihn über ihre rothen Lippen gleiten. Dann ließ sie sich auf den Sessel nieder, auf dem sie immer gesessen, wenn der Marquis da war. Sie lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

„Meine Uhr stand längst still, adieu ma vie!“

Sie erwachte nicht wieder.

Als der Marquis hereintrat, erbleichte er.

„Mon Dieu, Frau Marquise! Sie ist todt. — Ich kann's nicht fassen, aber sie ist todt — todt!“

Er stand rathlos da wie ein Kind.

„Wie sie schön ist! Eh bien, Madame, eine Memme bin ich nie gewesen. Es ist greulich zu denken: todt! Aber —“ er zog seinen Degen — „eine Frau soll mich nicht beschämen. Ich folge Ihnen, Madame, das ist Kavalierspflicht.“

Er senkte die Spitze seines Degens in sein feines Spitzenjabot, und tiefer und tiefer bis dies purpurn gefärbt war wie sein dunkler Sammetrock.

Nun war der Marquis auch todt. Du weißt, wir wurden mit dem ganzen Hause verkauft. Der neue Besitzer bewohnte es nie. Wir wurden wenigstens in unseren Träumen nicht gestört. Es wurde immer mehr anders, immer trauriger.“

„Klage nur nicht mehr,“ sagte die Rokoko-Dame, die schweigend zugehört. „Einmal werden auch wir zerstört werden. Die Uhren werden aufhören zu gehen; alles wird aufhören. Mein Stundenglas wird zerspringen und —“

Trrrrrrr —

Ich fuhr in die Höhe. Mein erster, noch schlafverwirrter Blick, suchte das Rokoko-Paar.

Die Amoretten spielten friedlich und harmlos auf goldenem Grunde. Aber es war der Wecker meiner neuen Uhr, der mich unbarmherzig meinen Träumen entriß.

Und ich hätte so gerne noch ein bißchen geschlafen.

Pariser Küche.

Von Eugen von Jagow.

Ich würde als Ueberschrift ein: „Paris, wie es ißt und trinkt“ gewählt haben, wenn dies an „Berlin wie es weint und lacht“ anklingende Wort nicht nach Reklame schmeckte. Jedenfalls bitte ich das Wort „Küche“ im weitesten Sinne des Wortes zu fassen.

Man hat die Pariser Küche als die hohe Schule der Kochkunst bezeichnet, und, wie ich glaube, zum Theil nicht mit Unrecht. Sie glänzt beispielsweise durch ihre wundervoll pikanten Saucen, durch ihre schmackhafte Zubereitung der Fische, Filets und Entremets. Aber damit ist

leider nicht gesagt, daß es neben einem Paris, das gut und viel ißt, nicht ein anderes existirt, das schlecht, wenig und tageweis gar nichts ißt. Zwar giebt es etliche reiche Menschenfreunde, welche Bons auf Fleisch oder Brod unentgeltlich verabfolgen, auch fehlt es nicht an sogenannten „Fourneaux“ und anderen Wohlthätigkeitsanstalten, aber ganz abgesehen davon, daß deren Zahl nicht ausreicht, zumal in dieser Zeit der Arbeitslosigkeit und industrieller Krisen, ist der Zutritt nicht ohne Legitimation und andere Weitläufigkeiten gestattet. In dem, so oft in den Werken der modernen Romanziers beschriebenen, von den Arbeiterklassen bewohnten Stadtvierteln findet der Hunger daher nur zu zahlreiche Opfer, und leider nicht nur unter den Bettlergestalten, deren verkommenes Aussehen nicht selten lediglich die Konsequenz des zunehmenden Alkoholismus und andere Ausschweifungen oder gar ein künstliches ist. Ist auch das Elend der Pariser Arbeiterfamilien im großen und ganzen nicht so furchtbar, nicht in so widerlicher Gestalt sich dem Auge aufdringend, wie in den, von Irländern bewohnten Stadttheilen Londons, so nimmt es doch bisweilen ebenfalls Formen an, deren Beschreibung ich mir zu erlassen bitte. Meine Leser werden sich dasselbe vielleicht selbst ausmalen können, wenn sie sich die Thatsache vergegenwärtigen, daß die Leihämter, trotz der beständig zunehmenden Arbeitslosigkeit, doch keinen Zuwachs in der Zahl der verpfändeten Gegenstände konstatiren, aus dem einfachen Grunde, weil die, zur völligen Misère Herabgesunkenen überhaupt nichts mehr zu verpfänden haben. Und so sind denn in der Weltstadt der Civilisation, im „Herzen der Welt“, wie sich Hugo ausdrückt, Zustände möglich, deren Anblick die französische Presse vor einer zu pharisäerhaften Verurtheilung der Deutschen doch wahrlich abhalten sollte.

Der Kulturhistoriker wird zur Zeit der beiden, in Frankreich üblichen Hauptmahlzeiten (warmes Frühstück zwischen 10 und 1 Uhr, Diners zwischen 5 und 9 Uhr) in den großen, wie in den kleinen, „marchés“ genannten Markthallen stets hochinteressante Studien machen können. So finden sich in denselben, vom Volksmund mit „Harlekinwinkel“ bezeichnete Abtheilungen, in denen sich nur der blinde Hunger einen lukullischen Genuß bereiten kann. Brod, Kartoffeln, Rüben von dem abstoßendsten Aussehen, aber auch Hühnerbratenreste und ähnliche zweifelhafte Delikatessen werden hier feilgeboten, welche letztere so manchen wehmüthig an bessere Tage erinnern mögen. Aber um sie ist es dem Verschmachtenden seltener zu thun; sein Magen fordert Fleisch und heißgierig fällt er darüber her, wenn es auch zehnmal vermodert und verdorben ist. Giebt es für den, der vielleicht nur einmal im Jahre sich solche warme Mahlzeit gestatten kann, etwas verführerischeres als Fleisch?

Woher kommen nun jene, im Harlekinwinkel ausgebotenen Speiseportionen, an denen sich, in guten Tagen, bisweilen eine ganze Familie gütlich thut? Unwillkürlich kommen einem da die Wandlungen in den Sinn, welche ein Stück Zeug durchzumachen hat. Zuerst im glänzenden Schaufenster des fashionablen Pariser Schneiders, dann beim Krämer, und schließlich, als des Lumpensammlers würdig, im Rinnstein. Jene Speisereste also sind in den zahlreichen, billigen Restaurants aufgekauft, die ihrerseits wiederum ihren Hauptbedarf den Ueber-

bleibseln der großen Restaurants, der Schulen, der großen Magazine entnehmen, in deren „Sous-sols“ oft hunderte von Beamten gespeist werden.

Betrachten wir nun die billigen, oft ganz elegant mit goldumrahmten, großen Spiegeln geschmückten Restaurants, in denen man für zwanzig bis fünfundzwanzig Sous die famose „Suppe, zwei Gänge (Fleisch und Gemüse), Dessert, Wein und Brod à discretion“ erhält. Es versteht sich von selbst, daß die Reben jenes Weines ausnahmslos in den Pariser .... Kellern der Weinhändler und Epiciers gewachsen sind! Wie mancher Pariser, der kleine Beamte zumal, findet in den erwähnten Restaurants seine tägliche Nahrung, welche der vorher geschilderten Kategorie als unerhört üppig, als ein niemals zu verwirklichendes Ideal vorschwebt. Nichts belustigender, als die Verwunderung, mit welcher der eben eingetroffene Provinziale auf das ihm gebotene, reiche Menu blickt! „Wie?“ ruft er aus, „alles das für einen Franc? Sind denn die Pariser gar nicht zufrieden zu stellen?“ Und schleunigst trifft er unter den ausgesuchtesten, seltensten Namen die raffinirteste Auswahl, will er doch während seines kurzen Aufenthalts Feinschmecker sein, sich Genüsse spenden, die ihm daheim versagt sind: Lachs mit fremdartig klingender Sauce, lauter schöne Dinge à la so und so. Der gewitzigste Pariser aber sitzt lächelnd und beobachtend daneben, kennt er doch die Herkunft jener Wunderspeisen, und läßt sich, zur großen Betrübniß des Wirthes, ein einfaches „Biftek“, wie der Franzose schreibt, oder ein Stück Hammelbraten serviren, so gleichsam auf Kosten des Nachbars speisend.

In den eleganten Restaurants, bei Brébant, im Café Anglais, Café Riche ꝛc. mit ihren verhältnißmäßig engen, niedrigen Räumen, ihren kleinen Tischen, ist die Auswahl der Speisen stets eine große und deren Qualität meist eine vorzügliche; leider sind aber auch die Preise außerordentlich hoch. Hier muß vor allem der reiche Ausländer bluten, ferner der Pariser Junggeselle, wenn er nicht vorzieht — und dies geschieht mehr und mehr — in einem der zahllosen Cercles oder Klubs zu speisen, in denen bekanntlich mehr, als es gut ist, dem Spiel, z. B. dem Hazardspiel, dem Macao (baccara) ꝛc. gefröhnt wird, und deren in letzter Zeit gar viele trotz ihrer politischen Ungefährlichkeit, in schneller Aufeinanderfolge aufgelöst worden sind. Minder begüterte Personen meiden die à la carte-Restaurants, und speisen entweder zu festen Preisen oder in den, durch ihre geschnitzten Holzpanäle charakteristischen „Duvals“, Restaurants mit einer geringen à la carte-Auswahl guter und billiger Speisen, und mit anständiger Frauenbedienung. Die table d'hôte gehört fast gänzlich dem Fremden; man findet sie in größerer Auswahl nur noch im lateinischen Viertel in den sogenannten Pensionen, in denen die studirende Jugend, die Studenten der Medizin und der Rechte gesondert, als Interne oder Externe speist. Bei der vornehmen Welt wird der Besuch der Restaurants und Cafés, in denen die anständige Dame von jeher viel seltener Gast gewesen ist, als dies zumal im nördlichen Deutschland der Fall ist — immer weniger Mode. Es ist nicht vornehm genug, die Gesellschaft erscheint zu gemischt. Man speist bei sich oder bei Bekannten.

In einem vornehmen Hause erfolgt, wenigstens zu größeren Diners, die Einladung drei Wochen vorher. Das Plaziren der Geladenen nach Rang und Würden hat hier, trotzdem man es liebt, die deutsche Titelsucht mit ihrem anspruchsvollen „Frau Geheimräthin ꝛc.“ zu verspotten, eine ebenso langweilige, zopfige Bedeutung, wie bei uns. Der Land-Curé beispielsweise muß stets zur Rechten der Wirthin sitzen. Aber er führt sie nicht zu Tisch, eine Ehre, die dem Geistlichen erst vom Bischofsrang ab zutheil wird. Es ist jetzt üblich, sämmtliche runden oder ovalen Schüsseln auf einen einzigen, großen und schönen, sogenannten „réchaud“, Wärmhalter, in der Reihenfolge des Menus zu setzen, so daß also der kommende Gang dort prangt, während man den vorhergehenden servirt. Der sogenannte maître d'hôtel allein hat das Vorrecht, sie zu präsentiren. Der Kammerdiener (valet de chambre) kredenzt den Wein, die übrigen Diener (valets de pied) wechseln die Teller und reichen die Saucen herum, jedes Geräusch vermeidend.

Ein gutes Familiendiner darf nicht länger dauern, als eine Stunde; man liebt die langen, leicht in Banketts, alias Zechgelage ausartenden Diners in Frankreich im allgemeinen nicht. Einem reichen, phantastischen Blumenschmuck wird mehr und mehr Sorgfalt gewidmet; jede Wirthin pflegt ihre Lieblingsblumen und ihre eigene Dekorationsmanier zu haben. Je nachdem sie mehr oder weniger die lebhafte Konversation liebt — und eigentlich sollte man sie immer wünschen — trennt sie die sich gegenübersitzenden mit niedrigen oder hohen Blumenbarrikaden. Um die Teller und Tafelaufsätze ein mehr oder minder reicher Blumenflor, neben jenen auch wohl nur ein Blumenzweig oder eine einfache Blume für die Brust. Guirlanden von Kandelaber zu Kandelaber, welcher letzterer die Hängelampen und Lustres mehr und mehr verdrängt.

Die Diener erscheinen in Livrée oder Frack, welcher letzterer von den Pariser Kellnern bekanntlich nur wenig getragen wird, eine Sitte, die man in Deutschland nachahmen könnte. Nichts ist häßlicher, als ein abgetragener Frack, und nichts praktischer und reinlicher, als die kurze, schwarze Jacke und weiße Schürze der Pariser Kellner.

Die Pariser Küche selbst entartet insofern, als sie immer internationaler wird, dem verschiedenartigen Geschmack der verschiedenen Nationalitäten alle nur denkbaren Zugeständnisse macht. Und so entsteht denn eine gewisse Stillosigkeit der Küche, welche für die kulinarische Kunst das ist, was für die Architektonik ein in verschiedenem Baustil ausgeführtes Kunstwerk. So wird die Kombination von Fleisch- und Gemüsegerichten, die sonst immer gesondert eingenommen wurden, immer beliebter; die Saucen verdicken und verfärben sich nach englischem Muster, die Anwendung des Gases zum Kochen raubt dem Braten den Jus, der für ihn das ist, was das Aroma für den Kaffee, die Blume für den Wein. Die bedachtsame Kochkunst, die edle, von geistreichen Dichtern vielbesungene, verwandelt sich in eine Schnellkochkunst. Der Zucker spielt in Frankreich noch nicht oder nicht mehr jene barbarische Rolle, die man ihm in Deutschland als Essigversüßer, als Essigtödter in der Kochkunst zumuthet; der Zucker ist ein Uebel, das man möglichst eindämmen muß. Der Franzose verwendet ihn daher

nur für die Entremets, die süßen Gerichte, Mehlspeisen und dergleichen und außerdem für den Kaffee; was darüber ist, das ist vom Uebel.

Ihre Blüte erreichte die Pariser Küche, deren erster, renommirter Künstler der famose Vatel war, unter dem Koch des Feinschmeckers Prinz Talleyrand, zu dessen größten Entdeckungen die Verwerthung der Trüffel zu allerlei wunderbarer und wundervoll parfümirter Speisewürze gerechnet werden muß. Die Trüffel verdirbt kaum ein Gericht, und veredelt das einfachste, so z. B. sogar das ordinäre Rührei. Seit jener Glanzzeit nun langsamer Verfall, obgleich es auch noch heute an Vatelwürdigen Erfindungen nicht fehlt, ich erinnere an die Zubereitung der Seezungen-Filets mit Anchovisbutter, à la Dieppoise, wie der Kunstausdruck lautet.

Die Hors-d'oeuvre vor dem ersten Gang und das Dessert spielen bei den französischen Mahlzeiten eine wichtige Rolle, und mancher Pariser Arbeiter würde lieber auf seine geliebte Hammelkeule oder sein Kaninchen-Ragoût verzichten, als auf das Obst oder auf den Kaffee mit Cognac nach dem Frühstück. Die Hors-d'oeuvre haben den Zweck, den Appetit zu reizen: Sardinen, Austern, Radieschen, stark gepfefferte Wurst, Kornichons ꝛc., also immer Saures oder Pikantes. Die Idee ist so richtig, daß man jetzt sogar schon anfängt, den Salat nicht mehr nach dem zweiten Braten, sondern bald nach der Suppe zu serviren. Ein Hors-d'oeuvre unmittelbar nach der Suppe, die es ersetzt, ist nicht mehr üblich, dagegen erhält sich die Sitte, vor dem Diner im Café ein Gläschen Madeira oder Likör zu trinken, den der Arbeiter und viele eingefleischte Pariser noch immer dem berüchtigten Absinth vorziehen. Noch heute spricht man allgemein von der „Stunde des Absinthes", wie etwa von einer, „zwischen Birne und Käse" geführten Unterhaltung, was schon im Sprichwort recht deutlich zeigt, wie viel Werth der Franzose auf ein reichhaltiges Dessert legt.

Nippsachen.

Woher stammt die Benennung „Pfund Sterling?" Im Mittelalter war das Handel und Gewerbe treibende England ein schwaches Kind, welches durchweg unter Vormundschaft stand: die gestrengen Herren Vormünder waren die Hanseaten, die Kaufleute jenes großartigen kommerziellen Bundes, der, die bedeutendsten Handelsstädte Nord- und Mitteldeutschlands umfassend, von Brügge östlich bis nach Nowgorod in Rußland und nördlich bis Bergen in Norwegen und Wisby auf Gotland sich erstreckte. Die Hanseaten wurden von den Engländern Easterlings genannt, d. h. die östlichen Kaufleute oder die Handelsleute des Ostens. So groß war nun die Abhängigkeit Englands von ihnen, daß das Geld derselben die in England courirende Münze war, wovon noch die Benennung sich erhalten hat: ein Pfund Sterling, d. h. ein Pfund des Geldes der Easterlings. In London selbst besaßen die deutschen Kaufleute ein besonderes, mit gewissen Vorrechten ausgestattetes Kaufhaus, der Stahlhof genannt, und sogar die englischen Bergwerke in Cornwall hatten sie lange Zeit in Pacht. Wie sich doch die Zeiten ändern! Das englische Geld wird noch immer nach den deutschen Kaufleuten benannt, aber wer hat es?

Dr. A. B.

Ein überzeugender Beweis. Als der Herzog von Marlborough im Spanischen Erbfolgekrieg in Deutschland kämpfte, war er mit Geld und Streitkräften vollauf versehen und bekam immer Vermehrungen, so oft er sie verlangte, während Lord Peterborough, der auf einem andern Kriegsschauplatz (in Spanien und Portugal) beschäftigt war, in gleicher Weise vernachlässigt wurde. Er mochte verlangen, was er wollte, er wurde überhört. Inzwischen riefen Kriegsgeschäfte den

Lord nach London, und als er sich hier in der Rathsversammlung über seine Hintansetzung beschwerte und für die Zukunft mehr Aufmerksamkeit und Willfährigkeit verlangte, waren Bitten und Beschwerden wiederum erfolglos, und Peterborough verließ erzürnt den Rathssaal. Auf der Straße angekommen warf er sich unwillig in eine Sänfte, um sich nach Hause tragen zu lassen. Aergerlich, wie er war, zog er alle Vorhänge vor, um keinen zu sehen und von keinem gesehen zu werden. Noch war er nicht weit getragen worden, da drängte sich das Volk um seine Sänfte, und in der Meinung, der Herzog von Marlborough sei darin, rief es mit lauter Stimme: „Es lebe der Herzog von Marlborough!" Sogleich zog Peterborough einen Vorhang zurück und zeigte sich dem Volke. „Ich bin nicht der Herzog von Marlborough", sagte er fest und entschieden. Das Volk, das weder den einen noch den andern von Person kannte, blieb bei seinem Ausruf. „Freilich sind Sie es, erhoben sich viele Stimmen, „wir kennen Sie recht gut", und von neuem erscholl es: „Es lebe der Herzog von Marlborough!" Nun stieg der Lord aus der Sänfte und stellte sich vor das Volk. „Ich bin nicht der Herzog von Marlborough" wiederholte er, „und ich werde es Euch beweisen, daß ich es nicht bin. Erstens bin ich es nicht", fuhr er fort und kehrte dabei seine Taschen um, „weil ich nur eine einzige Guinee in der Tasche habe, und zweitens, weil ich sie Euch schenke", und damit warf er sein letztes Goldstück unter das Volk. Das war überzeugend genug. Denn Marlborough war erstens sehr reich und zweitens sehr geizig. Bald erhob sich aber das Jubelgeschrei von neuem, allein diesmal galt es nicht dem Herzog von Marlborough, sondern dem braven und edlen Lord Peterborough! J. D.

Vom Winterpalais in St. Petersburg erzählt der Londoner „Globe": Zur Zeit des Zaren Nikolaus wurde eine Anzahl Schildwachen auf die glatten Dächer des Palais postirt. Da aber dort oben die Temperatur eben nicht die angenehmste war, fanden die Wachen Mittel, das Material zur Errichtung von Schilderhäuschen hinauf zu befördern. Nach und nach richteten sie sich da oben so bequem ein, daß die Verheirateten unter ihnen daran dachten, ihre Frauen zu sich empor zu nehmen, was ja der ungeheure Raum gestattete. Die Frauen, ebenso später die Kinder der Soldaten, ließen sich also ebenfalls auf den Dächern häuslich nieder. Die ledigen Soldaten verheirateten sich, um für ihre „hohe" Stellung Gefährtinnen zu haben, und so bildete sich auf den Dächern des Winterpalais eine ganze Kolonie. Mit den Familien kamen Hausthiere. Das Geflügel nahm massenhaft zu, in der freien Luft gediehen die Ziegen vortrefflich, und endlich kamen die Ansiedler auf die Idee, sich mit einer Kuh zu versehen. Wir wissen absolut nicht, wie das Thier hinaufbefördert wurde, genug, es befand sich eines schönen Tages auf dem Dache und hätte dort das angenehmste Leben führen können, wenn es nicht gebrüllt hätte. Das Brüllen erreichte einige offizielle Ohren, eine Untersuchung wurde vorgenommen und die Kolonie aufgelöst.

Gut abgefertigt. Es war ein Krämer dreist genug, zu Schachroch, dem Sohne Tamerlans, des berühmten Mongolenfürsten, zu kommen und ihn zu fragen, ob er daran glaube, daß alle Menschen Brüder seien. „Gewiß", versetzte Schachroch, „es ist ja unsere Lehre, und ich und alle glauben dran." „Wenn nun aber alle Menschen Brüder sind", fuhr der andere triumphirend fort, „ist es dann recht, daß Du so viel Reichthümer und ich so wenig besitze?" Schachroch schwieg und gab dem Zudringlichen ein ansehnliches Goldstück. „Nur dieses?" fragte er, „soll das der Brudertheil sein?" „Sei nur ganz zufrieden, lieber Bruder", erwiderte Schachroch, „und sage keinem Menschen etwas davon. Denn wenn die anderen Brüder erfahren, daß ich Dir gegeben, so werden sie auch kommen und verlangen, und wenn ich mit allen theile, so wird auf Dich lange nicht so viel auskommen, als Du jetzt erhalten hast." Damit war dem Krämer alle Einrede abgeschnitten, er mußte sich mit dem begnügen, was er bekam, und zog beschämt von dannen. J. D

Wann sind unsere jetzigen Ziffern bei uns zuerst angewandt worden? Unsere jetzige Bezeichnungsart der Zahlzeichen kannten im wesentlichen schon die Indier und Aegypter in den früheren Zeiten; von den ersteren ist sie jedenfalls erst auf die Araber übergegangen, nach denen unsere Zahlzeichen arabische heißen. Wir nennen unsere jetzigen Zahlzeichen Ziffern, ein Ausdruck, den man nicht mit Zahlzeichen gleichbedeutend gebrauchen sollte, weil der letztere Ausdruck viel allgemeiner ist. Das Wort Ziffer ist gebildet aus dem arabischen sifr, eigentlich sifron, sihron, d. i. prorsum vacuum, und bedeutet eigentlich Null. Nach der gewöhnlichen Annahme brachten die Araber die Rechnung mit den sogenannten arabischen Zahlzeichen mit nach Spanien, und verpflanzte sie Gerbert, der nachherige Papst

Silvester II., nach Italien. Ihre Verbreitung ging aber im Abendlande sehr langsam. Nach Gatterer findet man die arabischen Zahlzeichen in öffentlichen Aufschriften erst vom 14. Jahrhundert an, in Urkunden aber selten vor dem 15. Jahrhundert; meistens ist ein Theil der Zahl mit Worten, der andere mit römischen Zahlzeichen ausgedrückt. Arabische Zahlzeichen oder Ziffern sind Gatterer unter Tausenden von Urkunden, deren Originale er in Händen gehabt, zuerst 1527 vorgekommen; nach der Mitte dieses Jahrhunderts, um 1575, sind sie in deutschen Urkunden, selbst kaiserlichen, gewöhnlicher geworden. Dr. A. B.

Das literarische Leben ist in Chile jetzt ziemlich rege, insonderheit in Santiago, wo bereits 1812 die erste Zeitung erschien, „La Aurora de Chile", mit der damals eingeführten Druckerpresse. Vorher war dieser Hebel der modernen Bildung unbekannt und damit auch die Segnungen derselben, so daß in dem nur vom himmlischen Segenspenden beglückten Südamerika gar wunderliche Dinge vorzukommen pflegten. Infolge von Wind und Strömungen ist die Reise von Valparaiso nach Lima eine sehr einfache, für die Rückkehr aber bedurfte man, so lange die Küste festgehalten wurde, drei Monate oder mehr. Als nun ein Kapitän den vernünftigen Gedanken faßte, für seine Fahrt ins hohe Meer hinauszusteuern, und so innerhalb 20 Tagen Valparaiso erreichte, war man durch das Datum der Briefe so sehr über dieses Teufelswerk erschreckt, daß es angezeigt schien, den Schwarzkünstler in dem Gefängnisse der heiligen Inquisition sicher zu stellen. Aehnliches passirte einem flandrischen Blechschneider in Lima, dessen Kunststücke über den Begriff gingen, und da der Katholizismus gern an gleicher Ueberweisheit leidet, ereignete sich ein gleiches noch im vorigen Jahrhundert in der Schweiz, was der arme Teufel mit seinem Leben bezahlt haben würde, wenn nicht einige französische Offiziere der französischen Schweizergarde, aus Voltaires Schule, für ihn eingetreten wären. Noch Darwin hörte bei seinem Besuche in Chile von einem deutschen Naturforscher, der eingekerkert worden, weil seine Raupenzüchter für die Entwickelung der Schmetterlinge ihn der Hexerei verdächtig machten (ohne daß es sich in diesem Falle um schädliche Kolorado-Käfer gehandelt hätte). Als Caldeleuch die öffentliche Bibliothek Santiagos besuchte (1819), fand er sie besonders reich an verschiedenen Kopien von Antonio de Leons gelehrter Arbeit: „La Question morale, si el chocolate quebranta el ayuno" (in Folio). Andere Abhandlungen bezogen sich auf den Seehund, ob er während der Fastenzeit unter den Händen des Koches als Fisch oder als Fleisch zu betrachten wäre und viele Foliobände waren vollgeschrieben, in dem Streite zwischen den Universitäten Cordova und Lima über die Fußbekleidung des heiligen Antonius, die nach der ersteren Autorität in Sandalen bestand, nach der letzteren (die sich auf die von Pius VI. geweihten Reliquien stützte) in Schuhen. Bei einer sachlichen Untersuchung würde wahrscheinlich San Crispinus seine Schutzbefohlenen erleuchten und so den weisen Philosophen die Entscheidung erleichtern, die auch Apelles anerkannte, so lange nicht ultra crepidam. Dr. A. B.

Wuthkrankheit und Aberglauben. Das Wuthkontagium haftet an dem Menschen und allen unseren Hausthieren, wahrscheinlich an allen warmblütigen Thieren. Die Erkrankungen der Menschen nach dem Bisse von wuthkranken und wuthverdächtigen Hunden belaufen sich auf 8 Prozent, während nach den Zusammenstellungen von Tardieu und Bouley von 855 Menschen, die von entschieden wuthkranken Hunden gebissen wurden, 299, also gegen 36 Prozent erkrankten. Bei den Hunden besteht ein ähnliches Verhältniß. Nach den Versuchen von Hertwig erkrankten von 16 Hunden, die mit frischem Speichel von wuthkranken Hunden geimpft wurden, sechs an der Wuth. (Impfungen mit Speichel, der 24—48 Stunden nach dem Tode von dem erkalteten Cadaver genommen wurde, sind immer negativ ausgefallen). 15 Impfungen durch den Biß wüthender Hunde hatten fünf Mal Erkrankungen an der Wuth zur Folge. Hiernach sind 35 Prozent erkrankt. Nach Versuchen von Renault erkrankte dagegen fast die doppelte Anzahl; von 99 Thieren (Hunden, Pferden und Schafen), die Renault theils geimpft, theils von wuthkranken Hunden hat beißen lassen, erkrankten 67 an der Wuth. Die Empfänglichkeit der Pflanzenfresser scheint fast noch größer zu sein, als die der Hunde, was übrigens auch Pasteur bestätigt, den ja bekanntlich der von Dr. Koch entdeckte Kommabacillus nicht hat ruhig schlafen lassen und der Impfungen des Wuthkontagiums gegen die Wuthkrankheit empfiehlt. Letztere ist für den Menschen zur Zeit ebenso absolut tödtlich, als die der Thiere; eine leichtere, nicht letal verlaufende Erkrankung an der Wuth ist bis jetzt weder bei Menschen noch bei Thieren beobachtet worden. Als Ursache der Krankheit kennen wir bis jetzt nur die Ansteckung; eine genuine Entwickelung, die

namentlich bei dem Hunde- und Katzengeschlechte angenommen worden, ist niemals nachgewiesen und nach den wissenschaftlichen Erfahrungen nicht mehr anzunehmen. Außer der experimentellen Impfung ist bis jetzt die Ansteckung immer durch den Biß wuthkranker Thiere, besonders Hunde erfolgt. Das Fleisch von wuthkranken Thieren ist schon oft genossen, noch niemals ist aber eine Erkrankung festgestellt worden. In der Provinz Posen kommt es häufig vor, daß das Fleisch von tollkranken Rindern gegessen wird, und es herrscht hier im Volke ganz allgemein der Glaube, daß die Krankheit ihren Sitz im Kopfe habe; würde dieser fortgeworfen, so könne das Uebrige verzehrt werden. Dieser Glaube stammt noch aus der polnischen Zeit her. Dr. A. B.

Karl II. von England und Penn. Buckle hat sehr recht, wenn er in seiner Geschichte der Civilisation die Liebe der Schotten zu der Familie der Stuarts ihrer primitiven Rohheit zuschreibt, welche dieses Geschlecht als Gegengewicht gegen den Presbyterianismus besonders seit Karl II. gepflegt hatte. Der illegitime Sprößling, der Herzog von Berwick, war der einzige, welcher solche Liebe wirklich verdiente. Doch ist auch des besseren zu gedenken, insofern, als ein volksthümliches, oft witziges Gebahren einzelnen Gliedern dieses Hauses nicht fremd war. Jakob I. disputirte gern mit Studenten und trat bekanntlich als Schriftsteller auf, als solcher manches Satirische zutage fördernd. Auch Karl II., der Sohn eines enthaupteten Fürsten, in dessen Privatleben niemals die Erinnerung an die Manen seines Vaters hineintritt, der, nur dem Tode entronnen durch die hingebendste Treue der Kavaliere, als König einen Undank ohnegleichen entfaltet, dieser herzlose, leichtfertige und cynische Wüstling besaß trotzdem etwas volksthümliches und witziges. Als Penn, der Quäker-Häuptling, im Staatsrath vor Karl II. erschien, um von ihm die feierliche Belehnung als Herr Pennsylvaniens zu empfangen, behielt er nach Sitte der Quäker den Hut auf. Sogleich nahm der König den seinigen ab. „Warum entblößt Du Dich, Freund Charles?" fragte Penn. „Weil es hier Sitte ist, Freund Penn", erwiderte der König, „daß hier nur einer bedeckt ist." Dr. A. B.

Krao, das behaarte Kind von Borneo. Es ist eine weitverbreitete Vorstellung von der Theorie Darwins, daß dieser große Forscher der Ansicht gewesen sei, der Mensch stamme von den Affen ab. Es ist unmöglich, manche Leute davon zu überzeugen, daß Darwin derartiges nie und nirgends geäußert habe, sondern daß seine Theorie dahin lautet, das Mensch und Affe von einem gemeinschaftlichen Urahn stamme, der unter den Menschen, jedoch über dem Affen stand. Diesen Urahn, von welchem sich keine Spur auffinden läßt, bezeichnet die Wissenschaft als das „fehlende Zwischenglied".

Im Londoner Aquarium und auch an anderen Orten ließ Lieutenant Farini ein im Jahre 1882 siebenjähriges Mädchen, namens Krao, sehen, das er als den „Menschenaffen oder das fehlende Zwischenglied" bezeichnete. Krao ist aber nichts weiter als ein ungewöhnlich behaartes Siamesenkind, und es ist eine unverzeihliche Uebertreibung, ihm die obigen Bezeichnungen beizulegen. Abgesehen von der reichlichen Behaarung zeigt die Kleine keine körperliche Entartung, welche sie unter den Typus ihrer Rasse stellte, und es giebt keine Schule für geistig zurückgebliebene Kinder, in welcher man nicht Kinder mit mehr Affeneigenthümlichkeiten oder -Aehnlichkeiten finden möchte, als Krao sie zeigt. Der üppige Haarwuchs zeigt keineswegs einen Zusammenhang mit niedrig stehenden Thieren an, nicht einmal mit niedrigen Menschenrassen. Starke Behaarung des Körpers ist vielmehr charakteristischer für höhere als niedrigere Rassen, und sie ist ein Unterscheidungsmerkmal der semitischen und indoeuropäischen Familien, während bei den nordasiatischen Mongolen, bei den Hottentotten und Buschmännern nur geringe oder kaum wahrnehmbare Behaarung der Gliedmaßen und des Rumpfes vorhanden ist. Unter allen unbegründeten Hypothesen zur Erklärung außergewöhnlicher Behaartheit ist keine verfehlter, als die auf Krao bezogene. Sie sieht allerdings seltsam und einzig aus, und viele mögen von ihrem Anblicke mit der dunkeln Ueberzeugung fortgehen, daß das Räthsel der Abstammung des Menschen gelöst sei. Tausende mögen sie wirklich für das „fehlende Zwischenglied zwischen Affen und Menschen" halten, während sie doch nur ein Glied in der Kette der Monstrositäten ist. Schade, daß vor etlichen dreißig Jahren der Darwinismus noch nicht Mode war, sonst hätte damals die in einem namhaften Cirkus auftretende Miß Julia Pastrana mit viel größerer Berechtigung, für „das fehlende Glied" angesehen werden können.

Kraos Biographie ist folgende: Als Karl Bock die wilden Dschungeln von Ober-Birma durchforschte, entdeckte und fing er eine seltsame Familie von Menschenaffen,

bestehend aus Vater, Mutter und Tochter. Der Vater wurde zuerst gehascht, dann die Tochter, und dieser folgte die Mutter freiwillig in die Gefangenschaft. Wegen der abergläubischen Vorstellungen der Bevölkerung hatte Bock große Schwierigkeiten, namentlich mit dem Beherrscher von Laos, in dessen Gebiete der Fang gemacht worden war, seine Beute außer Landes zu bringen. Inzwischen starb der Vater an der Cholera, und Bock durfte in Begleitung zweier Häuptlinge zu dem Könige von Siam gehen, um dessen Erlaubniß nachzusuchen. Die Mutter mußte zurückbleiben. Nach langen Unterhandlungen mußte Bock das Kind adoptiren, für gute Versorgung desselben Bürgschaft stellen, und dann erst ward ihm gestattet Krao mit nach England zu nehmen.

Krao ist gewissermassen eine Schönheit, trotz mancher Mängel im Sinne einer Schönheit kaukasischer Rasse. Unähnlich dem Affentypus hat sie zwei Hände und zwei menschliche, hübsche Füßchen. Affenähnlich sind hingegen die langen, dünnen Beine in ihrer Stellung, das Gebiß und die Backentaschen, in welchen sie vorräthige Speise verwahrt; endlich die dichte, weiche Behaarung des Gesichtes und ganzen Körpers, trotz welcher der Oberkörper und das Gesicht ganz menschlich aussehen.

Krao spricht malaiische und englische Worte, ist sehr liebevoll, anhänglich, lacht, wenn sie vergnügt ist, kann jedoch sehr böse werden, wenn man sie ärgert. Ihre Beine vom Knie und ihre Arme vom Ellenbogen abwärts sind für ein Menschenkind etwas zu lang, aber in ihren großen, schwarzen, funkelnden Augen leuchtet eine weit über dem Thiere stehende Intelligenz. Ihre Fähigkeit zu sprechen, die Leichtigkeit, mit welcher sie civilisirte Gebräuche lernt, bestätigen die Ansicht, daß sie zu derjenigen Rasse gehört, welche ihre Speise kocht, Bücher druckt, lacht und spricht. Aber dennoch bietet sie Kennzeichen, welche sie einer niederen Klasse thierischer Wesen zugesellt. R.

Salon-Büchertisch.

Erzählungen und Märchen von Rudolf Baumbach, Leipzig, Liebeskind. In tausend neuen schillernden Lichtern läßt der Liebling zahlreicher Leser in diesem neuen Bändchen wieder seinen genialen, poesievollen Humor spielen. Wer von den „Sommermärchen" her seinen traulichen Plauderton lieb gewonnen hat, wird seine Sympathie hier bestätigt und befestigt finden. Die „Märchen", die uns Baumbach erzählt, sind die Ideale der Gattung, sie bergen hinter ihrem schlichten Gewand stets einen tiefen, rührenden oder heiteren Sinn, der immer ins Herz trifft; so ist „Das Wasser der Jugend" eins der lieblichsten Märchen, das man nur ersinnen kann. Wie köstlich die Grundidee: ein junges Ehepaar kommt durch Zauber in den Besitz eines Wassers, das ihre kernfrische Jugend für ewig erhalten soll. Nun verschüttet erst die Frau, dann der Mann, jedes ohne Wissen des andern, den Inhalt der Flasche und jeder begeht, um den andern nicht zu betrüben, den frommen Trug, die Flasche mit Brunnenwasser wieder füllen zu lassen. So werden die beiden in dem fortwährenden Bemühen alt, sich gegenseitig das Altern zu verbergen und durch Liebe und Treue den Verlust des Elexirs gut zu machen.

Wie es Baumbach nun verstanden hat, das naive, gemüthvolle, das dieser Stoff dem Dichter an die Hand giebt, auszubeuten und mit feinen Strichen auszumalen, ist nicht zu beschreiben. Die übrigen Stücke stehen diesem beispielsweise angeführten ebenbürtig zur Seite. Ganz besonders reizend ist noch die Erzählung: „Die vier Apostel" und ein köstliches kleines Humoristikon: „Wie sich zwei zusammenfanden".

Erfolg braucht man einem Baumbachschen Buche, das im eleganten Gewand aus dem Liebeskindschen Verlag hervorgeht, kaum erst zu wünschen.

„I nu heern Se mal!" Allerhand nachdenkliche Stammdisch-Geschichten aus Klein-Paris. Je Babier gebracht von Edwin Bormann. München, Braun und Schneider. — Mit seltenem Geschick hat es Edwin Bormann verstanden einige echt humorvolle Momente aufzufinden und zu verwenden, die ihm immer wieder zur Quelle köstlicher Heiterkeit werden. Es sind dies: die drastische Komik des breiten plattsächsischen Dialekts und die köstliche Typenfigur des gemüthlichen sächsischen Partikularisten. Mit unwiderstehlichem Witz zeichnet er letzteren mit Hilfe des ersten. Die Figuren des „Carl Baetzold", der sich durch seine „Helligkeit" zum Nabob von Benares und Schwiegersohn des „Gaisers von Indien" macht, des Herrn Bohlicke und des einzigen Bobbelsdorf, der „änne Bechvogelrasse ganz fer sich alleene ausmacht", sind im grunde ein und dieselbe fein und reizend gegeißelte kleinlich-komische

Spießbürger- und Bierphilisterfigur, deren Urbild wir mit allen in Bormanns Mund so prächtig klingenden Dialekteigenthümlichkeiten an Leipzigs Stammtischen wiederfinden können. Bormanns Muse ist so allbekannt und beliebt, daß es sich von selbst versteht, daß seine Bücher viel gelesen und viel gekauft werden. Auf das obige Werkchen aber weisen wir unsere Leser besonders hin, da es uns scheinen will, als ob ihm der erste Rang unter allen bisher erschienenen Schriften des „alten Leibziggers" gebühre.

Die Georgine (Dahlia). Leicht faßliche Anweisung über Kultur, Ueberwinterung, Vermehrung, Samenzucht ꝛc. Von Ludwig Pomsel, Dresden, R. v. Grumbkow, Hof-Verlag 1885.

Das von dem bekannten Georginenzüchter Pomsel verfaßte, reich illustrirte Schriftchen, bietet auf 50 Seiten die nöthige Belehrung in klarer übersichtlicher Form über Klima und Boden, das Begießen und die Kultur der Georgine während der Vegetationsperiode, über die Aufbewahrung und Ueberwinterung der Knollen, über Vermehrung durch letztere und Stecklinge, sowie über die Kultur aus Samen und neue Züchtungen von Georginenarten. Der Verfasser spricht sich wohl größtentheils mit Recht gegen die Wiedereinführung von einfachen Georginen seitens der Engländer aus, doch ist diese Frage wohl mehr eine subjektive, da der äußere Eindruck einfacher Georginen eben ein ganz anderer wie der gefüllten ist. Was die Färbungen der Georginen anlangt, so werden dieselben in Bezug auf die außerordentliche Mannigfaltigkeit in den Farben von keiner andern Blume übertroffen. Selbst grünblühende Georginen sind gezüchtet worden, nur reine blaue Arten konnten trotz vielfachen Versuchen noch nicht erzielt werden. Das Schriftchen sei jedem Georginen- und Blumenfreund angelegentlichst empfohlen.

Unser Bildertisch.

Erinnerung und Gegenwart.

(Mit Illustration.)

Wie glücklich er doch ist! Beneidenswerther Gatte
Des schönsten Weibes, dem die Stirn, die marmorglatte,
Auch nimmermehr das kleinste Sorgenwölkchen trübt.
Und doch! Es brennen bei den Rosen dicht die Nesseln,
Sie weiß den Gatten nicht, so wie sie soll, zu fesseln,
Sie schmollt mit ihm, sie grollt mit sich, denn ach! — sie liebt!

Er schließt sich heimlich ein und meidet sie zu Zeiten;
„Was hat", so denkt die Frau, „das alles zu bedeuten?
Warum bleibt er allein, warum vor mir die Scheu?
Ich muß es wissen, muß erfahren, was ihn quälet,
Nennt's Neugier, Eifersucht, die mich so heiß beseelet,
Gewißheit will ich, ob er mir noch immer treu."

Und als er einst vom Mahl sich heimlich weggestohlen,
Schleicht ihm die Gattin nach auf leichten, leisen Sohlen,
Bald sieht sie hinter ihm und weiß es nun gewiß.
Sie sieht am Schreibtisch ihn, am Boden Schleifen, Bänder,
Vergang'ner Liaisons graziöse Liebespfänder,
Versunken sieht sie ihn in einen Schattenriß.

Die schöne Frau denkt klug: Ich lasse ihm das Alte!
Das Band, an dem fortan sein Herz ich treu mir halte,
Mein ganzes Leben sei's, es soll ihm Liebe weihn.
Mag die Vergangenheit zu Zeiten ihn ergötzen,
Die Gegenwart soll ihm Verlornes ganz ersetzen,
So wird in Zukunft er stets ganz der Meine sein!

F. Thorn.

Deutsche Schützenfeste. (Mit Illustration.) „Habt Ihr denn Kasperle schon gesehen? Und die vielen Buden und das große Carouffel, das sie jetzt aufbauen? Wenn's doch erst übermorgen wäre! Juchhe, Schützenfest!"

So tönt's und jubelt's aus manchem frischen Kindermunde. Juchhe, Schützenfest! Noch zwei Tage und es zieht wieder jener bunte Zug von Schützen, voran der alte Dorfbader als Tambour mit seiner Franzosentrommel von anno 13 und seinen verblichenen pfundschweren Epaulettes durch die Gassen des Fleckchens hinaus auf den waldumsäumten Festplatz, um sich den „Bestgewinn" vom Vogel abzuschießen. Wochen vorher schon wird der grüne Schützenrock aus der Lade geholt und von Mutter sorgfältig wieder aufgeputzt, die alte rostige Scheibenbüchse gereinigt und wieder in schußfähigen Zustand gesetzt. Und je mehr sich der wichtige Tag nähert, desto lebendiger wird es im Dorfe, desto höher steigt die allgemeine freudige Feststimmung. Alle Hände regen sich um die Wette zu den wichtigen Vorbereitungen, welche das Fest erfordert.

Eine solche Vorbereitungsscene zeigt unser Bild, das wir dem feinen Pinsel Adolf Eberles verdanken. Haufen von Guirlanden und Kränzen hat der behäbige Schützenwirth in den letzten Tagen binden lassen und nun ist der große Moment gekommen, wo mit Hilfe des alten Hausfaktotums und unter kunstsinniger Assistenz Kathrins und Gustls die große Dekoration des Lokals vor sich gehen soll. Mit wichtiger Miene überwacht der Alte das Dekorationswerk, hier und da dem achtsam borchenden Faktotum neue Direktiven gebend. Und welches Fest für die Kinder dies Ausschmücken ist. Stolz hält der halbwüchsige Sprößling den schweren Nagelkasten, im tiefsten Innern überzeugt, daß ein Gelingen des Werkes nur ihm zu verdanken ist. In den Mienen des zuschauenden Publikums aber spiegelt sich hohe Befriedigung über die Schönheit des Fertigen und aufmerksame Beobachtung dessen, was „nun noch kommen wird." Selbst Tiras hält sich für verpflichtet, dem Werke einen Blick zu schenken und wenn er sich gewiß auch über den Werth der Dekoration einigen Zweifeln hingiebt, so bedeutet sie doch für ihn die Zurüstung eines festlichen Tages, den auch er durch Vergrößerung seiner Mittagsportion mitzufeiern erwartet. Ueber der ganzen Gruppe aber liegt jene ahnungsvolle Festesstimmung ausgegossen, die in dem einen inhaltschweren Worte gipfelt: „Juchhe, Schützenfest!"

Der Dorfraphael. (Mit Illustration.) Malerpech hat der edle Raphael, der auf unserm Bilde dem Dorfkirchlein eine Madonna mit dem Kinde an die Wand malt und dem seine Kunstarbeit durch das böse Ziegenpaar arg gestört wird. Der Herr Pfarrer, der eben um die Ecke kommt, wird herzlich lachen müssen, wenn er das Unheil der zerbrochenen Farbentöpfe und das einbrechende Gerüst des Dorfraphaels sieht. Hoffentlich nimmt der Künstler sein Mißgeschick mit dem Humor auf, welcher seine berühmten Kollegen kennzeichnet. An unfreiwilligem Humor ist ja die Geschichte der Malerei reich.

Unsere älteren Maler gaben viel Lachstoff durch ihre Anachronismen und drollige Versinnlichung religiöser Gegenstände. Raphael malte in den sogenannten Loggien Urvater Adam mit einem eisernen Karst in der Hand und auf seinem Parnaß Apollo mit einer Geige. Valencia läßt in seiner Verleugnung Petri die Soldaten unterm Kreuze mit Karten spielen und Tabak rauchen; ein anderer Maler setzt im Zinsgroschen einem Pharisäer die Brille auf, und wieder andere brachten Kanonen vor Troja und gaben römischen Feldherren Steigbügel und Fernglas. Scipio Afrikanus raucht kaltblütig seine Pfeife vor der Fronte seiner Armee zu Zama. Der schöne Schinken auf der Hochzeitstafel zu Kana ist wohl so lächerlich, als das Karthäusermahl zu Ostern, wo statt des Lammes ein Karpfen auf der Schüssel liegt; und Pilatus im Kardinalshute, mit Paternoster an der Seite, nimmt sich so komisch aus, als Moses mit zwei Hörnern gleich Jupiter Ammon, und Salomo in Allongeperrücke, Degen, Federhut, Ordensband und Stern so lächerlich als Christus, unser Herr und Meister, mit einem Lamm über den Schultern, gleich einem Metzgerknecht, oder auf seinem Wege nach Golgatha, begleitet von einem betenden Kapuziner. Ein Apotheker, Erfinder eines Wundbalsams, ließ über seine Thür den Samariter malen, der dem unter die Mörder Gefallenen mit seinem Balsam aufhilft, und auf dem Fläschchen steht: Wundbalsam des Herrn Hofapothekers N. N.

Eine Weinprobe (Mit Illustration.) ist für den, der einen guten Schluck zu würdigen weiß, immer ein angenehmes Ding. So freut sich denn auch der alte ehrsame Herr, der frisch vom Faß die edle Gottesgabe probirt, schmunzelnd des reinen Tropfens, denn, daß er rein ist, daß wollen wir zur Ehre des Weinwirths annehmen, der mit dem edlen 68er, das „Raus mit dem Naß aus dem Faß" praktisch demonstrirt und den köstlichen Rheinwein auf Flaschen füllt. Ja, wenn alle Weinwirthe so ehrlich denken würden, wie der Biedre auf unserm Bilde! Wir haben zwar Gesetze über Weinverfälschung, aber sie haben bisher die Weinverfälscher noch nicht sonderlich gebessert. Das Gesetz drückt sich übrigens sehr deutlich aus. „Der Name Wein", sagt es, „darf nur einem Getränk gegeben werden, das ohne jeden Zusatz aus Traubensaft durch alkoholische Gährung bereitet worden ist. Die Darstellung von Wein nach den Methoden, welche Chaptalisiren, Gallisiren, Petiotisiren genannt werden, ist erlaubt, doch nur unter der Bedingung, daß ein so bereiteter Wein nicht für Naturwein ausgegeben und beim Verkaufe mit einem unterscheidenden Namen belegt wird, welcher das Verfahren, nach welchem der Wein bereitet worden ist, klar erkennen läßt.

„Das Ueberführen weißer Weine in rothe durch Verwendung fremder Farbstoffe ist als eine Handlung zu betrachten, welche bezweckt, den Wein unter einem, seiner wahren Beschaffenheit nicht entsprechenden Namen zu verkaufen. Bei Verwendung schädlicher Farbstoffe wird die Handlung gesundheitsgefährlich. Das Versetzen des Weines mit Aetherarten, riechenden Essenzen, Glycerin und ähnlichen Stoffen, welche bestimmt sind, dem Weine den Anschein einer bessern Beschaffenheit zu geben, ist unzulässig. Bei Verwendung schädlicher Stoffe werden solche Manipulationen gesundheitsgefährlich. Das Versetzen des Mostes oder Weines mit Gips, Alaun oder Bleisalzen ist gesundheitsgefährlich. Zur Konservirung des Weines ist das Pasteurisiren zu empfehlen. Zusatz von schwefliger Säure durch Aufbrennen der Fässer mit Schwefel ist nur in beschränktem Maße und unter Verwendung arsenikfreien Schwefels zu gestatten. Flüssigkeiten, welche bisher unter dem Namen „Wein" in den Handel gebracht wurden, und welche durch Vermischen von Wasser mit Weingeist, Zucker, Weinstein, Aetherarten, riechenden Essenzen ꝛc. hergestellt sind, dürfen (mag demselben ein Zusatz von Wein gegeben sein oder nicht) nicht als Wein, sondern müssen unter anderm, bestimmt unterscheidenden Namen verkauft werden, in ähnlicher Weise, wie dieses bei Punsch ꝛc. der Fall ist."

Neueste Moden.

Nr. 1. Kopfhülle aus rosa Faille und glatte Taille.

Für Abendunterhaltungen, Theater und Ball ist diese sehr elegante Kopfbedeckung passend. Dieselbe besteht aus rosa Faille und ist mit Spitzen oder Blonden bedeckt. Ueber der Stirn legt man einige Falten und bedeckt diese mit einer farbigen dop-

Nr. 1. Kopfhülle aus rosa Faille und glatte Taille.

pelten Bandschleife mit ausgezackten Enden. Im Nacken faßt man die Falten fest zusammen und setzt ebenfalls eine Band-Schleife mit langen Enden darauf. Vorn wird ein Theil graziös über das andere geschlungen und über die linke Schulter geschlagen. Die Spitzen werden am Gesicht herab etwas zurückgeheftet. Die Taille besteht ebenfalls aus hell- und dunkelrosa Faille, sie ist glatt anliegend und hat um die Hüften herum einen breiten Besatz von gefältelter rosa Faille. Derselbe Besatz befindet sich auch an den Vordertheilen und als Steh-Kragen um den Hals. Die

Aermel bestehen aus einem eingereihten Stück. Die Falten derselben werden oben befestigt und durch ein breites Gefältel, wie an der Taille, festgehalten. Unten wird der Aermel zu nöthiger Weite nach innen zusammengehalten und bildet am Ellbogen einen kleinen Puff. Der untere Theil der Aermel ist glatt und mit einem langen Handschuh bedeckt.

Nr. 2. Capote.

Der Hut besteht aus elfenbeinfarbiger Faille und ist am Schirm mit einer in

Nr. 2. Capote.

reichliche Falten gereihten, breiten granatfarbigen Spitze besetzt, welche nach vorn herabhängt. Diese Spitze ist oben in der Mitte mit einer großen Sammet-Schleife in Granat-Farbe besetzt und schöne elfenbeinfarbige Federn in zwei Tönen, welche oben hoch befestigt sind, fallen darauf herab. Die Bindebänder sind von granatfarbigem Sammet.

Nr. 3. Capote.

Diese Capote ist aus maronenfarbiger Grenadine mit weichem Kopf hergestellt. Der wellenförmige Rand des Hutes besteht aus maronenfarbigem Sammet und schließt oben in der Mitte sehr hoch mit einer sich nach unten erweiternden breiten

Doppelfalte, von welcher aus die anderen Falten in entgegengesetzter Folge um den Hinter-Kopf herabgehen. Ein großer Strauß Blüten und Früchte von schwarzen Johannisbeeren befindet sich über der Doppelfalte des Schirmes; an der Seite ist eine zierliche Bandschleife aus maronenfarbenem Grosgrain-Band angebracht. Von solchem Band sind auch die Binde-Bänder.

Nr. 4. Veste „Raphael".

Zu dieser Taille sind drei Meter Sammet verwendet. Dieselbe ist im Rücken fest anliegend und bildet unten dütenartige Schößchen, vorn ist sie herabhängend

Nr. 3. Capote

und läßt einen Latz vom Stoff des Rockes hervorsehen. Der glatte Rock von elfenbeinfarbigem geblumtem Wollenstoff ist am Gürtel eingereiht und reicht bis unten, wo er 15 Centm. vom Saum, welchen eine ebenso breite Spitze deckt, in Falten, die nach Innen gehen, aufgesetzt ist. Hinten fallen drei breite Moiré-Bänder mit langen Schlupfen herab. Zu diesen hat man 8 Mtr. Band nöthig. Hoher Sammet-Hut mit Falten belegt und mit einer von oben herabhängenden Sammetschleife; ein kleines Bouquet ist hinter der emporgebogenen Spitze angebracht; der Hut ist ringsum mit ähnlicher Spitze wie am Kleide besetzt. Grauer Schirm mit Rosa gefüttert.

Nr. 4. Weste „Raphael“.

Nr. 5. Promenaden-Anzug.

Nr. 6. Herbst-Anzug.

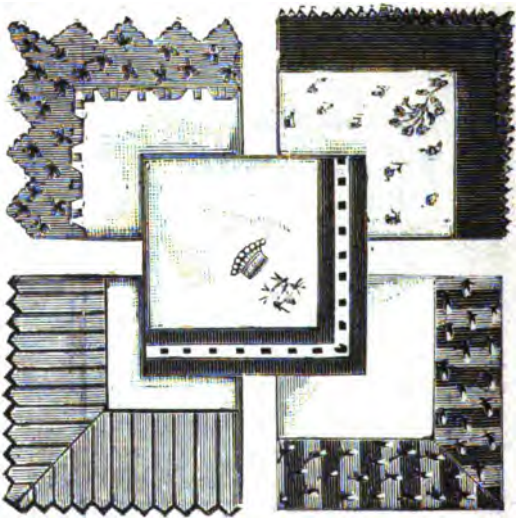
Nr. 7. Mantel.

Nr. 5. Promenaden-Anzug.

Dieser Anzug ist aus hellblauem glacirtem Taffet gefertigt, über welchen eine glatte Taille und ein in Falten angesetzter glatter Rock fällt. Dieser Rock ist oben am Rückentheil so in Falten genommen, daß der Saum wieder an beiden Seiten in Windungen herabfällt. Dieser, sowie auch der Kragen und die Aermel haben einen breiten Sammet-Streifen zur Verzierung. Der Hut ist blau mit ebensolchen Sammet-Bändern und gelben und weißen Blüten-Büscheln besetzt.

Nr. 6. Herbst-Anzug.

Der untere Rock ist an der linken Seite drapirt und ringsum in Plissé-Falten genommen. Ein Sammet-Gürtel schließt vorn die Taille und deckt den Rock. Die weiten Aermel haben einen Sammet-Aufschlag, ebenso ist auch der Coller und Kragen. Eine lange Schnur dient zur Verzierung der Schulter und zum Schluß



Nr. 8. Taschentücher.

des Collers. Die Aermel haben dunkelrothseidenes Futter. Der Hut, einfach mit einem Sammetband umgeben, hat vornauf einen Feder-Tuff.

Nr. 7. Mantel.

Ein sehr langer unterer Rock, in tiefe Plissé-Falten genommen, sieht unter diesem Mantel hervor. Derselbe besteht aus dickem gemustertem Wollen-Stoff. Im Rücken ist ein breiter Sammet-Streifen eingesetzt, welcher auch nach vorn zu einer Verzierung sich hinzieht. Dem hohen Steh-Kragen ist noch ein anderer Ueberschlag-Kragen angefügt. Die weiten Aermel sind mit Schnuren zusammengezogen und vorn mit Sammet eingefaßt. Den Rücken und das Rocktheil verbinden Passementerie-Grelots.

Nr. 8. Taschentücher.

Taschentücher mit farbigen Kanten in allen Farben-Nüancen werden jetzt getragen und sieht man solche mit Zacken, Zäckchen, Bogen, Lanquette und den verschiedensten Mustern bedruckt von Battist oder Leinen.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Kleine Hexe.
Nach dem Originalgemälde von Otto Foersterling.

Die Geschichte eines Harmlosen.

Von A. Engel.

Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Neben mir liegen mehrere Bund Akten, das gewöhnliche Resultat meiner Tagesarbeit. Ich bin aufgestanden und habe das Feuer im Ofen geschürt.

Nun sitze ich wieder im Armstuhl vor meinem Schreibtisch. Ich glaube, ich bin heute zu früh fertig geworden mit meiner Beschäftigung. Das beste für den Menschen ist doch die Arbeit. Die bewahrt ihn vor lästigen Gedankenbesuchen. Denken ist nicht gut für den Menschen, wenigstens nicht für jeden.

Eine angenehme Beschäftigung kann es nur sein, wenn der Inhalt unserer Lebenssanduhr aus lauter Goldsand bestanden hat, in dessen jedem Körnlein wir die Sonne sich spiegeln sehen. Also nur für ganz Glückliche ist das Denken etwas.

Ob es solche giebt?

Ich sehe schon, die Gedanken wollen sich heute nicht hinauswerfen lassen. Sie kommen, gewissermaßen werfe ich sie aus einer Thür hinaus, in die andere wieder herein. Sie scheinen es darauf abgesehen zu haben, mich zum Philosophiren zu treiben, weil sie wissen, daß ich dem Philosophiren abgeneigt bin.

Die Philosophen sind unglückliche Leute. Vorausgesetzt, daß sie alle ernstlich das Gute wollen, stürmen sie auf irren Pfaden der Wahrheit nach. Sie wollen alles erkennen, nur nicht, daß die Erkenntniß ein blendendes Himmelslicht ist, und der Regenbogen nicht mit einem seiner leuchtenden Pfeiler auf der Erde steht, so daß der Sterblichen Fuß ihn betreten und sie auf ihm der großen Sonne zueilen können.

Hier und da, und wieder da und dort erheben sich triumphirende Stimmen: Gefunden!

Die Rennenden halten inne in ihrem Lauf und sehen, wie dieser ihrer Gefährten dieses, ein anderer jenes als Heiligenbild auf dem Weltaltar aufrichtet, und sich mit der Krone der Wahrheit schmückt. Sie

stutzen. Jeder glaubt, die seine sei die echte Wahrheit und eine kann es doch nur sein. Der Fund eines suchenden Menschenlebens: falsche Steine! Philosophen sind unglückliche Leute. Aber wenn ich nur wüßte, was ich anfangen soll. Ich sehe mich im Zimmer um. Mein Platz am Schreibtisch ist der gemüthlichste. Vielleicht macht das die Gewohnheit. Um die Lampe herum summt eine Fliege. Sie hat den ganzen Nachmittag an der Wand gesessen; nun hat die erneute Ofenglut sie geweckt. Wenn das arme Thier sich nur nicht über der Flamme die Flügel verbrennt; es ist so harmlos. Draußen schüttelt Frau Holle die Federn so gewaltig, daß die Sterne gar nicht hindurchscheinen können. Ich wollte, ich wäre noch ein Kind. Da hatte ich Frau Holle und Schneewittchen und den gestiefelten Kater so gerne. Und erst gar Dornröschen. In diesen Märchen lag für mich so etwas ahnungsvolles. Ich dachte es mir sehr schön für das junge Mädchen, nach hundertjährigem Schlafe wieder geweckt zu werden, und noch dazu mit einem Kuß. Ofenfeuer bei Schneewetter und die summende Fliege mögen einen ganz behaglichen Reiz haben. Aber ich bin allein und mein Haar ist grau. Dann kann es schon eher kommen, daß man nicht weiß, was man anfangen soll. Zum zu Bett gehen ist es noch zu früh. — Ueber dem Sopha hängen ein paar alte Bilder.

Hier und da liegt vielleicht der Faden von einem Spinngewebe darüber, aber ich habe der Haushälterin gesagt, sie solle sie nur gewähren lassen. Die Zeit ist auch eine Spinne, die ihr Gewebe über alles zieht, auch über die Gedanken, denn daß sie nicht eingerostet, sondern nur von einem leichten Spinngewebe bedeckt sind, sehe ich daran, wie leicht dieses Gewebe einem Hauche weicht. Ich merke, daß die Gedanken heute hartnäckiger sind, als sonst. Haben sie es denn einmal darauf abgesehen bei mir zu bleiben, so will ich sie wenigstens bannen, daß sie sich manierlich betragen und mich nicht umwirbeln wie die Schneeflocken das Dach meines Hauses. Ich will sie niederschreiben. Da sollen sie schon stille halten und vielleicht können sie einem Menschen nützen, indem sie ihm erzählen — warum ich allein bin.

Das Wort: harmlos, das ich vorhin von der Fliege gebrauchte, als ich wünschte, sie möchte sich nicht verbrennen, hat, glaube ich, hauptsächlich an dem Spinngewebe über meinem Gedächtniß gezerrt. Ich bin nämlich zu harmlos gewesen, lieber Leser; und es ist nicht gut, wenn man zu harmlos ist, denn die Welt ist nicht harmlos! Andern schadet es freilich nicht, aber einem selbst, und daß es so ist, will ich Dir erzählen.

Ich weiß ja nichts besseres anzufangen. Das muß manches entschuldigen.

Ich bin kein Wunderkind gewesen und dadurch fällt gleich der interessanteste, weil wunderbarste Theil sonstiger Biographien und Erinnerungen, die Zeit der Kindheit, fort. Ich habe mir nicht wie Goethe einen Altar von sonnenstrahl-entzündeten Opfern gebaut, um den wunderthuenden Weltgeist anzubeten, sondern ich habe in Kindeseinfalt im Bett mein Gebet zu dem lieben Gott emporgeschickt, wie meine Mutter es mich gelehrt.

Mir wurde nicht der, dem Felsen entquellende und oft wie seufzend

über scharfkantige Zacken hinwegstürzende Bach zu einem Thränenstrome, den der Stein über den Jammer der Schöpfung weint; noch wurde nur das Jahr für Jahr wiederkehrende Frühlingslied der Lerche zum Auferstehungshymnus, mit dem man jubelnd der Menschheit ans Herz sinken möchte, um das Meer der Wonne, in dem man selbst schwimmt, über Millionen auszugießen, die man umschlingt.

Weder mit Thränen wehmüthiger Freude noch sel'gen Schmerzes, sondern mit dem Gefühl natürlichen Wohlbehagens habe ich oft stundenlang auf dem elastischen Moose des Waldes gelegen, umkrochen und umflattert von tausenden von schwirrenden und summenden Insekten, und durch die grünen Bäume zum blauen Himmel emporgesehen, ungestört durch die Geschmacksverirrung der großen Malerin Natur in der Zusammenstellung von Grün und Blau, gegen die sich Dame Mode doch so prüde sträubt.

Doch ich glaube gar, unter mancherlei Eigenschaften, die das Alter mit sich bringt, auch bei mir schon, will sich die Schwatzhaftigkeit in mein stilles Stübchen eindrängen. Kehre nur um, alte Kaffeeschwester! Bei mir langweilst Du Dich; ich bin nur allein. Sollte sie früher schon dagewesen sein, und ihr nur die Gelegenheit gefehlt haben, sich bemerkbar zu machen — weil ich allein bin?

Dann ist es gut, daß ich nicht Schriftsteller bin, sonst — die armen, armen Leser! — wenn ich mich nun schon in den Einzelheiten meiner Knabenjahre und Jugendeseleien ergehe, der ich nicht einmal ein Wunderkind war.

Aber mit Verlaub! es heißt immer, man erinnere sich der frühesten Zeit am deutlichsten, aber auch die Schattenseiten der Vergangenheit sänken immer mehr vor den Lichtseiten zurück. So ist's auch kein Wunder, daß der Kindheit goldene Tage, uns wie Genien eines verlorenen Paradieses im Alter umschweben. Denn nachher giebt's immer weniger Sonnenblicke in unserem Lebenskalender zu verzeichnen: viel Regentage — viel Wolken — viel Eis.

Nennen wir also die Seitensprünge, die ich mir erlaubt habe — jugendlich. Wenn der Gaul alt wird, trottet er bedächtig geradeaus. Ich will mich nun auch kürzer fassen. Es giebt gewisse Dinge, die einem dasselbe sind wie glühend Eisen: Man faßt es an, um zu zeigen, daß man Courage hat, wirft es aber so schleunig wie möglich wieder hin, um — sich nicht zu verbrennen. Aus meiner Knabenzeit bleibt nur noch zu erwähnen, daß ich nicht einmal eine Tanzstundenflamme gehabt, folglich auch keine Gedichte gemacht habe. Ich tanzte gewöhnlich mit denen, die sitzen blieben und genoß so, wenn auch unbewußt, die höhere Freude, vom guten Prinzip geleitet zu sein.

Als ich auf die Universität kam, war ich noch vollständig harmlos, und muß es wohl in hohem Grade gewesen sein, weil ich es blieb. Jetzt, wo ich nicht mehr harmlos bin, könnte ich manchen meiner Kumpane von ehemals in der Erinnerung einen Bruder Liederlich nennen. Damals hätte ich mich harmlos für die Harmlosigkeit der Menschheit köpfen lassen.

Mein Examen machte ich sehr früh, trotzdem ich nie das war, was man ein Lumen nennt. Ich wurde Advokat, oder wie es jetzt

heißt, Rechtsanwalt, und das war gerade, als wenn die Maus Katzen jagen wollte. Wenn es als Regel gilt, daß Advokaten reich werden, so war ich eine Ausnahme. Unrechte Prozesse führte ich nicht. Nicht etwa aus prinzipieller Rechtlichkeit, sondern ich konnte mich nicht hineindenken, daß sich die Leute ihrer Unrechtmäßigkeit bewußt waren und habe manches Wort verschwendet, um sie von dem zu überzeugen, was sie selbst besser wußten als ich.

Auf die Weise hatte ich nicht viel Prozesse zu führen, konnte folglich auch nicht reich werden.

Ich stand in einem Alter, in dem mancher andere schon Weib und Kind hat. Ich war, glaube ich, wirklich zu harmlos zum Heiraten.

Eine Frau zu bitten, ihr ganzes Leben an das meine zu binden, schien mir ein sehr großes Unternehmen, und ich glaube nicht, daß ich mich auch jemals nur im Traume für einen solchen Herkules gehalten, es zu wagen. Ich träumte und dachte überhaupt gar nicht, wundere mich jetzt nur, daß ich es mit dem heiraten nicht gemacht wie früher in der Tanzstunde, indem ich die nahm, die „sitzengeblieben" war, und — wer weiß, ob ich dann jetzt allein wäre! Doch die Enttäuschung, in diesem, ohnehin so eintönigen Rechtsgelehrtenleben keine Frau eine Rolle spielen zu sehen, bin ich imstande Dir zu ersparen, lieber Leser.

Sonst würde ich es nicht gewagt haben mein bescheidenes „ich" in den Mund zu nehmen. Mein Leben wäre vielleicht zu zufrieden gewesen, um unterhaltend sein zu können. Unsere Stadt war nicht allein in dem Besitz eines sehr guten Theaters, sondern auch einer Primadonna, für die alle Welt schwärmte.

Dies ist so ein trivialer Ausdruck, den ich nur der Kürze wegen gebrauche, und weil ich weiß, daß ich den passenden doch nicht finde, weder für den Grad der Anbetung, noch viel weniger für den Gegenstand selbst.

„Etwas wünschen und verlangen,
Etwas hoffen muß das Herz."

Ich weiß nicht, ob es genau so heißt, aber ungefähr so möchten die Legionen Jünglinge denken, indem sie sich in Anbetung verzehrten und ihr Verlangen auf diesen Stern „in unerreichbarer Höhe" richteten.

Jeder Abend, an dem die Sängerin sang, fand mich in einer der Bühne gerade gegenübergelegenen Loge, und ebenso gewissenhaft war der Platz neben mir von meinem Vetter, der am selben Ort Offizier war, besetzt. Dieser brachte außer seinen Lieutenants-Epauletts und dem Monokle im Auge stets seine triumphirendste Miene mit ins Theater, und wenn er die Flamme seiner feurigen Augen auf die Sängerin richtete, den Schnurrbart wie in ein Haar zusammengewirbelt, hätte er gar kein übles Modell zum Allbesieger Mars abgegeben.

Die Sängerin sah öfters, wie zufällig, zu unserer Loge hinüber. Sie kannte meinen Vetter, der längst Gelegenheit gefunden hatte, sich ihr zu nähern.

Großmüthigerweise führte er auch mich einst in eine Gesellschaft ein, wo auch sie war. Das Bewußtsein ihrer Gegenwart mußte mir genügen, denn die anwesenden Herren wußten dafür zu sorgen, daß kein anderer Sterblicher, der nicht eingebildet genug war, sich in den

Zauberkreis zu wagen, etwas von ihr zu sehen bekam, als höchstens einmal den Zipfel ihrer Schleppe.

Ich stand in einer Fensternische und betrachtete mir das Gewoge. Dabei muß ich mir etwas gedacht oder geträumt haben, denn ich hatte niemanden nahen gesehen, und doch stand, als ich das Auge aufschlug, — die Sängerin vor mir.

Träumte ich noch?

Es war niemand neben mir, dem ihre Annäherung gelten konnte. Sie stand vor mir — vor mir allein. Ich war zu harmlos, um einer solchen Situation gewachsen zu sein. Sie selbst betrachtete es als etwas so selbstverständliches, daß sie mich anredete, mich — ich hätte in dem Augenblick keinen Ausdruck zu finden vermocht, der meine ganze Unwürdigkeit in sich faßte.

„Warum haben Sie nie eine Beifallsbezeugung für mich, gefalle ich Ihnen nicht?"

Dabei sah sie mich so bezaubernd an, daß —

Ich gebrauche schon wieder einen trivialen Ausdruck. Aber warum unterfangen wir Menschenkinder uns, für etwas nach Worten zu ringen, wofür es keine Worte giebt, etwas in Form zu zwingen, was doch formlos ist — wie ein Märchentraum.

Mir wird engbrüstig; die Sprache wird unartikulirt, die Feder fragt: was nun? Ja, was nun!

Ich besitze nicht die Stimme jener Sängerin, um auch einen Begriff zu geben, wie sie jene Worte sagte.

Also darum hatte sie so oft zu uns hinübergesehen. Meinen Beifall hatte sie vermißt. Während das Publikum applaudirte, ohne Erbarmen für die neuen Glacéhandschuhe, deren Nähte krachend platzten; während es die Füße zu Hilfe nahm, um einen möglichst ehrenvollen Spektakel zu machen, daß selbst die Gasflammen mit zu tanzen anfingen, saß ich ruhig in meinen Stuhl zurückgelehnt und sah die Künstlerin an — ja, sah sie an.

Was liegt oft alles in einem Blick? Mehr als die Laute aller Sprachen der ganzen Welt auszudrücken vermögen. Was ich an jenem Abende antwortete, weiß ich nicht mehr, wahrscheinlich: ich habe das Beifallklatschen vergessen; und sie nahm es nicht übel.

Der ganze Vorgang schien mir eine Vision, und ich war am nächsten Morgen in ernstlicher Verlegenheit, weil ich nicht wußte, ob es wirklich wahr sei, daß sie mich eingeladen, sie zu besuchen. Wenn nicht, würde sie mich nicht für verrückt halten, wenn ich mich bei ihr melden ließ, und mich durch ihren Diener hinauswerfen lassen!

Fast war es ja für mich zu viel, um es zu glauben, und doch war es wahr und ich ging.

Und ich ging noch oft.

Welche meine Eigenschaften es war, die die Sängerin veranlaßte, mich vor allen ihren Verehrern auszuzeichnen, konnte ich selbst nicht begreifen.

Wußte sie überhaupt, daß ich sie verehrte?

Gesagt habe ich es ihr nie, und gerade das mag sie aufmerksam gemacht haben.

Ausnahmen sind ja immer interessant; ich war harmlos und alle anderen waren es nicht. Als wir eines Abends über eine Rolle sprachen, in der sie einen Beifall geerntet hatte, der fast alle vorherigen übertraf, und in der sie das auf der Höhe der Liebe und Leidenschaft stehende Weib dargestellt, fragte sie plötzlich:

„Glauben Sie, daß ich so wirklich lieben könnte?"

Ich sah sie an, wie sie vor mir stand, das, wie dunkle Meeresflut lockende Auge auf mich gerichtet. Ich mußte an den Fischerknaben denken:

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin."

Mein Blick glitt langsam über die schmiegsame Gestalt.

Jede Muskel unter den leichten Falten des Kleides war Leben, sprühendes, glühendes Leben. Sie war sehr schön, die Sängerin — heilig schön.

Tiefaufathmend antwortete ich: ja.

„Und glauben Sie, daß mich jemand ebenso wieder lieben könnte?"

Aus ihrem Gewande quollen mir betäubende Wohlgerüche entgegen; ihre Stimme klang nahe an meinem Ohr.

Wenn sie eine Sirene war, so war ich nicht Odysseus. Mich banden keine Stricke, und doch saß ich wie gebannt. Mein Ohr war nicht mit Wachs verklebt, ich hörte, sah aber verwirrt, wie einer, der im einschlafen begriffen.

So murmelte ich noch einmal, tief Athem holend:

Ja, das glaube ich.

Da glitt sie an mir nieder. Das dichte Spitzengewand fiel von ihren Schultern, ihre Arme umschlangen meinen Nacken und — halb zog sie mich, halb sank ich hin.

Voll und heiß drang ihr Athem mir ins Gesicht und bald war die Quelle, der er entströmte, die Lippen, gefunden. Ich sog ihn ein, eifersüchtig auf die Luft im Zimmer, die ihren Hauch empfing, bis ich trunken war und nichts weiter wußte, was geschah. Werft sie von euch die Gedichtbücher, welche die Gefühle von Jahrhunderten in sich schließen und greift nach einem Augenblick *erlebter* Poesie.

In einem solchen Augenblick durchlebt man Aeonen. Die Zeit wird ein leerer Begriff, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sinken um uns zusammen, wir kennen nur eine Ewigkeit — der Liebe und Seligkeit.

Alter Mann, ich glaube, Du schwärmst. Deine alte Schwatzhaftigkeit macht sich wieder breit, denn wie lange sprichst Du nun schon von jener Sängerin? Und dann — Ewigkeit — Liebe und Seligkeit? Armer Alter, das einzige lebende Wesen in Deiner Nähe ist eine summende Fliege! Aber lächle Du nur, Leser und wende Dich gelangweilt von dem alten Manne. Ich kann nicht dafür, daß solche Augenblicke lebendiger Poesie sich nicht fixiren lassen.

Könnte ich Dir ein sauberes Psycho-Photogramm, oder wie so ein Ding sonst heißen möchte, wenn es existirte, überreichen, oder könnte man ein Telephon von einer Seele zur andern leiten, dann wäre es etwas anderes! Aber so! aber so! — Fliege, schau Du mich mit Deinen kleinen, klugen, runden Stecknadelknopfaugen an, und sieh ob Du in meinen großen runden Augen, die Dir gewiß wie ein Globus

aussehen, nicht ein gewisses Leuchten entdecken kannst. Wenn, dann hast Du ein Psycho-Photogramm vergangenen Glückes gesehen.

Ich war also verlobt; nicht lange darauf verheiratet. Ich spreche immer von mir, und doch war ich's nicht mehr selbst. Ich war das Selbst meines Schattens. Ich war selig.

Meine einzige Freude ist, kein Schriftsteller zu sein. Es muß sehr schwer sein, mit einem so armen Material, wie die Sprache, zu operiren.

Wenn ich sage: ich bin selig, so ist das das höchste, was ich von mir aussagen kann, und doch wird ein anderer nicht einmal ein leises Rieseln von dem Schauer, der mich erbeben läßt fühlen, wenn ich sage: ich bin selig.

Der Backfisch, wenn er eine Einladung zum Ball erhält: ist selig; die Hausfrau, wenn unerwartete Mittagsgäste sie in Verlegenheit setzen und sie bekommt noch ein gutes Stück Fleisch vom Fleischer: ist selig; der Gymnasiast, wenn er seinen ersten Frack bekommt: ist selig. Schriftsteller, lege die Feder aus der Hand und mühe Dich nicht, nach Ausdrücken zu ringen, die kaum gefunden, Dir von der Profanität entrissen werden. — Also ich war selig.

Aber ich war auch harmlos. Mein Vetter, der meinem Glücksrad den ersten Anstoß zum Rollen gegeben, war natürlich ein stets willkommener Gast unseres Hauses. Daß meine Frau es ebenso wünschte, daß sie sich ebenso freute, wenn er kam, fand ich sehr natürlich. Mußte sie ihm doch ebenso dankbar sein, uns zusammengeführt zu haben. Ich zweifelte nicht daran, daß sie mich liebte, wie ich sie.

Mein Vetter war nicht hübscher als ich, denn ich war auch nicht häßlich. Aber er hatte das Festungsstürmen gelernt und übte sich in Friedenszeiten an den Herzen. Ich war zu harmlos.

Das Bewußtsein, meinen Vetter bei meiner Frau zu wissen, wenn ich die langen Stunden auf dem Bureau arbeiten mußte, war mir angenehm, weil sie dann nicht allein auf sich angewiesen war, sondern sich mit ihm unterhalten konnte. Sie hatte ja nicht einmal die Anregung ihres Berufes, da sie natürlich seit unserer Verlobung von der Bühne zurückgetreten war. Welch ein Opfer war das gewesen, und wäre ich nicht zu harmlos gewesen, hätte ich wissen müssen, daß auf die Dauer meine Liebe ihr kein Ersatz sein konnte.

Wäre ich nicht so harmlos gewesen!

Ich sagte schon, der Gedanke meine Frau und meinen Vetter in meiner Abwesenheit beisammen zu wissen, sei mir eine Beruhigung gewesen, so muß ich auch sagen, daß der Augenblick, in dem ich mein Haus betrat, das Ziel meiner Sehnsucht war und ich mich auf den Kuß meiner Frau freute, wie das Kind auf ein Stück Kuchen. Nur zu oft sah mir das liebe, schöne Gesicht mit den lockenden, berückenden Augen zwischen den Buchstaben entgegen und ich mußte manche halbe Stunde nacharbeiten, die ich verträumt hatte in dem Gedanken an das Wiedersehen meines Glückes.

Thörichter Mensch!

Einmal hatte ich besonders lange geträumt, und der Traum sollte Traum bleiben.

Meine Frau war fort und mein Vetter kam auch nicht wieder. Der Leser wird das längst gewußt haben. Daß ich es nicht wußte, war ja eben meine Harmlosigkeit.

Nach einiger Zeit reklamirte mein Vetter, auf irgend welche Scheingründe gestützt, mein ererbtes Vermögen. Ich machte von meiner Rechtsgelehrsamkeit keinen Gebrauch, sondern ließ es ihm.

Was sollte mir das Vermögen, wenn ich meine Frau nicht hatte. Wäre es früher gewesen, hätte ich es in einem Brillantschmuck für sie anlegen können. Das wäre vielleicht ein festeres Band gewesen, sie an mich zu fesseln, als meine Liebe.

Es ist spät. Das Feuer im Ofen ist längst ausgebrannt. Es ist nichts mehr übrig, als ein paar schwarze Kohlen in todter Asche.

Die Fliege hat sich auch schon wieder an der Wand zur Ruhe gesetzt, nachdem sie so lange mit ihrem eintönigen Gesumme meine eintönige Geschichte begleitet hat. Eintönig wohl, lieber Leser, aber, Liebe und Leidenschaft haben auch in mein Leben mit vollen Akkorden hereingeklungen, und erst als der Schmerz mit mächtiger Hand darüber hingefahren, sind die Saiten zerrissen und klanglos geworden.

Ich möchte der Fliege, die ich vorhin fragte, ob sie nicht ein Leuchten in meinen Augen, den Reflex früheren Glückes, wahrnehmen könne, nun auch die Thräne zeigen, die aus jenem Strahl im erlöschen hervorgebrochen ist. Aber sie schläft. — Nun bin ich ganz allein.

Ich sehe mich um. Das Spinngewebe über den Bildern bewegt sich leise.

Hätten sie sie ganz überzogen! Jene Frau, die dort im Bilde, ist sehr schön. — Ich muß mich hüten, sie anzusehen, sonst muß ich wieder an den Fischerknaben denken. Wie, wenn ich ihren Augen nicht widerstehen könnte, wenn sie mich noch berückten und lockten, mich zu sich zögen, und ich einsamer, alter Mann kniete vor einem leblosen Bilde — o Gott — o Gott — — —

Ich bin nicht mehr harmlos, lieber Leser; ich wollte, ich wäre es noch; nun könnte es ja doch nichts mehr schaden, es ist ja doch — zu spät.

August Graf von Platen.

Eine Studie von Dr. Emil Traut.

Fünfzig Jahre sind über das Grab eines deutschen Dichters, welcher zu Syrakus in dem friedlichen Garten der Villa Landolina seine ewige Ruhe gefunden hat, hinweggegangen. Dunkles Blätterwerk umrankt das leuchtende Marmordenkmal über des Sängers Gruft, schöne Zweige schwanken, wie von einem lieblichen Gedanken bewegt, hin und her. Aber wenn auch des Dichters sterblicher Theil fern vom Vaterland im stillen Grabe gebettet liegt, seine Gedanken und seine Lieder leben und wirken noch immerdar in der deutschen Heimat und werden bestehen, so lange die deutsche Sprache erklingen und ein deutsches Herz klopfen wird. Weit hinaus in die Lande glänzt das Marmorstandbild seiner Werke, an dem wir als ein Zeichen dankbarer Gesinnung am fünfzigsten Todesjahr des Dichters dieses Gedenkblatt niederlegen, wie denn auch sein fernes Grab, vom auf- und niederrauschenden Meere wie von melodischen Versen umtönt, mit frischen Kränzen geschmückt werden wird.

Es ist ein stilles beschauliches Leben gewesen, das der Dichter geführt hat, nur selten von großen äußeren Momenten unterbrochen, nur selten in starke Schwingungen hingerissen. Selbst die Frauenliebe, aus welcher die meisten Künstler ihre Begeisterung und ihre besten Gedanken geschöpft haben, hat sein Herz nur flüchtig berührt. Platens Thaten liegen auf literarischem Gebiete, sein Leben war ein werkthätiger Kultus der Kunst. Selten aber hat auch ein Dichter mit solch edlem Eifer und solch unerbittlicher Strenge an sich und seiner dichterischen Vervollkommnung gearbeitet wie Platen. Ihm ist die Kunst stets etwas heiliges gewesen, seine literarische Polemik ist von dem feurigsten Pathos künstlerischer Erbitterung gegen das Unwahre getragen, mit allen Mitteln des Witzes, aber auch der vollendeten Grazie hat er die „gestotterte Phrase der Unkunst" bekämpft.

August Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Oktober 1796 in Ansbach als Sohn des preußischen Oberforstmeisters August Philipp Grafen von Platen und dessen zweiter Gemalin, Louise Friederike

Christiane Freiin zu Eichler von Auritz, einer Tochter des königlich preußischen wirklichen Geheimraths und markgräflich ansbachschen Oberhofmarschalls Eichler von Auritz, geboren. Die Platensche Familie stammt aus einem alten angesehenen Geschlecht der Insel Rügen und hatte im Jahre 1689 die Reichsgrafenwürde und im Jahre 1704 von Kurbraunschweig die Grafschaft Hallermund oder Hallermünde, jedoch ohne andere Rechte, Einkünfte und Zubehörungen derselben als die reichsgräfliche Unmittelbarkeit mit Sitz und Stimme im deutschen Reichstag und in Kreis- und anderen Versammlungen erhalten. Der Dichter war daher auch späterhin nicht selten in erheblichen Geldverlegenheiten und besonders in Italien hatte er sich bitter über drückenden Geldmangel zu beklagen, wobei manches scharfe Wort gegen seinen Verleger Cotta gefallen ist. Seiner hohen Abstammung hat er sich niemals selbstgefällig gerühmt. Wenn daher Immermann in seinen Ausfällen gegen den Dichter auch dessen gräflichen Stand zur Zielscheibe seines Spottes machte, hatte ihm Platen hierzu keinen Anlaß geboten.

Im neunten Lebensjahre wurde Platen, der von seinen Eltern zum Militärdienst bestimmt worden war, dem königlichen Kadettenhaus zu München übergeben. Schon zu dieser Zeit versuchte er sich in poetischen Arbeiten und ließ fast keine Gattung der Dichtkunst unberührt; er schrieb Lieder, Novellen, Komödien und Schauspiele, ja auch der Schelm lachte ihm bereits aus den Augen und der Knabe erprobte sein satirisches Talent an einer Parodie der Jungfrau von Orleans. Alle diese frühzeitigen Versuche sind jedoch später vom Dichter wieder vernichtet worden. Neben diesen Beschäftigungen widmete er sich gelehrten Studien, zu welchen ihn eine kaum zu befriedigende Lernbegierde trieb, und unterhielt mit seinen Genossen einen freundschaftlichen Verkehr, dessen Anknüpfungspunkt und Inhalt hauptsächlich die Lektüre der Dichter bildete. Hier schloß er auch mit dem Grafen Friedrich Fugger aus Augsburg den Freundschaftsbund, der bis ans Ende seines Lebens ungetrübt fortgedauert hat. Im übrigen nahm er an den Knabenspielen der Kadetten wenig Antheil; seine Neigungen führten ihn von den Spielplätzen hinweg in die Arbeitsstube zu seinen geliebten Büchern. Im September 1810 verließ Platen die Kadettenschule und trat in das königliche Pageninstitut über. Auch hier widmete er die freie Zeit, welche ihm der Hofdienst bei dem König und der Königin ließ, den Musen und dem eifrigsten Studium der Literatur der verschiedensten Völker. Besonders hoch angeschrieben stand bei ihm in dieser Zeit der große französische Dramatiker Corneille. Aber auch die Kanonendonner der gewaltigen deutschen Befreiungsschlachten fanden in dem Studirzimmer und dem Herzen des jugendlichen Pagen einen lauten Wiederhall. „In dieser Zeit", schreibt Platen selbst in seinem mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit geführten Tagebuch, das im Jahre 1860 auszugsweise herausgegeben worden ist, „theilte ich die allgemeinen Gefühle der deutschen Herzen. Man fühlte, Fürsten und Völker fühlten, daß der Tag der Befreiung und Vergeltung gekommen sei. Ganz Deutschland schwebte in freudigem Erstaunen, und jeder pries sich glücklich, noch erlebt zu haben, was keiner mehr zu hoffen wagte. Auf einmal waren alle Zungen gelöst, man

durfte wieder frei sprechen und handeln. Es hatte den Anschein, als wollten die Deutschen wieder ein Volk werden." Im Jahre 1814 wurde er zum Lieutenant im Leibregiment des Königs Maximilian ernannt. Nicht ein innerer Trieb, sondern äußere Umstände veranlaßten seinen Eintritt in den Soldatenstand, der ihn nie befriedigt hat. So kam es auch, daß er nur wenig Umgang mit seinen Kameraden hatte; vom Exerzierplatz weg flüchtete er sich an den Herd der Musen, wo er sich an der Schönheit dichterischer Meisterwerke berauschte und selber den Grazien opferte. Zugleich regte sich in seinem noch unerfahrenen Herzen eine stille, freilich wenig tiefe Neigung zu der jungen Marquise von B., welche er auf einem Hofball kennen gelernt und zum Tanz aufgefordert hatte. Zu ihrem Preise tönte sein Saitenspiel, Lieder der Liebe strömten, wenn auch noch stockend, vom Munde des jugendlichen Dichters. Freilich mag der junge Lieutenant in Amors Banden bei seiner Befangenheit und Schüchternheit auf die weltgewandte Hofdame nicht selten einen komischen Eindruck gemacht haben. Platen theilt selber in seinem Tagebuch eine ganz amüsante Unterhaltung mit dem Gegenstand seiner Neigung mit. Bei einem Morgenbesuche, welchen Platen seiner Göttin machte, entspann sich zwischen der Marquise und dem Dichter folgendes Gespräch: „Est-ce-que vous dansez, monsieur?" fragte die Marquise den galanten Anbeter. „Non madame", erwiderte dieser. — Mais on apprend à danser aux pages? — Oui madame. — Aimez-vous le dessin? — Non madame. — Mais on apprend à dessins aux pages? — Oui madame. — Êtes-vous musicien? — Non madame. — Mais on apprend la musique aux pages? — Oui madame." „Ich wischte mir die Stirn, indem ich das sagte", meint Platen und setzte seufzend hinzu: „Welche Idee wird sie sich von mir machen!" Uebrigens war Platen im gewöhnlichen Leben sehr wortkarg. So anregend und geistvoll er sich über ihn interessirende Gegenstände besonders in befreundeter Gesellschaft verbreiten konnte, so wenig sprach er in gewöhnlicher Stimmung, ja er schwieg sich in Gegenwart von ihm unsympathischen Persönlichkeiten nicht selten vollständig aus und die Theilnahmlosigkeit, welche er solchenfalls zur Schau trug, hatte eine kränkende Spitze. Er stieß hierdurch viele auch ihm wohlgesinnte Männer von sich ab, aber obwohl er sich selber oft genug wegen dieser Schwäche Vorwürfe gemacht hat, hat er ihrer doch niemals Meister werden können. Es lag dies in seinem Naturell begründet, welches einem plötzlichen Stimmungswechsel unterworfen und leicht reizbar war, während andererseits der Dichter zu heucheln nie gelernt hat

In eine solche der Verzweiflung nahe Mißstimmung war denn auch der junge bayerische Offizier in seiner Münchener Soldatenzeit gerathen. Viele Unannehmlichkeiten seines Berufes, welcher seinem hochstrebenden poetischen Geiste nicht zu genügen vermochte, das häufige auf Wache und zur Parade ziehen, sowie das beständige Exerzieren und eine gewisse Abgeschlossenheit von der Gesellschaft hatten seinen Geist in eine tiefe Melancholie versenkt. „Das Leben ist mir tödtlich geworden, freudlos zieht es mir wie eine Leichengestalt vorüber. Wie gern würde ich die Brücke betreten, die jene Welt von dieser scheidet", schreibt er in dieser Zeit und ein anderes Mal sagt er von sich mit

einer treffenden Bezeichnung seiner inneren Zerrissenheit, daß es ihm eitel im Gemüthe sei, wie anderen im Magen. Dazu kam, daß auch ihn wie jeden wahrhaften Dichter der Zweifel an seine poetische Begabung beängstigte. Er hatte kein Vertrauen zu dem Genius, der seine Brust in dichterischer Begeisterung höher wallen ließ. „Ich will gar keine Verse mehr machen, da ich doch nie etwas Großes zustande bringen würde. Von nun an werde ich noch einsamer sein als bisher", klagt er in seinem Tagebuch. „Alles was ich schreibe, sind nur Reime, Nachahmungen, Liebeständeleien ohne Kraft und Geist. Selten bemerke ich einen poetischen Gedanken, einem schwachen Sternschimmer ähnlich, der durch die Wolken dringt. Unter anderen Umständen vielleicht wäre ich ein Dichter geworden. Ich bin aber zu unvollkommen als Mensch. Vielleicht könnte mir die Liebe noch einige Akkorde entlocken; aber ich fühle mich kalt. Ich wollte, daß niemand wüßte, daß ich je Verse gemacht habe." Die Verzweiflung an seinem Genius war nicht bloß eine flüchtige Gemüthsbewegung, sondern nahm die Gestalt eines andauernden Schwächegefühls und poetischen Unglaubens an. Noch später vertraut er diese quälenden Zweifel seinem Tagebuch an. „Vielleicht", schreibt er, „könnte noch etwas aus mir werden, wenn ich mir nicht vorgesetzt hätte, ein Dichter zu sein; aber dazu werde ich es nicht bringen. Das Vielschreiben, sehe ich wohl ein, ist einer meiner Hauptfehler. Allein nur Uebung macht den Meister und das Vielschreiben zeugt doch von Fruchtbarkeit der Phantasie", suchte er sich zu trösten. Und noch Ausgang des Jahres 1816 legte er folgendes Bekenntniß in seinem Tagebuche nieder: „Unter meinen Freunden erkennt Gruber am entschiedensten mein Dichtertalent an, ohne meine Verzagtheit bezwingen zu können, die erfinderisch ist sich eben auf diesem Punkt selbst zu quälen. Gruber betrügt sich mir zu Liebe selbst über den Werth meiner Dichtungen, oder es ist eine Art Stolz dabei, die ihn glauben macht, sein Freund könne kein schlechter Dichter sein. Es wäre niemand glücklicher als ich, wenn er recht hätte, allein ich verspüre nichts in mir, was eine besondere Gabe der Natur verriethe. Lange Uebung in Vers und Reim von Kindheit auf und die Gewohnheit, den Dingen ihre poetischen Seiten abzusehen, machen noch keinen Poeten. Der Geist ist willig, aber die Kraft gering." Es ist dies um so interessanter, als gerade Platen in einer späteren Zeit wie selten jemand sich in den überschwenglichsten Lobeserhebungen über sich selbst ergangen hat, so daß Immermann von ihm schrieb, er sei beinahe genial im Ausdrucke der Selbstschätzung, die bis auf ihn noch nie in solcher Stärke und mit solcher Naivetät in unserer Sprache hervorgetreten sei.

Aus diesen selbstquälerischen Gedanken wurde Platen durch die Trommelwirbel aufgescheucht, welche die Deutschen zur Niederwerfung des am 26. Februar 1815 von Elba aus in Frankreich wieder gelandeten Napoleon zusammenriefen. Platen war bei aller Bewunderung der strategischen Genialität des korsischen Weltbezwingers sein erbittertster Feind. „Wie gerne würde ich den französischen Boden betreten, in der Hand das Schwert für die Freiheit", rief der thatenmuthige Dichter bei der Nachricht von Napoleons Landung aus. Sein Wunsch ging bald in Erfüllung. Er erhielt Befehl mit seinem Regiment gegen den Feind zu marschieren und überschritt am 19. Juni 1815

bei Mannheim den Rhein. „Bald darf ich fechten für mein Vaterland, und einer meiner heißesten Wünsche ist erfüllt", hatte er wenige Tage zuvor geschrieben. So zog er den Degen an der Seite und die Brust voll Lieder nach Frankreich hinein. In ein Treffen ist er jedoch nicht gekommen. Mit ihm zogen die Musen und selbst mitten unter dem Waffenlärm und den kriegerischen Beschäftigungen vergaß er seine Lieblingsstudien nicht.

Im Spätherbst 1815 kehrte Platen in seine Heimat zurück. Er begab sich zunächst auf Reisen und durchwanderte die Schweiz und das bayerische Hochgebirge. Weitere Touren gestattete ihm seine Stellung als Offizier nicht, obschon er eine unbegrenzte Sehnsucht nach Italien empfand. Im August 1816 kam er wieder in München an. Die genossene Freiheit und der Anblick einer großartigen Bergnatur ließen ihn das Leben in der bayerischen Hauptstadt um so drückender fühlen. Er verglich sich mit jenen Sterblichen, welche auf dem Olymp, an die Tafel der Götter geführt, die irdischen Sorgen in Nektar ertränkten, dann aber, auf die Erde zurückversetzt, ihre Sterblichkeit wieder und um so stärker alle Leiden der Menschheit fühlten. Es kamen jene Tage zurück, an welchen eine tiefe Schwermuth und das peinigende Gefühl der Einsamkeit mitten unter lärmenden Gesellschaften sein Herz erfüllten. „Ich lebe nur", tönt seine melancholische Klage, „weil ich lebe; ich fühle, daß ich ehemals zum mindesten glücklicher war, da mein Herz noch so thöricht sein konnte, jene Träume zu glauben, welche die Phantasie sich erdachte. Die Wissenschaft genügt nicht allein, das Studium ist höchstens ein Zephyrwind, der kaum die Oberfläche des Lebensozeans in unmerkliche Wallungen regt. Es bedarf des Süds und des Nords, ihn aufzuschütteln aus dem tiefsten Grunde. Wäre ich unglücklich, ich würde glücklicher sein. In der Thätigkeit besteht das wahre Glück des Menschen. Wenn er nur bewegt ist, wenn er nur kämpft, und sei es mit der Verzweiflung. Etwas großes oder reizendes muß ihn anziehen." Diese gewaltigen Stürme der Leidenschaft haben allerdings sein Leben nie bewegt, es fehlen demselben die dramatischen Momente. Er hat sein Leben hauptsächlich mit Lektüre und schön- und anderen wissenschaftlichen Studien hingebracht und so läßt sich in seinem Porträt eine gewisse Monotonie der Gesichtszüge nicht verkennen.

Im Jahre 1818 bezog Platen die Universität Würzburg. Der König ertheilte ihm den erbetenen Urlaub und bewilligte ihm die erforderlichen Studiengelder. In Würzburg widmete er sich besonders den philosophischen und philologischen Studien, er trieb Lateinisch, Griechisch, Persisch, Arabisch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Englisch, Holländisch und Schwedisch, absolvirte dabei noch das zur Immatrikulation erforderliche Gymnasialexamen und hörte in der philosophischen Fakultät hauptsächlich den Professor J. J. Wagner, dessen mathematisch-philosophische Methode den Jünger der Wissenschaft gewaltig anzog. Im Oktober 1819 vertauschte Platen die Würzburger Universität mit der Hochschule zu Erlangen, woselbst er sich allerdings mit großen Unterbrechungen bis zum Jahre 1826 aufgehalten hat. Sein Lieblingslehrer wurde der Philosoph Schelling, dessen Haus er in München als Knabe schon besucht hatte. Er wurde der begeistertste

Anhänger des philosophischen Verfechters des absoluten Idealismus und zugleich sein poetischer Verherrlicher, ihn als den Begründer des Ordens der neuen Zeit feiernd. Auch trat Platen in ein persönliches Freundschaftsverhältniß mit dem verehrten Lehrer. Schellings Philosophie übte einen nachhaltigen Einfluß auf den geistigen Entwickelungsgang des empfänglichen Dichters aus, welcher sich auch in seinen Werken vielfach kundgiebt. Es liegt eine Ironie der Geschichte darin, daß der Verfasser des „romantischen Oedipus" zu dem philosophischen Thorschließer der deutschen romantischen Dichtkunst in die Schule ging. Mit den studentischen Kreisen kam Platen nur wenig in Berührung; er schloß sich zwar an die deutsche Burschenschaft an, nahm an ihren Zusammenkünften und akademischen Gebräuchen aber nur geringen Antheil.

Im Anfang seiner Erlanger Studentenzeit lernte Platen auf seinen von dort aus unternommenen Wanderungen Rückert kennen, welcher sich damals in Nürnberg aufhielt. Hauptsächlich durch diesen angeregt versenkte sich Platen in das Studium der orientalischen Poesie, welche durch Schlegels Werk über die Weisheit der Inder sowie durch die Hammersche Uebersetzung des Divan des Hafis und durch Goethes westöstlichen Divan dem größeren Publikum erschlossen worden war. Es ist dies eine auffällige Wendung, welche die deutsche Literatur kurz nach den Befreiungskriegen genommen hat. Statt sich, wie zu erwarten gewesen, nationalen Stoffen zuzuwenden und den großen Inhalt der großen Zeit poetisch auszumünzen, flüchtet sich ein Theil der zeitgenössischen Dichter in das deutsche Mittelalter und schlägt die alten Sagenbücher wieder auf, ein anderer Theil wendet seine Schritte nach dem Morgenland und wandelt träumerisch an den Ufern des heiligen Ganges einher oder pflückt sich von den Gräbern Saadis und Hafis' die duftenden Rosen von Schiras. Es ist dies der poetische Ausdruck der politischen Reaktion, welche den nationalen Jubeljahren auf den Fuß gefolgt war, ein Sichabwenden der Dichtkunst von dem Leben der Gegenwart, welches Geist und Gemüth nicht zu befriedigen vermochte.

Auch Platen ließ sich von dem persischen Anakreon in die heitere Lebensweisheit des harmlosen Genusses einweihen und wendete zugleich seine Aufmerksamkeit auf die Kunstformen der orientalischen Poesie, die er ihrem Wesen nach zu begreifen suchte und lernte. Die Frucht dieser Studien waren die im Jahre 1821 herausgegebenen „Gaselen", deren fremdländischer Gedankeninhalt und seltsame Ausdrucksweise nur wenig Beifall fand. Noch eigenartiger mußte die im folgenden Jahre erschienene Gaselensammlung „Spiegel des Hafis" berühren, in welcher jedes Gedicht in seinen Endversen den Namen Hafis wiederholt und die Welt in Beziehung zu dem persischen Dichter setzt.

Einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen die 1823 erschienenen „Neuen Gaselen". In ihnen hat Platen die spezifischen Eigenheiten des orientalischen Kunstausdruckes abgestreift, der Inhalt ist ein allgemein menschlicher und die Sprache und poetische Form sind mit einer bewunderungswürdigen Virtuosität behandelt. Ein unendlicher Wohllaut umströmt den lieblichen Gedanken.

Den Geruch berauscht der Flieder,
Und Jasmine duften wieder;
Und der Ost, der kecke Freier,
Löst den Knospen ihre Mieder:
Du allein verhüllst Dich ewig,
Schlägst vor mir die Augen nieder!
Bliese doch ein Wind und legte
Das Gewand an Deine Glieder!
Nähm' er meiner Seufzer einen
Auf sein rauschendes Gefieder!
O, belohne Deinen Sklaven,
Der so treu Dir ist und bieder!
Doch Du sprichst: Beglück' ich jenen,
So verstummen seine Lieder.

Die neuen Gaselen fanden eine weit freundlichere Aufnahme, auch Goethe sprach sich anerkennend darüber aus und ermuthigte den aufstrebenden Dichter. Und in der That bilden sie eine Bereicherung der deutschen Literatur und insbesondere der poetischen Kunstform derselben. Platen selber vertheidigt in einem späteren Schreiben an Gustav Schwab seine Gaselen dahin, „daß das anakreontische Element, wenn es mit Anmuth behandelt ist, doch auch einen wirklichen Werth in der Poesie hat und eine nothwendige Entwickelungsstufe der lyrischen Kunst ausmacht, wenn man auch nicht sagen kann, daß gerade das Gefühl darin vorherrsche. Es würde aber bei uns Deutschen in Unbedeutendheit ausarten, wenn es nicht unter einer künstlerischen Form gegeben würde." In der Gaselensammlung selber sagt er von seinen Gedichten:

Farbenstäubchen auf der Schwinge
Sommerlicher Schmetterlinge
Flüchtig sind sie, sind vergänglich
Wie die Gaben, die ich bringe,
Wie die Kränze, die ich flechte,
Wie die Lieder, die ich singe:
Schnell vorüber schweben alle,
Ihre Dauer ist geringe,
Wie ein Schaum auf schwanker Welle,
Wie ein Hauch auf blanker Klinge,
Nicht Unsterblichkeit verlang' ich,
Sterben ist das Loos der Dinge:
Meine Töne sind zerbrechlich,
Wie das Glas, an das ich klinge. —

Die Erlanger Studentenzeit ist die poetisch fruchtbarste Periode Platens gewesen. Schon vor der Herausgabe der Gaselen hatte er seine verschiedenen Dichtungen gesammelt und nach einer sorgfältigen Prüfung unter dem Titel „Lyrische Blätter" und „Vermischte Schriften" veröffentlicht. Im Drama konnte er seine Abhängigkeit von den Einflüssen der deutschen Romantik noch nicht verleugnen, er war noch in der Tieckschen Märchenwelt befangen und lehnte sich in der Form an die Calderonschen Degen- und Mantelstücke an. So entstand im Jahre 1823 seine erste Komödie, „Der gläserne Pantoffel", in welcher er zwei deutsche Kindermärchen, Aschenbrödel und Dornröschen, in sinniger Weise miteinander verband. Das Drama wurde bei einem Aufenthalt des Dichters in Ansbach in fünf Tagen, vom 15. bis 19. Oktober 1823, geschrieben. Platen selber legte großen Werth auf diese Dichtung.

„Als ich fertig war", schreibt er, „bemerkte ich, daß ich etwas zustande gebracht, was ich mir gar nicht zutraute. Ich fürchtete wirklich, in diesen lyrischen Akkorden zu verschmelzen. Ich fürchtete, daß in der deutschen Poesie nichts großes mehr geleistet werden könne. Nun aber lag plötzlich ein größeres Werk vor mir, über das sich ein hoher Wohllaut der Sprache und eine unbesiegbare Heiterkeit des Lebens ergoß." Im nächsten Jahre folgte „Der Schatz des Rhampsinit", die dramatische Bearbeitung einer von Herodot überlieferten Sage, welche Platen in die neue Zeit rückte und mit Anspielungen auf moderne Verhältnisse ausstattete, sodaß der Kontrast zwischen dem Stoff und der Ausführung, der Widerspruch zwischen den Handlungen und Empfindungen der Personen, der ganzen Dichtung den Charakter einer ausgelassenen Burleske verleiht. Es zeigt sich in dieser Komödie bereits, wenn auch noch im Keime, die vernichtende und von der Grazie geadelte Satire der „verhängnißvollen Gabel." In demselben Jahre entstand die einaktige Komödie „Berengar", deren Hauptvorzug die Formvollendung der Sprache bildet. Das im Jahre 1825 gedichtete Schauspiel „Treue um Treue" gelangte im selben Jahre am 18. Juni zu Erlangen zur Aufführung. Das Stück wurde beifällig aufgenommen und der anwesende Dichter gerufen. Platen eilte nach einigem Zögern auf die Bühne und stattete dem Publikum seinen Dank in folgenden improvisirten Versen ab:

Ihr, deren Gunst der Dichter heut besaß,
Vielleicht in keinem ganz gemeinen Maß,
Ermuntert ferner ihn mit Lieb' und Gunst,
Damit er steig're seine schwache Kunst!

Ein hundertstimmiges Bravo folgte diesen Worten; in der glücklichsten Stimmung eilte der Dichter in die Garderobe, um den Schauspielern zu danken, und verbrachte den Abend in einer Gesellschaft bei Schelling, welche ihm die verbindlichsten Ovationen darbrachte. „In der That", schreibt Platen noch warm vom Erfolge seines Theaterstückes in seinem Tagebuch, „würde die ganze Darstellung äußerst unbefriedigend geendigt haben, wenn ich nicht auf den Brettern erschienen wäre." Das Schauspiel ist dann später noch einmal in Nürnberg und sodann in Regensburg aufgeführt, vom Publikum aber abgelehnt worden.

Kurz vor seinem dramatischen Erfolge auf der Erlanger Bühne war einer der heißesten Wünsche Platens in Erfüllung gegangen. Er hatte Italien gesehen, wonach es ihn immer mit einer verzehrenden Sehnsucht verlangt hatte. Schon im Jahre 1817 war er in München durch die Vorlesung einer brieflichen Schilderung des schönen Landes aufs tiefste erregt worden, so daß ihm unwillkürlich die Thränen in die Augen getreten waren. Auch ihn zog es wie Goethe nach dem herrlichen Süden mit seinen entzückenden Landschaften, seinen reichen Kunstschätzen und seiner großen geschichtlichen Vergangenheit. Freilich kam Platen auf seiner Reise bloß bis Venedig. Vom alten herzoglichen Schlosse zu Monfalcone aus sah er zum ersten Male das Meer. Weit hinaus blickte er über die rauschende Flut, sehnsüchtig schweifte sein Auge in die duftende Ferne im Süden. In Venedig schrieb er eine Anzahl Sonette, welche in Geist und Form die höchste Schönheit athmen, so daß sie wohl mit Recht als die besten der deutschen Dichtkunst bezeichnet werden können.

„Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen:
Oed' ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sklavonen.

Wie hast Du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie Dich Paolo Veronese malet!

Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern."

Die vergangene Größe der alten Dogenstadt zieht an den geistigen Augen des Dichters vorüber, der Markusplatz belebt sich von edlen reichgeschmückten Frauen und unter den blühenden Gestalten wandeln Tizian und sein Lehrer Giovanni Bellini im heiteren Gespräch; über die rauschenden Lagunen spannt sich im prächtigen Bogen der Ponte Rialto, auf dem sich eine bunte Menschenmenge auf- und niederbewegt; im tiefen Schatten liegt der Dogenpalast mit den Bleidächern und der Seufzerbrücke und aus der Kirche des St. Markus tönen die frommen Gebete gläubiger Christen. Elegische Klagen über die geschwundene Pracht der einst so stolzen Republik entströmen dem liederreichen Mund des Dichters und erinnern an die gewaltigen Stanzen Lord Byrons im vierten Gesang seines Childe Harold. Nur schmerzlich trennte sich Platen von der schönen Stadt und noch beim Scheiden rief er ihr eins seiner schönsten Sonette nach:

Was läßt im Leben sich zuletzt gewinnen?
Was sichern wir von seinen Schätzen allen?
Das goldne Glück, das süße Wohlgefallen,
Sie eilen — treu ist nur der Schmerz — von hinnen.

Eh' mir ins Nichts die letzten Stunden rinnen,
Will noch einmal ich auf und nieder wallen,
Venedigs Meer, Venedigs Marmorhallen
Beschaun mit sehnsuchtsvoll erstauntem Sinnen.

Das Auge schweift mit emsigem Bestreben,
Als ob zurück in seinem Spiegel bliebe,
Was länger nicht vor ihm vermag zu schweben:

Zuletzt, entziehend sich dem letzten Triebe,
Fällt ach! zum letzten Mal im kurzen Leben,
Auf jenes Angesicht ein Blick der Liebe.

Dieser ersten italienischen Reise folgte übrigens noch ein ernstes Nachspiel. Der Dichter hatte, von den Schönheiten Venedigs berauscht und in alte Zeiten versunken, ganz der Gegenwart vergessen und den ihm gewährten Urlaub um ein beträchtliches überschritten. Bei seiner Heimkehr wurde daher die Untersuchung gegen ihn eingeleitet und hatte seine Unachtsamkeit mit einer mehrwöchentlichen strengen Arreststrafe

in Nürnberg zu büßen. Diese Zeit benutzte der Dichter zur dramatischen Bearbeitung eines bekannten Märchens unter dem Titel „Der Thurm mit sieben Pforten".

Die produktive Beschäftigung mit der dramatischen Dichtkunst hatte Platen auch mit den Werken der zeitgenössischen Dramatiker näher bekannt gemacht. Hier sah er eine heillose Verwirrung der ästhetischen Begriffe. Die sogenannte Schicksalstragödie unter der Aegide Werners und Müllners hatte sich der deutschen Bühne bemächtigt und suchte durch die grausigsten Gespenstergeschichten die Nerven des lieben Publikums zu erregen. Dabei hatte man in vollständiger Verkennung der Antike einen neuen tragischen Popanz erfunden, das sog. Schicksal, welches die Selbstbestimmung und dramatische Handlungsfähigkeit der Helden vollkommen aufhob und sie zu Gliederpuppen eines dunklen Prädestinationsbegriffes erniedrigte. Täglich ging die Ahnfrau des Räubers Jaromir unter wüthendem Beifallsklatschen des süßen Parterres über die Bühne und im letzten Akt nach Hause, Saiten sprangen und Dolche fielen geheimnißvoll von den Wänden und der Familienaberglaube trieb in den Schauspielen seine üppigsten Blüten. Es war ein reiner poetischer Sündenfall. Platen war durch diese Afterpoesie aufs tiefste in seinem künstlerischen Gewissen verletzt. Seine „verhängnißvolle Gabel" war ein vernichtender Schlag gegen diese Schicksalstragödie. Aber Platen wollte nicht bloß destruktiv wirken, er wollte auch selbstschöpferisch sein und hat in seiner Dichtung das Kunstideal einer literarisch-polemischen Komödie aufgestellt. Er entlehnte die Form den Komödien des Aristophanes und zeigte wie jener eine spielend leichte Behandlung der schwierigsten Metren. So formvollendete Verse hatte bisher noch niemand in der deutschen Sprache gehört, aber auch niemals hatte ein so graziöser Witz so tiefe Wunden geschlagen. „Da kam", schreibt Rudolf von Gottschall in seinem Werk „die deutsche Nationalliteratur", „einmal wieder der carrarische Marmor der deutschen Sprache zutage, ihre blendende Klarheit, ihr Adel, ihre Grazie! Besonders die aristophanischen Parabasen, in denen der Dichter selbst mit heiligem Ernste das Wort ergreift, schienen ein harmonischer Tanz der deutschen Sprachgrazien, die sich anstaunten, verwundert über ihre eigene Schönheit". Platen selber war sich der Bedeutung seines Werkes wohl bewußt, er bewunderte die Formenreinheit und den Gedankeninhalt seiner eigenen Dichtung sowohl in dieser selbst als in verschiedenen Briefen an seine Freunde. An Gustav Schwab schrieb er: „Sie erhalten hier den ersten Akt einer Komödie, in welcher ich, nach langen Pfuschereien, endlich hoffe, mein Meisterstück abgelegt zu haben und in die Zunft der Unsterblichen einzugehen . . . Sie ersehen daraus den inneren Gehalt und die ganze Behandlungsart dieses Lustspiels, von welcher Art, außer in Griechenland, nie eins existirt hat. Die aristophanische Komödie ist mir endlich als die einzig wahre erschienen; aber ich habe sie unserer Bühne vollkommen modifizirt." Freilich konnte die Wirkung der „verhängnißvollen Gabel" nur eine beschränkte sein, da sie mit ihren feinen literarischen Anspielungen ein ästhetisch gebildetes und mit der Dichtkunst der Gegenwart vertrautes Publikum voraussetzte. Zur politischen Komödie im Sinne der aristophanischen Dichtungen war die Zeit noch nicht reif. Platen hat selber diese Einseitig-

keit seines Lustspiels gekannt, er beklagt sich darüber, daß in Deutschland alles öffentliche und politische von der Komödie ausgeschlossen bleiben müsse, und sagt von sich selbst:

„Größ'res wollt er wohl vollenden; doch die Zeiten hindern es;
Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes."

Kurze Zeit nach der Abfassung der „verhängnißvollen Gabel" trat Platen seine zweite italienische Reise an, nachdem ihm vom König Ludwig der erbetene Urlaub und von Cotta für den Verlag der genannten Komödie ein beträchtliches Honorar bewilligt worden war. In Italien hat er, wenn auch mit mehrmaligen Unterbrechungen und in den verschiedensten Städten von nun an seinen ständigen Aufenthalt genommen.

Vielfache Anfeindungen, die er sich durch seine literarischen Fehden zugezogen hatte, Verstimmung über den geringen Erfolg seiner poetischen Leistungen und Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen hatten ihm das Leben in Deutschland unleidlich gemacht. Am 3. September 1826 reiste Platen von Erlangen nach dem Land seiner Sehnsucht ab und traf gerade an seinem dreißigsten Geburtstag in Rom ein, diesem Meer der Schönheit, wie er begeistert ausruft. Mit diesem Aufenthalt beginnt für Platen ähnlich wie für Goethe mit seiner ersten italienischen Reise eine neue Periode in seiner poetischen Entwickelung. Hier schuf er jene großen Dichtungen im klassischen Gewande der antiken Poesie von Griechenland und Italien, in denen sich die ruhige Klarheit des südlichen Himmels wiederzuspiegeln scheint, jene Oden und Hymnen, die wie aus Marmor gemeißelt sind und in der deutschen Sprache nicht ihresgleichen haben. In diesen erhabenen Kunstschöpfungen strömt er sein ganzes Leben aus. Seine Stoffe werden gewaltiger, seine Form reift zur klassischen Schönheit. Allerdings konnten diese Dichtungen schon ihrer Form wegen nicht Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werden und so ist Platen im wesentlichen ein Dichter des gebildeten Theils der Nation geworden. Das einfache Lied klingt an das Herz des gesammten Volkes an, die Ode und der Hymnus appellirt an einen kunstverständigen Leser. Aber das Lied ist nicht die Lyrik, es erschöpft deren Inhalt nicht. Aus diesem Grunde hat man Platen auch das Dichtergemüth abgesprochen, ihm die Meisterschaft über die Form zugestehend. Man hat ihn kalt und herzlos gescholten und ihn einen Künstler genannt, der wie ein Olympier über die Menschheit hinblickt, ohne ihre Freuden und Leiden mitzuempfinden. Dieser Vorwurf, den man auch Goethe gemacht hat, ist hier wie dort ungerechtfertigt.

Als bester Gegenbeweis mag nur eins seiner schönsten Gedichte angeführt werden, in denen ein tief empfindendes Herz und ein wahrhaft menschliches Gemüth sich kund giebt. Es lautet:

Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen ließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sachte
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in leuchtigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs neue:
O wehe, wie hast Du die Tage verbracht,
Nun stille Du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue! — —

In Rom blieb Platen zunächst bloß den Winter von 1826 auf 1827 hindurch. „Rom stimmt durchaus melancholisch", schrieb er an Schwab. „Diese grandiosen Ruinen, diese wüsten Plätze, diese stolzen Villen mit ihren dunklen, unverwelklichen Hecken und Alleen, in denen kaum das Laub sich rührt, diese ewig plätschernden Springbrunnen, die Peterskirche, die Engelsburg, alles scheint wie auf der Seele zu lasten." Seine angegriffene Gesundheit verlangte ein südlicheres Klima und so begab sich Platen im Frühjahr 1827 nach Neapel. Hier verlebte er im Verein mit dem Dichter Kopisch, dem Entdecker der Azurgrotte zu Capri, sonnige, glückliche Tage. Diese Stimmung wurde jedoch durch Nachrichten aus Deutschland getrübt. Platen vernahm, daß ihn Karl Immermann aufs heftigste literarisch angefeindet hatte. Immermann hatte eine Reihe von bitteren Epigrammen gegen Platen gerichtet, welche von Heine in seine „Reisebilder" aufgenommen worden waren. Eins derselben lautet:

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Gaselen.

Platen rüstete sich sofort zum neuen Waffengang und schrieb seinen „romantischen Oedipus", den er 1827 in Sorrent begann und ein Jahr später auf der Insel Palmaria im Genuesischen beendete. Es ist dies eine aristophanische Literaturkomödie im Sinne der „verhängnißvollen Gabel" und geißelt die Verirrungen der deutschen romantischen Schule. Daß Platen dem Dichter Immermann zum Repräsentanten dieser literarischen Richtung machte, ist wohl vor allem den epigrammatischen Invektiven des letzteren zuzuschreiben. Das Stück spielt auf der Lüneburger Haide, der nüchternsten Gegend von Deutschland, der Hauptheld ist der Romantiker Nimmermann. Außerdem treten im Lustspiel das Publikum als Reisender, der exilirte Verstand und der Chor der Haidschnucken auf. Die Romantisirung des Sophokleischen Oedipus ist von durchschlagender Komik. Freilich ist das Werk nicht frei von persönlicher Satire, namentlich wird außer Immermann Heine arg mitgenommen, den Platen in der Komödie „den herr-

lichen Petrark des Lauberhüttenfestes" nennt. Er übte gegen Heine, wie er in einem Briefe an seinen Freund Grafen Fugger schreibt, das Wiedervergeltungsrecht, „gesetzt auch", hinzufügend, „ich hätte nicht das größere Recht, ihm als Pontaster und Freund des Helden der Komödie einen Platz in derselben anzuweisen." Die „Reisebilder" Heines bezeichnete er in einem anderen Briefe als „Impromptüs eines Handwerksgesellen". Aber, hiervon abgesehen, ist auch der „romantische Oedipus" nicht ein persönlicher Parteikampf, sondern wie Karl Gödecke sagt, „ein begeisterter Vertheidigungskampf pro aris et focis der Poesie selbst." Auch hier trat er als ein wahrer Anwalt der Kunst für dieselbe gegen das Falsche und Häßliche ein, eine beredtere Anklage gegen die Afterpoesie kann nicht gedacht werden. Heine und Immermann haben sich an Platen bitter gerächt, ersterer in seinen „Reisebildern" auf die gehässigste und niedrigste Art, letzterer in seiner Schrift „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier" mit geradezu klassischer Grobheit. Immermann nennt Platen einen „jungen Formenschneider, Gaukler, Wortbezwinger, Hanswurst der Kunst, Petrefakt des Pfauen, Mylord von Nullibingen, Poeten in partibus, den Marodeur der Dichtkunst, einen nüchternen, modesten Jungen" und schreibt folgendes Sonett auf ihn:

„Naht Musen Euch! Daß sich mein Geist entzünde!
Ein groß Gedicht sei meinem Mund entflossen,
Naht Ihr Camönen dem gelehrten Sproffen!"
Ruft August Graf von Platen-Hallermünde.

Und wirklich naht sich was. Blank, ohne Sünde
Nahn Jamben sich, Spondäen und Molossen,
Trochä'n Pyrrhichien, Ottaven, Glossen,
Die ganze Metrik stehet in der Ründe.

Nicht fehlt der Anapäst zu Fest und Schmause,
Daktylen scherzen auf des Grafen Diele;
Wo aber sind die Musen bei dem Spiele?

Die blieben alle leider aus dem Hause.
Nicht reizet sie die Ladung des Pedanten,
Sie schickten höflich Vers' als Remplaçanten.

Freilich hatte es Platen seinen Gegnern leicht gemacht, ihn an einer seiner empfindlichsten Stelle zu verletzen. Selten hat wohl ein Dichter seinen eigenen Genius so gefeiert und mit seinem poetischen Talente einen solchen Selbstvergötterungskultus getrieben wie Platen. Er besingt sich selber und sagt, daß er Lustspiele und Märchen in einem Stil, den keiner übertroffen, gedichtet habe, und setzt sich selber den zweiten Siegespreis der Ode auf das Haupt. Immermann schrieb daher nicht mit Unrecht von Platen: „Man kann ihn ohne Ironie den Dichter des Hochmuths nennen, wie wir von Dichtern der Liebe, des Weins und des Heldenthums reden." Er hat sich vorgenommen, etwas ganz außerordentliches zu sein; dieses Thema, das Grundthema seines Geistes und Herzens, behandelt er, wo er nicht drollig wird, oft mit einer gewissen Erhabenheit. Im ganzen aber gewährt er denjenigen, welche die heitere Begeisterung lieben und das Talent des Dichters nicht allein in der Sprache oder in der rhythmischen Versu-

tilität sehen, wohl mehr ein psychiologisches, als ein ästhetisches Schauspiel."

Platen wurde durch diese persönlichen Angriffe, welche allerdings das Maß des Anständigen weit überschritten, tief verstimmt, ja er sprach die Absicht aus, sich von literarischen Leistungen überhaupt für immer zurückziehen zu wollen. Es ist dies jedoch nicht geschehen. Außer seinen lyrischen Dichtungen schrieb er eine Geschichte des Königreichs Neapel von 1414—1443 und durch diese historischen Studien angeregt, „Die Liga von Cambrai", ein Schauspiel voller Haupt- und Staatsaktionen ohne irgend welche dramatische Spannung, sowie „die Abbassiden", eine heitere stilvolle Dichtung, welche in die Wunderwelt des Märchens wieder ihren Einzug hält. Seit 1828, in welchem Jahre Platen zum Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München vom König Ludwig ernannt worden war, waren ihm auch die pekuniären Sorgen genommen. So lebte Platen in beschaulicher Muße seinen Lieblingsneigungen und vor allem der Poesie. Er durchreiste Italien von Ost nach West und von Nord nach Süd, überall die Meisterwerke der italienischen Kunst genießend und studirend. Im November 1835 kam er nach Syrakus, wohin ihn die Furcht vor der in Neapel aufgetretenen Cholera getrieben hatte. Er erkrankte jedoch bald an einer Entzündung und beschleunigte seinen Tod durch undienliche Medikamente, welche er in dem Wahne, von der Cholera befallen zu sein, heimlich anwendete. Am 5. Dezember 1835 schloß er für immer das Auge. Sein Leichnam wurde im Garten der Villa Landolina beigesetzt. Die Kunde vom Tode des Dichters verbreitete sich bald in Deutschland und rief hier die lebhafteste Theilnahme wach. Das deutsche Volk erinnerte sich seines großen Sängers, um ihn nie mehr zu vergessen.

Zwiſchen Rhein und Weſer.

Kultur- und Sittenbilder von D. Colonius.

Der Kamm des Rothhaar-Gebirges ſteigt in ſeiner mächtigen Höhe von 2600 Fuß von Aſtenberg über Küſtelberg nach Brilon herunter, als Grenzſcheide zwiſchen Rhein und Weſer. Hinter Brilon ſetzt ſich dieſe Waſſerſcheide als Eggegebirge und Teutoburger Wald mit einer Wendung nach rechts fort. An dieſem Wendepunkte ſetzt gleichzeitig das Haargebirge an, welches an der rheiniſchen Seite den geradlinigen freundlichen Grenzwall zwiſchen dem Lippe- und Ruhrgebiete bildet, und gleich oben an jenem Vereinigungspunkte an der einen Seite die Quelle der Möhne zur Ruhr, und nahebei an der andern Seite die Quelle der Alme zur Lippe ſendet. — Dieſer Gebirgsknoten, dieſe große Waſſerſcheide war von jeher auch die große Völkerſcheide und ein Hauptſchauplatz der deutſchen Geſchichte. Während an der einen Seite der Haar, zur Rothhaar hin, in dem gebirgigen Ruhrgebiete die Sigambrer, dann die Marſen wohnten, ſaßen an der andern Seite, dem Hellwege, die Bructerer, und ober dieſen, an dem Eggegebirge, die Cherusker, die drei Hauptfeinde der Römer; jenſeit der Rothhaar aber die Chatten, welche wenig befreundet mit dieſen Stämmen waren; als an die Stelle der Marſen die Altſachſen, und jenſeit der Haar die Engern einrückten, blieb das Verhältniß daſſelbe. An der andern Seite der Rothhaar, gegenüber dem Anſatze der Haar, lag die uralte Grenzfeſte, die Eresburg, das heutige Marburg an der Diemel, die Grenzfeſte der Cherusker und ſpäter der Engern. Zu ihr gingen die Kriegszüge der Römer und Franken, mochten dieſelben nun durch das Münſterland reſp. den Hellweg und durch das Paterbornſche zur Weſer ziehen, — oder durch das Chattenland die Diemel herunter dahin gelangen — oder endlich die Ruhr herauf hier an dem niedrigſten Uebergange die Rothhaar überſchreiten — zu dem Diemelthale.

Die Waſſerſcheide zwiſchen Rhein und Weſer iſt ſo ſchön und eigenthümlich, wie nicht leicht eine zweite zu finden ſein dürfte, und der Gebirgsübergang, welcher am niedrigſten ungefähr zwei Stunden oberhalb Marsberg und oberhalb des Anſchluſſes der Haar ſtattfindet

(am Bruchhauser Stein), ist so romantisch, daß er uns zauberhaft festhält. Hoch oben auf der Rothhaar steht hier eine kolossale Grenzmarke aufgerichtet; ein dreigezackter Felsstein des Urgebirges hat sich hier vereinzelt durch die Rothhaar emporgeschoben, und sie anderthalb hundert Fuß überragend, blickt er düster zum Rhein und zur Weser, — und doch blickt er hüben und drüben in die lieblichsten Thäler, hüben und drüben über ein Wellenmeer von Bergzügen und Bergkegeln, — aber auch über die Schauer der Geschichte. Zwei freundliche Töchter der Rothhaar, die Ruhr und die Hoppeke, an den Höhen, in der Einsamkeit geboren, drängen sich diesseit und jenseit dicht an ihren Fuß, und säumen denselben in parallelem Laufe mehrere Stunden weit, als könnten sie sich von der Mutter nicht trennen, — bis sie beim Anblicke der Bruchhauser Steine wie entsetzt auseinanderweichen und ihrer Bestimmung zueilen, die Ruhr bei Olsberg, nach der linken Seite die Berge durchbrechend, zum Rheine, die Hoppeke nach rechts sich den Weg zur Diemel und Weser bahnend. Der riesige Felsstein aber, der Wächter seit Jahrtausenden, entsendet wohl grüßend von seinem Fuße zwei quellende Bäche, den einen zur Ruhr, den andern zur Hoppeke; aber hoch oben auf seiner einsamen Zinne trägt er ein wunderbares Wasserbecken, welches er mitgebracht aus dem tiefsten Schoße der Erde und nicht entströmen läßt nach Rhein oder Weser, sondern seit Jahrtausenden festhält, — nicht als unparteiischer Wächter, sondern wie ein drohender Griesgram. Denn wandelt man in dem freundlichen belebten Ruhrthale, so scheint er herabsteigen und das Sonnenlicht verscheuchen zu wollen; und läßt man in der Einsamkeit des Hoppeke-Thales auf Wald und Wiesengrün das Auge ruhen, so glaubt man erschreckt, seinen Riesenarm durch die Waldschlucht herabgreifen zu sehen. Lehnen wir oben auf der Felsenzinne, und blicken hinunter in diese freundlichen Thäler, weiter und weiter in die Thäler hinter den zahllosen Höhenzügen, vor uns die alte Stadt Brilon und etwas weiter die Eresburg, wo die Grenzen der Völker und der Gaue wie in einem Knoten zusammenliefen, so wird es selbst um uns düster, wenn wir der Scenen gedenken, die der schwarze Stein gesehen. Wollte er sprechen, er könnte uns ein grauenvolles Bild vorführen. Aber er mag uns nichts erzählen, weil unsere Vorfahren auch so hartnäckig von ihm geschwiegen, denn sie liebten Wald und Hain. Und wahrlich, ob wir das romantische Ruhrthal hinunter eilen, um an dem mächtigen Rheinstrome zu suchen, oder die freundlichen Berge und Thäler der Weser durchforschen: Wald und Hain mit so bewältigendem Eindrucke finden wir nur hier, und kein Maler kann diese Zauberfülle wiedergeben.

Welch verschiedenes Bild in dem Ruhr- und Hoppeke-Thale! Die Ruhr, diese streitbare Tochter des Gebirgslandes, hat sich von Anfang an ein breiteres Thal erkämpft; rechts und links zieht sie Nebenflüsse an, welche die Gebirge zu bebauten Thälern tief durchfurchen, so daß sich ein Bergkopf neben dem andern abrundet, mit flachem Fuße zu der Wiesenfläche der Thäler hinabsteigend. An allen diesen Abhängen und Berghöhen steigen die mühsam bebauten Feldmarken hinan, bis zu den Waldkronen auf den Höhen, so daß das Sonnenlicht hier auf dem Fruchtfelde glänzt, dort die langen Schatten der Höhenzüge her-

abwirft. Wo nur irgend in dem Thalgebiete die Berge zurückweichen, und der dreiste Fluß eine Ausbreitung sich erzwungen hat, lugt ein Dörfchen hervor, und Hämmer und Hütten haben seit Jahrhunderten schon das obere Ruhrthal belebt. Geht doch dieser Streit zwischen Fluß und Berg das ganze Ruhrthal hinab. Bald drängt sich das Gebirge, wie Halt gebietend, von beiden Seiten an die Ufer des Flusses, bald weicht es scheu oder neckend zurück und umarmt größere Thalausweitungen, — bald zieht sich von der Höhe ein mächtiger Waldstreifen herab, bald haben sich die Dörfchen nur mit malerischen Baumgruppen umgeben, als hätten sie die Walderinnerung sich heimlich von der Höhe herabgeholt. Rastlos und unstät bricht der Fluß sich seine Bahn, — und rastlos und unstät ist auch das Volk hier oben geworden. Ruhe haben sie nicht gehabt zur Zeit der Römer, der Franken und im Mittelalter; mühsam ist ihr Ackerbau, und es hat sie immer hinausgelockt in die weite Welt. Ist es doch das Erbtheil der Westfalen, in die weite Welt zu wandern: auf dem Throne der Merowinger und Capetinger, und mit letzteren auf den Thronen der halben Welt saßen Westfalen; in Turin, in Hannover und England steht das westfälische Roß in dem Wappen der Krone, und in Corsica selbst nahm ein Westfale den Purpur. So wandern aus dem obern Ruhrthale alljährlich zahllose Handelsleute in die weite, weite Welt, und kommen nur zur Ernte zurück, um die einsamen Höhen zu grüßen und nachzusehen, ob der Bruchhauser Stein noch in das Ruhrthal hinabdräut. Ihre Nachbarn aber nennen sie die Strunzenthäler und sagen ihnen nach, daß sie gern etwas „strunzen" und prahlen mit ihrer Weltkenntniß.

Drüben aber das Hoppeke-Thal ist wie eine märchenhafte Waldeinsamkeit, als ob sich nie ein Stück Geschichte hier abgerollt hätte. Eine enge, kaum anderthalb hundert Schritte breite Thalsole eilt die Hoppeke fast in gerader Linie hinab, und als ob das Thal frisch und glatt in das gewaltige Gebirge hineingeschnitten sei, so steigen links und rechts die Höhenzüge gleichmäßig und ungebrochen auf. Kaum, daß hier und da eine Quelle zur Hoppeke eilt, oder ein Bächlein eine Waldschlucht bildet, um den Höhenzügen eine theilende und gestaltende Form zu geben und das freundliche Wiesengrün des Thales in den Wald hineinlugen zu lassen. Aber dichter Hochwald steigt von beiden Seiten des Gebirges hernieder bis unten in das Wiesengrün, und senkt über seinen äußersten Rand das Laubgezweige zur Erde wie einen Schleier, daß niemand in den jungfräulichen Waldboden hineinschaue, — und wieder bis hoch um jeden Waldeskopf herum wölbt sich das Laubdach so dicht und voll, daß nur das Auge des Raubvogels hineindringt, welcher sich still aus dem Gezweige hebt und mit leisem Fluge über das Thal zur andern Waldseite schwebt, daß er die trauliche Stille nicht störe. Durch diesen Waldesrahmen auf grünem Teppich wandern wir stundenweit in tiefer Ruhe, denn keine Hütte eines Menschen hat hier jemals gestanden, kein Pflug die Erde gefurcht. Eine einsame Brücke führt über die Hoppeke, dort wo ein Waldbach durch die Schlucht vom Bruchhauser Stein her durchbricht, und oben in dieser Schlucht schaut der schwarze Stein durch das Wassergrün herab, als wollte er dem Bache folgen. Das ist die einzige majestätische Ab-

wechselung in dem gewaltigen Waldesgrün, auf welchem das Auge mit so befriedigtem Behagen ruht; die stille Größe der Natur ergreift die Seele und erfüllt sie doch wieder mit unendlicher Ruhe. Nur an den feinen Schattirungen haftet das Auge, wo eine Bergwand einbiegt und die andere ausbiegt, an der Wölbung des Laubes nur wenig erkennbar. Doch mächtiger reckt dann oberhalb der Schlucht an beiden Seiten des Thales die Bergwand sich empor, hier wie ein breiter Schild, welcher ins Thal gestemmt ist, dort ein langgewölbter Rücken.

Das ist das Schellhorn an der einen Seite und der hohe Heimberg an der andern. Der Fuß wird nicht müde beim Ersteigen der beiden gewaltigen Höhen, denn das Auge fliegt von Bild zu Bild. Heben wir den Schleier des Laubdaches und steigen zwischen den mächtigen Baumpfeilern das Schellhorn empor, so glauben wir in Indiens Märchenwelt zu wandern. Von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig geht das Ranken und Winden der Schlingpflanzen, und nichts übertrifft die Farbenpracht, welche über diesen üppigen Waldboden ausgegossen ist. Die unscheinbare Pflanze, die bescheidene Blume warmer Gegenden hebt sich zu ungesehener Größe, zu wunderbarem Farbenschmelz des heißesten Südens — hier im hohen kalten Süderlande: eine unerklärte Erscheinung. Das sind nicht Blumen, das sind nicht Bäume, wie Rhein und Weser in ihren gesegneten Fluren sie wiedersehen, das ist die Waldeinsamkeit zwischen Rhein und Weser, bewacht von dem ragenden Grenzstein. Doch gehen wir gegenüber zum hohen Heimberge hinauf, auf den weichen Waldesboden, wo an rieselnder Quelle das Reh lagert und aufgescheucht durch die Waldeslichtung flieht; hinauf, hinauf durch die endlos gleichen, zum Himmel strebenden Buchen, bis wir hoch auf dem Gipfel eine kleine Lichtung finden: so stehen wir gebannt von dem plötzlichen Blicke, und trunken und begeistert gleitet das Auge über diese Bühne. Zu unseren Füßen ausgebreitet liegt ein neuer Wald, ein Wald von Bergen, ein Wellenmeer von Gebirgszügen, endlos bis zu den blauen Streifen des Thüringer Waldes, hinüber über das Waldecker- und Hessenland, — zu unseren Füßen, daß wir halb hineinschauen in jedes schlängelnde Thal der Flüsse und Flüßchen, so weit das Auge reicht, und zwischen den endlosen Reihen der Höhenzüge die Streifen der goldenen Saatfelder heraufklimmen sehen. Es ist das ganze Gebirgsland zwischen Eder, Fulda und Diemel, welches wir unter uns sehen: hier flutet das Sonnenlicht über die Höhenzüge und in die Thäler, dort heben sich die schwarzen Bergkegel malerisch in die reine Luft, und weiter zurück rahmt das lieblichste Blau der thüringer Berge das Bild ein; auf den Höhen glänzen Dörfer und Städte, auf den Kuppen ragen Schlösser und Ruinen, so nah und so greifbar, als sollten wir uns eine Auslese der Geschichte hier zusammentragen. Was ist hier größer und erhabener: der gewaltige Eindruck des einzelnen, oder das glänzende Gesammtbild? Hier vor uns schneiden die Itter und die Diemel vom hohen Pön herab durch das Gebirge, und weiterhin die anderen Seitenflüsse; dort unten fließen sie mit der Hoppeke zusammen, und zwischen der Vereinigung heben sich nochmals zwei herrliche Bergkegel empor, auf deren einem die Ruinen der Padburg, deren reisige Ritter einst Kampf, Fehde und Schrecken in die Gegend umher trugen. Dann wendet die Diemel

sich von der Egge und umarmt den mächtigen Bergrücken, auf welchem Marsberg sich ausbreitet, und die Kunde der Vorzeit weithin erglänzen läßt.

Dort schlugen die Wogen der Völkerfluten zusammen. Die Grenzfeste der Cherusker gegen ihre Nachbarn, die Grenze zwischen den sächsischen Volksstämmen und Hessen, der Grenzpunkt des Almc-Gaues, Itter-Gaues um Brilon, die Grenze der Bisthümer Köln, Paderborn und Mainz, zerstört von Römern und Franken und immer wieder hergestellt, bis das Kirchlein Karls des Großen ihm eine unzerstörbare Feste wurde. So ist das weithin glänzende Marsberg dort auf dem Bergrücken der herrlichste Punkt des Gemäldes. Hinter ihm, nach Warburg zu, auf der Höhe lag die Irmensäule. Dort auf dem Felsen, das düstere Bild, ist Schloß Waldeck, und weiterhin, der schillernde Punkt, die Wilhelmshöhe bei Kassel; dort rechts von den Bergen bei Fritzlar kam Bonifacius, und hinter uns, durch den Uebergang der Wasserscheide, am Bruchhauser Stein vorbei, sehen wir ins Ruhrthal, überblicken die Haar und eine Reihe von Städtchen und Dörfchen.

Doch wer zählt die Einzelheiten des glänzenden Bildes, welches sich in den Bergen und Thälern zwischen Rhein und Weser vor uns ausspannt? Und wieder, wer mißt den Wechsel der Zeiten, die darüber hingegangen? Denkst du der Zeit, als jene Wilhelmshöhe die Napoleonshöhe hieß, oder sinnst du darüber, daß die stolze fürstliche Feste Waldeck jetzt ein Zuchthaus ist, oder endlich, daß die Fehde-Ritter von Padberg herabstiegen, um im Kloster Bredelar in Frieden zu schlafen, und wieder, daß heute mitten in dem Gotteshause, an ihren Gräbern, der Hochofen raucht? So fliehen Jahrhunderte wie Tage, und die Sonne glänzt heute wie morgen so freundlich über die schönen Lande zwischen Rhein und Weser.

Ein vergessenes Bild für die Neuzeit, die andere Bahnen sucht! Vordem aber haben viele hier in Wald und Hain geliebt und geflucht, vordem war diese Wasserscheide eine blutige Waffenscheide. Als die Cherusker und Chatten hier lange Zeit ihre Waffen aneinander versucht, war Drusus der erste Römer, welcher an der Grenze zwischen den Sigambrern und Cheruskern, also zwischen Ruhr und Lippe, auf die Wasserscheide vordrang, aber nach dem Kampfe bei Arbalo zurückkehren mußte. Ueber die Haar zu den treuverbündeten Bructerern zogen die Sigambrer so manches Mal gegen die vordringenden Römer, bis es der Hinterlist des Tiberius gelang, dieselben das Ruhrthal hinunter zur Auswanderung an den Unterrhein zu zwingen, wo sie später als Hauptstamm der Franken wieder erscheinen. An ihre Stelle aber als Nachfolger und Rächer kam das streitbare Volk der Marsen über die Wasserscheide her in das Ruhrthal eingewandert. Nicht lange saßen sie hier, als sie über die Wasserscheide zurück zu einem gewaltigen Kampfe eilen sollten.

Hermann, der Cherusker, hatte den Varus an die Weser gelockt und versprochen, ihm noch Hilfsvölker zu holen. An seiner Feste Eresburg vorbei kam er hier herüber und holte die Marsen, daß sie mit ihm im Teutoburger Walde den großen Vernichtungskampf kämpften. Als die Marsen zurückkehrten, trugen sie zwei römische Adler ins Ruhrthal. Darum galten ihnen die Rachezüge des Germanikus. Dort im

Ruhrthal kam er zuerst herauf und zerstörte den Tanfanen-Hain, und dann im folgenden Jahre von beiden Seiten mit zwei Heerhaufen, deren einer von der Lippe her, der andere von Mainz aus durch das Land der Chatten im Diemel- und Hoppeke-Thal herunter kam, um sich hier an der Wasserscheide zu vereinen und vernichtend über die Ruhrbewohner herzufallen. Dieses Mal waren sie von den Cheruskern verlassen, denn Segest, Hermanns Schwiegervater, war ein Verräther. Die Tage sah der Bruchhauser Stein, und er sah mehr. Dort in der Feste Marsberg saß Segest und hielt Hermanns Frau zurück; vor der Feste aber lag Hermann, um den Verräther zu strafen. Da erschien, von Segest gerufen, Germanikus nochmals, und als er von dem zerstörten Marsberg zurückkehrte, mußten Hermanns Frau und Sohn als Gefangene folgen. Das waren traurige Folgen der deutschen Einigkeit, — aber noch schlimmere Tage sollte der Bruchhauser Stein sehen. Wohl einte Hermann noch einmal die Cherusker und Marsen; aber zwei Feldzüge des Germanikus gegen ihn brachen seine eigene Kraft, und ein dritter Feldzug galt wieder den Marsen. Germanikus kam wieder mit zwei Heeren; das eine kam durch das Land der Chatten, durch unser stilles Hoppeke-Thal herunter und dann über die Wasserscheide, das andere die Ruhr herauf, alles vernichtend und verwüstend. Ein neuer Verräther zeigte einen der vergrabenen Adler an, und der Bruchhauser Stein sah ihn wegtragen. Das waren schlimme Tage, doch sie kamen schlimmer; denn den letzten Rest seiner Waffenkraft trug Hermann nicht gegen die Römer, sondern gegen die deutschen Chatten, — und den letzten Rest der deutschen Einigkeit und Treue stießen Hermanns herzogliche Verwandte ihm mit dem Dolche in die Brust. Dann kam Gabinius, der Römer, ins Ruhrthal, vernichtete die Marsen und grub den zweiten verrathenen Adler aus. Seitdem hat der Bruchhauser Stein sein düsteres Aussehen; ob er sich heutzutage ändern wird?

Was von den Cheruskern und Marsen übrig war, nannte sich Ostfranken. Zu ihnen strebten schon Bonifacius und die Ewalde das Evangelium zu bringen, der erstere von Fritzlar her, die letzteren von Köln aus zur Wasserscheide dringend, als ein neues Volk ins Land kam, um für immer hier zu sitzen. Das waren die Sachsen, die zähen Heiden, die frommen Christen, die rauhen Krieger, die Kulturgründer. Hier rechts setzen sich die Engern, hier links die Altsachsen, die Westfalen. Und sie theilten sich in Gaue und Marken, baueten ihre Bauerschaften, wie sie heute noch stehen und heißen, und sorgten in jeder Zehntschaft für die Richterstätte. Ihre Jugend aber schickten sie um die Gebirge herum nach Mainz und Köln, daß sie mit den Saliern anbänden, bis es Karl, der große Franke, mißverstand, und eines Tages ihnen ans Herz drang. Von Mainz aus kam er durch das Chattenland, über Hallenberg und Medebach, wo sie von dem Streite noch heute das Heidenfeld zeigen, scheuchte von seinem Königshofe in Medebach den Widekind herunter, und weiter längs der Wasserscheide herab durch das Diemel- und stille Hoppeke-Thal drang er zur Eresburg, zerstörte sie und dann unterhalb derselben die Irmensäule. Doch hatte der Löwe hier im Hochwalde gejagt, er hatte auch den Tiger aufgeschreckt, dessen Geheul die Wälder erfüllte und Karl nicht schlafen ließ am Rheine, in Italien, oder Spanien, sein ganzes Leben lang:

Widekind, den Sachsen, welcher gehorchen sollte und nicht wollte. Hier auf der Wasserscheide stand er in seinem Grimme, und sah sich sein Streitfeld an; und dann zog er eine feste Straße durch sein Land, die Diemel herauf, und der Ruhr hinunter hier über den Berg, Hühnenring an Hühnenring, auf dem Brunsberg, der Iburg, der Eresburg, dem Aldenfels hier oben an der Hoppeke, und dann die Ruhr herunter, Stunde um Stunde auf jeder Höhe bis Arnsberg und Neheim, wo er seine Güter hatte, und dann wieder das Hönne-Thal herauf zur Wasserscheide der Lenne, bei Balve, wo sein Hof stand, und wieder Lenne und Ruhr herunter bis Syburg, wo sie zusammenfließen. Von Gau zu Gau bei seinen Altsachsen, und den Nachbarn, den Engern und Ostfalen, tönte sein Schlachtruf, und er führte den Rachezug durch die Berge bis Fritzlar. Doch Karl zog ihm seine feste Straße nach, eroberte Siegburg an der Ruhr, kam die Ruhr herauf, und an jedem Hühnenringe lagen die Leichen der Franken und Sachsen; zog über die Wasserscheide, und dann über Leichen in die Eresburg, und weiter auf blutigem Wege über Iburg nach Brunsberg. Dieser Weg, der hier zu unseren Füßen hinzieht, schwarz war er vom Feuer, roth war er vom Blute, und das Gold der Eintracht fehlte noch lange, denn der erste dreißigjährige Krieg war es, der Deutschland verwüstete, und sein Feldgeschrei war Herrschaft und Glauben, und blutig die Ueberredung, damals wie später. Widekind bangte nicht; auch er zog die Straße. Um die Eresburg lagen die fränkischen Leichen, als er einzog: bis zur Siegburg zog er durch sein Land, die Sachsen zur Rache entflammend. Doch zum dritten Male triefte die Eresburg vom Blute, als Karl wieder einzog und eine fränkische Feste hier aufführte. Nur die Bande für Widekind hatte er nicht gefunden, und wieder lagen Tausende der fränkischen Krieger in der Egge und dem Teutoburger Walde. Düsterer wurde Karls Zorn: auf der schneebedeckten Eresburg brachte er einen Winter heißer Rache zu. Wer damals auf dem Hohenheimberge gestanden, um das schneebedeckte Höhengemälde zu schauen: wohl mochte er die Augen schließen vor dem grausigen Blicke. Ringsum, soweit das Auge reichte, stiegen die Feuersäulen aus den Thälern und von den Höhen auf, und blutig flossen die Flüsse und Bäche, hier am Bruchhauser Stein, und zwischen Diemel und Eder bis zur Weser. Und dennoch so manchmal hatte ihm Widekind die eiserne Schrift hingeschrieben: „Gleichberechtigung der deutschen Stämme." Dann zog Widekind in stolzer Selbstverbannung aus der Heimat zum Engerlande; nur vor dem Gekreuzigten beugte er sich demüthig. An der Wasserscheide aber wogten die Fluten des Krieges noch lange, ehe sie sich legten. Dann erschien am Weihnachtstage, als man bald das Jahr 800 schreiben wollte, ein Greis auf der blutigen Eresburg, an Augen und Zunge verstümmelt von den Feinden; der sprach den Frieden über die Burg und weihete die Kirche, die Karl dort erbauet, und sprach den Bann über alle, die dort je wieder eine Feste bauen würden. Das war Leo, der Papst, der übers Jahr dem Karl auch die Krone der deutschen Einheit aufsetzte. Sein Frieden aber und sein Bann über die Eresburg und die Wasserscheide dauerte mehr denn ein Jahrhundert.

Karl hat sich wohl auch hier auf den Berg gestellt, und das Land nach links und rechts angeschaut. Er wußte, wie sauer es ihm ge-

worden; drum schied auch er hier, und setzte rechts den Grafen Haold und links den Grafen Egbert, die Großen der Sachsen, über das Land.

Haold aber, dem Bann des Papstes weichend, baute dort zwischen Hoppeke und Diemel auf dem schönen Padberge eine Veste; 200 Jahre hatte sein Geschlecht das Komitat im Engerlande, bis es ausstarb. Egbert saß in Hovestadt und in Werl an der Haar. Ueber Werl aber ging Deutschland ein Stern auf: dort steht die Wiege der Fürsten und Kaiser. Das ist das Ahnenhaus von Otto dem Erlauchten, und von denen, die er zeugte, den sächsischen Kaisern — das ist das Ahnenhaus der Billungen und Heinrich des Löwen; und die von Jülich und Berg; die in Preußens Herrschern fortleben, suchen dort ihre Ahnen, und die Grafen von Werl und Arnsberg, die die vielen Kaisermütter zeugten.

Widekinds Geschlecht saß in seiner Verbannung zu Herford, bis ein sächsischer Jäger dort im Kloster erschien und das Enkelkind Mathilde holte; durch diese Berge hier zu jenen blauen thüringer Bergen dort, die sein Vater vom Frankenkaiser erworben, führte er die Braut und setzte ihr später die deutsche Königskrone auf. Es war Heinrich, der Finkler, und den Widekinds-Bann sollte er lösen, wie er gesprochen war an der Eresburg. Des Frankenkaisers Bruder, Herzog Eberhard, kam mit seinen Franken und dachte den Sachsenherzog zu vernichten; er kam eilend, weil er glaubte, es wolle Heinrich über Eresburg und die Wasserscheide entfliehen. Doch als es Abend war, lagen im Thale vor der Eresburg so viele erschlagene Franken, daß der Geschichtschreiber sagt, die Hölle habe sie nicht fassen können. Wohl löste hier der Finkler den Widekinds-Bann, doch er hatte auch den Bann durchbrochen, den der Papst hier gesprochen. Drum wurde die Wasserscheide wieder eine Blutscheide, und grauenvollere Thaten wie vordem sollten an der Eresburg geschehen. Wenn ihm auch der geschlagene Eberhard an dem Sterbelager des kaiserlichen Bruders die Königskrone brachte, so nahm der Franke doch eine teuflische Rache für den Tag an der Eresburg; denn an derselben Stelle hetzte er die drei Kinder des Finklers aneinander und die Sachsen gegen ihre Fürsten. Kaum hatte Heinrich die Augen geschlossen, als Eberhard hier an der Diemel den treuen Sachsen Brunning vernichtete; und dann sprach er den Sachsen vor, daß Heinrichs Sohn, Otto der Kaiser, die Thüringer mehr liebe, als sie selbst, bis rings um die Wasserscheide die Sachsen aufstanden. Dann sagte er dem Thancmar, daß ihm die Krone gebühre. Thancmar aber war ein Schatten in Heinrichs Leben, ein unechter Sohn, den er von Mathilde, des Widekinds Enkelin hatte. Thancmar stand gegen seinen Bruder Otto auf. Hier auf der Wasserscheide schloß er mit Eberhard den verrätherischen Bund. Sie erstürmten hier links Ottos Feste Beleke, zwischen der Ruhr und Weser; sie schleppten Ottos Bruder, Heinrich, gefangen von dort, und auch in diesem Knaben fachte Eberhard die Bosheit gegen Otto an. Thancmar aber erstürmte die Eresburg und setzte sich in der Feste zum Widerstande, daß das Blut nieder vom Berge strömte. Wohl kam Otto, wohl floß neues Sachsenblut von dem Berge; aber als er die Feste wieder nahm, und Thancmar an Leos Altare Schutz suchte, durchbohrten ihn Ottos Krieger an der Stätte des Friedens. Nach dem grauenvollen Brudermorde mochte Otto die Grenzscheide nicht mehr sehen. Seinem getreuen Vetter,

Hermann dem Billunger, gab er die Diemel zur Bewachung, und seine Villa Brilon, oben auf der Wasserscheide, gab er dem Kloster.

Wenn Du vom Bruchhauser Steine oder vom Hohenheimberge herabsiehst auf das Feld dieser Frevel, so decke den Schleier über diese Schauer der Geschichte und rufe nicht das Wehe über Deutschlands Einheit. Ein anderes Bild möchte ich Dir zeigen, hier von der Zinne des Bruchhauser Steines. Von den Bergen ringsum ragen schon die Burgen der Fürsten und Herren, wo vordem nur Wall und Graben gestanden. Da unten die Eresburg, dann Haolds Padburg, und der Billunger baut auf dem Aldenfels an der Hoppeke seine herzogliche Warte; an der Möhne hinunter stehen die kaiserlichen Burgen, und an der Haar die Kaiserhöfe dort zu Erwitte, zu Werl. Das Arnsberger Grafenschloß an der Ruhr deckt uns jener Berg, aber dort unten sehen wir wieder eine neue Erscheinung, die erste Stadt: Dortmund, und wieder weiter herauf die Stadt Paderborn und Haolds Burg zu Gesecke. Dem kleinen Städtchen Marsberg hat Otto soeben die Dortmunder Stadtrechte gegeben, — und auf jeder Kuppe ragen schon die frechen Mauern der kleinen Herren. In diesen Steinwällen hausen die gewaltthätigen Ritter, — aber schon sehen wir die Sühne an ihrer Seite. Schon trägt in dem Kloster zu Gesecke Haolds Tochter, im Stifte zu Meschede des Arnsbergers Tochter das Büßergewand, und bald geht der Brudermörder von der Burg Arnsberg in das Widdinghauser Kloster. Bald auch wird an des Padbergs Seite die Sühne stehen, und wo noch ein Thal, eine Anhöhe ist, wächst bald Kloster an Kloster, — anfangs in merkwürdiger Ehe mit den Burgen, die ihre Schutz-Vogteien waren; dann kommt der Zwiespalt, und die Zeit rollt in neue Erscheinungen.

Und noch eine Erscheinung im Westfalen-Lande, dem reichsunmittelbaren Grafenlande: hinter uns auf der Zinne des Astenberges, zu unseren Füßen in dem Dörfchen Assinghausen, und in Velmede und Arnsberg und dort in dem Städtchen Dortmund: das Freiding, das Gericht der freien Sachsen, die bald den Norden, den Süden, die Fürsten und Kaiser vor sich laden sollten. Das alles ist gerade im Wachsen und will im gewaltigen Zusammenstoße unter Angst und Noth die neue Zeit gebären.

An der Eresburg beginnt wieder der neue Frevel. Haolds Geschlecht ist ausgestorben, doch auf dem Padberge hält sich noch ein unehelicher Enkel des letzten Haold. Mit der brennenden Fackel sprengt er nach Marsberg, die Stadt in Brand zu legen; da ziehen ihm in Prozession die Bürger entgegen, und halten ihm bittend das Bild des Gekreuzigten hin; er aber zerschlägt es mit dem Schwerte und wirft die Stücke zur Erde. Da plötzlich ballt sich ihm gelähmt die gotteslästerliche Hand zusammen. Er erzählt es uns selbst, als er büßend das Kloster Flechtorp stiftete, und seine kinderlose Wittwe giebt dem Kölner Bischofe die Padburg. Das war der letzte Haold. Der Bischof aber baut im Breidenthale daneben das Kloster Breidelar. Auf die Burg setzte er seine Vögte; die haben auch ihre Zeit dort wüst dreingeschlagen, hatten auch 'mal den flüchtigen Götz von Berlichingen dort zum Besuche. Sie ruhen nun alle mit den Mönchen in der Kirche bei dem rauchenden Hochofen.

Als der Padberger jene Frevelthat beging, war er nicht der einzige; Kaiser Heinrich IV. und V. regierten und machten's nicht besser. Dort über die Wasserscheide zogen die Landsknechte hin und her; heute schlugen sie auf den Feind und morgen auf den Freund. Der hier links regierte, der streitbare Arnsberger, und der hier rechts, der Löwe Heinrich, machten es ebenso; sie schlugen bald mit den Kaisern, bald gegen sie, hier und in Italien. Auch der Kölner Erzbischof mischte sich hier drein, bis auch diese drei wieder gegeneinander standen, bald so, bald so verbündet. Hei, wie ging das auf der Wasserscheide zu! Wenn der Bruchhauser Stein sich noch wundern konnte, so hat er gewiß alle drei Häupter geschüttelt: den Bornstein, den Felsstein und den Rabenstein. Der streitbare Arnsberger kam mit seiner berüchtigten Rotte herüber und fiel über die Eresburg her; keinen Stein ließ er auf dem andern; dann ging er nach Hause, warf den einzigen Bruder in den Schloßkeller und ließ ihn verhungern. Entsetzen ergriff die hartherzige Welt, und der Löwe Heinrich folgte ihm über die Wasserscheide, verband sich mit dem Erzbischofe und machte das Schloß, wo der Greuel geschehen, der Erde gleich. Doch die Verbündeten hatten sich beide das Ruhrthal angesehen, und gar zu gern hätte jeder das herzogliche Diadem über dem reichsunmittelbaren Grafen gehabt. Von dem Albenfels sah der Löwe über die Wasserscheide und rief dem Erzbischofe zu: Mein ist das Herzogthum bis hinunter nach Deutz, und mit meiner Lanze will ich Dir die Grenze im Rheine ziehen." Aber der geistliche Herr hatte schon mit stiller Hand über die Wasserscheide gestreichelt, von dem Kloster Bredelar zum Kloster Küstelberg und zum Kloster Grafschaft; und er spann ein feines Gewebe für den Löwen zusammen. Wohl schlug der wüthend um sich gegen den Erzbischof und gegen den Arnsberger, der ihn mit Rachezähnen anfaßte; aber er mußte dennoch übers Meer, und der geistliche Herr bekam den Herzogsmantel. Das verschmerzte der Arnsberger, weil er Rache hatte an dem Löwen, und bauete sein Schloß wieder; dann legte er den eisernen Panzer ab, und als 90jähriger Greis das härene Gewand über die eiserne Brust im Kloster Widdinghausen, zur Sühne des Brudermordes. Sein Enkel aber und der Waldecker Graf sahen auch wieder an der sie scheidenden Wassergrenze auf ihre Heerhaufen und stürmten gleichzeitig auf die neuerbaute Eresburg ein, bis der nächtliche Himmel von der Feuersbrunst erglänzte und die Trümmer der Burg nochmals übereinander brachen. Unglückselige Feste und prophetisches Wort des Papstes: „Hier soll keine Feste mehr stehen."

Der Waldecker schlich nochmals durch das Hoppeke-Thal, beim Bruchhauser Steine vorbei ins Ruhr-Thal; er wußte sich auf den Stuhl der Fehme in Assinghausen zu setzen und sah sich auch dort Land und Leute an, die er gern sein eigen genannt. Was aber Land und Leute betraf, so wußte ihn der geistliche Herr zu Köln recht fein über die Wasserscheide zurückzureden, und über den Freistuhl brummten der Waldecker und Arnsberger so lange, bis sie den Prozeß nach Wetzlar brachten, wo er in seligem Frieden ruht.

Die Belle-Vue des Löwen von Albenfels vergaß der Erzbischof noch weniger; er wollte keinen andern mehr ins Land sehen lassen und baute sich selbst die Zinne aus, mit Hilfe der Briloner, deren

Indiskret.
Nach dem Originalgemälde von Wilhelm Marc.

Kr 53

Stadt er gründete. Den Brilonern aber gab er Privilegien gegen das Assinghauser und Velmeder Fehmgericht und sprach zu ihnen, um den bepanzerten Herren in den Burgen einen Zaum anzulegen, die Worte: „pro juribus et libertatibus vestris viriliter stetis!“ Das war ein unbedachter Segen des geistlichen Herrn. Die Briloner auf der Wasserscheide hatten ohnehin nichts gesehen als Schwert und Feuer und der Spruch fuhr ihnen zu Kopfe. Das ist die Devise geblieben von Bürgermeister und Rath und von jedem Bürger, und seit der Zeit haben sie sich niemals mehr vertragen mit den Nachbarn ringsum. Und als die Zeiten wieder rollten und die Raubritter verschwunden waren, dem Kurfürsten aber die getreuen Landstände zur Seite standen, da hängten die Briloner ihm den Geldbeutel immer höher und höher und die anderen Städte sagten: „ik stimme arre Breilen“. Der Kurfürst mußte sein „viriliter stetis“ hinunterschlucken. Noch heute in jeder Gespensternacht um Johanni erscheint der Kurfürst den Brilonern und ruft: „pro juribus vestris!“ Dann ziehen die Briloner mit Pulver und Schwert um ihre Grenzen und sagen: „viriliter stetis“.

Es war die Zeit der Städte-Gründungen. Von unserer Höhe aus sehen wir eine Reihe von Städten wachsen; gegen die kleinen Herren umgürteten sie sich mit Mauern, gegen die großen schlossen sie Landfriedens-Bündnisse. Von den Höfen und Villen zogen die Landbewohner in die schützende Stadt, um welche sich stundenweit ein halbangebautes, todtes Land bildete, ein Uebelstand, an dem wir heute in unseren Gebirgen noch leiden. Die Hansa griff mächtig in das hiesige Stadtleben, die Lehne lockerten sich und wurden käuflich. Brilon, welches oben auf der Wasserscheide mächtig emporwuchs, kaufte von den Herren von Hoppeke das schöne Waldthal der Hoppeke — es sind nun 500 Jahre her, — raufte sich mit den Padbergern und Waldeckern herum und seine reisigen Bürger standen kriegerisch auf den Mauern oder zogen handelnd zur Nordsee. Seine Schützengilde ist eine Reliquie aus jener Zeit.

Weiter floß die Zeit; es waren wieder traurige, stürmische Tage. Kurfürst Gebhard erschien in Brilon und redete seiner Stadt zu, mit ihm die neue Lehre anzunehmen. Es gelang ihm nicht, hier und im Herzogthum. Im Nachbarlande, in Hessen und Waldeck, war der Uebertritt geschehen und die Wasserscheide wurde seitdem eine Glaubensscheide. Schon begann die blutige Ueberredung überall und der dreißigjährige Krieg verwüstete Deutschland mit Feuer, Schwert und Pest. Hier über das Gebirge von Paderborn über Brilon nach Medebach und wieder von der Weser her über die Eresburg, Brilon, die Haar herunter zogen jahraus, jahrein der wilde Braunschweiger, die Spanier, Italiener und Schweden, sengend, brennend und brandschatzend, so daß ganze Dorfgemeinden verschwunden sind und nur die öde Haide noch den Namen aufbewahrt. Und als endlich der grause Krieg in eigener Ermattung sich schließen wollte, kamen nochmals die Schweden und die Hessen in freundnachbarlicher Gesinnung, eroberten die Eresburg, zündeten die Stadt an, erschlugen die Bewohner und sprengten im Uebermuthe mit Pulver die Kirche Karls des Großen auseinander· die letzte Erinnerung der großen, gewaltigen Zeit. Sie

hatte gestanden von der Gründung des Glaubens bis zur Trennung, von dem Schlusse des ersten bis zum Schlusse des zweiten dreißigjährigen Krieges. Als die Lohe zum Himmel stieg, gruben die Hessen im Wahnwitz nach Schätzen in den Kellern und an den Stadtmauern, — als ob der Boden etwas anderes enthalte als das Herzblut der Deutschen, welches ihn anderthalb Jahrtausende getränkt hatte. Zieht weiter, ihr Hessen, und laßt das Gewicht dieser Schuld nicht zu schwer an euch hängen in dunkler Zukunft! Das ist das Ende der Geschichte der Eresburg.

Doch weg mit dem Bilde! Schon eilet die Zeit und bringt neue Bilder. Was wir vom Hohenheimberge dort vor den blauen thüringer Bergen ragen sehen, nennen sie die Napoleons-Höhe. Der Franke, der gallische Franke, thronte dort. Schweige, Geschichte, und zeige uns nur den Tag, als ein Flüchtling von dort durch diese Berge nach der Ruhr und dem Rheine eilte, und weiter nach Paris. Jerome war's, — er ruht nun auch im Grabe; aber laßt die Erinnerung an ihn nicht ruhen, damit das Land der Nachfolger aus Egberts Stamme nimmer seinen Nachfolger wiedersehe: „Pro jure et libertate viriliter stetis — Steht männlich für Recht und Freiheit!"

Mit Brilons Spruche können wir von der Wasserscheide uns nicht trennen, ohne das alte Städtchen, die Villa der sächsischen Kaiser, die Stimmführerin der Städte des Herzogthums, in seiner einsamen Lage hoch auf der Wasserscheide zu besuchen, sei es, um das mächtige Rathhaus, die Erinnerung aus der Hansa-Zeit, zu betrachten, sei es, um zu bewundern, wie alte und neue Zeit hier in ein eigenes Bild zusammenfließen.

Die Briloner sind leicht geschildert: ernst wie der Bruchhauser Stein, unruhig und streitsüchtig wie die Wasserscheide, eifersüchtig auf ihre Rechte und ihr Heimwesen, wie es ein Grenzvolk nur sein kann, und abgeschlossen gegen alle Nachbaren, wie eine freie Reichsstadt aus dem Mittelalter. Das Hoppeke-Thal ist ihre Poesie, der Hochwald ihr Stolz und bei dem Hifthorn im Walde jauchzt ihre Seele. Vordem gehörte der Wald den Bürgern und jeder holte nach Bedürfniß aus der unerschöpflichen Quelle. Ist auch darüber die moderne Staats-Idee hingegangen und der gewaltige Wald städtisches Korporations-Vermögen unter Aufsicht des Staates geworden, so hat dies den starken Bürgersinn doch gar nicht berührt und das ist eine frische Erscheinung. Wenn man im Hoppeke-Thale zur Zinne des Schellhorns zeigt und fragt: wohin gehört dieser schöne Wald, der stundenlang herauf und herunter zieht? so heißt die kurze Antwort: „Der gehört uns!" Und zeigt man gegenüber auf den Hohenheimberg und wieder herauf und herunter, so heißt's wieder: „Das gehört alles uns!" Ganz noch, wie in den vorigen Jahrhunderten, als einst der Kurfürst von Köln hier jagte und seinem Jägermeister befahl, oben im Walde ein Haferfeld anzulegen für das Hochwild, und nun der Bürgermeister von Brilon mit der kurzen Einrede vortrat: „Gnaden, das gehört uns". Dies „uns" geht noch heute durch alle Bürger bis zum Schuljungen herab. Die selbst- und groß-herrliche Eigenthümlichkeit der Briloner spricht sich aber nirgends charakteristischer aus, wie in ihren Schnade-Zügen.

Die Schnade-Züge waren ehedem eine allgemeine westfälische Sitte. Im modernen Staate fiel aber ihr Zweck fort und die Polizei verbot dieselben. Sie sind überall völlig verschwunden. Nur Brilon, die alte Grenzstadt, hat sie festgehalten; der Bürger schützt seinen Wald selbst. Sie sind das einzige Volksfest, getragen von bürgerlichem Volks-Enthusiasmus und bei der Schnade sind alle nur Bürger, welchem Stande sie auch sonst angehören. Zu Johanni kommt jeder Briloner aus der Ferne nach Hause, als sollten dort die Stammrollen regulirt werden; das versteht sich ganz von selbst, denn zu Johanni ist die Schnade. Mit kirchlicher Feier und dem Geläute aller Glocken beginnt der Tag: eine Prozession bringt den Schnade-Zug bis zum Thore. Alle sind feierlich und ernsthaft gestimmt. Aus dem Rathhause wird eine Standarte abgeholt, die viele Jahrhunderte alt ist, und aus dem Archive die Grenzverträge und Schnade-Protokolle, die noch mehr Jahrhunderte zählen. Dem voranschreitenden Musikcorps folgen in würdiger Stimmung die städtischen Ober- und Unterbehörden, jeder mit althergebrachten Insignien, und der König der alten Schützengilde. Hinterdrein eine gewaltige Kavalkade; wer heute ein Pferd auftreiben kann, ist doppelt stolz; endlich ein Zug Fußgänger und Wagen. Wer den ganzen Tag lang den mühsamen Zug nicht mitmachen kann, läßt es sich doch nicht nehmen, eine Strecke mitzugehen, oder doch am Nachmittage auf dem großen Lagerplatze zu erscheinen. Sengende Sonnenhitze oder strömender Regen stören durchaus nicht, denn die Witterung ist auf der Schnade gleichgiltige Nebensache. Und zur Waldeinsamkeit der Hoppeke geht der kriegerische Zug, — hinauf durch den grünen Wald zum Kamme des Berges bis zum ersten Grenzstein mit schmetternden Trompeten. Dort verliest der Notar das alte, uralte Schnade-Protokoll, wie in alter, uralter Zeit dieser Grenzstein gegen den Grafen von Waldeck und die anderen Herren gesetzt worden, wie er heute noch richtig befunden und wie er stehen bleiben solle für ewige Zeiten. Und die uralte Standarte wird auf den Stein gesetzt; schmetternde Trompeten tragen die Aufforderung, wer Einwand erheben wolle, in die Nachbar-Gemeinden und in das Waldecker Fürstengebiet, und knatternde Schüsse drohen jeder Einrede, ehe sie gedacht ist. Dann wird jeder, welcher zum ersten Male den Zug mitmacht, sei es nun der lärmend nachlaufende Schuljunge oder der pastor loci, mit seiner breitesten Basis auf den Grenzstein gestoßen: in perpetuam rei memoriam. Und weiter geht die Schnade mit klingender Musik, ob es auch der Schwanengesang der Trompeter würde, über Stock und Stein, bergauf, bergab, klimmend und rutschend, zu Fuß und zu Pferde zum nächsten Grenzsteine. Bei jedem Grenzsteine dieselbe ernste Feierlichkeit, stehe er tief im Waldthale oder hoch auf der Bergeszinne. Wohl steht hier und da ein ärgerlicher Nachbar, um zu sehen, ob der Rand seines Feldes nicht beschädigt werde, oder auch ein Haufen junger Burschen aus der Umgegend, welche raufluſtig die gegenseitigen Kräfte überzählen: aber noch ist die Stimmung zu gehoben, um darauf zu achten. Und wieder weiter durch Wald und Hain schmettern die Trompeten, weht die Standarte, publizirt der Notar und knattern Schüsse, daß das Hochwild erschreckt ins Dickicht flieht und durch die Stille der Waldeinsamkeit der Jubel wiederhallt. Doch oben auf dem

Hochgebirge und auf der Zinne des Schellhorn hebt sich manche Brust; dann sieht der Briloner über die unvergleichliche Rundschau, sieht hernieder auf diesen majestätischen Wald und spricht leise vor sich hin: „Alles unser!"

Wenn der Zug an dem letzten Grenzsteine des Tages ankommt, an dem großen Lagerplatze, dann holen Roß und Mann, dann holen Trompeter und Notar aus tiefster Brust erleichtert Athem. Schwer beladene Wagen wanken heran und mit ihnen eine Menge aus der Stadt, welche den Zug nicht mitmachen konnten, nun aber die Bürger freudig begrüßen, die sich fürs Vaterland aufgeopfert haben. Und mag wieder die Sonne sengen, der Regen strömen, oder gar ein Spätling des sauerländischen Schnees das Tischtuch decken: mit gleichmüthigem Ernste sitzen Tausende am Tische, auf dem Fasse und trinken den Trunk des Uebermuthes. Willkommen ist die Nachbargemeinde, die in nachbarlicher Freundschaft den Lagerplatz besucht; der Jubel des Volksfestes sucht dann seinesgleichen und nirgends ist irgend ein Mißton. Aber nicht immer ist's Nachbarfreundlichkeit und wehe, wenn ein Funken von Scheelsucht drein fährt, denn kriegerisch ist heute die Stimmung der Briloner. Wohl erzählen die Großväter und Väter von den gewaltigen Grenzkämpfen: wie zu Pferde drein gesprengt, mit Säbeln dreingehauen, mit Sensen vertheidigt, mit Fäusten gerungen, mit Posaunen und Waldhörnern, mit Gläsern und Flaschen geschlagen und wiedergeschlagen wurde, daß nach dem Ausdrucke einer alten Chronik „die Erschlagenen noch mehrere Tage lang große Pein gelitten". Pro jure et libertate viriliter stetis!

Unterdessen entsteht in der Stadt eine große Bewegung, sobald es heißt, daß der Schnade-Zug zurückkehre. Was Leben hat, eilt auf den Marktplatz: Kinder, Frauen und Greise, — niemand bleibt zu Hause. Jede Treppenstufe ist besetzt; auf der untersten die einjährigen Kinder, auf der folgenden die zweijährigen und so fort; in den Fenstern die geputzten Frauen, bis in die Dachluken die schauenden Köpfe, aber alle feierlich gestimmt. Die Glocken läuten, die Schuljugend zieht paarweise ans Thor und schon kommen einzeln vorsprengende Reiter auf keuchenden Pferden, im höchsten Jubel die verschiedenen möglichen und unmöglichen mathematischen Figuren darstellend. Endlich naht der Zug; voran die lebensmüden Trompeter; dann die Großwürdenträger mit Standarte und Insignien. Risum teneatis amici: auf den Gesichtern stehen die Freuden der Tafel geschrieben, aber dennoch darüber der feierlichste Ernst in Miene und Schritt. Hinter ihnen in geschlossenen Reihen 150 Reiter, Roß und Reiter bebuscht und bekränzt, und es ist nicht mehr Uebermuth der Pferde, wenn Reihen aus der Linie schwanken; auf diesen Gesichtern liegt der Ernst schon unter, der Jubel darüber, und es sind wahre Schnade-Sättel, welche die Eintracht zwischen Roß und Reiter auf die Grenze der Unmöglichkeit noch aufrecht erhalten. Und wieder kommen Berittene, welche sich schon gar keine Mühe mehr geben, ernsthaft zu sein: 50 Knaben auf heftig trabenden Eseln, die Knaben rufen Hurrah, die Esel wiederholen die letzte Silbe als Echo. Lache nur, Fremdling! Der Briloner lacht nicht, denn er nimmt die Schnade ab. Endlich ein langer Zug von Leiterwagen, mit Pferden und Ochsen bespannt, krachend voll mit

Schnade-Bürgern besetzt, bekränzt und bebuscht, ganz unter der Herrschaft jovialster Freude, im Schritte, im Trab und im Galopp, daß manche Achse bricht und die freudetrunkene Last auf dem Pflaster übereinander tummelt, während die nachfolgenden Wagen halsbrechend vorbeifahren. Hättest du den Griffel, diese Wagen zu zeichnen! Siehe, der da hat langsam, aber sicher getrunken und blickt befriedigt vor sich hin: der mit dem großen Eichenbusche streichelt in Handschuhen sein junges Bäuchlein und dort der ernste Mann, welcher sonst niemals lacht, lehnt das freudestrahlende Gesicht an den bekränzten Flaschenbaum. Und wie der Zug zu dem dreimaligen Kreise um den Wasserkump auf dem Markte sich dreht und dem Ende der Anfang sich anschließt, erscheinen wieder die ernsten Würdenträger in feierlichem Schritte. Zwischen all' den trabenden Vierfüßlern, jagenden Rädern, brechenden Wagen wimmelt ein Heer von Kindern, die gehen und die kriechen können. Schließe die Augen, Fremdling, bei dem Anblicke der Angst! Der Briloner aber blickt nicht, denn die Jungen, welche die Schnade nicht überleben können, brauchen auch in Brilon nicht groß zu werden. Und hat der Zug seine Runden gemacht, so gehen die Zuschauer befriedigt nach Hause und sagen: „Die Schnade ist gut gezogen!" Die Schnade-Bürger aber gehen in den festlichen Familienkreis oder ins Wirthshaus, machen ein feierliches Gesicht und sagen:

„Die Schnade ist richtig gezogen, nach unserm alten Protokolle; es ist doch eine schöne Sache um die Schnade!"

In dem Wasserbecken des Bruchhauser Steines soll es an dem Tage aufwallen.

Das sind Land und Leute zwischen Rhein und Weser!

Erſcheinung.

Von P. Heyſe.

Unverhüllend iſt die Nacht
Schon heraufgezogen,
Von der Brücke blick' ich ſtumm
In die dunkeln Wogen.

Iſt ein halbverſchollner Traum
Mir durchs Herz gegangen
Von dem ſüßen, blaſſen Kind,
Das mich einſt umfangen?

Wolken ziehen trüb und ſchwer
Wollen ſich nicht ſputen —
Sieh', da fällt ein Mondlichtſtreif
Zitternd auf die Fluten.

Und mir iſt, ich ſehe Dich,
Wie in wildem Harme
Flehend Du zu mir erhebſt
Deine weißen Arme.

Und es rauſcht zu mir empor,
Wie wenn aus der Tiefe
Deine Stimme angſtdurchbebt
Meinen Namen riefe.

Horch! Ein Menſchenſchritt! Da iſt
Scheu der Traum verflogen;
Drunten wälzt der Strom dahin
Aechzend ſeine Wogen.

Die Zauberflöte.

Von Dr. A. Berghaus.

Schon Goethe, selber Freimaurer, sagte von der Zauberflöte in seinen Gesprächen mit Eckermann, daß, während „die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat, dem Eingeweihten zugleich der höhere Sinn nicht entgehen wird.“ Er selbst hat den Versuch gemacht, einen zweiten Theil zu dem Schikaneder'schen Gedichte hinzuzufügen. Durch einzelne seitdem erschienene Arbeiten ist man jetzt in den Stand gesetzt, über diese bedeutendste Verherrlichung, welche die Aufklärung und die Geheimbünde des 18. Jahrhunderts durch Schikaneder und Mozart erhalten haben, ein sicheres Urtheil, als es bisher möglich war, sich zu bilden.

Zu den Beziehungen auf den Freimaurerorden gehören gleich in der Ouverture die von Pausen unterbrochenen, nur von Blasinstrumenten in mächtiger Steigerung vorgetragenen drei Mal drei Accorde, die nämlichen, welche nachher, zum Zeichen, daß Tamino aufgenommen und zu den Prüfungen zugelassen werden soll, auch in der Versammlung der Eingeweihten ertönen. Diese Accorde vertreten das rhythmische Klopfen, das bei den maurerischen Weihen im Gebrauch ist. Drei Mal drei Schläge geschehen in der Meisterloge. Es ist daher falsch, wenn bei Aufführungen der Oper der zweite und dritte Accord gebunden wird, was die bedeutsame Zahl verdirbt, wie denn auch André im Vorberichte zu seiner Ausgabe bemerkt, daß dieses dem „profanen Publikum nicht verständliche“ Einleitungsadagio durch die Bindung ganz entstellt werde. Wenn ferner Sarastro in der ersten Scene des zweiten Aktes sagt: „Tamino wandelt an der nördlichen Pforte unseres Tempels“, so findet das seine Erklärung in dem Umstande, daß die Lehrlinge im Orden gegen Mitternacht gestellt sind. Auch in dem von Goethe entworfenen zweiten Theil der Oper steht der Bruder, der die Pilgrimschaft zurückgelegt hat und wieder eingelassen zu werden wünscht, „vor der nördlichen Pforte der heiligen Wohnung.“ Daß Tamino ferner „in das Heiligthum des größten

Lichtes blicken will, ist der Symbolik und Phraseologie des Ordens gemäß, wonach „Licht, das erst-wesentliche, große, wahre, dasjenige ist, welches sowohl durch die Lehren der Freimaurerei die Brüder erleuchtet, als auch im ganzen der maurerischen Tugend und deren Ausübung besteht.“ Am Schluß der Oper erscheint endlich in den Worten:

„Es siegte die Stärke und krönet zum Lohn
Die Schönheit und Weisheit mit ewiger Kron'!“

die allbekannte maurerische Trias. Daß die Oper in Aegypten spielt, versteht sich bei der Annahme des Ordens, daß das alte Aegypten mit seinem Mysterienkultus seine Heimat und die Wiege seiner Kenntnisse sei, von selbst.

Was die Entstehung des Textes der Zauberflöte anbetrifft, so nahm Schikaneder den Stoff seiner Dichtung aus dem Märchen: „Lulu, oder die Zauberflöte“, von Liebeskind in Wielands Märchensammlung „Dschinnistan“. Hier stehen sich eine Fee „Perifirime, die strahlende Fee“ genannt, und ein Zauberer, der ihr den kostbarsten Talisman geraubt und ihre schöne Tochter Sidi in seine Gewalt gebracht hat, als streitende Parteien gegenüber. Die Fee entsendet den Jüngling Lulu mit einer Flöte und einem Ringe, von denen die erstere eine wunderbare Macht auf das Gemüth ausübt, indem sie des Hörers Herz gewinnt und jede Leidenschaft nach Belieben zu erregen und zu besänftigen vermag; der letztere aber macht, daß man jede Gestalt annehmen und die Fee zu Hilfe rufen kann. Lulu nimmt die Gestalt eines Greises an, lockt durch die Flöte erst die Thiere des Waldes, dann den Zauberer hervor, der ihn in seine Burg führt, um die spröde Sidi zur Zärtlichkeit zu stimmen. Hier gewinnt Lulu das Herz dieser Schönen, bemächtigt sich des Talismans und sie überwindet den Zauberer. Die Fee erscheint und bringt die Liebenden auf ihrem Wolkenwagen in ihr Schloß. Dies ist der Hauptsache nach der Inhalt des Märchens. Die drei Knaben mit ihren Sprüchen sollen aus den „klugen Knaben“, einer anderen Dichtung der Art in der Sammlung „Dschinnistan“, entlehnt sein. Als nun Schikaneder in der Ausarbeitung seines Stückes nach dem Märchen „Lulu“ bis zu Papagenos und Papagenas Zusammentreffen gekommen war, brachte Wenzel Müller im Jahre 1791 auf dem Theater in der Leopoldstadt mit seiner Komposition die Oper: „Caspar, der Vogelkrämer“, von Hensler, und: „Caspar, der Fagottist oder die Zauberflöte“, wozu der Schauspieler Perinet den Text nach „Lulu“ bearbeitet hatte, zur Aufführung. Die Hauptrolle spielt Caspar Bita, der dem Prinzen Artemidoro als Diener beigegeben ist. Sie verirren sich auf der Jagd zur Fee Perifirime, welche sie zu dem Zauberer Bosphoro sendet und dem Prinzen eine Zauberflöte giebt, dem Caspar aber durch den kleinen Geist und Nothhelfer Pezichi ein Zauberfagott überreichen läßt. Dem Bosphoro ist ein Dickwanst Zumio beigegeben, der die Mädchen beaufsichtigt und in Palmire, die Gespielin Sidis, verliebt ist, welche aber in ein Verhältniß zu Caspar tritt. Nach allerlei Zwischenfällen wird der Zauberer bestraft und die Liebenden kehren in den Palast der Fee zurück. Gegenüber dem großen Erfolge, welche Müllers Arbeit davontrug, konnte, nach einer Annahme, Schikaneder mit einem Stück desselben Inhalts und Geistes nicht auftreten. Er beschloß daher, mit

der von ihm angefangenen Dichtung eine Veränderung vorzunehmen, die ihr einen ganz eigenen Charakter und eine besondere Bedeutung gab. Sie sollte nun zur Verherrlichung der Freimaurerei dienen. Die veränderte politische Richtung der Regierung unter Leopold II. hatte dem Orden nicht allein die Gunst entzogen, die ihm bis dahin geschenkt worden war, sondern er wurde als ein Hauptorgan des politischen und religiösen Liberalismus verdächtigt und angefeindet. Eine Verherrlichung desselben von der Bühne herab durch eine Darstellung, welche die Symbolik seiner Gebräuche in ein glänzendes Licht stellte und die sittliche Tendenz seiner Ansichten zum Ausdruck brachte, so daß dem Eingeweihten die Befriedigung eines geheimen Einverständnisses, dem Uneingeweihten neben reichlichem Sinnengenuß auch die Ahnung einer tieferen Bedeutung gewährt wurde, mußte daher als eine liberale Parteidemonstration, die weder den Orden selbst, noch einzelne Personen bloßstellte, sehr zeitgemäß erscheinen. Ob Schikaneder selbst diesen Gedanken faßte, ob sich vielleicht vom Orden aus ein bestimmender Einfluß geltend machte, will z. B. O. Jahn in seinem „Leben Mozarts" nicht entscheiden. Dagegen nimmt er nach einer Ueberlieferung, die ihm aus Wiener Schauspieler- und Theaterkreisen zugekommen ist, an, daß J. G. K. Gieseke, der, aus Braunschweig gebürtig, als relegirter Student nach Wien gekommen war, als Schauspieler und Chorist auf dem Schikanederschen Theater sein Leben fristete und das Repertorium desselben mit Uebersetzungen und selbstgemachten Stücken bereicherte, die Ausführung des neuen Plans hauptsächlich besorgt habe. Derselbe soll auch, als er 1818 als Professor aus Dublin mit einer naturhistorischen Sammlung in Weimar auftrat, Seifried, der in ihm den ehemaligen Choristen erkannte, mitgetheilt haben, daß er der Hauptverfasser der Zauberflöte sei, und aus Furcht, wegen seiner Freimaurerei Unannehmlichkeiten zu erfahren, Wien verlassen habe. Kurz, aus diesem späteren freimaurerischen Aufbau über den ersten „Lulu-Plan" glaubt Jahn, die Widersprüche, die er in dem Schikanederschen Werke finden will, erklären zu können. Aus diesem später hinzugekommenen Kontraste des maurerischen Lichtreiches zu dem Reiche der Zauberkönigin, meint er, lasse es sich namentlich erklären, daß die Königin der Nacht, die zu Anfang nur als die tief gekränkte Mutter und prächtige Herrscherin auftritt, dem Lichtreiche gegenüber das feindselige, rachsüchtige Prinzip repräsentirt. Ebenso hebt Jahn hervor, daß die drei Damen, die der sternflammenden Königin dienen, ursprünglich nichts von der furchtbaren Natur derselben verrathen und indem sie Tamino und Papageno Flöte und Glockenspiel überreichen, sich als wohlthätige Wesen beweisen.

Dagegen läßt sich die ursprüngliche Ganzheit des Stückes nachweisen, und die Widersprüche, welche Jahn in dem Stücke entgegentraten auflösen. Daß Sarastro auf der einen Seite das große allgemeine Oberhaupt des maurerischen Weltbundes und zwar als Weltmonarch und Priester der Welt darstellen soll, bedarf keiner weiteren Ausführung. Eben so sicher ist es, daß die gegenüberstehende Gruppe der Finsterniß dem Aberglauben im Sinne des 18. Jahrhunderts, d. h. die Religion und das Kirchenwesen abbilden soll. Das Gedicht selbst spricht sich deutlich darüber aus, z. B.:

„Bald prangt, den Morgen zu verkünden,
Die Sonn' auf neuer Bahn;
Bald soll der Aberglaube schwinden,
Bald siegt der weise Mann."

„Die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht,
Vernichten der Heuchler erschlichene Macht."

In diesem Reiche der Nacht repräsentirt die Königin der Nacht das Allgemeine, das den verschiedenen Gestaltungen dieses Reiches Gemeinschaftliche, den Aberglauben, den Fanatismus, die Religion überhaupt. Das Sterngeflimmer, mit dem sie prangt, soll den ästhetischen Reiz der alten Religionskulte, insbesondere des katholischen, bezeichnen. Die drei schwarzen Damen sind das Bestimmte, die drei Religionen, auf deren Sturz der Orden es angeblich abgesehen hat, das Judenthum, das Christenthum, der Islam, während der Orden selbst in seinem Isis- und Osirisdienste das Heidenthum in jenem Sinne repräsentirt, in welchem dasselbe im vorigen Jahrhundert als der wahre, ursprüngliche und wiederherzustellende Natur- und Menschenkultus galt. Man kann aber bei den drei Damen auch an die drei christlichen Konfessionen, die katholische, lutherische und reformirte denken. Daß die Drei im Anfange des Stücks den Papageno ganz in ihren Händen haben, ihn in moralische Zucht nehmen und ihm auch das Schloß vor den Mund legen, stimmt mit dieser Annahme zusammen; es bezeichnet die geistliche Obhut, unter welche die Religionen das Volk genommen haben. Daß sie sich dem Tamino als wohlthätige und rettende Genien erzeigen, ist eine Anerkennung der historischen Wirksamkeit der Religion, welche durch den Orden nicht geleugnet, sondern nur in vollkommener Weise ersetzt und übernommen werden soll. Das Zauberdrama beginnt damit, daß Tamino, der Repräsentant der oberen Gesellschaftskreise, von einer „giftigen Schlange" oder, wie es ursprünglich im Texte hieß, von einem „grimmigen Löwen" verfolgt wird, in Ohnmacht fällt und von den drei schwarzen Damen, die das Ungeheuer erlegen („stirb, Ungeheuer, durch unsere Macht!" gebieten sie), aus der Lebensgefahr errettet wird. Das Stück beginnt also mit dem Abbilde der Gefahr, mit welcher die Empörung der unteren Klassen der Gesellschaft die obere, die Revolution der Naturtriebe die Bildung und Vorzüge der Bevorrechteten bedrohen, der Orden erkennt an, daß der Orden diese furchtbaren Gesellschaftskämpfe bisher beschwichtigt hat, aber er will dieselben dauernd und gründlich beendigen. Die Zauberinstrumente, mit welchen die drei Damen Tamino und Papageno beschenken, die Flöte als magisches Instrument der Gebildeten und das Glockenspiel als volksthümliches Zaubermittel für die Beängstigungen und Nöthen der unteren Klassen, sind die ästhetischen Mittel, mit denen die Religion ihre großen Wirkungen verrichtet und die Gemüther für sich einnimmt. Als Werkzeuge der kirchlichen Reaktion und des „Aberglaubens" werden diese Kunstmittel vom Orden Tamino und Papageno abgenommen, jedoch auch wieder zurückgegeben; d. h. nachdem der Orden den Religionen ihre effektvollen Mittel entzogen hat, will er dieselben keineswegs ganz verwerfen, vielmehr zu seinem Vortheil und zu seinen Zwecken gebrauchen und in seinem Interesse anwenden. Eine Anerkennung des Gehalts der historischen Religionen und des Bleibenden derselben, welches

sich der Orden angeblich aneignen will, wird auch durch die drei Genien ausgedrückt, die den drei Damen entsprechen, aber beiden Reichen befreundet sind, der Vermittlung und Ueberleitung vom Reich der Finsterniß zu dem der Nacht dienen und nach dem Sturze des Reiches der Finsterniß nur dem siegreichen Lichtreiche angehören. Im ersten Theil des Stückes befindet sich noch eine dunkle Gestalt im Dienste des Lichtreiches, nämlich der Mohr Monostatos. Derselbe ist, wie sein Name andeutet (der Alleinstehende), der Ascet, der Unbeweibte und Anbeter des keuschen Mondes, aber innerlich frivol und begierig nach den verbotenen Genüssen des Fleisches. Er soll den kirchlichen, besonders den katholischen Klerus abbilden. Im ersten Theile des Stückes, wo der Kampf des Lichtreiches mit der Macht der Finsterniß noch nicht entschieden ist, konnte der Diener des sogenannten Aberglaubens noch auf der Seite der Aufklärung stehen, wie auch in der That in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur protestantische, sondern auch viele katholische Geistliche dem Freimaurer-Orden und Illuminaten-Bunde angehörten. In der letzten Entscheidung, meint aber der Verfasser des Stückes, werden diese Verbündete, welche den Orden nur zur rationalistischen Abschwächung der dogmatischen Bestimmtheiten oder zur Befriedigung der fleischlichen Gelüste benutzen wollten, durch ihre Schuld ausgeschieden. Darum läßt der Verfasser des Stückes den Mohren zuletzt zu der seiner wahren Natur angemessenen Nachtseite übertreten, sich mit ihr gegen das Licht verschwören um endlich mit ihr zerschmettert und vernichtet zu werden.

Das ganze Zauberspiel soll demnach der Streit des Licht- und des Nachtreiches um die schwankende und unentschiedene Mitte sein — um die Gesellschaft, deren höhere und vornehme Klassen von Tamino und Pamina repräsentirt werden, während Papageno und Papagena das sogenannte Volk darstellen. Die beiden ersteren machen sich zur Aufnahme in die herrschende Verbindung der Aufgeklärten und geistig Begabten würdig, die letzteren werden beglückt und bei ihrer Unfähigkeit zur Weltherrschaft mit Essen, Trinken, Kinderzeugen und einigem Amüsement abgefunden. Daß Pamina die Tochter der Königin der Nacht ist, soll die natürliche Schwäche und Neigung des Weibes zum Aberglauben ausdrücken; sie wird daher mit Gewalt vom Orden in Beschlag genommen und zurückbehalten, bis sie sich an der Seite Taminos des Vereins würdig macht. In Sarastros Wort an sie:

Zur Liebe will ich Dich nicht zwingen;
Doch geb' ich Dir die Freiheit nicht!

spricht sich die ihm zugeschriebene Ueberzeugung des Ordens aus, daß er zum Terrorismus gegen die Schwachen der oberen Klassen berechtigt und die Bevormundung, von ihm geübt, eine Wohlthat für die Menschheit sei.

Es ist übrigens eine Fabel der Tradition, daß Schikaneder einen Theil der Melodien dieses Werkes Mozart vorträllernd angegeben habe. Eher könnte man annehmen, daß der Komponist, während Schikaneder den Zauberstoff der Wielandschen Märchensammlung für eine Darstellung der damals das deutsche Publikum beschäftigenden Ordensidee benutzte und sich dabei von Gieseke helfen ließ, auch mit seinen Winken bei der Gestaltung des Textes eingegriffen habe. Mo-

zart war Freimaurer. Noch in demselben Jahre, in welchem er die Zauberflöte komponirte und, erst 36 Jahre alt (den 5. Dezember 1791), starb, komponirte er für die Loge zu Wien eine Kantate, die am 15. November fertig wurde und deren Aufführung er, obwohl schon hinsiechend, noch leitete. Der Orden genügte ihm nicht ganz, er ging sogar mit dem Gedanken um, eine eigene Gesellschaft, die „Grotte" genannt, zu stiften, und hatte schon die Statuten dazu entworfen. In seine Komposition der Zauberflöte hatte er auch mehr hineingelegt, als ihm der Orden geben konnte. Für den Ernst, mit dem er sich um den würdigen Ausdruck der ihm vorschwebenden Ideen bemühte, zeugt auch der Umstand, daß der Gesang der geharnischten Männer die Melodie des Lutherschen Chorals: „Ach Gott vom Himmel sieh darein" bildet, und zwar unverändert bis auf die Theilung der halben Noten in Viertelnoten, wie es der Text erforderte, und bis auf die von Mozart hinzugesetzte Schlußzeile; ein von ihm mit eingeflochtenes Motiv erinnert ferner an ein von Kirnberger bei der Bearbeitung des gleichfalls Lutherschen Chorals: „Es woll' uns Gott gnädig sein", in Anwendung gebrachtes.

Schikaneder selbst hatte eine Fortsetzung der Zauberflöte verfaßt, die den Titel führt: „das Labyrinth, oder der Kampf der Elemente" und von Winter komponirt ist. Sie existirt als Theater-Manuskript und ihr Inhalt ist, daß sich die neue Kollision dergestalt bildet, daß die Königin der Nacht mit ihren drei Damen und mit Monastatos in den Formen und mit den Masken des Lichtreiches auftreten, um Tamino und Pamina zu versuchen und zu stürzen. Goethes oben schon erwähnte Arbeit dagegen ist eine Kritik des ersten Theils und stellt die innere Zerrüttung des Lichtreiches dar. Dem Tamino und der Papina ist zwar ein Sohn geboren, aber diese Frucht, das Resultat des oberen Reiches, wird von den Dienern der Königin der Nacht, von Monastatos und seinen Mohren in einen Sarg verschlossen und auf denselben das Siegel der Nacht gedrückt. Später versinkt der Sarg in die Tiefe des Nachtreiches. Außer dieser Unfruchtbarkeit drückt die Beherrscher und Bürger des Lichtreiches das Gefühl der inneren Oede und Unbefriedigtheit. Die Verstimmung und Zerrüttung hat sogar die Resignation Saraftros zur Folge, der sein Diadem an Tamino überliefert und sich auf eine gezwungene Pilgerreise begiebt. Tamino selbst und Pamina fallen in einen periodischen Schlaf, aus dem sie nur auf kurze Zeit erwachen, um sich der Verzweiflung hinzugeben. Der Ton der Flöte kann sie allein erheitern und beruhigen, weshalb das Instrument nicht ruhen darf; die beiden Gatten kommen sich selbst unheimlich vor und sind sich zuwider; das Weib hat durch die Einweihung in die Mysterien seine Weiblichkeit verloren; der Mann als Herr des Lichtreichs flößt mit seiner gesuchten Männlichkeit dem Weibe Schauder ein. Selbst Papageno und Papagena sind in ihrem Schlaraffenleben nicht heiter und zufrieden; dazu bleibt auch die Kinderfülle aus. Indessen wühlt Saraftro als gekrönter Emporkömmling unter den Beherrschten und bringt unter ihnen neue Ideen und Tendenzen aufs Tapet. Kurz, es ist oben Nacht, das Lichtkind dagegen im Reiche der Finsterniß, zwar eingesargt und von den Mächten und Dienern des Stillstandes bewacht. Allein gerade hier, in der dunkeln und

mystischen Region, deren Beherrscherin und Diener der erste Theil der Zauberflöte für immer vernichtet zu haben glaubte, hier von seinem Gegensatz gefangen genommen und verschlungen, wird das Licht erst zu etwas rechtem und echtem; es erhellt seinen Gegensatz, zersprengt den Sarg, entsteigt dem Grabe, entflieht der Nacht, ist aber auch seinen Eltern entwachsen und entfaltet eine über den väterlichen Horizont hinausgehende Natur. Dieses Lichtkind, das in der Nacht zu seiner wahren Entfaltung gekommen ist, ist somit beiden, der Königin der Nacht und dem Orden überlegen, — er ist das Neue, welches beide überragt — das Resultat beider, aber etwas anderes, als sie gewollt und erwartet hatten. Doch ist Goethes Entwurf nur zum Theil ausgeführt, das andere nur in Form der Skizze angedeutet. Das neue selbst vermochte der Meister von Weimar nicht zu detailliren.

Gesicht am Meere.

Das Meer macht keinen Wellenhügel,
Es lebt und athmet nur ganz leis;
Nur dort hebt, wie zwei Silberflügel,
Ein Boot zwei Ruder, silberweiß.

Und eine Möve schwebt darüber,
Wie mit zwei Rudern strebt ein Boot.
Kein Wolkenzug hinan, hinüber,
Rings alles großer, goldner Tod.

Da möcht' ich wohl dem Boote gleichen,
Und auch der Möve noch dazu,
Denn ich bin sicher, sie erreichen
Den Port, das Nest der stillen Ruh.

Alfred Friedmann.

Das Glückskind.

Nach dem Dänischen des Rudolph Schmidt von Pauline Schanz.

Johann ist gewiß ein tüchtiger Mensch, aber Karl ist mein Glückskind, mit dem der Segen in unser Haus gekommen ist", sagte die alte Frau. „Reiche mir Deinen Arm, Karl, und laß uns einen kleinen Spaziergang durch den Garten machen."

Der geisteskranke Sohn erhob sich mit dem ihm eigenen leichten Anstand. Da er an mir vorüberging, wiederholte er mit gedämpfter Stimme die Versicherung, daß ich mich nur an ihn wenden möge, für den Fall, daß ich einiger tausend Kronen benöthigen sollte. Dasselbe freundliche Anerbieten hatte er mir während des Nachmittags schon jedesmal gemacht, wenn er an mir vorbeigegangen war. Er pflegte es überhaupt jedermann zu machen; man hatte mich schon früher darauf aufmerksam gemacht.

Er mochte so etwa sieben- bis achtunddreißig Jahre alt sein, hatte sich aber gut konservirt. Der Panamahut auf dem glänzend braunen Haar gab ihm etwas von einem Virtuosen oder Dichter, ein Eindruck, der noch verstärkt wurde durch das feine, wechselvolle Mienenspiel, welches nur von Zeit zu Zeit in eine zweifelhafte Grimasse überging. Auch hatte der Blick der blauen, schimmernden Augen jenes eigenthümliche unbestimmte Schauen, welches oftmals ein Kennzeichen phantasiebegabter Menschen ist. Nur wenn diese Augen sich mit einem kurzen Aufblitzen auf jemanden richteten, wie es stets dann der Fall war, wenn er sich zum Geldverleihen erbot, lag etwas unheimliches darin, etwas, was ein unbestimmtes Unbehagen, ja eine gewisse feindliche Stimmung gegen seine ganze Person, die sonst so sehr für sich einnahm, hervorzurufen vermochte.

Einnehmend und gewinnend war er ganz unbestreitbar, wie er so zum Abschied mit der Hand winkte und sich in seinem eleganten Sommeranzug ganz leicht herabbog, um die weißhaarige gebeugte Mutter bequemer führen zu können, nach deren langsamem Schritt er den seinigen rücksichtsvoll richtete.

Der ältere Bruder sah beiden mit dem ihm eigenen wehmüthigen Lächeln nach, wie sie so zwischen den Syringenbüschen verschwanden, die der Frühsommer schon mit duftenden weißen und lilafarbenen Blütentrauben bedeckt hatte. Dabei fiel mir auf, daß, wie der jüngere Sohn so augenscheinlich dem Vater ähnelte, dessen Bild drinnen an der Wand hing, der ältere in auffallender Weise der Mutter glich. Dies waren dieselben breiten, nicht eben feingemeißelten Züge, das war dieselbe Nachdenklichkeit auf der Stirne, dieselbe Willens- und Widerstandskraft im gesammten Gesichtsausdruck. Wenn er die Mutter ansah, nahm dieser Ausdruck eine so nachsichtsvolle Weichheit an und in seinem Lächeln lag, wie schon erwähnt, eine eigenthümliche Wehmuth, welche ganz leise mit der Erinnerung an überwundene Schmerzen gemischt zu sein schien.

„Es mag Ihnen vielleicht wunderlich scheinen", sagte er, „aber die Mutter hat imgrunde recht."

Die Schicksale der Familie waren mir nicht ganz fremd. Ich wußte, daß der Bruder während seiner Jugend für einen unstäten, phantastischen Menschen gegolten hatte, über dessen plötzliche Abreise nach Amerika Gerüchte im Umlauf gewesen waren, welche wohl der Begründung entbehren mochten, aber seine große persönliche Leichtfertigkeit doch in gewissem Grade zu bestätigen schienen. Ich wußte ferner, daß er infolge verfehlter Hoffnungen in Amerika wahnsinnig geworden war, was Veranlassung gegeben, daß die Mutter und der ältere Bruder gleichfalls hinübergingen. Ich wußte auch, daß dieser ältere Bruder ein ungewöhnliches, mechanisches Talent war, welches in der Heimat in der bescheidenen Stellung eines Maschinenarbeiters vergebens gekämpft hatte, sich durchzuringen, dessen Kräften aber jenseit des Weltmeeres überraschend schnell das richtige Arbeitsfeld geboten worden war. Ich wußte, daß seine zähe Energie es gewesen, die im Verlauf von etwa zwanzig Jahren ein Vermögen erworben, welches nach dänischen Begriffen ziemlich bedeutend war, ein Vermögen, von dessen Ertrag die Familie gelebt hatte und noch lebte, daß er sich nach seiner Rückkehr aus Amerika verheiratet hatte und gegenwärtig in seiner Villa an der Strandpromenade ein sorgenfreies, glückliches Leben führte. So wie einem jeden, der auch nur eine Stunde in diesem Hause geweilt hatte, war mir der Mutter unverhohlene Zurücksetzung des tüchtigen begabten Sohnes hinter den langhaarigen, geistesgestörten Phantasten auch sofort aufgefallen. Daß jedoch der ältere Bruder mit zärtlichem Blick und dem Ausdruck vollkommenen Einverständnisses in seinem klugen, ernsten Gesicht diese Bevorzugung selbst gutzuheißen schien, das überraschte mich unleugbar; mit diesem Umstand trieb er, wie mir es scheinen wollte, die kindliche Nachsicht denn doch zu weit.

Er vermochte wahrscheinlich derartige Gedanken in meinem Mienenspiel zu lesen.

„Die Mutter hat recht, ich versichere es Ihnen"; wiederholte er in bestimmterem Tone. „Karl ist das Glückskind, von ihm stammt die Wohlfahrt der Familie her. Welch' eine Menge Menschen doch heute auf den Beinen ist!"

Von der Veranda aus sahen wir geputzte Spaziergänger, meist

dem Mittelstand angehörend, den Wirthshäusern, auf der andern Seite der Kalkbrennerei zuwandeln. Es war solch' ein richtiger Kopenhagener Sonntagnachmittag, ein Tag, an welchem die Sonne vom wolkenfreien Himmel silberweiß auf den Sund und die grünen Bäume herniederscheint. Die Luft war mit Wärme gesättigt, aber nichtsdestoweniger leicht und elastisch. Ja, viel Leute waren auf den Beinen.

„'s wird einem so däniſch zu Sinn!"

sagte der Fabrikant. „Das mag wohl ein recht mittelmäßiger Vers sein, aber an einem solchen Tage bringt man ihn so leicht über die Zunge, wenn man siebzehn Jahre lang der Heimat fern gewesen ist. Sie machen uns doch das Vergnügen, mit uns zu Mittag zu speisen?"

Ich verneigte mich.

„Dann will ich die Gelegenheit benutzen, Sie meiner Frau vorzustellen. Sie macht Besuche in der Stadt", fuhr er fort. „Es sitzt sich gut hier."

Wahrlich, es saß sich gut auf den rundgebogenen Rohrsesseln vor dem Gartenzimmer. Der Fabrikant zündete sich eine frische Cigarre an.

„Ja, wie ich sagte, die Mutter hat recht", fuhr er fort, den abgerissenen Gesprächsfaden wieder aufnehmend, „ich bin ein Tölpel; Karl, Karl ist das Glückskind.

„Auch liebt ihn die Mutter natürlicherweise so sehr, weil er dem Vater so gleicht", setzte er nach einer Pause hinzu. „Der Vater war ein hübscher Mann; nicht wahr?"

Ich saß so, daß ich bei einer Kopfwendung das Bild drinnen an der Wand betrachten konnte. Der Vater des Fabrikanten war unstreitig ein hübscher Mann mit einem gewissen poetischen, phantastischen Anfluge, wie sein jüngster Sohn gewesen, aber auch mit dem Gepräge einer leichtlebigen Flatterhaftigkeit gleich diesem.

„Und der Vater war geliebt, — er war ein Liebling aller wie Karl", sagte der Fabrikant. „Doch ein Glückskind war der arme Vater freilich nicht."

Ich hatte von den mannigfachen Unternehmungen des Vaters gehört und ohne daß mir bestimmtes darüber bewußt geworden, hatte sich die Vorstellung in mir gebildet, daß er nicht nur eine äußerst leichtsinnige Persönlichkeit gewesen, sondern daß einige seiner Manipulationen die äußerste Grenze bürgerlicher Ehrenhaftigkeit gestreift haben mußten. Obgleich es mir scheinen wollte, daß der Fabrikant sich in der Stimmung befand, mir näheres über seinen Vater mitzutheilen, kam es mir aus dem erwähnten Grunde doch schwer an, die auffordernde Bemerkung zu machen, die er ersichtlich erwartete.

„Es ist hin und her über meinen Vater gesprochen worden", begann er. „Wie könnte ein Mann, der sich in fünf, sechs verschiedenen Lebensstellungen befunden hat, in einem Ländchen wie Dänemark dem Schicksal entgehen, Gegenstand des Geklatsches der Leute zu werden? Während ich in Amerika war, wo so mancherlei Fixfaxereien im Schwange sind und wo man denjenigen, der dem lieben Nächsten am besten das Geld aus der Tasche zu locken versteht, einen „smart fellow" nennt, nagte der Gedanke bisweilen an mir, daß der Vater

möglicherweise ein verunglücktes Genie nach dieser Richtung hin gewesen sein könnte, welches nur infolge unserer engherzigen dänischen Verhältnisse sich nicht mit dem augenblendenden Glanz großstiligen Humbugs entfalten gekonnt und ich beschloß, falls ich ja zurückkehren sollte, eine sorgfältige Untersuchung anzustellen und jeden Verlust, den irgend jemand durch ihn erlitten haben sollte, auf Heller und Pfennig zurückzuerstatten.

„Nach meiner Heimkehr habe ich seine Bücher und Aufzeichnungen Blatt für Blatt revidirt, sie zeugten von Leichtgläubigkeit und sanguinischem Selbstvertrauen im höchsten Grade; aber der einzige, der hierdurch zu Schaden gekommen, war er selbst — in dieser Hinsicht ist mir positive Gewißheit geworden. Erst dann, als ich mir diesen Pfahl aus dem Fleische gezogen, merkte ich recht, wie tief er eingedrungen gewesen und wie schmerzhaft er mich so lange Jahre hindurch gedrückt hatte. Ich bin zwölf, dreizehn Jahre alt gewesen, als mein Vater starb und er war während der letzten fünf, sechs Jahre seines Lebens immer auf Reisen in den Provinzen und in Schweden; er war für mich nur eine verwischte, unklare Erinnerung. Da ich die Bücher und Rechnungen durchgegangen und mit der Mutter darüber gesprochen hatte, übergab diese mir ein Packet Briefe mit den Worten: „Du sollst doch Deinen Vater kennen lernen!" Und ich lernte ihn kennen. Niemals wohl hat ein Mensch es verstanden wie er, seine ganze Seele in jedes seiner Worte strömen zu lassen und mit solcher Kraft auf das Gemüth anderer einzuwirken. Das kam daher, daß er mit der vollkommensten Aufrichtigkeit selbst an die Gesundheit und Zweckmäßigkeit seiner Unternehmungen glaubte. Das eine oder andere hatte er denn auch ganz richtig aufgefaßt und die Pläne, an deren Realisirung er von Anfang an als Grundeigenthümer sein eigenes Geld zusetzte, besaßen nur den Fehler, daß sie ein größeres Kapital erforderten, als ihm zu Gebote stand. Mehrere Eindämmungs- und Austrocknungspläne sind in unseren Tagen sehr zum Vortheil der betreffenden Aktiengesellschaften ins Werk gesetzt worden. Späterhin, als er in einer wenig unternehmungslustigen Zeit bereits ein mißliches Renommée als vermögensloser Spekulant erworben, hatte die Phantasterei bei ihm wohl schon das Uebergewicht; sein Eifer aber blieb immer treuherzig wie zuvor, er handelte immer in gutem Glauben. Dieser gute Glaube wirkte insbesondere so bethörend auf die Mutter ein. Seine Unüberlegtheiten hatten uns aus dem Wohlstand fast in Armuth gebracht, wir lebten, während er als reisender Daguerreotypist ganz Schweden und Dänemark durchzog, buchstäblich aus der Hand in den Mund; demungeachtet brachten seine Briefe den Beweis, daß er beständig unserer gedachte. Kaum war er in einer größern Stadt angekommen, von welcher wir schon im voraus wußten, daß er sich dort nur vierzehn Tage aufhalten würde, so legte er schon Pläne zu einem lebenslänglichen Aufenthalt zurecht und bestimmte die Zeit, wann er kommen könne, um uns zu sich zu holen. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, welche Zuversicht seine Briefe athmen, trotz der immer wieder fehlschlagenden Hoffnungen. Ich kann ganz gut begreifen, daß es aus jedem dieser Briefe wie ein Frühlingsahnen über meine Mutter kommen mußte, während sie mit ihrem strebsamen

Willen und ihrem nüchternen, arbeitsamen Wesen daheim in ihrer düstern Hinterstube die letzten Reste mühsam zusammenhielt.

„In früherer Zeit hatte ich mich wohl gewundert, wie die Mutter mit unverminderter Zärtlichkeit einem Manne anhangen konnte, der in allem und jedem ihr ausgesprochener Gegensatz war. Was mich selbst angeht, so gab es Erinnerungen in mir, die von meiner Kinderzeit her Bitterkeit gegen den Vater erzeugt hatten. Von mildernden Erinnerungen hatte ich, beiläufig bemerkt, nur eine einzige bewahrt; die an seinem schönen Gesang. Der Vater besaß einen weichen, angenehmen Bariton, und hatte auch eine Zeit lang den Plan gehabt, Opernsänger zu werden. Was ich insbesondere nicht an ihm ertragen konnte, war, daß er sich immer und ewig als ein so erbärmlicher Rechenmeister erwies. Lief ein Geldbrief von ihm mit dem Auftrag ein, Chemikalien für ihn zu kaufen, hieß es immer, den Ueberschuß solle die Mutter behalten. Ueberschuß! Einmal mußte die Mutter ihre letzten Mark für Porto ausgeben, da er vergessen hatte, den Brief zu frankiren, und als die Waaren gekauft und abgesendet waren, belief sich der Rest der gesandten Summe auf 3 Mark. Wie ich aber im verflossenen Winter die Briefe selbst durchlas, mußte ich erkennen, daß Liebe und Fürsorge aus jedem Worte athmeten und daß auch nicht der kleinste Zweifel darüber bestehen konnte, daß er allzeit bei seinen Geldsendungen in aller Aufrichtigkeit hinreichend für den Unterhalt der Familie zu sorgen vermeinte. Dieser Herzenszug war es, welcher die Liebe der Mutter wach erhielt. Und wirklich, was sich denn auch über den Vater sagen ließe, so war doch die Gemüthserheiterung und Lebensfreudigkeit, die er in das Dasein der Mutter brachte, ein Verdienst, welches alles zusammen und mehr noch aufwog. Daher können Sie die Thatsache für ausgemacht ansehen, daß, wenn jemand verstanden hat, so recht die Liebe eines Weibes zu erwecken, sollte dieser auch wegen schwärzester Verbrechen lebenslang im Zuchthause sitzen, diese Liebe beim letzten Gericht schwer in die Wagschaale sinken wird."

Das waren ungefähr Almas Worte im letzten Gesang von „Adam Homo". Ich zweifelte indessen nicht im geringsten daran, daß der Fabrikant lediglich nur das aussprach, was das Leben ihm gelehrt hatte und schwieg.

Auch der Fabrikant ließ schweigend und langsam einige künstlich gebildete Ringe blauen Cigarrenrauches in die sonnig warme Luft steigen.

Die Stille war so tief, daß sie fast hörbar wurde. Es war, als ob das Licht mit heimlichem Singen sich auf Gebüsch und Baum senkte und die Natur selbst in den tiefen Sonntagsfrieden kleidete. Ich beobachtete still das zugleich gutmüthige und willensstarke Antlitz, während sein Blick einem der dicht gefüllten Dampfer draußen im Sund folgte. Augenscheinlich wirkte die tiefe Ruhe, die über dem Garten schwebte, im Verein mit dem Menschengewimmel außerhalb, ungewöhnlich beschwichtigend auf sein Gemüth und stimmte ihn mittheilsam. Er hub denn auch nach kurzer Zeit aufs neue an:

„Beim Tode des Vaters war Karl erst ein Jahr alt. Seine immer auffallender werdende Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen war

ein Grund, ihn aufs innigste zu lieben. Die Mutter kämpfte sich damals durch eine schwere Zeit, während welcher sich die großen Eigenschaften ihres Charakters vornehmlich entwickelten. Das Licht, die Wärme und Freude, welche Karls liebliche Kindlichkeit über unsere Häuslichkeit ausbreitete, hielt hauptsächlich ihren Muth aufrecht. Angesichts des lebendigen Abbildes des Todten, welches vor ihren Augen aufwuchs, erhielt die Erinnerung an den Vater immer mehr Macht über sie. Wie plötzlich ausgelöscht in ihren Gedanken waren alle jene kleinen Reibungen, welche einst die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Charaktere erzeugt, all' die Ausbrüche übler Laune, welche des Vaters beständiges Herumziehen sonst in ihr hervorgerufen hatte. Wie in einen blankgeschliffenen, fleckenlosen Spiegel sah sie in Karls Antlitz, wenn der Knabe sich an ihre Kniee schmiegte, seines Vaters Bild in seiner jugendlichen Schönheit, mit dem herzgewinnenden Blick und jenem frischen Lächeln um den Mund, der schon, ehe er sprach, überredend wirkte."

„Du hast Deines Vaters Haar, Du hast Deines Vaters Auge!" sagte sie dann wohl zärtlich zu ihm, indem sie die Hand liebkosend über seine Stirne gleiten ließ. „Werde auch übrigens Deinem Vater gleich, werde gut wie er, werde thatkräftig wie er, dann wird das Glück, welches ihm nicht zutheil geworden, Dein Erbe mit Zinsen werden."

„Schon in seinem fünften Jahre war Karl als das Glückskind der Familie einregistrirt! Was mich anlangt, so gleiche ich ja ganz der Mutter, körperlich und geistig. Was tüchtig und anstellig an mir war, stammt von ihr; in mir fand sie nur eine geringere Ausgabe ihres eigenen Selbst; so war es ja eigentlich ganz selbstverständlich, daß ich nachstehen mußte. Ich hatte mein Theil von ihr bekommen, was hätte ich ihr denn da zu geben vermocht? Uebrigens stand ich ihr auch im Alter viel näher als Karl, ich war ihr eher ein jüngerer Bruder als ein Sohn; sie sah in mir einen Mitstreiter im Kampfe des Lebens, den sie achtetete und schätzte, ohne ihm aber eigentlich einen Platz in ihrem Herzen einzuräumen.

„Obgleich ich wohl sagen darf, daß ich der Mutter ehrlich die schwere Bürde tragen half, fand ich doch schon zu jener Zeit, daß es so war, wie es sein mußte; Karls leichter, sonniger Sinn wirkte auch auf mich selbst belebend; er breitete Schönheit über unsere Armuth aus und machte, daß uns auch am dunkelsten Wintertag die Sonne nicht fehlte.

„Ich selbst habe immer etwas linkisches und knorriges an mir gehabt; bereits in jenem jugendlichen Alter wußte ich, daß ich kein Lichtbringer war. Den Anordnungen zufolge, die mein Vater getroffen, als er noch Gutsbesitzer war, mußte ich die Lateinschule besuchen und ging auch bis zu seinem Tode dahin. Doch bald trat die Zeit ein, da die Mutter mich, trotz ihres angestrengtesten Fleißes, nicht mehr so in der Kleidung halten konnte, wie es bei den anderen Schülern der Fall war und das Bewußtsein des Kummers, den ihr dieser Umstand bereitete, hatte zur Folge, daß auch ich selbst mich darüber zu schämen anfing. Sie können nun wohl selbst ermessen, daß dies nicht dazu beitrug, mein Auftreten anmuthiger zu machen. Einmal hatte

die Mutter in ein Beinkleid von mir ein Stück von dunklerer Farbe eingesetzt, ein Makel, der nun zwar von der Jacke verdeckt wurde, mir aber, so oft ich genöthigt war, mich zu bücken, die tödtlichste Angst verursachte. Mit einer derartigen Furcht im Leibe macht man nun eine schlechte Figur beim Ballspiel. Als wir nun einstmals auf dem Spielplatz diesem Vergnügen uns im Beisein einiger Lehrer widmeten, sagte unser Geschichtsprofessor zu mir: „Du gleichst Themistokles, mein guter N., Du hast vergessen, den Grazien zu opfern."

„Wie oft habe ich nicht während meiner spätern Lebenszeit dieser Worte gedacht! Jedesmal, wenn ich mit dem Bewußtsein, mein bestes gethan zu haben, von dem mir anhaftenden Mangel, Herzen zu gewinnen, mich bedrückt fühlte; jedesmal, wenn ich merkte, wie mein artiges Auftreten den Leuten die Ohren unwillkürlich verschloß und mit den Ohren die Herzen, obschon in dem, was ich sagte, Recht und Vernunft enthalten war; jedesmal, wenn ich aus mir selbst meine eigene Unbehilflichkeit herausfühlte, sagte ich mir: „Du vergaßest, den Grazien zu opfern!" Im übrigen war ich es ja nicht, der sich einer Vergeßlichkeit schuldig gemacht, sondern die Natur war es, die mich gebildet hatte, und was die vergessen hat, läßt sich niemals ausgleichen.

„Da ich die Lateinschule schon erwähnte, muß ich bemerken, daß mit des Vaters Tode der Plan zu studiren sogleich aufgegeben wurde, was ganz sicher für mich ein Glück war, wenn es mir auch damals als eine Demüthigung erschien. Der Großvater war ja Geheimrath gewesen und der ältere Bruder des Vaters war ein hochstehender Kanzleibeamter. Da es mit dem Vater schief zu gehen begann, fing er an, wie es in der Politik heißt, Abstand von ihm zu nehmen, erkannte indeß die Verwandtschaft noch so weit an, daß er für mich das Schulgeld bezahlte und der Mutter von Zeit zu Zeit, in langen Zwischenräumen einen Kassenschein zusandte. Alles dies hörte aber nach des Vaters Tode auf. Mit vierzehn Jahren wurde ich konfirmirt und kam als Lehrling in eine Maschinenwerkstatt, womit ich ganz zufrieden war.

„Wenn jemand in guten Lebensverhältnissen geboren ist, so will es ihm immer bedünken, selbst wenn er noch so tief auf der gesellschaftlichen Leiter hinabgestiegen ist, daß seine augenblickliche Stellung etwas vorübergehendes sei. Wir wohnten in einem Hinterhaus in der Studiengasse, aber an den Wänden hingen, außer dem Bild des Vaters, die Porträts des Großvaters und der Großmutter von Juel in Oel gemalt. Der Großvater hatte gepudertes Haar und trug einen lavendelfarbenen Rock; die Großmutter war in ein ziemlich luftiges Schäferinnenkostüm gekleidet. Diese beiden Bilder verbanden uns gewissermaßen mit einem höhern und lichtern Dasein. Es giebt viele Kinder wohlhabender Familien, welche einige Jahre lang in eine Fabrik gehen, um die Praxis zu lernen, mit der Aussicht, in nächster Zukunft in eine geachtete und selbstständige Stellung überzugehen. Dasselbe schwebte in unklaren Umrissen auch mir und der Mutter vor, und so sehr diese Annahme der Begründung entbehrte, so half er mir doch dabei, meinen Muth aufrecht zu halten. Denn es ist gar nicht hübsch, Schmiedejunge zu sein, wenn der Großvater Geheimrath gewesen ist.

„Wie Karl heranwuchs, bewirkte sein ganzes Thun und Wesen, daß unser Leben einen feinern Schwung bekam. Unser Aufenthalt im Hinterhaus erschien uns immer noch, so lange er auch schon währte, als etwas vorübergehendes. Er nahm denn auch ein Ende, denn da Karl mit fünfzehn Jahren eine Liebschaft mit der Wirthstochter anknüpfte, wurde uns die Wohnung gekündigt. Eigentlich war es für die Mutter eine Enttäuschung, daß Karls Liebe nicht eine recht tiefe, tragische Leidenschaft gewesen war, denn bald nach unserm Umzug war auch schon Karls ganze Zärtlichkeit verdunstet, ohne auch nur den Schatten einer Erinnerung zurückzulassen. Karl war gerade damals im Geschäft eines Grossisten in Kork angestellt worden. Es hatte der Mutter ins Herz geschnitten, daß auch nicht ein Versuch gemacht werden konnte, Karl studieren zu lassen — denn das sollte damals eben jeder, der etwas vorstellen wollte — und es war ihr eine wahre Beruhigung, daß Karl den glühendsten Eifer zeigte, ein tüchtiger Kaufmann zu werden. Er war nun erwachsen genug, um auf eigene Rechnung die Rolle eines Schöpfers des Familienglückes zu übernehmen. Wenn man ihn sprechen hörte, hätte man glauben sollen, daß die Führung eines Lagerbuchs und die Aufsicht über die Packer der zu versendenden Korktafeln die Einleitung war, Millionär zu werden. Seine Hoffnung schwamm zu oberst mit dem Kork!

„Was meine Hoffnung angeht, so war diese schon mehrere Male geduckt worden und sollte es noch öfters werden. Ganz sicher stimmte die Berufsart, die ich gewählt hatte, mit meinen Fähigkeiten und Anlagen; aber das, was ein kurzer, rascher Prolog hätte sein sollen, dehnte sich nichtsdestoweniger zu einer verzweifelten Länge aus; ich war und blieb Maschinenarbeiter, nichts anderes. Vom frühen Morgen mit dem großen Schmiedehammer zu hämmern, bis man des Abends zerschlagen und entkräftet an allen Gliedern nach Hause schleicht, ist ganz und gar nicht geeignet, eine angeborene Anlage für mechanische Erfindungen und eine natürliche Begabung für Mathematik zu fördern. Ich studirte wohl ein klein wenig in meinen Freistunden, doch das ist nicht erwähnenswerth. Und als ich einstmals eine, wie ich annahm, funkelnagelneue Maschinensäge ausgeklügelt hatte und dann erfuhr, daß man seit langer Zeit bereits Maschinensägen nach ganz demselben Prinzip, aber von viel zweckentsprechenderer Konstruktion, habe, hatte mein Muth auf lange einen Riß bekommen.

„Karl erging es ganz gut. Im Geschäft hatten ihn alle gern und er konnte so ziemlich thun und lassen nach Belieben. Recht zuverlässig war er aber nicht gerade; als ich ihn einst zufälligerweise im Lagerraum aufsuchte, hörte ich, wie sein Prinzipal im aufgebrachten Tone sagte: „Es ist, beim Himmel, kein Auskommen mehr mit Ihnen!“ Indessen sah man trotzdem an dem Blick, der diese Worte begleitete, daß der Großkaufmann Karl gut leiden mochte. Auf mich, der ich die Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Person war, hielten meine Vorgesetzten wahrlich nicht viel. Daß der Kaufherr Karl gerne hatte, zeigte sich bald indeß auf eine recht handgreifliche Weise; denn nach Verlauf von einem Jahre gab er ihm eine Gratifikation von hundert Reichsthalern.

„Dieses Geld setzte die Mutter in den Stand, eine Reise mit uns

zu unternehmen, die gleich seit des Vaters Tod beschlossen worden war, ohne daß unsere Mittel dazu ausgereicht hatten. Sie müssen nämlich wissen, daß der Vater fern von der Heimat, in Jönköping, gestorben ist. Die Möglichkeit, seine Leiche nach Kopenhagen bringen zu lassen, konnte gar nicht in Betracht kommen; die Armuth der Mutter verbot ihr sogar, dem Begräbniß beizuwohnen. Durch strenge Sparsamkeit hatte sie im Verlauf eines Vierteljahres das Geld zusammengebracht, um ihm einen Denkstein auf seinem Grabe errichten zu lassen, und die Kirchenbehörde hatte uns seinerzeit Nachricht zugehen lassen, daß der Mutter Wunsch erfüllt worden sei, so gut sich dies für die eingesandte Summe thun ließ. Die Mutter beschloß nun, daß wir drei sein Grab besuchen sollten und eine Tagesreise brachte uns nach der hübschen, holzgebauten Stadt am Wettersee. Nachdem wir eine Mahlzeit genommen, begaben wir uns nach dem Kirchhof, der mit seinen Gruppen von Lärchen und weißstämmigen Birken in anmuthiger Abwechslung die vermorschte, hellgraugestrichene Holzkirche umgab.

„Wenn man sich zum erstenmale in fremder Gegend befindet, wird man gegen Abend oft von einer unwillkürlichen Beklemmung befallen, für welche man keinen Grund angeben kann. Auch über uns kam dies Gefühl. „Wenn nur das Grab nicht von Nesseln und Unkraut überwuchert ist", sagte die Mutter, als ob sie etwas bestimmtes hätte nennen wollen, worüber sie geängstigt sein konnte.

„Wir kamen zum Grabe. Dieses war gutgehalten und sah mit seiner kleinen Marmorplatte recht freundlich und nett aus. Da wir schweigend davor standen, kam ein einfacher Bürgersmann vorüber und stutzte ein wenig, als er Karl gewahr wurde. Er blieb in einiger Entfernung stehen und als er bemerkte, daß wir keine Miene machten, das Grab zu verlassen, kam er langsam zurück und fragte, ob wir denjenigen vielleicht gekannt hätten, der hier begraben liege. Wir sagten ihm, wer wir wären. Da stellte es sich denn heraus, daß der Mann der Besitzer des Hauses war, in welchem der Vater gewohnt und in dessen Garten sich sein Atelier befunden hatte. Er war es, der das Grab gepflegt hatte. Mit schwedischem Enthusiasmus hatte er das Andenken an den Vater bewahrt und bestand darauf, daß wir den Abend bei ihm zubringen sollten. Er führte Karl vor des Vaters Daguerreotypie, die, mit einem Immortellenkranz umgeben, an der Wand hing und ein Geschenk des Vaters aus dessen letzten Lebenstagen war. Die Aehnlichkeit mit Karl war so frappant, wie die des Bildes da drinnen. Wir setzten uns nun zu Tische und der gute Mann begann nun langes und breites vom Vater zu erzählen. Er versetzte die Mutter geradezu in Entzücken, als er des Vaters Stimme pries und er sprach ganz besonders von einem seinerzeit beliebten Liede mit dem Refrain:

„Denn wo die Sonne sinkt, da wohnt das Glück!"

welches der Vater ganz unvergleichlich schön gesungen haben sollte. Selbst noch, da der Vater, an einer Lungenentzündung hoffnungslos erkrankt, im Spital der Stadt sterbend lag, hatte er am letzten Abend seines Lebens des Mannes Hand ergriffen, nach dem Fenster gedeutet

und mit brechender Stimme geflüstert: „Denn wo die Sonne sinkt, da wohnt das Glück.“

„Wunderbar genug! Wenn ein Menschenleben fertig und zum Abschluß gelangt ist, hat es im allgemeinen eine innere Logik, welche zu beweisen scheint, daß es unmöglich hätte anders sein können; blickt man aber dagegen auf das zurück, was eigentlich entscheidend in dessen Verlauf eingegriffen hat, so war dieses fast immer eine Kleinigkeit, ein reiner Zufall. Die Erzählung von jenem Liede, welches der Vater gesungen hatte, wurde entscheidend für die ganze Zukunft der Familie.

„Schon auf dem Dampfer, der uns über den Sund trug, war Karl so seltsam gedankenvoll und als wir uns am späten Abend in unserer Dachwohnung am Wall befanden, hörte ich ihn am Fenster ganz leise den Refrain vor sich hinsummen, während er über die Baumwipfel hinweg auf die blassen rothen und gelben Streifen des Abendhimmels hinausstarrte.

„Einen ganzen Tag lang war er, gegen seine Gewohnheit, schweigsam und verschlossen; dann aber begann er plötzlich beim Abendessen mit der eigenthümlichen Beredtsamkeit, die wir so gut vom Vater her kannten, uns zu schildern, wie frisch und mächtig sich das Leben in Amerika entfalte, wo unter dem Einfluß großartiger Verhältnisse alle Fähigkeiten des Menschen ihre volle Verwerthung finden könnten. Er hatte sich den Kehrreim des Liedes nach seiner eigenen Phantasie zurechtgelegt, und obgleich es damals schon längst nichts neues mehr war, nach Amerika auszuwandern, ja die Zeitungen beständig davor warnten, sich nicht unbedingt der Auswanderungslust hinzugeben, so war er doch der Meinung, eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben.

„Ich meinte nun allerdings, daß die Begeisterung, wenn er darüber geschlafen, verflogen sein werde; denn es geschah nicht selten, daß, wenn er sich einer Sache wegen recht in die Hitze geredet, er am nächsten Morgen alles Interesse daran verloren hatte. Doch schon beim Frühkaffee begann er da fortzufahren, wo er am Abend aufgehört gehabt und wir blieben nicht im Zweifel darüber, daß dieses Mal sein Einfall mit äußerster Hartnäckigkeit festgehalten werden würde.

„Die arme Mutter war freilich geneigt, mehr als einen bloßen Einfall darin zu sehen. Wenn Karl sich expektorirte, gemahnte er so unbeschreiblich an den Vater und sein flutender Wortschwall hatte so ganz die Macht, gegen bessere Ueberzeugung Sinn und Gedanken des Zuhörers gefangen zu nehmen. Und mußte denn auch von einem Gesichtspunkte aus, die Erinnerung an den Vater Mißtrauen gegen seinen weitschweifenden Vorsatz einflößen, so war das Ganze doch auf so wunderbare Weise geschehen, daß die Mutter sich kaum der Vorstellung entschlagen konnte, einen höhern Wink darin zu erblicken. Hierauf erwachte ihre Liebe zu Karl wie mit doppelter Stärke, und obgleich sie im Geheimen an seine Hirngespinnste glaubte, so kämpfte sie doch heftig dagegen an.

„Das dauerte nun so vierzehn Tage und ich fing an, des endlosen Geredes überdrüssig zu werden. Da that sich eines Abends, als Karl mit einem andern Comptoiristen im Theater war, die Thüre auf und hereintrat der Großhändler, Karls Chef.

„Ich komme, um mit Ihnen Ihres Sohnes wegen zu reden, Madame", sagte er ernsten Tones. Diese Worte gingen mir wie ein Messerstich durchs Herz und da ich die Mutter anblickte, war ihr Antlitz aschfahl geworden und ihre Augen waren wie wild vor Angst. Der Mann verstand diesen Blick. „Nein, beruhigen Sie sich", fuhr er fort, „noch ist nichts böses im Entstehen, aber ich fürchte, es könnte sich etwas ereignen!" Hierauf erzählte er, wie Karl auch im Geschäft seine Lobtiraden auf Amerika gepredigt und einige seiner jüngeren Kollegen beinahe verrückt dadurch gemacht habe.

„Und wie ich so heute zufällig zu ungewohnter Stunde ins Comptoir komme", erzählte er, „finde ich ihn mit recht unheimlicher Miene vor dem geschlossenen Geldschrank stehend. Ich fand diese Miene verdächtig, schenkte Karl und einem andern jungen Mann aus meinem Geschäft ein Parterrebillet für heute Abend, um Gelegenheit zu finden, ruhig mit Ihnen, Frauchen, zu reden. Obgleich Ihr Sohn sich keineswegs mustergiltig aufgeführt hat, so mag ich ihn doch gut leiden und bevor er eine Dummheit begehen sollte, um seine Grille zu befriedigen, will ich ihm lieber die Summe vorstrecken, deren er bedarf, um auf anständige Weise fortzukommen. Vielleicht kommt er einmal in die Lage, dieselbe zurückzuzahlen. Ein paar hundert Thaler sind ja eben nicht viel für einen Mann in meiner Lage."

„Das traf den Nagel auf den Kopf. Nun war die Mutter vollständig überzeugt, daß in all' diesem eine höhere Macht walte und daß des Vaters unselige Unternehmungslust lange nach dessen Tode in dem Sohne, der ihm so ähnlich war, seine rechte und eigentliche Frucht zeitige.

„Acht Tage später sagen wir Karl Lebewohl beim Zollhaus. Als das Schiff sich in Bewegung setzte, rief er uns, den Hut schwenkend, zu, daß es nicht lange währen solle, bis er uns hinüber holen lasse.

„Sein Chef hatte ihm einen Empfehlungsbrief an einen Vetter in Newyork mitgegeben. Dieser nahm ihn in sein Geschäft und die ersten Briefe enthielten nur Lob über seine neue Stellung. Doch währte es nicht lange, so schrieb er uns, daß das Geschäftsleben in Brooklyn und das in der Vestergade so ziemlich das nämliche sei. Es sei sein Plan, weiter westwärts zu ziehen, in den neuen Goldminen ließe sich wohl was machen. Das Ganze lautete so ziemlich nach dem aus des Vaters Briefen wohlbekannten Rezept. Selbst die Mutter fühlte bei dieser Nachricht die Bitterkeit einer gewissen Enttäuschung.

„Nun gingen drei Monate hin, ohne daß wir von Karl hörten. Da kam ein Brief mit dem Poststempel einer kleinen, unbekannten, westlichen Stadt an und mit dem Brief eine in Leinwand sorgfältig verpackte, schöne Schachtel von Sandelholz, in welcher sich ein nußgroßes Stück Golderz, blätterig und gezackt, befand. Sie können es hier als Berloque sehen. Während unserer trübsten Zeit vermochte ich nicht, mich davon zu trennen und nun trage ich es bei mir als lebenslängliche Erinnerung. Der Brief wimmelte von sanguinischen Verheißungen. Er gewinne so und so viel Unzen täglich und es sei sein Herzensbedürfniß, Mutter und Bruder bei sich zu haben. Mit dem nächsten Dampfer werde er seinem ehemaligen Prinzipale Deckung

für seine wohlwollende Auslage und zugleich die Anweisung für freie Ueberfahrt für uns beide schicken.

„Karl ist mein Glückskind!“ rief die Mutter voll Triumph, da sie den Brief gelesen. Was mich anlangt, so war ich schon weit genug auf meinem Wege gekommen, um klar einzusehen, daß ich kein Glückskind war.

„Ich hatte tüchtig gearbeitet und mir hinreichende Kenntnisse erworben, um die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß ich in dem von mir erwählten Beruf etwas zu leisten imstande sein würde. Aber die Anregung, der glückliche Treffer, der Finger, der sich dem Glücklichen entgegenstreckt, blieb ganz aus oder es fehlte mir wohl hauptsächlich am Talent, ihn hervorzulocken. Ich war zum Werkführer aufgerückt und versah meinen Dienst mit peinlichster Genauigkeit, doch alle Glätte und persönlich einnehmende Manieren fehlten mir. Den Thürangeln mangelte immer das Oel. Es war da allzeit ein Etwas, wovon ich recht gut wußte, daß es sich nicht gut ausnahm und das Wohlwollen von mir zurückscheuchte. Sogar meine treue Pflichterfüllung rieb man mir zu Zeiten unter die Nase. „Sie sind ein Pflichtmensch“, sagte der Fabrikbesitzer einmal zu mir, „aber die kalte, nackte Pflichterfüllung ist nicht alles“. Da, wo er die Zugabe erlangte, die er beanspruchte, sah der gute Mann bereitwillig von strenger Pflichterfüllung ab. Die meisten thun das.

„Aber etwas anderes kam da noch dazu, um meine Stellung bedeutend zu verschlimmern. Ein junger Polytechniker, der zur Familie des Fabrikanten gehörte, übernahm die unmittelbare Leitung der Geschäfte. Er war ein beschränkter Mensch und daher grenzenlos stolz auf sein mit Mühe und Noth bestandenes Examen. Gleich der erste Tag nahm ihn gegen mich ein. Bei einigen Maß- und Zahlenberechnungen hatte er sich eines groben Rechnungsfehlers schuldig gemacht; ich wies ihm dies nach, ohne Ueberhebung, aber allerdings auch ohne Verbrämung, wie einer, der sich auf das versteht, wovon er spricht. Dieser Umstand gab Anlaß zu einem Zusammenstoß und von dem Augenblick an wurde ich dem Fabrikbesitzer ein Gegenstand des Hasses.

„Ein solch' offener Kriegszustand schärft die Fähigkeiten. Ich hatte bereits einige jener Erfindungen, die mich jenseits des atlantischen Ozeans zum reichen Mann machen sollten, im Kopfe fertig. Diese brachte ich nun zu Papier und fügte Pläne und Zeichnungen hinzu.

„Der erste, an den ich mich wandte, war mein Prinzipal. Dieser mochte sich gar nicht mit mir einlassen, sondern unterwies mich einfach, daß das Sprichwort: „Schuster bleib' bei deinem Leisten“ auch heißen könne: „Werkführer, bleib' bei deinem Kessel!“ Das empörte mich, nun meinte ich, daß ich es mir selbst schuldig sei, nicht zurückzutreten.

„Ich wandte mich an andere Fabrikherren; alle wiesen mich ab. Hierauf begann ich meinen Rundgang bei den Geldmännern und Geschäftsleuten zu machen. Sie wissen, wie schlaff und wie wenig unternehmungslustig damals die Leute waren. Keiner wollte sich mit mir einlassen und zu mehreren Malen spielte man darauf an, daß ich, der ich in jeder Hinsicht meiner Mutter gleiche, meines Vaters Sohn sei, ein Windbeutel vom selben Kaliber wie er.

„Es sah nun aus, als ob, trotz meines und meiner Mutter unverdrossenem Ankämpfen, der Stern der Familie im Untergehen sei. Da liefen Briefe von Karl ein, die wohl immer noch von Befriedigung sprachen, mir aber zum mindesten keinen Zweifel darüber ließen, daß sie von jener gekünstelten Art waren, welche die Wahrheit auf dem Papier zu bemänteln sucht, um den Lieben daheim nicht wehe zu thun — und Karl hing ja aufrichtig an uns. Das Reisegeld, welches uns in den Stand setzen sollte, zu ihm hinüber zu kommen, blieb gänzlich aus, dieser ganze Plan wurde überhaupt in diesen Briefen nicht mehr berührt. Endlich blieben seine Briefe ganz aus.

„Nun begann eine schwere Zeit. Ich wurde aus der Fabrik entlassen und vermochte nicht andern Orts eine Anstellung als Werkführer zu finden. Wie ich nun mit meinen vernünftigen Ansichten keinen Anklang finden konnte, begann auch ich, der Phantasterei anheim zu fallen. Ich klügelte mir ein nagelneues Perpetuum mobile aus, welches ich übrigens später in Amerika, der Kuriosität halber, ausführen ließ und welches sich, wie sich zeigte, auf alle Fälle als Monate hindurch gehend erwies und auf welche Erfindung ich am allermeisten stolz war.

„Von den Geldleuten, an die ich mich gewendet, hörte mich nur ein einziger überhaupt an. Er that sogar mehr noch, er gab mir einen Brief an einen Professor der Physik, von dessen Urtheile es abhängen sollte, ob er sich mit mir einlassen würde oder nicht.

„Ich begab mich zu dem Professor, der mich wohlwollend und aufmerksam anhörte. Aber gleichwie George Stephenson, wie ich später gelesen habe, selbst merkte, als er vor der Kommission stand, die seine neue Idee prüfen sollte, daß er sich ungeschickt und unbehilflich ausdrückte und daher einen ungünstigen Eindruck machen mußte, so erging es auch mir. Es war ja erwiesene Sache, daß ich vergessen hatte, den Grazien zu opfern!

„Der Professor gab Zeichen der Ungeduld von sich. Und nun wollte es mein Unstern auch noch, daß ich von meinem Perpetuum mobile anfangen mußte. Da hatte er genug gehört und wies mich ab mit kurzen, trockenen Worten.

„Dies war mein letzter Versuch, so viel wußte ich. Jetzt, da er unwiderruflich zerschellt war, gähnte mich eine düstere, ruhmlose Zukunft an, eine Zukunft voll körperaufzehrender Armuth und Mühsal. Es schauderte mich, indem ich die Straße entlang schritt.

„Vielleicht kennen Sie die Geschichte von dem Bälgetreter, der die Bälge zu: „Vom Himmel hoch da komm ich her" getreten hat und sich nicht wenig wunderte, wie der Organist spielte: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?" Daran habe ich oft denken müssen. Die Melodie unseres Lebens steigt und braust unter des Schicksals Fingern, so daß sich keiner im Tone irren kann; doch nicht selten hat sich doch aus fernen, frühen Eindrücken eine andere Tonart erhalten, die unhörbar im Gemüth zu klingen fortfährt. Für denjenigen, dessen Abstammung ihn, wenn auch nur in zwei bis drei Gliedern, nach den Höhen der Gesellschaft weist, ist es eine glühende Qual, seine Existenz unwiderruflich in die dunkle, einförmige Masse hinabgedrückt zu sehen, die in Entbehrung und Unbemerktheit dahinlebt. Das erzeugt einen

Bruch in der Seele, den man niemals verwindet. Als ich um eine Straßenecke bog, begegnete ich einigen ehemaligen Kameraden, welche sich in höhnischen Bemerkungen ergingen, da sie mich mit einer Rolle Zeichnungen unter dem Arm und in weißer Krawatte daherkommen sahen. Während mich so meine alten Gefährten aus ihrem Kreise ausschlossen, wollte es mein Geschick, daß ich auch die Lehre empfangen sollte, ich gehöre nicht in jenen Gesellschaftskreis, in den Blut und Geburt mich wies. Der älteste Sohn meines Onkels väterlicherseits ging gleich darauf an mir vorüber und kannte mich nicht. Jetzt ist er Comptoirchef, hat ein Nest voll Kinder und ist ganz ungemein aufgelegt, sich des Umstandes zu erinnern, daß der reiche Amerikaner sein Vetter ist.

„Als ich nach Hause zur Mutter kam, war ein Brief von Karl angelangt, worin er uns zu wissen that, daß er vom Glück ganz über die Maßen begünstigt worden sei und ein großes Landgut mit vielen Ackern Land, zehn Meilen von Newyork entfernt, gekauft habe. Er habe es sich versagt, früher zu schreiben, bis daß er so recht auf einen grünen Zweig gekommen sei. Nun sollten wir ernst machen und zu ihm hinüberkommen. Der Name seines Landsitzes stand in der Ecke des äußerst eleganten Briefbogens gedruckt. Er hieß „Carlton House".

„Jeder Mensch hat seine finstere Stunde. Ich hatte bei diesem Anlaß die meine und danke meinen Gott dafür, daß ich so gnädig darüber hinwegkam. Denn strauchelt man in solcher Stunde, so nimmt man Schaden an seiner Seele für Zeit und Ewigkeit. Meine Mutter hatte ja mit der Kraft ihrer redlichen Natur an meinem Mißerfolg Antheil genommen; aber ihre Freude an Karls Glück kam doch ganz anders von ihrem Herzen. Ich verfiel darauf, einen kleinen Vergleich zwischen uns Brüdern anzustellen und leugne nicht, daß dieser unbedingt zu meinen Gunsten ausfiel. Ich war es, der Ausdauer, Muth, Klugheit besaß und vom redlichsten Willen beseelt war; und all' dies zusammen hatte mich nur bis an die Schwelle der dunklen Kellerräume des Lebens geführt, dorthin wo aller Menschenwerth in Elend und Noth verfault. Er dagegen war bei aller Gutherzigkeit leichtsinnig, schwatzhaft, unzuverlässig und ihm hatte das Glück so leuchtend zugelächelt. Nach all' meinem blutigen Ringen wurde er von der Mutter als der Retter der Familie gepriesen. Ich kaute an der Parabel vom Arbeiter im Weinberge wie an einem bittern Kraut und es wurde mir schwer, dieselbe gerecht zu finden, oder vielmehr, um offen zu reden, der Gedanke an ihre Ungerechtigkeit fuhr wie ein glühendes Eisen durch mein Gehirn. Roth flammte es vor meinen Augen auf und ich fühlte, daß ich wahnsinnig werden müsse, wenn ich diesen Gedanken Macht über mich gewinnen ließ.

„Da kam plötzlich ein linder Friede über mich mit Besänftigung und Versöhnung. Ich ward inne, daß der Mensch nie der rechte Erforscher der Nieren und Herzen sei, am wenigsten seiner eigenen. Es wurde mir klar, daß einem Menschen ein wesentliches Gebrechen anhaften kann, wie ehrlich auch sein Streben sei und daß der wenig Strebende eine heimliche Kraft in seiner Seele tragen kann, die alle Wege vor ihm ebnet. Ich gedachte da eines deutschen Gedichtes, welches ich während meiner Schulzeit hatte auswendig lernen müssen und

in welchem es hieß, daß das Glück zur Natur eines Menschen gehören kann, wie die weißen Kelchblätter zur Natur der Lilie und ich bekenzigte auch, was ferner in dem Gedicht enthalten ist, daß nämlich der feste Wille, wennschon er nicht die Huld der Götter herabzurufen vermag, doch jederzeit vor der Unwürdigkeit bewahren kann. Mein Kampf war ausgekämpft; ich freute mich am Glücke meines Bruders.

„Nach vierzehn Tagen kam wieder ein Brief von Karl, mit „Carlton House" in der Ecke des Briefbogens und mit der eindringlichsten Einladung, hinüberzukommen und seine guten Tage mit ihm zu theilen. Ein leiser kleiner Zweifel tauchte in mir auf, da dem Brief keine Wechsel zur Deckung der Ueberfahrt beigelegt waren; doch erschien es mir wie Sünde, der Mutter hiervon etwas merken zu lassen, und da ich zufällig ein Schubfach öffnete und darin das gezackte Stück Golderz erblickte, so wirkte das wie ein Beweis auf mich; überdies stand ja der Name des Herrensitzes in blauer Fraktur auf beiden Briefbogen gedruckt. Daß kein Geld mitfolgte, mochte ja eine Vergeßlichkeit sein, wie solche einem reichen Manne wohl geschehen kann. Es war also eine abgemachte Sache für mich, daß, wenn wir nur die Mittel auftreiben konnten, um über den atlantischen Ozean zu kommen, uns in der neuen Welt der Lohn für alle unsere Mühsal erwartete.

„Doch es war nichts leichtes, das Reisegeld für meine Mutter und mich zu beschaffen. Hätten wir nicht die zwei Porträts meiner Großeltern gehabt, so würde es uns auch kaum geglückt sein. Doch da deren Kunstwerth ein bedeutender war, kaufte sie ein Sammler für einen ansehnlichen Preis. Nach meiner Rückkehr starb er und ich mußte dann bei der Auktion das fünffache dafür zahlen. Sie hängen drinnen in meinem Zimmer. Immerhin füllte ihr Kaufpreis damals recht gut unsere Tasche. Des Vaters Bild nahmen wir natürlich mit uns. Der Geheimrath und die Geheimräthin also waren es, welche vierzig Jahre nach ihrem Tode dem armen Großsohn über den Ozean halfen.

„Bei der Ueberfahrt will ich mich nicht aufhalten. Wir hatten Karl zuvor schon benachrichtigt, mit welchem Schiff wir in Newyork eintreffen würden und ihn gebeten, uns am Ausschiffungsplatz zu erwarten. Da war jedoch kein Karl zu sehen und so mußten wir denn ein Eisenbahnbillet nehmen, welches uns nach seinem vermeintlichen Herrensitze bringen sollte, welcher an einer Station lag. Der Wirth des kleinen Gasthauses, in welchem wir eingekehrt waren, machte ein wunderliches Gesicht, als wir erwähnten, daß wir nach „Carlton House" fahren wollten, doch als Amerikaner mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, sagte er nichts. In kaum einer Stunde brachte uns ein Blitzzug an das Ziel unserer Reise. Der Station gleich gegenüber lag ein prächtiges rothes Gebäude im Renaissancestil, von einem weitläufigen Garten umgeben. „Das ist Karls Haus!" rief die Mutter und umarmte mich mit Thränen im Auge. Karl war auch auf der Station nicht zugegen, doch da wir kaum ein halbes hundert Schritte zu gehen hatten, so wanderten wir seelenvergnügt hinüber.

„Vor dem Gebäude kam uns Karl plötzlich entgegen, jünger, frischer, rothwangiger und hübscher als da er die Heimat verlassen. Nur der Blick seiner blauen Augen hatte etwas so unstätes, umherirrendes.

Auch machte sich etwas unzusammenhängendes in seinen Reden bemerkbar. Doch zeigte er eine reine, überströmende Freude bei unserm Anblick, fragte indessen nicht, wie unsere Ueberfahrt verlaufen sei und obschon ihn unsere Ankunft offenbar nicht in Erstaunen setzte, schien er sich doch nicht klar zu erinnern, daß er selbst die Veranlassung dazu gegeben hatte. Bei einer Bemerkung der Mutter, daß wir erwartet hatten, von ihm in Newyork empfangen zu werden, brach er das Gespräch auf sonderbare Weise ab und begann uns den anmuthigen, wohlgepflegten Garten zu zeigen.

„Wir trafen auf einige Diener, die in eine Art Uniform von graubraunem Baumwollsammet gekleidet waren und welche von Karl mit einer herablassenden Handbewegung gegrüßt wurden, als wir an ihnen vorübergingen. Die ironische Höflichkeit, mit welcher sie seinen Gruß erwiderten, setzte ich auf Rechnung des amerikanischen Selbstgefühls.

„Karl begann nun umständlich die Veränderungen aufzuzählen, die er an dem Besitzthum vorzunehmen gedachte. Ein ganz neuer Flügel sollte angebaut und auch ein Wintergarten angelegt werden. Im Gespräch waren wir zum Hause zurückgekommen und trafen da auf der Veranda einen hochgewachsenen, schwarzgekleideten Mann mit weißem, kurzgeschnittenem Haupt- und Barthaar, der uns sehr höflich begrüßte. „Das ist Mr. Boines", sagte Karl, indem er ihm wohlwollend auf die Schulter schlug. „Meine Verwandten aus Dänemark, Mr. Boines".

„Haben Sie die Güte, in mein Bureau zu treten, Ma'am", sagte der Herr im schwarzen Rock und deutete mit einer zugleich auch mir geltenden Handbewegung auf eine halboffenstehende Thür.

„Nein, ich möchte mit Ihren Verwandten allein reden, Mr. N." wandte er sich an Karl, der Miene machte, uns zu folgen.

„Karl sah ihn mit einem wilden Blick an und holte zu einer heftigen Antwort aus; aber der Herr heftete mit unbeweglicher Ruhe seine stahlblauen Augen auf ihn und machte eine ganz kleine Bewegung mit dem einen Zeigefinger. Wie durch Zauberei war Karl verwandelt und sank zusammen wie ein Tuch. Dann machte er wieder eine herablassende Miene, drehte sich auf dem Absatz herum und ging seines Weges, eine damals allgemein beliebte Offenbachsche Melodie vor sich hinträllernd.

„Im Bureau hatte alles ein eigenthümlich strenges, nüchternes Aussehen. Auch bemerkte ich, daß auf den Regalen lauter medizinische Werke standen. Nachdem wir Platz genommen, begann Mr. Boines ohne Einleitung: „Die Enttäuschung, welche Ihnen höchstwahrscheinlich jetzt bevorsteht, hätte ich Ihnen ersparen können, wenn ich beizeiten Bescheid gewußt hätte. Carlton House ist eine Irrenanstalt. Mr. N.'s Wahnsinn ist eine eigene Art von Größenwahn; er bildet sich ein, Millionär zu sein und über unbegrenzte Summen zu gebieten. Der Umstand, daß für ihn als Kranken erster Klasse bezahlt wird, trägt, offen gesagt, nicht dazu bei, seine Schwäche zu vermindern. Doch sein Freund, Mr. Duff, will es nun einmal so".

„Ich übergehe eine Beschreibung des Eindrucks, den diese Worte auf meine Mutter und mich hervorbrachten. Von jenem Nachmittage

her stammen die weißen Streifen, die Sie noch in dem gekrauften, eisengrauen Haar der Mutter bemerken. Mr. Boines nahm ihren Schmerz mit der Ruhe eines Mannes auf, der daran gewöhnt ist, tagtäglich Betrübniß und Kummer vor Augen zu haben und erklärte uns, nachdem der erste, wilde Schmerzensausbruch sich gelegt hatte, klar und kurz, wie die Geschichte zusammenhing.

„Karl hatte in den Minen eine nicht unbedeutende Menge Gold erworben, hatte aber alles, was er besaß, an einem einzigen Abend an ein paar mexikanische Spieler verloren und war seitdem derartig vom Unglück verfolgt worden, daß Kummer und Harm endlich seinen Verstand, der vermuthlich von jeher einen heimlichen Knack gehabt, zerrüttet hatten. Ein Amerikaner, namens Duff, der eine Zeit lang in den Minen sein Kamerad gewesen, hatte ihn später durch reinen Zufall im elendesten Zustand im Gasthof einer kleinen Stadt gefunden, wo man nicht wußte, was mit ihm anzufangen sei. Die Kameradschaft ist die stärkste, bindende, moralische Macht, welche diese Teufelskerle im fernen Westen anerkennen. Dazu kam noch in diesem Falle, daß Duff eine Mine ausgebeutet hatte, von deren unermeßlichem Reichthum an Gold Karl anfänglich schon mit großem Eifer profitirt, bei der zu bleiben ihn aber trotzdem sein unstäter Sinn gehindert hatte. Duff war ein echter Yankee mit klarem, kaltem Kopf. Seinen ersten Gewinn hatte er auf den Erwerb von Maschinen verwendet, die es ihm ermöglichten, durch Anwendung von Wasserkraft ganze Hügel und Sandbänke auszuwaschen, welche goldhaltigen Sand in Ueberfluß hatten. Als er Karl traf, war er ein, selbst nach amerikanischen Begriffen, reicher Mann und hatte seinen alten Werkgenossen sofort in einer bestrenommirten Irrenanstalt als Patienten erster Klasse unterbringen lassen.

„Wo er auch in der Union umherreisen mag, so schickt er doch regelmäßig jedes Quartal das Kostgeld für ihn", schloß Mr. Boines; „ich will hoffen, daß er dabei bleibt; denn wenngleich der Wahnsinn Ihres Sohnes mild und vollkommen unschädlich ist, Ma'am, so sehe ich ihn doch dafür an, daß er ein lebenslänglicher und unheilbarer ist. Da Ihnen dies alles so unerwartet kommt, habe ich die Ehre, Ihnen bis morgen ein paar Gastzimmer anzubieten. Ich sympathisire mit Ihrer Enttäuschung und schwierigen Lage, sehe mich aber nicht imstande, etwas für Sie zu thun."

„Wie schwierig unsere Lage war, davon hatte der gute Mann dennoch nur einen unvollkommenen Begriff. Als wir uns allein befanden, nahm ich den Kassenbestand hervor und zählte nach. Es war etwa soviel, um drei bis vier Tage davon leben zu können; mit welcher kleinen Summe wir uns selbst überlassen in einem fremden Welttheil saßen. Aber eins erreichte ich doch bei dieser Gelegenheit; zum ersten Male legte die Mutter ihren Kopf an meine Brust und klammerte sich an mich wie an einen Halt. Wir weinten zusammen, das linderte und befreite. Da gleich darauf die Mittagsglocke läutete, begaben wir uns hinab, um an der Mahlzeit theilzunehmen, zu welcher Mr. Boines uns eingeladen hatte und nach der wir, trotz unserer Betrübniß, großes Verlangen trugen.

„Auf dem Treppengange hörten wir Stimmen, ein Trupp Menschen

stand beisammen, die miteinander sprachen. Mr. Boines selbst befand sich darunter. Es war etwas mit dem Elevator des Hauses geschehen, der nicht in Gang zu bringen war. Ein Blick genügte mir, um mich zu überzeugen, wo der Fehler stecke. Ich versuchte nun, Mr. Boines diesen zu erklären. Allein ganz abgesehen davon, daß ich damals so gräulich schlecht englisch sprach, trat mir auch meine unselige Neigung, wie mit Brei im Munde zu reden, auf die peinlichste Weise in den Weg. Ich stammelte und radebrechte und fand selbst das skeptische Lächeln, mit welchem der klar denkende Mann mich betrachtete, ganz gerechtfertigt.

„Plötzlich aber fühlte ich, wie mich jemand gelinde beiseite schob. Karl war hinzugekommen und hatte meine Auseinandersetzung mit angehört. Er begann nun, das was ich meinte, klar und elegant zu erklären. Mr. Boines Gesicht wurde mit einem Male wohlwollend und anerkennend. „Wenn Sie wissen, wo der Fehler steckt", sagte er, „dann sollten Sie doch auch, da es Ihr Fach ist, der Mann dazu sein, den Schaden wieder gut zu machen. Auf eine anständige Entschädigung könnten Sie sicher rechnen".

„Niemals habe ich eine Erleichterung gefühlt, wie damals. Der Auftrag bedeutete drei bis vier Tage Frist, ehe ich unter ganz unbekannten Verhältnissen den mörderischen Kampf ums Dasein aufzunehmen mich gezwungen sehen sollte. Als ich an diesem Abend im Bette lag, ging der Gedanke mir undeutlich durch den Kopf, daß ich dies doch eigentlich Karl zu danken hatte; — dann schlief ich fest wie ein Stein.

„Während ich mit der Reparatur des Elevators beschäftigt war, wünschte Mr. Boines auch an der Wasserleitung etwas geändert zu haben. Wir blieben so eine und eine halbe Woche in Carlton House. Da traf der wunderbare Zufall ein, daß die hilfreiche Hand, der unvermuthete Beistand aus dem dunklen unbekannten, den ich in der Heimat mit Aufwand meiner ganzen Erfindungsgabe umsonst gesucht hatte, hier in unserm verlassenen Zustande allen meinen fruchtlosen Bestrebungen zu Hilfe kommen sollte und zwar ausschließlich durch Karl.

„Während ich eines Vormittags in der Küche arbeitete, sah ich Karl mit einem Fremden im Garten gehen, einem langen, magern Menschen im schwarzen Rocke, mit einem Profil wie ein Scheermesser, einem spitzen, ruppigen Kinnbart und einem Paar Augen, die graue Kugelblitze schossen, wenn sie vor sich hinsahen. Als ich in mein Zimmer kam, fand ich beide in demselben, wo Karl meine Koffer geöffnet und alle meine Pläne und Zeichnungen hervorgeholt hatte, die er nun dem Fremden aufs eifrigste erklärte und wie es schien, mit einem glücklichen Verständniß für die dem Ganzen zugrunde liegenden Gedanken.

„Als der Fremde mich erblickte, sandte er aus den unter seinen buschigen Brauen liegenden Höhlen ein paar flammende, brennende Blicke, die sich gleichsam in mein innerstes Mark einbohrten.

„Mein Name ist Duff"; sagte er, „ich hatte längst schon die Idee, im Fabrikfache vorzugehen. Sie sind der Mann, den ich brauche. Ich gebe das Kapital, Sie die Ideen. Shake hands Sir?"

„Die Amerikaner sind keine Kinderseelen, aber sie entscheiden sich für Menschen und Dinge im Nu. Mr. Duffs Vorschlag ging nicht aus überströmender Herzlichkeit hervor — obschon der Mann wirklich auf seine Weise Herz besaß — es war ein kecker, rascher Griff, eine Spekulation auf Menschentüchtigkeit und zwar keine schmierige, lumpige, wie man sie auch hier zu Lande sieht, sondern eine Spekulation mit vollem Einsatz, der Sinn und Interesse zugleich band. Denn auf blanken, bloßen Eindruck hin machte mich der Mann zu seinem Compagnon mit halbem Gewinnantheil.

„Und der Gewinn blieb nicht aus. Die benöthigten Patente wurden sofort in Washington erworben. Duff besorgte das Erforderliche an Inscenesetzung und Reklame und die nämlichen Erfindungen, mit denen ich in Kopenhagen von Thür zu Thür gewandert war, ohne anderes zu erreichen, als den Ruf eines Windbeutels und Schwindlers, hatten bei dem Neujahrsabschluß ihre zweitausend Dollars Ueberschuß eingebracht. Sie können mir glauben, es war doch ein ganz eigenes Gefühl, als ich meinen Gewinnantheil in Eisenbahnaktien anlegte. Das vorhergehende Neujahr hatte ich nicht fünftausend Schillinge mein genannt.

„Derjenige, der es nicht an sich selbst erfahren hat, kann sich keinen Begriff davon machen, wie leicht das Blut dem durch die Adern rollt, der in einem verkrüppelten Leben daheim sich an Händen und Füßen gebunden gefühlt hat und dann plötzlich in Verhältnisse versetzt wird, wo er das Gefühl hat, daß für jede einzelne Möglichkeit, die er in sich trägt, das Leben ihm ein Dutzend Möglichkeiten bietet, die demselben forthelfen. Man wächst aus sich heraus, man fühlt gleichsam eine schändende Hülle von sich abfallen; man wird aufs neue Mensch und schämt sich darüber, welch ein jämmerliches, zwerghaftes Wesen man bisher gewesen ist.

„Nachdem ich einige Jahre in Amerika gewesen war, ließ ich mich anläßlich des Geburtstages Duffs photographiren und als ich dieses Bild mit einem anderen verglich, welches daheim in Dänemark von mir aufgenommen worden war und die scharfen, männlichen Züge neben die schlaffen, weichlichen Formen meines ehemaligen Ichs hielt, so war ich, rein herausgesagt, beschämt, sowohl über mich selbst, wie auch über das alte Land daheim.

„Nicht als ob das Leben in der neuen Welt ohne Schattenseiten wäre! Gerade weil ich unbeschwert von jedem äußeren Druck lebte, war ich imstande, dieselben auf eine feinere oder wie man daheim sagt, mehr ideale Weise zu bemerken.

„Arbeiten ist eine ungeheure Freude, insbesondere für denjenigen, dessen beste Jugend dadurch vergiftet wurde, daß man ihm nicht zu arbeiten gestattete. Aber gleichwohl kann der Mensch nicht immer arbeiten. Und wohin dann flüchten, wenn man sich eine Mußestunde gönnen will?

„Die Mutter wünschte, daß ich mich verheirate. Denn das ist nun einmal der Frauen Universalmittel, wenn ein Mann sein Schäfchen im Trocknen hat. Na, ich hielt Rundschau unter den amerikanischen Misses. Aber diese nervösen Puppen mit ihren gemalten Porzellangesichtern, deren flachbrüstigen Körper sich ein für Konstruktionen ge-

Alte Hiſtorie.

K C S

schärftes Auge unter den buntfarbigen, abstoßenden Kleiderstoffen in seiner ganzen knochigen Magerkeit leicht vorstellen kann, hatten durchaus nichts anziehendes für mich. Jedes Wort, welches man an sie richtete, ward für verpflichtend angesehen, während sie selbst sich nicht im allergeringsten verpflichtet fühlten.

„Aber auch die gesellschaftlichen Zerstreuungen der Männer unter einander fand ich nicht anziehend. Eines Abends wurde ich zu Duff eingeladen, wo ich mehrere Herren im Rauchzimmer versammelt fand. Plötzlich kam ein Comptoirdiener herein, der ihm etwas zuflüsterte. Duff forderte uns auf, uns im Kreise aufzustellen. Hereintraten ein paar riesenstarke Burschen in Flanelljacken, Kniehosen und mit bloßen Schienbeinen; an der Spitze ihrer Schuhe war ein Stück zugespitztes Horn befestigt. Duff forderte die Anwesenden auf zu wetten und setzte selbst für den Sieger einen Preis von fünfhundert Dollars aus. Und nun begannen die beiden kühnen Kämpfer mit den Beinen zu fechten. So oft das Horn die bloße Haut traf, riß es einen Fetzen heraus, was aufs genaueste notirt wurde. Sie machen sich keinen Begriff davon, wie lange es diese Kerle aushielten. Endlich plumpte doch der eine von ihnen wie eine todte Masse nieder und wenig fehlte, so hätte ich dasselbe gethan. Das hieß, im Lande der Freiheit ein Vergnügen für gentlemen. Tags darauf stand in den Blättern ein Bericht von zwei Spalten über diesen Kampf mit genauer Anführung aller Blessuren.

„Nicht einmal den Freuden des Tisches, welche, sage man was man will, doch ihre Bedeutung haben, konnte man sich als Lohn für einen wohlgenützten Tag hingeben. In der Stadt, wo ich lebte, tyrannisirte ein Heer weiblicher Enthaltsamkeitsapostel in dem Grade die öffentliche Meinung, daß — im Lande der Freiheit — niemand eine Flasche Wein auf den Tisch zu setzen wagte. Buttermilch und Sodawasser zur amerikanischen Küche, das giebt wahrlich keine gehobene Stimmung, mein Theuerster.

„Endlich fand ich jemand, dem ich mich außerhalb meines kleinen Hausstandes anschließen konnte. Es war dies ein Landsmann von mir, der mit einem kleinen Vermögen nach Amerika gekommen war, mit der Absicht, es in Ländereien anzulegen. Man hatte ihm ein mächtiges Areal am Missisippi angeboten, welches er, ohne das Terrain zu untersuchen, aus Unerfahrenheit angekauft und später als werthloses Sumpfland gefunden hatte. Seine Frau war aus Kummer über den Verlust des sauer erworbenen Vermögens gestorben; er hatte eine Anstellung bei der Stadtbank erhalten und kam mit seiner kleinen Tochter an den Sonntagen zu uns.

„Dieses Kind war seine einzige Freude und wurde bald auch der Haupttheil der meinen. Sie war ein Stückchen Dänemark mit kerngesundem, rothwangigem Gesicht und einem Paar lachender Kornblumenaugen —.

„Trotz ihres festen Charakters war die Mutter doch sehr ängstlich geworden in betreff der Enthaltsamkeitsfrage. Des Sonntags aber setzte ich meinen Willen durch und Rothwein sammt Champagner kamen auf den Tisch Wir thaten uns dann bei einem echt dänischen Mahl gütlich, soweit eine amerikanische Köchin ein solches bereiten kann.

Nach dem Essen spielte uns die kleine Emilie etwas vor und sang dazu mit ihrer schönen Kinderstimme, oder sie spielte auch, bei schönem Wetter, mit dem Vater, Karl und mir das Reifenspiel im Garten.

„Wenn wir dann, Eiby und ich — er hieß nämlich Eiby — des Abends bei einem Glase Toddy in meinem Zimmer saßen, während das Mädchen zusammengerollt wie ein Lämmchen halb lauschend, halb schlafend zu unsern Füßen lag, war recht oft das Leben in Amerika unser Unterhaltungsstoff.

„Seltsam! Eibys Umgang war eine Erquickung für mich, eine Erfrischung in der Sandwüste des Geschäftslebens; aber wenn wir von Amerika sprachen, so war ich es immer, der das Leben daselbst vertheidigte. Das kam daher, daß Eiby ein so unermüdlicher Ankläger war, denn er hatte ja Glück und Vermögen drüben verloren.

„Dieses Gesprächsthema reichte so manchen Abend für uns aus, denn Eibys schwere Gemüthsart ließ ihn immer neue Anklagen auffinden. Selbst die amerikanischen Gesichter waren ihm zuwider, er nannte sie wie aus Bronce gegossen und mit der Feile nachbearbeitet. Eines Abends, da wir uns wieder mit diesem Thema beschäftigten, erwachte die kleine Emilie plötzlich, als er eben schwieg und blickte mit ihren wundersamen Augen zu ihm empor. Er nahm das Mädchen auf seine Kniee und küßte es; hierauf reichte er das kleine Angesicht zu mir hinüber und ich küßte es gleichfalls.

„Acht Tage später hatten wir das letzte Gespräch miteinander. Es war ein Brief mit der Nachricht gekommen, daß Eiby von einer alten Tante einige tausend Thaler geerbt hatte.

„Da eine Möglichkeit der Erlösung gegeben war, konnte er der Sehnsucht nach dem alten Lande nicht widerstehen und gab sofort seine Anstellung an der Bank auf. Die Thränen standen in seinen Augen, als er Abschied von mir nahm und die kleine Emilie schlang diesmal aus eigenem Antrieb ihre Aermchen um meinen Hals, mich herzlich küssend zum Lebewohl.

„Nach Eibys Abreise fingen erst die Dornen des amerikanischen Lebens an mir ins Fleisch zu wachsen. Da ich überdies nie mehr von ihm hörte und trotz zahlreicher Nachfragen in Dänemark nichts über seinen Verbleib erfahren konnte, kam eine tiefe Traurigkeit über mich.

„Während des Zusammenlebens mit Eiby hatte ich ein Etwas, das mich in meinem häuslichen Kreis drückte, einigermaßen in einer gewissen Entfernung von mir halten zu können. Nun rückte es mir auf den Leib und ich war ganz wehrlos ihm gegenüber.

„Da Karls Geisteskrankheit so völlig unschädlich war, verstand es sich von selbst, daß er nicht in Carlton House verblieb, sondern zu mir und der Mutter ins Haus zog. Da zeigte sich's denn allerdings bald, daß der Erfolg meiner Wirksamkeit seiner fixen Idee Nahrung gab bis zum äußersten Uebermaß. Er glaubte, daß er es sei, der über die Kapitalien verfüge und das Ganze in Gang gebracht hatte; meinen Compagnon und mich behandelte er, als ob wir ein paar vertrauenswürdige Beamte gewesen wären, mit einer freundlichen Ueberlegenheit. Dies mochte noch so hingehen, obgleich es bei beständiger Wiederholung doch peinlicher wirkt, als man glauben sollte. Das

Schlimmste aber war, daß Karls Größenwahn eine sonderbare Gewalt über den klaren, gesunden Verstand der Mutter gewann. Mich wollte es bedünken, als ob ihre ehrliche, zähe Natur in mir fortgesetzt, endlich ihren wohlverdienten Lohn erhalten habe. Sie faßte es auf, als ob Karl durch eine höhere Weihe den zündenden Funken von oben herabgeholt und so die Verheißungen, die in der unglücklichen Unternehmungslust des Vaters verborgen gelegen, erfüllt habe. Dieser Anschauung hatte sie sich schon in Kopenhagen zugeneigt und ohne die dazwischen liegenden Ereignisse in Betracht zu ziehen, berief sie sich bei jeder Gelegenheit auf dieselben. Sie werden verstehen, daß dieser Umstand Karls herablassendem Geschwätz einen Stachel lieh, den dasselbe sonst nicht gehabt haben würde.

„Ein physikalisches Gesetz lehrt, daß gleichartige Elektrizitäten einander abstoßen. Die Mutter verhielt sich nicht sympathisch ihrem eigenen Ebenbilde gegenüber, welchem sie in mir begegnete. Jener Augenblick tiefen Kummers, der sie ihr Haupt an meine Brust neigen und in mir ihren Halt und Schutz erblicken ließ, war wie ausgelöscht in ihrem Erinnern und dies gerade bewirkte, daß ich um so öfter mit schmerzlicher Wehmuth daran denken mußte.

„Ja, die Mutter trieb ihre Abgötterei so weit, daß sie endlich sogar Karls Geisteskrankheit in Zweifel zog und in derselben eine besondere Gattung von Genialität gesehen wissen wollte. Dies bewirkte, daß eines Abends zum ersten und letzten Mal bittere Worte zwischen uns fielen, die einen Tumult in meinem Innern hervorriefen. Ich schlief nicht während jener Nacht, ich rang, mitten im Ueberfluß und Wohlleben mit jener Anfechtung, wie in den bittern Tagen meiner Armuth in Kopenhagen.

„Im Schweigen der Nacht stand ich Auge in Auge den verhüllten Räthseln der Ewigkeit gegenüber. Das deutsche Gedicht aus meiner Schulzeit kam mir wieder in den Sinn. Ich gedachte daran, daß der deutsche Dichter ausdrücklich sagt, daß der Mann, der sein eigener Bildner und Schöpfer sei, wenn es ihm auch nicht gelänge, die flüchtige Charis zu fesseln, doch die Schicksalsgöttin zwingen könne, welche die großen Lebensfragen in ihrer Hand hält. War je ein Mann seines eigenen Glückes Schmied gewesen, so war ich es. Die äußere Veranlassung war ja ohne Zweifel als eine Hilfe von außen hergekommen; aber für den getreuen Arbeiter kommt der Anstoß immer, wenn er nur unverdrossen aushält. Daß ich ein Dasein ohne Liebe und Schönheit leben mußte, mochte seinen Grund in einem Mangel meiner Natur haben; aber haben wir nicht alle Mängel? — Diese Menschen mit ihrem strahlenden, gewinnenden Lächeln, dem alle Herzen sich aufthun, vor welchem alle Schwierigkeiten sich ebnen, errangen sie denn ihre leichtgewonnenen Siege ausdrücklich nur durch ihre Vorzüge oder war es nicht vielleicht ein geheimer Mangel in ihrem Wesen, der sich etwas schwachem und schlaffem bei anderen anpaßte? Die Göttin der Anmuth allein führt nie einen Menschen mit voller Wahrung der Würde und Hoheit durchs Leben. —

„Die Arbeitsglocke überraschte mich, ohne daß ich daran gedacht hatte, mich niederzulegen. Von einem unwillkürlichen Antrieb geleitet, begab ich mich hinüber zu meinen Arbeitern, denen es gar nichts neues

war, mich zu dieser Tageszeit zu sehen. Mein Empfinden war leicht und frisch. Glauben Sie mir, es thut gut auf lange Zeit, sich einmal des Lebens Gewebe derart in der Nähe zu betrachten, das Muster zu verfolgen, so gut man kann und da, wo uns das Verständniß im Stich läßt, sich mit Ergebung vor der unsichtbaren Hand zu beugen, welche die Fäden leitet.

„Aber nun wurde ich erst im Ernste Amerikaner. Ich tauchte wieder mit Haut und Haaren in das angestrengte, zugleich aufreibende und abhärtende Leben; ich trank erst jetzt — das Wort klingt aus meinem Munde gewiß lächerlich — seine Poesie ein. Ja, denn hat ein Kampf mit geschwungener Waffe in der Hand seine Poesie, so hat der große, kühne Kampf der Industrie mit seinen ungeheuren Anforderungen an Kopf und Nerven auch die seine. Für mich wurde nun die Arbeit sogleich der Lohn der Arbeit, der eine, den ich suchte. Es galt, ununterbrochen auf der Wacht zu stehen, damit unsere Maschinen und Geräthschaften nicht überflügelt wurden; es galt, mit umsichtigem Spekulationsgeiste immer und immer neue Landestheile in unsern Wirkungskreis zu ziehen und auf jedem Markt vertreten zu sein. Ein wenig klingendes Selbstlob ist kein Humbug, wenn das Belobte des Lobes wirklich werth ist. Auch Duff erschien mir mit der Zeit in einem anderen Lichte. Als ich eines Tages an seiner Seite durch eine Thalschlucht, die kurz zuvor erst dem Eisenbahnverkehr geöffnet worden war, dahinsauste, mußte ich ihm bewundernd die Hand drücken, als ich die Adresse unserer Firma mit Riesenbuchstaben in schwindelnder Höhe an eine kahle Felswand gemalt sah.

„Die Kraft, welche eingesetzt wurde, erzeugte sich also eine Zeit lang selbst wieder — wenigstens sah es so aus; — ich gedachte meines Perpetuum mobile, welches ja auch monate- und tagelang ging. Aber inmitten des Siegesfiebers kam mir das Gefühl, wenn nun die Maschine so einmal den Dienst versagen sollte, ich mit all meinem Reichthum einsam und glücklos wie auf öder Klippe im Meere stehen würde. — Zufällig fiel mir jene aus Dänemark mitgebrachte Photographie wieder in die Hände. Es war ja verwunderlich genug, daß man einstmals solch ein Stück Lammfleisch gewesen war; aber aus dem jugendlich-weichlichen Milchgesicht, welches das Bild mir zeigte, sprach doch etwas, was auch hätte zu seinem Rechte kommen müssen. Ich gedachte Eibys Worte von den gegossenen und gefeilten Gesichtern und es wandelte mich die Lust damals nicht an, mich im Spiegel zu sehen.

„Karl gab den Anlaß, daß ich Dänemark wiedersah!

„An das allernächstliegende denkt man zuletzt. Wir hatten Agenten in aller Herren Länder, nur noch keinen in Skandinavien. Als Duff eines Abends bei uns war, kam die Rede hierauf. Karl erhob sich und rief begeistert: „Das will ich selbst übernehmen — ich will Agent für Skandinavien werden!"

„Diese Worte fingen Feuer in meinem und der Mutter Herzen. Geld besaßen wir ja genug. Warum denn nicht in Dänemark sterben, wenn sich eine Wirksamkeit bot, welche auf eine schöne Weise die überschüssigen Kräfte in Beschlag nahm? Und Karl fuhr fort in die angefachte Glut zu blasen; er sprudelte über vor Lust, die Versorgung

des skandinavischen Nordens mit Maschinen zu übernehmen und malte die Herrlichkeit, dem Osten, wo die Sonne aufgeht, entgegenzureisen, mit demselben Eifer aus, mit welchem er als Jüngling das Glück gepriesen hatte, welches dort winke, wo die Sonne sinkt.

„Aber jetzt kommt Karls eigentlicher Geniestreich, der mir mehr als halb den Glauben an ihn wiedergab —"

Der Fabrikant machte eine kurze Pause und ließ wieder einige blaue Ringe vom Rauch seiner Cigarre in die Luft steigen. Ein wunderbar milder und sanfter Ausdruck legte sich über sein ernstes Profil, welches er mir eben zukehrte. In den markigen Zügen war gewissermaßen das Vorempfinden von etwas überwältigendem, glückseligem zu lesen, etwas, das bei der Wiedererwähnung sich erneuen müsse, so bekannt es zuvor auch schon war.

„Während dieser Pause schweifte mein Blick nach der Richtung des Hauses hin. Am Ende der Veranda sah ich eine jugendliche Dame in hellem Sommergewand und mit einem Gesicht, welches allerdings nicht aristokratisch feine Züge, aber einen ungewöhnlichen Ausdruck von Lebensfreudigkeit und Herzensgüte zeigte. Ihre dunkelblauen Augen brachten mir in Erinnerung, was der Fabrikant von Erbys kleiner Tochter gesagt hatte. Gerade wie zwei Kornblumen strahlten sie in dem frischen Gesicht.

„Die Dame hatte eben dem Dienstmädchen einen Befehl ertheilt. Als das Mädchen sich entfernt hatte, trat sie leise näher. Sie hatte die letzten Worte des Fabrikanten gehört.

Als sie bemerkte, daß ich im Begriff stand, sie zu grüßen, hob sie mit anmuthiger Schelmerei den Sonnenschirm in die Höhe und hörte still und mit strahlendem Lächeln zu.

„Wir kamen", fuhr der Fabrikant, ohne sie zu bemerken, fort, „über Hamburg, um natürlich auf geradem Wege weiter über Fünen nach Kopenhagen zu gehen. Da wollte Karl plötzlich mit Teufelsgewalt und Macht aussteigen, um Odense zu besichtigen. Ich fand, es hieße die Nachgiebigkeit zu weit treiben, wenn man ihm bei diesem Verlangen nachgab. Ich widersetzte mich ihm also aufs bestimmteste, aber die Mutter stimmte ihm natürlich bei. So gab ich denn wie gewöhnlich, nach — Du lieber Gott! Ich darf gar nicht darüber nachdenken, was aus mir geworden wäre, wenn ich einmal bei dieser Gelegenheit nicht nachgegeben hätte!"

Die Dame heftete mit einem bittenden Blick ihre klaren, blauen Augen auf mich, als bäte sie mich, ihn ja nicht zu unterbrechen.

Der Fabrikant fuhr fort:

„So besahen wir denn die Stadt, welche von allen dänischen Städten sich selbst am besten, doch von uns anderen keinem gefällt. Wir waren in der St. Knutskirche, die eben restaurirt wurde. Dann wollte Karl durchaus hinaus in das Frauenwäldchen. — Frauenwäldchen — das ist das holdseligste Wort unserer Sprache, wenigstens in meinen Ohren! Denn ich werde Ihnen sagen: Im Frauenwäldchen —

„Im Frauenwäldchen", fiel die junge Dame ein, indem sie auf ihn zueilte und den Arm um seinen Hals schlang, „traf er ein armes Waisenmädchen, welches schon als Kind zu ihm emporgeblickt hatte, weil es gewußt, daß er das beste und getreueste Herz auf Erden war

und welches lange Jahre Tag für Tag geharrt und gehofft hatte, daß Gott es fügen möge, daß ihrer beider Wege sich noch einmal kreuzten."

Sie küßte voll Zärtlichkeit seinen großen Mund.

„Und Karl, Karl ist es, dem wir es verdanken!" rief der Fabrikant, indem er ihre unbehandschuhte Hand mit seinen beiden großen, gebräunten Händen umschloß.

Sein Blick war voll zärtlicher, schutzverheißender Hingebung, doch die Betrachtung, in welche er plötzlich umschlug, war die reine Prosa.

„Ich habe den Herrn zum Mittagessen gebeten, — Du bist doch vorbereitet?"

„Selbst wenn ich Besuche mache, sorge ich nicht immer dafür, daß Du zu rechter Zeit speisen kannst, Du schlimmer Mann?" sagte die junge Frau, indem sie Tuch und Hut ablegte. „Eben gab ich Lisa Befehl, daß angerichtet werde."

In diesem Augenblicke kam die Mutter mit dem geisteskranken Sohn von ihrem Spaziergang zurück.

„Es ließe sich wohl etwas mit einem Badehôtel hier an der Strandpromenade machen", sagte er mit phantastischem Auflodern, „ich werde doch einmal einen Ueberschlag machen lassen —"

„Wozu willst Du das nun thun, Karl?" meinte der ältere Bruder gutmüthig, „bist Du nicht schon reich genug?"

„Ja, das ist wahr", entgegnete der Irrsinnige mit beifälligem Lächeln.

Doch plötzlich lenkte er wieder in den Gedankengang ein, daß ich gekommen sei, um den Bruder zu bereden, Geld an das eine oder andere Unternehmen zu setzen, und er nahm mich auf geheimnißvolle Weise beiseite: „Wenn er mit der Kasse nicht herausrücken will, so kommen Sie nur getrost zu mir", flüsterte er mir mit einer Protektormiene leise zu; „ich bin es ja, der — — — —"

„Willst Du Emilie nicht zu Tische führen, Karl?" fiel der Fabrikant ein, „dann gehe ich voraus. — Sie nehmen wohl die Mutter?" wendete er sich gegen mich.

„Meine schöne Schwägerin!" sagte der Geisteskranke und bot mit ausgesuchtem Anstande der jungen Frau den Arm.

Es war unleugbar ein hübsches Paar, wie beide so durch die Thüre schritten, die der ältere Bruder geduldig für sie geöffnet hielt.

Die Mutter fing meinen Blick auf.

„Nicht wahr", sagte sie, „er ist schön und fein? Johann ist ein braver, tüchtiger Mensch, aber Karl ist das Glück, das Licht der Familie! Er ist der — — ja, Sie verstehen es vielleicht nicht; — aber —"

„Doch Mutter!" rief der Fabrikant mit seinem ernsten Lächeln von der Thüre aus, „ich glaube schon, daß er es versteht."

Das Weib und die Liebe in der Volkspoesie der Kroaten.

Von H. Hinger.

Glänzend und in reicher Auswahl ist in der kroatischen Volkspoesie das Hohelied der Liebe vertreten. In diesen sogenannten „Frauenliedern" hat uns die lebhafte Phantasie des Volkes das Herz des südslavischen Weibes bis in seinem tiefsten Innern erschlossen und uns vertraut gemacht mit den zartesten Regungen einer starken Frauenseele. Ungemein sympathisch gestaltet sich in der kroatischen Volkspoesie das Wesen des Weibes, mit den schönsten Eigenschaften ausgestattet, voll unendlichen Liebreizes, bewunderungswürdig in seinem ganzen Thun und Lassen. Wahre Perlen der Poesie sind es, in denen die Schönheit und die Tugend des Weibes gepriesen, das Sehnen und das Hoffen, die Liebe und die Treue der Geliebten zum Ausdruck gebracht wird.

Wohl in den hyperbolsten Vergleichungen schildert das kroatische Volkslied die weibliche Schönheit.

Wie jedes schöne Mädchen, das um seine Schönheit weiß (und welches wüßte es nicht?!), so bewundert sich auch die schöne kroatische Maid. Rosen pflückend spricht das schöne Aennchen:

„Schön bist Du, o rothe Rose,
Doch noch schöner bin ich, Aennchen!"

Und eine andere giebt von sich selbst nachstehende Schilderung:

„Warst Du ja wohl auf dem Markte?
Sahest Du ein Blatt Papier dort?
Siehe, also ist mein Antlitz.
Warst Du in der Herberg jemals?
Sahest Du den rothen Wein dort?
Siehe, so sind meine Wangen.
Bist Du übers Feld gegangen?
Hast den Schlehdorn Du gesehen?
Siehe, so sind meine Augen.
Gingst Du längst des Meeres Strandes?
Sahst Du dort die kleinen Eglein?
So sind meine Augenbrauen."

Diese letzteren sind es namentlich, welche bei den südslavischen Schönen eine große Rolle spielen. Unbezwingbar ist deren Macht auf das Herz des Jünglings.

„Was für prächtige Falkenbrauen sie hatten,
Ganz verwirrt haben sie mir die Sinne!"

klagt der eine und der andere singt geradezu tragikomisch:

„O, Du Mädchen, o Liebstöckchen,
Heb' empor nicht Deine Brauen,
Und verwirr' nicht auch die andern,
Wie Du mich schon ganz verwirrt hast:
Führ' ein Roß — und geh' zu Fuße;
Trage Schuh — und gehe blos;
Trage Brod — und sterbe Hungers;
Steh' am Wasser — sterbe Durstes."

Eine ähnliche Macht wie die Augenbrauen üben auch Wange und Nacken aus.

„Süßes Mädchen, Seele mein,
Schließ' den Knopf am Halse zu,
Daß der Hals nicht weiß erglänze
Und das Herz nicht allzu schmerze!"

Schönheit und Schamhaftigkeit, beides gepaart ist das höchste Ideal des kroatischen Volksliedes.

Während die übrigen Mädchen keck und munter beim frohen Solotanze nach dem bewölkten Horizont die Augen richten, so daß ihnen die jungen Männer in die allerliebsten Aeuglein schauen können, senkt Milica allein die Blicke nach dem Boden; darüber von den Freundinnen gescholten, spricht das schamhaftige Mädchen:

„Nicht so albern wie man spricht;
Die am Himmel Wolken sammelt,
Auch die Vila bin ich nicht,
Aber höret auf zu lästern,
Bin nun einmal was ich bin,
Bin ein Mädchen, liebe Schwestern
Darum seh' ich vor mich hin."

Auch die Jugend besingt das Volkslied als eines der größten Schätze auf Erden, vorzüglich die Jugend bei den noch unverheirateten Mädchen, die goldene Zeit weiblichen Frohsinns und schalkhafter Laune.

„Ein Kaiser war ich, so lang ich Mädchen war!"

oder:

„Rose bin ich Rose,
Eh' ich mich vermäle;
Hab' ich einen Gatten,
Rose sich entblättert.

Blume bin ich Blume,
Eh' ich Kinder habe;
Hab' ich aber Kinder,
Welket hin die Blume."

Und deshalb auch fordert das Lied die jungen Mädchen auf die Zeit ihres Mädchenthums zu genießen und sich dem ungestörten Glücke hinzugeben, denn ist einmal diese Zeit vorbei und hat sich das Mädchen vermält, so tritt eine herrliche geradezu philosophische Resignation ein, wie sie Welt und Zeit mit sich bringen; ohne Trauer und Klage, denn anders ist es nicht und kann es auch nicht sein. Doch hören wir, was das Volk selbst sagt:

„Laß uns tanzen, laß uns singen,
Ehe wir den Gatten haben,
Wenn wir erst den Gatten haben,
Leg' die Lieder auf das Wandbrett,
In die Schachtel die Gesänge,
Jede flicke Hemd und Hosen,
Und je mehr man stickt zum Teufel,
Desto mehr zerreißt der Satan."....

Pflücke Blumen, trinke Wein und liebe, das ist seit jeher die natürliche und verständliche Philosophie der Jugend und als sich 'mal das Mädchen verschworen Blumen nicht mehr zu tragen, Wein nicht mehr zu trinken, den Geliebten nicht mehr zu herzen, da bereute es dies schwer, indem es klagt:

„Wenn ich Blumen trüge,
Wär' ich doch noch schöner!
Wenn ich Rothwein tränke,
Wär' ich doch noch froher!
Wenn den Liebsten küßte,
War mir doch noch wohler!"

die Natur selbst ladet zu Genüßen ein:

„Winter vorbei, Lenz ist gekommen,
Vögelein singen, blühen die Röslein,
Liebet sich alles, will Zeit nicht verlieren
Nur Du, o Holdchen, Herzchen, mein Liebchen!
Zeit Du verliereſt, Liebchen nicht küſſeſt,
Herzchen, mein Liebchen, küß' mich geschwinde!"

Die Liebe selbst schildert der kroatische Volksschatz in den denkbarsten Variationen. Hier gelangt die lebhafte Phantasie des Volkes am stärksten zum Ausdruck. Schon die Erkennungszeichen der edelsten aller Gefühle sind reich an Abwechselungen und wunderschönen Bildern.

„Knabe auf dem Berge steht,
Mädchen längs den Garten geht;
Knabe wirft sie mit Dornen,
Mädchen wirft ihn mit Nesseln.
Woll'n sich nicht stechen, nicht tödten,
Wollen einander nur liebkosen."

Oder wo der Jüngling schüchtern das Mädchen bittet:

„Nur ein Kirschlein reich mir, Mädchen!
Liebreich aber ist das Mädchen
Und mitleidig, weichen Herzens
Bot der Knabe auch nur eines,
Reicht sie ihm doch zwei der schönsten."

Und ein anderer Jüngling bittet:

„Wandle Dich, o liebe Seele,
Wandle Dich zur Ros' im Garten!
Selber mich verwandeln will ich
Herz, in einen weißen Falter,
Sinken dann als weißer Falter
Werd' ich auf die Gartenrose
Hangen dann als weißer Falter,
Werd' ich an den Rosenblättern!
Sprechen würden dann die Leute;
Sieh', es nagt die Ros' ein Falter!
Während ich doch ungesehen,
Ungestört mein Mädchen küsse!"

Ein zweiter Held wünscht in einen Floh, ein dritter in eine Fliege und ein vierter in ein anderes Thierchen verwandelt zu werden, um unbemerkt mit seiner Liebe zu herzen.

„O daß mir gegönnt zu sein ein Flieglein!
Wüßte wohl, wo ich den Sommer über,
Wo im Sommer, wo im Winter wohnte!
Wohnt im Sommer, Kind, auf Deinen Wangen
Wohnt im Winter, Kind, an Deinem Busen!"

„Er ist mir die helle Sonne
Die da niemals untergeht."

singt die Geliebte von dem Geliebten, und eine andere holde Maid charakterisirt die Beständigkeit ihrer Liebe in den Worten:

„Trag ihn auf dem Herzen, wo ich weile,
Wie die Mutter ihren kleinsten Liebling."

Der Geliebte ist das liebste auf Erden und was von ihm herrührt, gleichfalls der größte Schatz.

„Sage, liebe Seele, mir, Marie,
Sage mir, ist lieb Dir meine Seele?
Oder dünket hart Dir meine Rechte?"
Aber ihm entgegnete Marie:
„Glaub' es Du, mein Herz und meine Seele,
Theurer, ist mir Jovo, Deine Seele
Als die Brüder, wären's alle viere,
Weicher, Liebster, dünkt mir Deine Rechte,
Als vier Kissen, wären's auch die weichsten."

Als „gefrorene Musik" hat die Taloj vorstehendes Volkslied bezeichnet und der große Altmeister Goethe hat in „Kunst und Alterthum" erklärt, daß dasselbe nach seiner Ansicht werth sei, mit dem hohen Liede Salomos verglichen zu werden. Es war eines seiner Lieblingsstücke.

Die Sehnsucht nach dem Geliebten bringt sehr schön nachstehendes Liedchen zum Ausdruck:

„Daß ich, ach! ein kühles Bächlein wäre!
Wüßte wohl, wie freudig ich entspränge!
Unter meines Herzgeliebten Fenster,
Wo der Freund sich kleidet und entkleidet.
Daß vielleicht aus mir den Durst er lösche,
Daß, die Brust mit meinen Wellen netzend
Ich vielleicht das liebe Herz berührte."

Nicht selten nimmt das sehnsuchtsvolle Hoffen einen humoristischen Anstrich an, wie im nachfolgenden Liedchen, wo die Geliebte dem Geliebten flucht:

„Gebe Gott im hellen Himmel,
Daß er sich erhänge —
An ein böses Bäumchen hänge
An den weißen Hals mir
Gebe Gott im hellen Himmel,
Daß er lieg' gefangen
Lieg' gefangen tief im Kerker
An der weißen Brust mir.

Gebe Gott der Herr im Himmel,
Daß er Ketten trage —
Ketten trage festgeschlungen
Meine weißen Arme!
Gebe Gott im hellen Himmel,
Daß ihn nähm das Wasser —
Daß ihn nähm das wilde Wasser!
Mir ins Haus ihn bringe!"

Beim Abschiede versichert die Geliebte den Geliebten ihrer unvergänglichen Liebe, indem sie zu ihm spricht:

„Liebchen, nimm heraus Dir jenen Schneeball!
Leg' ihn auf Dein Herz in Deinem Busen!
Siehe also, wie der Schneeball schmilzt,
Also schmilzt, um Dich mein armes Herzchen."

Und eine andere sagt:

„Pflücke Dir vom Strauch ein Rosenzweiglein!
Leg' es auf Dein Herz in Deinem Busen!
Siehe also, wie die Rose welket,
Also welkt um Dich mein armes Herzchen."

Nicht immer wiegt sich im Volksliede die Liebe in solch philosophischer Ruhe. Auch sie krankt oftmals an jenem Uebel, das im modernen Leben Eifersucht genannt wird.

Der Hirsch klagt, daß er seine weibliche Hälfte verloren:

„Hat sie aber völlig mich verlassen
Und zu Liebe einem anderen Hirsche,
Gebe Gott, daß sie erleg' der Jäger!"

Fürchterlicher ist der Fluch der verlassenen Geliebten:

„So viel Zweige auf dem Tüchlein waren,
So viel Herzenswunden mög' er haben!
So viel Aeste waren an den Zweigen,
So viel Herzensqualen mag er leiden!"

Nicht minder schrecklich flucht der betrogene Geliebte:

„Laß sie sich vermälen, laß sie!
Kommen nicht mag ich zur Hochzeit,
Aber ich send' ihr den Segen;
Nimmer einen Knaben gebär' sie!
So viel Brod sie verzehret,
So viel Weh erdulde sie!
So viel Wasser sie trinket,
So viel Thränen vergieße sie!".....

In der Regel bleibt die Liebe nicht mit dem Sehnen des Geliebten stehen, vielmehr suchen sich die Herzen näher zusammenzufinden.

„Auf der Brücke kam die Liebste,
Einmal küßt ich sie für zehnmal,
Honigsüß blieb mir die Lippe,
Gerad als hätt' ich Zucker g'essen,
Zucker g'essen, Meth getrunken."

Zumeist wird dieses Verhältniß gar nicht verheimlicht, vielmehr urbi et orbi verkündet.

„Fasse mich nicht an, mein Freund!
Sind gar teufelisch bös die Leut',
Reden über jeden was
Insbesondere über uns.
Daß wir küssen uns, wir zwei;
Und wir thaten es doch nie
Als gestern Abend und heut früh!
Komm' heut Abend zu mir, Freund!
Vor der Schwieger Auge komm!
Und vor Deiner Schwestern Aug'!"

Wohlthuender als dieses auf allen Zungen schwebende Liebesverhältniß berührt die heimliche Liebe, „von der niemand was weiß."

„Herzten uns bis zur Morgenröthe
Weder wußt' es mein noch ihre Mutter,
Ueber uns nur wußt's der helle Himmel
Und das weiche Lager unter uns."

Die Männertreue ist eine schöne Sache, aber das kroatische Volk hält wenig davon. Recht charakteristisch bringt dies nachstehendes Liedchen zum Ausdruck:

„Gott soll jedes arme Mädchen strafen,
Das den Männern treuen Glauben beimißt,
Wie der helle Himmel ist dort oben
Jetzo heiter, aber itzt bewölkert,
Also ist die Treue bei den Männern.
Wenn sie lieben, „Herz ich will Dich freien!"
Sind erhört sie „Warte bis zum Herbste!"
Herbst vergeht, es rückt heran der Winter;
Sprechen dann mit einem anderen Mädchen!"

Gewöhnlich lautet dann die Ausrede:

„Hab' auch einmal Dich geherzet,
Blieb doch Lippe nicht an Lippe."

Und als 'mal die Vila dem Jüngling vorwarf, warum er sein geliebtes Mädchen nicht heimführe, gab er ihr zur Antwort:

„Bist von Sinnen, weiße Vila,
Hätt' ich jedes heimgeführet
Drei der Dörfer hätt' damit bevölkert!"

Schließt auch jede Liebe nicht stets mit der Heirat ab, so bleiben sich die Geliebten nicht selten dennoch treu und bewahren einander ewiges Angedenken.

„Meine Liebe hast Du Dich vermälet?"
„Hab' es, Lieber, und ein Kind geboren;
Deinen Namen hab' ich ihm gegeben,
Wenn ich rufe, daß das Sehnen schwinde.
Nicht „mein Söhnchen" ruf ich meinen Knaben,
Rufe stets „mein Lieber" Dein gedenkend."

Wohl nicht jede vermag es übers Herz zu bringen sich einen anderen Mann als den Geliebten anzutrauen, oftmals zieht sie den Tod als das geringere Uebel vor. Sie giebt dem Geliebten, den ihr die Verwandtschaft zum Manne nicht geben will, den Ring zurück, indem sie dabei wehklagt:

„Bin ich doch, ich Arme!
Ein unselig Mädchen!
Santa Basilicum
Wermuth ist ersprossen.
Wermuth, Wermuthskräutlein,
O, Du bitt're Blüte!
Mögest Du nun schmücken
Meine Hochzeitsgäste,
Wenn sie — o Unsel'ge!
Mich zu Grabe tragen!"

Ein schöner Charakterzug des Volkes, in seiner Volkspoesie sich offenbarend, auch werth und würdig der Nachahmung im modernen Leben zeigt sich beim Eingehen von Ehen. Von dem herrlichen Gedanken ausgehend, daß

„Reichthum ist nicht Gold und ist nicht Silber,
Reichthum ist nur haben, was uns lieb ist."

ruft das Volk in seinen Liedern dem Jünglinge zu:

„Sieh nur auf Person und guten Namen,
Der, mit der Du ewig denkst zu leben."

und:

„Nicht nach Geld schau und auch nicht nach Perlen,
Nicht nach Sammt und nicht nach feiner Seide,
Schau nur auf holde Mädchenschönheit,
Zierde der Gestalt und Wuchses Anmuth,
Lieblichkeit des Gangs und Blickes Sanftheit."

Wie wunderschön bittet doch das Töchterchen die Mutter:

„Gieb mich, Mutter, nicht dem Ungeliebten,
Lieber will ich mit dem Herzensfreunde
In den Wald ziehn, mich von Weißdorn nähren,
Wasser mir mit einem Blatte schöpfen
Auf den kalten Stein mein Haupt hinlegen,
Als in Schlössern mit dem Ungeliebten
Zucker essen und auf Seide schlafen!"

Kaum weniger unglücklich wie das Mädchen, das gezwungen den Ungeliebten freit, fühlt sich diejenige Maid, die einem alten Manne angetraut wird.

„Jung und lieblich freit um mich ein Knabe,
Einem Alten geben mich die Eltern!
Morschem Baume gleicht ein alter Ehemann;
Weht der Wind, da wankt der morsche Baumstamm,
Fällt ein Regen, träufelt Schmutz hernieder.
Voller Reife gleicht jedoch das Junge,
Weht ein Wind, dann blüht sie auf erst herrlich,
Fällt ein Regen, duftet sie erst lieblich,
Scheint die Sonne, glüht sie um so schöner!"

darum auch die Bitte des Jünglings an die Mutter:

„Jung vermäle mich, o meine Mutter!
Eh' der Bart ganz das Gesicht mir einfaßt,
Und sich Kinn und Schnurrbart mir verschlingen.
Möchten sonst die Mädchen von mir sagen,
Wenn sie einmal mich den Müttern zeigen,
Mutter! sieh aus dem Gesträuch den Bären!
Oder: sieh den Hasen aus dem Kraute!"

dann:

„Mädchen sind Teufel,
An bartlose Jünglinge nur
Wollen vermälen sie sich."

Offen sagt das Mädchen heraus:

„Einen Alten nehm ich nimmer,
Jung und bartlos muß mein Lieb' sein!"

Reißt der Tod die Geliebten auseinander und verehelicht sich die Wittwe zum zweitenmale, so vergißt sie ihren Gatten aus erster Ehe gewiß nicht, vielmehr klagt sie nach dem todten Geliebten:

„Erstes Glück — ein Becher voller Blumen!
Zweites Glück — ein Becher voll des Weines!
Drittes Glück — ein Becher voller Galle!"

Sehr schlecht kommen im Volksliede diejenigen Männer fort, die den Wittwen den Vorzug vor den Mädchen einräumen. Bitter wirft dies die Geliebte dem Geliebten vor, indem sie ausruft:

„O mein Mischo! Doch wo warst Du gestern?
Meine Theure, that der Kopf mir wehe?
Hab' ich's nicht Dir oft gesagt, mein Mischo!
Trink nicht Wasser, liebe keine Wittwe!
Fieber nur bekommst Du von dem Wasser,
Und ansteckend ist der Wittwe Herzleid:
Trinke lieber Wein und lieb' ein Mädchen!"

Und wie köstlich ist nicht der Fluch:

„Sarajero, Unheil soll Dich treffen,
Weil der böse Brauch in Dir begonnen,
Daß die Jünglinge die Wittwen lieben!
Und die greisen Greise schöne Jungfrau'n!"

In der Ehe bewahren sich die Gatten im allgemeinen Treue. Die Stadt Stalac ist nahe daran von den Türken erobert zu werden. Der Heeresführer Prijezda stellt seiner Gattin die Wahl mit ihm unterzugehen oder dem Muselmann zur Geliebten zu werden. Freudig willigt sie in das erstere und vereint finden sie den Tod in den kühlen Fluten der Morava.

Von seltener Zartheit ist nachstehendes Beispiel: Ein Trunkenbold ersticht im Rausche seine Gattin und in ihren letzten Zügen noch lehrt sie ihn, das blutige Hemd aus dem Wege zu räumen, damit es die Mutter nicht merke, die Brüder keine Rache nehmen.

Dagegen wird die eheliche Untreue geradezu grausam bestraft. Am öftersten wird die Gattin von dem beleidigten Gatten bis zu den Brüsten, an denen seine Kinder gesogen, verbrannt und sodann ihr der Kopf abgehauen.

Als Vidosava ihren Gatten Monceilo, eine wahre Hünengestalt, an König Vukasio verrieth, beschenkte sie ihn mit den mächtigen Waffen und Rüstungen Monceilos. Da diesem natürlicherweise nichts davon paßte, so verfiel er leicht auf den Gedanken, daß auch ihm, einem Zwerge gegenüber Monceilo, ein ähnliches Schicksal durch Vidosava begegnen könnte, und er ließ sie an die Roßschweife anbinden und in Stücke zerreißen.

So wird in der Volkspoesie der Kroaten die Untreue gerächt,

wofür die jungen Sünderinnen gewöhnlich die Ausrede haben, die auch die Geliebte des an die Türken verratheten Greijicas gebrauchte:

„Türken haben mich Arme verhext."

Solche Verblendung, welche auch die griechische Medea zur Tödtung der eigenen Kinder verführte, treibt auch in der kroatischen Volkspoesie die Mütter dazu, nicht nur ihre Kinder zu vernachlässigen, sondern auch dieselben dem Tode auszusetzen; ein Widerspruch, der um so größer ist, als das kroatische Volkslied die mütterliche Liebe in der möglichst glänzenden Weise feiert.

Keine Liebe vermag danach die mütterliche Liebe zu überflügeln, und das Herz der Mutter ist selten imstande, den Tod des Kindes zu überleben oder doch zu überwinden.

Wir könnten in dieser Weise noch lange fortfahren, die hellen und die Schattenseiten des weiblichen Wesens, wie es in der kroatischen Volkspoesie zutage tritt, aufzudecken und darstellen, glauben aber, daß diese wenigen Zeilen genügen werden, bei jedermann ein lebhaftes Interesse für diese schöne Poesie und deren begabten, edel angelegten Schöpfer, das kroatische Volk, wachzurufen und aufrecht zu erhalten.

Der Mesmerismus im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Von Dr. med. Simon Scherbel.

Die Frage des thierischen Magnetismus beschäftigt seit einigen Jahren, besonders seit dem Auftreten der Magnetiseure, Spiritisten und Gedankenleser, die öffentliche Meinung in hohem Grade. Die Wissenschaft dagegen hat sich scheinbar von diesem Gebiete bis vor kurzer Zeit mit einer gewissen Ostentation zurückgehalten; ich sage scheinbar, denn es giebt eben Probleme, die in jeder Epoche aufgenommen und weitergeführt werden können, die ihrer endgiltigen Lösung in immer beschleunigterem Gange entgegenschreiten, andere, die plötzlich wie über Nacht heranreifen und dann mit einem Male in voller Entwicklung den rechtzeitigen Forschern sich darbieten. Zu den letzteren gehört auch die Frage des Mesmerismus oder Hypertismus; sie war früher in keiner Weise reif für die wissenschaftliche Bearbeitung, und wenn jetzt der Weg offen liegt, wohl nicht zu ihrer sofortigen Lösung selbst, aber doch zu dem Streben nach dieser Lösung hin, so ist es den wunderbaren Errungenschaften zu danken, welche auf dem Felde der modernen Physiologie und Pathologie zu verzeichnen sind. Unzweifelhaft sind gerade an den jetzt in dieser Hinsicht in Angriff genommenen Punkten die Hebel anzusetzen, die zu einer Erweiterung, zu einer vielleicht noch ungeahnten Vertiefung unserer Kenntnisse des gesunden und kranken Nervenlebens beim Menschen hinwirken. Hier scheinen neue Erkenntnißquellen von unerschöpflicher Ergiebigkeit zu sprudeln, und von bisher fest verhüllten Geheimnissen beginnt der Schleier allmählich sich zu lüften.

Fassen wir die Erscheinungen des Mesmerismus näher ins Auge, so handelt es sich bekanntlich dabei um einen abnormen Zustand, in den eine Person durch gewisse Manipulationen, z. B. durch das Bestreichen mit der warmen Hand, durch das Fixiren glänzender Gegenstände u. s. w. versetzt wird. Es treten gewisse Störungen in den

Funktionen des Organismus ein, entweder hinsichtlich der Bewegungsfähigkeit, indem der Wille seine Herrschaft über gewisse Muskelgruppen vollkommen verliert, oder indem einzelne Körpertheile eine wachsähnliche Biegsamkeit annehmen und in jeder ihnen gegebenen Stellung verharren, oder endlich, indem sich eine vollständige Muskelstarre ausbildet, bei welcher weder die Versuchsperson noch der Experimentator imstande ist, die befallenen Gliedmaßen zu bewegen (kataleptischer Zustand). Die Störungen der Sinne sind verschiedener Art, desgleichen die psychischen Veränderungen. Was besonders die letzteren anlangt, so geht das Bewußtsein nur in seltenen Fällen ganz verloren; für gewöhnlich ist es nur im minderen Grade erregbar, oder es ist mehr oder weniger von der Außenwelt abgesperrt, dagegen die innere geistige Thätigkeit des Individuums erhöht. Andere Erscheinungen, die dabei zur Beobachtung gelangen, sind die sogenannte Versetzung der Sinne, indem die „Hellseherin" z. B. angiebt, daß sie mit den Fingern zu sehen vermag, daß sie ferner behauptet, mit dem „zweiten Gesichte" in die Ferne schauen und Dinge der Zukunft prophezeien zu können und dergleichen mehr.

Das Räthselhafte, die Mystik, mit welchem alles dieses eine längere Zeit hindurch umgeben war, bewirkte bei der überwiegenden Mehrzahl der Aerzte, die als kompetente Schiedsrichter von dem Laienpublikum angerufen wurden, daß sie sich von dem Verdachte, es lägen hier nur Produkte der Einbildungskraft und der Simulation vor, nicht befreien konnten, und erst infolge neuerer Versuche, die von Laien angeregt und von namhaften Gelehrten auf der Grundlage exakter Wissenschaft fortgesetzt wurden, beginnt sich auch in jenen Kreisen ein Umschwung zu vollziehen in den Ansichten über die Bedeutung und den Werth der Mesmerschen Phänomene.

Diese Versuche bestanden darin, daß man gesunde und kräftige Leute (die Experimente an nervös-hysterischen Weibern hatten natürlich den Gedanken an pathologische Einflüsse nahe gelegt) in den thierisch-magnetischen Zustand versetzte und nun an ihnen Beobachtungen ausführte, wobei die Möglichkeit der Täuschung durch das Versuchssubjekt oder den Experimentator ausgeschlossen war. Dabei trat es denn nun immer mehr zutage, daß der mystische Schein, mit dem die mesmerisch-hypnotischen Erscheinungen im Laufe der Zeiten umgeben worden waren, sich verflüchtigte, und daß hier lediglich Verhältnisse vorlagen, deren Erklärung durch einen tieferen Einblick in die Mechanik des Gehirns sich meist ohne große Schwierigkeiten geben ließ.

Die kataleptischen Zustände, wie sie oben erwähnt worden sind, und wie sie künstlich bei normalen Menschen hervorgerufen werden können, kommen bekanntlich als krankhafte Prozesse vor und bieten sich jedem Nerven- und Irrenarzte, wenn auch selten, so doch von Zeit zu Zeit dar. Und wie in diesen letzteren Fällen gewisse Bewegungen dadurch zu erklären sind, daß dieselben, auch ohne Vermittlung des Bewußtseins, lediglich durch eine Uebertragung von Reflexen auf die motorischen Centren des Gehirns zustande kommen, so ist es auch bei jenen der Fall. Solche Bewegungen lassen sich besonders leicht herbeiführen, wenn äußere geringe Anstöße dabei mitwirken; z. B. kann man die betreffende Person in die Bewegung des Tanzens versetzen,

wenn man den Körper in die Anfangsstellung eines Tanzenden bringt. In diesem Falle kann das Bewußtsein noch vollkommen oder wenigstens zum Theil in Thätigkeit sein; dagegen ist seine Funktion nahezu ganz ausgeschlossen und lediglich eine Reflexwirkung bei jenem Chansonettensänger vorhanden gewesen, der im letzten deutsch-französischen Kriege eine schwere Verletzung des Großhirns erlitten hatte, und der zu singen pflegte, wenn man ihm ein Notenblatt oder dergleichen in die Hand drückte.

Von größtem Interesse sind ferner die Erscheinungen beim Traumwachen. Hier besonders, wo das Bewußtsein fast immer in höherem oder geringerem Grade von der Außenwelt abgeschlossen, dagegen die innere-psychische Thätigkeit lebhaft gesteigert ist, sind wir imstande, einen tieferen Einblick in den Mechanismus des Gehirns zu erlangen. Der Psychiater Forbes-Winslor erzählt von einem Falle, wo im Anfange unseres Jahrhunderts eine Dienstmagd am Rheine erkrankte und in diesem Zustande die Bibel in der Ursprache mit einem Kommentar im aramäischen Dialekte citirte. Natürlich wurde dies fast allgemein als ein Wunder angesehen; denn woher sollte diese ganz ungebildete Magd hebräisch und aramäisch können, wenn nicht durch eine höhere Inspiration. Ein Arzt jedoch forschte nach der Quelle, und es stellte sich denn heraus, daß die Magd vor Jahren bei einem Pastor im Dienste war, der, während die Magd im Nebenzimmer schlief, die heilige Schrift und ihren alten Kommentar im Originale laut citirte.

Das menschliche Gehirn ist eben, wie Professor Benedict sich ausdrückt, gleichsam ein Phonograph; der Eindruck, den akustische Einwirkungen in ihm hervorrufen, ist nicht leicht mehr auszulöschen. Wenn ein geübter Schauspieler ein Gedicht hört, so wird er es vielleicht sofort nachrecitiren können. Dasselbe wird ein tüchtiger Musiker in Bezug auf ein Lied zustande bringen. Daß aber auch bei gewöhnlichen Menschenkindern kein Eindruck verloren geht, ersehen wir daraus, daß man sogleich das Gedicht oder das Lied wieder erkennt, wenn es wieder recitirt wird und daß man Aenderungen gewöhnlich sofort merkt. Dies gilt auch in solchen Fällen, wo wir den akustischen Einwirkungen keine Aufmerksamkeit schenken und kein Verständniß entgegenbringen, und auf diese Weise ist denn das Räthsel zu lösen, wenn eine Magd in krankhaftem Zustande in fremden Sprachen redet.

Was soeben von den Gehörserscheinungen gesagt worden, hat nicht minder auch für die des Gesichts Geltung, und in dieser Beziehung ließe sich das Gehirn mit einer photographischen Platte vergleichen. Hervorgerufen wird ja bei jedem Gesichtseindrucke gewöhnlich nur der Theil des Bildes, auf welchen die Aufmerksamkeit gelenkt wird. Wenn wir z. B. öfters durch eine Straße wandern, fallen uns hunderte von Gegenständen ins Auge und nur wenige ins Bewußtsein, und selbst, wenn wir den Gang unzählige Male machen, werden wir das Gesammtbild nicht reproduciren können. Sobald jedoch ein Detail, auf welches wir vielleicht niemals geachtet haben, geändert wird, z. B. ein Thor anders angestrichen oder eine Firmentafel entfernt worden ist, fällt es uns sofort auf; das beweist eben, daß das ganze Bild in unser Gehirn eingegraben ist. Wenn nun aber das innere Erinnerungsvermögen hochgradig gesteigert, wenn die Aufmerksamkeit des Indivi-

dumms von der Außenwelt abgeschlossen ist, dann tauchen diese Erinnerungen in vollem Glanze und in vollen Farben auf, dann zeigt dies innere Bild eine Fülle von Details und eine Lebendigkeit, wie es im normalen Zustande nie der Fall ist, weil eben dann andere Bilder gleichzeitig in Sicht sind.

Aus dieser krankhaften Steigerung des Gedächtnisses werden viele Wunder klar. Eine Somnambule hat z. B. einmal eine Apotheke gesehen und die Photographie derselben steht nun in allen Details vor ihrem geistigen Blicke, da sie das Erinnerungsbild, das sie von außen erhalten, nach einem psychologischen Gesetze, auch wieder nach außen hin verlegt, so glaubt sie in der That in die Ferne zu sehen und in der Ferne zu hören. Und weil sie nun in der Apotheke vollkommen bekannt ist und genau weiß, wie jener Tiegel gefärbt ist und was jene Büchse enthält, so haben mesmerianische Schwärmer geglaubt, sie könne auch innere Krankheiten erkennen und zur Heilung bringen. Und das haben denn auch die Somnambulen recht fleißig gethan. Wenn schließlich auch Aerzte an die diagnostische Kunst der Hellseherin geglaubt haben, besonders in Fällen, wo die letztere ein eigenes inneres Leiden richtig erkannte, so ist ihnen wohl nur das interessante Faktum nicht bekannt gewesen, daß hysterische Zustände (und die Somnambulen waren zum großen Theile hysterisch) sehr oft durch leichte Reizungen von sämmtlichen Theilen des Nervensystems ausgehen können, welche Reizungen sich aber gewöhnlich nicht durch lokale Symptome kund geben und den Arzt oft vergeblich nach dem Sitze des Leidens suchen lassen. Die Hellseherin aber hat eine erhöhte Empfindlichkeit ihrer Körpertheile, besonders der inneren Organe und sie fühlt gleichsam den Ausgangspunkt ihrer Krankheit und giebt gewöhnlich eine einfache, bekannte Heilmethode für sich an, die dann oft von Erfolg gekrönt ist.

Was nun die erwähnte „Versetzung der Sinne" betrifft, so ist, wenn die Hellseherin angab, daß sie mit den Fingern zu sehen vermag, indem sie zum Beispiel durch Betasten Schriften lesen könne, dies dahin gedeutet worden, als ob die überempfindlichen Hautnerven die Eigenschaften der Netzhaut (Sehnervenhaut) angenommen hätten. Das Unsinnige dieser Meinung liegt für jeden Kundigen klar zutage. Die Hellseherin verhält sich eben nur analog wie die Blinden, deren geschärfter Tastsinn ihnen als Gesichtssinn dient. Und wenn man berücksichtigt, daß bei der Hellseherin die Gesichtserinnerung der Buchstaben beim Betasten derselben mit voller Helligkeit auftaucht, so ist es erklärlich, warum sie in allem Ernste zu sehen glaubt. Für Laien, welche eine Somnambule beobachtet haben, war noch eine andere Erscheinung sehr auffallend. Während nämlich diese Kranken in ihren Anfällen besonders durch ihr Reden den Eindruck erweckten, als ob sie ein lebhaftes und zusammenhängendes Bewußtsein besäßen, hatten sie von jenen Vorgängen in den gesunden Pausen keine oder nur eine schwer zu erweckende Erinnerung. Dies wird jedoch leicht begreiflich, wenn wir analoge Vorgänge aus dem gewöhnlichen Leben ins Auge fassen. Es ist jedem jungen Manne schon geschehen, daß ihm eine Dame, die er im Ballsaale und in Balltoilette kennen gelernt hatte, auf der Straße fremd vorkam, und daß er sie nicht wieder erkannte. Die geänderte Umgebung und geänderte Merkzeichen können eben ver-

hindern, daß ein Erinnerungsbild prompt auftaucht. Ebenso verkennen wir ja oftmals Gutbekannte, wenn wir sie zum ersten Male in Uniform oder an einem fremden Orte oder unter ganz anderen Verhältnissen antreffen. Es ist nun kein Zweifel, daß die Gesetze der Art, der Stärke und der Association der Erregungen in somnambulischen Zuständen durchaus verschieden sind von jenen in den normalen Pausen, daß mehr oder minder zusammenhängende Akte, die während jener Zustände vor sich gegangen, dem Bewußtsein ganz entgehen können, und daß höchstens auf künstliche Anregung dazu die Bilder aus dem Traumleben wieder aufwachen.

Wenn, wie schon gesagt, das „Fernsehen" und „Fernhören" hauptsächlich darauf beruht, daß die Bilder, die in der Erinnerung aufleben, dorthin verlegt werden, woher sie ursprünglich angeregt worden sind, d. h. nach außen, und daß die Somnambulen, weil diese Bilder mit der vollen Helligkeit einer Hallucination in ihnen auftreten, wirklich zu sehen und zu hören glauben, so ist noch folgendes zu bemerken:

Die gesteigerte Feinheit der Sinne macht nämlich diese Personen zu wirklichen außerordentlichen Wahrnehmungen vermögend, die uns verblüffen, weil wir uns in eine solche Perceptionsweise nicht hineindenken können. Es geht uns aber ebenso dem normalen Thiere gegenüber, da wir uns von dessen Feinheit des Geruchs und von der hervorragenden Rolle, welche die Geruchswahrnehmungen in seinem psychischen Leben spielen, keine Vorstellung machen können.

Was nun die Gabe der Prophezeiung betrifft, die man den Somnambulen zugeschrieben hat, so liegt hierin eben auch nichts wunderbares. Manche Vorhersagungen dieser Personen in nebensächlichen Dingen bewahrheiten sich, weil sie auf richtiger Kombination beruhen, andere, weil jene aus Erfahrung wissen, daß es nach einem Naturgesetze so und nicht anders eintreten müsse und endlich ein großer Theil auch nach dem Gesetze, nach dem selbst das „Traumbüchlein" manchmal recht behält. Wenn eine Somnambule wochen-, monate- und jahrelang fortschwatzt und prophezeit, so kann zufällig etwas eintreffen, und dieses zufällige Eintreffen macht dann auf ungeschulte Geister den Eindruck eines wirklichen Zusammenhangs zwischen der prophetischen Kraft der Hellseherin und dem Ereignisse.

Ganz ins Bereich der Einbildung gehört endlich das Gedankenlesen, das Mitfühlen u. s. w. Es ist bekannt, daß die Taschenspieler die Aufgabe stellen, sich eine Karte zu denken, und daß sie dann die gedachte Karte sofort angeben. Selbst wissenschaftlich gebildete Männer sind geneigt, diese Macht des Taschenspielers für eine mystische zu halten, und doch ist sie wesentlich darauf zurückzuführen, daß, wenn man rasch an etwas denkt, man unwillkürlich die mimischen Bewegungen der betreffenden Namen macht. Südliche Völker sind bekanntlich im Ablesen von Gedanken viel gewandter als die nördlichen und es liegt dies darin, daß sie selbst physiognomisch lebhafter sind und daher aus den physiognomischen Bewegungen der anderen leichter Schlüsse zu ziehen vermögen. Daß man bei einiger Routine aus dem lautlosen Artikuliren die Worte herausfinden kann, beweist das virtuose Sprachverständniß gut erzogener Taubstummer.

Es giebt nun unzählige Kunstgriffe, durch die wir den Menschen

zwingen können, sich bestimmte Vorstellungen zu machen und auf gewisse Ideen-Verbindungen zu verfallen. Lediglich auf eine solche bewußte oder unbewußte Kunstfertigkeit ist auch das sogenannte Gedankenlesen zurückzuführen.

Auf zwei Momente möchte ich noch zum Schlusse zurückkommen. Wenn die Mesmerianer behaupten, daß ihr Wille es sei, der die Wirkungen auf die Versuchspersonen ausübt (ein Umstand, der die Laien besonders unheimlich berührt), so ist diese Behauptung ohne Zweifel eine ehrliche, aber sie beruht auf einer Täuschung des Bewußtseins. Der Wille der Mesmerianer wirkt ebenso nur indirekt auf die Versuchssubjekte, wie der Wille auf die Schweißsekretion eines Mannes, der es sich nicht nehmen läßt, unter der Mittagssonne eines heißen Sommertages einen forcirten Spaziergang zu machen. Der Experimentator übt eben auf die betreffende Person mit dem Bestreichen, dem Auflegen der Hand u. s. w. nur einen Einfluß aus, der als motorischer Reiz die Muskeln der Versuchsperson ihrerseits in Spannung versetzt und dadurch eine Ortsbewegung und dergleichen herbeiführt. Daß hierin auch der Schlüssel liegt für manche anscheinend wunderbare Produktion der heutigen „Gedankenleser", ist zweifellos.

Was schließlich die Gefährlichkeit der Mesmerschen Versuche anlangt, die von manchen Seiten behauptet worden ist, so ist dieselbe vom Erfahrungsstandpunkte aus zu leugnen. Es kann ja wohl eine krankhafte Steigerung der Reizbarkeit zurückbleiben, aber nur in sehr seltenen Fällen und bei zu häufiger Wiederholung der Versuche. Daß die Hypnotisirung von Laien kriminell gemißbraucht werden kann, läßt sich nicht bestreiten; aber dem wird kaum mit Erfolg vorgebeugt werden können.

Der Ernst und Eifer, welcher unserem bisher von der Wissenschaft so wenig beachteten Gegenstande gegenwärtig von den bedeutendsten Physiologen und Pathologen zugewendet wird, läßt uns hoffen, daß manches, was im Wesen des Mesmerismus noch dunkel und noch nicht völlig geklärt ist, in nicht langer Zeit aufgehellt und exakt gedeutet werden, und daß dadurch auch zur Förderung verwandter Probleme auf anderen Gebieten des Wissens wesentlich beigetragen werden wird.

Zur Geschichte des Schmucks.

Eine kulturhistorische Skizze von **Reinhold Strauß.**

Schon in den ältesten Zeiten und auf der niedrigsten Kulturstufe waren die Völker bestrebt, durch Anwendung äußerer Mittel, die äußere Einwirkung ihres Körpers auf Andere zu erhöhen, indem sie sich entweder ein wildes Aussehen gaben und den Anschein der körperlichen Größe vermehrten, um den Feinden fürchterlicher zu erscheinen, oder indem sie sich durch Schmucksachen verschönten, um auf Freunde einen angenehmen Eindruck zu machen. Dieses Streben ist allen Menschen gemeinsam, verschieden sind nur die Mittel, welche sie zur Erreichung ihres Zweckes anwenden. Es leuchtet ein, daß ein Volk, welches sich noch auf einer niedrigen Kulturstufe befindet, nicht dieselben Mittel zu seiner Schmückung besitzen kann, wie ein solches, welches schon eine hohe Stufe der Civilisation erreicht hat. Daraus geht hervor, daß man aus der Art und Weise, wie sich ein Volk zu schmücken sucht, auf seine Bildungsstufe schließen kann. In der That ist denn auch die verschiedene Art der Anwendung des Schmuckes, der beste Grademesser der Bildung.

Völker, welche sich noch in der Kindheit ihrer Entwickelung befinden, schmücken sich mit glänzenden, farbigen, dabei unverarbeiteten Naturerzeugnissen, ohne einen Unterschied im Werthe derselben zu machen. Auf der vorgeschrittneren Kulturstufe trennen sie dieselben in edle und unedle und bestreben sich durch die Menge und den Reichthum ihres Schmuckes Eindruck zu machen. Auf der höchsten genügt ihnen das Prunken mit dem rohen Material nicht mehr, ihr Geschmack veredelt sich, sie beachten die Form und streben nach künstlerischer Schönheit. Zuerst sind die Formen allerdings noch sehr plump und unbeholfen; durch eifrige Arbeit gelingt es dem Menschen aber bald, Schmuckgegenstände in der kunstvollsten Weise herzustellen. Dies geschieht um so schneller, weil man gerade beim Einkaufe von Schmucksachen, nicht wie bei demjenigen von Gegenständen, welche nur zum Gebrauche dienen, ausschließlich von praktischen Erwägungen geleitet

wird, sondern vornehmlich darauf bedacht ist, etwas möglichst formvollendetes zu erwerben.

Bei uncivilisirten Völkern tragen beide Geschlechter Schmucksachen. Je höher die Bildung steigt, um so mehr verschwindet der Schmuck beim Mann, bis er endlich fast ausschließlich der Frau zufällt, deren Schönheit ein Recht auf Schmuck hat.

Wir wenden uns nun unserer Betrachtung zu, von der wir die Kleidungsstücke vollständig ausschließen, da uns dieselben zu weit führen würden; wohl aber wollen wir der Bemalung und Tätowirung, welche bei vielen unkultivirten Völkern die Stelle der Kleidung vertreten, mit einigen Worten gedenken.

Bei Völkern, welche in immer gleichmäßig heißen Ländern wohnen, ist das Bedürfniß nach Kleidung selbstredend bei weitem weniger lebhaft, als bei den in der kalten Zone lebenden. Die Völker der heißen Zone kennen häufig gar keine Kleidungsstücke. Sie ersetzen dieselben durch die Bemalung und suchen durch eine dicke Farbendecke, die sich über den ganzen Körper erstreckt, Schutz gegen die Witterung und die Insekten zu finden. Schon im alten Aegypten färbten sich die Frauen die Augenlider mit Spießglanz und glaubten sich zu verschönern, wenn sie Hände und Füße mit Henna gelb malten. Auch die alten Hebräer färbten die Augenlider mit „Augenschminke", einem feinen mineralischen Pulver, meistens einer Mischung von Bleierz und Zink. Dieselbe wurde mit Wasser angefeuchtet und vermittels eines Hölzchens auf die innere Seite der Augenlider gestrichen, so daß ein kleiner schwarzer Rand entstand und dadurch das Weiße im Auge mehr hervorgehoben wurde. In Europa wurde die Bemalung (Schminke, Puder) nur zur Verschönerung der natürlichen Hautfarbe angewendet; die einzigen üblichen Farben sind weiß und roth. Viel übles ist schon über die Schminke gesagt worden, indessen hat dieselbe, wie einer unserer Satiriker sagt, auch ihre guten Eigenschaften. Sie bewirkte, „daß die Damen bei den vielen Schmeicheleien und sogar Schamlosigkeiten, welche ihnen im Zeitalter Ludwigs XIV. geboten wurden, nicht erst roth zu werden brauchten. Die immer gleiche Farbe setzte ihre Gesinnungen in ein angenehmes Dunkel und die vielen Sünden gegen die Schamhaftigkeit machten die ständige Livrée der Scham höchst zweckmäßig."

Zur Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. suchte man außerdem das Weiße der Haut durch aufgeklebte schwarze Schönheitspflästerchen zu heben und malte aus demselben Grunde auf Hals und Schläfe zarte blaue Adern. Den Gebrauch der Schönheitspflästerchen (mouches), auch postillons d'amour genannt, verdanken wir, wie noch viele andere Schmucksachen, wohl vornehmlich einem Körpergebrechen. Dieselben dienten nämlich im Anfange dazu, Geschwürchen zu verbergen.

Bei vielen uncivilisirten Völkern besteht die Bemalung auch heute noch und ist der wichtigste Theil der täglichen Beschäftigung. Die Körpermalerei bildet den ersten Anfang der zeichnenden Künste. Zuerst war die Bemalung allerdings ganz kunstlos und bestand nur in einem mechanischen Färben der Glieder, bald aber wurde durch die Einrichtung unseres Körpers der Begriff der Symmetrie erweckt, und derselbe der Bemalung in ihren Mustern zugrunde gelegt. Die passiven Völ-

kerstämme haben, wie bereits angedeutet, eine malerische Phantasie noch nicht und bestreichen ihren Körper einfach mit einer Farbe, z. B. die Papu von Neu-Guinea, welche ihren Körper roth malen und besonders das Gesicht möglichst scharlachroth färben. Auf den Fidschiinseln erhält das Kind als erste Bekleidung einen dicken Anstrich mit Oelfarbe, später wird das Gesicht gleichfalls scharlachroth gefärbt, mit Ausnahme der Nase, welche schwarz bleibt. Bisweilen wird auch das Gesicht in vier viereckige Felder getheilt, die man roth, schwarz oder weiß anstreicht. Besonders gut bemalen sich die Fidschianer am Tage der Steuerzahlung, der nicht, wie bei uns ein Tag der Trauer, sondern der Freude ist. Ein eigenthümliches Aussehen wissen sich die Bewohner der Salomonsinseln zu geben. Dieselben schwärzen die Zähne durch den häufigen Genuß der Betelnuß und beschmieren das Gesicht mit einer Anzahl von weißen Streifen, so daß sie einen wunderbaren, geisterhaften Anblick gewähren. Auch bei den Eingeborenen Afrikas und Amerikas findet sich die Sitte der Bemalung. Die letzteren haben eine ziemlich große Kunstfertigkeit in derselben erlangt, so zeigt sich bei den Völkern am Orinoco eine große Mannigfaltigkeit der Färbung. Sie malen einen Schenkel gelb, den andern roth, eine Wade weiß, die andere blau, die Füße kohlschwarz, oder gelb; auch das Gesicht suchen sie durch die verschiedensten Farben zu verschönern, so daß die Wangen häufig grün, die Nase blau, das Kinn weiß ist und um die Augen ein großer schwarzer Ring gebildet wird.

In gleicher Weise wie die Bemalung ist die Sitte der Tätowirung bei den meisten unkultivirten Nationen verbreitet. Dieselbe wird bei den einzelnen Völkern auf verschiedene Weise ausgeführt. Die Polarnomaden durchziehen die Haut auf den Wangen, an der Stirn und auf dem Vorderarme mit einem in eine Nadel gefädelten geschwärzten Sehnenzwirne, dessen schwarze Farbe in der Wunde zurückbleibt und bläulich durch die Haut schimmert. Andere, z. B. die Ureinwohner Nordamerikas, — auch die Utanaten auf Neu-Guinea, — machen tiefe Einschnitte in den Körper, die mit glimmenden Kohlen ausgebrannt werden, wodurch bewirkt wird, daß die Einschnitte oft fingerdick über die Haut hervorragen. Ganz besonders ist die Tätowirung bei den Völkern der Südsee ausgebildet, wo sie bei hervorragenden Abschnitten des menschlichen Lebens eine bedeutsame Rolle spielt, so werden auf Fidschi Frauen bei der Verheiratung tätowirt, ebenso auf Samoa Jünglinge, sobald sie mannbar werden. Die Tätowirung wird auf den Südseeinseln meistens gleichmäßig ausgeführt, und es sei mir vergönnt, an dem Beispiele der Samoaner zu zeigen, in welcher Weise.

Das Tätowiren ist auf Samoa ein förmliches Handwerk, welches gut bezahlt wird. Die Operation ist sehr langwierig und schmerzhaft und trotzdem können die jungen Burschen sie kaum erwarten, weil sie sonst nicht für Männer angesehen werden. Zur Tätowirung gehören ein Hammer und mehrere an einem Griffe befestigte Kämme, welche meistens aus Menschenknochen gemacht sind. Der junge Mann legt sich in der Weise auf eine Matte, daß sein Kopf in dem Schoße eines Freundes ruht und seine Beine von einigen anderen gehalten werden. Der Tätowirer taucht den Kamm in eine Mischung von Kokosnußasche und Wasser und treibt dann die Zinken mit kräftigen Hammer-

schlägen in die Haut seines armen Opfers, dessen Schmerzensgeschrei durch den Gesang der Anwesenden überlärmt wird. Das aus den zerstochenen Theilen hervorquellende Blut wird schnell abgewaschen und die Operation an einer anderen Stelle noch einmal vorgenommen. So wird der Bursche eine Stunde gequält; während dieser Zeit ist er aber nur auf einer Fläche von 9 Quadratcentimetern tätowirt. Deshalb geht die Qual nach einer Woche von neuem los, und es währt so drei bis vier Monate, ehe der ganze Körper tätowirt ist. Während der Zeit, welche die Operation beansprucht, sieht der Tätowirte jämmerlich aus; die zerstochenen Körpertheile sind geschwollen und entzündet und lassen noch nichts von einem Muster sehen. Der arme Teufel wankt unter gewaltigen Schmerzen umher und sucht sich mit einem Wedel die ihn quälenden Fliegen abzuwehren. Bald aber ist die Schmerzenszeit überstanden; sobald die Wunden geheilt sind, treten die Muster in ihrer ganzen Pracht zutage, und dieses freudenvolle Ereigniß wird mit einem solennen Tänzchen gefeiert."

Haben wir so gesehen, wie viele Völker die Tätowirung als einen besonderen Schmuck betrachten, so gab es andererseits auch schon im Alterthum solche, welche dieselbe als eine Verunstaltung des Leibes verabscheuten. Den alten Juden wurde das Tätowiren wiederholt im Gesetze untersagt, so lesen wir (3. Mose 19, 28) „Und ihr sollt auch nicht Einschnitte machen an eurem Leib um einer Leiche willen und eingebrannte Schrift sollt ihr nicht an demselben anbringen."

Wenn wir nun den Menschen von Kopf bis zu den Füßen in Bezug auf Schmuckgegenstände betrachten, so finden wir, daß der Schmückung des Kopfes, welcher am meisten von allen Körpertheilen in die Augen fällt, eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird; imgleichen der Pflege des Haupthaares. Haartrachten zeigen sich unzählige; wir verschonen unsere verehrten Leser mit einer ermüdenden Aufzählung derselben und greifen nur die interessantesten heraus. Da sind z. B. die Fidschiinsulaner, welche ihren starken, steifen Haaren eine große Sorgfalt zuwenden. Jeder Häuptling, der einigermaßen Ansehen besitzt, zählt zu seinem Haushalte zwei bis zwölf Haarkünstler. Dieselben besorgen nur die Frisur ihres Herrn, sie verrichten keine andere Arbeit; ja, sie dürfen nicht einmal ihre eigenen Speisen zum Munde führen, damit sie sich die Hände nicht verunreinigen. Das Frisiren eines vornehmen Stutzers von Fidschi nimmt täglich mehrere Stunden in Anspruch, eine Zeit, welche noch nicht einmal unsere größten Gecken auf ihre Frisur verwenden. Der Kopf wird erst mit Oel eingerieben, welches mit schwarzer Kohle vermischt ist, dann ergreift der Haarkünstler die Haarnadel, eine lange, schmale Ruthe aus Schildpatt und zupft damit fast an jedem einzelnen Haare, so daß es sich kräuselt und aufrecht steht, bis endlich das Ganze eine ungeheure Perrücke bildet, die häufig einen Umfang von $1^1/_2$ Meter erreicht. Darauf wird ein Stück vom feinsten weißen Tapatuch, so leicht und luftig wie Musselin, in losen Falten um die buschige Frisur gewunden, um sie vor Staub und Thau zu bewahren. Diese turbanartige Kopfbedeckung, Sala genannt, dürfen nur die Häuptlinge tragen; der gemeine Mann, welcher so vermessen wäre, sich mit derselben zu schmücken, wäre dem Tode verfallen. Im Sala steckt meistens eine lange Schildpattnadel,

die zum Kratzen des Kopfes dient, denn ein Kamm könnte den ungeheuren Haarwulst, in welchem sich allerlei Ungeziefer nach Herzenslust herumtummelt, nicht durchdringen. Das Jagdrecht auf den Köpfen der Kinder steht nur den Eltern zu, auf denen Erwachsener darf jeder jagen und der glückliche Jäger erhält ein Drittel der Beute.

Einige Stämme von Neu-Guinea (an der Redscabai) scheeren sich die Haare auf 8 Centimeter von der Stirne zurück ab und kämmen den Rest in seiner ganzen Länge nach hinten; dann winden sie ein Band darum und lassen es mehr als bis zur halben Länge besenartig vom Kopfe abstehen. Stutzer, welche recht viel Sorgfalt auf ihr Haar verwenden, schnüren bisweilen ein derbes Bündel Haare zu einem langen geraden Schwanze zusammen, dessen Ende mit Schmuck versehen wird. Wieder andere, die Utanaten, flechten ihr dickes schwarzes Haar in sechs bis neun Zöpfe, die von der Stirn aus parallel miteinander dem Nacken zulaufen.

Die alten Aegypter rasirten den ganzen Kopf und bedeckten ihn dann mit einer Perrücke oder einer leinenen Kappe. Die Römer schnitten das Haar gleichfalls kurz, während es die alten Griechen und Germanen lang trugen. Bei letzteren mußten sich aber die Sklaven scheeren. Die alten Hebräer trugen das Haar weder lang noch kurz, sondern es wurde von Zeit zu Zeit gestutzt. „Ihre Häupter sollen sie nicht kahl scheeren und langes Haar sollen sie nicht herabhängen lassen, stutzen sollen sie ihre Häupter.“ Auch die Tonsur war untersagt „ihr sollt nicht rings scheeren das Aeußerste eures Haupthaares“. Langes Haar bei Männern galt für unanständig, besonders in der letzten Zeit, so sagt der Apostel Paulus: „Lehrt auch nicht die Natur selbst euch, daß, wenn ein Mann langes Haar wachsen läßt, ihm das zur Unehre gereicht?“ Dagegen gereichte dasselbe Jünglingen und Frauen zu besonderer Zierde. Berühmt war das lange schöne Haar Absaloms. Die Männer trugen das Haar sorgfältig geordnet, die Frauen geflochten oder in Locken gekräuselt. Die Propheten sprechen bisweilen gegen die Eitelkeit der Frauen in Bezug auf die Haartracht und nennen dabei die Locken „gedrechselte Arbeit.“

Im Mittelalter schmückten sich die Fürsten und Edlen stets durch langes Haar und nur Leibeigene und Knechte schoren dasselbe. Es galt für die entehrendste Strafe, wegen eines begangenen Verbrechens geschoren zu werden. Bei den Franken waren schwere Strafen auf das Abschneiden der Haare gesetzt; so büßte nach fränkischem Rechte jeder, der Kindern ohne Wissen und Willen der Eltern die Haare abschnitt, dieses Vergehen mit der Zahlung von 72 Soldi. Bei demselben Stamme verlor ein Herrscher, der geschoren war, seine Herrscherrechte.

Die deutschen Frauen pflegten das Haar in der Mitte zu scheiteln und durch ein Band zu fesseln. An den Schläfen und Wangen herab ließen sie geringelte Locken fallen, die mit bunter Borde durchflochten waren. Häufig wurden Locken gebrannt; das ungelockte Haar fiel in Zöpfen den Rücken hinab, welche mit Seiden- und Goldfäden durchwoben waren. Im dreizehnten Jahrhundert fing man dann an, nach französischem Brauch die Haare in einen Knoten zu binden, eine Mode, welche Walther von der Vogelweide in seinen Liedern energisch bekämpfte.

Gegenwärtig schneiden sich die Männer das Haar kurz, während

sich Frauen mit langem Haare schmücken. Auf die Frisur wird viel Werth gelegt und vielen imponirt eine gute Haartracht mehr als ein gutes Gehirn. Gleichwie viele meinen, das Leben wäre uns nur gegeben, um gut zu essen und der Leib, um denselben gut zu bekleiden, so glauben viele Stutzer, daß sie den Kopf nur wegen der Frisur besitzen.

Leute mit spärlichem Haarwuchs suchen diesen Fehler durch das Tragen von Perrücken zu verbergen, da nicht jeder, gleich Cäsar, die Kahlheit mit Lorbeer bedecken kann. Das Tragen von Perrücken ist eine uralte Sitte; dieselbe zeigt sich, wie oben erwähnt, schon bei den alten Aegyptern. Im Mittelalter waren Perrücken nicht Mode. Wir hören erst wieder von ihnen im Jahre 1518, wo Herzog Johann von Sachsen an einen Beamten in Koburg schrieb, „daß er ihm in Nürnberg ein hübsch gemachtes Haar bestelle, doch insgeheim, daß man nicht merke, daß es uns solle." Auch die Geistlichkeit verliebte sich in die Perrücken und zwar in solche von sehr großem Umfange, so daß Papst Benedikt XIII. gegen dieselben ein Edikt erließ. Gegen diese Verordnung wandten sich Vecchio in einer Spottschrift Clericus deperrucatus (der seiner Perrücke beraubte Geistliche) und Spener in einer Betrachtung, „Ob das Tragen der Perrücken ein Mittelding?" Noch bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts betrachteten die Geistlichen die Perrückenfrage als eine Gewissenssache und erklärten sich für dieselben. Jeder junge Kandidat beperrückte sich so schnell als möglich und auch theologische Studenten unterwarfen sich schon dieser Mode. Den Grund dafür zeigt uns folgender Vers:

„Als einst von Simsons Haupte
Ein Weib die Haare raubte,
Da ging die Kraft zu Ende;
Damit nun Weiberhände
Uns nicht auch so bestricken,
So tragen wir Perrücken."

Allgemein kamen Perrücken wieder in Gebrauch seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. Dieser Monarch zeigte seinen kahlen Kopf niemals, er nahm sich seine Perrücke stets selbst ab und setzte sich dieselbe hinter den Bettvorhängen auch selbst wieder auf. Die meisten Perrücken waren von Menschenhaaren, bisweilen wurden sie auch aus Wolle, Werg, Zwirn, Pferde- und Ziegenhaaren, selbst aus Draht und aus Glasfäden verfertigt. Sie wuchsen allmählich zu einer derartigen Größe an, daß ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts mit Recht sagen konnte, „die Perrücken geben dem Menschen das ehrwürdige Ansehen des Löwen." Noch der große Kurfürst trug, um die Krümmung seines Rückens zu verbergen, eine solche ungeheure Perrücke. Sein Sohn, Friedrich I., erließ zur Deckung seines neuen Königspompes eine Perrückensteuer; französische Perrücken zahlten 25 Thaler, eine heimische 6 Thaler und alle mußten gestempelt werden.

An Stelle der Perrücken traten dann die langen dicken Zöpfe. Als die ersten preußischen Dukaten ausgegeben wurden (1718), auf denen der König mit einem Zopfe abgebildet ist, sogenannte Zopf- oder Schwanzdukaten, erregten sie viel Aufsehen und es entstand eine lebhafte Nachfrage nach ihnen. Später wurden die Zöpfe sogar in der Armee eingeführt und bildeten einen wesentlichen Bestandtheil in

der Ausrüstung der Soldaten. Erwähnen möchten wir noch, ehe wir das Kapitel Perrücken abschließen, einen absonderlichen Brauch der Samoaner. Bei diesem Stamme tragen nämlich die Häuptlinge bei feierlichen Gelegenheiten und im Kriege außerordentlich große Perrücken von ihrem eigenen Haare, die mit mächtigen Federn verziert werden, welche oft $^2/_3$ Meter über den Kopf emporragen und so denselben gewaltig vergrößern.

Des Kopfschmuckes finden sich noch die verschiedensten Arten, z. B. die Haarnadeln, welche zur Befestigung der Frisur bei den Damen dienen. Dieselben waren anfänglich sehr einfach, so benutzten einige afrikanische Volksstämme auch heute noch den unverarbeiteten Stachelschweinkiel als Haarnadel. Später wurden dieselben häufig aus edlen Metallen verfertigt. Die Frauen der alten Aegypter, Griechen, Römer und Germanen schmückten sich mit goldenen, silbernen und ehernen Haarnadeln, bisweilen auch mit solchen aus Elfenbein. In Aegypten wurden die Haarnadeln dazu verwendet, den Schleier im Haare fest zu halten. Vornehme ägyptische Frauen besaßen goldene Haarnadeln mit verziertem Kopfe, der sich bald als Perle, Kugel, überhaupt in den verschiedenartigsten Formen zeigt. Den Haarknäuel der griechischen Frauen hielten goldene oder bronzene Nadeln. In China werden Haarnadeln aus Gold, Silber und Elfenbein gearbeitet. Häufig werden sie sehr schön filigranartig aus Holz geschnitzt. Im Mittelalter wurden Haarnadeln nur im Süden getragen, während in Deutschland an ihrer Stelle Kämme in Gebrauch waren.

Der Kamm findet sich in den verschiedensten Formen. Die Insulaner der Südsee schnitzen niedliche Kämme aus dünnen Rohrstäbchen, welche oben durch feine Kokosfasern geschmackvoll zusammengeflochten sind. Diejenigen der Neger sind in höchst primitiver Weise aus Holz geschnitten, der Griff ist jedoch meistens verziert. Die Aegypter, Griechen, Römer und Germanen besaßen Kämme aus Gold, Elfenbein, Bronze ꝛc., die oft kunstvoll mit Edelsteinen besetzt waren.

Ein anderer, sehr schöner Kopfschmuck waren die Diademe, welche besonders von vornehmen griechischen Frauen im Haare getragen wurden. Die Diademe bestanden aus goldenen Stirnbändern, welche durch die Haare geschlungen wurden und sich nach oben ausdehnten. Dieselben finden sich außerdem bei den Germanen und den Skandinaviern. In Persien und Syrien tragen noch jetzt Frauen Schnüre um den Kopf, von denen Perlen und bunte Steine auf die Stirne herabhängen; auch die Mongolen besitzen lederne Stirnbänder, die mit Glasperlen bestickt sind.

Allgemein war in Deutschland vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert die Sitte, daß sich Männer und Frauen, wie die alten Griechen und Römer bei ihren Trinkgelagen, bei Festen und Tänzen mit Kränzen „Schapeln" schmückten. Dieselben waren aus Perlen, verziert mit Edelsteinen, aus Metallen und endlich aus künstlichen oder natürlichen Blumen verfertigt. Bei Hochzeiten wurden an die Gäste „Hochzeitskronen" vertheilt, d. h. Blumenkränze, welche mit Goldschnüren umwunden waren. Dieselben hatten gewöhnlich den Werth von einer halben Unze Gold. Die Spielleute, Platzmeister, Umbitter u. s. w. erhielten Kränze mit Silberschnüren. Bei Tänzen empfingen

die Damen, wie jetzt Blumensträußchen, Kränze von den Herren, so singt Walther von der Vogelweide.

„Nehmt Herrin, diesen Kranz!
Sprach ich jüngst zu einem Mägdlein wunderhold,
So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, die ihr tragen sollt."

Häufig erhielt der Sieger des Weltkampfes im Singen von Liedern und im Rathen von Räthseln einen frischen Kranz, „von Blümlein roth und weiß gewirket mit ganzem Fleiß." Der glückliche Gewinner bat irgend eine von den anwesenden Jungfrauen um ihr Kränzchen:

„Ihr wollt mir's geben und nicht versagen,
So will ich es um Euretwegen tragen."

In Gedichten des Mittelalters hören wir sehr oft von „Schapeln", so z. B. im Tristan „des Linden Laubes ein Schapel". Hartmann von der Aue erzählt uns im Erek von der Enite:

„Zusammen hält ihr Haar ein Band,
Das nicht zu schmal, zu breit nicht war,
Kreuzweise sich schnitt überm Haar;
Gar prächtig schien das Kränzelein,
Das es nicht besser konnte sein."

Auch im Nibelungenliede endlich hören wir von verschiedenen Schapeln:

„Sie tragen auf ihrem Haupte von Golde lichtes Band,
Das waren Schapel reiche, daß ihnen ihr schönes Haar
Zerführten nicht die Winde."

Später wurden Kränze nur noch von Frauen getragen, bis sie bald ganz außer Gebrauch kamen und dafür die wunderlichsten Hutformen auftraten.

Das Oberhaupt bedeckten die züchtigen deutschen Frauen durch schneeweiße Schleier, die von Linnen oder Seide, häufig mit der prächtigsten Stickerei geziert, auf Schulter und Nacken herunterfielen. Aber auch bei den Schleiern bewährte sich der alte Vers:

„Est modus in rebus, vates ut Horatius inquit,
At modus in solis desiit esse modis!"

d. h.: Alles hat Maß und Ziel, wie uns der Dichter Horaz sagt,

„Doch in den Moden verschwand, lange schon jegliches Maß."

Bei den Schleiern schwand gleichfalls jegliches Maß, so daß sich mancher wohlweise Magistrat zum höchsten Aerger eitler Damen veranlaßt sah, Verordnungen zu erlassen, durch welche zu kostspielige Schleier verboten wurden. Besonders wichtig war der Schleier für die Frauen der alten Hebräer, als Verhüllung für Kopf und Antlitz. Bei denselben war das Schleiertragen ein Symbol der Abhängigkeit des weiblichen Geschlechts, weil das Verhüllen des Hauptes ein Zeichen der Ehrerbietung gegen Höherstehende war. Deswegen durfte die Braut nur verschleiert vor dem Bräutigam erscheinen. Es gab bei den Hebräern drei Hauptarten von Schleiern: ein Tuch um Brust, Hals und Knie, welches bis an die Nase reicht; ein über das Gesicht herabhängendes Tuch, welches an den Schläfen befestigt ist; ein Tuch über den Kopf bis an die Stirn, so daß das Gesicht frei bleibt. Die zweite Art war

die gebräuchlichste und es waren in dem Tuch zwei Löcher für die Augen angebracht.

Auch die Ohrringe waren in den ältesten Zeiten ein Zeichen der Sklaverei und meistens so angehängt, daß man sie nicht vom Ohre entfernen konnte. Im Pentateuch werden die Ohrringe als Symbol ewiger Knechtschaft angeführt, deshalb schmückten sich bei den Hebräern nur Frauen und Kinder mit denselben. Bisweilen wurden sie als Amulette betrachtet. Die ägyptischen Frauen trugen große breite Ohrringe, welche zumeist einen Durchmesser von zwei bis drei Zoll hatten. Oft waren bis sechs Reifen aneinander gelöthet. Gewöhnlich waren sie in Schlangenform gearbeitet, welche überhaupt bei den alten Aegyptern sehr beliebt war, und mit den kostbarsten Steinen besetzt. In dieselben hing man dann Glocken von Edelsteinen, Glas, Muschelschalen 2c. Die griechischen Frauen trugen Goldreife mit gefaßten Gemmen, in denen bisweilen verarbeitete Edelsteine oder Perlen hingen. In derselben Weise suchten sich die römischen und germanischen Frauen durch Ohrringe der verschiedensten Formen zu schmücken. In China werden Ohrringe aus Gold und bunten Steinen getragen, welche sich meistens durch ihre geschmackvolle Arbeit auszeichnen. Die arabischen Frauen durchbohren die Ohren mehrere Male und ziehen durch jedes Loch einen Ring, so daß deren Anzahl häufig bis fünfzehn steigt. Diese Sitte zeigt sich noch bei mehreren anderen Völkern, z. B. bei den Papu an der Humboldtsbai (Neu-Guinea), welche ihre großen Ohrringe aus Schildpatt mit dem Alter vermehren, so daß sie deren oft zwanzig in den Ohren hängen haben. Seltsam ist der Brauch mehrerer Stämme, die Ohrläppchen möglichst zu erweitern, so hängen die Bewohner der Admiralitätsinseln derartig schweren Schmuck aus Seemuscheln in die Ohren, daß dieselben oft so weit herabgezogen werden, daß das untere Ohrläppchen fast auf der Schulter liegt. Zu dieser Ausdehnung des Ohres gelangt man nur mit großer Mühe, indem man immer einen dehnbaren Ring in der Oeffnung läßt, um es allmählich zu erweitern. Gelegentlich wird der Dehnbarkeit des Ohres auch zuviel zugemuthet, und es zerreißt ganz. Bei den Eingeborenen Neu-Caledoniens und bei den Fidschianern wird das Ohr so weit durchlöchert, daß man beide Fäuste in dasselbe stecken kann. Am wunderbarsten wissen die Frauen der Arowaken die Oeffnungen der Ohrläppchen zu benutzen; sie füllen dieselben nämlich mit Korkstöpseln aus, welche ihnen zum Aufbewahrungsort ihrer Nadeln dienen. Es giebt wohl überhaupt nicht ein Volk, dem die Sitte, Ohrringe zu tragen, unbekannt wäre. Bei den gebildeteren Nationen pflegen sich indessen die Männer, dieses Schmuckes gänzlich zu enthalten.

Wie die meisten Völker sich die Ohrlappen durchlöchern, so durchbohren sich viele außereuropäische Völker die Nasenscheidewand, um Schmuck in dieselbe zu hängen. Die Hindu bringen in diese Oeffnungen metallene meistens goldene Ringe, die Bewohner der Admiralitätsinseln und die Utanaten durchziehen dieselben mit wollenen Fäden, an denen Zähne, weiße Knochen und sonstiger Schmuck befestigt werden. Die alten Peruaner und Mexikaner trugen Gold- und Silberplättchen in der Nase, welche die Form eines Halbmondes hatten. Die Papu der Humboldtsbai endlich geben sich ein schreckliches Aussehen durch

ihren Nasenschmuck; sie stecken nämlich in das durchbohrte Nasenbein ein Stück Bambus oder einen glatten Quarzgestein, der häufig 1/2 Kilogramm schwer ist. Bisweilen tragen sie auch in der Nase zwei aneinander befestigte Eberhauer, die mit den Spitzen nach oben gekehrt werden und fast bis an die Augen reichen. Je mehr die Kultur steigt, um so mehr schwindet der geschmacklose Schmuck und er zeigt sich bei keinem der alten und neuen Völker Europas.

Ein ähnlich unschöner Brauch tritt uns bei einigen Völkern entgegen, welche die Unterlippe durchbohren, um Schmuckgegenstände in derselben zu tragen, so bei den alten Mexikanern. Die Lippenringe derselben waren aus kostbarem Material verfertigt, diejenigen der Könige bestanden aus Gold und waren mit Smaragden verziert. Auch die Weiber der alten Aethioper trugen, wie uns Strabo erzählt, Lippenringe aus Kupfer.

Wir wenden uns nun einem Schmucke zu, der ausschließlich zur Verschönerung der Männer dient, und nach dem das schöne Geschlecht, welches doch sonst gewiß alle Verschönerungsmittel besitzt, nicht strebt. Im Gegentheil, wo sich dieser Schmuck bei unseren Damen zeigt, suchen sie ihn zu verbergen und ihn möglichst unsichtbar zu machen. Unsere verehrten Leser werden gemerkt haben, daß wir den Bart meinen. Es gab und giebt noch jetzt Bärte von den verschiedensten Formen, viereckige und runde, fächerförmige, ganze Bärte, Zwickel- und Stutzbärte, die des Nachts sorgfältig in Futterale gesteckt wurden u. s. f. Bei den Juden wurde dem Barte, als dem Symbole der männlichen Würde, ein gewisser Kultus gewidmet. Er wurde gesalbt und geräuchert, und der Bart des Familienvaters war der Stolz der Familie, man pflegte sogar bei demselben zu schwören. Der Bart wurde öfter gestutzt, geschoren wurde er nur in der Trauer. Den Sklaven war das Tragen desselben verboten. Der Bart war auch bei der Begrüßung von Wichtigkeit und wurde bei derselben berührt. Es galt für die größte Beschimpfung, wenn jemandem der Bart abgeschnitten wurde und David überzog die Ammoniter mit Krieg, weil sie seinen Gesandten diese Schmach angethan hatten. Die Bärte genossen überhaupt im Alterthum allgemeine Verehrung. Die Berührung des Bartes war ein Zeichen der Freundschaft, ein Schwur bei demselben verdiente den höchsten Glauben, und wenn man jemand eine hohe Ehrerbietung erweisen wollte, bot man ihm ein Barthaar. Verbrechern wurde zum Zeichen ihrer Schande der Bart abgeschnitten. Die Römer legten bis auf Scipio hohen Werth auf diesen männlichen Schmuck. Von dem Zeitalter Scipios fing man dann an, sich täglich rasiren zu lassen. Erst Hadrian ließ sich den Bart wieder wachsen, um durch denselben einige Warzen zu verdecken, indessen fand sein Beispiel keine Nachahmer. Auch Julian ließ sich den Bart stehen, wie er in seinem Misopogon sagt: „Um mein unschönes Gesicht zu bestrafen, ließ ich den Bart wachsen, der den Läusen zum Walde dient.“ Erst nach Justinian kam der Bart wieder zu Ehren und veranlaßte sogar in späteren Zeiten ein Schisma in der heiligen Kirche. Die Griechen sahen es als Apostasie an, daß sich Rom rasirte, auf die Bibel sich berufend „Sind nicht alle Haare unseres Hauptes gezählt? und haben nicht selbst Gott der Vater und Gott der Sohn Bärte? und statt Gott des heiligen

Geistes Moses?" Den Schismatikern zum Aerger rasirte sich die abendländische Geistlichkeit erst recht, und rasirte französische Chorherren wiesen einen unrasirten Bischof vor die Kirchenthüre, indem sie ihm eine goldene Scheere darreichten. Endlich verschwanden die großen Bärte, weil man ihnen den Abendmahlskelch verweigerte, da in den Bärten leicht ein Tropfen vom Blute Christi hängen bleiben könnte. Peter der Große verbot seinen Unterthanen das Tragen von langen Bärten; da sein Verbot nichts ausrichtete, erhob er eine Bartsteuer, welche aber gleichfalls ohne Erfolg war. Gegenwärtig wird im Orient der größte Werth auf den Bart gelegt, er wird geküßt, gesalbt und beräuchert. Bei den Arabern gilt das Abschneiden desselben für ärgere Schande, als Brandmarkung. Zum Schlusse möge noch ein interessantes Bartgeschichtchen an dieser Stelle seinen Platz finden. Balduin verpfändete einst in Geldverlegenheiten einigen Rittern seinen Bart. Dieselben mußten auf Zahlung dringen, und Balduin gab sich den Anschein, als ob er sich den Bart abschneiden lassen wollte. Dagegen legte aber sein Schwiegervater, ein armenischer Fürst, ein energisches Veto ein und zahlte lieber 30,000 Byzantinen, als daß er einen Schwiegersohn ohne Bart haben wollte.

Eine besondere Aufmerksamkeit wird bei den meisten Völkern der Schmückung des Halses zugewendet. Tief stehende Nationen, wie die Eingeborenen Australiens, die Buschmänner, Eskimos ꝛc. schlingen die nassen Felle und Gedärme von Vögeln und Fischen um den Hals, welche sie trocknen lassen und dann in derselben Weise, wie wir unsere Taschen zum Aufbewahrungsort für Messer benutzen und überhaupt für alle Gegenstände, welche man gewöhnlich bei sich trägt. Bei civilisirteren Völkern zeigt sich das Halsband schon mehr als Schmuckgegenstand, so tragen die Kaffern Halsketten aus aneinandergereihten Maiskörnern, die Indianer solche aus Thierzähnen, Vogelfedern, Glasperlen und die Fidschianer machen sich Halsschmuck aus der Frucht des Pandang und aus wohlriechenden Blumen. Die Aegypter schmückten sich durch lange Schnüre aus Gold und aus Glasperlen, welche sich mehrfach um den Hals zogen. An den Schnüren hingen die verschiedensten Verzierungen aus edlen Metallen, namentlich aus Edelsteinen. In Griechenland bildete der Halsschmuck den Hauptbestandtheil der weiblichen Toilette. Die griechischen Frauen besaßen Halsbänder, welche aus Golddraht gewirkt waren. Von denselben fielen Edelsteine und Perlen in cylinder- und tropfenartiger Form in der Weise herab, daß sie sich auf dem oberen Theile der Brust fächerartig ausbreiteten. In der Odyssee lesen wir, daß die Trojanerinnen Halsketten aus Bernstein getragen haben, so z. B. Odyssee XV, 460:

„Denn ein listiger Mann kam hin zum Palaste des Vaters,
Bringend ein Busengeschmeid aus Gold und besetzet mit Bernstein."

Bei den alten Hebräern waren goldene sowohl, als auch Korallen- und Perlenschnüre in Brauch. Bei den Männern waren sie zum Theil Insignien ihrer Amtswürde; so wurde Joseph bei seiner Erhebung eine solche umgehängt. Bei den alten Germanen endlich trugen die Männer Halsringe, welche aus Bronze, Gold und Goldblech in Form eines gewundenen Strickes gearbeitet waren, die Frauen Schnüre, welche sie sich verfertigten, indem sie Thierzähne, Bernstein und Koral-

Der Storch hat's gebracht.
Nach dem Originalgemälde von Eug. Hofmeister.

Mrs. Ashe

len auf ein Pferdehaar zogen. Wir finden bei denselben auch Halsbänder, die aus mehreren nebeneinander gehängten Ringen bestanden. Im Mittelalter ersetzte man den Halsschmuck durch reiche Borden am Halssaum des Kleides. Halsketten kamen erst wieder in Brauch, als die Fürsten Männer, welche sie belohnen wollten, mit Gnadenketten beschenkten. Später wurde mit dem Halsschmuck große Verschwendung getrieben, so daß Verordnungen erlassen werden mußten, durch welche dem allzugroßen Luxus gesteuert wurde. Die Bewohner einzelner Städte erhielten bisweilen das Vorrecht, werthvolleren Schmuck, als diejenigen anderer zu tragen; so durften sich die Breslauer Bürgerfrauen mit fünfzig Gulden schweren goldenen Halsketten schmücken.

An den Halsbändern wurden häufig Talismane befestigt, durch welche man sich vor dem verderblichen Einflusse böser Geister beschützt wähnte. Unsere Vorfahren trugen im Mittelalter mit Vorliebe geweihte Gegenstände und Reliquien am Halsschmucke. In gleicher Weise hängen die Mongolen kleine Ledersäckchen um den Hals, welche Gebetformeln und Zaubersprüche vom Dalai Lama enthalten und tragen auch unsere Damen noch jetzt die Bildnisse geliebter Personen in Medaillons, welche an Halsketten befestigt sind.

Die Haften (Spangen) dienten dazu, das Gewand über der Brust zu schließen. Sie wurden später durch die Kleidermoden der neuen Zeit entbehrlich; indessen behielt man sie als Brochen bei. In Aegypten trugen Männer und Frauen Haften aus Gold und Silber, die in den verschiedenartigsten Formen gearbeitet waren. In Griechenland und in Rom besaßen sie gleichfalls die phantastischsten Gestalten. Sehr beliebt waren solche in Form eines auf den Bogen gelegten Pfeiles. Bei den Germanen waren Haften in spiralförmiger Gestalt am gebräuchlichsten. Dieselben hatten gewöhnlich einen Durchmesser von fünf bis sechs Zoll, stiegen in der Mitte auf, gleich einem umgestülpten Napfe und wurden durch eine unten befindliche Nadel befestigt. Zur Schließung der Gewänder benutzten die germanischen Frauen außerdem eine eigenthümliche Art von Knöpfen. Dieselben bestanden aus zwei kleinen goldenen oder bronzenen Kugeln, welche an den beiden Enden eines Cylinders befestigt waren. Im Mittelalter, vornehmlich im 11. bis 15. Jahrhundert, wo der Mantel eines der wichtigsten Kleidungsstücke unserer Vorfahren war, wurden die Spangen, „Baugen" genannt, mit den kostbarsten Edelsteinen verziert. Die Haften der damaligen Zeit waren ziemlich groß, meistens aus Gold, Silber, bisweilen auch aus anderem Metall gegossen; auf denselben waren Edelsteine, Perlen und die verschiedensten Bildwerke angebracht. Als Friedrich II. in der Domkirche zu Palermo bestattet werden sollte, wurde er mit einem Seidenmantel bekleidet, der auf der Brust durch eine werthvolle ovale goldene Spange geschlossen wurde. In der Mitte dieser Spange befand sich ein Amethyst, der von einer großen Perle und zwanzig kleinen Smaragden umgeben war. Im Mittelalter wurden in den meisten Ritterburgen eine große Anzahl von Spangen aufbewahrt, welche bei Festlichkeiten an die Gäste verschenkt wurden. Wir lesen zum Beispiel in der Eneit des Heinrich von Veldekin, daß sich unter den Geschenken, welche dem Aeneas zur Hochzeit dargebracht wurden,

„manegen bouch (Spange) rôten"

befand. Ueberhaupt hören wir bei den Dichtern des Mittelalters häufig von Spangen, so bei Gottfried von Straßburg von der Isolde:

„Diu tassel (Spange) da diu sollten sin,
daz was ein kleinez snuorlîn
von wîzen berlîn (weißen Perlen) în getragen."

Ferner im Erek, aus dem wir schon eine Stelle citirten:

„Und eine Broche wohl handbreit
Stak vor der Brust ihr in dem Kleid —
Das war ein gelber Rubinstein."

Zur Schmückung des Armes und Handgelenkes tragen die meisten Völker, sowohl civilisirte, als uncivilisirte, Ringe aus den mannigfaltigsten Stoffen. Die unkultivirten Jägerstämme Südafrikas und Australiens schlingen, wie um den Hals, um den Arm und um das Handgelenk nasse Thiergedärme, welche sich zu hörnernen Armringen erhärten. Andere schon vorgeschrittenere Völker tragen Schnüre am Arm, an welche sie Muschelschalen, Glasperlen ꝛc. hängen. Wieder andere verarbeiten zum gleichen Zwecke Muscheln, Thierzähne und Knochen. Die Bewohner der Salomonsinseln machen sich Armbänder aus einer großen Muschel, welche sich auf den Meeresriffen findet. Muscheln von hinreichender Größe sind selten und werden sehr hoch geschätzt. Infolge dessen entspinnt sich häufig um den Besitz einer solchen ein heißer Kampf. Häuptlinge und Krieger tragen mehrere dieser Ringe am Arm, obwohl dieser Schmuck sehr gefährlich ist und sie leicht um seinetwillen ermordet werden können. Die Hottentotten verfertigen sich Armringe aus Elfenbein. Es ist dies für dieselben eine schwierige Arbeit, da sie Sägen nicht besitzen. Sie legen das harte Elfenbein daher so lange in saure Milch, bis die Oberfläche derartig erweicht ist, daß sie eine Bearbeitung mit dem Messer zuläßt. Die Neger, Lappländer und Nubier tragen Armbänder aus Kupfer, Eisen oder Messing. Bei den Negern dienen die Armringe häufig, wie bei vielen Völkern die Halsketten, als Träger von Amuletten. Eigenthümliche Armbänder flechten sich die Papu an der Marianastraße und die Bewohner der Admiralitätsinseln aus Rotang. Dieselben sind fünf bis acht Centimeter breit und werden so fest an den Arm gelegt, daß der Eingeborene, wenn er es behufs Verkaufs ablegen will, den Arm mit Koth beschmieren und es von einem anderen herunterziehen lassen muß. Die Chinesen schmücken sich mit einfachen fingerbreiten Reifen, deren Außenseite bisweilen mit einem Kranze von Kugeln verziert ist. Die Perser trugen, wie wir dies aus den Denkmälern von Ninive sehen, schon im Alterthum Ringe am Ober- und Unterarm. Die Ringe am Unterarm bestanden aus einem biegsamen Stoffe, z. B. aus Leder, auf dem Medaillons befestigt waren. Diejenigen des Oberarms wurden durch Spiralen gebildet, welche mit Mustern reich verziert, den Arm mehrfach umgaben. Die Perserinnen besitzen auch gegenwärtig noch kostbare Armbänder, welche prächtig mit Edelsteinen geschmückt sind. Bei den alten Aegyptern trugen beide Geschlechter Armbänder und zwar aus Gold, Silber, seltener aus Elfenbein, Bronze oder Eisen. Sehr beliebt waren bei denselben Armringe in der Form einer den Arm umgebenden Schlange, welche häufig mit Gravirungen und pla-

stischer Arbeit versehen war. Sie zeigen die Namenszüge von Gottheiten und von berühmten Menschen, oder die Gestalten von heiligen Thieren und Blumen. Die Augen der Schlangen bestanden gewöhnlich aus eingesetzten Rubinen. Die Armbänder der Griechinnen waren aus Gold oder Bronze gearbeitet und theils einfache glatte Ringe, theils geflochtene Schnuren, welche den Ober-Arm mehrere Male umschlangen. Häufig hatten sie die Form von zusammengeringelten Schlangen, deren Augen gleichfalls meistens Rubinen bildeten. Bei den Germanen wurden allgemein Ringe aus Gold, Silber oder Bronze getragen. Diejenigen für den Vorderarm besaßen großentheils eine breite ovale Form. An den offenen Enden waren sie mit großen kugelförmigen Knöpfen besetzt und an der äußeren Seite mit den verschiedensten Linien gemustert. Die Oberarmringe bestanden aus runden oder platten Reifen, oder auch aus Spiralen mit mehrfachen Windungen. Krieger, welche sich dem Kriegsgotte Thor weihten, ließen sich häufig Reifen an die Arme schmieden und blieben dann unverheiratet. Im Mittelalter trug man massive goldene Ringe, welche in Form von Spiralen oder in der beliebten Schlangenform gearbeitet waren. Die Armringe wurden dann gleich den Halsringen durch die Kleiderborden verdrängt. Im sechzehnten Jahrhundert kamen sie wieder in Brauch, aber sie wurden nicht in massiver Form hergestellt, sondern bestanden aus Schnüren von Gold und Perlen. Im siebzehnten Jahrhundert wurden sie dann kunstvoll aus Elfenbeinplättchen geschnitzt und durch silberne Kettenglieder verbunden. Im achtzehnten Jahrhundert finden wir endlich Armbänder aus Sammet, die mit Perlen und Diamanten verziert waren. Mit Armringen aus Gold, Silber, Bronze u. s. w. schmücken sich unsere Damen erst wieder, nachdem wir durch die Ausgrabungen Kenntniß von solchem antiken Schmucke erhalten haben.

Fingerringe waren nach Kalidasas „Sakuntala" schon den alten Indern bekannt. Auch die Azteken schmückten sich schon in sehr alter Zeit mit goldenen Ringen, die mit Perlen, Smaragden, Amethysten ꝛc. eingefaßt waren; in gleicher Weise die Aegypter und Griechen. Im alten Rom wurden anfangs eiserne Ringe getragen. Nur Gesandten war es erlaubt, goldene Ringe zu besitzen, welche ihnen auf Staatskosten gegeben wurden. Gewöhnlich trugen auch Feldherren, welche triumphirten, während ihres Triumphzuges goldene Ringe, jedoch erst in späterer Zeit, so daß noch Marius mit einem eisernen Ringe über den Jugurtha triumphirte. Allmählich verbreitete sich die Sitte, goldene Ringe zu tragen immer mehr, so daß selbst Sklaven ihre eisernen Ringe in Gold faßten. Allgemein wurde es später Brauch, in die Fingerringe schön geschliffene Steine einzusetzen. Außer Diamanten wurden fast alle Edelsteine dazu verwendet. Die antiken Ringsteine sind in der Regel ovale Tafelsteine; ihre Platte ist etwas vertieft oder eben, seltener etwas erhaben. Sie zeigt meistens Köpfe, mythologische Gegenstände und dergleichen mehr, bisweilen sind auch Buchstaben in dieselbe gravirt. Die Figuren stehen entweder erhaben und dann nennen wir die Steine Kameen — sie dienten offenbar vorzugsweise nur zum Schmuck — oder sie sind vertieft, und solche Steine heißen jetzt Intaglios; sie dienten ebenfalls zum Schmucke, aber auch als Petschaft. Kameen und Intaglios nennen wir gemeinschaftlich Gemmen. Bisweilen

wurden die Steine nicht geschliffen; so lesen wir bei Plinius: „Man legte auf das Schillern der Edelsteine, auf ihre Farben, ihren Stoff, ihre Schönheit einen so hohen Werth, daß man deren manche nur in ihrer natürlichen Schönheit bewundern will und deswegen nicht wagt, Figuren in sie zu schleifen.“ Die Steinschneider standen im Alterthume in hohen Ehren; ihr Verfahren bei Bearbeitung edler Steine war dem jetzt gebräuchlichen im wesentlichen gleich. Namentlich die griechischen Künstler hatten es in Bezug auf Politur, auf das Naturgemäße und die Schönheit der Figuren zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht, den die besten Künstler unserer Zeit nicht übertreffen. Bei den Schriftstellern des Alterthums lesen wir häufig von berühmten Steinschneidern, so bei Herodot über den Samier Theodorus: „Polykrates, König von Samos, besaß ein Kleinod, welches ihm lieber war, als alle seine anderen Schätze, einen Siegelring, den er am Finger zu tragen pflegte. Es war ein in Gold gefaßter Smaragdstein, ein Werk des Theodorus, Sohn des Samiers Telekles.“ Zu Alexander des Großen Zeiten scheint Pyrgoteles der trefflichste Steinschneider gewesen zu sein, da Alexander verordnet haben soll, daß ihn niemand als dieser auf Stein darstellen dürfe. Nach Pyrgoteles waren Apollonius, Kronius und Dioskorides sehr berühmt. Der letztere hatte in einen Ringstein das Bild des Augustus so ähnlich geschnitten, daß die Kaiser seitdem mit diesem siegelten. In dem Ringsteine, welchen der Diktator Sulla zum Siegeln verwendete, war die Auslieferung des Jugurtha gegraben. Kaiser Augustus siegelte anfangs mit einer Sphinx, später, weil viel über seine Sphinx gewitzelt wurde, mit dem Bilde Alexanders des Großen. Maecenas, der Günstling des Augustus, siegelte mit einem Frosche, vor welchem die Leute große Furcht hatten; Maecenas war nämlich viel in Geldverlegenheiten und forderte häufig Geld von seinen Bekannten. „Anfangs war es in Rom Sitte, wie Plinius erzählt, nur an einem Finger einen Ring zu tragen und zwar an dem, welcher dem kleinen zunächststeht (Goldfinger), wie wir es auch an den Bildsäulen des Numa und des Servius Tullius sehen; nachher steckte man ihn an den Zeigefinger, was auch an den Bildsäulen der Götter geschah, dann wurde auch der kleine Finger beringt. Jetzt ist bei uns der Mittelfinger der einzige, an dem man keinen trägt.“ Die ägyptischen Frauen pflegten nach aufgefundenen Bildnissen ihre Ringe derartig zu vertheilen, daß sie an der linken Hand am Daumen und kleinen Finger je einen, am Zeigefinger drei und an den beiden übrigen Fingern je zwei trugen; an der rechten Hand am Daumen einen, am vorletzten Finger zwei.

Der Ring war häufig ein Symbol der Würde; so gab bei den alten Hebräern der Fürst demjenigen, welchen er mit der höchsten Gewalt belehnte, seinen Siegelring. Dies geschah auch bei Josephs Erhöhung (1. Mose 41, 42) „Und Pharao zog seinen Ring von seiner Hand und legte ihn in die Hand Josephs.“ Im Mittelalter wurde den Bischöfen bei der Investitur gleichfalls ein Ring dargereicht. Eine bedeutsame Rolle spielt der Ring bei Verlobungen. Im alten Rom wurden vom Brautpaare bei der Verlobung eiserne Ringe (pronubum) getragen. Später waren dieselben, wie wir bei Tertullian lesen, von Gold; bisweilen waren Inschriften eingravirt, wie: „Mögest

Du lange leben", oder: „Ich bringe Dir Glück" u. s. f. Bei unseren Vorfahren war es gleichfalls Sitte, die Ringe zu wechseln. Ueber die Bedeutung des Trauringes bei denselben findet sich eine Notiz im Corpus juris canonici VII. 30 quest. 5: „daß die Braut vom Bräutigam einen Ring erhält, ist theils ein Zeichen der gegenseitigen Treue, theils und besonders geschieht es, damit durch solches Pfand ihre Herzen verbunden werden. Deshalb wird der Ring auch an den vierten (Ring-) Finger gesteckt, weil nach der Sage von diesem Finger eine Ader bis zum Herzen gehen soll." Erwähnenswerth ist noch die Thatsache, daß sich der Doge von Venedig, um das adriatische Meer günstig zu stimmen, alljährlich mit demselben vermälte, durch den Ring, welchen er vom Buccentaurus aus hineinwarf.

Ein Schmuckgegenstand, dem gegenwärtig in Europa sehr wenig Sorgfalt zugewendet wird, ist der Gürtel. Das Vaterland desselben ist der Orient, wo er stets in hohem Ansehen stand und mit besonderer Vorliebe verziert wurde. Bei den alten Hebräern wurde das Unterkleid gewöhnlich von einem ledernen Gürtel über den Hüften zusammengehalten, die besseren Gürtel waren von Linnen, bisweilen von noch kostbarerem Stoffe, schmal und gestickt, auch mit einer goldenen oder silbernen Schnalle verziert. Die Linnengürtel wurden meistens in einen Knoten geschlungen und hingen in zwei langen Zipfeln herab. Am Gürtel war das Schwert befestigt, oder ein Dolch stak in demselben; auch wurde er zum Aufbewahren des Geldes benutzt; Matth. 10, 9.: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euern Gürteln haben." Ein besonderes Putzstück war der Gürtel in der weiblichen Tracht. Er war von Byssus und häufig sehr schön gestickt. Am Gürtel hingen noch kostbare Täschchen. Das Tragen von Gürteln war bei dem weiblichen Geschlechte allgemein, daher konnte auch der Prophet Jeremias sagen: „Vergißt eine Jungfrau ihres Schmuckes, eine Braut ihres Gürtels?" Die arabischen Frauen und die Beduinen verzieren die Gürtel auch jetzt noch mit Goldplatten, Goldknöpfen und edlen Steinen. Durch die Kreuzzüge kam der Gürtel aus dem Oriente nach Europa. Ursprünglich gehörte er zur Rüstung der Männer, welche ihre Waffen an ihm befestigten. Später benutzten auch die Frauen den Gürtel zur Zusammenhaltung des Untergewandes und des Rockes. Anfangs bestand er aus einem seidenen Bande, oder aus einem Riemen von rothem Leder, später wurde er ein kostbares Schmuckstück. Er wurde aus den werthvollsten Borden, aus aneinander gefügten Gold- und Silberplatten verfertigt, häufig auch mit edlen Steinen besetzt. Der Gürtel erschien im Mittelalter ferner als Bestandtheil der geistlichen Tracht, so verfertigte die Gemalin des Kaisers Heinrichs II. dem heiligen Gotthart, Abt zu Nieder-Alteich, einen daumenbreiten Gürtel, auf welchem die Worte: „sola fides" zwölfmal zu lesen waren. Im vierzehnten Jahrhundert wurden die Gürtel häufig mit Glocken und Schellen verziert. Eine besondere Art war der „Dupfing", den man nicht mehr in der Taille, sondern tiefer um die Hüften gespannt trug. Nachdem dann durch französischen Einfluß die Kleider in der Taille verengt wurden, kamen die Gürtel immer mehr außer Mode, bis sie heute endlich bloß vereinzelt auftreten. Die Dichter des Mittelalters beschreiben uns die Gürtel sehr oft und bisweilen mit großer Genauig-

keit. So heißt es im „Parcival" von der Gräfin Tenabrock und ihrer Gespielin:

„— Ein Gürtel golden
Umschloß den dunklen Scharlachrock,
Der weit umwallte die Holden —!"

In Etzels Hofhaltung:

„Ihr Leib, der war umfangen
Mit einem Gürtel klein,
Darauf manch goldne Spangen
Und je danach ein Stein."

Ferner lesen wir in dem schon mehrfach erwähnten Erek:

„Dann Frau Eniten ward
Ein span'scher Gurt herumgelegt,
Den jede Frau so gerne trägt."

Mit großer Sorgfalt sind die Gürtel im Vigalois beschrieben:

„Ein Gürtel, den die Mayet trug,
Das was ein Bote gut genug
Von edelem Gesteine,
Groß und nicht zu kleine.
Aus einem Smaragde was
Recht grüne als ein Gras
Die reinste (Schnalle) wohl ergraben,
Von Golde ein Aar darauf erhaben,
Mit Geschmelz harte Währ (zierlich)
Das Werk, das war spähr (kunstreich.)
Daß sie Spängel sollten seyn,
Das waren Thier goldein
Gewürkt mit großem Fleiße,
Die zwischen Perlen weiße
Waren gesteckt.
So war er bedecket
Mit edlem Gesteine."

Um die Geduld unserer Leser nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, erwähnen wir von den Gürteln nur noch diejenigen der Papu. Die Gürtel derselben sind aus Blättern oder Binsen geflochten, etwa zwölf Centimeter breit und so lang, daß, wenn sie hinten zugebunden werden, die Enden noch dreißig Centimeter herabhängen. Bisweilen sind sie mit einer großen Muschel verziert, die genau in der Mitte angebracht ist.

Fußringe finden sich bei den Völkern, welche keine dichte Fußbekleidung, sondern nur Sandalen tragen. Bei den alten Hebräern legten vornehme Frauen Fußbänder an, die durch Kettchen, sogenannte „Schrittkettchen" verbunden waren. Aus diesem Grunde konnten nur kleine Schritte gemacht werden und klirrten dabei häufig die Kettchen. Auch die germanischen Frauen suchten sich durch eherne Fußringe zu schmücken. Einige afrikanischen Stämme tragen noch jetzt Ringe von Korallen, Perlen, Eisen, Gold ꝛc. um Knöchel und Knie, die arabischen Frauen endlich solche von Silber.

Dies dürften wohl die vornehmlichsten Schmucksachen sein, welche die Menschen zur Verschönerung ihres Körpers verwenden. Wir möchten nur noch kurz zwei Gegenstände erwähnen, welche ursprünglich nur Bedürfnißgegenstände waren, auch heute noch zum praktischen Gebrauche dienen, indessen derartig verziert sind, daß sie zu den

Schmucksachen gezählt werden dürfen. Wir meinen Handschuhe und Fächer.

Erstere wurden von den deutschen Frauen schon im achten und neunten Jahrhundert gebraucht. Sie wurden später, namentlich vom elften Jahrhundert an, aus Seide und feinem Leder hergestellt und mit bunter Stickerei, mit Perlen und Edelsteinen verziert. Gewöhnlich bedeckten sie den ganzen Unterarm; in neuerer Zeit sind ähnlich große Handschuhe wieder in Mode. Mit den Handschuhen waren einige Symbole verbunden. Bei den Franken, Alemannen, Sachsen und Langobarden wurden bei Uebergabe von Gütern Handschuhe dargereicht oder hingeworfen. Man entäußerte sich der Güter, gleichsam wie der Handschuhe, indem man letztere auszog und ablegte. So warf auch der letzte Hohenstaufe, der unglückliche Konradin, vom Blutgerüste aus den Handschuh für Peter von Arragonien unter die Menge, indem er demselben damit seine Rechte auf Sicilien und Apulien vermachte. In gleicher Weise erhielten Boten, welche man mit Vollmachten ausrüsten wollte, einen Stab oder Handschuhe. Der Sendende übertrug damit seine Rechte auf den Boten und ermächtigte ihn statt seiner zu handeln.

Fächer endlich sind fast auf dem ganzen Weltkreise verbreitet. In Ceylon verwendet man als solche die größten Blätter des Talipotbaumes. In China verfertigt man aus Blättern die verschiedenartigsten Fächer, außerdem besitzen die Chinesen solche aus Pfauenfedern, ferner solche aus schmalen Blättchen von Elfenbein und Schildpatt, die man zu einer halbkreisförmigen Scheibe auseinander ziehen kann. Derartige Fächer wurden bei uns im siebzehnten Jahrhundert durch die Jesuiten-Missionen eingeführt und sind noch jetzt Mode. Im nördlichen Europa bedient sich nur das schöne Geschlecht des Fächers. Einer unserer bekanntesten Satiriker beklagt mit folgenden Worten, daß die Fächer nicht mehr allgemein in Gebrauch sind: „Mich wundert, daß die Fächer außer Mode gekommen sind. Fächer gaben den Damen eine Contenance, wie die Dose dem Manne, beschäftigten beide Arme, und wie viel ließ sich ungesehen durch sie sehen, zumal wenn ein verstecktes Ferngläschen angebracht war? Karlsruhe bewahrt uns das Bild des größten Fächers, und bis die Mode wieder in Gang kommt, mögen einstweilen die jungen Herrchen, die wie Zephyrs umhergaukeln, den Damen Wind machen."

Unsere Zeit ist höchst erfreulich nach Einfachheit des Schmuckes bestrebt. Schmuck verschönert allerdings, aber übertrieben wird er zum abgeschmackten Prunk, der keineswegs einen gebildeten Sinn beweist. Diese Ansicht hat sich immer mehr verbreitet, so daß es gegenwärtig nicht auf die Menge und den Reichthum des Schmuckes ankommt, sondern auf die Güte des Stoffes und die Gediegenheit der Arbeit. Allerdings kann binnen kurzem wieder eine andere Meinung vorherrschen, denn die Schmucksachen sind abhängig von dem Ungeheuer Mode „das wie Saturn das Kindlein frißt, ehe man noch recht sehen kann, was am Kindlein war, das oft so theuer kam." Die Mode greift in alle Verhältnisse ein, wie ein französischer Spruch sagt:

„Tout change, la raison change aussi de méthode,
Ecrits, habillements, système, tout est de mode."

das heißt:

„Es wechselt alles, die Vernunft selbst wechselt die Methode,
In Schrift, in Kleid, wie im System, in allem herrscht die Mode."

Hoffen wir aber, daß, wie auch die Launen der Mode sein mögen, unsere Handwerker immer mehr streben nach kunstvollen Formen, und daß man in Deutschland, wie auf allen anderen Gebieten, so auf dem des Kunstgewerbes, sich ganz emanzipire von dem französischen Einflusse, damit sich nicht bewähre der alte Spruch:

„Erst, wenn sie in Paris à l'Allemande sich tragen,
Wird man in Deutschland auch sich deutsch zu tragen wagen."

Ein Quiproquo.

Novellette von Eugen von Jagow.

„Nicht doch!" antwortete Armand der Aufwartefrau, welche in Frankreich den stolzen Titel „ménagère" führt, mit der Ungeduld eines Verliebten. „Die mit dem blauen Kleide meine ich. Dies Kleid hat feine, weiße Streifen; auf den Stoff verstehe ich mich zwar nicht, aber der Besatz besteht aus feinen, sehr bunten Spitzen. Besser weiß ich's nicht zu beschreiben."

„Nun, nun", erwiderte beschwichtigend die lebhafte, zwerghafte Madame Felix, indem sie mit dem Kopf und dieser mit den kleinen, klugen Augen ihre Bereitwilligkeit in mannigfacher Weise zu erkennen gaben, „ich verstehe ja schon. Seien Sie ganz unbesorgt, ich werde schon erfahren, wer sie ist und wie sie heißt und ob . . ." Sie hemmte ihren Redefluß, als sie Armands nervöse Handbewegung gewahr wurde, und trippelte hastig hinaus.

Armand Porel war ein junger, talentvoller und bildhübscher Musikus, der seine Eltern frühzeitig verloren und über ein kleines Vermögen verfügte, eben groß genug, um davon während seiner Studienjahre leben zu können. Er besuchte das Pariser Konservatorium und stand dicht vor dem Examen. Gelang es ihm, dasselbe zu bestehen, so war er ein ebenso gemachter Mann, wie etwa der junge Landarzt, der auf seiner Visitenkarte den stolzen Titel: „ancien interne des hôpitaux" prangen lassen darf.

Er hatte sich eine stillere Wohnung gemiethet, als die, welche er bisher in einem oberen Stock des Boulevard Saint-Michel inne gehabt hatte; sein schweifender Blick vermochte ein belebtes Eckchen vom Luxem-

bourg-Park zu erhaschen; die rankenden Gewächse des sechsten Stockes ließen ihre grünen Zöpfe bis in sein Fenster niederhängen und seine eifrigsten Besucher waren die Schwalben, welche mit schrillen Lauten um die altersgrauen Dächer strichen. Wie mußte sich's da prächtig arbeiten lassen! Und in der That fing Armand, als kaum das Pianino in seinen bescheidenen Winkel gerollt worden war, als ein neuer Adam zu studiren an. Durch ein häßliches Geklimper auf einem entfernten Klavier gestört, hatte er sein kleines Fensterchen ärgerlich geschlossen, bis der Kontrapunkt seine Aufmerksamkeit völlig in Anspruch genommen hatte. Aber der Moment war eingetreten, da er das, was er im tiefsten Herzen empfand, in den kleinen, boshaften Zwerggestalten, so man Noten nennt, nicht zu verkörpern wußte, und er instinktiv beide Fensterflügel weit geöffnet hatte, um sich von der reinen Himmelsluft begeistern zu lassen. Diese sehr alltägliche Verrichtung war für ihn ein „Sesame, ouvre toi!" gewesen, wie es in dem famosen arabischen Märchen „Ali Baba" heißt, denn kaum waren die mit verblaßten, rothen Gardinen verhüllten Lichtpforten geöffnet, so hatte es so liebreizend zu ihm, herübergeklungen, als wollte ihm diese gottbegnadigte Stimme das soufflíren, was seine graue Theorie vergeblich zu finden versucht hatte.

„Soufflíren" ist freilich nicht der rechte Ausdruck, denn die Stimme hatte voll und rein geklungen, wie Kirchenglocken, und deutsche Musik, welche fast nirgends so eifrig betrieben wird, wie gerade in der Heimat der Patriotenliga, hatte sich auf ihn wie der „Himmels-Liebe-Kuß" gestürzt. Freilich herrschte selbst in seiner stilleren Straße nichts weniger, als eine „Sabbathstille." Der Ruf der Fischverkäuferinnen drang bis zu ihm hinauf, aber er hatte ihn nicht vernommen und jenes jämmerlichen Gestümpers auf dem Piano, das ihn vorher so geärgert, dessen Töne aus demselben Hause, ja, aus demselben Fenster gekommen waren, kaum mehr gedacht, oder sich wenigstens gesagt: „sicherlich ein unreifes Brüderchen oder Schwesterchen!"

Nach einiger Zeit hatte der Gesang aufgehört und etwas später war ihm am Fenster ein Bild erschienen, ein Bild . . . ., doch wozu einem deutschen Publikum dasselbe ausmalen? Faust sagt es mit drei Worten: „das Frauenbild war gar zu schön."

Uebrigens hatte Madame Felix kaum das Zimmer verlassen und Armand — die Stirn gegen die Fensterscheiben — seine Gänsefeder mechanisch zugeschnitten, als das französische Gretchen dort drüben wieder erschien. Sie hatte die Arme auf das vor den Fenstern der französischen Häuser befindliche Geländer gelehnt, durch dessen Gitterwerk das von dem Liebhaber mit so laienhaften Ausdrücken geschilderte blaue Kleid lockend hindurchschimmerte.

Sie zeigte ihr pikantes Profil, ihre mit koketten Locken überschleierte Stirn offenbar mit Wohlgefallen, während sie durch die seidenen Wimpern hindurch ihren unbekannten Bewunderer neugierig forschend betrachtete. Dieser wagte endlich eine kleine Handbewegung, den der gute Wille einer Angebeteten wohl für einen fragenden Gruß auffassen konnte. Und in der That kam es Armand so vor, als wenn sie diesen Gruß erwiderte, freilich so schüchtern, wie eine Blume, die unter dem Fächeln des Abendhauches das Haupt kaum merklich beugt.

Armand wiederholte das Experiment, und bald ward er gewahr, daß seine Beobachtung nicht auf einer optischen Täuschung beruhe.

Als die liebliche Erscheinung nach einiger Zeit verschwand, strich sich Armand mit der Hand über die Augen, fest entschlossen, alle seine Gedanken auf die Tonika und Dominante seiner Kunst zu konzentriren. Aber er sah nur zu bald ein, daß er seine Dominante heute nicht unter der schwarzgeschwänzten Gefolgschaft Euterpes finden werde. Jeder musikalische Gedanke wandelte sich ihm mit einer proteusartigen Behendigkeit, über die er sonst nicht verfügte, in eine Liebeserklärung, und statt eines regelrechten Kanons, hatte er bald ein erotisches Kunstwerk vollendet, dem nur eins fehlte: der Titel.

Wer war denn eigentlich diese kleine Fee, die ein so feines, zartes Gesicht, eine so volle Stimme und ein so empfindsames Herz besaß, das ihr Vortrag Takt für Takt verrieth?

In diesem Augenblick kehrte Madame Felix unerwartet zurück.

„Ich bin expreß heraufgekommen", sagte sie, nach Athem ringend, „um Ihnen mitzutheilen, daß die junge Dame in Blau Juliette heißt, Juliette Vernon. Ich sah sie aus dem Hause kommen, folgte ihr und fragte den Buckligen, Sie wissen doch, der, welcher die schönen Melonen . . . ."

„Ja, ja", fiel ihr Armand ungeduldig ins Wort: „der Kaufmann! — Also Juliette . . . .?"

„Vernon! — die Mutter ist Wittwe, — reich, mein Herr!" setzte die Alte mit eigenthümlicher Betonung hinzu; „aber krank. Sie geht nie aus."

Die Geschwätzige setzte ihren Bericht noch eine gute Weile fort, obgleich derselbe sich beständig wiederholte. Schließlich aber wurde Armand diese Spionage peinlich, welche ihn an die der Heiratsvermittlerinnen und noch schlimmerer Persönlichkeiten erinnerte. Er verabschiedete die Alte.

Noch etliche Tage lang ergötzte sich Armand an dem geschilderten stummen Spiel von Fenster zu Fenster, bei dem sein Piano schließlich gänzlich verstummte. Endlich entschloß er sich, um jeden Preis ein Zwiegespräch mit Juliette herbeizuführen. Er nahm den, wie einen Fugensatz inzwischen mehrfach umgearbeiteten Brief mit sich, in der Absicht, ihn seiner Herzenskönigin, falls etwa die Zunge stockte, wenigstens mit vielsagender Geberde zu überreichen. Und siehe da: das Glück begünstigte ihn.

Allerdings hatte Juliette etwas früher, als er, die Straße betreten und ging vor ihm her, aber sie war allein. Ein Zweifel über ihre Identität war für ihn nicht möglich, er erkannte sofort das blauweiße Kleid mit dem bunten Spitzenbesatz, als hielte er sich, statt im Konservatorium, im Louvre, d. h. im Modemagazin des Louvre auf. Aber unter welchem Vorwande seine Juliette anreden? All die Phrasen, die er sich im Dämmerlicht und inmitten seiner Noten ausgedacht hatte, erschienen ihm im Lichte der Sonne, auf dem Pariser Trottoirs absolut lächerlich. Er machte in der That tausend Erklärungen, aber nur in seinem Hirn, und je fieberhafter er sie variirte, je konfuser wurden sie.

Diese Erklärung erschien ihm in der That noch schwieriger, als das bevorstehende Examen.

Aber Gott Amor verläßt die Seinen nicht. Ein Kompromiß mit dem göttlichen Kollegen „Zufall" wird von ihm oft so schnell geschlossen, daß man meinen sollte, beide seien im Parlament groß geworden, und — kleine Ursachen, große Wirkungen! — Juliettens Hand entfällt der Sonnenschirm. Mit der Schnelligkeit eines Gedankens, an dem es dem verzweifelnden Armand in den letzten Minuten völlig gefehlt hatte, stürzt dieser auf die willkommene Beute. Blitzschnell läßt er den Brief in deren seidene Falten gleiten. Juliette flüstert ihren Dank und kehrt sich dabei zu ihrem Ritter um. Dieser aber .... starrt sie wortlos an.

„Das ist Juliette nun und nimmermehr!" sagte er sich verblüfft. Juliette und ihr Sonnenschirm sind seinen Blicken längst entschwunden und er ist nach reiflicher Ueberlegung zu dem Schluß gelangt: „ja, sie ist es doch! aber Du hast Dich vom Fenster zum Fenster schmählich täuschen lassen. Sie sieht wahrhaft aus, als wenn sie, wie man zu sagen pflegt, mal jung gewesen wäre! Dieselbe Geschichte, wie mit den Damen auf der Bühne. Und Du, armseliger, betrogener Armand, Du willst ein Opernkomponist werden, willst anderen Dein Licht leuchten lassen und läßt Dich selbst so hinters Licht führen!"

Tags darauf steht Armand am Fenster, neugierig, sein entweihtes Götterbild, sein in eine Frau Marthe entzaubertes Gretchen noch einmal wiederzusehen. Welch ein Wunder! Juliette erscheint schöner denn je; Aschenbrödel konnte nicht lieblicher aussehen. Armand blickt hinüber, staunt, starrt, blickt immer von neuem prüfend hin; es ist möglich, daß die Kunst, daß die Schminke ....? Nein, nein — unmöglich! Du hast Dich gestern getäuscht! Wo hast Du nur Deine Augen gehabt?"

Und verliebter denn je, setzt er sich von neuem an den Schreibtisch. Diesmal vertraut er, wie der Dieb, der immer kühner wird, Brief und Geheimniß der alten Felix an. Die Alte schmunzelt und ihr Mienenspiel scheint zu sagen: „wir kennen das!"

„Sie hat Ihren Brief; sie öffnete selbst die Thür, so daß ich nicht einmal nach einem Vorwande zu suchen brauchte", erzählte Madame Felix nach ihrer Rückkehr, um dann nach den letzten Worten eine lange bedeutsame Pause zu machen.

Da Armand in seiner Zerstreuung indessen auf ihre triumphirende Miene nicht achtete, überreichte sie endlich einen Brief Juliettens mit dem Bemerken, daß sie ihn gerade habe zur Post tragen wollen.

Der junge Mann nahm diesen Brief mit einer Erregung entgegen, welche ihm alles Blut zum Herzen strömen ließ. Er war im Begriff, ihn aufzubrechen, als er sich besann.

„Ich danke Ihnen!" sagte er trocken zu der Neugierigen und ... Enttäuschten.

Er wollte sich den erwarteten Genuß, den er sich höher vorstellte, als jeden künstlerischen, nicht durch die Geschwätzigkeit einer runzligen Alten verderben lassen.

Kaum allein, überflog er die feinen Schriftzüge, um dann den Brief zwei-, dreimal gründlich zu lesen und darin zuerst in den Zeilen,

dann zwischen denselben vergeblich nach einem süßen Bekenntniß zu suchen, das seiner Leidenschaft schmeichelte. Was darin stand, überraschte, beglückte ihn zwar unendlich, aber die kühle Form des Schreibens entgeisterte ihn; um mit Schiller zu reden. Auch schien es ihm, daß dasselbe von der Mutter verfaßt sei, die vielleicht auch Juliette hieß. Andererseits war er darüber entzückt, daß ihn Juliette jener empfohlen hatte. Wenigstens glaubte er, dies annehmen zu müssen, da er aufgefordert wurde, Toinette Klavierunterricht zu ertheilen.

„Toinette?" fragte sich Armand, „gewiß die famose kleine Virtuosin, die mich immer zum Schließen der Fenster zwingt. Ich hätte wahrhaftig lieber der Göttlichen zum Gesang begleitet! Nun denn, um Julietten nahe zu sein, will ich gern dulden und leiden!"

Am nächsten Tage begab sich Armand mit Herzklopfen zur Wohnung seines musikalischen und körperlichen Ideals, in dem festen Glauben, daß er Gegenliebe gefunden habe. Und in der That täuschte er sich nicht, ja, er hatte vielleicht mehr Liebe gefunden, als er wähnte. Dennoch wartete seiner eine Enttäuschung eigener Art.

Er wußte, daß die Mutter krank zu Bette lag und ihn ein glückliches tête-à-tête erwartete, dessen bloße Vorstellung ihn so beseligte, wie wenn eine seiner Opern, die er freilich erst alle noch zu schreiben gedachte, aufgeführt werden solle.

Er steigt, nach Fassung ringend, langsam die Treppe empor, seine Hand zittert; er klingelt. Die Geliebte öffnet ihm, wenigstens glaubt er sie in dem etwas dunklen Entrée zu erkennen. Sie läßt ihn in den Salon eintreten, er sieht sich ihr gegenüber, und .... vermag einen Ausruf der Enttäuschung nicht zu unterdrücken. Welch ein tückischer Gott narrt ihn denn abermals? Wieder dasselbe, früh gealterte Gesicht, derselbe männliche Ernst auf der lockenfreien Stirn!

Armand beherrscht sich endlich, schämt sich seines Ausrufs und mit der resignirten Miene eines Schulprofessors fragt er: „Und Fräulein Toinette?"

Juliette hat Armands und Toinettens Geheimniß längst errathen, sie, die der Musik des jungen Mannes stundenlang mit liebendem Ohr gelauscht, sie, auf die sein Blick, sein Wesen, sein Talent, das sie versteht, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, sie lächelt schmerzlich: „einen Augenblick!"

„Toinette!" ruft sie.

Und Toinette tritt ein, eine verjüngte, schönheitsstrahlende Juliette mit eben dem blauen Kleid und eben den Spitzen, wie ihre Schwester, aber leider .... ohne deren tiefes und innig empfindendes Herz. Sie erröthete mit kokettem Lächeln und schmollte über die Armandschen Briefe, die ihr Juliette gezeigt hatte.

„Dort steht das Piano!" spricht die opferwillige Juliette, welche über das Glück der Schwester ihr eigenes vergißt. Sie spricht es mit einem neidlosen Ton. Doch Armand bemerkt nichts von alledem; begeistert von dem Gedanken, daß er mit der Schönsten der Schönen musiziren und daß ihre Lippen, die ihm einst das Jawort zulispeln sollen, auch einen hohen künstlerischen Genuß gewähren werden.

Toinette aber erwidert auf seine Frage grausam: „das ist ja Ju-

liette! sie singt so ein bißchen. Die eigentliche Musik betreibe ich. Ich bin die Klavierspielerin."

Armand, der sein Examen bestand, gab Toinette im ganzen nur zehn Musikstunden. Nach der zehnten verlobte er sich mit .... Juliette!

Er hatte seine brieflichen Liebeserklärungen an die rechte Adresse geschickt!

Nippsachen.

Garrick als Modell. Der berühmte englische Schauspieler Garrick hatte seine natürliche Begabung zur Pantomime durch Kunst und Studium zu einem Grade der Vollkommenheit ausgebildet, daß er imstande war, seiner Physiognomie jeden beliebigen oder verlangten Ausdruck zu geben. Nun wollte eine junge Dame in London gern das Bild eines ihrer Verehrer haben, konnte ihn aber nicht dazu bewegen, sich malen zu lassen. Da ging sie zu Garrick und bat ihn, ihr das gewünschte Bild zu verschaffen, indem er als Modell dazu diente. Eine solche Bitte wäre jedem andern lächerlich erschienen; Garrick fand sie ganz einfach und beeilte sich sie zu erfüllen. Er studirte das Gesicht des Lords, beobachtete seinen Blick, sein Lächeln, das Spiel seiner Mienen, erforschte genau den Ausdruck, der seine Physiognomie kennzeichnet, und stellte ihn endlich so täuschend und treu dar, daß die Dame voll Entzücken in ihm ihren Freund zu erblicken glaubte. Ein geschickter Maler zeichnet nun das Porträt des so veränderten Schauspielers und alle erkennen darin den Lord, der sich selbst so gut getroffen fand, daß er nicht begreifen konnte, wie dies ohne seine Mitwirkung möglich gewesen wäre.

D. C—s.

Die Schnürbrüste waren in Rußland noch ganz unbekannt, als Peter der Große auf seiner Reise nach Pyrmont in diesem Orte bei Gelegenheit eines Balles mit einigen hannöverschen Damen tanzte. Betroffen sagte der Monarch nach dem Balle zu seinen Begleitern: „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauenspersonen!"

D. C—s.

Die Amole. Diese Cactusart, diese natürliche Seife der Indianer und Mexikaner, wächst auf dem amerikanischen Festland von Mount Shasta im Norden des Felsengebirges bis zu gleicher Breite auf dem südlichen Theile des Kontinentes, und von der Küste des Stillen Ozeans östlich bis zum Rio Grande, durch Neu-Mexiko und das westliche Texas. Der Blumenstengel trägt gar keine Blätter, dagegen aber zahlreiche Zweige von etwa 18 Zoll Länge, an denen in der Blütezeit Blumen von weißer und gelber Farbe hängen. Die zwiebelartige Wurzel ist von einem bis 6 Zoll im Durchmesser und von 6 bis 18 Zoll lang. Ein seifenartiger Saft wird aus der Wurzel gewonnen und die Fasern der Blätter werden gehechelt und zur Füllung von Matratzen, Kissen, Stuhlsitzen ꝛc. verwendet. Die vegetabilische Seife, welche aus der Wurzel gewonnen wird, benutzen die Indianer, Mexikaner und andere schon seit Jahren als Haarwaschmittel, und dieselbe übertrifft an Reinheit alle aus animalischen Substanzen angefertigten Seifen. Die Eigenschaften der Seife als Präservativ sind drüben wohlbekannt; dieselbe giebt dem Haare einen schönen natürlichen Glanz, verhütet dessen Ausfallen und entfernt alle Unreinlichkeit der Kopfhaut. Die Wurzel wird getrocknet und gerieben zu Zahnpulver verwendet, das Vieh frißt die Blätter im Frühjahr als Purgativ, und wenn man dieselben in Stücke schneidet und in ein Gewässer wirft, in dem sich Fische in größerer Anzahl aufhalten, werden dieselben betäubt und können mit Leichtigkeit gefangen werden. In Neu-Mexiko und den angrenzenden Ländern kann man die Pflanze in ungeheuerer Anzahl finden.

D. C—s

Etwas über das Schminken. Das Schminken der Damen ist eine uralte Mode. Schon die Hebräer haben es gekannt, später kam es zu den Griechen und artete in Rom, besonders in der Kaiserzeit, in der ärgsten Weise aus. Daß es aber auch den alten Germanen bekannt gewesen ist, muß bei der Einfachheit dieses Volkes sehr verwundern. Recht eigentlich wurde das Schminken seit dem zwölften Jahrhundert allgemein. Die englischen Damen jener Zeit, denen Bläße des Gesichtes vornehmlich gefiel, verwendeten eine Unmasse weißer und grauer Farben zum Schminken, arbeiteten aber viel drastischer durch anhaltendes Hungern und häufige Aderlässe vor. Die Französinnen waren zu derselben Zeit harmloser. Ihnen erschienen umge-

kehrt rothe Wangen als die schönsten, und sie erreichten dieselben außer durch entsprechende Farben sehr sicher durch kräftige und reichliche Nahrung. Ihre Schwestern im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert theilten den Geschmack der englischen Damen der früheren Zeit, sie befleißigten sich sehr eifrig der Bläße und schluckten zu diesem Zwecke Sand und Asche. In Deutschland blieb die alte Sitte natürlich auch nicht aus und nahm so sehr überhand, daß Dichter und Prediger gleich stark dagegen eiferten. Die letzteren nannten das Schminken kurzweg eine Gotteslästerung. In der That war die Ansicht vorhanden, daß man mit dem Schminken, indem dadurch ewige Frische und Jugend erzielt würde, den Göttern ähnlich zu werden sich bestrebe, was natürlich sündhaft war. Ein deutscher Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, Hans Michael Moscherosch, läßt sich folgendermaßen über jene Mode und die ihr verwandten Schönheitsmittel aus: „Und ich sahe deren einen hauffen, die im Gesichte waren, als ob sie geschröpft hätten oder sich picken und hacken lassen: dann an allen orten, die sie gern wolten beschauet haben, waren sie mit schwartzen kleinen pflästerlein behencket und mit runden langen breyten schmalen spitzen mücklein bekleybet. Etliche schabeten das gesicht mit einem glas; etliche ropffeten (rupften) sich mit Bech (Pech) die große augbrauen aus: andere so keine augbrauen hatten, mahleten solche mit einem wenig schwärtze an." Die vorzüglichsten Stoffe, die zum Schminken verwendet wurden, waren Queckfilber, altes Fett, rothe Farben, Weizenmehl ꝛc. Die Mannigfaltigkeit der Schminken war sehr beträchtlich, denn es werden uns nicht weniger als dreihundert Arten derselben angegeben. J. D.

Ein sonderbarer Verräther. Peter der Große von Rußland hatte kaum den Krieg mit Schweden beendigt, als er sich schon wieder mit einem neuen Plan beschäftigte, mit einem Feldzug gegen Persien. Sein Entschluß sollte aber vor der Hand Geheimniß bleiben, und um recht sicher und unbelauscht darüber berathen zu können, begab sich Peter in das Zimmer seiner Gemalin, der Kaiserin Katharina, mit der er überhaupt seine Pläne zu besprechen pflegte, und zog außerdem nur noch den Fürsten Menczikoff in die Berathung. Sie waren allein im Gemache, und Peter trug seinen Plan vor. So sehr er für den persischen Feldzug glühte, so heftig und entschieden war aber der Widerstand, den er fand, um so hitziger und energischer wurde aber der Kaiser, „K' Persi padjom" (Wir gehen nach Persien) war sein erstes und blieb sein letztes Wort, und es war das einzige, was er auf alle Gegenvorstellungen erwiderte. Peter hatte natürlich nicht vergessen, es Menczikoff und Katharina einzuschärfen, das ganze als Geheimniß zu bewahren, und beide hatten es versprochen. Zwei Tage waren seitdem verstrichen, Peter befand sich gerade in der besten Laune, und als zufällig ein Deutschtschik (Diener) in seine Nähe kam, fragte er ihn leutselig und mehr gleichgiltig als neugierig: „Was giebt es neues?" — „Nichts neues", versetzte dieser, „außer daß wir nach Persien gehen." „Wie?" rief nun der Kaiser wie vom Blitz getroffen aus, „was sagst Du?" Der Deutschtschik wiederholte seine Antwort. „Aber woher hast Du das?" „Kurieff hat's mir gesagt, der Deutschtschik bei der Kaiserin." „Wo ist Kurieff? Augenblicklich soll er erscheinen!" „Er hat die Kaiserin aufs Lustschloß begleiten müssen und kann nicht vor Abend zur Stelle sein." Peter konnte die Zeit kaum erwarten, bis Kurieff erschienen wäre. Endlich kam er. Aber die Antworten, die er dem Kaiser gab, erschienen diesem so unglaublich und unwahrscheinlich, daß er ihn unwillig stehen ließ und ihm nicht weiter Gehör schenkte. Eilig begab er sich vielmehr ins Gemach der Kaiserin, ließ Menczikoff ebendahin entbieten, und theilte ihnen mit, was vorgefallen war. Er machte ihnen die heftigsten Vorwürfe, daß sie kein Wort gehalten; beide versicherten aber, daß sie das Geheimniß mit keiner Silbe verrathen hätten. „Wenn Ihr es nicht gesagt habt", rief jetzt der Kaiser aus, „so hat Kurieff doch recht, und ich weiß nun den Verräther. Hier sitzt er", fuhr er fort und zeigte auf den Papagei der Kaiserin, der sich in seinem goldenen Käfig hin und her bewegte. Und so war es auch. Der Papagei war im Zimmer, als Peter über den persischen Feldzug sprach, das gelehrige Thier hatte die Worte „K' Persi padjom" oft sprechen gehört und zuletzt behalten. Und als dann Kurieff einen Tag später im Vorzimmer der Kaiserin beschäftigt war, hatte der Papagei unter anderen Worten auch die neugelernten ausgesprochen und das Geheimniß des Kaisers ausgeplaudert. Einen solchen Verräther konnte Peter natürlich nicht im Palast behalten und er nahm die erste beste Gelegenheit wahr, ihn fortzuschenken. Eine Warnung für jedermann! Wirklich sollte man sich hüten, im Beisein eines Papageien über Dinge zu sprechen, von denen man nicht will, daß sie in die Oeffentlichkeit gelangen. Es braucht nur mit Nachdruck und mit mehrmaliger Wiederholung des Hauptsächlichen zu geschehen, und es ist schließlich nichts anderes, als die Art, wie man Papageien sprechen lehrt. Um auf Peter zurückzu-

kommen, so hatte der Verrath für ihn keine Folge, und er hat dann doch den Heerzug gegen Persien unternommen. J. D.

Salon-Büchertisch.

Aus derr Heemte. Heiteres und Ernstes, Gereimtes und Ungereimtes in Oberlausitzer Mundart von Emil von Zilligstein, Görlitz, Verlag von H Tzschaschel. 170 S. 8°. Geheftet 1 Mark, elegant gebunden 1 Mk. 60 Pf.

Was Hebel für die allemannische, Kobell für die bayerische, Reuter, Groth und Schröder für die plattdeutsche Mundart, das waren oder sind Holtei, Rößler, Heinzel für die Oberlausitzer, und Zilligstein, dessen Pseudonym zu lüften wir noch keine Erlaubniß haben, schließt sich diesen würdig an. Er arbeitet nicht nach „berühmten Mustern", sondern läßt seinem eigenen theils ernsten, theils humorvollen Genius freien Lauf. Er bereitet seinen Lesern nicht nur einige hochvergnügte Stunden, sondern giebt zugleich ein treues Bild der biedersinnigen Oberlausitzer, ihrer Denk- und Lebensweise, ihrer Sprache, ihres Gemüthslebens. In die auf den ersten Anschein etwas ungefüge Sprache liest sich auch der Ungeübte bald ein, und die Kenntniß der deutschen Dialekte bildet ein neues, haltbares Band zwischen den einzelnen Volksstämmen. Wir wünschen „Aus derr Heemte" die verdiente weiteste Verbreitung und hoffen, daß der Verfasser diesem, seinem Erstlingswerke bald weitere folgen lassen werde. Er hat das Zeug dazu, die Herzen seiner Leser im Sturm zu gewinnen, er hat recht, wenn er von seinem Buche sagt: „'s Harze hott mit broa geschriebn!" Glückauf!

B.-R.

Kurze Skizzen zum Gastspiel der „Münchener". Mit dreizehn Porträts. Von Ludwig Krieger. München 1885. Selbstverlag des Verfassers. 112 S. 8°.

Zweck dieses elegant ausgestatteten Schriftchens ist: den alten und neuen Freunden volksthümlicher Kunst ein Erinnerungszeichen an bajuvarische Schauspieldichter und an die Gastspiele des unter Max Hofpauer stehenden Schauspiel-Ensembles zu geben, das seit 1879 Züge durch die deutschen Gaue unternimmt. Nach einer erschöpfenden Einleitung über „Das moderne Gebirgs-Volksschauspiel" erhalten wir Porträts und recht ausführliche Biographien von Hermann von Schmid, Ludwig Anzengruber, Ludwig Ganghofer, Maximilian Schmidt; von den ersten Schauspielkräften des Ensembles von 1885: Hans Albert, Elise Bach, Irene Baumgarten, Direktor Hofpauer, Lina Meittinger, Hans Neuert, Amélie Schönchen, Georg Schwarz, Kathi Thaller. Endlich als Beilage eine Anzahl Recensionen und Repertoire des Gastspiels. Wenn auch die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, so haben wir doch in diesem interessanten Werkchen eine sichtbarliche Erinnerung an die flüchtigen Genüsse, welche uns die weltbedeutenden Bretter boten. B.-R.

Unser Bildertisch.

Kleine Hexe.

(Mit Illustration.)

Des wilden Vogels Furcht und Scheu
Zwang sie mit ihrem süßen Locken,
Mit ihrer Stimme Silberglocken, —
Es ist die reine Zauberei!

Sie holt aus Wald und Flur herbei
Heilkräft'ges Wunderkraut zusammen
Und trocknet's über blauen Flammen, —
Es ist die reine Zauberei!

Mit ihren Augen frisch und frei
Weiß sie so traut umherzugrüßen, —
Da sänk ihr jeder gern zu Füßen, —
Es ist die reine Zauberei! —

Indiskret.

(Mit Illustration.)

Gucke nicht, gucke nicht gar zu sehr,
Allzuviel Wissen macht's Herze schwer!
Verdirbst Dir die schönen Augen noch
Und findest, Du Zöfchen, im Innern doch,
Was gar nimmer gewesen nach Deinem Begehr.
Schau Dir nur selbst in die Seele hinein,
Das wird noch immer das Beste sein!

Alte Historie.

(Mit Illustration.)

Helle Birken, dunkle Fichten
Ragen in die blaue Luft,
Um die Fernen, um die lichten,
Webt sich silbergrauer Duft.

Keine Burg und keine Dome!
Spurlos ging mit Drang und Klang
An dem breiten Wolgastrome
Manch Jahrhundert seinen Gang.

Doch ob farblos auch und nüchtern
Sich das Bild dem Auge zeigt,
Ob auch blöde nur und schüchtern
Sich das Herz dem Herzen neigt, —

Hier auch knospet im Gemüthe,
Was die Menschheit Höchstes ehrt,
Liebe, Treue, Herzensgüte,
Frauenhuld und Manneswerth.

Wer dem braunen Paar begegnet,
Das im Fichtenthale geht,
Möge sprechen: Seid gesegnet, —
Und sein Spruch, er sei Gebet.

A. Brieger.

Der Storch hat's gebracht. (Mit Illustration.) Die Kinder sind ob des wichtigen Ereignisses in großer Aufregung. Schon ein paar Tage vorher hat die Mutter den kleinen Hans gefragt, ob er lieber ein Brüderchen oder ein Schwesterchen haben möchte. „Am liebsten ein Schaukelpferd" war Hansens Antwort. Und als nun der Storch seinen Besuch gemacht hatte, sagte der Vater zu Hans: „Weißt Du schon, daß der Klapperstorch Dir diese Nacht ein Brüderchen gebracht hat?" „Nein", rief der Junge, „ei, das muß ich gleich der Mutter sagen."

Als er zur Mutter ans Bett kam und die alte Muhme ihm und der Schwester Lenchen das neue Brüderchen zeigt, ruft Hans, nachdem er aus seinem Bilderbuch sich genau über den Storch informirt hat: „Ist das Brüderchen aber klein! Nicht größer als ein Apfel und hat gar keine Beine!" Und das kluge Lenchen sagt: „Sieh nur, Hans, was das kleine Brüderchen für rothe Bäckchen hat! Das muß schön gefroren haben in der kalten Nacht, als der Storch mit ihm durch die Luft flog! Und sieh nur, die kleinen rothen Händchen! Ach, und es hat gar keine Zähne, wie ein Frosch!" Inzwischen hat Hans die alte Muhme nachdenklich angesehen und sich erinnert, daß dieselbe kinderlos ist. Mit lautem Vorwurf ruft er, während die Mutter sich an dem kindlichen Geplauder ergötzt, der Alten zu: „Höre, Muhme, Du hast aber einen faulen Storch!"

Neueste Moden.

Nr. 1. Hut aus bronzefarbenem Filz.

Dieser Hut hat vorn einen breiten Rand, welcher auf der linken Seite emporsteht. Auf der obersten Kante des Kopfes ist eine Partie Schleifen aus breitem,

Nr. 1. Hut aus bronzefarbenem Filz.

bronzefarbig mit Schmetterlingen und Blumen besticktem Band angebracht, in deren Mitte eine Aigrette von Federn und Wachsperlen sich befindet. Von diesen Schleifen gehen direkt die Binde-Bänder aus, welche vorn eine große Schleife bilden. Der Schirm des Hutes ist ringsum mit einer Goldschnur besetzt.

Nr. 2. Hut aus moosfarbenem bestickten Tuch.

Der Kopf des Hutes ist weich und mit matt-violetten Blumen bestickt. Der Schirm hat einen Rand von eingesteppten Schnuren und wird halb von einem schönen Federbusch bedeckt. Die Binde-Binder aus hellmoosfarbigem Moiré-Band sind am Hinterkopf befestigt, wo der Ansatz durch den herabgebogenen weichen Kopftheil bedeckt wird.

Nr. 3. Hut aus schwarzem Sammet.

Der weiche Kopf des Hutes hat einen zurückgeschlagenen Rand, unter welchem dicke Sammet-Puffen angebracht sind. Das Kopf-Theil ist mit goldenen Sternen bestickt und mit zwei breiten, über dem Kopf liegenden Gold-Spitzen verziert. Eine

Nr. 2. Hut aus moosfarbenem bestickten Tuch.

ebensolche Spitze geht vorn um den Rand des Hutes. Lange breite Binde-Bänder von dickem Seiden-Band mit Sammet-Streifen und großem Schleifen-Tuff mit Perlen-Verzierung vervollständigen diesen eleganten Hut.

Nr. 4. Herbst-Mantel.

Der Mantel ist aus grobem maronenfarbenem Wollen-Stoff gefertigt und hat einen Besatz von breiten Galons. Der Rücken ist fest anliegend und endigt in tiefen Falten, welche der Länge herab ebenfalls mit Galons besetzt sind. Die Vordertheile sind glatt und bis über die Mitte herab mit großen Knöpfen versehen. Die großen Aermel des Mantels gehen vom Rücken aus und bilden nach unten eine stumpfe Spitze. Der Mantel, ebenso auch die langen Aermel sind mit Seide gefüttert. Der kleine Kragen ist mit Galon besetzt. Hut mit Jersey-Stoff

überzogen, der gerade vorstehende und sich nach hinten emporbiegende Rand desselben ist mit Sammet gefüttert; zum Garniren des Hutes ist ebenfalls Sammet verwendet, welcher vorn Schleifen bildet und mit einem schönen Vogel besetzt ist.

Nr. 5. Mantel-Visite.

Diese Visite ist aus reichem broschirtem Sammet gefertigt und reich mit Schmelz-Passementerie und Grelots verziert. Eine Chenille-Franse umgiebt den untern Theil derselben. Der Kragen, die Vordertheile an beiden Seiten, sowie auch die

Nr. 3. Hut aus schwarzem Sammet.

Aermel sind mit Opossum oder australischem Biber besetzt. Das ganz glatt fallende untere Theil des Anzugs besteht aus dickem Schleifenstoff. Die kleine Capote von Sammet hat am vordern Rande dichte Falten. Der Kopf ist weich und hochstehend, vorn mit einer hellfarbigen dicken Schleife und Feder besetzt und mit eben solchen Binde-Bändern versehen.

Nr. 6. Umhang von Sicilienne.

Dieser Umhang fällt den Rücken herab ganz glatt und endigt ziemlich spitz. Die Vordertheile sind glatt und lang, nach vorn abgeschrägt Die großen, an

Nr. 4. Herbst-Mantel. Nr. 5. Mantel-Visite. Nr. 6. Anhang von Sicilienne.

der Seite eine Spitze bildenden Aermel ſind in den Rücken genommen. Der untere Anſatz der Aermel, ſowie das ganze untere Theil wird von einer reichen Paſſemen-

Nr. 7. Anzug für Mädchen.

terie, Schmelz und Grelots, verziert. Ringsum ein breiter Beſatz von Fiſchotter. Das Kleid iſt aus eiſengrauem Wollenſtoff gefertigt und hat an den beiden Seiten einen breiten Beſatz von Sammet, welcher mit großen Holz- oder Schmelz-Perlen beſetzt iſt. Vorn ſind tiefe Falten gelegt, welche von den Sammet-Streifen begrenzt werden, von dieſen Streifen gehen tiefgelegte Falten aus, welche ſich hoch

nach dem Puff ziehen und von da spiralförmig herabfallen. Schwarzer Hut mit grau- und moosfarbiger Feder und ebensolchem Sammet verziert.

Nr. 8. Anzug für Mädchen.

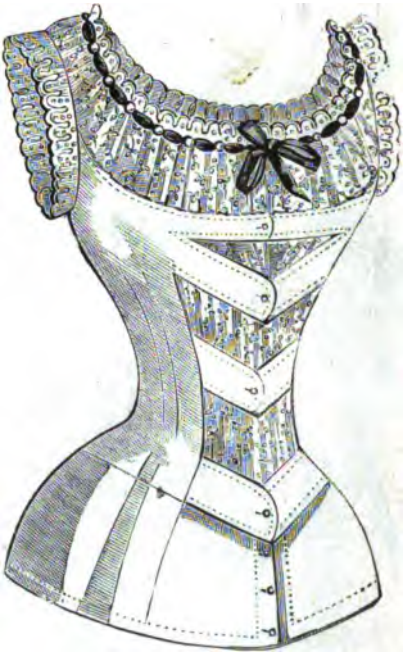
Nr. 7. Anzug für Mädchen.

Das Kleid besteht aus beigefarbenem Wollenstoff. Der Rock ist in Plissé-Falten gelegt und hat 5 Centm. vom unteren Rande einen breiten maronenfarbenen Sammet-Streifen. Das Jäckchen besteht aus maronenfarbenem Sammet und geht auf der Brust übereinander. Knöpfe und Schnuren halten dasselbe zusammen.

Der große Kragen, sowie die Aermel-Aufschläge sind vom Stoff des Kleides. Eine breite Schleife vom Stoff mit langen Enden ist unter der Jacke am Gürtel des Rockes angebracht. Auch die Aermel sind mit Knöpfen und Schnuren verziert. Der vorn spitze, aufgebogene maronenfarbene Hut hat eine dicke Bandschleife von Ottoman und Sammet. Gestreifte Strümpfe in zwei Farben.

Nr. 8. Anzug für Mädchen.

Der Rock zu diesem Anzug ist aus vielfach gestreiftem, buntfarbigem Etamine und fällt über einen falschen Rock, welcher mit einem kleinen Plissé am unteren Rande versehen ist. Die Weste, sowie das Ueberkleid sind von grauem Tuch ge-



Nr. 9. Unter-Taille.

fertigt; die breiten Schößchen, die Taschen, Aermelaufschläge, sowie der große Ueberschlag-Kragen, auch die Knöpfe an dem Ueberkleid, sind von schwarzem Sammet. Die Weste ist mit kleinen ciselirten Knöpfen geschlossen und hat am Hals einen kleinen Kragen. Eisengrauer Filzhut mit schwarzem Sammet und rother Feder, welche durch eine Metall-Schnalle gehalten wird. Roth und grau gestreifte Strümpfe.

Nr. 9. Unter-Taille.

Die Taille besteht aus Percal und läßt am obern ausgeschnittenen Rand ein Unterhemdchen von besticktem Etamine sehen, welches durch ein durch den Stoff gezogenes Seidenband zusammengehalten wird. Die Vordertheile der Percal-Taille sind in Patten geschnitten und werden durch Knöpfe geschlossen. Die kurzen Aermel bestehen aus einem angesetzten bestickten Streifen.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Flitterwochen.

Nach dem Originalgemälde von Jac. Leisten.

Ariela.

Von V. Oulot.

„Herr Graf", meldete der Verwalter, indem er eines Morgens das Arbeitskabinett des Schloßherrn betrat, „für das Jägerhaus im Lämmersdorfer Wald hat sich eine Miethpartei gefunden."

„So?" sagte der Graf gleichgiltig. „Anständige Leute?"

„Eine kaiserliche Forstbeamtenwittwe mit Tochter. Sie hat sich erboten, den Zins vorauszubezahlen."

„Sie wissen, lieber Hartmann, um die geringe Summe ist es mir nicht zu thun; ich wünschte nur, daß das Häuschen, welches dort in so schöner Lage unbenützt steht, bewohnt werde, weil es dadurch vor dem Verfall geschützt bliebe."

„Also soll ich dieser Frau — Frau Mehrtens heißt sie — sagen, daß sie sich bei dem Herrn Grafen anfragen möge?"

„Wozu? Ich ermächtige Sie, den Miethvertrag abzuschließen. Das Haus steht offen und ist bereit, den Zins nehmen ohnehin Sie in Empfang und der Besuch dieser Frau . . . wie sagten Sie? — Frau — Mehrtens, wäre mir nur lästig. Ich, der ich nicht einmal mit meinen Gutsnachbarn verkehre, will durchaus keinen Umgang mit meinen Miethern pflegen. Und nun lassen Sie uns zur Tagesordnung übergehen, Hartmann — haben Sie wegen der Dampfdreschmaschine geschrieben?"

Hierauf entwickelte sich zwischen Gutsherrn und Verwalter eine länger als eine Stunde andauernde Unterhaltung über Wirthschaftsangelegenheiten.

Nachdem sich Hartmann entfernt, blieb der Graf noch eine Weile vor seinem Arbeitstisch sitzen, in Rechnungen vertieft. Dann schob er die Geschäftsbücher in ein Fach und stand auf.

Er ging an das Fenster und blickte nach dem Wetter aus. Seit frühem Morgen fiel ein dichter Regen vom eintönig grauen Himmel herab. Das war um diese Maienzeit für die jungen Saaten eine Wohlthat — aber zu dem Spaziergang, den der Graf täglich um diese Stunde zu machen pflegte, sah es verzweifelt wenig einladend aus.

Eine schöne Erscheinung, der Graf Leo Warteneck — Herr der Herrschaften Rudnitz und Waldbrühl, königl. kaiserl. Kämmerer, Ehrenritter des Johanniterordens, Obersterblandpanierträger in Oesterreich ob und unter der Enns u. s. w. — eine schöne Erscheinung; wie er so dastand in der tiefen, holzausgetäfelten Fensternische und nachdenklich hinausblickte. Zwischen sechsunddreißig und vierzig Jahren stehend, von auffallend hoher Gestalt, mit edelgeschnittenen und dabei eigenthümlich sanften Zügen. In das dichte, tief in Stirn und Schläfen gepflanzte Haar mischten sich schon weiße Strähne, aber dies beeinträchtigte nicht die männliche Jugendlichkeit seines Aussehens, die in den leuchtenden Blauaugen, in dem zähneblitzenden Lächeln gegen das melirte Haar nur desto lebhafter kontrastirte.

Graf Leo lächelte oft, aber es war ein Lächeln der Güte — nicht der Heiterkeit. Er war überhaupt nicht heiter — eher schwermüthig. Es hatte ihn einst ein harter Schlag getroffen. Das war schon lange her, aber noch immer war es nicht ganz verschmerzt; sein ganzes Leben war ihm damit verdorben worden.

Im Alter von einundzwanzig Jahren — ein feuriger Jüngling voll Ansprüche an das Leben und das Glück, voll Vertrauen und Liebe zu allen Menschen — hatte er sich mit einem heißgeliebten Mädchen vermält, einer reizenden Magnatentochter, die in ihrer ersten Wiener Faschingssaison allgemeines Furore gemacht. — Der junge Gatte war im Himmel. Er betete sein liebliches Weibchen an und war stolz auf die Triumphe, die ihr als der jüngsten und schönsten unter den Modeführerinnen der Residenz bereitet wurden. Zwar hätte er lieber sein Eheglück in ländlicher Einsamkeit vergraben, aber davon wollte Gräfin Ilka nichts wissen. Der Winter mußte im Wiener Palais zugebracht werden, dessen Feste zu den glanzreichsten des Karnevals zählten; im Mai mußte in den Prater gefahren und den Rennen beigewohnt werden; der Sommer wurde in den böhmischen Bädern verkokettirt und im Herbst fanden auf Rudnitz und anderen Schlössern die großen Jagden statt. — Dieses Leben währte vier Jahre. Leo war ein Märtyrer dabei. Er vergötterte seine Frau und konnte ihr nicht versagen, was sie so zu beglücken schien; aber abgesehen davon, daß er — eine stille, schüchterne Natur — selbst kein Freund der rauschenden Weltvergnügungen war, verursachte es ihm Qual, zu sehen, wie ein Heer von Courmachern seine Ilka umschwärmte. Unter den Huldigungen sah er die begehrenden Hoffnungen lodern und fühlte sich dadurch in seiner Liebe und seinem Stolz verletzt. Aber ein Zweifel an der Tugend seiner Frau kam in ihm nicht auf.

Desto grausamer traf ihn der Schicksalsschlag.

Eines Tages war sie geflohen — mit dem Liebhaber geflohen und ihr zweijähriges Töchterchen Emmy hatte sie mitgenommen . . so war mit einemmale sein ganzes Glück zerstört.

Er wollte der Fliehenden nach — den Ehrenräuber tödten, sein Kind zurückholen, aber ein durch das Uebermaß der Erregung herbeigeführtes Nervenfieber warf ihn für mehrere Wochen auf das Krankenlager. Inzwischen war die Spur der Flüchtlinge verloren. Er setzte zwar die Nachforschungen fort, aber vergebens.

Nach einiger Zeit erhielt er eine Zustellung, worin er unter Bei-

schluß von Todtenschein und sonstigen behördlichen Papieren von dem Ableben seiner Tochter Emmy benachrichtigt wurde. Hierauf gab er alle weitere Nachstellungen auf.

Es waren wieder mehrere Jahre verstrichen, als ihm eines Tages ein Brief zukam, dessen Aufschrift er sogleich als die Handschrift der verlorenen Frau erkannte . . . Klopfenden Herzens entfaltete er das Blatt und suchte die Namenszeichnung — richtig, da stand: „Deine unglückliche Ilka.“ Sie schrieb, daß ihr Geliebter sie verlassen, daß sie selbst nun elend und sterbenskrank sei — ob er sie noch einmal sehen wolle?

Zur selben Stunde fuhr Leo zum Bahnhof, um den nächsten Zug zu benutzen, der ihn nach dem Orte führen sollte, woher der Brief gekommen war. Wenn er Tag und Nacht reiste, konnte er nicht vor sechsunddreißig Stunden am Ziele sein. Von welcher Ungeduld und welchen wechselnden Gefühlen Leo während dieser Fahrt bewegt war, läßt sich nicht sagen. Es war ihm selbst nicht klar, ob er Groll oder neuerwachte Liebe im Herzen trage — nur einer Sehnsucht war er sich bewußt: zu ihr! zu ihr! — Von verschiedenen Stationen aus telegraphirte er an ihre Adresse: „Ich bin unterwegs — nach so und so viel Stunden komme ich an.“

Als er aber ankam, da war's zu spät. „Die kranke Dame“, so lautete der Bescheid, „ist gestern gestorben.“

Nachdem er am Bett der todten Gattin gekniet, ihre schöne Leiche in Vergebung geküßt und zu Grabe geleitet hatte, reiste der Wittwer in seine Heimat — und in seine Einsamkeit zurück.

Und in dieser Einsamkeit war er bis zum heutigen Tage geblieben. Nicht, daß er sich unheilbarer Melancholie oder wildem Menschenhasse hingegeben hätte. Er gehörte zu den Sanften, Guten, Freundlichen, und Haß und Trübsinn lagen ihm gleich fern. Nur eines verabscheute und floh er: das war der Wirbel des Highlife. Dort, wo sein Gattenglück und seine Gattenehre in den Theater-, Salon- und Ballstürmen zerschellt worden, dorthin wollte er nimmer zurückkehren; unter den glänzenden Komteßchen wollte er sich keine zweite Frau holen.

Ueberhaupt dachte er nicht daran, sich wieder zu verheiraten. Sein Leben war nicht leer, denn er besaß eine Geliebte: — die Kunst. Musik und Malerei waren seine Freuden. Nicht mit Ehrgeiz, nicht mit wilder Begeisterung hing er daran — aber mit stiller, genußreicher Liebe.

Neben seinem Schreibzimmer, in welchem er gewissenhaft allmorgendlich der Administrationsarbeit seiner Güter oblag, befand sich ein großes Gemach, das ihm als Atelier und als Musiksaal diente. Hier verbrachte er bei seiner Staffelei und Skizzenmappe, bei seinem Klavier und Harmonium die schönsten Stunden des Tages.

Nein — doch nicht die schönsten! Draußen im Walde, da weilte er noch lieber als im Atelier — denn er hatte noch eine dritte Passion: die Natur. Er malte auch nur Landschaften. Nicht Frauenschönheit, nicht der Faltenwurf reicher Stoffe, nichts aus dem ganzen Reiche der Historie verlockte seinen Pinsel; nur berggezackte Horizonte, uferspiegelnde Seen, nur die grünen Zauber seines geliebten Waldes suchte er auf die Leinwand zu bannen. Wenn es ihm gelungen war,

ein Licht- und Schattenspiel, irgend eine Linienharmonie verzweigten Laubwerks so wiederzugeben, daß ihm aus seiner Arbeit dieselbe bestimmte, aber unbenennbare Empfindung anwehte, in die ihn der Anblick des Originals versetzt hatte, dann genoß er jenes, nur Künstlern bekannte Hochgefühl, welches der regsten Lebensfreude, nämlich der Schaffensfreude, entspringt.

Auch ohne Stift und Skizzenbuch verbrachte er im Freien süß durchträumte Stunden. Gar vieles, was ihn durchdrang, wenn er am Rand des Waldbachs saß, oder von hohen Aussichtspunkten auf weite Horizonte blickte; oder auch nur, im Moose liegend, von schaukelnden Gräsern umgrüßt, in die blaudurchschimmerten Baumkronen hinaufsah; vieles, was er da genoß, das gehörte gar nicht in den Bereich der Farben und Linien, das drang durch alle Sinne in seine Seele. Mit dem würzigen Hauch der sonngebrannten Kräuter, mit dem tollen Zirpen der Baumgrille, mit der lauen oder kühlen Weichheit des Windes, mit dem vielstimmigen Vogelsang, mit all' dem Wiegen, Rieseln, Summen, Duften ringsum, sprach es zu ihm — bewegte, liebkoste es ihn. Er verstand es und hätte es nicht malen, nicht sagen — nicht einmal denken können; nur es *fühlen*, froh und liebend, wie geahnte Gottesnähe . . .

Leo stand am Fenster und blickte in den Regen hinaus. Die Tropfen fielen schräg auf die Scheiben und glitten da, nasse Furchen ziehend, herab. „Wie Thränen", sagte sich Leo und, als wolle er solch eine Regenthräne auffangen, legte er den Finger auf das Glas. Dieses aber war ja auf seiner Seite trocken und draußen weinte es unbehelligt weiter. Noch eine Weile starrte er in das düstere Grau hinaus und dann trat er in das Zimmer zurück, mit der Absicht, in das anstoßende Atelier arbeiten zu gehen. — zum Malen war es zu finster — er würde Orgel spielen. Aber unterwegs besann er sich eines andern: er hatte wirklich nicht die geringste Lust zu musiziren. Und so ging er nicht einmal bis zur Atelierthüre, sondern setzte sich wieder in den Fauteuil vor seinem Schreibtisch. Er schloß die Augen und lauschte dem regelmäßig plätschernden Lärm, des jetzt in Strömen herniederfallenden Regens. War das ein langweiliges Gefühl, dieses bleierne Nichtsthun und Nichtsdenken — und doch fehlte ihm die Energie, sich herauszureißen. — Wer hätte derlei Stunden nicht schon durchlebt? Es ist ganz schön, wenn es von einem Menschen heißt, er befasse sich leidenschaftlich mit dieser oder jener Kunst, diesem oder jenem Studium, so glaubt man wohl, daß seine ganze Zeit mit der befriedigenden Beschäftigung ausgefüllt wird, daß ihm seine Arbeit immer zu Gebote steht und es nur ein freiwilliges Ruhenehmen ist, wenn er zufällig nichts thut. Das verhält sich aber anders. Nicht er war's, der der Arbeit entsagte, es war die Arbeit, die sich ihm versagt hat. „Es geht nicht und geht nicht!" Wer hätte diesen Seufzer nicht schon ausgestoßen, Feder oder Stift wegschleudernd, Buch oder Notenheft zuschlagend. Und dann legt sich auf den unfreiwillig Ruhenden ein schwerer Alp von Langeweile, Entmuthigung, Mattigkeit — eine erwartungslose Existenzfaulheit, ein Klagen, daß, — wie Copée sagt — das Leben so kurz und die Stunden so lang!"

* * *

Einige Tage später war aus dem grauen Landregenschleier die Sonne hervorgebrochen und die Fluren glänzten in voller Maienpracht. Es war sieben Uhr morgens und schon saß Graf Warteneck in einem Winkel des Waldes und malte.

Das Stückchen Landschaft, das auf der Leinwand skizzirt war, bot keine besonders romantischen Züge. Ein paar Buchen und Birken, ein schmaler Bach, dahinter wieder eine Laubwand: das war das ganze Motiv. Aber was der Maler hineinzulegen versuchte, war das Frische, Frühe, Helle, welches das junge Jahr und der junge Tag wie durchsichtiges Geflimmer über den knospenden Zweigen und den funkentanzenden Wassern webt. Doch es wollte nicht gelingen — Farben und Striche waren es, die da zustande kamen, nicht aber der unsägliche Doppelzauber von Frühling und Morgen.

Er stand von seinem Feldsessel auf, räumte die Malerrequisiten zusammen und setzte sich auf einen gefällten Baumstamm am Rand des Baches. Er schaute abwechselnd in die Wellchen hinab und zum türkisenblauen Himmel hinauf, auf welchem silberumsäumte Wölkchen flogen — und da er ihn nicht malen konnte, den frohen Frühlingsmorgen, so gab er sich wenigstens der Lust hin, ihn zu athmen. Nachdem er eine Weile so gesessen, vernahm er ein Geräusch von Schritten. Er schaute auf und erblickte zwischen den Stämmen der Buchen eine Mädchengestalt. — Es war keine Bäuerin. Sie trug städtische, wenn auch ganz einfache Kleidung. Er sah, wie sie sich öfters bückte, um vom Boden etwas zu pflücken, das sie in ein Körbchen legte.

„Ach, eine Erdbeerjägerin", dachte er, „ich will ihr helfen." Er stand auf und ging zu ihr hin. Sie war aber so in ihre Arbeit vertieft, daß sie ihn nicht hatte kommen sehen. Erst als er eine unterwegs gepflückte Beere in ihr Körbchen fallen ließ, blickte sie auf und zeigte ein Gesichtchen, das selber wie ein Frühlingsmorgen war. Sechzehn Jahre — liebliche Unschuld: ist das nicht das lenzige Frühroth des Frauenlebens?

Der Graf lüftete den Strohhut.

„Guten Morgen, Fräulein — Sie sammeln Erdbeeren?"

Er hatte errathen, daß er vor der Tochter seiner neuen Mietherin stand. Am vorigen Tage hatte der Verwalter Personalbeschreibung gegeben: Die Mutter, mittelalterlich und schwarzhaarig, sieht finster und brütend aus; die Tochter hellblond, weiß wie Schnee, fenstergroße blaue Guckerle, das bildsauberste Mädel von der Welt."

Minna Mehrtens erhob sich erröthend von ihrer gebückten Stellung und erwiderte die Begrüßung:

„Guten Morgen, Herr Graf! Ja, ich pflücke Erdbeeren."

Auch sie wußte, wer derjenige sei, der sie angesprochen. Am Tage ihrer Ankunft war er durch die Dorfstraße gewandelt, und der Kutscher, der die beiden Frauen führte, hatte sich mit den Worten umgewandt: „Dort geht unser Herr Graf!"

„Soll ich Ihnen pflücken helfen?"

„Ich danke . . . wie Sie sehen, ist mein Körbchen schon voll — es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe."

Mit einer grüßenden Kopfneigung drehte sie sich um und eilte leichten Schrittes davon.

Leo dachte nicht daran, ihr nachzugehen. Er war kein Mädchenverfolger; zudem hatte in dem ganzen Gebahren der Kleinen so viel unbewußte Würde gelegen, daß er gefürchtet hätte, sie durch Zudringlichkeit zu beleidigen. Einige Zeit blickte er ihr nach, dann ging er an seinen vorigen Platz zurück und schaute von neuem in den Silberfunkentanz des Baches. — Es war dieselbe Scenerie, rings dasselbe Bild wie zehn Minuten vorher, und doch war der Eindruck jetzt ein anderer. Durch das Geflüster des windbewegten Gezweiges tönte der Stimmfall der eben gehörten Worte nach; ein Abglanz jenes erröthenden Gesichtchens spielte durch das Sonnenlicht, und zu dem Geruch des feuchten Mooses mischte sich noch Erdbeerduft.

Ebenso erging es dem Mädchen. Wie sie so waldeinwärts eilte — beinah als wäre sie auf der Flucht — klangen auch ihr die eben vernommenen Laute nach: „Guten Morgen, Fräulein — soll ich Ihnen pflücken helfen? — und die hohe Gestalt des Sprechers, sein vornehmes Gesicht, ein eigenes, weißschimmerndes Lächeln; alles dies schwebte ihr vor und sie versuchte gar nicht, es zu bannen. Warum sie eigentlich geflohen, das wußte sie nicht, es war so instinktiv geschehen und beinahe war es ihr leid, daß sie nicht länger dort geblieben war.

„Nun Kind, hast Du Erdbeeren gefunden?“ fragte die Mutter, als das Mädchen unter die Hausthüre trat.

„Ja, Mutter, das ganze Körbchen voll.“

Sie ging in das rechts vom Flur gelegene große Gemach, welches als Wohn- und Eßzimmer diente, nahm einen Teller aus dem Wandschrank und schüttete den Inhalt ihres Körbchens darauf. Wenn sie nur gewußt hätte, welche von den duftenden Beeren diejenige war, die der Graf für sie gepflückt hatte, die hätte sie so gern von den andern herausgelesen und in ihrer Kommode im „Andenkenschubfach“ verwahrt.

Frau Mehrtens war hinter Minna ins Zimmer getreten.

„Du solltest noch mehr von den Erdbeeren nach Hause bringen, wenn es deren so viele giebt. Es wäre jetzt Zeit, einige Töpfe davon einzusieden.“

Mit der kurzen Beschreibung, welche der Verwalter von der Försterswittwe gegeben, hatte er sie ziemlich richtig gezeichnet. Sie blickte in der That finster drein und hatte etwas unstätes, unsicheres in Bewegung und Stimme. Der Verwalter, der diese Frau früher nicht gekannt, mochte glauben, daß dies ihre gewöhnliche Art sei, aber Minna wußte, daß ihre Mutter dieses Wesen erst seit einiger Zeit zeigte — seit dem Zeitpunkt ungefähr, wo die Miethe dieses Jägerhauses in Aussicht genommen worden war.

„O, wenn Du willst“, antwortete Minna auf die letzten Worte ihrer Mutter, „so kann ich ganze Ladungen nach Hause bringen, so daß das Eingemachte bis zum künftigen Jahr reicht.“

„Nein — es ist überflüssig — ich habe mir's überlegt. Wir werdens nicht brauchen — bis dahin wird alles anders sein.“

„Wie meinst Du das, Mutter? Warum sollten wir künftigen Winter keine eingemachten Erdbeeren brauchen können?“

„Nichts, nichts mein Kind. Ich finde nur, Du passest nicht zum Früchteeinsieden — Du würdest Dich besser dazu eignen — Gräfin zu sein — nicht?“

Minna erröthete und schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht, Mutter. Salons und Ballsäle, das wäre nichts für mich. Ich gehöre in den Wald — ich glaube, ich könnte nicht leben ohne Harz zu athmen."

„Grafenschlösser stehen auch im Wald", entgegnete Frau Mehrtens.

* * *

Das von den beiden Frauen bewohnte Häuschen war für dieselben gerade groß genug und sie hatten sich darin, obwohl erst seit vier Wochen angekommen, schon ganz häuslich eingerichtet.

Minna stand vor ihrer Kommode und stöberte unter den Gegenständen des „Andenkenfaches" — an das sie vorhin anläßlich der Erdbeeren gedacht hatte. Da lagen mehrere, mit blauen Bändchen umbundene Packete von Briefen, Bandschleifen, welken Blumen, ein Haarsträhnchen und dergleichen mehr. — Das waren aber nicht, wie man hätte glauben mögen, Liebeserinnerungen — nein, dieses sechzehnjährige Herz hatte noch kein Mann zu schnellerem Schlage gebracht; die himmelspiegelnde Heiterkeit des unschuldsvollen Blickes täuschte nicht — sie war der Abglanz einer noch ganz ungetrübten Seele. Das Haarsträhnchen stammte von einem längst verstorbenen Schwesterchen her; die Briefe waren theils von ihrem Vater, theils von einer seither auch verstorbenen Institutsfreundin. Minna hatte nämlich drei Jahre — von ihrem achten bis elften — in einer vorzüglichen Töchterschule zugebracht; dann aber konnte es ihr Vater nicht mehr ohne sie aushalten und sie mußte in sein Waldheim zurück, wo er nun selbst ihre Fortbildung übernahm. Herr Mehrtens war einigermaßen ein Schöngeist gewesen. Die Stunden, die er von der Ausübung seines Berufes erübrigte, füllte er mit Lektüre und mitunter mit eigenen Dichterversuchen aus. In seinem Töchterchen fand er nicht nur eine Schülerin, sondern eine Kameradin. Ihr frühentwickelter Verstand und ihr poesievoller Sinn qualifizirte sie zu dieser Ehrenstelle.

Jetzt waren es beinahe zwei Jahre her, daß der Förster gestorben war. Damals, als sie den Vater verloren hatte, glaubte Minna wahnsinnig werden zu müssen vor Schmerz. Sie versenkte sich in einen wahren Erinnerungskultus; immer wieder las sie in den Büchern nach, die sie mit dem Verlorenen gelesen und wiederholte laut die Worte, die er bei gewissen Stellen zu sagen pflegte. Oder aber sie lief in den Wald hinaus und horchte dem Wipfelrauschen, in welchem sie wähnte, seine unsterbliche Seele flüstern zu hören.

Frau Mehrtens ließ sie gewähren. Der Verlust des Gatten war ihr selbst, in mehr als einer Hinsicht, sehr hart gefallen, denn nun war sie auf ein ganz spärliches Einkommen beschränkt. Sie begann jetzt unruhig zu werden — manchmal stundenlang in sich gekehrt — es war, als kämpfte sie einen inneren Kampf; es mußte irgend eine Idee, ein Plan, in ihr aufgestiegen sein, mit dessen Ausführung sie jedoch zögerte.

Die Jugend kennt keinen untröstlichen Schmerz. Minnas Thränen flossen bald sanfter und seltener, und nach einer Zeit erwachte wieder die volle Lebenslust in ihr. Noch immer liebte sie das Waldesrauschen, aber jetzt hörte sie nicht mehr nur Geisterstimmen heraus, die an vergangene Tage mahnten, sondern ein Hoffnungsgeflüster, das von

kommenden Zeiten voll Glück und Liebe und geheimnißvoller Lebensräthsel sprach.

Minna stand vor der „Andenkenlade" und nahm einen Gegenstand nach dem andern zur Hand. „Ach, wärst Du am Leben, Schwester!" sprach sie in Gedanken, während sie das flachsfarbige Haar der langbegrabenen Kleinen betrachtete, „Dir könnte ich wohl anvertrauen, wie froh ich bin — über jene Begegnung im Walde ... wie er mir wohlgefallen hat, dieser dunkle, stolze, freundliche Mann ... Warum ich nur so schnell davon geeilt bin?"

Ja, einer Schwester gegenüber hätte sie diese Gedanken laut werden lassen, aber ihrer Mutter wollte sie nichts davon sagen. Es bestand kein rechtes Verständniß zwischen dieser Mutter und ihrem Kinde, daher auch kein Vertrauen.

* * *

Am folgenden Tage fand sich Leo um dieselbe Stunde am selben Platze ein. Freilich, wenn man ein Landschaftsbild angefangen hat, so muß man, um dasselbe zu vollenden, sich auf die gleiche Stelle begeben und muß auch die gleiche Beleuchtung, also dieselbe Sonnenlage, zu finden trachten. Dies wenigstens waren die Gründe, welche der Graf sich selbst angeführt hatte, als er seinen Morgengang nach der bestimmten Richtung einschlug. Aber am Ziele angelangt, stellte er weder Feldsessel noch Staffelei auf, sondern setzte sich auf sein gestriges Plätzchen am Bach und schaute — diesmal nicht in die hüpfenden Wellen, sondern nach jener Waldesseite, wo die Erdbeerernte reift. „Zum Malen fehlt das Licht", hatte er sich gesagt, um auch einen Grund für das Liegenlassen seiner Arbeit aufzuweisen. Es ist sonderbar, wie man sich selber oft entschuldigende Rechenschaft giebt, obwohl man eine solche gar nicht verlangt hat und wie man dann, obwohl man sich sehr gut durchblickt, mit einer gewissen Selbstcourtoisie die gebotene Ausrede gelten läßt.

Uebrigens war in der That das gestrige Licht nicht über die Landschaft ergossen. Der Himmel war umwölkt, feuchte Schleier hingen an den Wipfeln und die Luft war von Regengeruch erfüllt. Das war so das rechte Wetter, um mit tiefen, tiefen Athemzügen die nach Sommerregen beinahe schmeckende Luft einzutrinken.

„Sie kommt nicht", seufzte der Graf nach ungefähr halbstündigem Harren — „wahrscheinlich fürchtet sie den Regen."

Aber es war nicht das Wetter, welches Minna abhielt, zur selben Stunde an dem gewissen Plätzchen Erdbeeren suchen zu gehen. Sie empfand, daß es fast wie Stelldicheinbesuchen wäre, wenn sie dort erschiene und er richtig ihrer harrte — und sollte er nicht gekommen sein, so wäre das eine Enttäuschung, die sie sich ersparen wollte. Aber wenige Stunden später, da konnte sie schon ihr Körbchen an dem ergiebigen Platze füllen gehen, da war er sicher nicht mehr da ... und sie würde gern den Baum wiedersehen, den gewissen Baum, an dessen Fuß sie gekniet hatte, als ihr über die Schulter eine Erdbeere ins Körbchen flog. —

Gegen Mittag — der drohende Regen fiel noch immer nicht — verließ Minna das Jägerhäuschen und eilte waldeinwärts. Nach viertelstündigem Gehen — sie hatte sich nicht ein einzigesmal gebückt, die

am Wegrand winkenden Beeren zu pflücken — langte sie am Waldsaum bei der schon von weitem erkannten Birke an. Nun blieb sie stehen. Sie war rasch gegangen und fühlte sich ein wenig außer Athem. Sie blickte scheu um sich und nach dem Bach hinüber: es war niemand zu sehen. Aber sie hatte ja niemanden zu sehen erwartet, noch gewünscht; das Rendezvous galt der Birke, und diese stand ja da, hoch, schlank, mit leise bewegtem Laub, mit weißglänzender Rinde und um sie herum, im Wurzelmooſe, die blühenden, halbreifen und reifen Erdbeeren in Fülle.

Minna wollte sich bücken um ihre Lese mit einem dunkelrothen Früchtchen zu beginnen, das dicht am Stamme aus der Erde hervorsah, doch plötzlich hielt sie inne und ihr Auge blieb an der Birkenrinde haften. In dieselbe waren zwei Buchstaben und ein Datum eingeschnitten:

W. M.
27. Mai 1880.

Die Anfangsbuchstaben ihres Namens und das Datum des gestrigen Tages! Es war ihr, als wäre sie plötzlich in eine verzauberte Welt gerathen. Der Baum sprach deutlich mit seinen frisch geschnittenen Lettern: „Er denkt an Dich.“ Sie hatte eben auch an ihn gedacht und die Begegnung dieser beiden Gedanken, deren Zusammenstoß hier sichtbar in die Rinde eingegraben war, versetzte ihrem jungen Herzen den welterhellenden Blitzschlag einer ersten Liebe.

Nun machte sie sich ans Erdbeerpflücken. Aber ihr Körbchen ward nicht gefüllt. Lächelnd, erröthend, glücklich und furchtsam zugleich wand sie aus Blättern, Blüten und Früchten einen Kranz, den sie um den Namen in der Birke schlang und dann eilte sie davon.

* * *

Als der Graf am andern Morgen das Schloß verließ, nahm er seinen Malkasten nicht einmal mit. Der sich diesmal selbst eingestandene Zweck seines Ganges war, auf dem Erdbeerplätzchen abzuwarten, ob sich die holde Mädchenerscheinung vielleicht heute einfinden werde. Auch er schritt geradewegs auf den Baum zu, in dessen Rinde er gestern die Namenszüge der vergebens Erwarteten eingeschnitten hatte. Von weitem schon erblickte er die grüne Umschlingung des Stammes — das war ein Zeichen, eine Botschaft. Er trat hinzu und sah nun die halbverwelkten Beeren, von welchen jede mit ihrem dunkelrothen Köpfchen auf traumgestellte Fragen ein traumgewährendes Ja zu nicken schien. Auch Leo mußte nun, wie gestern Minna, freudig lächeln.

Sie war also gestern doch gekommen, nur nicht um dieselbe Stunde; heute zieht es sie gewiß wieder zu der beredten Birke her. Ich werde sie erwarten und müßte ich den ganzen Tag hierbleiben. Aber die Birke muß auch wieder etwas zu sagen haben“, schloß er sein Selbstgespräch, indem er sein Federmesser aus der Tasche zog, um ein neues Zeichen in die Rinde zu schneiden; da sah er plötzlich am Wege eine Gestalt auftauchen, in die er auf den ersten Blick seine Erdbeerpflückerin erkannte.

Er war von einer Gemüthsbewegung erfaßt, die er sich gar nicht zugetraut hätte. Als er vor sie hintrat und sie erbleichend stehen blieb, da hätte er etwas wundervolles sagen mögen, irgend welche Dankes-

worte finden, für die warme Lebensfreude, die ihre Erscheinung in sein Herz gegossen — aber er brachte weiter nichts hervor, als ein schüchternes:

„Guten Morgen, Fräulein Minna!"

Auch ihre stürmischen Empfindungen fanden keinen Ausdruck in der zitternden Entgegnung:

„Guten Morgen, Herr Graf!"

„Wohin so früh? — Wieder Erdbeeren suchen?"

„Nein, ich habe kein Körbchen mitgenommen — ich ging nur so in den Wald."

„Sie lieben den Wald?"

„O, es ist nirgends herrlicher!"

„Das sage ich auch."

Er ging neben ihr her und sie sprachen so fort, in kurzen, gleichgiltigen Sätzen. Als sie zum Bach anlangten, sagte Minna:

„Sie hatten vorgestern an dieser Stelle Ihre Staffelei aufgerichtet, Herr Graf. Haben Sie heute nicht zu malen fortgesetzt?"

„Nein, ich bin heute früh nur hierhergekommen, um unter jener Birke dort Erdbeeren zu suchen."

Das junge Mädchen ward feuerroth.

„Aber von morgen an will ich wieder malen. Dieser Bachesrand ist gar so schön. Sehen Sie, wie hier die Weidenzweige herüberhängen? Doch — wollten Sie mir eine große Freude machen, Fräulein Minna? Lassen Sie sich mit auf dem Bilde aufnehmen — es würde noch einmal so schön werden. Setzen Sie sich hierher auf diesen gefällten Baum und schauen Sie, wie träumend, in den Bach — so — ja, das gäbe ein liebliches Motiv — wollen Sie?"

Minna zögerte.

„Ich weiß nicht", stammelte sie, „ob ich soll —"

Sie hatte sich auf den Baumstrunk gesetzt und der Graf ließ sich in einiger Entfernung im Grase nieder.

„Schlagen Sie mir eine Bitte nicht ab", drang er weiter in sie. „Es wird sich so angenehm arbeiten, wenn Sie mir erlauben, meine Landschaft mit Ihrer anmuthigen Figur zu erhellen. Und dabei ließe sich auch sprechen — Sie machen mir gar nicht den Eindruck einer Fremden — ich glaube, daß wir wie alte Freunde stundenlang miteinander plaudern könnten. Das wäre doch für so einsame Waldbewohner, wie wir beide, eine wahre Wohlthat."

„Sie wissen ja gar nicht, Herr Graf, ob ich überhaupt zu plaudern fähig bin — ich habe doch noch kaum ein vernünftiges Wort zu Ihnen gesprochen —"

„Es giebt Dinge, die man weiß, ehe man sie erfahren hat. Uebrigens haben wir ja schon zu plaudern begonnen — gestern nämlich."

„Vorgestern wollen Sie sagen."

„Nein, gestern. Mein Sprechwerkzeug war ein Federmesser und das Ihre — eine duftende Fruchtguirlande. — —"

„Also richtig, Sie haben jene Buchstaben eingeschnitten?!" rief Minna abermals erröthend. Dennoch fühlte sie sich freier und unverlegener, daß diese Birkenkorrespondenz so einfach zur Sprache gekommen war. Darum fügte sie auch unbefangen hinzu:

„Ich habe die Buchstaben als einen Gruß betrachtet und einen Gegengruß herumgewunden."

Leo blickte das Mädchen mit Staunen und Bewunderung an. Staunend ob der poetischen Anmuth ihrer Ausdrucksweise, bewundernd ob ihrer wahrhaft feenhaften Schönheit. Wie sie so da saß, in ihrem weißen Leinwandkleidchen, das ihre schlanke und doch so holdselig gerundeten Formen zeichnete, mit ihrer goldenen Haarkrone, mit den großen Kornblumenaugen; den runden, pfirsichzarten Grübchenwangen, wie sie sich da abhob von dem wogenden, blühenden Blätterhintergrunde, ein vergoldetes, weißrosiges Figürchen, bot sie ein entzückendes Bild. Der Maler war bezaubert, aber auch des Mannes Pulse schlugen rascher.

„Sie wissen gar nicht", sagte er nach einer Pause, „wie lieb mir solcher Gegengruß erscheint — ich glaube, wir werden gute Freunde werden, Minna."

Sie blickte ihm vertrauensvoll ins Auge und antwortete:

„Ich glaube es auch. Seit ich meinen Vater verloren habe, war mir das Gefühl des Verlassenseins nie so völlig entschwunden wie heute und gestern."

„Auch ich, mein Kind, habe im Leben ein großes Verlassensein durchgemacht, das mich schon seit vielen Jahren drückt und das ich, wie sonderbar, in diesem Augenblick gar nicht empfinde. Erzählen Sie mir von Ihrem Vater."

Und Minna erzählte. Sie sprach von den Studien und Träumen, in die sie ihr Vater eingeweiht, von dem Schmerz, den ihr sein Tod bereitet habe, und das alles mit einer schwärmerischen Poesie, die in der Alltäglichkeit des bürgerlichen Lebens voll Ueberspanntheit, ja sogar voll Unvernunft erschienen wäre, die aber hier zu der romantischen Waldbegegnung harmonisch stimmte. Leo lauschte ihr mit Entzücken, und unterbrach sie zuweilen mit Fragen und Bemerkungen, die unbewußt in denselben exaltirten Ton fielen. Es war ihm, als spielte sich eine idyllisch-phantastische Scene seines Lieblingsdichters ab. Und in der That, dieser duftige Sommermorgen war für beide die erste Strophe eines ganz leise anstimmenden, berauschend süßen Liebeslieds.

* * *

Acht Tage später war Leos Gemälde schon ziemlich vorgeschritten, und jenes Liebeslied klang noch immer leise fort. Noch war zwischen den beiden kein Geständniß gesprochen und keine Liebkosung getauscht worden, dennoch fand ein jedes im andern seine ganze Welt.

Minna war täglich gekommen, um zu dem Bilde zu sitzen. Oefters, während er malte, las sie aus einem mitgebrachten Buche vor, denn er hatte sie gebeten, ihn mit ihren Lieblingsdichtern bekannt zu machen. Oder sie plauderten miteinander. Zwar paßt der Ausdruck „plaudern" nicht auf die Gespräche, die sie führten, da dieselben vom ersten Tage an so hoch gespannt waren, daß sie nie mehr in den gewöhnlichen Umgangston zurückfallen konnten und es hätte ihnen nur der gebundene Silbenfall gefehlt, um als Auszüge eines Poems zu gelten.

Das junge Mädchen lebte nur mehr in einem Wolkentraum; so erdentrückt und wirklichkeitsvergessend brachte sie Tage und Nächte zu, immer nur an die eine Stunde denkend, die sie am Bachesrande mit

ihm verlebte. „Er, der herrlichste von allen", so nannte ihn ihr glühendes, junges Herz.

Zu Hause war sie stets schweigsam. Zwar fühlte sie, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, der Mutter von den Begegnungen im Walde zu erzählen, aber sie schob die Mittheilung hinaus — Frau Mehrtens würde sie schelten, würde fernere Zusammenkünfte verbieten und das wäre ein entsetzlicher Verlust. Uebrigens bemerkte jene das gedankenvolle und zerstreute Wesen ihrer Tochter gar nicht — war sie doch so sehr von einer gewissen Idee eingenommen, daß sie auf nichts achtete, was um sie herging.

Der Anfang des Juni war in diesem Jahre ausnehmend sommerlich. Die Sonne brannte wie eine Augustsonne und die Luft lag schwül auf den blütenüberwucherten Wiesen. Selbst hier, neben dem plätschernden Bache, am Saum des schattigen Buchen- und Birkengehölzes, herrschte diese drückende Schwüle.

Leo legte seine Pinsel weg.

„Ich kann nicht arbeiten", sagte er.

„Und ich kann nicht einmal denken", erwiderte Minna.

Er stand von seinem Malersessel auf und ließ sich zu ihren Füßen im Moose nieder.

„Ich bin seit einigen Tagen so unerklärlich glücklich", sagte er, den Blick zu ihrem Gesichte erhebend.

„Ich auch", antwortete sie kaum hörbar; er hörte es aber doch.

„Beschreiben Sie mir das Glück, das Sie empfinden, Mädchen." Er nannte sie jetzt nie mehr Fräulein und gebrauchte oft jene ungewöhnliche Ansprache.

Dicht hinter dem gefällten Stamm, auf dem sie saß, stand ein vielastiger Baum, der ihr als Stütze diente, wenn sie sich zurücklehnte, und der sie dann mit seinen Zweigen überhing, gleichsam eine blühende Nische bildend.

„Mein Glück soll ich beschreiben? Da muß ich erst ein wenig nachdenken."

Sie bog sich zurück und ließ das Köpfchen in ihren hinter denselben verschlungenen Händen ruhen, dabei schloß sie die Augen und ein träumerisches Lächeln theilte die rosigen Lippen über einem schimmernden Perlenstreif.

„Was ich fühle?". hub sie nach längerer Pause an und sprach in langsamen, unterbrochenen Sätzen, als ob sie eine schwer zu entziffernde Schrift ablese. „Was ich fühle? Es ist ein Staunen, wie schön die Welt, wie alles um mich her und in mir selbst so frühlingsfroh ist! Und doch auch wieder so sehnsüchtig. — Ich freue mich, daß ich bin, aber ich möchte so gern dieser ganzen Freude würdiger sein — gut wollt' ich sein, gottgefällig, verständiger — die Seele erheben — fliegen wollt' ich können und die Flügel im Sonnenlicht baden —"

„Dieser Wunsch ist ja erfüllt, Mädchen", unterbrach Leo im selben Tone. „Eine solche lichtsehnende Seele fliegt immer hoch, Du gehörst nur halb der Erde an — Du gleichst dem luftigen Geiste Ariel — Laß mich Dich „Ariela" nennen — der Name wird Dir besser passen. Erlaubst Du es, Ariela?"

Er hatte ihre Hand erfaßt und sie saß jetzt aufrecht, ihm erstaunt

und bestürzt in die Augen blickend: es war zum erstenmale, daß er zu ihr „Du" gesagt. Aber dieses „Du" stimmte so süß zu dem Poem, das sie seit einigen Tagen zu durchleben wähnte, daß sie es nicht rügen mochte. Sie nickte bejahend.

„Ariela" — es ist ein schöner Name, ich nehme ihn gern an."

„Und kennst Du dessen Bedeutung? Ariel ist der Geist der Luft, Freund und Rathgeber des Herzogs Prospero — Du hast doch Shakespeares Sturm gelesen?" unterbrach er sich.

„Nein", antwortete Minna. „Aus Shakespeare hat mir mein Vater nur wenige Stellen mitgetheilt. So viel ich mich erinnere: Die Balkonscene aus Julie, Hamlets Monolog, die Rede Cäsars — und Macbeth kenne ich aus Schillers Werken her —"

„Sonst nichts? O, was Dir da noch für Genüsse bevorstehen, Kind! Ich werde Dich mit meinem ganzen Dichter vertraut machen, wir müssen alle diese herrlichen Werke zusammen lesen; ich werde Dir sagen, was ich dabei empfunden und gedacht habe, und Dein zarter, so dichtungsempfänglicher Sinn wird mir neue Schönheiten entdecken helfen. Willst Du?"

„Gern! Aber wer war Ariel?"

„Die Versinnlichung alles Idealen — ein tönender Strahlengeist, ganz Licht und Klang, Glanz und Melodie. Mit einem Worte, das, was Du mir bist, Ariela, ein Widerschein des Himmels, die Verwirklichung aller Träume von Tugend, Geisteshelle, Liebe — O, Ariela, Du meine süße Aetherrose!"

Ein langer, zitternder Seufzer hob des jungen Mädchens Brust. Dieser Schauer von Schmeichelworten rieselte gar zu wonnig auf sie hernieder — sie hätte gar nicht geglaubt, daß es erdenmöglich sei, solche Seligkeit zu fühlen.

* * *

Von diesem Tage an, wenn sich die Liebenden am Bachesrande trafen, blieben die mitgebrachten Mappen und Bücher meist unberührt. Wenn man sich in allen Tonarten sagen und wiederholen kann: „Ich hab' Dich lieb" so erscheint alles übrige so unsagenswerth. Besonders wenn — die Lippen einmal angefangen haben, diesen Satz auch ohne Worte auszudrücken.

Er war immer der erste am Platze. Sie ließ manchmal lange auf sich warten — bisweilen kam sie auch gar nicht. Darum war es auch immer ein wahrer Jubelruf, mit welchem er von seinem Sitze aufsprang, wenn ihr Kleid durch die Gebüsche schimmerte und mit ausgebreiteten Armen stürzte er ihr entgegen:

„Ariela — mein Kleinod!"

Sie fiel ihm um den Hals.

„Geliebter, Einziger, Herrlicher!"

Dann geleitete er sie sanft zu ihrem gewohnten Plätzchen in die Baumnische und ließ sich zu ihren Füßen nieder.

„Wie Hamlet vor Ophelia", bemerkte er. „Aber ich werde Dir niemals sagen: Geh' in ein Kloster. Du mußt in der Welt bleiben, in meiner Welt — eigentlich bist Du ja meine Welt."

„Und Du die meine."

„Nein, Du sollst niemals in ein Kloster gehen", wiederholte er.

„Das wollte ich auch nicht“, sprach sie ernsthaft. „Der Weg zum Himmel muß nicht durch so enge Mauern führen, wo Menschenliebe als Sünde gilt. Seit ich Dich in mein Herz geschlossen habe, will mir's scheinen, als wäre lieben — beten.“

„Ja, meine Heilige!“

„Jemanden so innig gut sein, wie ich Dir gut bin, so tief glücklich sein, wie ich in diesem Walde glücklich bin, das bringt mich wie in Götternähe —“

„Ja, Du mein lichter Unschuldsengel!“

„Unschuld?“ fragte sie zögernd und stieß ihn sanft von sich. „Bin ich auch unschuldig, Leo? Das ist ein Zweifel, der mich manchmal quält. Ich weiß, daß mein Hierherkommen, meine Hinnahme Deiner Liebe, meine offene Gegenliebe in den Augen aller — Du einzig ausgenommen, als ein Vergehen gelten würde. Aber, daß es in Deinen Augen keines ist, das fühle ich, und das genügt mir. Bin ich da wirklich unschuldig — oder nur reulos schuldig?“

„Wirklich unschuldig, Du meine Strahlenlilie! Komm, lehne nur Dein Köpfchen an meine Brust und lasse meinen Arm Dich umschlingen. So! — Blicke mir ins Auge — ach, wie dieses liebe Auge so unergründlich tief scheint — ein klarer, blauer Glücksborn! Das ist eben das Schöne, Geheimnißvolle, an solcher Liebe wie die unsere, dieses vollbewußte Fühlen vom Gefühl des andern. Drum kann auch kein Zweifel und keine Schuld zwischen uns aufkommen; Du weißt, daß ich nur Dein Wohl ersehne, so wie Du nur das meine. Dieses Seeleneinanderfließen versetzt uns in so überwältigenden Genuß, daß wir einstweilen wunschlos sind. Darum auch diese Lauterkeit unserer Liebe, darum Deine keusche Unerschrockenheit, wenn ich Dich auch so fest — umschlinge, wie jetzt — wenn ich wieder — so wie jetzt — Deine geliebten Lippen küsse — Siehst Du, auch ich bin reulos, wenn ich Dich geküßt habe — — mir ist so fromm zu Muthe, als hätte ich Dir ein Segenszeichen auf den Kindermund gedrückt, als könnte ich danach beten — wie es im Liede heißt — daß Gott Dich erhalte, so schön und rein und hold —.“

„Danke, danke, Leo — so soll es immer bleiben zwischen uns.“

„Ach, mein Mädchen, ich blicke weiter, als Du — ich weiß, daß diese unsere Gefühlsverklärung nicht lange anhalten kann — ich erwarte das plötzliche Aufflammen einer irdischeren Glut — aber davon verstehst Du nichts — ich will Dir's auch nicht erklären. Und darum werden wir dieses Idyll nicht mehr lange fortsetzen, das steht ja fest bei mir. Unsere stille Liebe muß laut und offenbar werden; ich nehme Dich zur Frau. Nicht mehr im geheimen Waldesstelldichein werde ich mein Liebchen treffen, sondern drüben im Schlosse wird meine Gräfin neben mir herrschen.“

„Ich weiß, ich weiß, Leo. Du hast mich nach unserm ersten Kuß Deine Braut genannt und ich habe nicht eine Minute gezweifelt, daß Du mich heimführen wirst. — Aber wir haben ja beide beschlossen, nur noch eine kurze Zeit — nur noch so lange die Rosen blühen — diesen stillen Waldestraum fortzusetzen, von dem niemand, niemand etwas ahnt. Ich fürchte mich ein wenig vor all' dem Lärm, den eine Heiratsverkündigung um uns aufwecken wird — das Gerede im Dorfe,

die Aufregung meiner Mutter, die Entrüstung Deiner hochgeborenen Freunde, die Mahnungen des Pfarrers. Und zudem — wie werde ich ungeschickt sein, die Frau Gräfin zu spielen — Deine Ariela zu sein, nur von Dir gekannt und geliebt — das genügt mir. Dir durch das gehütete Geheimniß den Beweis meines Vertrauens meiner unberechnenden Herzenshingabe zu liefern — das ist mir eine stolze Freude."

„Ich weiß die edle Gabe dieses Vertrauens zu schätzen. Ich bin kein Unwürdiger, so wahr ich Deine Würde erkenne."

„Bleiben wir noch so, Geliebter — nur noch eine kurze Zeit — nur noch, so lange die wilden Rosen blühen —."

Leo drückte sie an sein Herz.

„O Du selbst bist aller Haidenröschen reinstes!" sprach er zärtlich.

* * *

Am selben Abend, als die Mutter und alle andern um sie her schon schliefen, stand Ariela noch auf der holzvergitterten Terrasse vor ihrem Zimmer.

Es war eine göttliche Nacht. Der Mond stand hoch am Himmel von zahllosen Sternen umflimmert. Die am Gitter aufrankenden Rosen und alle in nächtlichen Thau gebadeten Pflanzen ringsum sandten ihre berauschenden Düfte in die laue Luft; Leuchtkäferchen flogen durch die Büsche; das Gezirpe der Grillen mengte sich mit den Trillerschlägen der im Walde nistenden Nachtigallen.

Ariela hatte im Leben schon so manchen schönen Juniabend im Freien verträumt, und da war's ihr immer gewesen, als verkünde ihr die wonneschwüle Nachtluft das Geheimniß eines zukommenden, unnennbaren Liebesglücks. Aber heute war es anders: das Liebesglück gehörte nicht mehr in den Bereich der ahnungsflatternden Sehnsucht, es war zur Wirklichkeit geworden. Sie liebte und war geliebt — da hatte diese ganze mond- und sternenglänzende, blumenhauchgefüllte Nacht einen andern Sinn für sie. Das war das Glück, das zehnfach gelebte Leben. Sie konnte ein geliebtes Bild heraufbeschwören, eine Stimme nachhallen lassen, die mit zärtlichem Laute ihren Namen nannte — sie war glücklich, mehr noch — selig. Aber dennoch nicht ohne Sehnen selig. „Mein Leo!" rief sie halblaut. O, dies Verlangen nach ihm, wie es ihr das Herz bewegte — jeder Athemzug entrang sich schwer und zitternd der schmerzhaft süß gepreßten Brust: „Mein Leo!"

„Ariela!" klang es zurück.

Sie wandte sich um. Da stand der Geliebte, vom Mondlicht hell umflossen, neben ihr. Er war hinter der Mauer hervorgekommen und hatte das theure Mädchen schon lange beobachtet, aber erst als sie seinen Namen rief, gab er Antwort. Ihn hatte auf seiner Schloßterrasse dasselbe sommernächtliche Sehnen erfaßt — aber bei ihn war es zur That geworden — er mußte hinaus in den Wald, bis zu ihrem Haus — vor ihr Fenster und — wenn es sein kann — bis zu ihr! Was er am Morgen vorausgesagt, es war noch am selben Abend gekommen: das jähe Aufflammen der irdischen Glut.

Ariela stieß einen leisen Schrei aus und in der nächsten Sekunde lag sie an seiner Brust.

Das östliche Dämmergold brach schon durch das Geäst des Waldes, als er den Rückweg nach dem Schlosse antrat.

Es war um die Mitte des folgenden Tages.

Der Graf saß vor seinem Schreibtisch und ordnete in seinen Papieren. Er hatte schon mehrere Stunden dagesessen, sinnend und schreibend. Aus lang verschlossenen Schubfächern hatte er alte Dokumente hervorgeholt: seinen Taufschein, den Todtenschein seiner verstorbenen Frau und dergleichen mehr. Er war auf dem Punkte, eine neue Ehe einzugehen und wollte, daß die Trauung so bald als möglich vollzogen werde.

Nun war er mit dem geschäftlichen Theil seiner Vorbereitungen fertig; jetzt würde er ins Jägerhaus zu Frau Mehrtens gehen, um von ihr die Hand der Tochter zu verlangen.

Er stand vom Schreibtisch auf und näherte sich der Thüre. Da trat ein Diener ein und meldete:

„Frau Mehrtens wünscht den Herrn Grafen in wichtiger Angelegenheit zu sprechen — soll ich sie vorlassen?"

„Gewiß, gewiß!" antwortete Leo. „Wahrscheinlich hat Ariela alles gebeichtet", dachte er bei sich.

Frau Mehrtens trat ein, bleich und erregt.

„Verzeihen Sie, Herr Graf", begann sie.

Warteneck ging ihr entgegen und führte sie an der Hand zu einem neben seinem Schreibtisch befindlichen Fauteuil.

„Setzen Sie sich, gnädige Frau", sagte er sanft. „Wie Sie erregt aussehen; fassen Sie sich und sprechen Sie, ich bin bereit, Ihnen in allem Rede zu stehen." Und er setzte sich auf seinen gewohnten Platz.

„Ich habe Ihnen in der That eine große Eröffnung zu machen", sagte Frau Mehrtens nach einigem Zögern.

„Sie mir?"

„Eine Mittheilung, die Ihnen vielleicht eine große Freude bereiten wird — die Sie anfangs vielleicht auch bezweifeln werden, für welche ich aber Beweise mitgebracht habe."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, Frau Mehrtens —"

„Nein, Herr Graf, Sie können mich noch nicht verstehen. Kennen Sie diese Schriftzüge?"

Sie zog aus einer Handtasche ein vergilbtes Blatt hervor und überreichte es dem Grafen.

Ihm war beim Anblick der blassen Lettern, als sähe er ein Gespenst. „Diese Schrift? ja — ich muß sie kennen —."

Er entfaltete das Blatt und suchte die Unterschrift.

„Von meiner verstorbenen Frau! Wie kommen Sie zu diesem Brief?"

„Ich war diejenige, der die Gräfin Warteneck ihre Tochter übergeben hat."

„Sie? — Bei Ihnen ist das Kind gestorben?"

„Lesen Sie."

Der Brief war vierzehn Jahre zurückdatirt und folgenden Inhalts:

Leo, mein Gatte!

Diese Zeilen werden nur dann in Deine Hände gelangen, falls ein unvorbereiteter Tod mich verhindert, Dich von deren Inhalt zu verständigen. Er bringt Dir nämlich ein Geständniß: „Ich habe Dich

mit der Nachricht von dem Tode unserer Tochter betrogen!" Da Du mir das Kind entreißen wolltest, wozu Du voll berechtigt warst, ich es aber um keinen Preis verlieren wollte, so habe ich es für todt ausgegeben. Zufällig starb die Tochter der Frau, bei welcher Emmy in Pflege war, da habe ich mit dieser Frau verabredet, daß der Todtenschein ihres Kindes auf den Namen des meinen ausgestellt werde und auf diese Art bist Du getäuscht worden, und ich konnte meinen Schatz behalten. Sollte ich aber sterben, so wäre es mir lieb, wenn unsere Tochter wieder in ihre Rechte und unter Deine Obhut käme. Zu diesem Zweck lege ich dieses Dokument in die Hände der Frau Mehrtens, welche Dir Dein Kind wieder zuführen wird. Lasse dasselbe die Sünden der Mutter nicht büßen.

Ilka Warteneck."

Der Graf war während des Lesens leichenblaß geworden. Er mußte mehreremale von vorne anfangen, ehe er den Sinn ganz erfaßte. Endlich, mit erstarrten Zügen, mit verglastem Blick sagte er beinahe trostlos zu der ihn ängstlich beobachtenden Frau:

„Also Minna ist — meine Tochter?"

„Ja, Herr Graf, Sie haben den Beweis in Händen!"

„Und warum erfahre ich das erst heute?"

Nun begann Frau Mehrtens zu erzählen: Zur Zeit, als sie jenen Betrug mit der Gräfin verabredet und ausgeführt habe, sei ihr Mann abwesend gewesen — und auch ihm gegenüber hatten sie den Betrug gelten lassen und vorgegeben, daß das Pflegekind gestorben sei. Dann starb die Gräfin. Sie — Frau Mehrtens — konnte sich aber nicht entschließen, den Brief vorzuzeigen, welcher ihren Mann um eine geliebte Tochter und sie selbst um ihres Mannes Achtung gebracht hätte. Und so vergingen die Jahre; je später sie mit dem Geständniß herausrückte, desto größer würde ihr Vergehen erscheinen und so ließ sie das Geheimniß unentdeckt. Freilich war sie stets von Gewissensmartern geplagt — den Brief zu vernichten, hatte sie ebensowenig den Muth, wie ihn zu offenbaren. Dann starb Herr Mehrtens und nun begann ein neuer Kampf für sie. Die ursprünglichen Gründe ihrer Verschwiegenheit waren durch diesen Todesfall zwar weggeräumt, aber sie selbst hatte das Mädchen wie ein eigenes Kind liebgewonnen und war von diesem als Mutter geliebt — wieder fürchtete sie die Zerreißung ihrer theuersten Herzensbande, durch Aufdeckung des Geheimnisses — aber, andererseits, die Rechte des Mädchens — ihre Ansprüche auf ein höheres und glücklicheres Lebenslos, durfte sie die Grafentochter darum berauben? Das waren die Gewissenskämpfe gewesen, unter welchen sie seit des Försters Tode gelitten, und schließlich heute — war der Entschluß gefaßt worden und der vierzehn Jahre lang verborgene Brief lag da.

So erklärte die Frau. Der Graf hörte bewegungslos zu. Der Schlag war so entsetzlich, daß er davon betäubt war.

Endlich brachte er eine Frage hervor:

„Und Minna — und Emmy weiß —

„Nichts", entgegnete Frau Mehrtens. „Sie soll auch nichts wissen, ehe Sie nicht entschlossen sind, Herr Graf, die Tochter anzuerkennen.

Vielleicht werden Sie den Beweis nicht gelten lassen wollen — Sie scheinen so betroffen, ich begreife gar nicht — es ist, als hätte ich Ihnen ein schweres Unglück mitgetheilt?"

Der Graf saß ihr gegenüber, die Hände auf den Tisch gestützt und das bleiche Gesicht unbeweglich gegen die Sprecherin gewendet. Plötzlich glitten seine Hände hinab und sein Kopf fiel mit einem harten Schlag auf die Tischplatte auf.

Frau Mehrtens sprang mit einem erschrockenen Schrei hinzu und hob des Grafen Kopf empor. Die Augen waren geschlossen, die Züge verzerrt — der Graf war ohnmächtig.

Die bestürzte Frau eilte zur Thür und rief die Diener herbei.

Dieselben trugen ihren leblosen Herrn auf sein Bett. Sogleich wurde nach dem Arzt geschickt, aber dieser war zufällig über Land gefahren. Hartmann, der Verwalter, welcher auf die schnell verbreitete Nachricht von des Grafen Anfall ins Schloß geeilt war, übernahm es, an einen Wiener Arzt zu telegraphiren, letzterer konnte jedoch keineswegs vor dem morgigen Tag eintreffen.

„Was ist denn eigentlich geschehen?" wandte sich Hartmann an Frau Mehrtens.

Diese war beschäftigt, den Brief, welcher aus den Händen des Grafen auf den Boden geglitten war, wieder zu sich zu nehmen. Ein so wichtiges Dokument durfte nicht Gefahr laufen, von unberufener Seite gelesen, oder gar verloren zu werden.

Auf Hartmanns Frage antwortete sie, daß der Graf diesen Anfall vermuthlich infolge heftiger Erregung bekommen habe, da sie ihm von seiner verstorbenen Frau, mit welcher sie vor Jahren bekannt war, Mittheilungen gemacht habe.

„Dann wird es vielleicht besser sein, Frau Mehrtens, Sie entfernen sich", sagte Hartmann, „damit der Graf, wenn er zu sich kommt, nicht gleich an die Ursache seiner Erregung erinnert werde."

„Aber vielleicht kann ich irgendwie behilflich sein?"

„O, zur Pflege ist Frau Kathi, die Wirthschafterin, vollkommen genügend; im Nothfall könnte auch meine Frau herüberkommen. Es ist also besser, Sie gehen fort, Frau Mehrtens, wenigstens fort aus diesem Zimmer."

„Nun, dann will ich lieber nach Hause gehen, meine Tochter ist allein. Ich werde in einiger Zeit nachfragen kommen."

Leo kam bald wieder zur Besinnung. Er schaute erstaunt umher, nicht begreifend, warum er auf dem Bette lag und so viele Leute herumstanden. Er schloß die kaum geöffneten Augen wieder, um seine Erinnerungen zu sammeln. Da fiel ihm mit einemmale die ganze Gräßlichkeit der ihm gewordenen Eröffnung ein. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. Dann aber erhob er sich mit rascher Geberde von seinem Lager und die ihn umringenden zurückweisend, rief er:

„Es ist nichts. Entfernt Euch — ich wünsche allein zu bleiben."

„Aber Herr Graf", sagte Hartmann, „wir waren alle in größter Besorgniß. Ich habe nach Wien um den Arzt telegraphirt —"

„Das war überflüssig — ich bin nicht krank. Wo ist Frau Mehrtens?"

„Sie ist fortgegangen."

Der Graf war inzwischen an den Schreibtisch getreten und suchte unter den darauf befindlichen Papieren.

„Es lag ein Brief da, den ich nicht finden kann", wandte er sich an Hartmann, „sollte jemand — —?"

„Ich habe gesehen, Herr Graf, wie Frau Mehrtens ein Papier, das dort auf dem Teppich lag, aufhob und zu sich nahm —"

„Dann ist es gut. Nochmals, lieber Hartmann und Ihr Leute — ich wünsche allein zu bleiben. Wenn ich etwas brauche, werde ich klingeln."

Der Verwalter und die übrigen entfernten sich. Der Graf schob hinter ihnen den Riegel zu und — —

Hat er geweint, gebetet und die Hände gerungen — oder eine Mordwaffe aus dem Etui hervorgeholt? Oder hat er sich in dumpfem Schmerz auf sein Lager zurückgeworfen und ist da von neuem besinnungslos geworden — oder fieberwahnbefangen? Allein wollte er bleiben: lassen auch wir ihn unbelauscht. Für solche Scenen fehlt die Kraft und somit das Recht der Schilderung. Da, wo es bis zum Ausbruch der höchsten Lust oder des tiefsten Jammers kommt, da ist ein scheues Vorhangsinkenlassen Kunstgebot.

* * *

„Nun Kind — ist Dir besser?"

Mit diesen Worten trat Frau Mehrtens am selben Abend in das Zimmer ihrer Tochter. Diese lag angekleidet auf dem Bette.

„Ich danke, Mutter — ja, mir ist ziemlich wohl."

„Hoffentlich wirst Du morgen ganz gesund sein, denn — wer weiß — morgen — steht uns vielleicht Großes bevor. Kleide Dich aus und geh' zur Ruhe — ich will ein gleiches thun. Gute Nacht mein Kind, mein gutes, geliebtes Kind — Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welcher Opfer ich mich fähig fühlte, um Dich glücklich zu sehen — aber was hast — warum weinst Du?"

„Frage mich jetzt nicht, Mutter — morgen —"

„Du warst überhaupt den ganzen Tag so sonderbar. Was betrübt Dich, Kind?"

„Morgen, morgen will ich Dir's sagen. Heute war ein banger Tag für mich. Aber Du selbst, Mutter, kamst mir auch den ganzen Tag so eigenthümlich vor — so wie ich Dich noch nie gesehen — stundenlang warst Du aus dem Hause und wolltest mir nicht sagen, wo Du hingegangen bist — ich könnte Dich auch fragen, wie Du mich vorhin: was hast Du nur?"

„Und ich würde Dir antworten, was Du geantwortet hast: morgen sollst Du alles wissen — für heute: gute Nacht!"

Noch einmal küßte Frau Mehrtens das junge Mädchen mit ungewohnter Zärtlichkeit und entfernte sich. Morgen sollte die Entscheidung erfolgen. Im Laufe des Tages war sie ins Schloß nachfragen gegangen und hatte erfahren, daß der Graf wieder vollkommen hergestellt sei; sie wollte ihn jedoch nicht ein zweitesmal behelligen und hob sich die nächste Unterredung für den kommenden Tag auf.

Nachdem Minna allein geblieben, verharrte sie noch eine Zeit lang regungslos in ihrer liegenden Stellung und unter den geschlossenen Lidern rannen ihr die Thränen herab. Thränen der Liebe, des Bangens,

der Scham. Sie fühlte heiße Reue ob der gestrigen Sünde, doch ebenso heiße Sehnsucht, den geliebten Mitsünder wiederzusehen. Warum war er nicht zu ihr geeilt — wie konnte er diesem Wunschesstrom widerstehen, den sie durch den trennenden Raum von ihrem zu seinem Herzen hinüberwogen fühlte? — Oder vielleicht würde er jetzt wiederkommen, zu dieser nächtlich-geheimen Feierstunde, wo die Rosen schwerer duften und die Küsse süßer brennen. Am Tage hätte er zu ihrer Mutter sprechen müssen, sich als Bräutigam einführen — und sie hatte ihn ja selbst gebeten, das mystische Liebeslied noch länger fortklingen zu lassen „nur noch so lange, als die wilden Rosen blühen." Ja, er wird kommen, sagte sie sich, indem sie ihre Thränen trocknete und sich vom Bette erhob. „Leo, Leo, mein Geliebter, ich warte Dein!" flüsterte sie inbrünstig und trat auf die Terrasse hinaus.

Sie lehnte sich an denselben Pfeiler, an dem sie gestern gelehnt, als die theure Gestalt ihr plötzlich erschienen war. Vom Vollmondlicht bestrahlt, im weißen Nachtgewand, das lange Blondhaar gelöst, stand sie da — ein wahres Feenbild.

Jetzt war sie nicht mehr blaß. Das Blut stieg ihr in heißen Wellen zu den Wangen auf, denn diese Nachtluft brachte ihr die ganze berauschende Erinnerung an gestern zurück. Das war derselbe Dufthauch aus bethauten Blumenkelchen, dasselbe Sterngeflimmer am Himmelsbogen, dasselbe Schattenschwarz im nahen Wald, das gleiche Nachtigallen- und Grillenlied in der laugefächelten Luft. Aber plötzlich — was ist das?! — das war ein neuer Laut — — Vom Winde hergetragen, erst leise, dann ganz deutlich, erklang von der fernen Dorfkirche das Geläute des Sterbeglöckleins.

Minna stieß einen Schrei des Jammers aus.

„Leo ist todt!"

Doch in der nächsten Sekunde folgte ein Schrei der wilden Freude.

„Leo, Leo, Du bist es!" und zitternd schlang sie die Arme um des Geliebten Hals.

„Ja — ich bin es, Ariela", sagte er und befreite sich sanft aus ihrer Umarmung. Er schob sie mit seiner ausgestreckten Hand von sich, als wollte er sie von einiger Entfernung im Mondlicht betrachten und seufzte: — „ach wie schön, wie engelschön Du bist!"

Aber sie wollte wieder an seinem Herzen ruhen: „Mein Leo, endlich hab' ich Dich!" Sie hatte ihn ja einen ganzen Tag ersehnt — in der vorigen Minute glaubte sie, daß das Todtenglöcklein für ihn geläutet habe und nun stand er wieder da — er, der ihre ganze Welt umfing — und was für eine Welt von Freudenwundern noch dazu! — was war da natürlicher, als daß sie ihn fassen und halten wollte, und an ihr überströmendes Herz drücken: „Mein Leo, endlich hab' ich Dich!"

Aber seine abwehrende Hand hielt sie noch immer fern. Endlich zog er sie zögernd an sich und legte ihren Kopf an seine Brust.

„Was ist Dir, Geliebter — und warum ist es in Deinen Armen so kalt?"

Er beugte sich zu ihr herab. Da schloß sie lächelnd die Augen. Jetzt würde er wohl ihre Frage mit einem Kuß beantworten und ihr beweisen, daß es nicht länger kalt sei in seinen Armen. Aber nicht

auf ihre liebesdurstenden Lippen drückte sich sein Mund; in frostiger Berührung streifte derselbe ihre Stirn und mit schmerzzitternder Stimme wiederholte er leise:

„Armes, armes Kind!"

„Leo, um Himmels willen, was ist geschehen? Liebst Du Deine Ariela nicht mehr. — Läutet jenes Sterbeglöckchen unserm Glück?"

„Das Glöckchen ertönt auf mein Geheiß. Als ich an der Kirche vorüberging, trat ich beim Küster ein und befahl das Geläute."

„Wer soll denn sterben?"

„Ein Luftgebilde — ein Lichttraum — ein liebeserglühter Aetherstrahl —"

„Mit solchen Namen hast Du mich oft genannt — soll Deine Ariela sterben?"

„Und wäre Dir das so furchtbar?"

„Der Tod, Leo? — nein, er wäre mir nicht furchtbar. Nur das eine furchtbare gäb's für mich: nicht mehr von Dir geliebt zu sein. Wenn das geschehen sollte, so würde ich wünschen, gestern gestorben zu sein, nachdem ich die höchste Seligkeit in dem Bewußtsein gekostet, daß ich Dein alles bin."

„Warum gestern? Auch heute bist Du mein alles — meine Welt — und sei es eine in Trümmer zerschellende Welt. Du hast recht: im Glück zu sterben, ist das schönste Loos; im Lebensvollgenusse fortgerissen werden und nie etwas wissen von dem Entsetzen, von den erbarmungslosen, ausgangslosen Schrecknissen, welche die Wirklichkeit mitunter bringt —."

„Mein Leo — Du machst mir Furcht — was ist geschehen?"

„Erschrick nicht, mein Lichtengel. Wenn etwas schreckliches geschehen wäre, Du dürftest es nie erfahren — aber es ist nichts. Ich sprach nur so ins Leere — eine Stelle aus meinem Dichter — Deine Mutter hat Dir nichts besonderes gesagt —?"

„Nein — nichts: warum fragst Du?"

„Ich fragte — weil ich heute mit Deiner Mutter gesprochen —"

„Du? Also doch — und Du hast ihr gesagt, daß Du mich zur Frau haben willst? O, mein Leo, dann will ich ganz, ganz selig sein — —"

„Sei selig, mein süßes Kind. Ich gehöre Dir mit Leib und Seele — durch Tod und Flammen. Ja — Flammen und Tod — die läutern alles. Komm', lege Dein Köpfchen an meine Brust — so, lasse Dich wieder fest umschlingen, blicke auf zu mir, lächle und sage, daß Du glücklich bist —"

„O, so glücklich! Jetzt finde ich Dich wieder — und noch tausendmal lieber habe ich Dich so, in dieser reinen, weihevollen Zärtlichkeit, als in Deinem gestrigen Ungestüm — ich bin jetzt ganz wunschlos — verlange mir keinen Himmel über diesem —"

„So recht, meine Ariela — schwinge Dich auf in Deinen Himmel, so hoch Du kannst — laß Dich von Licht- und Liebeswellen tragen — erglühe, erbebe, entrücke Dich allem Staub — Gleichviel ob sie nur eine Minute gedauert, durch solche Freude ward Dir Dein menschliches Glücksrecht ausgezahlt — das höre ich an Deinem gezitterten Seufzer und sehe es am Extasenglanze Deiner Augen — Laß meine Hand die

Schläge Deines Herzens fühlen, Ariela — so — und jetzt, Du mein heller Geist des Aethers, schwebe Deiner Heimat zu —."

Ein leiser Schrei, eine Zuckung — und es war vollbracht: sein Dolch war ihr mit einem Stoß ins Herz gedrungen.

Lange hielt er sie noch umschlungen und blickte auf sie herab, bis sie immer bleicher und bleicher ward. Dann nahm er sie auf seine Arme und trug sie durch die offene Fensterthür in ihr Zimmer, in dem eine Lampe brannte. Er legte sie sanft auf ihr Bettchen nieder und schob die Kissen unter dem geliebten Haupt zurecht. Dann ging er wieder auf die Terrasse hinaus und riß von den Geländerranken Rosengarben ab, die er auf das Todtenlager streute. Große Thränen flossen ihm über die Wangen herab, aber er weinte nicht laut und verrichtete seine traurige Arbeit so still, daß das ferne Sterbeläuten mit deutlichem Klange herüberdrang.

Dann kniete er eine Weile neben dem Bette nieder.

„Ariela", sprach er, „meine Geliebte, mein Kind — verzeihe mir — ich habe Dich ja nicht ermordet, sondern gerettet. Das Leben war uns zur grausigsten Unmöglichkeit geworden. Da war nur ein Ausweg: Tod und Flammen. Von uns beiden unseligen und doch so unschuldigen Verbrechern darf nur ein Häuflein Asche bleiben."

Darauf stand er auf und verließ nochmals das Zimmer. Nach zehn Minuten kam er zurück: wieder war sein Werk vollbracht.

Diesmal ging er nicht zu dem Bette hin, sondern an die Thüre, welche in Frau Mehrtens Zimmer führte und trat in letzteres ein.

Ein Nachtlicht brannte in einer Ecke. Frau Mehrtens lag im Bett und schlief.

„Auf!" rief der Graf, „das Haus brennt!"

Die Frau erwachte mit einem Schreckensschrei.

„Was giebt's?"

„Das Haus brennt!" wiederholte der Graf, „fliehen Sie!"

Hastig warf Frau Mehrtens einen Schlafrock um und sprang aus dem Bett.

„Es brennt — es brennt?!" rief sie verwirrt — „und wie kommen Sie hierher, Herr Graf — und wo ist Minna?"

„Minna ist gerettet. Eilen Sie fort — nicht dorthin — Und er wollte Frau Mehrtens, welche gegen Minnas Zimmer lief, zurückhalten, aber sie war schon über die Schwelle getreten. Da stieß sie abermals einen Schrei aus und wollte auf das Bett losstürzen, aber der Graf faßte sie am Arm und versuchte, sie zur Glasthür zu schieben.

„Fort, fort — es ist die höchste Zeit — in einer Minute sind Sie des Todes —!"

Schon hörte man ein Knistern und Krachen und ein hellrother Schein fiel von draußen herein.

„Lassen Sie los, Graf — sehen Sie denn nicht? Minna ist ja nicht gerettet. — Minna, Minna!" schrie sie, so laut sie konnte. „Feuer, Feuer!"

Mit einer heftigen Geberde machte sie sich von des Grafen Hand frei und lief an das Bett.

„Aber was sollen diese Blumen —? Minna, Minna — sie ist ja kalt — sie ist ja todt — und das ist ein Dolch — sie ist gemordet!"

Und mit verzweifeltem Händeringen fiel sie vor dem Bette in die Kniee: „mein Kind, mein Kind!"

„Nicht Ihr Kind", sprach der Graf, „es war das meine."

„Nein, nein — das meine war's — ich habe Sie betrogen."

„Was?!" schrie der Graf in wilder Angst und riß die Knieende heftig empor — „Was haben Sie da gesagt?"

„Daß ich Sie betrogen habe — aus Liebe zu dem Kinde, ich wollte sie reich und glücklich machen und da habe ich das ganze ersonnen, erfunden, erlogen —"

„Der Brief falsch?"

„Nein — der Brief ist echt: — damals lebte Ihre Tochter — seither starb sie, wie meine erste — und diese, meine zweite, wollte ich zur Gräfin machen — und hier liegt sie getödtet — Und von wessen Hand?"

„Von der meinen —"

„Sie? Entsetzlich! Sie wollten Ihr Kind tödten?"

„Die Geliebte habe ich hingeopfert!"

Immer lauter wurde das Krachen und Flammenzungen leckten an den Fensterrahmen.

„Ja, Dein Kind und meine Braut hast Du durch mich getödtet — hörst Du, Elende — Fluch der Lüge!"

Die zitternde Frau antwortete nur mit einem Stöhnen. Nie waren zwei Menschen so von Groll und Reue erfüllt, nie dem Wahnsinn so nahe, wie diese beiden in diesem schreckensvollen Augenblick.

Plötzlich warf sich der Graf über die Leiche hin, um sie nochmals zu küssen. Er war ja nicht mehr ihr Vater: jetzt war die ganze Leidenschaft wieder erwacht:

„Ariela — mein Weib!"

Ein dicker Rauchqualm begann das Zimmer zu füllen. Vom Erhaltungstrieb gedrängt, wollte sich Frau Mehrtens zur Thüre schleppen, aber an der Schwelle fiel sie erstickend nieder. Jetzt fingen die Vorhänge Feuer — ein lichterlohes Brennen lief durch den Raum. Der Betthimmel flammte auf und — über des unglücklichen Mörders letztem Liebeskuß stürzten donnernd die Balken ein.

Fürstin und Künstlerin.

Wie amüsant die jetzt so beliebten Dilettantenvorstellungen für die Betheiligten sein mögen, für den Künstler, der das Glück hat als Zuschauer geladen zu werden, sind sie meistens ein sehr fragliches Vergnügen. Da sitzt das unglückliche Opferlamm zwischen Müttern, Freundinnen, Basen und Vettern der Spielenden, die in einem Meer von Entzücken schwimmen; es soll par ordre de Mufti bewundern, wo es für ihn absolut nichts zu bewundern giebt; es soll mitlachen und jubeln, während es die schönste Lust hätte sich auf und davon zu machen. „Wie finden Sie meine Tochter?“ flüstert erwartungsvoll eine glückstrahlende Mutter ihm zu. „O, sie ist reizend! ganz brillant! eine zweite Rabe, meine Gnädige!“ erwidern statt seiner ein paar geschniegelte Stutzer, die trotz der unmittelbaren Nähe der Bühne das Opernglas nicht von den Augen lassen. Und eine kleine Blondine mit allerliebstem Stumpfnäschen versichert ihrer Nachbarin: „Vor acht Tagen sah ich das Stück im Hoftheater, aber es wurde lange nicht so gut gespielt und ich habe mich nicht halb so köstlich amüsirt als heute.“ „Ich glaub's!“ seufzt leise der arme Künstler und denkt: „wäre doch die Qual erst zu Ende!“

Selten gewahrt man bei einer Dilettantenvorstellung das, was die erste Bedingung für ihr Gelingen ist: den künstlerischen Ernst im heitern Spiele, noch seltener findet man unter den Mitwirkenden ein wahres Talent, am seltensten ein Talent, das mit den leicht zu erringenden Erfolgen und der Gesellschaft sich nicht begnügt, sondern bestrebt ist künstlerisch sich auszubilden, denn es ist meistens nicht Liebe zur dramatischen Kunst, was die Dilettanten so großes Vergnügen am Theaterspiel finden läßt, sondern die liebe Eitelkeit, der Wunsch gesehen, gehört und bewundert zu werden.

Eine hiervon seltene, ja glänzende Ausnahme tritt uns in der hohen Frau entgegen, die sich zwar bescheiden Dilettantin nennt, jedoch zufolge ihres eminenten Talentes und dessen trefflicher Ausbildung

sich hoch über allen Dilettantismus erhebt. Fürstin Pauline Metternich ist nicht nur eine der genialsten, liebenswürdigsten Damen der hohen Aristokratie, sie ist zugleich eine wahrhaftige Künstlerin und hätte das Geschick ihr nicht eine Fürstenkrone in die Wiege gelegt, so würden tausende den Lorbeerkranz ihr huldigend dargebracht haben. Welch' altadeligem Geschlechte Fürstin Pauline Metternich entsprossen, ist bekannt. Ihre Mutter, die Tochter des einst allmächtigen österreichischen Staatskanzlers Fürst Klemens Metternich und Urenkelin des großen Kaunitz, war eine Dame von stolzer aristokratischer Gesinnung, aber zugleich von gediegener, vielseitiger Bildung. Ihr Vater, dem alten ungarischen Adel entstammend, Graf Moritz Sandor, ebenso populär als seine Gemalin exklusiv, und wohl noch heute von allen Sportsmen der edlen Reitkunst, deren Stolz er einst war, als der unvergleichlichste und berühmteste unter ihnen anerkannt. Welchem alten Wiener fallen nicht heute noch bei Nennung des Namens Sandor diese und jene schier unglaublich klingenden Sportsanekdoten ein! Und erst in den dreißiger und vierziger Jahren! wer kannte da in der Kaiserstadt an der blauen Donau nicht den tollkühnen Grafen, von dem jede Woche die geschäftige Fama irgend ein wagehalsiges Reiterstück oder kühnes Jagdabenteuer erzählte, das von dem ehrsamen Bürger mit verwunderungsvollem Kopfschütteln, von der Jugend aber und den Sportskreisen mit enthusiastischer Bewunderung aufgenommen wurde. Für Graf Sandor, dem unerreichtesten Rosse- und Wagenlenker, gab es keine Hindernisse, denen er nicht verwegen die Stirne bot; breiteste Gräben, schwer beladene Wagen, die seinen Weg kreuzten, zu überspringen, war ihm Kinderspiel. Schoß ihm durch den Sinn, einen Freund flüchtig zu begrüßen und sich einen Scherz zu machen, so klimmte er wohl auf seinem stolzen Renner die erste beste Hôteltreppe hinan, um plötzlich im Salon des Freundes hoch zu Rosse zu erscheinen. Ja selbst die wildempörte Donau schreckte ihn einst nicht zurück, da er sich in den Kopf gesetzt, das jenseitige Ufer zu gewinnen; kühn sprang er mit seinem treuen Pferd in das grausige Gewoge der berstenden, sich über einander drängenden Eisschollen und gewann nach Ueberwindung furchtbarer Todesgefahr glücklich das rettende Ufer.

Die verschiedenartigen Eigenschaften der Eltern gingen zum großen Theil auf die Tochter über; ihre ausgezeichneten Geistesgaben, rasche Auffassung, lebhafte Phantasie und nie rastende Lernbegierde ließen sie mit Leichtigkeit eine gründliche vielseitige Bildung erwerben. Geistreiche Konversation mit bezaubernder Liebenswürdigkeit zu führen versteht wohl niemand besser als Pauline Metternich. Dabei ist sie jedoch auch eine vortreffliche Reiterin und kühne Jägerin, die mit köstlichem Humor alle Strapazen der Jagd erträgt und einen zündenden Witz unausgesprochen, einen originellen Einfall unausgeführt zu lassen, fällt ihr fast ebenso schwer, wie einst dem Grafen Sandor, ihrem Vater. Im Jahre 1856 vermälte sie sich mit ihrem nahen Anverwandten Fürst Richard Metternich, dem Sohne des Staatskanzlers aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin Beilstein. Als 1859 Fürst Richard Metternich zum österreichischen Botschafter in Frankreich ernannt wurde, folgte seine Gemalin ihm nach Paris und spielte hier bald in den vertrautesten Kreisen des Kaiserpaares eine bedeutende Rolle. Alles

drängte sich um die, wenn auch nicht schöne, so doch durchaus interessante geistvolle Frau, welche sich durch die von den Franzosen am lebhaftesten bewunderten Eigenschaften auszeichnete: Anmuth, Geschmack und Esprit. In den weiten Kreisen von Verehrern fehlte es natürlich auch nicht an zahlreichen Neidern und neben den vielen geistreichen bon mots der Fürstin wurden noch eifriger pikante Exzentrizitäten, welche die Hofwelt entsetzten, in aufgebauschter Weise kolportirt. Nichts wird in der Gesellschaft mehr angefeindet als das Außergewöhnliche und nichts ist dem Feuilletonisten eine willkommenere Erscheinung als eine hochgestellte originelle Persönlichkeit.

Nachdem Fürst Metternich mit seiner Gemalin nach Wien zurückgekehrt, zählte ihr Salon bald zu den bedeutendsten und interessantesten der österreichischen Hauptstadt. Zufolge ihres regen Sinnes für Kunst und Wissenschaft liebt es die Fürstin, ausgezeichnete Künstler und Gelehrte um sich zu sehen und sie kommt denselben mit so viel Aufmerksamkeit und Verständniß für deren Interessen, mit solch anmuthiger Liebenswürdigkeit ohne jegliche verletzende Herablassung entgegen, daß der eigenthümliche Zauber ihrer Persönlichkeit jeden, der das Glück hat in ihre Nähe gezogen zu werden, gefangen nimmt. Mit der Lebhaftigkeit des Geistes verbindet sie eine ebenso große Lebhaftigkeit der Phantasie, ein tiefempfindendes Herz, bedeutende musikalische Begabung, reiche Befähigung für Nachahmung und freies Schönheitsgefühl — Eigenschaften, die ihr hervorragendes künstlerisches Talent erklären. Aus ihrem warmfühlenden Herzen entspringt zugleich ihre rege Wohlthätigkeit und Freigebigkeit. Wo es gilt Armuth und menschliches Elend zu lindern, wird Pauline Metternich nie ihre Hilfe versagen; viele Thränen hat sie getrocknet, manche düstere Existenz freundlich erhellt. Als im Frühjahr 1875 die furchtbaren Donauüberschwemmungen ganze Ortschaften verwüstet hatten und tausende unglücklicher Menschen binnen wenigen Stunden zu obdachlosen Bettlern geworden waren, erwachte auch in der Fürstin Metternich der lebhafte Wunsch den Schwerbetroffenen beizustehen. Aber diese Hilfe sollte eine umfassendere werden, als der einzelne zu leisten vermochte und so entwarf die Fürstin den Plan zu einer Wohlthätigkeitsvorstellung, wie sie deren schon früher mit großen künstlerischem, wie pekuniärem Erfolg arrangirt hatte. Eine Reihe lebender Bilder und zwei kleine Theaterstücke sollten zur Aufführung gelangen. Für erstere, welche die Fürstin mit dem renommirten Franz Gaul selbst entwarf, wußte sie die Mitwirkung einer großen Anzahl hierfür sich eignender Persönlichkeiten aus den ihr befreundeten höchsten Adelsfamilien zu erlangen; für die Lustspiele, in welchen sie selbst die Hauptrollen übernahm, wählte sie zu Partnern die ausgezeichneten Künstler Adolf Sonnenthal und Karl Treumann. Die Aufführung sollte in den hocheleganten Räumen der am Schottenring gelegenen „Komischen Oper" stattfinden, welche fünf Jahre später ein so grauenhaftes, entsetzliches Ende nahm.

Die Fürstin nahm sich ihres schönen Werkes mit regem, unermüdlichem Eifer an, all die unzähligen Schwierigkeiten, Verhandlungen und Debatten schreckten sie nicht zurück, und als endlich die Proben beginnen konnten, waltete sie, unterstützt von Franz Jauner, ihres direktorialen Amtes mit unerbittlicher Strenge, wußte sie doch aus

Erfahrung, daß bei dergleichen Aufführungen die Launenhaftigkeit und Meinungsverschiedenheit unter dem aristokratischen Freicorps noch größer sei als unter dem wirklichen Schauspielervölkchen und daß darum die Hand des Leiters die Zügel straff halten müsse. Wer eine ihm zugetheilte Rolle ablehnte, wurde zu einer Geldstrafe von 20 Fl. verurtheilt; wer zu einer Probe unpünktlich erschien, mußte mit 10 Fl. und wer bei der vierten Probe seiner Rolle nicht vollkommen mächtig, oder seiner Stellung in dem vorzuführenden Bilde nicht völlig eingedenk war, mit 15 Fl. büßen zum Besten des wohlthätigen Unternehmens.

Selten hat wohl in Wien eine Wohlthätigkeitsvorstellung so lebhaft das gesellschaftliche Interesse in Anspruch genommen, als die in Aussicht stehende; wußte man doch, daß da, wo Fürstin Metternich die Seele des Ganzen war, ein außergewöhnlicher künstlerischer Genuß zu erwarten sei. Aber als nun das ersehnte Programm erschien, mußten gar viele Wünsche und freudigen Vorsätze: durch ihr Scherflein das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, wohl oder übel verstummen, denn die Eintrittspreise für diese Aufführung waren so hoch gestellt, daß selbst recht Wohlbegüterte das Vergnügen mit ihren Familien dieser interessanten Vorstellung beizuwohnen, sich versagen mußten. Hundert Gulden für eine Loge, fünfzehn oder zwanzig Gulden für einen Parkettsitz! Da war's wohl kein Wunder, wenn selbst der gütigste, aber mit Glücksgütern nicht überreich gesegnete Papa zu den Bitten der Seinen verneinend den Kopf schüttelte und die hübschen neugierigen Töchter sich schmollend die Sehnsucht vergehen lassen mußten, die hohe Aristokratie in all ihrer Pracht und Herrlichkeit aus allernächster Nähe zu bewundern. Trotz der enormen Preise waren bereits am zweiten Tage des Billetverkaufs sämmtliche Plätze vergriffen und die Einnahme belief sich auf die stattliche Summe von 28,000 Gulden. — Es war ein wahrhaft auserlesenes Publikum, das sich an jenem Abende zusammenfand. In den Hoflogen erblickte man die Kaiserl. Königl. Majestäten und den Kronprinzen, sowie fast sämmtliche Mitglieder des Kaiserhauses; in den übrigen Logen des ersten Ranges die Gesandten der fremden Mächte, die Minister und ersten Hofchargen, auf allen anderen Plätzen die Repräsentanten der vornehmsten ältesten Adelsgeschlechter des Reiches und die Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft. Manche hochgeborene Excellenz, manch stolze Fürstin, mancher Träger eines gefeierten Gelehrten- oder Künstlernamens mußte sich mit einer Loge im zweiten oder dritten Stock oder mit einem bescheidenen Parkettplatze in einer der letzten Reihen begnügen. Und diese glänzende Versammlung der edelsten Geburts- und Geistes-Aristokratie jubelte heute vor allem der genialen Frau zu, welche die Sonne war, um die sich all die anderen glänzenden Gestirne drehten: der Fürstin Pauline Metternich.

Am Abend vor der Vorstellung fand die Generalprobe vor einem eingeladenen Publikum: den Verwandten, Freunden und Bekannten der Mitwirkenden statt, welche für den Zuschauer fast noch interessanter war als die Vorstellung selbst, da sie neben dem Ernst der Aufführung das Gepräge einer heiter und harmlos sich unter einander bewegenden Gesellschaft trug.

Seitdem ich auf Schloß Johannisberg, an einem der reizendsten

Aussichtspunkte, den edlen, köstlich duftenden Johannisberger geschlürft, den vom goldenen Abendsonnenglanz überfluteten geliebten Vater Rhein gegrüßt und die Besitzerin dieses wundervollen Erdenflecks glücklich gepriesen hatte, nachdem ich später eine Fülle liebenswürdiger und origineller Züge der Fürstin erzählen gehört, vor allem aber von Kunstkennern ihr hervorragendes schauspielerisches Talent und ihren eigenartig reizvollen, pikanten Gesangsvortrag hatte rühmen hören, hegte ich den lebhaften Wunsch, Gelegenheit zu finden, die hohe Frau als Künstlerin kennen zu lernen. Ich war daher sehr erfreut, eine Einladung zu jener Generalprobe zu erhalten und begab mich mit hochgespannten Erwartungen ins Theater.

Es war ein überraschend glänzendes, farbenprächtiges Bild von eigenthümlichem Reiz, das sich beim Eintritt in das dichtgefüllte Parkett dem Auge darbot. Mitten unter den Zuschauern, den elegantesten modernen Toiletten der Damen, den Uniformen und einfachen schwarzen Leibröcken der Herren bewegten sich die reichkostümirten Gestalten, die in den „Lebenden Bildern" zu erscheinen hatten. In den beiden ersten Reihen des Parketts hatte eine Anzahl oberösterreichischer Bäuerinnen Platz genommen, die in ihrer kleidsamen Tracht, dem schwarzen Mieder mit buntseidenem Tuch und hohen, goldenen Schneckenhäubchen ganz reizend aussahen; dazwischen tauchten silbergestickte Schleier, funkelnde Diademe und kecke breitkrämpige Rembrandthüte mit wogenden, farbigen Federn auf.

In den Logen und Parterregängen herrschte ein noch bunteres Gewimmel: zwischen lustigen Studenten mit roth-weißen Cerevismützchen drängten sich mächtige Allongeperrücken und zierliche Puderköpfchen; kühne Rittergestalten in voller Rüstung brachen sich durch die Menge Bahn, holde Edelfräulein führend, die sie zu ihren Sitzen geleiteten. Martialisch dreinschauende Tataren, die sich vergnügt ihre riesigen Schnauzbärte streichen, begrüßen soeben mit Händeschütteln eine Gruppe ungarischer Magnaten. Es sind prachtvolle Gestalten, diese Magyaren; an den Kalgacks blitzen Diamantenbüschel, den kostbaren Dolman umsäumt das edelste Pelzwerk, an den Wehrgehängen funkeln dunkelglühende Rubinen und hellleuchtende Smaragden.

„Hier, hier, Durchlaucht!" ruft in diesem Augenblicke der galonirte Logendiener einem stattlichen alten Herrn zu, indem er nach einem Parkettsitze zeigt und vor dem Ankömmling mit lang herabwallendem schneeweißem Barte, den königlichen Purpurmantel um die breiten Schultern geworfen, öffnet sich die Gruppe der Ungarn und Tartaren, die sich ehrfurchtsvoll verneigen und Sr. mittelalterliche Majestät läßt sich neben einer älteren, modern gekleideten Dame nieder, nicht ohne vorher seinen Töchtern, zwei schelmisch blickenden Salzkammergut-Bäuerinnen freundlich zugenickt zu haben. Da stimmt das Orchester unter der Leitung Hellmersbergers die Ouverture zu „Lecoque" von Auber an; die lebhaften Gespräche verstummen, jeder rückt sich auf seinem Platze zurecht und harrt gespannt der Dinge, die da kommen sollen.

Ein allerliebstes Proverbe „Von Angesicht zu Angesicht" von Adolf Wilbrandt, aufgeführt von der Fürstin Pauline Metternich und dem Kaiserl. Königl. Hofburgschauspieler Sonnenthal eröffnete den

Reigen der Darstellungen. Das hübsche kleine Stück ist leicht skizzirt.

Wittwe Gräfin Sophie und Graf Albrecht in verwandtschaftlichen Beziehungen zueinander stehend, fühlen sich durch einen längeren Briefwechsel gegenseitig so angezogen, daß in beiden der Wunsch erwacht, persönlich sich kennen zu lernen; Graf Albrecht trifft auf dem Schlosse der Gräfin ein, die, um unerkannt ein Urtheil über ihren Verehrer sich zu bilden, als Wiener „Stubenmadl" verkleidet, ihn empfängt. Da Graf Albrecht, von ihrem schelmischen, originellen Wesen, den reizenden „Schnadahüpfel", die sie ihm vorsingt, bezaubert, nach und nach erräth, daß hier eine Mystifikation mit ihm getrieben wird, und Gräfin Sophie ihr Spiel verrathen sieht, giebt sie sich, um eine Entdeckung noch zu verzögern, für Komtesse Gabriele, ihre Schwester, aus und enteilt unter dem Vorwande, die von einer Spazierfahrt zurückkehrende Gräfin Sophie von dem Besuche zu benachrichtigen, ihrem verwirrten und erschrockenen Vetter, der bereits sich in dem holden Glauben wiegte, seine angebetete Briefstellerin vor sich zu sehen. Doch seine Verwirrung soll sich bald zum Entsetzen steigern, als Gräfin Sophie nach wenigen Minuten sich ihm in der Verkleidung eines perorirenden, citatenwüthigen Blaustrumpfes vorstellt; sie demonstrirt und deklamirt so wundervoll pathetisch, daß der Graf verzweiflungsvoll in einen Sessel sinkt mit dem kläglichen Seufzer: „Ach, sie spricht so geschrieben!" Da macht ihn ein besorgter Ausruf der Gräfin, durch den der natürliche Ton ihrer Stimme hervorklingt, stutzen; er durchschaut das Doppelspiel und geht nun auf dasselbe ein, indem er plötzlich vor dem pathetischen Blaustrumpf in die Kniee sinkt und eine stürmische Liebeserklärung riskirt. Bestürzt giebt die Gräfin ihre Maske auf und — zwei glücklich Liebende haben sich gefunden.

Gespielt wurde das Stück vorzüglich. Die Rolle der Gräfin Sophie eignet sich trefflich, das originelle, schauspielerische Talent der Fürstin Metternich im hellsten Lichte zu zeigen. Nur zu Anfang des Stückes, als vornehme Dame, erschien sie ein wenig befangen; kaum aber gestattete ihr der Dichter auf das ihrer Begabung eigenthümliche Feld der komischen Charakterrollen überzugehen, als die ganze Fülle ihres köstlichen Humors, ihrer geistsprühenden Laune sich offenbarte. Sie bewegt sich so leicht und unbefangen auf der Bühne, als sei sie auf derselben seit Kindesbeinen heimisch; sie spielt nicht ihre Rolle, sie lebt in ihr. Da verräth auch nicht der leiseste Zug die Dilettantin; keine Geste, kein Wort wird ihr entschlüpfen, die nicht dem Geiste der Rolle entsprächen; fest und sicher zeichnet sie die Umrisse des darzustellenden Charakters und läßt dann getrost ihrem sprudelnden Humor die Zügel schießen. Sie schmückt ihren Dialog mit einer Fülle geistvoller Pointen und reizender Nüancen aus, aber eine jede erscheint unbewußt, natürlich, unmittelbar aus der Situation und dem Charakter entspringend; sie chargirt ihre Gestalten, aber nur soweit es der feineren Komik gestattet ist; bei aller Drastik bleibt sie wahr, im keckſten Uebermuthe anmuthig. Sie besitzt eine angeborene, geniale Ausgelassenheit, um die sie manche unserer renommirten Soubretten beneiden könnte, jene Verve, die alle Herzen mit sich fortreißt und sich unterthänig macht. Durchaus eigenartig in ihrem ganzen Wesen, esprit mit Grazie,

vereinend, weiß sie durch eine flüchtige Bewegung, einen Accent, eine leichte Tonfärbung die zündendste Wirkung auszuüben. Und das alles ohne jegliche Unterstützung brillanter äußerer Mittel; die alte Wahrheit — die leider unsere moderne Gesellschaft so wenig anerkennen will — daß geistiges Wesen in der Kunst dominirt, findet in Pauline Metternich die glänzendste Bestätigung. Die fürstliche Schauspielerin wurde von Herrn Sonnenthal mit der ihm in solchen Konversationsrollen eigenen eleganten und liebenswürdigen Spielweise vorzüglich unterstützt; als erster Künstler, wie als galanter Kavalier betrachtete er es heute als seine Hauptaufgabe, ein liebenswürdiger Sekundant zu sein, und man sah ihm an, daß er an dem ergötzlichen Spiel der hohen Frau seine wahre Freude hatte. Und der Zuschauer theilte diese Freude, jede feine Pointe der Spielenden wurde lachend und jubelnd anerkannt; Schauspieler und Publikum standen im innigsten Rapport.

Nach kurzer Pause begann die Musik, dirigirt von Hellmersberger, zu der Vorführung der „Lebenden Bilder" unter Franz Gauls künstlerischer Leitung. Der Vorhang rollte empor und vor die zweite geheimnißvolle Gardine trat der Hofburgschauspieler Lewinsky und begann mit jener krystallenen Klarheit, dem feinen Verständniß und der intensiven Wärme des Ausdrucks, die diesem Meister der Rede eigen sind, das „die Bilder" erklärende und verbindende Gedicht von Mosenthal. Die Bilder, Scenen aus Oesterreichs Geschichte, wurden in einer künstlerischen Vollendung gestellt, wie man sie wohl höchst selten bei derartigen Anlässen findet. Nicht nur die glänzende Erfindungsgabe und der edle Geschmack Franz Gauls dokumentirte sich in ihnen, sondern auch der Schönheitssinn der Mitwirkenden, welche den Intentionen des Künstlers durch geistige Erfassung ihrer Aufgaben, und in den Grenzen der Anmuth bleibenden Charakteristik in Stellung und Haltung vollauf gerecht wurden. Das Steife und leblos Puppenhafte, was bei den von Dilettanten vorgeführten Bildern meistens so störend wirkt, war hier nirgends zu finden, überall offenbarte sich in der absoluten Ruhe lebendig geistiges Wesen in harmonischer Schönheit und künstlerischer Freiheit; man sah, daß die Darsteller von Jugend auf gelernt, ihren Körper zu beherrschen und den Sinn für das Schöne an den Meisterwerken der Kunst zu bilden. Scenerie und Ausstattung waren überraschend schön und in den Kostümen der verschiedenen Jahrhunderte herrschte eine verschwenderische, aber nicht unangemessene Pracht. In welch schweren Falten fielen die echten Sammet-, die schimmernden Brokat- und Silbergewänder! wie funkelten die kostbaren, alterthümlichen Stoffe, wie blitzten die Diamanten und bunten Juwelengeschmeide! Aber glänzender als aller Schmuck strahlten die liebreizenden Frauengesichter unter den zarten Schleiern hervor, und die goldstrotzenden Uniformen erregten kaum unsere Bewunderung, würden sie nicht von solch stattlichen, kräftig schönen Männergestalten getragen. Anmuth, Schönheit und Pracht vereinigten sich hier das Auge zu entzücken! — Es sei mir gestattet, wenigstens eines jener reizenden lebenden Bilder flüchtig zu schildern; es hat den Besuch Karls V. im Atelier Tizians zum Vorwurf. Als Kaiser Karl V. 1532 sich in Bologna aufhielt, ließ er Tizian dahin bescheiden um sein

Bildniß anzufertigen. Eines Tages — so erzählt man sich — wurde der große Maler in seinem Atelier durch den Besuch des Monarchen überrascht. Der Kaiser läßt sich neben der Staffelei nieder, befiehlt dem Künstler, ungestört in seiner Arbeit fortzufahren und betrachtet mit Aufmerksamkeit das der Vollendung nahe Porträt Philipps II. Da entgleitet der Hand des Meisters der Pinsel; der Herrscher bückt sich danach, hebt ihn auf, überreicht ihn dem Künstler und wehrt dessen ehrfurchtsvollen Dank mit den Worten ab: „Ein Tizian ist es wohl werth, daß er von einem Kaiser bedient werde." Diesen Vorgang stellt das Bild dar. Das Atelier Tizians zeigt eine ebenso charakteristische als prachtvolle Ausstattung. Eine reizende, dem Oesterreichischen Museum entliehene Tapete deckt die Wände des Zimmers; auf den kostbaren Renaissance-Möbeln herrscht ein geniales Durcheinander. Zeichnungen und Farbenskizzen, Statuen und Blumen, schwere Sammet- und Seidenstoffe mit Gold- und Silberstickereien, alles in jenem reizenden pêle-mêle, das so charakteristisch den Schönheitssinn des Künstlers verräth. In der Mitte des Ateliers erblicken wir das lebensgroße Bildniß Philipps II. — von Graf Bombelles nach dem in der Madrider Galerie befindlichen Gemälde Tizians so treu dargestellt, daß wir ein Kunstwerk des unsterblichen Meisters vor uns zu sehen glauben. Vor demselben steht Tizian — eine prachtvolle Erscheinung! Graf Ed. Zichy im Künstlergewande von dunkelrothem Sammet, von dem der weiße, wallende Bart sich glänzend abhebt, mit den ehrwürdigen, geistdurchleuchteten Zügen, der edlen Haltung, verkörperte den großen Meister in vollendeter Weise. Er neigt sich Karl V. (Graf Nako) zu, der in einem Sessel ruhend, noch halb gebückt den entfallenen Pinsel ihm darreicht. Aretine (Graf Breuner), der hinter dem Kaiser stehend, staunend die Scene betrachtet und eine Gruppe reizender Hofdamen (Gräfinnen Andrassy, Szechenyi und andere), einige in ihren Kostümen den Bildern der schönen Tochter Tizians gleichend, vollenden das entzückende Bild, das den lautesten Beifall der Zuschauer hervorrief und immer von neuem den bewundernden Blicken sich enthüllen mußte.

Nachdem vor dem letzten Bilde der Vorhang gefallen ist, die Schlußverse des Gedichtes verhallt sind, die in einer Apostrophe an den Kaiser Franz Joseph und dessen Wahlspruch: viribus unitis gipfeln, stimmt das Orchester die Volkshymne an: „Gott erhalte Franz den Kaiser", alles erhebt sich von den Sitzen, stürmischer Beifallsjubel durchbraust das Haus.

Während der nun eintretenden längeren Zwischenpause herrschte reges Leben in den Zuschauerräumen. Die Unterhaltung wird lebhafter; unbefangen unterhält sich ein jeder mit seinem Nachbar, auch ohne ihm feierlich vorgestellt zu sein; weiß er doch, er befindet sich in guter Gesellschaft. Der Unterschied zwischen einem zahlenden Publikum und einem eingeladenen Kreise tritt merklich hervor. Die Logen füllen sich mehr und mehr mit kostümirten Damen, welche die Lobsprüche ihrer Freunde und Verwandten über ihre schöne Erscheinung und die wundervolle Darstellung der Tableaux lächelnd entgegennehmen. Dort am Eingange des Parketts steht Prinz Eugen, der edle Ritter, im heiteren Gespräch mit jenen Obersten der Janitschaaren, die noch vor

wenigen Augenblicken so demuthsvoll ihre Häupter in den Staub vor ihm geneigt. Nicht weit davon lehnt im grauen Mantel gehüllt Heinrich von Ofterdingen, aber weder von stolzen Waffenthaten kündet jetzt sein Sängermund, noch träumt sein Herz von süßen Minneliedern; die treue Laute hat er mit einem „Tazerl" Erdbeereis vertauscht, das er mit sichtlichem Behagen schlürft. Von der dritten Parkettreihe aus grüßt und winkt Meister Tizian so vertraulich dem Weltbeherrscher Karl V. zu, daß es den Anschein hat, als seien nach jener kaiserlichen Huldigung beide die intimsten Duzbrüder geworden. In einer der ersten Ranglogen hat sich eine liebliche Kindergesellschaft zusammengefunden. Die Kleinen sind gar zierlich gekleidet, zwei von ihnen sogar kostümirt. Ein schwarzäugiger Junge von zehn Jahren in schmucker Pagentracht zeigt soeben mit stolzer, wichtiger Miene den größeren der Kinder all die Herrlichkeiten seines Anzuges: die blauen Atlaspuffen seines Wamses, die silbernen Borten, das keck auf dem linken Ohr sitzende Sammetbarett. Das kleine Mädchen ihm zur Seite in dem goldgestickten, weißen Kleidchen mit dem schmalen Goldreif in dem langen, blonden Lockenhaar spricht kein einzig Wörtchen, stumm steht es inmitten seiner ebenso stummen Verehrer, die es staunend und bewundernd betrachten und es nicht anzurühren wagen; aber des Kindes große, blaue Augen strahlen vor Glückseligkeit und seine Fingerchen greifen nach dem glänzenden Reif in dem goldenen Gelock, zu fühlen, ob er auch wirklich noch da sei. Es ist ein liebreizendes Bild voller Unschuld und Anmuth. Gegenüber in der ersten Prosceniumloge fallen nur zwei holde Mädchengestalten auf; die golddurchwirkten Schleier graziös über die feinen Schultern geworfen, beugen sie sich über die Brüstung und lachen und scherzen mit einigen Muselmännern, deren dunkle Gesichter unter dem weißen Turban höchst vergnügt hervorschauen. Im Hintergrunde der Loge taucht eine interessante Männergruppe auf; die Gestalten nähern sich der Brüstung und blicken auf ein paar Minuten in das bunte Treiben hinab; die beiden Monarchen sind's, der ritterliche Babenberger Leopold und Rudolph von Habsburg, in ihrer Mitte — Graf Andrassy. Aber für die imposante Erscheinung des Grafen paßt nicht der moderne Gesellschaftsanzug, der zwischen den altdeutschen, königlichen Gewändern gar wunderlich sich ausnimmt; die stolze Honveduniform ist's, die diesen Typus eines edlen Magyaren prachtvoll kleidet. Er läßt sich mit den beiden Majestäten in seiner Loge nieder und es ist wohl kein Wunder, daß bald alle drei im eifrigsten Gespräche vertieft sind; was mag jenen mittelalterlichen Monarchen der Ministerpräsident des neunzehnten Jahrhunderts nicht alles zu berichten haben?

Doch heute herrscht die Kunst und nicht die Politik; unbekümmert um die Wichtigkeit jener Verhandlungen gebietet die Glocke des Inspizienten von der Bühne her jetzt allgemeines Schweigen.

Hinter der Scene erklingt das feierlich frohe Gaudeamus igitur, der Vorhang hebt sich, wir befinden uns inmitten der fidelsten Studentenkneiperei und die herrliche Rheinlandschaft, die wir durch den offenen Hintergrund erblicken, belehrt uns, daß wir es mit einer Studentenkneipe im schönen Bonn zu thun haben. Das Stückchen, das nun vor unseren Augen sich abspielt: „Nandl vom Ebensee" von Langer,

N.S.

Musik von Doppler, ist ein harmloser Gelegenheitsschwank, dürftig in der Handlung, aber heiter und unterhaltend, die verschiedenen Schnadehüpfel, Jodler und Couplets, die darin gesungen werden, geschickt mit einander verbindend und somit seinen Zweck bestens erfüllend. Die Mitglieder des Akademischen Gesangvereins in großem Wichs und Kanonenstiefel und Corpsabzeichen bringen, geübt in ihren Rollen, die fröhliche Kneiperei recht lebenswahr zur Anschauung; der Wirth (Graf Larisch), der sie eifrig bedient, meldet das alte Haus Ignaz Bergleithner an; mit freudigem Hurrah! begrüßt die lustige Studentenschaar ihr bemooftes Haupt, das von dem einst hochgefeierten Komiker Karl Treumann aufs trefflichste dargestellt wurde. Nachdem Bergleithner mit einem drolligen Couplet die Gesellschaft und diese sich selbst mit einem Gericht mehr oder minder fauler Witze regalirt hat, tritt plötzlich zur allgemeinen Ueberraschung das Nandl vom Ebensee herein. Sie kommt ihren „Göden" (Pathen) in die Heimat abzuholen, er solle ihr helfen, ihre Erbschaftsangelegenheiten zu entwirren, damit sie baldigst ihren „Buabn Seppl" heiraten könne. Der Pathe wehrt sich nicht lange; er muß wohl einsehen, daß man nach fünfzig Semestern gelehrt genug geworden. Nachdem Nandl der fidelen Gesellschaft noch ein paar G'stanzel und Jodler vorgesungen, zieht sie, einen lustigen Marsch trällernd, mit ihrem Göden ab, gefolgt von der Studentenschaar, die ihrem bemooften Haupte das Geleite giebt. Die zweite Scene führt uns nach Ebensee. Wir schauen das Haus der Frau Stanzengruberin vom Rustenhofe, vor demselben zwei hübsche Bauerndirnen (Gräfin Hunyadi-Buol und Fürstin Hohenlohe), die am Spinnrocken und Butterfaß eingenickt sind und darob von der hinzukommenden Stanzengruberin (Gräfin Kollonits), tüchtig ausgescholten werden. Da unterbricht Seppl (Herr Sonnenthal) die zürnende Herrin, indem er ihr seinen Verdacht vorklagt, seine Nandl könne ihr Herz Ignaz, dem bemooften Haupte, zugewendet haben. Wie grundlos seine Eifersucht ist, beweist der nächste Auftritt, in welchem Nandl ihrem Göden den guten Rath ertheilt, statt ihrer, lieber ihre stattliche Frau Mutter, die Stanzengruberin, zu freien. Während Bergleithner sich noch besinnt, kommt plötzlich die fröhliche Studentenschaar aus Bonn gezogen, die von ihrem „alten Hause" zur Hochzeit geladen worden war, nun gilt es raschen Entschluß, die Stanzengruberin ist eine gute Partie, er wirbt um sie, die natürlich nicht nein sagt; der von seinem Nebenbuhler befreite glückliche Seppl umarmt sein Nandl; die Doppelhochzeit ist fertig und unter einem muntern Schnadahüpfel und fröhlichem Steyrischen fällt der Vorhang.

Die Fürstin Metternich konnte als Nandl noch reicher ihr originelles, temperamentvolles Talent für Charakteristik entfalten, als im vorhergehenden Lustspiele; sie war von Kopf bis zu Fuß ein herzigs Bauermadl, das zwar mit ihrem riesigen rothen Regenschirm im Arm, dem Wahrzeichen der oberösterreichischen Bauern, nicht gerade ein geistreiches Gesicht machte, wenn es von den Studenten auf Hochdeutsch angeredet wurde, die aber doch ihren natürlichen Mutterwitz vortrefflich zu brauchen wußte und der die Lustigkeit so recht von Herzen ging.

Alles an dieser Gestalt war Leben und Bewegung, Lust und Frohsinn. „Du bist ja ganz vom Bandl los, Madl!" würde die Frau

Stanzengruberin gesagt haben, wenn sie so ihr Nandl trällernd und blasend an der Spitze der Studenten marschiren gesehen hätte. Entzückte das Nandl schon durch ihr frisches Spiel, so steigerte sich der Beifall des Publikums zum Enthusiasmus bei dem Vortrag ihrer oberösterreichischen Lieder, die von dem vorzüglichen Orchester auf das diskreteste und anschmiegendste begleitet wurden. Was weiß die Fürstin aus ihrem von Natur spröden Organ zu machen, ohne daß sie je bei berühmten Gesangskünstlern studirt hatte, denn — sagt sie selbst — „nie hätte ich Unterricht nehmen können; jeder Lehrer würde mir ja erklärt haben, daß ich nie zu singen vermöge, weil ich keine Stimme besäße!" Und doch hat sie durch unermüdlichen Fleiß ihre Stimme so geschult, daß sie das reichste Gefühlsleben in seinen feinsten Schattirungen wiederzugeben vermag, von dem schwermuthsvollen verschleierten Moll der Sehnsucht und Trauer an bis zu dem hellschmetternden Dur des seligen Jubels, des jauchzenden Uebermuthes. Ihre Aussprache ist tadellos, selbst im schnellsten Tempo ist jedes Wort verständlich, was die Wirkung ihres Vortrags unendlich erhöht. So singt sie sich selbst und anderen zur Freude und Lust, ja, sie erzielt mit ihren einfachen Weisen eine wahrhaft elektrisirende Wirkung. Bald meint man die frohe Sennerin auf hoher Alp zu hören mit ihren kecken Jodlern und Jauchzern, bald wird man an die fein pointirte, pikante Vortragsweise der französischen Chansonnettesänger erinnert, die, indem sie jeden Vers aufs schärfste charakterisiren, ihrem Gesang einen so überraschenden Reiz zu verleihen wissen. Aus Pauline Metternichs Gesang tönt uns die sprudelndste Lebensfreudigkeit entgegen, das sprüht und schäumt und braust in übermüthiger Lust, daß jedes Herz mit hingerissen wird zu sonniger Heiterkeit. Aber nicht bloß südliche Verve, auch deutsche Gefühlsinnigkeit spricht aus ihrem Gesange, aus dem ihr eigenen wundervollen mezza voce. Die ganze Originalität ihres Wesens offenbart sich in ihren Liedern. Sie singt mit der Seele, ihre Töne sind durchgeistigt und wahr und tief empfunden, darum dringen sie in unser Herz, wir geben uns ihrem Zauber gefangen, wir lachen und weinen, wir klagen und jubeln mit ihnen.

Wie unnachahmlich schön trug die Fürstin unter anderen das einfache „Liedl" vor, dessen erste Strophe lautet:

„Wann Alles schon schlaft und der Sober nöt greint,
Der Mond durch die Wölkern so schön abischeint,
Schleich i mi fort ganz stad,
Schau ob der Wind draus 'd waht,
Wann ma so hoamli thuat,
O das is guat!"

Ein warmer Hauch von Poesie lag über diesen weichen, verschleierten Tönen, man sah im Geiste die laue, milde Mondnacht, sah das Diarndl heimlich zum Stelldichein schleichen und in seliger Liebeserwartung erklingt das immer leiser verhallende, bis zum Flüsterhauch verschwebende:

„Wann ma so hoamli thuat,
O das is guat."

Mit dankbarem, freudig erhobenem Herzen verließ ich das Theater. Wahrlich, nicht nur die Unglücklichen, denen aus dieser Wohlthätigkeitsvorstellung reichliche Hilfe zufloß, hatten Grund, dankbar zu

sein, sondern auch alle diejenigen, die sich an solch reinem Kunstgenuß erfreuen durften. Wo solch glänzende Mittel sich mit so viel Talent, Verständniß und ernster, künstlerischer Hingebung vereinen, da erhebt sich der Dilettantismus zur Künstlerschaft und gewährt edeln, reinen Genuß. Denen aber, die spöttisch die Achseln darüber zucken, daß selbst die Damen der höchsten Aristokratie aus ihren Privatkreisen heraustreten und nicht verschmähen, in einer Wohlthätigkeitsvorstellung öffentlich mitzuwirken, mögen die Worte der Fürstin Metternich zur Antwort dienen, die sie als Nandl so recht aus tiefster Seele dem Publikum zurief: „Wann ma für soane Mitmenschen a Herz in der Brust hot, so koan ma a anmol a bisl Komödie spiel'n und a poar Liedle singa!“ R. Frey-Marbach.

Verschlafen.

Von Adolf Kühne.

Aus die Mutter ihren Kindern
Eine Bitte ernst verneinen,
Sind voll Unmuth sie und klagen,
Bis sie in den Schlaf sich weinen.

Menschenherzen sind wie Kinder;
Strenge Mutter ist das Leben.
Wie wir ringen auch und bitten,
Selten reift die Frucht dem Streben.

Und um all' die Herzenswünsche,
Die gescheitert dicht am Hafen,
Grämen wir uns dann wie Kinder,
Bis wir thränenmüd' entschlafen.

Werthers Leiden.

Eine literaturgeschichtliche Skizze von Dr. Ruhe.

„Sei ein Mann und folge mir nicht nach".
Goethe.

In dem preußischen Regierungsbezirk Koblenz, an den romantischen Ufern der mittlern Lahn liegt in „paradiesischer Gegend" das kleine Städtchen Wetzlar, umgeben von „unaussprechlicher Schönheit der Natur", ein altberühmter Ort, „ein Stück Mittelalter inmitten der modernen Welt". Enge und schiefwinkelige Gassen führen die weinumkränzten Höhen hinan; hier und da erblickt man noch Ueberreste der einstigen Stadtmauer mit ihren gewaltigen Thürmen und Thoren; das altersgraue, altehrwürdige und architektonisch merkwürdige Münster predigt von den längst entschwundenen glanzvollen Tagen der ehemaligen freien Reichsstadt, und eine malerische Burg auf dem nahen Bergesrücken mahnt an die entflohenen, herrlichen Zeiten eines tugend- und ruhmgeschmückten Ritterthums.

Wie ist es heute doch so stille auf den Straßen und Plätzen des kleinen Städtchens! Allein vormals war es ganz anders. Durch zwei Jahrhunderte (1689—1806), in welchen dort das deutsche Reichsgericht tagte, jene Institution, die fast allein die deutsche Einheit repräsentirte, wimmelte es daselbst von reichgekleideten, wohlgepuderten und hochgelehrten Herren. Hunderte von Fremden aus allen deutschen Gauen, arm und gering, vornehm und reich, belebten die Gassen, und Tausende blickten mit banger Hoffnung oder aber mit Angst und Sorge auf die kleine, schöne Stadt an der Lahn.

Auch Goethe weilte ein halbes Jahr in den Mauern der alten Reichsstadt; im Frühling 1772 traf er dort ein, um auf den dringenden Wunsch seines Vaters den Reichsprozeß zu studiren und durch dieses Studium für die Advokatur sich vorzubereiten, und blieb daselbst bis in den Monat September.

Die literarischen Früchte des Wetzlarer Aufenthaltes sind zwei Werke des Dichterfürsten, „Götz von Berlichingen" und „Werthers Leiden". Welch' großer Kontrast zwischen beiden Dichtungen! Während

uns dort ein gewaltiger Kämpe geschildert wird, welcher vor keiner Gefahr zurückbebt, der thatkräftige letzte Repräsentant des mittelalterlichen Ritterthums, tritt uns hier ein moderner sentimentaler Jüngling entgegen, den tiefe, unheilbare Schwermuth zum Selbstmorde treibt.

„Werthers Leiden", im Februar oder März 1774 vollendet, Goethes Generalbeichte ist wahrscheinlich nach dem Vorbilde des unter englischem Einfluß entstandenen Romans „Julie ou la nouvelle Heloise (1761)" verfaßt. Die deutsche Erzählung ist in vielen Punkten Rousseaus epochemachendem Romane ähnlich. Die erste Aehnlichkeit liegt in der Form; beide Werke sind in Briefform geschrieben, nur treten bei Rousseau mehr Personen, mehr Briefschreiber auf. Sodann stimmen beide Romane in den Empfindungen überein; die Helden beider Romane sind durchaus unzufrieden mit den bestehenden sittlichen und sozialen Zuständen, erfüllt von Haß gegen alle Beschränkungen, welche durch Standesunterschiede erzeugt werden, und endlich von dem fast unwiderstehlichen Drange beseelt, um jeden Preis aus solchen beengten Verhältnissen sich zu befreien. Hier wie dort wird die Leidenschaft der Liebe gepredigt, der Liebe, welche in einem Augenblicke auflodert in den jugendlichen Herzen, der Liebe, die keinen Widerspruch kennt oder achtet und daher auch nicht fragt, ob die Auserkorene noch frei ist oder nicht. Die bedeutendste Aehnlichkeit jedoch besteht wohl darin, daß beide Dichter einen Theil ihrer eigenen Erlebnisse schildern.

Die Anlage des Goetheschen Romans ist von unübertrefflicher Einfachheit und die Sprache, weder eigentlich schön noch regelmäßig, aber durch und durch originell, überaus lieblich und voller Musik, strotzt von Leben und Kraft und ist von bedeutendster Wirkung. Mit der größten Naturwahrheit ist vor allem jene Sentimentalität dargestellt worden, welche, weil sie nur in Gefühlen schwelgt, denen die Wirklichkeit nicht entspricht, an den Schranken der bestehenden Verhältnisse rüttelt und aus dem Leben sich hinausſehnt, den inneren Herzensfrieden zerstört und zum Selbstmorde treibt.

Was bezweckt der Dichter mit diesem seinem Roman? Soll er eine Vertheidigung der Unsittlichkeit sein? Derjenige, welcher frevelnd nach Hand und Herz eines verlobten Weibes verlangt, geht schmählich zugrunde. Enthalten „Werthers Leiden" eine Apologie des Selbstmordes? Weit entfernt, das Benehmen und das Verhalten des Helden zu billigen und denselben als nachahmenswerthes Ideal hinzustellen, bemüht sich der Dichter, ihn als haltlosen und zerfahrenen Menschen zu schildern, der zwar unglücklich, aber auch unreif, in keinerlei Weise den Kämpfen des Lebens gewachsen sei. Nein, das alles ist es nicht; der Dichter will uns die Krankheit seiner Zeit beschreiben, jene Krankheit, welche in Deutschland von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu der französischen Revolution und in manchen Gegenden selbst bis zu den Freiheitskriegen grassirte, die Krankheit der Empfindsamkeit, der träumerischen und krankhaften Sentimentalität. Die Kennzeichen dieser unheilschwangeren Krankheit sind energielose Passivität, welche die menschliche Natur ganz abhängig von ihren Gefühlen und Stimmungen macht, eine thränenselige Weichherzigkeit und Empfindlichkeit, die den Menschen flieht, und die reale Wirklichkeit, dagegen in der unbelebten Natur und im Umgange mit der Thierwelt Trost sucht,

endlich eine große Todessehnsucht und unnennbare Verzweiflung, welche der Seele sich bemächtigen, sobald die erträumten Ideale wie Luftgebilde zerrinnen, nachdem sie in Konflikt mit dem Leben gerathen. Allein so wahrheitsgetreu und treffend die Schilderung auch immer ist, mit Recht konnte und kann man einwenden: Goethe hat allerdings die Krankheit seiner Zeit porträtähnlich dargestellt, aber er hat vergessen und unterlassen, die Heilmittel zu bezeichnen, ja, der Roman verschlimmerte nur die Krankheit, indem gar viele in Werthers Schwermuth und Gewande kokettirten, die Poesie in Wirklichkeit verwandeln und einen solchen Roman nachspielen zu sollen glaubten, obwohl ihr Weltschmerz doch eigentlich keinen andern und tiefern Grund hatte, als den, daß ihre „Lotte" bereits einem andern Manne gehörte.

Forschen wir nach den Motiven, welche den Dichter veranlaßten, „Werthers Leiden" zu schreiben, so ist hier zunächst auf sein Verhältniß zu Charlotte Buff und sodann auf den Selbstmord des jungen Jerusalem zu verweisen.

Goethe fühlte sich von den gesellschaftlichen Verhältnissen Wetzlars wenig angezogen. Der Adel, und dieser war ungemein stark vertreten, mied jeden Verkehr mit den Bürgerlichen ängstlich. Wie kann es daher befremden, wenn der junge Dichter in der anmuthigen Umgebung des Städtchens Erholung und Unterhaltung suchte? Sein Lieblingsspaziergang war nach Garbenheim, seinem Wahlheim, welches jenseit des Berges, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, liegt. Es ist ein gar freundlicher, angenehmer Ort; die schlichte Pfarrkirche steht auf einem freien Platze, welchen zwei weitästige Linden zieren. Unter diesen schattenspendenden Bäumen ließ sich Goethe gewöhnlich Tisch und Stuhl tragen, trank dort seinen Kaffee und las den Homer. Am 28. August 1849 wurde auf dem Kirchplatze ein Goethedenkmal errichtet und zugleich pflanzte man neue Linden. Im Garten des Wirthshauses am Platze warf ein späterer Besitzer, ein Gerichtsprokurator, zum Andenken an „Werther" einen Hügel auf und schmückte denselben mit einer Urne. Ein russischer General nahm auf seinem Durchmarsch durch Garbenheim die Urne fort und brachte sie nach St. Petersburg.

Auf einem Balle in Volpertshausen (Wolpertshausen?) am 9. Juni lernte Goethe das Fräulein Charlotte Buff kennen. Sie war am 31. Januar 1753 geboren und das zweite Kind des Deutschordensamtmannes in Wetzlar; sie war eine frische, fröhliche Natur, offen und gebildet, klug und gut, ohne jede Spur von Sentimentalität. Beim Tode der Mutter, kaum achtzehn Jahre alt, trat sie an die Spitze des Hauswesens, obwohl ihre ältere Schwester Karoline noch lebte, und wurde ihrem Vater eine treue, liebe Pflegerin und ihren Geschwistern eine zweite Mutter. Im Jahre 1768 verlobte sich Charlotte mit dem hannoverschen Legationssekretär Johannes Christian Kestner, welchem sie am 4. April 1773 am Traualtare die Hand zum Bunde für das Leben reichte. Während dieser langen Verlobungszeit bewahrte sie ihrem Bräutigam makellose Treue.

Das Jagdhaus, in welchem das Kränzchen stattfand, ist heute eine Schule. Goethe holte in Begleitung zweier Damen Charlotte zu dem Tanzvergnügen in einem Wagen ab. Der Bericht über den Ball

ist im wesentlichen historisch. Charlotte Buff wohnte auf der sogenannten „Gänseweide“ bei dem deutschen Ordenshause, zu welchem das Gebäude gehörte. Bereits im dreizehnten Jahrhundert hatte der deutsche Orden Häuser und sonstige Besitzungen in Wetzlar. Das Hauptgebäude, im siebzehnten Jahrhundert massiv aus Stein aufgeführt, wurde vom Orden vermiethet; es ist noch jetzt ein ansehnlicher Bau und wird zu gemeinnützigen Zwecken, unter anderem als Schule, benutzt. Das an den rechten Flügel anstoßende Haus, links am Eingange in den großen Hof, war die Wohnung des Ordensamtmannes. Sämmtliche Gebäude gehören heute dem Wetzlaer Armenfonds, und die ehemalige Wohnung des Amtmannes mit ziemlich engen und beschränkten Räumen ist armen Leuten miethweise überlassen.

Goethes Wohnung befand sich in der etwas dunklen und unfahrbaren „Gewandgasse“ in dem der Mündung der Entengasse gegenüberliegenden, mit dem zweiten Stocke ein wenig übergebauten Hause. Der Name „Goethe“ war noch lange Zeit hindurch auf einer Fensterscheibe zu lesen. Von seiner Wohnung ging Goethe rechts nach dem nahen Kornmarkte und dann links durch die Schmidtgasse nach dem Buffschen Hause. Vom deutschen Ordenshause gelangt man in Bälde an das Wildbacher Thor und eine kleine Strecke abwärts vor demselben an den Wilderbacher Brunnen, dem heutigen Wertherbrunnen, „an den der Dichter gebannt war, wie Melusine mit ihren Schwestern.“ Vom Wertherbrunnen steigt man, indem man einen Hohlweg, an welchem zu beiden Seiten Marmorfelsen hervortreten, rechts liegen läßt, auf einem Fußpfade zu der Anhöhe hinauf; hier ist links auf der Bergkante die sogenannte „Metzeburg“, ein Kaffeehaus mit reizender Aussicht auf Gebirge, Stadt und Thal. Diesen Weg pflegte Goethe auf seinem Spaziergange nach Garbenheim einzuschlagen.

Lottens Vater war der derzeitige Ordensamtmann Heinrich Adam Buff, ein eifriger, geschäftskundiger, schlichter, „offener und treuherziger Mensch“. Ferner war er heiter und dem Vergnügen nicht abgeneigt, auch soll er resolut, etwas rasch, heftig und derb gewesen sein und viel auf seine Amtswürde und seine Stellung gehalten haben. Als er einst, so erzählt man, im Dorfe Münchholzhausen die Gefälle des Ordens erhob, trat ein Bauer ein mit der Mütze auf dem Kopfe. Buff gab ihm sofort eine derbe Ohrfeige und rief: „Sieht er nicht, daß der Deutschordensamtmann im Zimmer ist?“ Der Amtmann, im Jahre 1711 geboren, zählte damals bereits mehr als siebzig Jahre. Seine Gattin war schon am 13. März 1771 gestorben; man rühmte ihr ungewöhnliche Schönheit und Anmuth, Klugheit und Liebenswürdigkeit und unermüdliche Thätigkeit nach. Auch war sie so sittsam, daß sie noch im späten Alter über jede freiere Aeußerung erröthete. In Wetzlar nannte man sie allgemein nur „die Mutter der vielen schönen Kinder“; bei ihrem Tode lebten noch elf.

Goethe hielt die Lotte für frei. Wen kann es da Wunder nehmen, daß dieses seltene, natürliche und eigenartige Mädchen, welches gerade in jugendlicher Frische strahlte, einen wunderbaren Zauber auf ihn ausübte und ihm Auge und Herz gefangen nahm! Am Tage nach dem Balle erkundigte er sich nach dem Befinden seiner lieblichen Tänzerin und legte für sie ein so tiefes und ernstes Interesse an den Tag,

daß es den Anschein gewann, als ob er in der ebenso liebenswürdigen wie wirthschaftlichen Jungfrau das Ideal einer zukünftigen Hausfrau erblickte. Als er später erfuhr, daß Lotte verlobt war, zog er sich dennoch nicht zurück, sondern verkehrte nach wie vor in herzlicher Weise mit der Braut Kestners. Freilich that er sich Gewalt an und dämpfte die Glut seiner Leidenschaft und seiner Gefühle; mit Kestner aber, einem für alles Gute und Edle begeisterten jungen Manne, schloß er einen herzlichen Freundschaftsbund, welcher wirklich einzig in seiner Art und makellos dasteht. Goethe wurde bald beständiger Gast und Hausfreund und so zu sagen Familienglied in Lottens Hause; ein großer Kinderfreund, wie er war, gewann er die Herzen der Kleinen im Sturm. Nicht im entferntesten dachte er daran, Kestners Vertrauen zu mißbrauchen und seinem Freunde die Verlobte abwendig zu machen; auch gab Lotte keineswegs Veranlassung zu kleinlicher Eifersucht, obgleich der junge Dichter „auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland und im Garten" ihr unzertrennlicher Begleiter war. Daß aber dessenungeachtet eine tiefe Neigung für das liebliche Mädchen in seinem Herzen wurzelte, daß ihn das Zurückdrängen dieser Neigung manchen Kampf, manchen bittern, schweren Kampf kostete, wer könnte daran zweifeln? Der beste und schlagendste Beweis dafür ist sein brieflicher Abschied von Lotte und Kestner; mündlich Lebewohl zu sagen vermochte er nicht, dazu fehlte ihm die Kraft. Nachdem er noch abends zuvor mit seiner Geliebten das tief ergreifende und erschütternde Gespräch über Scheiden und Wiedersehen nach dem Tode gehabt hatte, schied er am 11. September in früher Morgenstunde.

Nach einer längern Reise durch das schöne Lahnthal und auf dem Rhein widmete er sich in Frankfurt am Main zur größten Freude seines Vaters der juristischen Praxis eifriger denn je zuvor. Suchte er Vergessenheit und fand er, was er erstrebte? In seinem Schlafzimmer hing Lottens Silhouette, welche er täglich wiederholt begrüßte; einmal äußerte er sogar: „Erschießen mag ich vor der Hand mich noch nicht." Da traf die Nachricht von dem Selbstmorde des jungen Jerusalem ein und versetzte unsern Dichter in unglaubliche Aufregung. Auf seine Bitten mußte ihm Kestner einen ausführlichen Bericht über Jerusalems Tod zustellen. Aber weder dieser noch eine Reise nach Wetzlar vermochten ihn wahrhaft zu beruhigen.

Inzwischen war Kestner als Archivar nach Hannover berufen und hatte sich mit Lotte am 4. April 1773 — es war der Palmsonntag — vermält, aber erst nach vollzogener Trauung wurde Goethe davon benachrichtigt. Wer malt das Erstaunen des jungen Poeten! „Gott segne Euch denn! Ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollte ich ein heiliges Grab machen und Lottens Silhouette begraben; so hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl! . . . Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist, mein Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen . . . . Unter und über Gottes Himmel bin ich Euer Freund und Lottens."

Mitte Juni schickte er seinen Freunden den eben erschienenen „Götz" mit der herzlichen Bitte, Lotte möge gegen dieses sein Drama nicht gleichgiltig sein. Im Herbst, da er nach der Abreise seiner Schwester sich ganz vereinsamt fühlte, machte er sich endlich an die Ausführung

seines „Werther", dessen Stoff ihm längst ans Herz gewachsen war, und durch dessen dichterische Gestaltung er sich auf einmal von allem Trübsinn und von allem Lebensüberdruß befreite, an welchem sein damaliges Leben so überreich war. Binnen vier Wochen entstand der Roman; trotzdem scheint er sich wohl erst gegen Ende des Maimonats entschlossen zu haben, die Leiden des jungen Werther zu veröffentlichen. Wer beschreibt sein Erstaunen, wer seinen Schmerz, als Kestner in seinem Dankschreiben für das zugestellte Exemplar ihm mittheilte, er und Lotte vermöchten nur ihre verzerrten Ebenbilder und durchaus keine dichterisch gehobenen Gestalten darin zu erblicken! Wie gern hätte der Dichter den Roman unterdrückt! Allein es ging nicht mehr an. Bei der Herausgabe seiner gesammten Schriften im Sommer 1787 versuchte Goethe eine Umarbeitung durch den charakteristischen Zusatz einer Geschichte eines Knechtes, welcher bei einer Wittwe zu Wahlheim im Dienste stand, sowie durch glückliche Beseitigung einiger Stellen, so z. B. Alberts Verstimmung und Kälte gegen Lotte, das Mißtrauen Lottens gegen sich und andere u. s. w.

Mit Kestners Tode († 1800) ruhte der Briefwechsel. Der Dichter sah seine Jugendgeliebte († 1828) noch einmal im Jahre 1816 in Weimar bei einer verheirateten Schwester.

Der Jubelausgabe von 1825 ist das schöne Gedicht „An Werther" beigefügt, „der rührende Aeolsgesang seiner armen, liebegepreßten, sich blutig durchkämpfenden Jünglingsseele".

Unter allen größeren Goetheschen Dichtungen ist nächst dem Faust wohl kaum eine zweite tiefer aus der Brust des Dichters geschöpft als „Werthers Leiden". In dem empfindsamen, schwermüthigen Jüngling und dessen qualvollem Herzenskampfe bis zu seiner Flucht hat der Dichter sein eigenes Seelenleben dargestellt. Ein großer Theil der Lebensverhältnisse beruht auf Wirklichkeit, so der Ball im damaligen Jagdhause zu Volpertshausen, die rothe Schleife, welche Lotte dem Werther schenkte u. s. w. Auch die landschaftlichen Schilderungen haben einen naturgetreuen Hintergrund. Ja, der Dichter hat sogar seinem Helden den eigenen Geburtstag geliehen. Selbstverständlich finden sich auch viele Aenderungen. Lotte hatte blaue Augen; Goethes Vorliebe für schwarze Augen bestimmte ihn, Werthers Geliebten schwarze Augen zu geben. Lottens Vater läßt er nicht in der Stadt, sondern auf einem anderthalb Stunden entfernten fürstlichen Jagdschlosse wohnen. Ein Zimmer im deutschen Hause enthält noch werthvolle Erinnerungen an Lotte, ein Klavier, sowie Schreib- und Zeichenhefte; der Maler Stuhl besitzt ein Zeichenheft mit der Aufschrift „Charlotte Buff". Goethes Wohnhaus in der Gewandgasse ist mit einer Gedenktafel versehen.

Treffend bemerkt ein großer Literarhistoriker: „Auf den Helden seines Romans übertrug er seine glühenden Liebesneigungen, seine Weichheit und seine leidenschaftliche Erregbarkeit, seine Liebe zur Natur und Unschuld, sein Widerwillen gegen die Seelenlosigkeit der modernen Gesellschaft. Er entzog aber jenem, was ihn gerettet hatte, die Kraft der Resignation, den über peinliche Empfindungen hinwegscherzenden Humor und die Heilkraft des schaffenden Genius. Was von der andern Seite das eigene Leben darbot, ist sorgfältig in die Dich-

tung verwebt. Die Freude an der Herrlichkeit der Natur, das Entzücken der aufkeimenden Liebe, die Qualen der hoffnungslosen Leidenschaft — wo wären sie von eines Dichters Hand nicht bloß feuriger, nein, wahrer geschildert? Alles quillt aus tiefstem Herzensgrunde und strömt mit dem reinsten Zauber in die Poesie der Seele. Es ist nicht eine abstrakte Sentimentalität, wie sie gerade in jener Zeit von schwachen Köpfen zur Rührung weicher Gemüther mißbraucht und eben deshalb in Goethes Possen bekämpft ward, sondern es lehnt sich das Gefühl stets an die wechselnden Bilder der Natur und des Lebens an. Die Blüten des Frühlings und die welken Blätter des Herbstes, die harmlose Kinderwelt und die Klagen unglücklicher Leidender, die heitere idyllische Welt Homers und die düsteren in Nebel gehüllten Scenen Ossianischer Gesänge — es ist die ewige Welt des Menschenherzens und der Poesie, ein gehaltvolleres inneres Dasein".

Wir kommen zum zweiten Motiv des Romanes, welches in der letzten Hälfte besonders hervortritt. Bei der Schilderung der zerstörenden Gewalt der Leidenschaft lehnte sich Goethe nicht minder, wie bei der Darstellung der aufkeimenden Liebe, an die Wirklichkeit, indem er nämlich den Bericht über das Ende des jungen Jerusalem, welchen ihm Kestner auf seinen Wunsch zugestellt hatte, zugrunde legte.

Carl Wilhelm Jerusalem, der einzige Sohn des berühmten Kanzelredners und Abtes Jerusalem († 1789) zu Riddagshausen bei Braunschweig, geboren am 21. März 1747, bekleidete seit dem Monat Juli 1771 den Posten eines braunschweig-lüneburgischen Legationssekretärs zu Wetzlar, wo er im September eintraf. Er war von mittler Statur, schön gebaut, hatte weiche, ruhige Züge, blonde Haare und blaue Augen; seine Worte und seine Aeußerungen beseelte ein Geist der Mäßigung und des Wohlwollens. Sonst vermag man wenig über ihn zu berichten, nur daß er sich aufs eifrigste mit der englischen Literatur beschäftigte. Goethe hatte ihn in Leipzig flüchtig kennen gelernt. Jerusalem war von vornherein mit seiner Thätigkeit unzufrieden. „Drei Stunden morgens und drei Stunden nachmittags arbeite ich täglich für die Nachwelt der Katzen im Herzoglich Braunschweigischen Archiv — denn die allein werden es brauchen". Ein unangenehmer Auftritt im Hause des Kammerpräsidenten Grafen von Bassenheim, der eines Donnerstags beim Erscheinen einer adeligen Theegesellschaft ihn gleichsam gehen hieß, verdrießliche Scenen mit seinem Chef, dem Gesandten Jakob Johann von Höfler, welcher erst im Jahre 1768 in den Adelsstand erhoben wurde und einen andern Legationssekretär erwartet hatte, Klagen des Gesandten über den „hochgehenden, unerträglichen Sekretär" beim Herzog, angeblich auch verschiedene Verweise und Rügen seitens des Hofes sollen dem jungen Manne den Aufenthalt in der Reichsstadt gründlich verhaßt gemacht haben. Seine trübe Stimmung wurde noch gesteigert durch die hoffnungslose Liebe zu der schönen, liebenswürdigen und geistvollen Elisabeth von Herdt, der Gattin des derzeitigen pfälzischen Legationssekretärs, eines äußerst eifersüchtigen Menschen. Was wäre unter diesen Umständen besser und heilsamer gewesen, als Wetzlar zu verlassen! Jerusalem that es nicht, er floh Menschen und Geselligkeit, machte einsame Spaziergänge, namentlich im Mondschein, manchmal sogar mehrere Meilen weit, und

hing ungestört seinem Verdrusse und seiner unglücklichen Liebe nach. Mendelssohns Phädon bildete seine Lieblingslektüre; allein er stimmte hinsichtlich des Selbstmordes mit Mendelssohn nicht überein und schrieb eine spezielle Apologie des Selbstmordes.

Am 28. Oktober 1772 entschied sich sein Schicksal. Jerusalem traf die Frau von Herdt allein zu Hause und konnte sich nicht enthalten, ihr seine Liebeserklärung zu machen. Entrüstet wies ihn die Edelfrau zurück und drohte, alles ihrem Manne zu enthüllen. Beschämt und überaus unglücklich zugleich stürzte der Arme hinaus und machte einen Spaziergang nach Garbenheim. Nachts schlief er nur wenig; bereits um zwei Uhr stand er auf, ließ heizen und Thee kochen. Am folgenden Morgen erhielt er ein Billet von Herrn von Herdt; sein Antwortschreiben wurde nicht angenommen. Jetzt stand sein Entschluß fest, sich selbst das Leben zu nehmen; unter dem Vorwande, er müsse eine Reise nach Frankfurt machen, entlehnte er von Kestner ein paar Pistolen, welche ein Diener beim Büchsenmacher mit Kugeln laden mußte. Den Nachmittag brachte er auf seinem Zimmer zu, meistentheils schreibend, mitunter auch auf- und abgehend. Auch bezahlte er seine kleinen Schulden. Gegen Abend erschien der italienische Sprachlehrer, zu welchem er geäußert haben soll, es sei das beste, sich aus der Welt zu schaffen.

Nach sieben Uhr ging er noch einmal an den Ufern der Lahn spazieren und schaute lange Zeit unverwandt in das Wasser. Welche Qualen sein Herz dabei zerrissen, wie wäre das zu schildern? Um neun Uhr kehrte er zurück, gab seinem Diener den Auftrag, einen Schoppen Wein ihm zu bringen, und befahl ihm, um sechs Uhr morgens alles zur Abreise bereit zu halten. Nachdem der Diener sich entfernt hatte, vernichtete er zunächst seine Briefschaften, sodann schrieb er zwei Briefe, einen an seine Eltern, den zweiten an Herrn von Herdt.

Seinen Eltern schrieb er:

„Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Schwestern und Schwager, verzeihen Sie Ihrem unglücklichen Sohn und Bruder. Gott, Gott segne Euch!"

In dem Schreiben an den pfälzischen Hofrath finden sich die Worte:

„In jenem Leben sehen wir uns wieder!"

Um ein Uhr schoß er sich in den Kopf über dem rechten Auge, in vollständiger Kleidung, blauem Rock und gelber Weste, und gestiefelt im Lehnstuhle sitzend. Der Pater Guardian des gegenüberliegenden Klosters sah den Schuß aufblitzen. Der Stuhl war hinten im Sitz mit Blut bedeckt, ebenso die Armlehnen. Jerusalem fiel wahrscheinlich nach dem Schusse zu Boden, wälzte sich in seinem Blute, schleppte sich, auf dem Gesichte liegend, um den Stuhl herum und dann nach dem Fenster: sowohl am Stuhl wie beim Fenster war eine große Blutlache.

Gegen sechs Uhr morgens fand man den Unglücklichen röchelnd am Fenster liegen. Dr. Held öffnete ihm am Arme eine Ader. Das Gerücht von dem Selbstmorde des jungen Jerusalem verbreitete sich mit Blitzeseile durch die ganze Stadt. Um neun Uhr kam Kestner und traf ihn noch am Leben. Auf dem Schreibtische lag „Emilia Galotti"

aufgeschlagen, und ein Manuskript, philosophische Aufsätze, welche sein Freund Lessing später herausgab. Gegen Mittag starb Jerusalem. Abends dreiviertel elf Uhr wurde er ohne Assistenz eines Geistlichen, aber unter Voraustragung des Kreuzes von Barbiergehilfen nach dem Kirchhofe getragen und bei Laternenlicht — zwölf Laternen — auf einem tiefer liegenden, zur Beerdigung geringer Leute dienenden Platze begraben. Später wurde diese Niederung ausgefüllt und Jerusalems Grab mit zugeschüttet, so daß es nicht mehr sichtbar ist. Der freie Platz vor seiner Wohnung (im zweiten Stock des an dem Barfüßerbach liegenden alterthümlichen, ehemals Winklerschen Hauses) wurde durch den Abbruch des Zuchthauses bedeutend erweitert und verschönert und bei der nationalen Schillerfeier 1859 mit einer Eiche bepflanzt, und erhielt den Namen „Schillerplatz." Jerusalems Haus bekam eine Gedenktafel. Der Geistliche der evangelischen Gemeinde schrieb in das Kirchenbuch: „Herr Karl Wilhelm Jerusalem, † 30. Oktober 1772 durch einen tödtlichen Schuß. Begraben eodem in der Stille."

Goethe hat den Bericht Kestners über Jerusalems Ende fast wörtlich benutzt. Sogar die Wochentage stimmen. Nur eins änderte er; den Todestag des Unglücklichen verlegte er nämlich wegen der Beziehung auf das bevorstehende Weihnachtsfest zwei Monate später.

Die Wirkung des „Werther" auf die Zeitgenossen war mächtig. Die Werthertracht, blauer Frack und gelbe Weste, wurde allgemein, und nach Jerusalems Grabe pilgerte man in Schaaren. Im ersten Jahrzehnt erlebte der Roman bereits vierzehn Auflagen, und es erschien eine unübersehbare Zahl von Uebersetzungen in fast alle Kultursprachen, Erläuterungsschriften, Nachahmungen und Parodien. Selbstverständlich fehlte es auch nicht an Gegnern; unter diesen ist an erster Stelle Lessing zu nennen. Er war Jerusalems Freund und tief empört darüber, daß Goethe die Geschichte eines Privatmannes zum Gegenstande dichterischer Behandlung gewählt und den ihm befreundeten ernst denkenden Jüngling als sentimentalen Liebesschwärmer hingestellt habe. Ferner konnte sich Lessing mit der Tendenz des Romans nicht befreunden; den fünfzigen nahe und im Leiden schwer geprüft, verlangte er von der kraftstrotzenden Jugend, den Kampf mit den Lebensmächten muthig aufzunehmen und siegreich zu Ende zu führen. Der Hauptfeind war wohl der Hauptpastor Johann Melch. Götze in Hamburg, welcher „Werthers Leiden" — „Narrheiten und Tollheiten" nannte er die „Leiden" — als direkte Widersprüche gegen die heilige Schrift bezeichnete und sogar die Hilfe der Polizei wider das gottlose Buch anrief. In manchen Städten, z. B. Leipzig, wurde der „Werther" konfiszirt.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, auch eine Stimme aus dem Volke zu hören. Im Jahre 1776 erschien ein Bänkelsängerlied in zweiunddreißig vierzeiligen Strophen, betitelt: „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther." Wir wollen einige Strophen aus dem Anfange und aus dem Schlusse hervorheben:

— — — — — — — — —

„Die stand als Vicemutter
Geschwistern treulich vor
Und schmierte Brod mit Butter
Dem Fritz und Theodor.

Dem Lieschen und dem Käthchen.
So traf sie Werther an,
Und liebte gleich das Mädchen,
Als wär's ihm angethan.

Wie in der Kinder Mitte
Sie da mit munterem Scherz
Die Butterrahmen schnitte —
Da raubt' sie ihm das Herz.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Es lag, und das war's beste,
Auf seinem Tisch ein Buch;
Gelb war des Todten Weste
Und blau sein Rock von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh' bis jenen Tag,
Begleitet' ihn kein Kragen
Und auch kein Ueberschlag.

Man grub ihn nicht in Tempel,
Man brannte ihm kein Licht.
Mensch, nimm Dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht'!"

Werther (vielleicht besser als die Durchschnittsmenschen) ist eine Mischung von Goethe und Jerusalem. War etwa Goethes Leidenschaft für Lotte nur deshalb so groß, weil sie bereits einem andern sich zu eigen gegeben hatte und demnach für den Dichter schon verloren war? Würde er die Geliebte wohl als Gattin heimgeführt haben, wenn er sonder Mühe sie hätte erringen können? Wohl schwerlich. Die Liebe Jerusalems war tief unglücklich, einmal weil er sein Ideal nicht zu erreichen vermochte, und weil er andererseits nicht die Kraft besaß, seine unselige Leidenschaft zu bemeistern. Er sah kein anderes Ende seiner Leiden, als den Tod, und entschlossen, sich selbst den Tod zu geben, vertheidigt er den Selbstmord mit spekulativen Gründen. Werther ist kein philosophischer Kopf, sondern ein weicher, leidenschaftlicher Gefühlsmensch und Schwärmer, welcher sich in die Natur und in die Kinderwelt versenkt, ganz wie dies Goethe damals und bis ins Greisenalter hinein zu thun pflegte. Aber Goethe hat den Stoff, zu welchem seine Liebe zu Lotte und Jerusalems tragisches Geschick die Grundlinien ihm bot, in dichterischer Freiheit umgestaltet und die dramatische Wirksamkeit und Lebensfähigkeit des Gegenstandes nur noch gesteigert. Daß Goethe Werthers unglückliche Liebe wirklich innerlich durchlebte, bekundet die feine psychologische Schilderung seiner wachsenden Leidenschaft und seines zunehmenden Lebensüberdrusses. Jeder, der in rechter Stimmung den Roman durchliest, wird auch ohne Kommentar diese unmittelbar zum Herzen redende Sprache nachempfinden. Und wenn wir auch Lessing darin beistimmen müssen, daß er die Frage aufwirft, ob wohl ein griechischer oder ein römischer Jüngling eines Weibes wegen Hand an sein Leben gelegt; wenn wir ferner auch zugeben wollen, daß der Roman mit einer Dissonanz, ohne Versöhnung schließt, so werden wir dennoch durch die Sprache der naturwahren unmittelbaren Leidenschaft, welche in dem Angstschrei eines gequälten Herzens

sich kundgiebt, und durch die Anmuth und den Zauber so vieler Naturschilderungen uns immer wieder von neuem von der Dichtung angezogen fühlen. Denn es lebt und webt der Genius eines Dichters darin, von dessen schöpferischer Geistesmacht auch heute noch ein gewaltiger Hauch zu spüren ist.

Was die übrigen Personen des Romans angeht, so wollen wir nur noch kurz bemerken, daß zu dem Bilde der Lotte zwei Frauen Modell gesessen haben, Charlotte Buff und Maximiliane Brentano in Frankfurt, die Tochter der bekannten Schriftstellerin Sophie de la Roche, welche Goethe in Koblenz auf seiner Rückreise von Wetzlar besuchte. Zu „Albert" liehen Albert Kestner und Peter Brentano mehrere Züge. Brentano war älter, als seine Gattin, ohne literarische Neigung, nur für sein Geschäft bedacht und dabei heftig und zur Eifersucht geneigt.

Papst Johannes XXIII

auf dem Konzil zu Constanz und als Gefangener im Heidelberger Schloß (1417. 1418).

Von Adolf Fleischmann.

I.

Gar manche Perioden der Geschichte werden von denjenigen, welche sich mit ihr nicht als Fachgelehrte, sondern als Dilettanten befassen, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit behandelt und — so zu sagen — als minderwichtig über die Achsel angesehen. Man geht an ihnen mit flüchtigem Blick vorüber, wie an einem Gemälde, dessen Gegenstand nicht durch außerordentliches sofort das Auge fesselt, sondern erst länger betrachtet werden muß, wenn es Genuß bereiten soll. Und doch bieten gerade solche Geschichtsperioden oft des Belehrenden und Bildenden unendlich viel. Sie klären unsern Blick und unser Verständniß für Verhältnisse und Zustände einer gewissen Zeit und je länger wir bei ihnen verweilen, desto bestimmter und lebensvoller treten uns die Bilder derselben vor die Seele und knüpfen sich von selbst an das schon Bekannte so eng und fest an, daß wir bald gewahr werden, sie zur Erkenntniß der Geschichte überhaupt gar nicht entbehren zu können. Zu solchen Perioden gehören die wenigen Jahre, deren Ereignisse hier erzählt werden sollen. Schon im vierzehnten Jahrhundert war nicht nur in Laienkreisen, sondern auch von Geistlichen das dringende Bedürfniß einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern laut ausgesprochen worden; nur an Wikliff und Huß sei erinnert, welche Verfassung und Lehre der Kirche einer zwar in den Grenzen der damaligen Wissenschaft gehaltenen Kritik unterwarfen, durch diese aber auch die Laien veranlaßten, ja herausforderten, ihrerseits ohne jede wissenschaftliche Begründung Urtheile über das Reformbedürfniß der Kirche auszusprechen, welche man in Rom verdammte und zum Anlaß nahm, gegen Personen, Schriften und ihre geistigen Urheber einzuschreiten. Das Papstthum selbst war in seiner Autorität, sogar in seinem Machtbewußtsein gesunken, das große Schisma der Kirche war eingetreten, die Zeit, in welcher zwei und später drei Päpste zugleich die höchste

Würde der Kirche für sich in Anspruch nahmen und ihr Recht auf den heiligen Stuhl behaupteten, indem die Kirche selbst es ihnen theils übertragen, theils abgenommen und nicht etwa das deutsche Kaiserthum, wie einst unter Heinrich III. und Ludwig dem Bayer, Päpste abgesetzt und andere auf den Stuhl Petri erhoben hatte.

Sehen wir zunächst zu, wie dieser merkwürdige Zustand sich entwickelt hat, der an dreißig Jahre lang die wichtigsten Sätze des Kirchenrechts über die Stellung der Kardinäle zu den Päpsten und der Päpste zu den Konzilien in Frage stellte, ins Schwanken brachte und verwirrte; das Recht der ewigen Stadt auf den Sitz des Papstes illusorisch machte; das Kirchenvermögen in Italien und Frankreich empfindlich schädigte; selbst die Existenz des Kirchenstaats gefährdete und namentlich in unserem ohnehin so zersplitterten Deutschland bis in die einzelnen Bezirke, Städte, ja Familien, Bisthümer und Abteien hinein das Gift der Zwietracht säete und überall die Parteien in Wortstreit und blutiger Fehde gegeneinander trieb.

Im Jahre 1305 war nach längerer Zeit wieder ein Franzose zum Papst erwählt worden, Bertrand de Got, Erzbischof von Bordeaux, der sich Clemens V. nannte. In der Kathedrale zu Bordeaux erhielt er das Wahldekret aus den Händen der Abgesandten. Die Aufforderung, sich nach Rom zu begeben, wies er zurück und gebot im Gegentheil den Kardinälen, sich zu ihm nach Frankreich zu verfügen. Der Einfluß des französischen Hofes, die Liebe zum heimatlichen Boden, die Scheu vor den Unruhen der Parteistreitigkeiten in Rom und die Lieblichkeit der kleinen, unbedeutenden Stadt Avignon, welche aber bald eine der schönsten Städte Europas werden sollte, ließen ihn den kühnen Entschluß fassen, seinen Aufenthalt in Avignon zu nehmen. So entstand die Residenz des heiligen Vaters in dieser Stadt, welche auch die folgenden sechs Päpste französischer Abkunft beibehielten. Der letzte dieser sechs Päpste, Gregor XI., hatte sich jedoch, von richtigem Pflichtgefühl geleitet, bereits nach Rom zurückbegeben; denn das ganze Patrimonium, nebst dem Herzogthum Spoleto, der Mark Ankona und der Romagna waren von der päpstlichen Herrschaft abgefallen. Der Kirchenstaat stand schon jetzt vor seiner völligen Auflösung — die Stadt Rom war während der Abwesenheit der Päpste in Avignon tief gesunken, das mittlere Rom so gut wie verfallen — und man war dort damit umgegangen, einen andern Papst zu wählen, wenn Gregor nicht zurückgekehrt wäre. Am 17. Januar 1377 traf er in Rom ein, aber er starb schon im Februar 1378. Mehrere Kardinäle waren in Avignon zurückgeblieben und setzten dort die Repräsentation des päpstlichen Hofes fort.

Das Kardinalkollegium bestand aus dreiundzwanzig Mitgliedern, sechzehn davon waren in Rom anwesend, welche eiligst die Wahl des neuen Papstes betrieben. Die Römer protestirten laut gegen die abermalige Wahl eines Franzosen und verlangten stürmisch, daß der zukünftige Papst in Rom seinen Sitz aufschlage und daß ein Italiener aus dem Konklave hervorgehe, welches von Volkshaufen Tag und Nacht belagert wurde. Die Wahl fiel auf einen Neapolitaner, Erzbischof von Bari, welcher den Namen Urban VI. annahm. Die Kardinäle zeigten die Wahl als eine einstimmige ihren Kollegen in Avignon

und sämmtlichen Fürsten feierlich an, aber sehr bald kam es zwischen ihnen und Urban zu den heftigsten Händeln, weil der neue Papst mit Härte und in ungebührlicher Form von ihnen ein einfaches, Gott gefälliges Leben verlangte und durch häufige, ihnen öffentlich gemachte Vorwürfe der Geldgier und eines üppigen Wandels ihre Erbitterung in so hohem Grade hervorrief, daß sie sich unter Anstiftung und Führung der Kardinäle französischer Zunge von ihm lossagten, ihren Wahlakt aus nichtigen Gründen für rechtlich ungiltig erklärten, unter Zustimmung ihrer Kollegen in Avignon einen andern Papst, Clemens VII., wählten und Urban aufforderten, abzudanken. Das römische Volk suchte die abtrünnigen Kardinäle von Anagni, wohin sie sich, angeblich um der Sommerhitze auszuweichen, begeben hatten und wo die neue Papstwahl stattfand, nach Rom mit Gewalt zurückzuführen, wobei viel Blut floß. Französische Freibeuter trieben es aber nach Rom zurück, wo es über die in großer Anzahl anwesenden Franzosen herfiel, denen man die Anstiftung der frevelhaften Handlungsweise der Kardinäle schuld gab. Die beiden Päpste lagen bald in offener Fehde gegeneinander. Jeder hatte seine Anhänger unter Fürsten und Völkern, obgleich die Universitäten sich bemühten, die alleinige Giltigkeit der Wahl Urbans durch Rechtsgutachten darzuthun. Natürlich ernannte dieser ein neues Kardinalskollegium und als der Gegenpapst sich nach Avignon begeben und Urban am 15. Oktober 1389 in Rom unter den schrecklichsten Schmerzen, die auf eine Vergiftung schließen ließen, seine Seele ausgehaucht hatte, trat das neue Kardinalskollegium Urbans zum Konklave zusammen und wählte Peter Tomacelli zum Papst, der als Bonifaz IX. konsekrirt wurde. So war die unselige Kirchenspaltung, das Schisma, entstanden, welches bis 1417, also, wie schon erwähnt, fast dreißig Jahre dauerte. In Rom herrschte Papst Bonifaz IX., in Avignon Clemens VII.

Bonifaz IX. galt als legitimer Papst. Clemens VII. in Avignon hieß der Pseudopapst und wurde von vielen Sekten, am energischsten von der Pariser Universität, deren Kanonisten ihm jedes Recht auf den heiligen Stuhl absprachen, aufgefordert, abzudanken. Der Aerger über diese Zumuthung soll ihm den Tod gebracht haben, der ihn schon am 16. September 1394 ereilte. Obgleich der päpstliche Hof in Frankreich ungeheuere Summen verschlang und zu den abscheulichsten Mitteln griff, Geld zu schaffen, schritten dennoch die Kardinäle in Avignon sofort zur Wahl eines neuen Papstes. Ein spanischer Kardinal Peter de Luna, war der Gewählte, der sich Benedict XIII. nannte. Schon am 28. September 1394 hatten die Kardinäle das Wahlgeschäft erledigt. Durch diese Wahl und durch die Person des Gewählten wurde der Riß in der Kirche immer tiefer, denn wenn auch vonseiten Frankreichs und Englands nunmehr beide Päpste zur Abdankung aufgefordert wurden, um das Schisma zu beseitigen, so widersetzte sich diesem Vorschlag der rechtmäßige Papst Bonifaz IX. auf Grund seines Rechts und der Pseudopapst Benedict XIII. auf Grund seiner Herrschsucht. Letzterer verlor bald all' sein Ansehen sogar in Frankreich, er fühlte sich in Avignon nicht mehr sicher und ließ — aber wohl nur zum Schein — Bonifaz IX. in Rom um eine Zusammenkunft bitten, um sich mit ihm über Beseitigung des Schisma zu verständigen. Ehe

es dazu kam, starb der legitime Papst, Bonifaz IX., am 1. Oktober 1404 in Rom. Benedict wähnte sich nunmehr in Avignon vor allen Angriffen auf die Legalität seiner Herrschaft sicher und war äußerst betroffen, als ihn die römischen Kardinäle zur Abdankung auffordern ließen, bevor sie zu einer neuen Wahl schreiten würden. Er wies die Abgesandten trotzig ab und am 17. Oktober wurde in Rom Innocenz VII. als Papst gewählt, der aber schon nach zwei Jahren, 5. November 1406, starb und am 30. November 1406 in Angelo Corraro aus Venedig als Gregor XII. einen Nachfolger erhielt, welcher sich bereit erklärte, zu entsagen, wenn Benedict ein Gleiches thun werde. Da dieser hierzu nicht zu bewegen war, vielmehr in den Verdacht gerieth, eine mit Gregor XII. verembarte Konferenz benutzen zu wollen, um sich desselben zu bemächtigen und so sein Pontifikat durch Gewalt zu sichern, ließ ihn der König von Frankreich, welcher die Gefahren des Schisma und seiner Folgen auch für sein Reich zu begreifen begann, fallen und verbot öffentlich, ihn fernerhin als Papst anzuerkennen. Inzwischen war Gregor XII. in Rom mit seinen Kardinälen zerfallen; er beschuldigte sie heimlichen Einverständnisses mit denjenigen in Avignon. Es lag nahe, daß die bisherigen Vorgänge die Kardinäle mit einem Machtdünkel erfüllten, der sie noch weiter trieb, denn als auch die Universitäten, namentlich Paris, anfingen, das Verhältniß der Päpste zu den Kardinälen und zu den Konzilien in Streitschriften zu erörtern oder besser gesagt: zu verwirren, so geriethen sie in der hierdurch entstandenen Konfusion aller Rechtsbegriffe auf ihrer abschüssigen Bahn bis zum äußersten: sie schrieben eigenmächtig sogar ein Konzil nach Pisa aus, welches den Kirchenstreit entscheiden sollte. So klar es vorlag, daß hierzu die Kardinäle nicht befugt waren, daß das allein Richtige in dem energischen allseitigen Schutz des legitimen Papstes Gregor XII. bestand, so agitirten doch hiergegen nunmehr am meisten, selbst gegen die Intensionen des Königs, die Franzosen und namentlich ihre Kanonisten, denn es konnte ihnen nicht entgehen, daß dieser allein richtige Weg zur Entfernung des ihnen so schmeichelhaften päpstlichen Sitzes aus Avignon führen würde. Desto entschiedener trat der König Ruprecht von Deutschland dem Papst Gregor XII. zur Seite: Er sandte Abgeordnete nach Pisa, als dort (1409) das Konzil wirklich zusammentrat und ließ gegen dessen Rechtmäßigkeit die gewichtigsten Bedenken aussprechen. Es war umsonst. Die verblendeten Kardinäle luden beide Päpste vor, beide erschienen nicht und so erklärte das Pisaner Afterkonzil beide für abgesetzt und beschloß, eine Neuwahl vorzunehmen, also den dritten Prätendenten zu den beiden vorhandenen hinzuzufügen.

II.

Die treibende Kraft und das Haupt der Verschwörung der Kardinäle — denn eine andere Bezeichnung verdient ihr Auftreten nicht — war der Kardinal Belthasar Cossa, welchen wir bald als Papst Johannes XXIII. auftreten sehen werden. Er leitete zunächst in Pisa die Stimmen seiner Kollegen, um dem Schein seines eigenen Strebens nach der päpstlichen Würde zu entgehen, auf den alten schwachen Alexander V., den er so in seiner Hand zu haben versichert

war, daß er ihn als blindes Werkzeug brauchen konnte. Daß dieser Unglückliche sehr bald das Zeitliche segnete — er starb 3. Mai 1410 — ließ später gegen Cossa den Verdacht des Giftmordes aufkommen, welcher zwar nicht erwiesen, aber auch nicht widerlegt werden konnte. Schon am 6. Mai 1410 wurde Cossa von den Kardinälen zum Papst gewählt und nannte sich Johannes XXIII. Viele Päpste liebten es, sich mit diesem Namen zu schmücken, den keiner verdiente, denn mit dem erhabenen Jünger hatten alle dreiundzwanzig nichts gemein.

Eine vielleicht in das Gebiet der Fabeln gehörige Tradition erzählt, Cossa habe im Konklave zu den über die zu treffende Wahl sehr uneinigen Kardinälen gesagt: „Gebt mir den Mantel des heiligen Petrus und ich will ihn dem umhängen, der Papst werden soll." Dann habe er den ihm übergebenen Mantel sich selbst umgehängt und ausgerufen: „Ich bin der Papst!"

So standen sich denn drei Päpste einander gegenüber, keiner zum freiwilligen Rücktritt ernstlich geneigt, weshalb es jedem ein leichtes war, sich dazu bereit zu erklären, wenn die anderen ein gleiches thun würden.

Johannes XXIII. hielt sich in Rom nicht für sicher und schlug seine Residenz in Florenz auf. Gregor XII. saß in Gaëta und Benedict XIII. in Penzignon in Spanien. Gegen jenen schleuderte der neue Papst — freilich wirkungslos — seinen Bannstrahl, den letzteren ignorirte er. Ueberhaupt sehen wir ihn weniger im Kampf mit diesen Gegnern, die auch ihrerseits ihm nur wenig Anlaß dazu boten. Seine hauptsächliche Thätigkeit richtete sich darauf, dem deutschen Königthum gegenüber seine Stellung zu behaupten, welches sich ernstlich anschickte, das kirchliche Schisma aus der Welt zu schaffen.

Johannes XXIII. war von den Päpsten und Gegenpäpsten dieser Zeit wohl ohne Zweifel der bedeutendste. Er war aber ein Weltmann, mehr Krieger und Politiker als geistlicher Hirt. Große Ziele des Papstthums lagen ihm ganz fern. Das nächste, der Kirche wieder zum einheitlichen, legitimen Oberhaupt zu verhelfen, suchte er durch die Befestigung seiner eigenen Stellung zu erreichen, von Selbstsucht getrieben, nicht von Ueberzeugung geleitet. Daß die Schriftsteller seinerzeit, theils Anhänger der beiden anderen Päpste, theils von ihm selbst abhängig oder ihm verpflichtet, oder später mit ihm verfeindet, in ihrem Urtheil über ihn sehr voneinander abweichen, ist selbstverständlich. Während die einen von ihm erzählen, daß er in seiner Jugend Seeräuberei getrieben, 200 Frauen geschändet, die unlautersten Mittel zum Gelderwerb benutzt habe, rühmen andere seine militärischen und administrativen Talente und wissen von jenen Beschuldigungen nichts; während der ihm selbst sehr nahe gestandene, aber später wohl mit ihm zerfallene Theodor v. Niem seine Monographie*) über ihn mit den Worten beginnt:

„Vom Leben, Schandthaten und Schicksalen Belthasars, nachherigen Papstes, Johannes XXIII., bis zum Konzil zu Constanz."

Von ihm werde ich sehr viel schlechtes und sehr wenig gutes erzählen können. Von ihm gilt das Salomonische Wort: „Der Habsüchtige

*) Abgedruckt in der Sammlung von v. d. Hardt: Tom. II. rerum concilii oecumenici constantiensis de pace ac unione ecclesiae etc. (1697).

wird durch Geld nicht satt und wer nur den Reichthum liebt, wird keine Früchte ernten",
und alle jene Vorwürfe der Seeräuberei und dergl. wiederholt und als unbestrittene Wahrheiten erzählt, rühmt ihn der Chronist Carls VI., der Mönch von St. Denis, als einen „durchaus edlen" Mann (virum utique nobilem elegerunt). Bis auf unsere Zeit ist über sein früheres Leben kein klares Licht verbreitet worden. Wie er als Papst erscheint, wird sich sicherer beurtheilen lassen, wenn wir ihn nach vielfacher kriegerischer Thätigkeit auf der Kirchenversammlung zu Constanz auftreten und dort um seine Krone ringen sehen.

Von den seit Urban VI. gewählten Päpsten waren nur die je nach dem Ableben des Vorgängers Gewählten als legitime anzusehen, nämlich Bonifaz IX., Innocenz VII. und Gregor XII. Urban VI. war widerrechtlich von den Kardinälen verdrängt, folglich die zu seinen Lebzeiten erfolgte Wahl Clemens VII. ebenfalls widerrechtlich. Gleiches gilt von Benedict XIII. als Nachfolger seines illegitimen Vorgängers Clemens VII. und als Gegenpapst des legitimen Bonifaz IX. und von Johannes XXIII., weil das Recht des Papstes Gregor XII. nicht erloschen, sondern widerrechtlich vom Konzil zu Pisa, welches selbst jeder Legitimation entbehrte, angetastet und unterdrückt worden war. Es könnte daher auffallen, daß die weltlichen Mächte ihre Hauptthätigkeit zur Beseitigung des Schisma an Johannes XXIII. statt an Gregor XII. richteten und mit jenem deshalb in Unterhandlung traten; dem weltlichen Schwert hätten Benedict und Johannes zweifellos weichen müssen. Aber dies weltliche Schwert war selbst schartig und stumpf. König Sigismund war kaum zu dem alleinigen Besitz der deutschen Krone gelangt, die Könige von England und Frankreich waren in ihren Reichen mit inneren Kämpfen vollauf in Anspruch genommen. Mehr zu bewundern ist, daß die öffentliche Meinung und namentlich daß die Kanonisten das Recht vielfach verkannten und durch scholastische Streitigkeiten verwirrten. Sie waren eben durch die Macht der Thatsachen von einem Irrweg in den andern getrieben worden und Johannes war von den drei Päpsten der thätigste und voll Eifer, um sich die Tiara aus dem Schisma zu retten. Er verschmähte kein Mittel, um die gelehrten Korporationen zu bestimmen, den verderblichsten Einfluß auf die öffentliche Meinung zu äußern; er war der von den Kardinälen ernannte Papst und thatsächlich waren die anderen die abgesetzten. So wird es sich erklären, daß König Sigismund, sich mehr an die gegebenen thatsächlichen Verhältnisse als an das Recht haltend, mit Johannes XXIII. in Verhandlung trat, um ein allgemeines Konzil zustande zu bringen, dessen Ausspruch sich die drei Päpste zu unterwerfen hätten. Diesem Weg konnte Johannes nicht ausweichen, ohne sich selbst von vornherein aufzugeben, denn in der einen Richtung waren alle Mächte, alle Parteien und die öffentliche Meinung einig, daß dem bestehenden Zustand ein Ende gemacht werden müsse und daß ein allgemeines Konzil die einzige Instanz sei, welche wieder Ordnung in die Kirche zu bringen vermöge. So bereitwillig daher auch der Papst darauf einging, diese Instanz zu schaffen, so sehr war er bestrebt, zu erreichen, daß das Konzil an einem neutralen Ort stattfinde. Nach langen Unterredungen mit Sigismund

der damals in Oberitalien weilte, wurde die freie Reichsstadt Constanz ausersehen und der Papst berief dahin das Konzil auf den 1. November 1417 ein. Wir werden kaum annehmen dürfen, daß König Sigismund ein festes Programm seiner auf dem Konzil zu befolgenden Politik vor Augen hatte, als er dessen Berufung veranlaßte; nur das eine scheint er von vornherein als nothwendig erkannt zu haben, daß nämlich erst die Beseitigung aller drei Päpste erreicht werden und eine nicht zu beanstandende neue Papstwahl stattfinden müsse, bevor an Reformen der Kirche gedacht werden könne. Ob überhaupt die drei Päpste auf dem Konzil erscheinen und wie sie sich zu ihm und zueinander stellen würden, war ja höchst ungewiß und zweifelhaft, und es würde ihm wohl schwerlich gelungen sein, aus eigener Macht und Initiative irgend einen Erfolg zu erreichen, wenn ihm nicht der Verlauf der Dinge während des Konzils und die, wohl durch seine zweifelhafte Vergangenheit, bedingte Haltung Johannes XXIII. zu Hilfe gekommen wären.

Das Konzil zu Constanz war das größte, welches bis dahin die Welt gesehen hatte und eine ungewöhnliche Aufregung und Bewegung bemächtigte sich aller Völker. Es sollten ja nicht nur die geistlichen Würdenträger sich zu demselben einfinden, sondern auch alle weltlichen Fürsten mit den angesehensten Gelehrten ihrer Länder und mit den Vertretern und Abgesandten der Universitäten. Eine so große Versammlung der verschiedensten Elemente reizte eine Masse Menschen, sich nach Constanz zu begeben, um dort entweder ihre Neugier zu befriedigen, oder Geschäfte — lauterer oder unlauterer Art — zu suchen, Geld zu verdienen und jedes Vergnügen zu finden. Es kamen im ganzen über 100,000 Menschen zusammen mit etwa 30,000 Pferden, darunter 3 Patriarchen, 29 Kardinäle, 33 Erzbischöfe, gegen 150 Bischöfe, über 100 Aebte, 50 Pröpste und nahezu 100 Doktoren der Rechte und der Theologie; allein das Gefolge des Erzbischofs von Mainz betrug gegen 500 Personen. Unter den Laien, die sich einfanden, waren die hauptsächlichsten, außer König Sigismund (er wurde erst viel später 1433 zum Kaiser gekrönt) der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Herzöge von Bayern, Oesterreich, Sachsen, Schleswig, Mecklenburg, Lothringen; die Gesandten der Könige von Frankreich, England, Schottland, Polen, Schweden, Dänemark, Norwegen, Neapel, Sicilien, Spanien und eine zahllose Menge von Grafen und Rittern. Daß einer solchen Versammlung auch Vergnügen geboten werden mußte, läßt sich leicht denken und so kam denn auch nach Constanz eine große Zahl von Kaufleuten, Künstlern, Handwerkern, Possenreißern, Glücksrittern, Spielleuten. Der damalige Kanonikus von Constanz Ulrich v. Reichenthal — also ein Augenzeuge — erzählt wörtlich: „Posauner, Pfeifer, Flöter, allerlei Spielleute waren 1700 Personen. Gemeine Frauen in den Frauenhäusern und Frauen, die Häuser gemiethet hatten — der waren ob 700, ohne die heimlichen, die laß ich bleiben." Sämmtliche Sitzungen wurden nach dem klaren Inhalt der Akten in der Kathedrale gehalten, während man heute den Fremden in Constanz nahe am Hafen einen „Konziliumssaal" mit allerlei angeblichen Alterthümern zeigt. Der Papst Johannes war am 1. Oktober 1414 zur

Reise nach Constanz aufgebrochen und führte, nach Theodor v. Niem, sehr viel Geld „zu Bestechungen" mit sich. Er war voll Sorge und böser Ahnung. Reichenthal erzählt, sein Wagen sei auf dem Arlberg (Grenze zwischen Vorarlberg und Tirol) umgestürzt, so daß er in den Schnee fiel. Voll Zorn habe er gerufen: jaceo his in nomine diaboli! (hier lieg ich ins Teufels Namen!) Er war nicht darüber im klaren, ob seine Gegner, namentlich ob Gregor XII., der legitime Papst, sich ebenfalls einfinden würden und eilte daher, um von den päpstlichen Rechten und Funktionen bezüglich des Konzils Besitz zu ergreifen. Am 28. Oktober ritt er, gefolgt von neun Kardinälen und vielen anderen Prälaten und Herren, in feierlichem Aufzug in Constanz ein. Die Grafen Rudolf v. Montfort und Onsini aus Rom führten den Zelter, den er ritt, am Zügel. Heinrich v. Ulm, der Bürgermeister und drei Stadtvorsteher trugen den prachtvollen Baldachin. Von der Domkirche, wohin er sich zuerst begab, wurde er in seine Wohnung in der bischöflichen Pfalz geleitet. Für seine persönliche Sicherheit hatte er den Herzog Friedrich von Oesterreich-Tirol zum Generalkapitän aller päpstlichen Truppen ernannt und es mag zur Bestätigung der vorhin erwähnten Erzählung v. Niems dienen, daß er dem Herzog die für jene Zeit enorme Summe von 6000 Dukaten als Jahresgehalt aussetzte. Sogleich in der ersten Sitzung vom 16. November übernahm er das Präsidium. Der König Sigismund war noch nicht anwesend. Dagegen schien die persönliche Ankunft Gregors XII. in naher Aussicht zu stehen, indem er die königlichen Gesandten und den Magistrat um eine Wohnung bitten und das päpstliche Wappen an derselben anschlagen ließ. Es lag Johannes XXIII. alles daran, in Constanz sobald wie möglich und jedenfalls vor Ankunft des Königs und seiner Gegenpäpste eine ihm günstige öffentliche Meinung sich bilden und Herrschaft gewinnen zu lassen. Man wird deshalb kaum bezweifeln dürfen, daß er selbst die Denkschriften veranlaßt hat, welche zu diesem Zweck sehr bald verbreitet wurden. Die hervorragendste war in zwei Theile getheilt: der erste Theil behandelte mit großer Freimüthigkeit organisatorische Fragen, verlangte namentlich unbedingte Redefreiheit in kirchlichen Dingen während der Dauer des Konzils und vor allem kirchliche Einigung, ohne welche die nöthigen kirchlichen Reformen nicht zu erreichen seien. Mit diesen unbestreitbaren Sätzen gewann die Denkschrift sofort die meisten Leser für sich und trug ihnen dann im zweiten Theil vor, die Einigung müsse auf der Grundlage erstrebt werden, daß Johannes XXIII. als rechtmäßiger Papst anerkannt werde und daß man die beiden anderen durch Entschädigungsofferten zur Abdikation bestimme und wenn sie hierauf nicht eingingen, absetze. Wir werden aber bald sehen, daß solche Stimmen nicht durchdrangen und daß König Sigismund die kirchliche Einigung vielmehr auf einer andern Grundlage suchte.

Er kam spät in der Christnacht, den 24. Dezember, in Constanz an und hielt bei eisiger Winterkälte seinen feierlichen Einzug, begab sich noch vor Mitternacht in die glanzvoll erleuchtete Kathedrale und wurde dort von Johannes XXIII. empfangen, der mit großer Pracht das nächtliche Hochamt vor einer zahllosen, bunten Menschenmenge feierte. Der Kaiser mit der Krone auf dem Haupt las auf einem,

dem Hochaltar gegenüber errichteten Thron, von vielen Reichsfürsten umgeben, nach altem Brauch als Diakon das Evangelium des Festes (Exiit edictum a Caesare) und erhielt dann von Johannes ein geweihtes Schwert übergeben, welches er zum Schutz der Kirche gebrauchen möge, den Sigismund, dem Union und Reform der Kirche sehr am Herzen lagen, feierlichst gelobte*). Der Weg, den er einschlug, war derjenige, den Johannes am meisten fürchtete, nämlich die drei Päpste zum freiwilligen Rücktritt (cessio, wie man sich in den Akten des Konzils ausdrückte) zu bewegen. Er verfuhr dabei mit der größten Rücksicht gegen die thatsächlichen Inhaber der höchsten Würde und da ihm bekannt war, daß Gregor und Benedict inzwischen zur Abdikation ernstlich geneigt waren, wenn Johannes entfernt werde, so unterdrückte er, um mit diesem zu verhandeln, die Mißstimmung, die er infolge des ihm gerüchtweise bekannt gewordenen höchst bedenklichen Lebenswandels und Kirchenregimentes Johannes' schon nach Constanz mitbrachte und die ihn von dem häufigen persönlichen Verkehr mit ihm eigentlich hätte abhalten können. Der Versuch, mit den drei Päpsten an einem dritten Ort außerhalb Constanz zusammenzukommen und dort den Akt der allseitigen Abdankung zu erzielen, scheiterte zunächst an Johannes' Ränken, der, wie es eben paßte, bald seine Abhängigkeit von den Kardinälen und seine Unterwerfung unter die Beschlüsse des Konzils betonte, bald sich weder von jenen beeinflussen, noch von diesen zur Cession bewegen ließ. Es unterblieben deshalb auch die Versuche, die anderen Päpste zum Erscheinen zu bestimmen. Im Sinne des Königs, vor allem Johannes Abdikation zu erzielen, sprachen sich die bedeutenderen Denkschriften aus, die nunmehr nach seiner Ankunft in den ersten Monaten der Anwesenheit Sigismunds abgefaßt wurden und die sogar den Satz aufstellten, daß, wenn Johannes „der wahre Hirt sein wolle, er sein Leben für die Schafe lassen müsse" und daß, wenn er es nicht thue, das Konzil befugt sei, ihn zu zwingen und abzusetzen. Solche Kundgebungen erschütterten die Zuversicht des Papstes, siegreich aus dem Konzil hervorzugehen, vor der Hand noch nicht, denn das Bewußtsein, daß er eine große Majorität unter den italienischen Prälaten sich verschafft habe, welche auf die Beschlüsse des Konzils von Einfluß sei, hielt seine Standhaftigkeit vorläufig noch aufrecht. Man hatte aber von deutscher und englischer Seite längst berechnet und durchschaut, daß die italienischen Prälaten und Doktoren die Hälfte aller Stimmenden ausmachten und setzte daher gegen den Willen des Papstes und gegen das bisherige Herkommen durch, daß die Abstimmung von nun an nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen stattzufinden habe. Zu diesem Zweck wurden vier Nationen angenommen, die deutsche, mit Einschluß der Polen, die italienische, die englische und die französische und für jede eine bestimmte Zahl Deputirter aufgestellt. Hiermit war das numerische Uebergewicht der Anhänger Johannes' gebrochen und er konnte wohl voraussehen, wie das Konzil schließlich mit ihm verfahren werde. Deshalb entschloß er sich nunmehr, von mehreren Abdikationsformeln, die ihm der König vorlegen ließ, eine als die ihn am wenigsten drückende anzunehmen

*) v. Häfeles (Bischofs von Rottenburg) Konziliengeschichte, VII., 75.

und in der Kathedrale öffentlich zu verlesen. Zu dieser scheinbaren Nachgiebigkeit hatte noch der Umstand mitgewirkt, daß sofort nach der Regulirung der Abstimmungsfrage vonseiten eines Ungenannten der Deputationen der vier Nationen je ein Sündenregister Johannes' heimlich zugestellt und Untersuchung beantragt wurde, was dem Papst nicht verborgen blieb. Nach Theodor v. Niem soll er so bestürzt gewesen sein, daß er vor dem Konzil sich zu allem frei habe bekennen wollen, was ihn wirklich als Schuldigen treffe. Seine Freunde riethen ihm aber davon ab, zumal ihnen bekannt geworden, daß man jenes Sündenregister aus Rücksicht auf den Anstand nicht zu veröffentlichen beschlossen habe. Die Nachgiebigkeit, welche Johannes zeigte, war aber deshalb nur scheinbar, weil er den wirklichen Akt der Abdikation nach Maßgabe jener von ihm acceptirten Formel, die übrigens auch die wohl nicht mehr zu bezweifelnde Abdankung seiner beiden Gegner zur Bedingung gemacht hatte, mit Hilfe seines Generalkapitäns, des Herzogs Friedrich von Oesterreich-Tirol, zu hintertreiben wußte.

Die Menschenmasse, die das erste Konzil auf deutschem Boden zu besuchen nach Constanz zusammengeströmt war, veranlaßte Festlichkeiten aller Art. Man fand sie ganz natürlich und selbstverständlich, und von allen Schichten der auf 100,000 angeschwollenen Bevölkerung blieb ihnen keiner fern. Der Herzog Friedrich veranstaltete daher ein großes Turnier auf den 20. März 1418, in welchem er selbst und des Königs Schwager, ein junger Graf Cilly, als Hauptkämpfer auftraten. Alle Welt lief dem Schauspiel nach und dies benutzte der Papst. Er verließ in der Kleidung eines Stallknechts in der Dämmerung des Abends von einem einzigen Knaben begleitet die Stadt. Auf einem unscheinbaren Klepper ritt er ungehindert durch das Thor hinaus, durch welches er wenige Monate vorher auf einem Zelter hereingeritten war. Er hatte das Gesicht verhüllt und eine Armbrust an den Sattelbogen gehängt. In dieser Gestalt eilte er nach Ermalingen (zwei Stunden westlich von Constanz), wo er unerkannt beim Pfarrer eine Erfrischung genoß und dann ein Schiff bestieg, welches Herzog Friedrich besorgt hatte und auf dem er nach Schaffhausen entkam. Schaffhausen gehörte zu den Besitzungen des Herzogs. Von hier aus gab er diesem geheime Nachricht. Noch während des Turniers traf sie in Constanz ein und bewog den Herzog, sich ohne Aufsehen davon zurückzuziehen, dem Flüchtigen nachzueilen und ihn in seinen Schutz zu nehmen. Dem König schrieb Johannes, „er befinde sich in Schaffhausen frei und in gesunder Luft und werde sein Versprechen, zu resigniren und der Kirche den Frieden wiederzugeben, zuverlässig halten". In Wahrheit aber lag ihm nichts ferner als dies, sondern er wähnte, durch seine Flucht zunächst das Konzil zu sprengen und dann mit Hilfe seines Anhanges sich auf dem heiligen Stuhl zu erhalten. Und in der That erregte die sich bald verbreitende Nachricht, der Papst habe Constanz heimlich verlassen, dort eine ungeheure Aufregung. Die einen fürchteten ausbrechende Unruhen, weil Pöbelhaufen schon die päpstliche Wohnung geplündert hatten, verschlossen ihre Häuser oder verließen die Stadt. Die anderen klagten, daß nun alle Hoffnung auf Wiederherstellung des kirchlichen Friedens verloren sei und auch noch Blut fließen müsse, denn der Papst werde mit bewaffneter Macht

nach Constanz zurückkehren und seinen Feinden mit Gewalt Trotz bieten. Doch es geschah von dem allen nichts. Das Konzil schloß sich fester wie vorher und der König ritt, wie Reichenthal erzählt, in der Stadt durch alle Straßen, um den wankenden Muth der Einwohner zu beleben und die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten. Es wurde alsbald eine Konzilsitzung abgehalten, in welcher die Kardinäle erklärten, auch ohne den Papst die Geschäfte fortführen und wenn er ferner der Einigung der Kirche hinderlich sein werde, gänzlich von ihm zurücktreten zu wollen. Dagegen entwickelte der Papst eine außerordentliche Thätigkeit, forderte die Kardinäle auf, sich binnen sechs Tagen bei ihm einzufinden oder ihre Absetzung zu gewärtigen, und richtete ausführliche Schreiben an den französischen Hof und an die Universität von Paris, in denen er Beschwerde über die bisherige Thätigkeit des Konzils und namentlich über den Beschluß der Abstimmung nach Nationen führte. Bevor aber diese Klagen zu irgend einem Erfolg führen konnten, wurde schon in Constanz über sein und seines Fluchtgehilfen Schicksal entschieden. Der Unwille über den Papst war umsomehr gestiegen, als die Nachricht sich verbreitete, er habe sich von Schaffhausen weiter nach Laufenburg geflüchtet, habe dort vor einem Notar die Erklärung abgegeben, alles, was er in Constanz versprochen, sei nichtig, weil er durch Furcht dazu gezwungen worden sei, er beabsichtige nach Avignon zu entfliehen und habe bereits mit dem Herzog von Burgund Unterhandlungen angeknüpft.

III.

Zunächst verhängte der König Sigismund in der allgemeinen Konzilsitzung vom 7. April über Herzog Friedrich die Reichsacht und entband seine Unterthanen ihrer Pflichten. Am 5. Mai sollte er vor dem Konzil erscheinen, um in feierlicher Form sich dem Spruch zu unterwerfen. Viele weltliche Fürsten und Herren und Vertreter der vier Nationen waren um den König versammelt. Vor ihnen erschien, von vier Prälaten zur Versammlung entboten, der Herzog, geführt vom Herzog Ludwig von Bayern und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg (demselben, welcher noch während des Konzils vom König mit der Mark Brandenburg beliehen wurde, den 3. Januar 1418). An der Thür kniete er dreimal nieder und der König fragte ihn, was sein Begehr sei? Der Herzog Ludwig als sein Fürsprecher antwortete an seiner Statt: „Auf Verlangen meines Oheims, des Fürsten Friedrich, Herzogs von Oesterreich, bitte ich des Königs Gnaden, demselben zu verzeihen, worin er Eure Königliche Majestät und das Konzil beleidigt hat. Er übergiebt daher in seines Königs Gnade und Gewalt sich mit Leib, Land und Leuten und allem und jeglichem, was er hat, nichts ausgenommen; verspricht auch, den Papst Johannes wieder zurückzuführen, wobei er seiner Ehre wegen sich vorbehält, daß demselben an Leib und Gut kein Leid und Gewalt geschehe“*). Dem königlichen Thron näher getreten, sprach Herzog Friedrich mit gebrochener Stimme, daß dies alles seine eigene Meinung sei und bat demüthig um Gnade. Der König faßte ihn mit den Worten bei der

*) v. Häfele a. a. O., S. 120.

Hand: „Uns ist es leid, daß Ihr dieses verschuldet habt". Dann unterzeichnete der Herzog eine Urkunde und beschwor, daß er seine Länder, von Tirol bis an das Elsaß, dem König übergeben habe, bis es diesem gefalle, sie ihm zurückzugeben, ferner, daß er den Papst nach Constanz zurückbringen und daselbst als Geißel bleiben wolle, bis alles Versprochene erfüllt sei. Seine Länder wurden dann auch wirklich vom König eingezogen und er wurde von nun an „der Herzog Friedrich mit der leeren Tasche" genannt, wie er in der Geschichte der Grafen von Tirol noch heute bezeichnet wird. Erst in der letzten Sitzung des Konzils, erfolgte die Wiederbelehnung des Herzogs und seine Absolution vom Kirchenbann.

Gegen den flüchtigen Papst beschloß das Konzil, einen Prozeß wegen seiner Begünstigung des Schisma und wegen der in jenem Sündenregister enthaltenen Beschuldigungen einzuleiten und dreizehn Kommissäre zur Vernehmung und Vereidigung einer Masse von Zeugen aufzustellen. Die Abtheilung der deutschen Nation beauftragte fünf Gelehrte des kanonischen Rechts (Kanonisten) mit der Formulirung einer schriftlichen Anklage, welche uns erhalten ist*). Sie häuft nicht weniger als zweiundsiebzig Anklagepunkte auf und da sie, bei Licht betrachtet, nicht nur an vielfachen Wiederholungen leidet, sondern auch Dinge, die nothwendig zusammengehören, in einzelne Sätze zerreißt, so erkennt man deutlich das Bestreben jener fünf Kanonisten, durch eine große Zahl von Anklagepunkten die Anhänger des Papstes zu schrecken und sie von ihm zu trennen. Im wesentlichen wurde er der unrechtmäßigen Bereicherung, des Verkaufs kirchlicher Aemter zu seinem Vortheil (Simoni), des Giftmordes an Alexander V., der Unzucht und des Ehebruches, und einer großen Zahl ungeheuerer Willkürlichkeiten im Kirchenregiment beschuldigt. In der Sitzung vom 14. Mai wurde seine Suspension durch feierliches Dekret ausgesprochen. Eine Deputation wurde abgesandt, um es ihm zu verkünden und seine Rückkehr zu fordern. Er unterwarf sich zwar, versprach nach Constanz zu kommen, verschob es aber von einem Tag auf den andern und erschien schließlich doch nicht. Der König beauftragte daher die Erzbischöfe von Besancon und Riga, denen er den Burggrafen Friedrich v. Nürnberg mit 300 Soldaten beigab, den Papst zu greifen und herbeizuholen, um sich zu verantworten. Schon im voraus hatte dieser mehrere Kardinäle mit seiner Vertheidigung beauftragt; diese lehnten aber ab, „weil sie dazu nicht geeignet seien". Die vernommenen Zeugen, darunter viele angesehene Prälaten, hatten jene zweiundsiebzig Anklagepunkte zum großen Theil und so weit bestätigt, daß das Konzil in seiner Sitzung vom 29. Mai folgendes Absetzungsdekret gegen den Papst erließ:

„Die hochheilige allgemeine Synode zu Constanz, im heiligen Geist rechtmäßig versammelt . . . erklärt nach Einsicht der gegen den Papst Johannes XXIII. formulirten und bewiesenen Artikel . . . 1) daß seine Entfernung vom Konzil heimlich nächtlich in Verkleidung unanständig . . . dem Schisma förderlich gewesen sei, 2) daß er selbst ein notorischer Simonist, ein Verschleuderer der kirchlichen

*) v. Häfele a. a. O., S. 125.

Güter und Rechte . . . sei, 3) daß er durch sein verabscheuungswürdiges und unanständiges Leben der Kirche und dem christlichen Volk vor und nach seiner Erhebung zum Papstthum Aergerniß gegeben . . . und deshalb des Papstthums zu entsetzen sei, 4) die heilige Synode entbindet alle Gläubigen des Eides und des Gehorsams gegen ihn . . . und 5) sie bestimmt, daß er an einem anständigen und sichern Ort unter Aufsicht des Königs (Sigismund) leben müsse und verordnet 6) . . . daß er nie wieder zum Papst gewählt werden könne".

Der Beschluß und Erlaß dieses Dekretes fand in der zwölften allgemeinen Sitzung im Dom zu Constanz den 29. Mai in Gegenwart des Königs, vieler Fürsten, fünfzehn Kardinälen und einer großen Anzahl Prälaten und Doktoren statt. Nach der Eröffnung durch den Patriarchen von Antiochien, welcher die Messe de spiritu sancto (vom heiligen Geist) sang, folgten die üblichen Litaneien (Joh. 12., 31): nunc est judicium mundi, nunc princeps hujus mundi ejicitur foras (jetzt wird das Weltgericht gehalten und der Fürst dieser Welt hinausgeworfen). Da nun in der vorhergegangenen Sitzung das ganze Beweismaterial, Zeugenaussagen u. s. w. — wovon man aus Rücksicht auf den Anstand die auf die Unzucht des Papstes bezüglichen Punkte wegließ — bekannt gemacht worden war, konnte sogleich nach jenem Evangelium das Absetzungsdekret verlesen werden.

Inzwischen hatten der Burggraf von Nürnberg und die schon vorhin erwähnten Erzbischöfe den flüchtigen Papst in Freiburg angetroffen. Sie führten ihn als Gefangenen nach Radolfszell bei Constanz, wo sie ihn in einem Gasthaus unterbrachten. Er war gebrochen und weinte bitterlich, wie der Burggraf an den König berichtete, und entließ seine Diener. Vier Bischöfe wurden zu seinen Wächtern bestellt, die am 18. Mai in Radolfszell eintrafen, ihm das päpstliche Siegel abnahmen und dort in einem festen Thurm, der von 300 ungarischen Soldaten bewacht wurde, seinen vorläufigen Aufenthalt anwiesen. Dorthin überbrachte ihm eine Deputation des Konzils diejenigen Anklagepunkte, welche man für erwiesen erachtet hatte — es waren deren vierundfünfzig — mit der Aufforderung, sich darüber zu erklären und zur Anhörung des letzten Spruches am 29. Mai vor dem Konzil zu erscheinen. Er verzichtete aber auf jede Vertheidigung, erklärte: „das Konzil sei heilig und könne nicht irren" und versprach, sich zu stellen. Man legte in Constanz auf seine persönliche Anwesenheit in der Sitzung vom 29. Mai viel Werth, weil das Konzil über ihn triumphiren und in seiner Gegenwart seine Absetzung verfügen wollte. Andererseits scheute man sich, ihn durch Zwang zum Erscheinen zu bewegen, obgleich dies der König ja schon verfügt hatte. Johannes erschien nicht, sondern schrieb aus seiner Haft einen reumüthigen Brief an den König, den er „seinen geliebtesten Sohn" nannte, bat um seine und des Konzils Gnade für seine Person und um Schonung seiner Ehre und seines Standes. So verlief denn die Sitzung vom 29. Mai, wie ich vorhin erwähnt habe, in des Papstes Abwesenheit. Das Siegel, welches er übergeben hatte, wurde zum Schluß der Sitzung von einem herbeigerufenen Goldschmied zerschlagen. Als am 31. Mai dem

Papst das Absetzungsdekret von einer Deputation eröffnet wurde, unterwarf er sich, ergriff das in seinem Zimmer befindliche Kruzifix und trug es mit dem laut ausgesprochenen Wunsche hinaus, „daß er doch niemals Papst geworden wäre!“ Einige Tage später übertrug der König Sigismund die Aufsicht über den Gefangenen dem Pfalzgrafen Ludwig. Man hatte ihm aus seinem Thurm in Radolfszell in das Schloß Gottlieben bei Constanz übergeführt. Der Pfalzgraf aber führte ihn, um ihn noch sicherer zu verwahren, auf sein Schloß nach Heidelberg.

Das Konzil hatte in seinem letzten bisherigen und in seinem weitern Verlauf immer allgemeiner anerkannt, daß der würdige, greise Gregor XII. der legitime Papst sei. Dieser selbst erklärte schon im Juni 1417 seine Bereitwilligkeit zur Resignation, wenn zuvor die kanonische Legalität des Konzils selbst nachträglich festgestellt und über jeden Zweifel der Nachwelt erhoben sein werde. Denn da Johannes XXIII. kein rechtmäßiger Papst war, konnte er auch kein kanonisch legitimes Konzil berufen und der König Sigismund konnte es ja als weltlicher Fürst überhaupt nicht. Deshalb erließ Gregor eine besondere Bulle, in welcher er als legitimer Papst die Constanzer Synode aufs neue berief und dadurch ihr gegenwärtiges thatsächliches Zusammensein in Constanz legalisirte. Diesen Schritt erkannte der König und das Konzil an und nun erst ließ Gregor durch Bevollmächtigte in der dreizehnten allgemeinen Sitzung seine Abdikation feierlichst aussprechen. Das Konzil ernannte ihn zum Kardinalbischof von Porto und beständigen Legaten von Ankona. Er starb den 18. Oktober 1418.

Benedict XIII. war inzwischen mehrmals vor das Konzil geladen worden, um sich wegen dringenden Verdachts der Häresie und der hartnäckigen Begünstigung des Schisma zu rechtfertigen, aber er kam nicht und zog den gegen ihn förmlich anhängig gemachten Prozeß so in die Länge, daß das Konzil erst im Juli 1418 in seiner siebenunddreißigsten allgemeinen Sitzung gegen ihn vorschreiten konnte. Sie begann am 26. Juli früh 6 Uhr. Eine Deputation des Konzils begab sich vor die Kirchenthüren, um den Papst zu rufen. Da er nicht da war, wurde folgendes Urtheil über ihn gefällt:

„. . . es soll zugrunde gehen das Andenken dessen, der alle Menschen und die allgemeine Kirche verfolgt und verwirrt hat. Benedict hat das Schisma begünstigt und fortgesetzt . . . deshalb erklärt die heilige Synode, die allgemeine Kirche repräsentirend, daß Benedict, der die Kirche geärgert, das Schisma gehegt habe und ein notorischer unverbesserlicher Häretiker sei, . . . sich aller Titel und Ehren unwürdig gemacht habe, des Anrechts an das Papstthum beraubt und von der katholischen Kirche als dürrer Zweig abgeschnitten sei. Deshalb entsetzt ihn die Synode des Papates, soweit er es faktisch noch besitzt und absolvirt alle Gläubigen vom Gehorsam gegen ihn u.s.w.“

Das Urtheil ließ der König in der Stadt durch herumreitende Trompeter verkünden, das Konzil aber ließ ein Te deum singen und alle Glocken läuten, da nunmehr alle drei Päpste beseitigt waren und schritt endlich zu einer Neuwahl, die zu Martini 1418 auf den Kardinaldiakon Otto Colonna fiel. Er nannte sich Martin V.

Als Balthasar Cossa, wie wir nunmehr den abgesetzten Papst Johannes XXIII. wieder nennen müssen, im Hofe des Heidelberger Schlosses einfuhr, jammerte er, daß er nicht als freier Mann und Ehrengast des Pfalzgrafen hier weilen könne. Der verwöhnte Italiener mochte kaum jemals sich reizenderen Aufenthaltes erfreut haben. Und wirklich! Ein Blick auf die alten Kupferstiche, die uns von diesem hervorragenden Bau aus der Zeit, wo Kriegswuth, Feuer und Blitzstrahl noch nicht ihr Zerstörungswerk begonnen hatten, aufbewahrt sind — füllt uns mit Staunen und Bewunderung. Hohe, glänzende Zinnen, heiteres Glockenspiel im Thurm, sauberes Gemäuer und noch unversehrter Schmuck von steinernem Laub, von Kopf- und Standbildern zwischen den reichgesimsten langen Reihen der Fensterischen; lebendig sprudelnde Brunnen in den elegant gepflasterten Höfen; verschwenderisch vom Bildhauer geschmückte Thore und Pforten und ringsum blühende Gärten mit Grotten, Laubgängen, Spielplätzen, mächtigen Vogelbauern und Thierzwingern, alles belebt vom Glanz des pfalzgräflichen Hofes, von lustigen Jagdzügen und glänzenden Rossegespannen und alles eng verbunden mit der im Thal zwischen Berg und Fluß sich ausbreitenden Stadt, deren lebensfrohe gewerbfleißige Bevölkerung sich dieses Hofes und des aufblühenden Ruhmes ihrer jungen Universität stolzen Muthes erfreute. Der entthronte Papst erhielt ein enges Gemach hoch oben im sogenannten Rupertsbau des Schlosses angewiesen; man gab ihm zwei Kapläne zur Unterhaltung und einige Junker zur Bedienung. Sein Zimmer durfte er nie verlassen, der Pfalzgraf ordnete die strengste Bewachung an und begab sich nach Constanz zum Konzil zurück, als er seinen Gefangenen in sicherster Hut wußte, oder richtiger — wähnte. Denn es war ein ganz außerordentliches Ereigniß, daß der Träger der höchsten Würde und Gewalt der Kirche abgesetzt, vom deutschen König und seinem Pfalzgrafen gefangen gehalten, dort im Schloß am Neckar seine letzten Tage vergrämen sollte, den die tiefwurzelnde Ueberzeugung des Volkes sich im Vatikan zu Rom weiland und in den heiligen Hallen der Peterskirche das Hochamt für tausende celebrirend zu denken gewohnt war. Die Demüthigung des Kirchenfürsten durch die weltliche Gewalt erschien viel bitterer, als einst Kaiser Heinrichs IV. Buße in Canossa. Allgemein regten sich Gefühle und Aeußerungen des Mitleides über den Unglücklichen, mit denen man schon nach Verlauf eines Jahres auch den Heidelberger Schloßhauptmann zu bethören verstand. Ueber die mit seiner Hilfe angestellten Befreiungsversuche Cossas haben wir keine näheren Nachrichten. Gewiß ist aber, daß sie wirklich gemacht wurden und daß der deshalb herbeigeeilte Pfalzgraf seinen Schloßhauptmann zur Strafe in den Rhein stürzen und den Gefangenen in harte Haft nach Mannheim führen ließ.

Mit der Wahl des neuen legitimen Papstes Martins V. milderte sich bald die Stimmung des Konzils für Balthasar Cossa. Er hatte über zwei Jahre die harte Demüthigung der Gefangenschaft und der über ihn verhängten Obhut eines weltlichen Fürsten ertragen müssen. Die ersten Akte des neu gewählten heiligen Vaters sollten der Milde und Vergebung geweiht sein und das bittere Loos des abgesetzten und gefangenen Papstes hatte ohnehin schon, wie soeben angedeutet worden,

Papst das Absetzungsdekret von einer Deputation eröffnet wurde, unterwarf er sich, ergriff das in seinem Zimmer befindliche Kruzifix und trug es mit dem laut ausgesprochenen Wunsche hinaus, „daß er doch niemals Papst geworden wäre!" Einige Tage später übertrug der König Sigismund die Aufsicht über den Gefangenen dem Pfalzgrafen Ludwig. Man hatte ihm aus seinem Thurm in Radolfszell in das Schloß Gottlieben bei Constanz übergeführt. Der Pfalzgraf aber führte ihn, um ihn noch sicherer zu verwahren, auf sein Schloß nach Heidelberg.

Das Konzil hatte in seinem letzten bisherigen und in seinem weitern Verlauf immer allgemeiner anerkannt, daß der würdige, greise Gregor XII. der legitime Papst sei. Dieser selbst erklärte schon im Juni 1417 seine Bereitwilligkeit zur Resignation, wenn zuvor die kanonische Legalität des Konzils selbst nachträglich festgestellt und über jeden Zweifel der Nachwelt erhoben sein werde. Denn da Johannes XXIII. kein rechtmäßiger Papst war, konnte er auch kein kanonisch legitimes Konzil berufen und der König Sigismund konnte es ja als weltlicher Fürst überhaupt nicht. Deshalb erließ Gregor eine besondere Bulle, in welcher er als legitimer Papst die Constanzer Synode aufs neue berief und dadurch ihr gegenwärtiges thatsächliches Zusammensein in Constanz legalisirte. Diesen Schritt erkannte der König und das Konzil an und nun erst ließ Gregor durch Bevollmächtigte in der dreizehnten allgemeinen Sitzung seine Abdikation feierlichst aussprechen. Das Konzil ernannte ihn zum Kardinalbischof von Porto und beständigen Legaten von Ankona. Er starb den 18. Oktober 1418.

Benedict XIII. war inzwischen mehrmals vor das Konzil geladen worden, um sich wegen dringenden Verdachts der Häresie und der hartnäckigen Begünstigung des Schisma zu rechtfertigen, aber er kam nicht und zog den gegen ihn förmlich anhängig gemachten Prozeß so in die Länge, daß das Konzil erst im Juli 1418 in seiner siebenunddreißigsten allgemeinen Sitzung gegen ihn vorschreiten konnte. Sie begann am 26. Juli früh 6 Uhr. Eine Deputation des Konzils begab sich vor die Kirchenthüren, um den Papst zu rufen. Da er nicht da war, wurde folgendes Urtheil über ihn gefällt:

„ . . . es soll zugrunde gehen das Andenken dessen, der alle Menschen und die allgemeine Kirche verfolgt und verwirrt hat. Benedict hat das Schisma begünstigt und fortgesetzt . . . deshalb erklärt die heilige Synode, die allgemeine Kirche repräsentirend, daß Benedict, der die Kirche geärgert, das Schisma gehegt habe und ein notorischer unverbesserlicher Häretiker sei, . . . sich aller Titel und Ehren unwürdig gemacht habe, des Anrechts an das Papstthum beraubt und von der katholischen Kirche als dürrer Zweig abgeschnitten sei. Deshalb entsetzt ihn die Synode des Papates, soweit er es faktisch noch besitzt und absolvirt alle Gläubigen vom Gehorsam gegen ihn u.s.w."

Das Urtheil ließ der König in der Stadt durch herumreitende Trompeter verkünden, das Konzil aber ließ ein Te deum singen und alle Glocken läuten, da nunmehr alle drei Päpste beseitigt waren und schritt endlich zu einer Neuwahl, die zu Martini 1418 auf den Kardinaldiakon Otto Colonna fiel. Er nannte sich Martin V.

Als Balthasar Cossa, wie wir nunmehr den abgesetzten Papst Johannes XXIII. wieder nennen müssen, im Hofe des Heidelberger Schlosses einfuhr, jammerte er, daß er nicht als freier Mann und Ehrengast des Pfalzgrafen hier weilen könne. Der verwöhnte Italiener mochte kaum jemals sich reizenderen Aufenthaltes erfreut haben. Und wirklich! Ein Blick auf die alten Kupferstiche, die uns von diesem hervorragenden Bau aus der Zeit, wo Kriegswuth, Feuer und Blitzstrahl noch nicht ihr Zerstörungswerk begonnen hatten, aufbewahrt sind — füllt uns mit Staunen und Bewunderung. Hohe, glänzende Zinnen, heiteres Glockenspiel im Thurm, sauberes Gemäuer und noch unversehrter Schmuck von steinernem Laub, von Kopf- und Standbildern zwischen den reichgesimsten langen Reihen der Fensterischen; lebendig sprudelnde Brunnen in den elegant gepflasterten Höfen; verschwenderisch vom Bildhauer geschmückte Thore und Pforten und ringsum blühende Gärten mit Grotten, Laubgängen, Spielplätzen, mächtigen Vogelbauern und Thierzwingern, alles belebt vom Glanz des pfalzgräflichen Hofes, von lustigen Jagdzügen und glänzenden Rossegespannen und alles eng verbunden mit der im Thal zwischen Berg und Fluß sich ausbreitenden Stadt, deren lebensfrohe gewerbfleißige Bevölkerung sich dieses Hofes und des aufblühenden Ruhmes ihrer jungen Universität stolzen Muthes erfreute. Der entthronte Papst erhielt ein enges Gemach hoch oben im sogenannten Rupertsbau des Schlosses angewiesen; man gab ihm zwei Kapläne zur Unterhaltung und einige Junker zur Bedienung. Sein Zimmer durfte er nie verlassen, der Pfalzgraf ordnete die strengste Bewachung an und begab sich nach Constanz zum Konzil zurück, als er seinen Gefangenen in sicherster Hut wußte, oder richtiger — wähnte. Denn es war ein ganz außerordentliches Ereigniß, daß der Träger der höchsten Würde und Gewalt der Kirche abgesetzt, vom deutschen König und seinem Pfalzgrafen gefangen gehalten, dort im Schloß am Neckar seine letzten Tage vergrämen sollte, den die tiefwurzelnde Ueberzeugung des Volkes sich im Vatikan zu Rom weiland und in den heiligen Hallen der Peterskirche das Hochamt für tausende celebrirend zu denken gewohnt war. Die Demüthigung des Kirchenfürsten durch die weltliche Gewalt erschien viel bitterer, als einst Kaiser Heinrichs IV. Buße in Canossa. Allgemein regten sich Gefühle und Aeußerungen des Mitleides über den Unglücklichen, mit denen man schon nach Verlauf eines Jahres auch den Heidelberger Schloßhauptmann zu bethören verstand. Ueber die mit seiner Hilfe angestellten Befreiungsversuche Cossas haben wir keine näheren Nachrichten. Gewiß ist aber, daß sie wirklich gemacht wurden und daß der deshalb herbeigeeilte Pfalzgraf seinen Schloßhauptmann zur Strafe in den Rhein stürzen und den Gefangenen in harte Haft nach Mannheim führen ließ.

Mit der Wahl des neuen legitimen Papstes Martins V. milderte sich bald die Stimmung des Konzils für Balthasar Cossa. Er hatte über zwei Jahre die harte Demüthigung der Gefangenschaft und der über ihn verhängten Obhut eines weltlichen Fürsten ertragen müssen. Die ersten Akte des neu gewählten heiligen Vaters sollten der Milde und Vergebung geweiht sein und das bittere Loos des abgesetzten und gefangenen Papstes hatte ohnehin schon, wie soeben angedeutet worden,

dies Mitleid in weiten Kreisen zu erregen begonnen. So beschloß denn das Konzil in seiner zweiundvierzigsten allgemeinen Sitzung vom 28. Dezember 1418, Cossa solle aus seinem Gefängniß entlassen und dem Papst übergeben werden. Aber der Pfalzgraf respektirte den Beschluß nicht und hielt seinen Gefangen noch einige Zeit fest, bis sich dieser mit 30,000 Goldgulden loskaufte. Wie dies dem Beschluß des Konzils gegenüber möglich war, läßt sich aus den vorliegenden Quellen nicht erklären. Cossa eilte nach Italien und warf sich in Rom dem Papst zu Füßen, der ihn, nachdem er noch zwei Jahre als Büßender in Florenz gelebt hatte, im Jahre 1419 zum Kardinalbischof von Tusculum erhob. In demselben Jahre starb er.

Mit der Erinnerung an das Konzil zu Constanz ist der Gedanke an den dort dem Feuertode übergebenen größten Vorboten der lutherischen Reformation, Johann Huß, so eng verbunden, daß es dem Leser dieser Blätter auffallen wird, bisher von ihm nichts erwähnt gefunden zu haben. Dies erklärt sich daraus, daß der Papst Johannes XXIII., der den Mittelpunkt vorliegender Skizze bildet, schon abgesetzt und flüchtig war, als Huß verurtheilt und hingerichtet wurde und auf den gegen diesen eingeleiteten Prozeß keinen Einfluß übte.

Gelähmt!

Von Leo Hanin.

Im kühnen Fluge, der dem Adler eigen,
Schwang ich mich höher, als die Wolken ziehn;
Die Sterne sah ich huldvoll sich mir neigen,
Stolz war die Sonne, daß sie mich beschien.
Noch klingt im Ohr mir aus dem Weltenreigen
Manch' voller Ton der Sphärenharmonien —
Doch kann ich nicht mehr in die Höhe steigen:
Ich bin gelähmt! und kriech' am Boden hin.

Ich bin gelähmt! Das Flügelpaar durchstochen,
Fiel ich herab von meinem Wolkenthron.
Ich bin gelähmt! Der Zauber ist gebrochen!
Und all' mein Leben bleibt ein niedrer Frohn.
O, tiefe Schmach! Was ich auch je verbrochen,
Zu hart und grausam ist des Wechsels Hohn:
Ich bin gelähmt! An meines Herzens Pochen
Erkennet Zeus selbst nicht mehr seinen Sohn.

Doch ob auch lahm und kraftlos meine Schwingen,
Ob auch geschmiedet in der Erde Joch
Ich tief im Staube fort und fort muß ringen:
Ein Adler war ich, bin ich immer noch!
Nicht läßt mein Stolz vom Elend sich bezwingen,
Vor Deinen Blitzen ich mich nie verkroch —
Und kann der Flug mir auch nicht mehr gelingen,
Bleibt mir, o Zeus, das Herz des Adlers doch!

Erschütterungen.

Erzählung von A. Freiherrn von Moltke.

I.

Schön war sie, die Herzogin Giovannina San Martino, als sie die breite Treppe ihres Palazzo hinabrauschte, um ihren mit blauer Seide bekleideten Wagen zu besteigen. Die leichte Brise, von Ischia herüberwehend, spielte kosend um ihre Wangen, deren Glätte und Rundung wie vom Meißel des Künstlers gehauen erschienen, die glühenden Reflexe der schimmernden Abendröthe erzitterten vor dem tiefen Feuer ihrer Augen; die unten an der Treppe stehenden Palmen neigten leise ihre Kronen, sie beugten sich vor dem tadellosen Wuchse dieser Frau, deren weiches, braunes Haar ihre Blätter im vorübergehen streifte. Der Blick der Herzogin war wunderbar, er traf plötzlich und überwältigend, wie ein rauschender Akkord das Ohr trifft, er haftete fest wie der Nachklang einer einschmeichelnden Weise. Erzählten diese Augen von herbem Leid oder von ungetrübter Freude, wer konnte dies sofort bestimmen? Genug — in ihnen spiegelte sich der Wiederschein einer gewaltigen, anhaltenden Gemüthsbewegung. Neapel, das verwöhnte, doch stets bedrohte Kind einer launenhaften Natur, war entzückt, fuhr die schöne Herzogin durch seine Straßen; der Anblick ihrer von keinem Leder bedeckten, klassisch geformten Hände, wenn sie dieselben in bewußter Koketterie auf die weichen Polster des Wagens legte, berauschte den vornehmen Dandy vor dem Café, entzückte den unter dem Muttergottesbilde lehnenden Facchino. „Unsere schöne Herzogin", also flüsterte voll Stolzes das Volk; „die schöne Herzogin", die lässig einherschländernden Giovanotti, „meine schöne Herzogin", ihr Gemal, der junge, reiche Herzog Nino, der im 22. Jahre Besitzer der großen Ländereien seiner Familie in Calabrien und im 25. Jahre Herr und Gebieter dieses herrlichen Wesens wurde. Ohne Aufregung, ohne Montecchi- und Capuletti-Scenen vollzog sich das Finden und Vereinigen dieser jungen Herzen; der Herzog, reich und nicht ohne äußerliche Vorzüge, brauchte nach einigen in der Manier neapolitanischer Nobili verlebten Jahren eine Frau, die seinem großartigen Hauswesen würdig vorstand, seine Kame-

Nahrungssorgen.

Nach dem Originalgemälde von Adolf Eberle.

No 20

raden mit Neid erfüllte, ihn in seine Villeggiatura begleitete, und ihn liebte, soweit es ihm paßte. Also dachte der junge Nobile; ähnlich seine Tante, die Marchesa Squillacci. Da der Gegenstand ihrer Fürsorge aber ziemlich passiv in der Sache blieb, so handelte sie für ihn und hielt Umschau unter den begehrenswerthen adeligen Töchtern der Stadt. Da war Marietta Pompej aus dem alten Hause der Grafen Marulli, sie war in Paris erzogen, hatte Reisen in Europa gemacht und sich Schliff und Erfahrung erworben. Ihr Heiratsgut war allerdings im Vergleich zu dem Vermögen San Martinos geringfügig, doch lebte in Sicilien ein unbeweibter Oheim, der viel Geld hatte und den sie einstens beerben mußte. Die Marchesa brachte die Sache soweit in Ordnung, daß nur noch eine Kleinigkeit mangelte, nämlich der gegenseitige Wille der Hauptbetheiligten. Marietta, welche 24 Jahre zählte, wollte mit Freuden, aber nicht so der junge Herzog. Mit großer Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit erklärte er im Café, in Gesellschaften, kurz überall, wo man ihn zu necken versuchte, daß das Mädchen für eine zukünftige San Martino zu alt und zu dick wäre. Die mütterlich besorgte Tante mußte ihren Plan fallen lassen und entzweite sich auf immer mit den Eltern Mariettas. Der widerspenstige Neffe kam eines Tages zu seiner Tante und erklärte ihr, daß er sich mit Giovannina de Lici, der achtzehnjährigen, bildschönen Tochter eines durch verfehlte Spekulationen ruinirten Vaters, verlobt habe.

„Die Dirne ist ja nie aus Neapel hinausgekommen, die versteht gar nichts; von dem Lump, dem alten de Lici nicht zu reden", schrie entsetzt die Marchesa, ihren Fächer so gewaltig zusammenschlagend, daß er in Stücke ging.

„Giovannina ist 18 Jahre alt, das schönste Mädchen beider Sicilien und sterblich in mich verliebt", sagte ruhig der Neffe — „indeß, liebes Tantchen, „il faut faire bonne mine au mauvais jeu", wie die sprachen- und länderkundige Marietta Pompej sagen würde, denn in drei Wochen heiraten wir, damit basta!"

Sie heirateten sich. Die überglückliche, reizende junge Frau empfing die Glückwünsche der Angehörigen, den kalten Kuß der Marchesa und die neidischen, aber darum nicht minder stürmischen Umarmungen ihrer Freundinnen. Wie ein scheues Vögelein flüchtete sie sich in die Arme ihres Nino, zu dem sie aufsah, wie zu einem höheren Wesen, den sie in ihrer naiven Unerfahrenheit vergötterte. Sie war aufgewachsen wie der Epheu am einsamen Gemäuer, denn mit achtzehn Jahren war sie noch völlig unbekannt mit den Leidenschaften und Schwachheiten ihrer Mitmenschen, ihr Umgang hatte sich bis zu ihrer Vermälung nur auf wenige Altersgenossinnen beschränkt. Ihr Vater zeigte sich innerhalb seiner vier Wände als ein Tyrann, der sein einziges Kind, dem im achten Lebensjahre die Mutter wegstarb, sorgsam hinter Schloß und Riegel hielt.

Eines Tages kam Italiens junger König nach Neapel, er wollte der Stadt den einstigen Thronerben, den Principe di Napoli, zeigen. Auch an Giovanninas Haus vorüber rollten die Equipagen, begleitet von den Nobilis zu Pferde. Giovannina stand auf dem Balkon, in der Hand einen farbenschimmernden Strauß von zarten Orangenblüten und üppigen Kamelien, den sie als sinnigen Gruß dem kleinen Prinzen

zuwerfen sollte, also hatte es der Vater bestimmt. Glutübergossen, zitternd stand sie da; der Wagen nahte, in dem rosig und lächelnd, nach allen Seiten Kußhändchen werfend, der kleine Prinz neben seiner liebreizenden Mama saß; Giovanninas Händen entfielen die Blumen, der Wagen rollte vorüber, aber der Strauß hatte sein Ziel verfehlt, er wurde von einem jungen, stattlichen Nobile aufgefangen und behalten. Vor des Mädchens Augen flimmerte es, bleich hielt es sich am Geländer des Balkons fest, es sah wie durch einen Nebel, wie der Jüngling, eine flüchtige Kußhand nach oben werfend, weiter sprengte. Giovannina fürchtete die Vorwürfe ihres harten Vaters, mit dem, das wußte sie, in solchen Dingen nicht zu spaßen war. Der aber trat schmunzelnd zu ihr und — vielleicht seit Jahren die erste Liebkosung — das Mädchen auf die blendend weiße Stirne küssend, sagte er:

„Es ist weiter kein Unglück, meine Tochter, Deine Blumen zieren die Brust des reichsten Mannes von Neapel; der Herzog Nino San Martino war es, der Dich also auszeichnete."

Und die Hände reibend verließ er das Zimmer, indem er vor sich hinmurmelte: „Der Zufall regiert oft da, wo Pläne scheitern, mir ahnt, heute ist er zum Ehestifter geworden." Der schlaue Alte hatte recht.

Liebte Giovannina den Herzog so unaussprechlich, wie er sich seiner Tante gegenüber rühmte? Sie wußte es selbst nicht, sie freute sich ihres Geliebten in derselben Weise, wie sie ehedem das Geschenk einer Puppe, später ein hübscher Schmuck erfreute. In ihrem unerfahrenen Köpfchen entstand die dunkle Idee, daß sie vorhanden sei um zu heiraten; der erste kam, ohne Zögern, ohne Herz noch Verstand zu befragen, wurde sie die seine. Da der Herzog außer ihrem Vater der einzige Mann war, mit dem sie in Berührung gekommen, so mußte er natürlich bei seinen äußeren und inneren Vorzügen bald eine Stelle in ihrem Herzen einnehmen, die der eines Gottes gleichkam. Erinnerungen und Vergleiche, sonst so gefährliche Dinge für den Bräutigam, waren hier nicht vorhanden und schon nach wenigen Tagen des Bekanntseins konzentrirte sich Giovanninas Glut und Leidenschaft in einem Punkte, dem Manne ihrer Wahl. —

Zwei Jahre sind verflossen; die junge Frau hat in dieser kurzen Spanne Zeit eine Lehre fürs Leben empfangen, lernbegierig war sie stets gewesen und — sie lernte.

II.

„Althoff, Sie sitzen ja da, als ob Ihnen Ihr Skizzenbuch gestohlen worden wäre!" rief ein junger Deutscher während des Eintretens in ein Café in Neapel.

Der Angeredete saß dicht an der Thüre, den Kopf in die Hand gestützt, scheinbar entrückt dem lauten und bunten Treiben um ihn her. Er fuhr in die Höhe und schaute dem Eingetretenen so verwirrt ins Antlitz, als ob dieser ein Detektive und er ein längst gesuchter Verbrecher gewesen wäre.

„Buona sera, amico Carlo, sind Sie auch schon wieder zurück? Ich glaubte Sie tief in den Schluchten der malerischen Abruzzen", sagte er, sich schnell fassend.

„I Gott bewahre, das war ja eine Roßidee von mir", erwiderte

der mit Carlo Benannte, sich niedersetzend und Fruchteis bestellend — „sind übrigens herrliche Punkte zur Aufnahme dort, — wissen Sie, ein ganzer Apparat zu einem Ausstellungsbilde — am Himmel hinjagende graue Wolken, dazwischen ein Lappen blauen Himmels, der Horizont umsäumt von unregelmäßigen Bergrücken, auf denen sich einzelne Pinien scharf abheben, im Vordergrunde wildromantischer Zauber, vorne ein verwitterter Stein aus der Zeit des Tiberius — darauf kommt selbstverständlich Carlo fecit — links ein magerer Wolf mit eingeklemmtem Schweife davonschleichend, während im Hintergrunde Großmutter und Rothkäppchen einen Topf Fleischbrühe auslöffeln — über dem ganzen der melancholische Hauch einer ewig in Dunkel und Schweigen gehüllten kalabrischen Gebirgslandschaft — — —"

Der Sprecher hielt inne um Athem zu schöpfen und Eis zu schlürfen.

„Nun kommt vermuthlich das Aber, lassen Sie hören, Freund!" warf sein Gegenüber dazwischen.

„Aber der Teufel oder allenfalls ein Süditaliener halte das Leben in diesem verfluchten Gebirgsnestern aus. Hätte ich nicht ein interessantes Abenteuer, nein, eine interessante Begegnung erlebt, so wäre ich längst zurück. Das erzähle ich Ihnen später. Ad rem, wie's im Protokoll heißt — die erste Nacht kämpfte ich wie toll gegen meine blutdürstigen Feinde, die zweite schlief ich auf dem Sopha, d. h. legte mich darauf hin, denn die verdammten Bestien rochen mich auch dort und kamen, nachdem sie mir nur eine Stunde Ruhe gegönnt, in keilförmiger Schlachtlinie angerückt. Die dritte Nacht betrank ich mich vor Schlafengehen bis zur Bewußtlosigkeit im Vino di Chianti, um am andern Morgen mit einem zerstochenen oder richtiger zerbissenen Kater — der richtige naturhistorische Ausdruck ändert am blutigen Thatbestand nichts — meinen Stab weiter zu setzen."

Althoff lächelte. Eine merkwürdige Aenderung ging mit seinem Gesichte vor, wenn er lächelte. Es verschönerte die ausdrucksvollen, aber gewöhnlich innerliche Zerfahrenheit verrathenden Züge, es war wie die Abendröthe, die sich durch einen gewitterschwangeren Himmel Bahn bricht und die am Tage von Sturm und Regen gepeitschte Landschaft beleuchtet. Ein Gesicht wie das seine sieht man sich immer wieder an, man wird sich nicht recht klar, warum. Es giebt Menschen, die in ihren Zügen, im Glanz ihrer Augen, in ihrem Wesen ein etwas haben, das anzieht, für sie interessirt und doch wieder unheimlich berührt. Man empfindet das unbehagliche Gefühl, es mit Abnormitäten zu thun zu haben, mit Menschen, denen man in ihrer Jugend entweder einen frühzeitigen Tod oder die Laufbahn eines großen Mannes, oder eines Verbrechers weissagt. Ein solcher Mensch war Georg Althoff. Er besaß vielseitige Kenntnisse, ohne je etwas hervorragendes vollbracht zu haben; hier war es eben auch so wie mit seinem Charakter, man wußte nicht, in welcher Richtung er excellirte, aber man war überzeugt, daß er alles konnte, wenn er nur wollte. Althoff hatte vor Jahren ein mäßiges Vermögen ererbt, worauf er sofort den ihm verhaßten Staatsdienst quittirte und auf Reisen ging. Lange hielt es ihn nicht an einem Orte, es war, als ob ihm ein unsichtbarer Feind auf den Fersen sitze; also durchjagte er Europa, um schließlich in Ne-

apel einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Hier unter den leichtlebigen Neapolitanern gefiel es dem tiefsinnigen Manne, zuweilen ging er hinaus und warf mit flüchtigen, doch charakteristischen Strichen ein Stück Landschaft, einen ihm besonders auffallenden südlichen Typus hin. Seine Bilder hatten entschieden künstlerischen Werth, doch trugen sie alle das Gepräge des Mannes, der sie gemacht hatte, d. h. das bewundernde Auge wurde durch den Anblick von etwas ungewöhnlichem, scheinbar mit der ganzen Auffassung in keinem Zusammenhang stehenden beleidigt. Althoff malte neapolitanische Liebespaare, aber im Hintergrunde ein niedriges Haus, wo eine junge Frau einen Burschen durchs Fenster einsteigen läßt; er malte einen neapolitanischen Karneval voll Leben und Wahrheit, aber in der Ecke steht ein Haus, das die Inschrift „Monte di pietà" (Pfandleihe) weist; er malte einen Hochzeitsschmaus, bei welchem die beiden Hauptbetheiligten sich selig in die Augen schauten, aber unter dem Tisch machte die Katze gegen den sie anbellenden Hund einen Buckel.

Ein diametral entgegengesetzter Charakter war der Mann, den Althoff mit Carlo angeredet hatte. Sein Name war Karl Weiler, seine deutschen Kollegen in Rom und Neapel nannten ihn aber schlechtweg Carlo. Leute, die man im Umgang, ohne mit ihnen auf Du zu stehen, mit dem Vornamen benennt, sind gewöhnlich liebenswürdig und heiter. Der Maler Weiler besaß neben einer hinreichenden Dosis praktischen Verstandes diese unschätzbaren Eigenschaften, und er hätte das seltene Schauspiel eines mit sich und der Welt zufriedenen Menschen geliefert, wenn er nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß in ihm ein großer Maler stecke. Er wollte mit einem Bilde vor die erstaunte Welt hintreten, das seines gleichen nicht habe, es sollte etwas noch nie dagewesenes werden, aber im Suchen nach dem Stoff zu diesem Bilde vergeudete er Zeit und Geld, ohne dabei seine köstliche Laune einzubüßen. Das Sprichwort, daß sich die Extreme berühren, bewährte auch hier seine alte Wahrheit, denn Carlo schloß sich besonders Althoff an, der sich den Anschein gab, den frohsinnigen Schweizer zu dulden, in Wirklichkeit aber sich zu ihm hingezogen fühlte und dem wohl um zehn Jahre jüngeren Manne Einblicke in sein Inneres gestattete, das für andere ein unauflösbares Räthsel war.

„Erzählen Sie mir nun Ihr Abenteuer, Carlo, es zerstreut mich, giebt wohl Stoff zu einer Novelle", knüpfte nach längerer Pause, die mit der Durchsicht der aufliegenden illustrirten Zeitschriften ausgefüllt wurde, Althoff das Gespräch wieder an.

„Aha, Verehrtester, prickelt Sie die Neugierde, dafür haben Sie also noch Interesse? Hören Sie. Ich komme abends in einem kleinen Städtchen Calabriens an, natürlich zu Fuße, hungrig und durstig. Nach langem Suchen finde ich endlich das primitive Ding, das die Leute dort Hôtel nannten. Ich hatte mir nachgerade angewöhnt, à la Falstaff zu reisen, d. h. mich da zufriedengestellt zu fühlen, wo der Wein süffig war. Das Hôtel — Stella di Calabria hieß die Spelunke — hatte ein einziges, ziemlich geräumiges Zimmer, worin vier Betten standen; ich erhielt eines angewiesen. Auf mein Befragen, ob ich Schlafgenossen habe, erwiderte der Wirth mit wichtiger Miene: „o ja, sehr feine Leute, der Direktor des Theaters mit seiner Tochter,

gegen zehn Uhr werden sie nach Hause kommen, wenn der Herr wach bleibt, kann er sie kennen lernen. Per la Madonna, das war nicht schlecht. Ich habe die englischen Klassiker gelesen und weiß, daß der Direktor einer wandernden Schauspielgesellschaft eine typische Figur ist, der das Leben gründlich kennt, es genossen und zwanzig Berufe in demselben verfehlt hat, der köstlich erzählt, Thierstimmen nachahmt und schließlich betrunken ins Bett geschafft wird. Und gar noch ein Töchterlein! Das ist natürlich geraubt oder entlaufen, Kind reicher, aber unverheirateter Eltern, trägt den Theaterflimmer mit angeborener Noblesse, wird von einem reichen, jungen Gutsbesitzer geliebt, der ihr wie ihr Schatten folgt u. s. w. Nachdem ich meine Maccaroni mit Paradiesäpfelsauce verzehrt, auch von dem in der That vorzüglichen Wein reichlich genippt hatte, verabschiedete ich mich von meinen Wirthsleuten, um mir das Theater oder eigentlich dessen Direktor nebst Tochter zu besehen. Schon auf der Piazza del Municipio leuchteten mir rothe Plakate entgegen — richtig, das wars! „La vendetta terribile!“ Drama in drei Akten, Verfasser, der Herr Direktor selbst. Per Bacco! Der Kerl stieg in meiner Achtung, also auch Dramaturg! Sieh da, dort die Bretterbude mit der stereotypen dicken Alten davor als Kassendame, das war der improvisirte Musentempel! Ich warf einen Zweilirestein auf den Tisch und trat, ohne das Kleingeld abzuwarten, hinter den zerrissenen Vorhang, der die Stelle der Thüre vertrat. Ersparen Sie mir — — —

„Entschuldigen Sie, lieber Carlo, daß ich Sie unterbreche, aber mir däucht, wir könnten zu Don Cesare gehen, Sie trinken ja auch gern seinen Chianti, mich verlangt nach einem guten Tropfen“ unterbrach Althoff den Erzählenden.

„Benissime, amico mio, eine Idee, würdig eines Plato, ich sagte ja immer, daß Sie ebenso gut Mensch sind, wie wir. Andiamo!“

Die beiden Freunde bezahlten und erhoben sich. Eben wie sie das Café verlassen wollten, fuhr ein eleganter Wagen vorüber, in demselben saß eine schöne junge Dame, nachlässig zurückgelehnt. Althoff wurde nicht sobald ihrer ansichtig, als er krampfhaft den Arm seines Begleiters faßte, auch die Dame bemerkte ihn, erröthete tief und grüßte sehr freundlich, wie man einen alten Bekannten grüßt, den man lange nicht gesehen hat.

„Donnerwetter, Althoff, woher kennen Sie die Schönste der Schönen, die Herzogin San Martino? Das giebt zu denken!“ rief Weiler erstaunt aus, „Sie Duckmäuser, Sie, man kommt endlich hinter Ihre Schliche — nun, Geschmack haben Sie, das muß man Ihnen lassen.“

„Bitte, Carlo, keine unzeitigen Scherze“, sagte Althoff mit zitternder Stimme, indem er sich mit der Hand über die bleiche Stirne fuhr. „Ich höre von Ihnen zum erstenmale den Namen der Dame, unsere Bekanntschaft ist eine rein zufällige und — und — aussichtslose. Ich meine“, fuhr er ernst fort, als ein Lächeln über Carlos Gesicht flog, „daß ich diese Dame nie mehr sprechen werde, weiß sie doch nicht einmal, wer ich bin und wußte ich bis zur Stunde nicht, wer sie ist.“

„Althoff, machen wir einen Kontrakt, Sie hören meine Geschichte,

dafür beichten Sie mir Ihr Abenteuer mit der gefeierten Herzogin Diavolo, das muß interessant sein."

„Es sei", sagte nach kurzem Sinnen der andere, „Sie sollen den Hergang erfahren, aber, das sage ich Ihnen zum voraus, pikantes ist nichts darin."

„Das Pikante, Freundchen, kommt später, dafür sorgen die italienischen Frauen. Die Herzogin sieht aus wie ein Märchen aus uralten Zeiten und was das Geheimnißvolle betrifft, so paßt Ihr beide zusammen wie Essig und Oel. — Ah! Don Cesare! Hinein, getrunken und gegenseitig gebeichtet."

„Also", begann Carlo, nachdem er einen kräftigen Zug aus seinem Glase genommen, „ich befand mich im Theater. Gestatten Sie mir einige Worte über das Stück einzustreuen. Zwei lieben und heiraten sich. Die Frau nimmt nach Jahr und Tag einen Liebhaber in der nicht ungewöhnlichen Gestalt eines Offiziers an, der eifersüchtige Gemal kriegt Wind, überrascht Venus und Mars und ersticht Mars mit dessen eigenen, in der Ecke des Zimmers stehenden Degen. Soweit wäre alles in Ordnung und die Sache reif für den Freispruch eines französischen Schwurgerichts. „C'est à moi", meint aber nun Frau Venus; sie brütet Rache für den erstochenen Geliebten. In was, denken Sie, hat die Rache dieses Scheusals in Engelgestalt bestanden? Sie errathen es niemals. Die Frau lernte das Klavierspielen, Tag und Nacht übte sie Tonleiter und Läufer, sodaß ihr Gemal wahnsinnig darüber wurde. Gestehen Sie, daß der Direktor nicht ohne Talent ist. Im Augenblick, wie der rasende Mann das Klavier zertrümmern will, fällt der Vorhang. Der Direktor, ein ältlicher Mann mit kupferrothem Gesicht, machte den Gatten, ein spindeldürrer Mensch mit fehlenden Vorderzähnen und langen, schwefelgelben Locken den erstochenen Liebhaber; das Töchterlein des Direktors die raffinirte Göttin. Nehmen Sie, bester Freund, all Ihre Phantasie zu Hilfe und zaubern Sie sich ein siebenzehnjähriges Mädchen von zierlicher, doch formenfertiger Gestalt, mit rothen, weichen Wangen, braunen, muntern Augen und einem allerliebsten Stumpfnäschen vor Augen und Sie haben Pepina. Der größte Reiz des Mädchens lag jedoch in seinen unschuldsvollen Zügen, in seinem naiven, fröhlichen Geplauder und in seinem anschmiegenden Wesen. Und sie mußte allabendlich die Rolle eines sinnlichen, ekelhaften Weibes spielen! Sie that es aber etwa in der Art, wie ein sechsjähriges Kind triviale Worte nachplappert. Nach dem Ende der Vorstellung suchte ich Vater und Tochter hinter der Bühne auf und stellte mich als Zimmergenosse vor. Den freudig — dankbaren Blick werde ich nicht vergessen, den mir Pepina zuwarf, als ich meinen Entschluß zu erkennen gab, im Wirthszimmer auf dem Sopha zu nächtigen. Für die heillose Nacht, die ich auf diesem Marterwerkzeug zubrachte, wurde ich des andern Tags durch das harmlose Geplauder des lieben Kindes reichlich entschädigt. Zwei Tage blieb ich in dem Neste, erquickte den Direktor mit mehreren Flaschen Wein und mich durch den frischen Duft dieser so unerwartet gefundenen Waldblume. Wie durch ein Wunder ist das Mädchen, dessen Mutter schon lange unter der Erde ruht, ungeachtet seines unstäten Lebens und seines vielen Gefahren ausgesetzten Berufes von dem Gifthauche

der Welt verschont geblieben, wozu nicht wenig die dicke Kassirerin, eine brave, gutmüthige Frau, beitrug. Meine winzigen, doch schrecklichen Plagegeister, von denen ich Ihnen zuvor erzählte, zwangen mich, dieses Idyll abzukürzen."

Karl Weiler schwieg. Althoff goß die Gläser voll und stieß an: „Auf das Wohl Ihrer Waldblume!"

Weiler leerte sein Glas auf einen Zug und bestellte eine zweite Flasche.

„Und der kleine Roman ist aus?" forschte Althoff, den zerstreuten Blick bemerkend, mit dem sein Freund den Boden seines leeren Glases betrachtete.

„Vielleicht nicht. In etwa sechs Wochen geht der Direktor nach Forio auf Ischia, ich werde mich in der Nähe einquartieren, möglich, daß ich vorher noch einmal nach Calabrien reise, um ein neues Stück des gottbegnadeten Direktors zu sehen."

„Gut. Aber — verzeihen Sie, Carlo, meine Indiskretion — womit soll der Roman enden?"

„Womit? Das fragen Sie, Sie, der sich über das Herkömmliche stellt, für den kein Gesetz der Konvenienz existirt, der rücksichtslos dem Gebote seines Herzens — oder Verstandes oder Interesse, wenn Sie so lieber wollen, folgt", korrigirte sich Weiler, als er das Achselzucken seines Freundes bemerkte. „Ich liebe Pepina um ihrer reizenden Naivetät, ihrer instinktartigen Scheu vor allem gemeinen willen, ich liebe ihre Schalkhaftigkeit und unbewußte Koketterie, kurz, ich liebe Pepina, wie sie ist und würde sie wahrscheinlich nicht beachten, wäre sie eine Salondame. Können Sie das verstehen, Althoff?"

„Vollkommen! Meine Erfahrung lehrt mich aber, daß ein gebildeter Mensch, ich meine damit nicht einen, der seinen Tacitus und Homer lesen lernte, sondern einen, der an die Formen der höheren Gesellschaft gewohnt ist, bald in einem solchen Mädchen, wie die Pepina ist, das vermißt, was er eben in dem Gegenstand seiner Liebe voraussetzen muß."

„Nein, tausendmal nein. Hat nicht der grundgelehrte Doktor Faust das einfache, unwissende Gretchen geliebt und an seiner Unterhaltung Gefallen gefunden?"

„Basta", brach Althoff kurz ab, nous verrons. „Ich will Ihnen jetzt meine Beichte ablegen." Er hielt sein Glas gegen das Licht, seine mädchenhaft weiße Hand schimmerte durch den hellrothen Chianti hindurch, langsam trank er den Inhalt bis auf den letzten Tropfen.

„Ein tiefblauer Himmel wölbte sich über dem Golf von Neapel, dann und wann flammte es am Vesuv auf, er grüßte in seiner Art die untergehende Sonne, deren purpurnes Bett noch lange den westlichen Horizont erleuchtete. Neapel sog mit vollen Lungen die frische Brise ein, die von der schlummernden See nur so viel Feuchtigkeit einsog, als man brauchte, um sich von des Tages Hitze zu erholen, ohne den fröhlichen Menschen den Schnupfen anzujagen. Ein Mann in leichtem Sommeranzug schlenderte ziellos an der Marina hin, zuweilen bleibt er stehen, um das langsame Emporschweben des Vollmondes zu betrachten. Der Mann hatte gewiß nichts von einem Schwärmer, im Gegentheil, seine Bekannten nannten ihn einen negirenden Geist, sie

hüteten sich vor ihm Gefühle zu zeigen, denn er konnte bittere, scharfe Worte sprechen, die die Gefühle ins Innere zurücktrieben, wie durch rauhe Berührung die zarten Fühlhörner einer Schnecke einschrumpfen. Und doch war dieser Mann ein Schwärmer, eine echt germanische Natur, aber er spielte mit den Leuten, ja mit sich selbst Versteckens, er wollte scheinen, was er in Wirklichkeit nicht war. Es stürmte in seinem Innern, er sehnte sich nach einem etwas, das er glühend lieben konnte und durfte; diese Sehnsucht verzehrte sein Herz, wie der brennende Faden der Kerze nach und nach das umhüllende Wachs schmilzt, verzehrt. Ein plötzlicher Gedanke schoß dem Manne durch den Kopf; er eilte nach der Stelle, wo Boote zu vermiethen waren. Er ruderte hinaus auf der dunkelgrünen See, in deren geheimnißvoller Tiefe das Spiegelbild des Himmels und der Sterne erzitterte. Hinaus! hinaus! jubelte es in seinem Innern, hinaus nach der stillen Tiefe des Wassers, fort von dem Gewühl der großen Stadt, allein wollte er sein mit der großartigen Natur, die das Zauberwort einer unbegriffenen und unbegreiflichen Macht geschaffen. Mit wuchtigen Schlägen, die das Wasser in Myriaden funkelnder Sternchen verwandelte, trieb er sein Boot vom Lande hinweg, hinaus auf die offene See. Hier machte er Halt und schaute um sich. Da lagen Ischia und Procida, dicht vor ihm, beleuchtet vom hochstehenden Vollmond, wie verzauberte Inseln im Märchen. Die Tuff- und Lavafelsen Ischias, gegen die die Brandung, der Pulsschlag der schlummernden See, in deutlich vernehmbaren, regelmäßigen Anprall schlug, boten die groteskesten Figuren, während landeinwärts der malerische Epomeo hervorlugte. Auch in ihm kocht und stürmt es, auch er sehnt sich nach einem Wesen, das er mit seinen feurigen Küssen bedecken kann; aber wehe seinem Opfer — Tod und Verderben liegt in seiner Umarmung, gleichwie in der des alten Griechengottes, wenn er sie in seiner vollen Majestät gewährt. Der einsame Wanderer auf der See riß ein weißes Blatt aus seinem Taschenbuch; er zeichnete nicht, dazu fehlte ihm die Ruhe, er dichtete. Wollen Sie es hören, Carlo, das Gedicht des Mannes, der kein Gefühl hat?"

Weiler drückte stumm die Hand des Freundes.

„Wohlan, es sei:

Hoch oben — Himmel, Sternenheer
Und rings lautlose Stille!
Tief unten — räthselhaftes Meer!
Euch schuf ein mächtiger Wille.

Dort der Vulkan! sein Feuer droht
Ringsum Vernichtung, Sterben;
In seinem Innern lauert Tod,
Sein Gruß bringt rings Verderben.

Hier Thalatta, das launisch' Weib
Mit schwellend weichen Brüsten;
Es sehnet sich nach Zeitvertreib,
Sucht Opfer seiner Lüsten.

Natur, so friedlich jetzt, so schön,
Dann wieder voller Tücken!
Und sollt' ich dabei untergehen,
Magst immerhin berücken!

Ich möcht' nur einmal glücklich sein
Und reine Wonne fühlen.
Laß dann die namenlose Pein
Mein Inneres zerwühlen.

Laut sprach der Dichter die Worte, nachdem er sie niedergeschrieben. Eine weiche, melodische Stimme dicht neben ihm erklang:

„Buona sera, Signore."

Ich fuhr herum. Neben mir hielt ein elegantes Boot, in dem ein Weib saß. Ein Weib, Carlo, erlassen Sie mir ihre Beschreibung. Sie haben es ja heute Nachmittag im Wagen gesehen, Sie haben es selbst die Schönste der Schönen genannt, denken Sie sich dieses Meisterstück der Schöpfung um Mitternacht allein im Boote neben mir auf dem unendlichen Ozean, umflutet von den goldenen Strahlen des über uns schwebenden Vollmondes. Mir schien Venus soeben dem Schaume des Meeres entstiegen, ich hatte keine Worte der Begrüßung.

„Sie sind ein Deutscher?" klangen halb schelmisch die nächsten Worte.

„Sie, Signora, wie können Sie das wissen, ehe ich noch ein Wort gesprochen."

„Ich habe noch die letzte Strophe Ihres Gedichts gehört, auch kann nur ein Deutscher zwecklos in der Nacht auf dem Meere herumfahren. Ein Italiener thut dies nur, wenn er Fische holen will."

„Und Sie, Signora, Sie sind doch Italienerin?"

„Gewiß." Mit einem reizenden Lächeln fuhr sie fort: „Ich hatte eine deutsche Gouvernante und kenne Heine und Schiller. Lockt nicht die Kenntniß von Heines Liedern in einer solchen Nacht hinaus?" Sie wandte sich nach diesen Worten voll zu mir und sah mir ins Gesicht, während ihre schmale, weiße Hand spielend in die Salzflut tauchte. „Ich halte mich einige Tage in Ameno auf Ischia auf, um unsere Villeggiatura für den Sommer herzurichten. Ich liebe einsame Spaziergänge, warum sollen sich die nur aufs Land beschränken?"

Ich war entzückt. „Signora" — daß sie Frau war, stand bei mir sofort fest — „mir als Angehörigen der Nation, der Sie anscheinend so wohlwollen, wird diese Begegnung ewig im Gedächtniß bleiben. Ist es unbescheiden, zu fragen, mit wem ich das Glück habe, mein Name ist —"

„Per grazia di Dio, Signore", rief sie, mit komischem Erschrecken, „nur keine Namen! Eine Begegnung wie die unsere muß anonym bleiben, tritt der Paß dazwischen, dann fahre hin, Poesie, göttliche Kraft der Phantasie!" Ihre Hand tauchte auf aus dem Wasser, sie hielt sie einige Augenblicke schwebend in der Luft und die salzigen Tropfen lösten sich langsam wie widerwillig ab von den schlanken, zarten Fingern, um zurückzukehren zu den Genossen im Meere und ihnen von den Herrlichkeiten zu erzählen, die sie geschaut hatten. Immer mächtiger wirkte das Weib auf mich ein, „das ist diejenige, die Du suchtest", jubelte es in mir, „vergeh' in ihr, dann stirb!" Eine Sternschnuppe zog über uns hin, die Frau im Boote neben mir breitete lachend das feine Battisttaschentuch aus, um, wie sie sagte, das Glück aufzufangen.

„Sie kennen Heine, Signora", sagte ich halb im Traume, „erinnern Sie sich des Liedes, wo es heißt:

Es fällt ein Stern herunter,
Aus seiner funkelnden Höh';
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'!

Eine zarte Röthe zog über ihr Gesicht, leicht und durchsichtig, wie ein Federwölkchen, das unter dem Mond hinzieht. Ein fliegender Fisch, wahrscheinlich von einem Raubfisch verfolgt, sprang auf und fiel ihr gerade in den Schoß. Sie hielt das zappelnde Geschöpf in der Hand, betrachtete es einen Augenblick und setzte es dann behutsam in sein nasses Element zurück, wobei ich sie „Poveretto" murmeln hörte. Ich wurde kühn und sagte: „Sie fühlen Mitleiden mit dem geängstigten Thier, haben Sie es auch mit dem bangen Zittern eines Menschenherzens?"

Sie sah mich mit einem wunderbaren Blick an, er drang mir durch die Seele, dieser Blick, sodaß es mich erschauerte, dann wandte sie ihren Blick dem Epomeo zu und sagte:

„Bitte, lesen Sie mir den letzten Vers Ihres Gedichts noch einmal vor."

Ich that's mit vibrirender Stimme.

„Laß dann die namenlose Pein
Mein Inneres zerwühlen."

wiederholte sie mit leiser Stimme. Ihre Ruder fielen kräftig ins Wasser und in wenigen Sekunden war sie mehrere Bootslängen von mir entfernt. Ich war wieder allein mit mir und meiner unbesiegbaren Sehnsucht.

Es ist so still und dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüt!
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

Althoff schwieg und stützte den Kopf in die Hand, nach einiger Zeit erhob er ihn plötzlich und sagte mit seinem alten eisigen Lächeln: „die Geschichte hat weder Moral noch Ende — sie bleibt Fragment — ich kenne wenigstens jetzt die Heldin: à quoi bon? wie der alte Fritz zu sagen pflegte.

„Sie machen im Palazzo San Martino Besuch, das weitere wird sich finden", sagte ruhig Weiler, sich eine Cigarre anzündend.

„Den Herzog kenne ich gar nicht und die Herzogin wollte ja unerkannt bleiben."

Karl Weiler stieß aus seinem Munde einige kunstvolle Rauchringe, dann rief er: „Ach was, Weibergrillen. Das war in der romantischen Mondnacht; ich wette, bei Tage hat sie ihr Inkognito öfters bereut. Der Herzog ist in den paar Jahren seiner Ehe ein Sonderling geworden, bekümmert sich wenig oder gar nicht um seine Frau, er sitzt den ganzen Tag bei den Pfaffen, des Abends am Wasser mit der Angelruthe in der Hand. Der Kerl hat einen kostbaren Diamant, behandelt ihn aber wie eine gemeine Steinkohle."

Althoff saß bei diesen Worten in tiefem Sinnen verloren, plötzlich

stürzte er seinen Wein hinunter, stand auf und drückte dem etwas verdutzt dreinschauenden Freunde die Hand.

„Leben Sie wohl, Carlo, unsere heutige Unterhaltung bleibt zwischen uns, nicht wahr?"

„Sicherlich, Althoff. Ich bleibe noch hier, um die Flasche zu erledigen. Ciau, Althoff!"

Als dieser zur Thüre hinaus war, sprach Weiler vor sich hin: „Ich werde mich hüten, unsere Abenteuer weiter zu erzählen und damit mich zu einem Narren und ihn zu einem Schwärmer zu stempeln."

III.

„Willst Du uns heute Abend die Ehre Deiner Gegenwart schenken, Nino?" fragte in nachlässigem Tone die Herzogin San Martino ihren Gemal, der eben mit Hut und Handschuhen in ihr elegantes Boudoir trat, um sich zu verabschieden.

„Schwerlich, meine Liebe; sollte ich nicht kommen können, so kenne ich eine gewisse kleine Herzogin, die ihre Gäste so trefflich zu unterhalten versteht, daß man das Anhängsel, den Gemal, ganz vergißt."

Und der Herzog küßte sein junges, schönes Weib auf Stirne und Hand und verließ das Zimmer.

Das Boudoir der Herzogin war mit rothem Seidendamast überzogen, Wände, Fußboden, Gardinen, Sessel, Sopha, alles leuchtete in dieser satten Farbe, deren Einwirkung auf die Sinne noch durch das gedämpfte Licht einer von der Decke herabhängenden rothen Ampel erhöht wurde. Giovannina San Martino hatte sich in den zwei Jahren ihrer Ehe nicht verändert, sondern nur entwickelt. In dem Instrumente, welchem weiche, süße Töne entlockt werden, schlafen auch wilde und aufregende; es bedarf eben der kundigen Hand, um sie zu wecken. Das junge, von der Welt abgeschlossen gehaltene Mädchen fühlte wohl den Hauch von der Außenwelt her, aber so schwach drang er zu ihr, daß er nicht einmal ihre Wangen höher zu färben vermochte. Der Liebreiz der Unschuld unterdrückte die im Verborgenen keimende Sucht nach Erkenntniß, wie ein Mantel breitete sich derselbe über die Seele aus, um die Schmutzflecken aufzufangen, welche zuweilen von außen her an ihr emporspritzten. Also fand sie Nino San Martino. Er liebte sie beim ersten Sehen, er liebte sie noch, allein nicht in der eifersüchtigen Weise des Mannes, der sich im Besitze eines vielbegehrten und vielumworbenen Weibes weiß, die gehütet werden muß. Herzog Nino betrachtete sich Giovannina gegenüber als ihren Retter aus einem fast klösterlichen Leben, und der des Besitzes sichere Mann sah in der leicht errungenen Frau nur die Sklavin seines Willens und seiner Launen.

Die Ehe war kinderlos; die Herzogin hatte nichts zu thun, für nichts zu sorgen, nicht einmal für ihren Mann; der sorgte für sich selbst. Sie brachte ihre Zeit im Theater, in Gesellschaften, im Wagen oder in traulichem Geplauder mit erfahrenen Freundinnen zu, mitunter nahm sie ein Buch zur Hand, in der ersten Zeit öfters deutsche Schriftsteller, um ihren Geist und die Kenntniß der Sprache auszubilden. Nach und nach verlor sich die Lust zur ernsten, unterrichtenden Lektüre, der Einfluß der deutschen Erzieherin ging im Strudel des Lebens

und Genusses verloren, die junge Frau wurde vergnügungssüchtig. Ihr Gemal wurde nach seiner Verheiratung ein „Duckmäuser", so nannten ihn wenigstens seine früheren Kameraden, weil er sich gänzlich von ihnen, ja vom gesellschaftlichen Leben zurückzog, um sich mit kirchlichen Dingen zu beschäftigen. In Neapel, wie überall in Italien fehlt es nicht an Priestern, die innerlich die neue Wendung der Dinge verwünschten und in der geheiligten Person des Papstes ihr alleiniges Oberhaupt erkannten. „Erst Katholik, dann Italiener", so lautete ihr Wahlspruch; ihnen schloß sich der Herzog mit Herz und Beutel an; sie suchte er in ihren ärmlichen Wohnungen auf, um lange Gespräche über eine bessere Zukunft der katholischen Kirche zu führen. Die Folge war gänzliche Vernachlässigung seiner Frau, einer Frau, die Zeichen einer grenzenlosen Liebe verlangte, um selbst Liebe zu spenden und zu bewahren. —

Die Herzogin sah nach dem Weggang ihres Gemals auf die Uhr. „Noch drei Stunden bis zur Gesellschaft", seufzte sie mit halbunterdrücktem Gähnen, „eine Stunde brauche ich zum Ankleiden, bleiben zwei Stunden, que faire?" Sie nahm ein Buch vom Tischchen und blätterte darin, es war „Nana", Zolas neuestes Machwerk auf dem Gebiete der unverhüllten Realistik. „Das gemeine Volk, das darf, kann wenigstens nach seinem Geschmack leben und — — — lieben", dachte Giovannina laut; das Buch wurde weggelegt und sie schaute nachdenklich vor sich hin. „Heute Abend kommt mein Bekannter von der romantischen Meerfahrt, der deutsche Schwärmer, ein geistreicher Mann, aber kalt und rauh wie der Nordwind, der von den Alpen her weht. Mich reizt, einen solchen Mann zu fesseln, mich mit ihm zu unterhalten, aber ihn — — — pfui, Giovannina, wohin verirren sich Deine Gedanken." In diesem Selbstgespräch unterbrach sie ein bescheidenes Klopfen. Ein Diener in geschmackvoller Livrée trat ein und meldete die Signorina Marietta Pompej an.

Buona sera, liebste Giovannina!" rief die Angemeldete, dem Diener auf dem Fuße folgend, „ich komme früher, als die andren, ich weiß, Du liebst eine kleine Plauderei unter vier Augen. In Deinem Salon, da bindet die Konvenienz die Zunge, überdies bist Du als Wirthin und viel bewunderte Frau fast gar nicht zu haben. Wie geht es Dir denn, Liebe, natürlich vortrefflich? Du Glückliche, mit solchem Manne und in solchen Verhältnissen!"

Marietta Pompej, die einstens von dem Gemal der Freundin Verschmähte, nahm Platz. Sie war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, eine große, üppig gebaute Brünette. Das Gesicht mit seinen frischen Farben hätte man schön nennen können, wenn ihm nicht das Angenehme gefehlt hätte. Zwei rastlos umherirrende Augen, die, wenn sie ja einmal in Ruhe waren, einen lauernden Ausdruck annahmen; und die Linien um ihren Mund, welche dem Gesichte einen widerwärtigen Zug mittheilten, zerstörten den ersten guten Eindruck. Marietta hatte von ihrem vierzehnten bis zweiundzwanzigsten Jahre ein Tagebuch geführt, das in überschwenglichen Worten die kleinen, so häufig eingebildeten Leiden eines schmachtenden Mädchenherzens schilderte. Später kamen Enttäuschungen — das Tagebuch wurde abgebrochen, wirkliche Leiden schreibt ein wie Marietta geartetes Mädchen nicht nieder, da-

gegen schrieben sie ihr ihre Runenschrift ins Antlitz und verbitterten ihr die Gemüthsart. Sobald Herzog Nino gewählt hatte, suchte sich Marietta der Bevorzugten auf alle Weise zu nähern und es gelang ihr nach und nach die intimste Freundin Giovanninas zu werden. Warum setzte das Mädchen allen Stolz beiseite und haschte nach dem Umgang mit ihrer glücklichen Rivalin im Hause ihres Todfeindes? Das letztere war unstreitig der Herzog, denn eine Natur, wie diejenige Mariettas, vergiebt weit leichter im Haß gesprochene Worte, als ein mit öffentlichem Hohn begleitetes Verschmähen ihrer Hand. Wer ihr heißes, rachsüchtiges Naturell — Erbstück der Marulli — kannte, den mußte diese Freundschaft mit Giovannina mit Mißtrauen erfüllen.

„Wen haben wir denn heute Abend, süße Giovannina?" fragte, nachdem die üblichen Reden und Gegenreden über Gesundheit, Wetter und Theater absolvirt waren, Marietta, indem sie das Händchen ihrer Freundin zwischen ihre Hände nahm und zärtlich streichelte.

„Ach, Marietta, wen sollen wir haben? Immer dieselben; die Familien G. und M., die Fräuleins H. und R., dazu ein halb Dutzend Giovanotti — doch halt! Ein neuer Bekannter kommt heute Abend zum erstenmal, ein Deutscher, ein Maler und Dichter und ich weiß nicht was alles noch — ein sehr interessanter Mensch — hübsch, Marietta — liebenswürdig, geistreich —"

„So", machte gedehnt die letztere, „wie alt ist er denn?"

„Komische Frage!" lachte die Herzogin. „Ein Mann, der alle die Eigenschaften besitzt, welche ich eben aufgezählt habe, wird nie alt. Herr Althoff — wie sonderbar, er hat das „alt" in seinem Namen, doch Du verstehst ja kein Deutsch! — also Herr Althoff mag fünfunddreißig Jahre zählen, das wird stimmen, denn bei seinem letzten Besuche behauptete er, daß, wenn Männer, die bis in die Mitte der dreißig wohl bewundert, sich auch verliebt haben, dann erst lieben, solche Liebe dem lang verzögerten Ausbruch eines Vulkans gleichen müsse. Die Lava, so lange sie in glühendem Zustande sei, vernichte, was sich ihr in den Weg stelle, sie werde aber später hart und dauerhaft für die Ewigkeit."

„Wo in aller Welt hast Du diesen interessanten Herrn entdeckt?" fragte Marietta. Die Linien um ihren Mund traten schärfer hervor und die Augen schossen einen ihrer lauernden Blicke.

Die Herzogin erröthete und fächelte sich eifrig Kühlung zu. Lachend schlug sie Marietta auf die volle, runde Schulter und sagte: „Das bleibt mein Geheimniß, cara mia, frage ihn selbst heute Abend, er spricht wie ein Buch und wird Dir die Geschichte im Novellenstil erzählen."

Marietta kämpfte sichtlich mit sich selbst; endlich glätteten sich wieder ihre Züge und die Stimme, die eben noch hart und streng geklungen, nahm ihren alten, einschmeichelnden Ton an:

„Giovannina", flüsterte sie, indem sie ihren weißen, aber etwas zu vollen Arm um den junonischen Nacken der Freundin schlang, „Giovannina, neulich beim Prinzen C. habe ich ein neues Gestirn geschaut — keinen Kometen, der unnahbar und unbegriffen seine unregelmäßigen Bahnen zieht, auch kein Meteor, das, bevor man sich seines Glanzes recht erfreuen kann, verschwindet, sondern eine Centralsonne,

um die sich alles dreht und von deren blendendem Licht, alles, was in ihre Nähe kommt, beschienen wird."

„Dio mio, diese Sonne hat doch nicht meine Marietta in ihren Zauberkreis gezogen?"

„O nein, für sie sind die Mädchen unbeachtete, im Weltenraum kümmerlich ihr Dasein fristende Sternlein, sie leuchtet nur" — hier neigte sich die Sprecherin zum Ohre der Herzogin — „für junge, schöne Frauen."

Die Hausfrau fuhr von ihrem Sitze empor.

„Mein Gott, Kind, ich muß mich ankleiden, in einer halben Stunde kommen meine Gäste —, amüsire Dich einstweilen mit meinen Büchern, addio!"

Eine Kußhand werfend verschwand sie hinter einer schweren Portière, die Freundin mit ihren Gedanken allein lassend. Ganz besonderer Art mußten diese sein, denn mitunter glitt ein falsches Lächeln über die Züge des Mädchens und in ihren Augen glühte ein unheimliches Feuer, während die weißen Hände die seidenen Quasten der Tischdecke hin- und herzerrten.

IV.

Der glänzend erleuchtete Salon der Herzogin San Martino füllte sich mit Gästen, sie grüßten die von einer duftigen Wolke echter Spitzen umflossene Dame des Hauses, einige in der halb achtungsvollen, halb vertraulichen Weise langjähriger Bekannter, andere voll Devotion mit dem Ausdruck geschmeichelter Eitelkeit in ihren Mienen, daß sie im Hause der gefeiertsten Frau Neapels verkehren durften. Der junge Principe Reale, in tadellosem Gesellschaftsanzug, das Battisttuch zwischen der tief ausgeschnittenen Weste und dem in tausend Fältchen prangenden Brusthemd, schlenderte in nachlässiger Haltung über den Parkettboden hin. Er wollte coûte qui coûte für den Begünstigten der schönen Herzogin gelten, die ihn aber ziemlich frostig begrüßte. Der Principe war ein Original in seiner Art. Er vertrieb sich jeden Morgen, nachdem er die Strapazen eines Balles, einer Gesellschaft oder eines Klubabends ausgeschlafen hatte, die Zeit damit, daß er Balzacsche Romane sowie das „Journal pour rire" studierte. Aus ihnen hoffte er die Fähigkeit zu schöpfen, einen Roué aus der Zeit der Régence zu spielen, leichtsinnig, frivol bis zum Exceß, aber geistreich, elegant und muthig genug, Duelle mit beleidigten Ehemännern auszufechten.

„Schöne, göttliche Herzogin, Ihr ergebenster Diener", redete er die zerstreut mit ihrem Fächer spielende Dame des Hauses an; er bediente sich jenes Flüstertons und jener vertraulichen Haltung, die gewöhnlich auf ein intimes Verhältniß schließen lassen. „Die acht Tage, daß ich Sie nicht gesehen, sind mir zu ebensoviel Jahren geworden. Ich habe in dieser Zeit fünfzehn Pfund an Gewicht abgenommen."

„Fer de Bravais und Carne pura, meine Gnädigste, nichts ist besser, um wieder Fett ansetzen zu lassen", schnarrte ein alter, pensionirter General aus der Bourbonenzeit dazwischen, der die letzten Worte des Principe gehört, aber irrthümlicherweise auf die Dame bezogen hatte. Die Herzogin warf mit einem Ruck ihren Fächer aus-

einander, um dahinter ihr Lachen zu verbergen, während der alte Haudegen sich vor dem Principe Reale aufpflanzte und mit ihr ein eingehendes Gespräch über die respektiven Kuren, fett oder mager zu werden, begann. Mit boshaftem Eifer ging die Herzogin hierauf ein, sodaß der Principe ergrimmt und ohnmächtig gegenüber dem alten Schnauzbart abzog. Drei Mädchen, Töchter altadeliger, aber verarmter Häuser, die bereits lange Kleider trugen, als Giovannina noch jeden Abend ihrer Lieblingspuppe den Gutenacht-Kuß gab, und die immer noch den mageren Trost sich gönnen mußten, daß auch den drei Grazien das Eheglück versagt blieb, tänzelten, sich zierlich an der Hand haltend und im vorüberschweben muthwillige Blicke nach einer Gruppe junger Herren werfend, auf die Herzogin zu. Einen Augenblick verschwand diese gänzlich in den Umarmungen und Küssen der drei Jungfrauen, dann ging es an ein Plappern und Kichern, daß sich niemand in die Nähe wagte — doch ja, ein junger Mann, der den germanischen Ursprung nicht verleugnete, schritt, unbekümmert um die Fragenden oder auch ihn spöttisch aufnehmenden Blicke der Herren, gerade auf Giovannina San Martino zu. Mit leichtem Erröthen reichte sie ihm ihre Hand.

„Das ist sehr hübsch von Ihnen, Herr Althoff, daß Sie kommen, ich würde sehr böse geworden sein, wenn Sie weggeblieben wären", sprach sie ihn in deutscher Sprache an.

Althoff, denn er war es in der That, hielt noch immer die schmale Hand, deren warmes Leben der bis zum Ellbogen reichende Lederhandschuh nicht ganz dämpfen konnte, in der seinen, bis sie sie ihm leise entzog. Die drei Mädchen traten zur Seite und musterten den Deutschen mit so neugierigen Blicken, als ob er einer in einem Naturalienkabinett ausgestellten seltenen Menschenrasse angehörte.

„Ducheſa", sagte endlich Althoff, ebenfalls in deutscher Sprache, „viel lieber begegnete ich Ihnen, wie damals, auf dem Tyrrhenischen Meere in der stillen Mondnacht, als hier. Doch, wie der große englische Dichter sagt, der Wunsch wird zum Vater des Gedankens und — hier bin ich."

„Sie sind kein Eindringling. Was sollen mir alle diese Drahtpuppen" — sie wandte sich mit verächtlicher Miene nach der Seite hin, wo die „Giovanotti" standen — „ein einziger Mann, wie Sie, wiegt sie alle auf."

Principe Reale, der inzwischen mit herablassender Miene die Damen im Saale begrüßt hatte, bemerkte nicht sofort, daß die Herzogin mit dem Deutschen im Gespräch vertieft war, als er nach der Stelle lavirte, wo sie standen. Ohne dem Fremden einen Blick zu schenken, wandte er sich abermals an den Gegenstand seiner Eitelkeit und Bewunderung:

„Wann wird der Stern Neapels untergehen, um jenseits der See wieder aufzutauchen?"

„Werther Principe, befleißigen Sie sich verständlicher Rede, ich kann dem hohen Flug ihrer Gedanken nicht folgen", antwortete die Herzogin, und der Ton ihrer Stimme verrieth den Verdruß über die unwillkommene Störung, „übrigens kennen sich die Herren wohl nicht — Signor Althoff, deutscher Künstler, Principe Reale."

„Italienischer Kunstkenner", fügte Reale, leicht mit dem Kopfe nickend, hinzu. Dann, als ob damit die Sache zwischen ihnen und Althoff erledigt wäre, wandte er sich wieder der Herzogin zu: „Ich meinte, schöne Frau, wann Sie nach Ischia hinübersiedeln?"

„Schon in einem Monat, mein Mann will dieses Jahr früher hin, er beabsichtigt in seiner kleinen Besitzung in Ameno einen Orangenhain zu pflanzen. Waren Sie schon in Ischia, Herr Althoff?" wandte sich die Herzogin zu dem Deutschen.

„O ja, ich war vorigen Sommer dort, auch dieses Jahr gedenke ich hinzugehen."

Ein freudiger Blick aus den schönen Augen Giovanninas traf ihn.

„Das ist ja herrlich", rief sie, in die Hände klatschend. „Sie müssen uns besuchen. Villa Giovannina in Ameno. Wir wollen Heine lesen, nicht wahr?"

Althoff verbeugte sich, sichtlich geschmeichelt; eben wollte er antworten, als Marietta Pompej dazwischen trat:

„Giovannina, erlaube mir Dir einen unbekannten und ungeladenen Gast vorzustellen — Conte Albino aus Turin."

Ein hochgewachsener Mann, Ende der Dreißig, verbeugte sich tief und sagte mit klangvoller, angenehmer Stimme:

„Entschuldigen die Frau Herzogin, daß ich es wage, auf die oberflächliche Bekanntschaft Ihnen befreundeter Personen hin", sein Blick streifte hierbei flüchtig Marietta, „so sans façon in Ihr gastliches Heim zu dringen. Aber — und das ist wenigstens in meinen Augen ein gewichtiger Entschuldigungsgrund — in Mailand muß man den Dom, in Rom den Papst und hier in Neapel die Herzogin San Martino gesehen haben."

„Per grazia di Dio, Graf, stehe ich denn im Fremdenführer oder in den Reisehandbüchern?" lachte die Herzogin.

„Das nicht. Sie stehen aber an besserem Orte, Sie stehen in den Herzen der Neapolitaner. Gestern fuhr ich in einer Droschke an Ihnen vorüber, ich war natürlich noch ein Nichts für Sie, ein unbeachteter Bestandtheil des Dinges, was man die große Menge nennt Sie aber waren gleich für mich dasjenige, was Sie jetzt noch sind und immer bleiben werden. Auf allen meinen Reisen kultivirte ich ängstlich das blasirte „Nil admirari", in dem Angenblick, als ich Sie sah, Herzogin, ist die erste und wohl einzige Ausnahme geschaffen worden. Ich fuhr also an Ihnen vorüber. Mein Kutscher drehte sich um und sagte mit stolzer Miene: „Das war unsere Herzogin San Martino." Nichts weiter setzte der Mann hinzu, nahm er doch an, daß ich Augen hatte zu schauen."

Der Graf sagte dies alles nicht im Tone gewöhnlicher Schmeichelei, sondern voller Ueberzeugung; seine flammenden Augen waren dabei unverwandt auf das schöne Weib vor ihm gerichtet. Der Kutscher hatte recht, der Mann hatte Augen zu schauen! Die Herzogin blickte verwirrt zu Boden, an Komplimente war sie gewöhnt, aber der Tribut so unverhohlener Bewunderung aus dem Munde eines Mannes mit dieser stolzen Stirn, mit diesen geistreichen Zügen, mit dieser Eleganz des vollendeten Weltmannes — daß dem Grafen dies eigen, hatte der rasche Blick der Frau im Moment erfaßt — machte sie verlegen.

„Sie kennen hier doch niemand, Graf, erlauben Sie, daß ich Sie einigen Damen vorstelle?“ sagte sie nach einer peinlichen Pause, sich nach den drei Damen umsehend.

Mit verbindlichem Lächeln wandte sich der Graf zu diesen, die unendlich beglückt aussahen, von einem solch' schönen Manne ausgezeichnet zu werden. Schön war Graf Albino, das dachten die Frauen und mußten ihm die Männer lassen. Ein auffallend schöner Kopf auf einer hohen imponirenden Gestalt! „O der schöne Mann!“ riefen sich die italienischen Frauen zu, wenn sie abends vor ihren Thüren saßen und Albino vorüberschritt. Die Damen, welche ihn zum ersten Mal sahen, warfen verstohlene Blicke nach ihm und erröthteten, wenn er sich ihnen nahte. That es seinen Vorzügen Eintrag, daß sein Haar sich an den Schläfen mit Grau vermischte, daß über sein geistvolles, bleiches Gesicht sich zuweilen ein müder, lebenssatter Zug hinstahl, daß um seinem feingeschnittenen Mund ein cynisches Lächeln spielte? Die Männer, die dies bemerkten, nannten ihn einen verfluchten Kerl, die Frauen fühlten dieselbe Macht über sich kommen, die Lots Weib zwang sich nach dem brennenden Sodom und Gomorrha umzuwenden.

Marietta flüsterte mit einem flüchtigen Blick nach dem Grafen Giovannina ins Ohr:

„Das ist die Centralsonne, was denkst Du von ihm?“ Ihre unstäten Augen hingen begierig am Munde der Freundin.

„Ein angenehmer Mann“, meinte diese mit anscheinend gleichgiltiger Miene, dann eilte sie auf eine eben in den Saal tretende ältere Dame zu, um sie zu begrüßen. Das tiefere Roth ihrer Wangen und der Glanz ihrer Augen, als sie dem Blick Mariettas folgte, strafte die gleichgiltige Miene Lügen. Ein triumphirendes Lächeln glitt über Mariettas Züge, das sie auch dann nicht verließ, als Althoff die Gelegenheit wahrnahm, die Herzogin anzureden. Er hatte den stillen Beobachter gespielt, und dem Blick nach zu schließen, mit dem er den Grafen Albino maß, schien er ihn durchaus nicht für eine Centralsonne, sondern für einen widerwärtigen Nebelfleck zu halten, der *seine* Centralsonne verdunkelte. Althoff war schlechter Laune, er zankte mit sich selbst, daß er hierher gekommen, er wußte aber selbst nicht warum. Die Herzogin war sehr liebenswürdig gegen ihn, sie nahm ihm nochmals das Versprechen ab, sie in Ameno zu besuchen. „Unser Boot steht Ihnen Tag und Nacht zu künstlerischen Ausflügen zur Verfügung“, setzte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu. Auch dieses freundliche Entgegenkommen der so hoch gefeierten Frau söhnte ihn mit seinem Schritte nicht aus. Er fühlte sich in dieser süditalienischen Gesellschaft unbehaglich, ihm war wie dem Betrunkenen, der unversehends in eine Kirche geräth und dort wieder nüchtern wird; er mußte sich sagen, daß er nicht in diese Gesellschaft passe. Er, der selbstbewußte, in seinem Wissen allen Anwesenden überlegene Mann bewegte sich gezwungen, wie er sich selbst sagte, hölzern in dieser Gesellschaft heißblütiger, leichtlebiger Neapolitaner, die es fertig kriegten, die Damen angenehm über nichts zu unterhalten. Nicht wenig zu seiner Stimmung mochte beitragen, daß er manchmal den Blick der Herzogin überraschte, wie er suchend an ihm vorüber durch den Saal schweifte, um dann vor dem Feuer eines andern Blickes erschreckt in sich selbst

zurückzukehren. Althoff wurde es immer unbehaglicher zu Muthe, und als gar der Principe Reale, eingedenk des Umstandes, daß bedeutende, vornehme Männer die Kunst zu protegiren pflegen, sich gnädig herabließ, ein geistreiches Gespräch mit ihm anzuknüpfen, da sann er nach, wo er seinen Hut gelassen haben mochte. Mit einem zur Seite geneigten Kopf gleich einem Papagei, dem man hinter dem Ohr kraut, zog der Principe Parallelen zwischen der Baukunst der Aegypter und der Jetztzeit, wobei er die Aehnlichkeit im Massiven fand, da fiel ihm Althoff in die wohldurchdachte Rede mit den Worten:

„Pardon, Signore, ich muß mich Ihnen empfehlen, ich habe heute Abend noch eine Zusammenkunft mit Landsleuten." Sprachs und ging.

„Der deutsche Bär!" murmelte der Principe, indem er Althoff mit einem Gesicht nachschaute, wie ein Hund, dem man seinen Knochen weggenommen, „diese Tedeschi sind sich doch alle ähnlich, blond, rothwangig, formlos und meistens betrunken."

V.

„So, Weiler, jetzt bist Du wieder hier, nachdem Du wochenlang den Verliebten gespielt hast. Mensch, sage mir, mit wem Du umgehst und ich will Dir sagen, wer Du bist! Verdammt sei der graubärtige Araber oder Perser, der diese Redensart erfunden hat! Nach seiner Logik bin ich in den letzten Wochen ein Gentleman gewesen, der die Löcher seiner Stiefel mit Tinte verschmiert, den Rauch von Nußlaub durch die Nase bläst und stets ein buntes Tuch um den Hals trägt, weil sein Hemdkragen das Tageslicht scheut. O Pepina, zu was hast Du Karl Weiler gemacht! Zu einem nichtsnutzigen Narren, der Dich erst mit Einem heimlich anfangen lassen möchte, um mit der ganzen Stadt aufzuhören. Und der Zweck meiner Reise in diesem Glanzstiefel, den man Italien nennt? Wo bleibt der Entwurf zu meinem epochemachenden Gemälde? Reise da mit einem kupfernasigen, stets halbbeduselten Direktor, mit einem Fragment eines Menschen, das sich erster Liebhaber betitelt, und einer fetten, gutmüthigen Alten, der Kassiererin, in dem verwünschten Calabrien umher, angeblich um Studien zu machen, in Wirklichkeit aber um das allerliebste, unschuldige Kind des Kupfernasigen vom Baum der Erkenntniß essen zu lassen. Na, meinetwegen, jeder Deutsche, der Süditalien bereist, träumt von Abenteuern, soll ich nicht eins erleben, um davon in Deutschland zu träumen? — — Was wohl der Althoff treibt? Vermuthlich setzt er seinen zu Wasser begonnenen Roman auf dem Lande fort. Nun, er geht eben auch auf dem Kriegspfade, er kann aber bei der Affaire seinen Skalp lassen, denn wo der einmal anbeißt, da läßt er nicht mehr los; er gleicht der Bulldogge, die lieber zugrunde geht, als ihre Beute aufgiebt. — — Heda, Don Cesare, wo bleibt mein Wein? Mich gelüstet nach Deinem Rebensafte, wie Othello nach dem Blute seines vermeintlichen Nebenbuhlers."

Don Cesare, der geschmeidige Wirth, eilte heran mit dem strohumflochtenen Chianti.

„Nichts neues in der Stadt, Don Cesare?" fragte Weiler, nachdem er den Wein gekostet und durch ein zufriedenes Kopfnicken und Schnalzen mit der Zunge für gut erklärt hatte.

„Nichts von Belang, doch ja — der Vesuv raucht sehr stark und wirft mehr Lava aus als sonst. Sie sagen, es werde bald eine Eruption stattfinden."

„Laß ihn rauchen und speien, den alten Knaben, 's ist seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Der Kerl ist so zahm geworden, wie bei uns zu Hause die Schneekoppe Ich für meinen Theil wollte —"

„Tytire, tu patulae recubans sub tegmine Caesars —"

Weiler vollendete seinen frommen Wunsch nicht, ein Bekannter trat herein und begrüßte ihn schon unter der Thür mit diesen bekannten Versen des römischen Dichters.

„Wo steckten Sie denn die ganze Zeit, Carlo?" fragt der Neuangekommene weiter, ein Mann in der Mitte der Fünfzig, von sympathischem Aeußern.

Weiler segelte mit diplomatischem Geschick um die Antwort herum, indem er die Gegenfrage stellte:

„Wie geht's Ihnen, bester Drilchkittel; wo und wie befindet sich augenblicklich Ihre werthe Familie?"

Der mit „Drilchkittel" Angeredete vergaß seine eigene Frage über der ihm wichtigeren Weilers.

„Meine Frau und Töchter sind in Casamicciola auf Ischia; sie werden etwa zwei Monate dort bleiben und mich dann in Rom treffen."

„Ah, brillant, da werde ich ja das Vergnügen haben sie zu sehen, ich gehe etwa in acht Tagen hinüber und werde meinen Wigwam in Forio aufschlagen, wo ich — hm! — alte Bekannte zu treffen hoffe."

Weiler fühlte bei diesen Worten, wie ihm die verrätherische Flamme ins Gesicht schlug; um sie dem forschenden Auge des andern zu verbergen, trank er in sehr langsamen Zügen sein Glas leer.

„Das wird meine Damen sehr freuen, Sie stehen bei ihnen im besten Andenken vom vorigen Jahre her, als Sie sie in Sorrento besuchten", sagte Herr Drilchkittel.

„Na, lassen Sie das gut sein; mein bißchen Französisch reichte eben hin, um das nicht zu sagen, was ich gern sagen wollte. Mit Fräulein Anna da war's allerdings etwas anderes, sie spricht ebenso gut Deutsch wie Sie oder ich und wir haben uns recht gut unterhalten, aber mit Madame Drilchkittel und Fräulein Lucie —"

„Es ärgert mich genug", fiel der andere Weiler in die Rede, „daß meine Frau und ältere Tochter ihre Sympathien und Antipathien nicht besser zu beherrschen wissen, sie könnten wenigstens Deutsch sprechen und wäre es auch nur im alemannischen Dialekt. Sehen Sie, ich bin in erster Linie Franzose, in zweiter Elsässer, aber ich finde keinen Widerspruch mit meinen politischen Ansichten darin, daß ich die Sprache unserer — unserer — nun ja, was soll ich's nicht herussagen, unserer Unterdrücker rede."

Weiler fuhr bei diesem Schlusse von seinem Stuhle empor, aber er unterdrückte seinen Unwillen und begnügte sich damit, die Achseln zu zucken. Nach einer Pause sagte er:

„Ihre Fräulein Tochter Anna schien mir dem Deutschen nicht so abhold zu sein, wie Sie und die beiden andern Damen. Sie hielt eines Tages — ich erinnere mich desselben ganz genau, wir ließen um die Wette flache Steinchen auf dem glatten Meeresspiegel hintanzen —

eine begeisterte Lobrede auf Bismarck; wie nannte sie ihn doch? — richtig — den Rocher de bronze, auf welchem die deutsche Einheit aufgebaut worden. War das nicht hübsch gesagt?" Mit einem boshaften Blinzeln stieß Weiler den elsässischen Philogallier in die Seite.

„Meine Tochter Anna schlägt aus der Art, ich weiß das wohl", sagte der letztere, einen tüchtigen Zug nehmend. „Und wissen Sie, was ihr den Kopf verdreht hat? Goethe mit seiner Liebschaft in Sesenheim und der Scheffel mit seinem Trompeter von Säckingen, die haben's ihr angethan; jetzt liest sie nur noch deutsche Poesie, ich habe sie sogar im Verdacht, daß sie ihr Tagebuch in deutschen Versen schreibt."

Drilchkittel lächelte und Weiler sah, daß der Zorn des Vaters auf die aus der Art geschlagene Tochter nicht zu groß war. Nach einer Pause nahm Drilchkittel das Gespräch wieder auf:

„Apropos, Carlo, Ihr großer Bismarck droht in das Dunkel des Privatlebens zurücktreten zu wollen, er scheint sehr verschnupft."

„Das verhüte der Himmel!" sagte mit Wärme Weiler. „Wir brauchen den Mann noch lange. Wäre ich ein Chemist, ich würde einen Trank erfinden, der um fünfzig Jahre verjüngt, nur um Bismarcks willen."

„Ach, gehen Sie mir weg mit Ihrer Schwärmerei. Eines Tages verschwindet der Bismarck vom politischen Schauplatz, denken Sie an mich. Er wird freilich nicht warten, bis er gegangen wird, dazu ist er zu klug; er geht freiwillig, wenn's die höchste Zeit ist. Dieser Mann zieht sich aber nicht zurück wie ein Cincinnatus, der nach Unterwerfung der Volsker und Aequer und nach Wiederaufrichtung seines Vaterlandes zum Pflug zurückkehrte, oder wie ein Kaiser Diocletianus, der die Herrschaft über die damals bekannte Welt mit dem idyllischen Leben in Salona vertauschte, wo er seine Reben kultivirte und Kohl pflanzte; nein, mein lieber Carlo, Bismarck zieht sich zurück wie ein Karl V., der zerfallen mit der Welt, getäuscht in seinen Erwartungen, bankerott an Körper und Seele das Kloster St. Just aufsuchte."

Weiler hatte während dieser Tyrade des Elsässers erst leise, dann immer stärker auf den Tisch getrommelt, bis er schließlich den Schluß mit einem solch' energischen Schlag begleitete, daß Flasche und Gläser aufsprangen und Don Cesare mit erschreckten Mienen von hinten auftauchte, um nach den Befehlen der Herren zu fragen.

„Herr Drilchkittel", sagte Weiler mit gerötheten Wangen, „lassen wir alle weitere Politik, ich möchte nicht gern mit Ihnen in Konflikt gerathen. Dergleichen Reden, wie Sie sie im Munde führen, passen besser auf das Boulevard in Paris oder in den Figaro oder in die Revue, aber nicht hierher, wo wir zusammenkommen, um der Natur und Kunst das abzulauschen, was dem in unserm Innern schlummernden Form- und Gestaltlosen den Hauch des Entstehens und der symmetrischen Vollendung mittheilen soll."

„Sie haben recht, Carlo, ich vergesse mich zu leicht, vergessen Sie, was ich gesprochen. — Ich muß morgen mit dem Frühzug nach Rom, deshalb wird es für mich Zeit, zu Bette zu gehen. Gehen Sie noch nicht?"

„Noch nicht. Ich habe seit einigen Wochen keinen vernünftigen Tropfen getrunken und möchte noch einen Band von Don Cesares Bibliothek durchstudiren. Ich vermuthe fast, daß Althoff noch einfällt — ah, lupus in fabula! oder, um beim Metier zu bleiben, wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er."

„Cian, Carlo! A rivederci, Signor Drillkittelo!"

Drilchkittel und Weiler schüttelten sich die Hände, der erstere eilte nach kurzer Begrüßung mit dem eben eintretenden Althoff hinweg, vor sich hin murmelnd:

„Das trifft sich glücklich. Ich sehne mich nicht danach, mit diesem Althoff zusammen zu sein; bei dem habe ich immer das Gefühl, als ob er mich in der nächsten Minute auf Pistolen fordern will. Ein ungemüthlicher Bursche! Was er auch sprechen mag, immer klingt es in mir nach wie eine zersprungene Saite."

Herzlich begrüßten sich die beiden Freunde, Althoff setzte sich Weiler gegenüber und sprach vom Wetter, vom Vesuv, nur nicht von dem, was sein Herz am meisten bewegen mußte. Weiler zündete sich eine frische Cigarre an und ließ in gleichgiltigem Tone fallen:

„Sie kommen aus einer Gesellschaft, wie ich sehe, gut amüsirt, Althoff?"

„Danke, Carlo, so ziemlich, wie eben ein in den deutschen Urwäldern Geborener sich unter diesen Epigonen des klassischen Alterthums amüsiren kann. Sie saßen mit Monsieur Drilchkittel zusammen, schimpfte er wieder auf die deutsche Einheit?"

„Dieses Mal hatte er es mit Bismarck zu thun. Ein sonderbarer Kauz, hat einen Namen, der nach dem deutschen Michel riecht, wie ein faules Ei nach dem andern und spielt sich auf den Franzosen."

„Ich begreife nicht, warum er nicht in seinem geliebten Frankreich bleibt", warf Althoff dazwischen.

„Weil er ein Imperialist ist. Der Mann ist eigentlich zu bedauern, in Elsaß, seiner Heimat, will er nicht wohnen, weil die „Prussiens" dort kommandiren; in Frankreich auch nicht, weil dort kein Napoleonide kommandirt, so muß er sein Geld, und er hat, wie ich bestimmt weiß, dessen nicht wenig, im Auslande verzehren."

Althoff schaute düster vor sich nieder, augenscheinlich interessirte ihn das Gespräch nicht mehr. Nachdem Weiler den Rest der Flasche ausgetrunken hatte, spielte er mit den auf dem Tisch befindlichen Zahnstochern, sie zu allerlei phantastischen Figuren zusammenlegend, während er zuweilen verstohlene Blicke nach seinem Freunde sandte. Plötzlich warf er sämmtliche Stäbchen in die Luft und brach in ein lautes Lachen aus:

„Althoff, wir sind zwei köstliche Kerle, jeder hat etwas zu sagen und keiner sagt es. Es liegt auf unserer Zungenspitze, wie die Regentropfen auf den Baumblättern; der leiseste Hauch wirft sie herunter; hauchen Sie immerhin zu, Freund, ich halt' still, wie Gott will."

Der andere fuhr wie aus einem schweren Traume empor:

„Kommen Sie, Carlo, wir wollen noch ein Stündchen am Meeresufer wandeln, dort läßt sich's so gut plaudern."

VI.

Drei Wochen sind verstrichen. —

Karl Weiler an Georg Althoff.

Forio, im Monat der Wonne u. s. w.

„Ja, bester Freund, gerade das „und so weiter" soll den Inhalt dieser Epistel bilden. Erst aber nach den Gesetzen der Höflichkeit Sie, dann ich. Denken Sie noch an jene Nacht, in der wir am Meere entlang wandelten, als ich von Liebe, Glück und Zukunft faselte, während Ihnen die Gegenwart den Stempel des Leids auf die Stirn drückte? Sie kamen an dem Abend aus der Gesellschaft bei der Herzogin S. Martino zurück. Sie waren in einer Gemüthsverfassung, wie der Gymnasiast, der seine platonische Liebe am Arme eines tollen Studenten begegnet hatte. Doch Verzeihung, Althoff, ich will Ihnen nicht wehe thun, ich will Ihnen lieber die Worte zurufen, die der unternehmende Romeo zu seiner Giulia sprach:

„Ich bin kein Steuermann, doch wärst Du fern
Wie Ufer, von dem fernsten Meer bespült,
Ich wagte mich nach solchem Kleinod hin."

Also, Theuerster, schnüren Sie Ihr Bündel und durchsuchen Sie kühn die heimtückische Flut. In Lacco zwischen Ameno und Forio — also zwischen ihr und mir — habe ich ein reizend gelegenes Logis für Sie ausgekundschaftet, schreiben Sie mir, ob ich es miethen soll. Ich wette, Sie sind noch nicht zwei Tage da und haben die ganze Situation gezeichnet. Und erst die klassischen Erinnerungen! Ihre Blicke schweifen über die unordentlich an der Küste umhergeschleuderten Lavablöcke hin nach dem hohen, nackten Erdrücken, wo das alte Misenum lag, wo Aeneas, dieser fechtende klassische Handwerksbursche, landete, und Plinius sich einschiffte, um den Ausbruch des Vesuv zu sehen und ein Opfer der Wissenschaft zu werden. Dort in der Vertiefung zwischen jenem Erdrücken und den ersten Anfängen des Berges liegt der Styx, breiten sich die elysäischen Felder aus, die der Barde von Mantua besungen. Weiterhin ruht der anmuthige Hafen von Bajae, wo Roms mächtige Kaiser, lorbeergekrönte Dichter und siegreiche Feldherrn genau das thaten, was heutzutage unsere Fürsten, Dichter und Feldherrn in Wiesbaden, Gastein u. s. w. thun. Im Nordosten der kleinen Bucht zieht sich ein zweiter Erdrücken hin, wohin Cäsar, der Schlachtenkundige, ohne den die berühmten Krieger der Neuzeit gar nicht denkbar sind, sich zeitweise zurückzog, um seine Schlachtenpläne auszudenken. Ihr unermüdliches Auge springt über Nisida, das kleine, hügelige Eiland, und gleitet über die Stelle hin, wo Virgils Grab sein soll. Plötzlich erschaut es den erhabenen Halbkreis weißer, in Terrassen gebauter Wohnungen — es ist der Sprung aus alter Zeit ins moderne Leben — Sie überblicken Napoli, la bella Napoli mit seinem Felsenschloß S. Elmo.

Reizt Sie dies alles nicht? Nein — gut, ein anderes Bild!

Zuweilen führt mich mein Spaziergang an der Villa Giovannina in Ameno vorüber, sie ist seit wenigen Tagen bewohnt, die Herzogin S. Martino steht oder sitzt in der abendlichen Kühle auf der Veranda, einen schmachtenden Ausdruck in den prachtvollen Augen. Die Dame

langweilt sich, Althoff, verlassen Sie Neapel darauf. Ihr Gemal weilt Stunden am Meer um zu fischen oder fährt nach Neapel zu seinen Freunden, den Pfaffen, hinüber, um gefischt zu werden. Die Herzogin soll, also erzählt mir der Wirth zum Hôtel Paradiso in Ameno, vorgestern allein in ihrem Boot in die See hinausgerudert und nach Mitternacht zurückgekehrt sein. Sputen Sie sich, Althoff, sonst findet die Loreley einen andern Schwärmer, den's mit wildem Weh ergreift.

Mein Direktor mit seiner Gesellschaft hat bereits seine Bude in Forio eröffnet. Ich bin natürlich Sommer-Abonnent, in der Gewißheit, daß Sie als eifriger Förderer der Kunst damit einverstanden sind, habe ich auch für Sie ein Abonnement genommen. Conditio sine qua non — keine Liebeständelei mit Pepina. Welch' allerliebstes Kind! Althoff, Sie nannten Pepina einstens eine Waldblume, kommen Sie und urtheilen Sie! Pepina ist ein Naturkind, wahr, aber die Ausübung der Schauspielkunst hat ihren Sinn empfänglich und reif zum Verständniß von Dingen gemacht, die eigentlich außerhalb ihrer Sphäre liegen. Sie sollten sie sehen, wie sie ihre kleinen Hände — die Händchen eines Kindes, Althoff! — faltet und mit ihrem halbgeöffneten, rosigen Munde und den großen, braunen Augen, die so fragend ins Leben gucken, mir die Worte vom Munde nimmt, wenn ich ihr vom Treiben der wirklichen Welt erzähle. Sie ist ein Engel und ich wäre ein Teufel der gemeinsten Sorte, würde ich ihr mit roher Hand die zarten Flügelchen abschneiden. Allen äußeren Eindrücken sofort nachgebend, kann Pepina manchmal sehr munter, ja ausgelassen sein. Neulich stand ich mit ihr am Fenster ihrer kleinen Wohnung, um das Tummeln der Boote anzuschauen. Papa Direktor hatte sich in eine düstere Weinkneipe zurückgezogen, um aus dem dunkeln, feurigen Weine des Vesuvs die Ideen zu einem neuen Lustspiel zu schöpfen. Pepinas Köpfchen lehnte an meiner Schulter, ich hatte den Arm um ihre schlanke Taille geschlungen, da tönte dicht unter uns der Leierkasten. „Santa Lucia", das alte, ewig schöne Volkslied, „La stella confidente", „La Laddra" u. s. w.; die bekanntesten italienischen Lieder zauberte der drehende Arm des Spielers vor unsere Ohren. In Deutschland habe ich häufig die Leierkasten verwünscht, wenn sie sich unter meinem Fenster aufpflanzten, in Italien liebe ich sie; sie gehören eben dahin, wie der Reis nach Ostindien, oder der Schnaps nach Rußland. Der prächtige Bursche mit dem rothen Flanellhemd à la Garibaldi, dem kühn auf einem Ohre hängenden Calabreser, dem lose um den nervigen, braunen Hals geschlungenen Tuch mit den lang abfallenden Enden sah mit seinen intelligenten, schwarzen Augen zu uns herauf. Mir kam, ich weiß nicht wie, Storms Novelle „Waldwinkel" in den Sinn, wo ein ältlicher, reicher Mann ein wildaufgewachsenes Naturkind zu sich nimmt, sich verliebt und es schließlich zu seinem Weibe machen will. Unmittelbar vor der Hochzeit läuft die junge Braut mit einem schmucken Jäger davon — die Musik unten verstummte, der Bursche hielt seinen Hut hin, ich warf ein Silberstück hinein. Dankend warf der kecke Jüngling seinen Hut hoch in die Luft und fing ihn nach Art der Clowns im Cirkus mit dem Kopf wieder auf. Sein munteres Auge streifte

muthwillig meine Nachbarin, dann gings von neuem los — es war ein Strauß'scher Walzer, die süße, hinreißende Melodie, die sich die Welt erobert hat.

„Avanti, caro mio", rief Pepina mit leuchtenden Augen, sie faßte mich um den Leib und wir walzten im Zimmer umher. Der schwarzäugige Schelm unten spielte noch drei Tänze; wir tanzten bis uns der Athem ausging. Als ich in Pepinas vor Lust erglänzenden Augen, auf ihre flammenden Wangen und hochwogenden Busen schaute, da hatte ich keine Worte zum Schelten — ein Kuß belohnte mich und — Storms Waldwinkel war vergessen. —

Nun, Althoff, es lebt sich recht heiter auf Ischia, nicht? Darum kommen Sie ohne Verzug zu Ihrem pp.

P. S. Ich habe die Familie Drilchkittel besucht, Mutter und älteste Tochter à l'ordinaire ungenießbar, die scheinen mich für den Verlust der Schlacht bei Sedan verantwortlich zu machen, dagegen ist die jüngste Tochter, Anna, ein gebildetes, liebenswürdiges Geschöpf, nebenbei recht hübsch, mit der ich mich trefflich unterhalten habe.

D. O."

Althoff an Weiler.

„Meinen Dank für Ihre Zeilen; ich freue mich, daß Sie sich drüben so gut gefallen. Sie werden ja ganz poetisch, Carlo, Ihre begeisterten Ergüsse mündeten in mein prosaisches Dasein wie der sprudelnde, zwischen grünen, lachenden Ufern sich hinschlängelnde Bach in einen trüben, Schiffe schleppenden Fluß, der durch kahle, formlose Felsen sich mühsam seinen Weg bahnt. O, Carlo, Sie Beneidenswerther, Ihnen streut die gütige Natur Waldblumen in Ihren Lebenspfad, während ich, der ich glaubte einen Holunder zu finden, einen giftgeschwängerten Schierling in der Hand halte. Ich kenne den Schierling, die Botanik lehrt, daß der Genuß Schmerzen verursacht, der Uebergenuß tödtet. Mich reizt sein Verderben bringender Geschmack, wie das Kind das leicht entzündbare Streichholz. In mir tobt der Kampf zwischen der Erkenntniß und Kenntniß des Bösen und der Leidenschaft für das Böse; werde ich siegreich aus ihm hervorgehen?

Sie, Carlo, berauschen sich am wilden Duft Ihrer Waldblume, nebenbei finden Sie von ungefähr eine andere Blume, die im Garten blüht und deren Dasein das verschlossene Gartenthor behütet. Carlo, Waldblumen, die niemand schützt, pflückt man wohl beim planlosen Spaziergange, man nimmt sie mit sich nach Hause, dort aber werden sie achtlos hinweggeworfen — warum? Weil Waldblumen nur in den Wald gehören und dort nur das Auge erfreuen. Die Gartenblumen aber läßt man sich zur vollen Blüte entfalten, dann werden sie sorgsam herausgenommen aus der Mutter Erde und in den Blumentopf übergepflanzt, in ihm werden sie gehegt und gepflegt, bis auch für sie das Ende aller Dinge kommt. Denken Sie darüber nach, lieber Freund, und gedenken Sie zuweilen Ihres pp

P. S. Sie können das Logis mit der klassischen Aussicht für mich miethen, vielleicht sehe ich mir's gelegentlich an. D. O.

(Schluß folgt.)

Die Hexe.

Ein Kapitel aus dem Volksaberglauben. Von Johannes Kruse.

I.

Die Hexe ist eine uralte Volksfigur. Schon die alten Germanen glaubten an das Vorhandensein der Hagessen, wie die ursprüngliche Form des Wortes Hexen lautet. Hagesse heißt Waldweib, denn Hag, ein Wort, welches heutzutage nur noch im Gebrauche der Poeten ist, heißt Wald. Später, als das Christenthum eingeführt ward, war diese Figur nicht aus der Anschauung des Volkes zu vertilgen, wie denn auch andere Gestalten des alten heidnischen Glaubens, nur unter anderer Maske, in der Volksanschauung fortdauerten.

Hexen sind dem Volke solche Personen, welche den Glauben an Gott abgeschworen haben, um dagegen ihre Seele dem Teufel zu verschreiben. Er belohnt sie dafür mit der Kunst, allerlei übernatürliche Dinge mit seiner Hilfe verrichten zu können. Die Volkssage hat uns getreulich aufbewahrt, auf welche Weise die Verleugnung des christlichen Glaubens, die Abschwörung von Gott und Himmel und zugleich die Huldigung des Fürsten der Hölle geschehen mußte. Eine alte Hexe trat mit den Einzuweihenden zur Nachtzeit auf einen Düngerhaufen oder auch auf einen Kreuzweg, ließ dieselben die Hand auf einen weißen Stab legen und sagte ihnen die Abschwörungsformel vor:

„Ich greif' an diesen weißen Stock
Und verleugne unsern Herrgott
Und seine zehn Gebot'."

Damit war die Ceremonie vollendet.

Das Volk hatte viele Kennzeichen für Personen, welche im Umgange mit dem Teufel leben sollten und folglich Hexen waren. Die bekanntesten sind große sogenannte Habichtsnasen und rothumränderte Triefaugen. Außerdem sollten nach dem Volksglauben alle Hexen ein Stigma, genannt Trudenmal, besitzen, dasselbe war ihnen eigenhändig vom Teufel als Erkennungszeichen aufgedrückt. Blickte man einer

Hexe in die Augen, so sah das Bild verkehrt heraus. Ueberhaupt war man leicht mit dem Worte Hexe bei der Hand. Eine excentrische Lebensweise genügte oftmals schon, eine Frau in den Ruf eines Zauberweibes zu bringen.

Es ist oben gesagt worden, das Thun und Treiben der Hexe sei, mit Hilfe des Teufels übernatürlichen Unfug zu treiben. Allgemein schrieb (und schreibt!) man den Zauberweibern die Kunst zu, daß sie aus einem Besenstiele, einem Handtuche, einem in der Wand befindlichen Nagel ꝛc. melken können, während die Kuh, welcher die Milch entzogen wird, Blut giebt und abmagert. In der Gestalt von Motten und anderen Nachtschmetterlingen fliegen sie zur Nachtzeit durch aufstehende Fenster, um den Schlafenden Alpdrücken (hierher gehört die sogenannte Nachtmahr) zu verursachen und Säuglinge zu würgen und zu ersticken. Auch rauben sie kleinen Kindern die Hände, um aus denselben einen Zaubertrank zu bereiten. Ferner sollen sich die Hexen bei drohender Gefahr in Katzen oder Hasen verwandeln können: ferner — doch, fast unmöglich ist es, alle anderen „ferner" herzuzählen; eben jedes Unglück ward ja den Hexen zur Last gelegt. Hauptsächlich herrscht der zur Jetztzeit freilich ziemlich harmlose Hexenaberglaube in Tirol, Schwaben und Schlesien, im Elsaß und in Ostfriesland. Doch ist ein „u. s. w." hier nur gar zu sehr berechtigt und angebracht.

Allgemein verbreitet war und ist der Aberglaube, daß die Hexen auf einem Besenstiele, einem Schwein, einer Katze, einem Ziegenbock, einem Gerippe ꝛc. durch die Luft zu fahren vermögen. Doch müssen sie vorher ihren entkleideten Körper mit einer Salbe bestreichen, ehe sie sich in die Lüfte erheben können. Während der Luftfahrt darf kein Wort gesprochen werden, weil sonst der Zauber gelöst und die Hexe aus der Luft herabstürzen würde. Hauptsächlich bedienen sich die Hexen dieser Beförderungsmittel zu ihrer Reise nach dem „Blocksberg" (d. h. dem Brocken im Harzgebirge) in der Walpurgisnacht, der Nacht vor dem ersten Mai.

So groß unser Vaterland ist, überall trifft man, wo man noch Ueberreste des Hexenglaubens trifft, auch den Glauben an den nächtlichen Zug der Hexen zu einer großen Versammlung um ihren Herrn und Meister, den Teufel. In ganz Norddeutschland hat der Brocken den Ruf, der Ort dieser Versammlung zu sein, wie er denn auch sonst eine große Rolle in den Volkssagen spielt. In Süddeutschland hält man auch andere Orte für den Schauplatz der Hexenzusammenkünfte. In Schwaben ist hauptsächlich der Heuberg bei Rothenberg berüchtigt; in Tirol unter anderen der Axelkopf bei Innsbruck und die Scharnitzer Klause.

Wenn die berüchtigte Walpurgisnacht anbrach, verließen die Hexen ihre Behausungen und fuhren durch die Luft nach dem Hexen- und Teufelskonzile. Die Beschreibung, wie es auf demselben herging, kann ich mir füglich sparen; man wolle statt dessen die betreffende Stelle in Goethes „Faust" nachlesen. Es wurden natürlich allerlei unanständige Tänze aufgeführt, die „Dicke Frau" (d. i. die Madonna) weidlich verspottet und das „Meisterlein" (der Teufel) angebetet. Zum Schluß ward eine spöttische Nachahmung des Abendmahles in Scene

gesetzt; aber die Hostie war ein Stückchen Pech und statt des Weines ward Jauche aus einer Kuhpfote getrunken.

Es soll nach dem Volksglauben auch Hexenschulen geben, in denen der Teufel mit seinen Gehilfinnen, den „ausgelernten" Hexen, zur Nachtzeit die Konvertiten in den Zauberkünsten unterrichtet. In der Walpurgisnacht wird dann vom Teufel ein großes Examen veranstaltet. Alle die, welche bestehen, erhalten das Trudenmal und werden mit dem „garstigen Wasser" (dem Teufelsurin) getauft. Sie erhalten auch einen dienstbaren Geist mit sich, der ihnen allenthalben zur Hand gehen muß. Die alten Hexen hingegen müssen in der Walpurgisnacht Rechenschaft ablegen über ihre Thaten; die fleißigen werden belobt und belohnt, die anderen indeß bestraft und verspottet. Zum Schluß des Festes verbrennt sich der Teufel; die Asche nehmen die Hexen mit sich, um daraus die Hexensalbe zu bereiten.

Hier sei noch eines Aberglaubens erwähnt, wie man Hexen nachts leicht aus dem Wege räumen konnte. Während die Hexenseele draußen durch die Lüfte ritt, lag der Körper wie todt auf dem Bette. Der Mund war aufgethan, denn durch ihn war die Seele entwichen und durch ihn allein konnte sie wieder Besitz von dem Körper nehmen. Drehte man nun den Hexenkörper um, so konnte die Seele nach ihrer Rückkehr sich nicht wieder mit ihrem Leibe verbinden und die Hexe war und blieb todt. Weiser Salomo, bekenne, daß Deine vielgerühmte Klugheit die Segel streichen muß vor der Pfiffigkeit des Aberglaubens! . . . Man hat auch versucht, die Hexen während ihres Zuges in der Walpurgisnacht zu beobachten, aber man muß besondere Vorkehrungen treffen, um nicht von den daherbrausenden Unholden an Leib und Seele geschädigt zu werden. Man stelle sich zum Beispiel in der Dämmerung auf einen Kreuzweg und halte über sich eine Egge mit nach oben gekehrten Zinken, damit die Hexen dem Beobachter sich nicht nähern können, ohne sich zu verletzen. Auch ein Pflug, ein Kreuz ꝛc. thun nach der Meinung anderer dieselben Dienste.

Während vorstehender Ausführungen habe ich im Geiste mehrmals deine erstaunte ungläubige Frage: „Dieser Unsinn, dieser bodenlose Blödsinn fand Glauben?" zu vernehmen geglaubt und ein Lächeln zieht erstaunt und spöttisch um Deinen Mund, wenn ich mit „Ja" antworte. Nicht nur der gemeine Mann glaubte noch vor drei und zwei Jahrhunderten diesen Unsinn fest und sicher — nein, auch die höheren und höchsten Klassen glaubten mit wenigen Ausnahmen (und Ausnahmen beweisen ja die Regel!) daran. Selbst Luther, der gewaltige Reformator, war mit all' seinen gelehrten Zeitgenossen in diesem Aberglauben befangen und daß Tilly und Wallenstein abergläubisch waren wie Spittelweiber ist genugsam bekannt. Erst nach und nach und zwar großentheils erst zu Anfang dieses Jahrhunderts ist der Glaube an Hexen verschwunden. Aber durchaus nicht ganz; hier und da treibt er — so beschämend diese Thatsache auch für unser „Jahrhundert der Aufklärung" ist — noch heutzutage sein Wesen. So z. B. las der Schreiber dieser Zeilen vor etwa einem Jahr in einer Zeitung, daß ein Ehepaar die Ursache der Kränklichkeit ihres Kindes darin gesucht habe, daß eine Hexe einen bösen Geist in das arme Kind gezaubert habe. Um denselben auszutreiben, hielt man

das Kind über glühende Kohlen und das arme bedauernswerthe Wesen — starb an Erstickung.

Wenn so etwas an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts vorfallen konnte, was mußte nicht erst geschehen in der Vergangenheit?

Eine Frau, welche in jener Zeit das Unglück hatte, Triefaugen oder auch nur eine auffallende Narbe und ähnliche Verunstaltungen zu besitzen, mußte stets in Angst schweben, angeklagt zu werden als des Umganges mit dem Teufel verdächtig, sobald sich nur der geringste Schein des Verdachtes auf sie warf. Auf eine solche Anklage hin folgte dann gewöhnlich ohne allzu viele Umstände die Strafe der Vier theilung oder am häufigsten der „Einäscherung", d. h. der Verbrennung auf dem Scheiterhaufen. Die entsetzliche Menschenschlächterei, welche damals in Deutschland herrschte, gereicht demselben zum schwerwiegendsten Vorwurf und es sagt wenig zu seinen Gunsten, wenn wir hinzufügen, daß im übrigen Europa vielfach noch grausigere Hexenverfolgungen stattfanden. Vorzüglich wüthete der blinde Aberglaube mit seiner furchtbaren Macht gegen die Weiber; doch auch Männer gab es, welche sich dem Teufel verschrieben haben sollten, wie unter anderen die uralte Sage vom „Dr. Johann Faustus" bezeugt. So blieben an einem Orte nur zwei, an einem andern Orte gar keine Weiber am Leben. Nur zu oft reichte eine Anklage hin, um eine verdächtige Person gerichtlich einzuziehen, die dann nach einem nominellen Verhöre und gräßlicher Folterung ihr Leben auf dem Scheiterhaufen aushauchen mußte. Es ist erwiesen, daß die stärksten Hexenverfolgungen dort stattfanden, wo der Jesuitismus am höchsten im Flor stand. Die meisten Scheiterhaufen haben in Quedlinburg geflammt. Im Jahre 1589 wurden an einem Tage 133, schreibe einhundertdreiunddreißig, Hexen verbrannt. Auch in Schlesien haben die Hexenrichter furchtbar gewüthet. In circa vier Jahren sollen daselbst über 200 Zauberer und Hexen verbrannt und auf andere Weise ums Leben gebracht sein. Unter den Inquisiten befanden sich auch halbwüchsige Kinder. In Bamberg und Umgegend wurden in drei Jahren fast 300, im Bisthum Würzburg in demselben Zeitraum 175 Hexen eingeäschert. Doch, ich will den Leser nicht länger mit diesen furchtbaren Zahlenangaben peinigen. Die obigen beweisen schon zur Genüge, welche Furchtbarkeit dem Hexenaberglauben innewohnte.

Das Facit, welches aus den vorstehenden Zeilen zu ziehen ist, kann etwa folgendermaßen zusammengefaßt werden: die so oft gerühmte „gute alte" Zeit entspricht durchaus nicht ihrem Rufe; sie war in vieler Beziehung eine grauen- und gräuelvolle Zeit, deren Nachwirkung noch in unser Zeitalter hineinreicht. Die letzte Hexenverbrennung fand im Jahre 1793 in Polen an der Grenze Preußens statt.

II.

Es ist aus dem vorhergehenden Aufsatze bekannt, daß der Hexenglaube furchtbare Folgen gehabt hat: diese Zeilen mögen dazu dienen, das zu erläutern. Sie bieten eine ausführliche, aktenmäßige Erzählung von einem Hexenprozeß, der sich in dem am Plöner See belegenen, adeligen Gute Nehmten (in Schleswig-Holstein) in den Jahren 1686

und 1687 zutrug. Ein dortiger Einwohner, Jürgen Ehmsen, hatte vier Jahre zuvor Streit gehabt mit einem andern dortigen Einwohner, Heinrich Wulff mit Namen. Dieser Streit war durch Bienen entstanden. Er wurde indeß auf gütliche Weise geschlichtet. Da sagt Wulff eines Tages zu Ehmsen: „Ja, Schaden hastu (hast Du) noch nicht davon gehabt, aber es kompt noch erst, Gott straff es!“ Bald darauf werden Ehmsen und seine Frau krank und — lächle nicht, lieber Leser — Wulff soll ihnen die Krankheit angehext haben. Die Frau des Ehmsen hatte „ein groses reißen in ihrer brust, auch gros schrecken und Bangigkeit des Hertzens, und konnte sie nimmer ruhe im Hauße haben, eß wäre, alß wen ihr über das Creutz allemal feuer gegossen.“ Jetzt klagt Ehmsen beim Gutsbesitzer und Wulff und seine Frau werden gefänglich eingezogen. Ein Aktuar und Notar Holst aus Kiel wird berufen und dann ein Hexenprozeß in aller Form des Rechtes ins Werk gesetzt. Sonderbar ist es, daß der Ehemann Wulff kaum beachtet wird und daß dessen Frau alles Unheil angestiftet haben soll. Wir haben hier einen neuen Beweis dafür, daß hauptsächlich Weibern übernatürliche Kräfte zugeschrieben wurden, obwohl der Aberglaube auch Männer — Zauberer — kannte, die ein Bündniß mit dem Teufel eingegangen waren. Das Hauptverfahren geht also auf die Frau Wulff. Das erste Protokoll füllt sechzehn Folioblätter. Es werden acht Zeugen abgehört. Höchst charakteristisch ist das mit der Ehefrau Wulff angestellte Verhör. Man könnte manche Fragen und Antworten naiv nennen, wenn dieser Ausdruck in einer so gräßlichen Sache nicht zu frivol wäre. Einige Fragen und Antworten seien hier wörtlich angeführt: Fr. Wie Sie heiße. Anw. Catharina Wulffes. Fr. Wie alt? A. Ueber 60 Jahr. Fr. Waß ihre Hantierung vor ihrer Heirat gewesen. A. Sie hätte bey Frau Dorothea von Buchwaldt zum Kiehl (tom Kyle, frühere Bezeichnung der Stadt Kiel) in die Küche gedienet. Fr. Ob Sie Ehmsen und Frau kranck gemacht. A. Daß könte Sie nicht thun, der liebe Gott könte es thun. Fr. Wo Sie vermeinte, daß die Krankheit hergekommen. A. Das wüste der liebe Gott. Fr. Ob Sie nicht zu der Ehmsche gesagt: Hat dich der Teuffel geplagt, so soll er dich erst plagen? A. negando. Fr. Ob Sie an Gott glaube? A. Sie glaube an den dreyeinigen Gott und wiße ihren Catechismum.“ — Diese Verhöre gehen fort, mehrere Zeugen werden in einem späteren Termine vorgeführt und die Akten gewinnen eine erstaunliche Ausdehnung.

Aber die arme gequälte Frau will auch dann noch nichts ordentliches bekennen, als man den Pastor Borgers aus Bosau, wohin das Gut Nehmten eingepfarrt ist, zu Hilfe ruft. Uebrigens wird die Frau über das ewige Verhören und durch die lange Haft ganz verwirrt in ihren Antworten, betheuert aber fortwährend ihre gänzliche Unschuld. Da schreitet man zur Wasserprobe. Bekanntlich hielt man die für eine Hexe, welche im Wasser oben schwamm. Einleitend sagt das Protokoll buchstäblich: „Kan nicht geleugnet werden, daß die Wasserprobe an so vielen kundbahren Hexen ist richtig befunden worden.“ Die mit der Frau vorgenommene Wasserprobe wird uns nun also beschrieben: „Hierauff ward Inquisita zuerst durch ihre nahe anverwanten auß ihrer Custodia nach denen auff der nahe am Hofe fliesenden Plöner-

see hiezu bereiteten beyden Caanen gebracht, und von dannen auff der See über ohngefähr drey faden tiefen Waßer geführet.

Woselbsten dieselbe, sobald sie sie entkleidet, und ein reines Frauenhembd, welches vom Hofe zugestellet, wieder angezogen, und ein Strick umbß leib gebunden hatten, Inquisitam, so ängstlich bebete, auff ein brett mit angebundenen Händen und Füßen setzeten und damit inß Waßer schoben. Und ob zwar Inquisita sich dem ansehen nach sehr befließen, ihren Kopff und sich ganz unter das Waßer zu bringen und zu gründen, war doch alles vergeblich und ihr solches eine unmöglichkeit. Wodurch ihre obenbenannte freunde bewogen worden, Inquisitam mit dem einen Caane zu verlaßen. Da dan der Scharffrichter vom Botkampf (jetzt Bothkamp) mit seinen Caane hinzufuhr, und sofort derselben ihre rechte Hand an den lincken Fuß, die lincke Hand aber an den rechten Fuß band, und in solcher positur Inquisitam zum andern mahl, auch ungebunden zum drittenmahl vom Caane inß Waßer warff. Sie konte aber so wenig nach wie vorhin sich unter daß waßer gäntzlich bringen: maßen so bald einßmahls der Kopff unter waßer, und damit kaum bedecket war, die Füße und der leib sofort wieder emporheraußstanden. Bey so gestalten sachen ward Inquisita durch obbemelten Frohnen und seiner Frauen wieder nach ihrer vorigen Custodia geführet."

Durch diese Beschreibung gewinnt man eine klare Vorstellung von der sogenannten Wasserprobe. Nach derselben schien die Frau eine Hexe zu sein, weil sie nicht gänzlich untersank; dennoch aber schienen die Richter noch zu zweifeln; auch mochten sie wohl ein menschliches Rühren angesichts der Qualen der armen Frau fühlen — genug, zur Verbrennung auf dem Scheiterhaufen schritten sie einstweilen noch nicht. Aber man meldete den ganzen Hergang der Juristenfakultät in Kiel, wo seit 1665 die Christian-Albrechts-Universität bestand. Dieselbe erhob einige Bedenken gegen die bereits stattgefundene Wasserprobe, fand aber „den Umständen nach billig", die Frau sofern, sie kein Bekenntniß machen wollte, mit der Tortur würcklich und ziemblicher maßen zu belegen, über die gewöhnlichen Fragen zu vernehmen und derselben Antwort fleißig zu protokolliren. Wann solches geschehen, alß dann ergehet ferner was Rechtens." So verfuhren Rechtsgelehrte. Auf diesen Bescheid hin wurde mit großen Feierlichkeiten die Tortur ins Werk gesetzt. Außer dem Notar traten noch zwei Zeugen, der Gutsverwalter Rölig und der Fischer Hennings auf, welche durch einen Eid zur Verschwiegenheit verpflichtet wurden. — Wir folgen jetzt wieder den Worten des Protokolls: „Diesem nechst ist man auff dem Stallboden gegangen, da dann Inquisita auffs eußerste vermahnet worden, die Wahrheit in güte zu bekennen, ob sie mit dem leidigen Satan etwaß zu thun oder böse Künste von bösen Leuten gelernet hätte. Inquisita aber wolte sich zu nichts gestehen, berieffe sich auff den dreyeinigen Gott. Frage: Wie sie doch geschwommen. Antwort: Das wüste der wahrhafftige Gott, sie wüste es nicht. Darauff ist es mit der Territione verbali und Vorweisung der Instrumentorum verfahren. Inquisita blieb aber beständig dabey, daß sie von nichts wüste und unschuldig wäre. Man spürte aber bey diesen allen nicht, daß sie einige tränen vergieße, und halff keine rede, sie zu einer be-

käntniß zu bringen. Da dan ihr die Daumschrauben erstlich in terrorem, hernach aber, alß auch solches nichtes verfangen wolte, in etwaß würcklich appliciret worden. Sie rieffe aber allezeit über ihre Unschuld. Bekam darauff die spanische stiefeln an, worüber sie zwar schrie, doch keine tränen emittirte, beständig dabey bleibende, sie könte nichtes sagen alß mit den wahrhafftigen, dreyeinigen Gott. Nachdem der Büttel sie auff die Nase schlug, floß ein wenig Blut aus der rechten Nöster. Endlich zog sie der Scharffrichter hinterwertz auf die leiter, legte ihr einen Knöppel in den mund und zog sie in etwaß auff."

Dann wird uns weiter erzählt, die Frau hätte endlich bekannt, einst seien ihre Schweine krank gewesen; eine Frau aus Mecklenburg aber habe ihr gesagt, sie müsse die Krankheit durch den Teufel austreiben. Da hätte sie zu den Schweinen gesagt: „geh hin inß Düfelß nahmen." (D. i. gehe hin in dem Namen des Teufels.) Nach Verlauf einiger Zeit seien einige Schweine todt, die andern aber noch krank gewesen. Auf die Frage, warum sie dies nicht gleich gestanden, habe die Frau gesagt, sie wüßte es nicht. Frage: Ob sie nichts mehr von dem alten Weibe gelernet? Antwort: Sie wüste nichts mehr. — Der Bericht über die Tortur lautet alsdann weiter: „Nu schrub der Scharffrichter die spanische Stiefeln etwaß wieder an. Inquisita aber rieff wieder auff ihre Unschuld. Der Scharffrichter verwundete Inquisitam etwaß mit der spitze der Scheren, sie vor den Kopff ritzend, und schnitte ihr einige Haare ab, zog sie auch etwaß wieder an. Inquisita aber sagte: Man möchte eß mit ihr machen, wie man wolte, sie könte nichts sagen. Inquisita wurde darauff auffgezogen, und ihr der Knebel inß Maul gethan. Darauff sie den Kopf schüttelte, und loß gelaßen ward, wolte auch nichtes bekennen, sagende, sie könte ja nichts. Inquisita ward wieder auffgezogen, und darauff geschwinde wieder loß gelaßen, wolte sich dennoch zu nichtes gestehen." — Was sagst Du zu dem Bilde, welches diese wörtliche Darstellung Dir giebt, lieber Leser?

Da man der armen Frau nicht das Geringste beweisen konnte, so wurde sie zwar frei gelassen, erhielt aber nicht die geringste Genugthuung für alle erduldete Ungerechtigkeit und Rohheit. Aber das darf uns nicht Wunder nehmen; wir haben sogar noch Ursache, uns zu freuen, daß sie nicht trotzalledem dem Henker verfiel, denn das Urtheil „tom füer" (zum Feuer) erfolgte oft sehr rasch. Den Schluß der Akten bilden folgende Worte: „Bey so gestalten sachen ist Inquisita nachdem die Tortur vormittagß von halb zwölf bis halb ein ohngefehr gewehret auff dießmahl loßgelaßen, und dem Scharffrichter anbefohlen worden, ob sie ein Stigma hätte, zu erforschen, so er aber nicht finden können."

Gastronomische Plauderei.

Bei allen Völkern des Erdballs herrscht der Gebrauch des Essens; die über die ganze Welt verbreiteten Naturgesetze bestrafen das Nichtessen mit dem Tode und ein jeder, der sich dieses Vergehens schuldig gemacht, hat die durch die unerbittliche Naturnothwendigkeit bestimmte furchtbare Strafe zu erdulden gehabt. Essen wir also, wenn auch nur, um nicht als Missethäter gegen die Gebote der Natur uns ansehen zu müssen.

Während es also unbedingt erforderlich ist, zu essen, um zu leben, welchen Satz einzelne umzukehren belieben, indem sie leben, um zu essen, scheint es, daß der Tisch als unumgänglichst nothwendiges Möbel für die sogenannte ausgewählte Gesellschaft erfunden worden ist. Ein altes Sprichwort besagt, daß nirgends die Vorzüge einer guten Erziehung so unzweifelhaft zur Erscheinung treten, als am Speise- und am Spieltisch. Es ist hier nicht der Ort, vom Spiel zu reden, doch um den Speisetisch im Auge zu behalten, so ist es jedenfalls feststehende Thatsache, daß die Eleganz des Benehmens, das Savoir vivre, der gute Ton, sich nirgends in so glänzendem Lichte bethätigen können, ebenso die Unbildung, die Takt- und Anstandslosigkeit sich keines Orts so widerwärtig bethätigen, als am Speisetisch. Wäre es ein gar so unmotivirbarer Wunsch, wenn man beantragte, daß man in den Schulen eine Unterrichtsstunde einführte, in welcher die Kinder die nöthige Anweisung erhielten, sich mit Anstand des Messers, der Gabel und des Glases zu bedienen?

Von dem Wie ist nur ein Schritt zu dem Was. In einer Zeitepoche, welche sich diejenige des Fortschritts nennt und während fast in allen Zweigen des Wissens enorme Vorwärtsbestrebungen wahrzunehmen sind, scheint es unverzeihlich, daß das Studium der vielleicht nützlichsten und wenn rationell gehandhabt, gesundheitförderndsten und heilbringendsten aller Wissenschaften, der Gastronomie, vernachlässigt wird.

Die Kunst in der Küche ist in Verfall gerathen. Vorbei sind die Zeiten jener ihrer höchsten Blüte, wo man ebenso unermüdlich zu

Die Gegenprobe.

Nach dem Originalgemälde von A. Müller-Lingke.

kochen wie zu essen verstand; ja unermüdlich! Denn nicht nur fünf, sechs Stunden widmeten sich unsere Altvordern den Exercitien der Kinnladen, sondern es gab Gastereien, welche ununterbrochen mehrere Tage lang währten, für welche Thatsache wir die Zeugenschaft eines Valerius Maximus und Cicero besitzen. Doch neben diesen heidnischen Gewährsmännern fehlt es auch in der Bibel nicht an sicherlich nicht anzuzweifelnden Beispielen unermüdlichen Essens, wie solches uns im Buch Esther von dem Könige Ahasveros erzählt wird, der da herrschte von Indien bis an die Mohren über hundertundsiebenundzwanzig Länder und der die Magnaten seines gewaltigen Reiches zu einem Gastmahl auf sein Schloß Susan entbot und ihnen ein Gastmahl gab, welches hundertachtzig Tage währte, auf welches ein zweites Mahl folgte von siebentägiger Dauer, bei welchem das Volk bewirthet wurde, und zwar speiste man von silbernen Tellern und trank aus goldenen Trinkgefäßen.

Dies waren andere Zeiten als unsere heutigen sind! Den Freunden einer zu hoher Blüte gelangten Kunst der Gastronomie sei die Lektüre der Reisen des Anacharsis empfohlen, auf daß ihre Seelen sich erfrischen an den lebensvollen Schilderungen der Gastmähler des Dinias, ebenso seien sie auf die Werke des Herodot hingewiesen, in welchen sie überzeugende Beweise für den eben behaupteten Verfall der Kochkunst und Gastronomie unseres Zeitalters auffinden werden.

Derjenige, welcher so exquisit feinempfindende Geschmacksnerven besitzt, daß er in dem Inhalt der Schüsseln auf seinem Speisetisch die Potenz aller Genüsse erblickt, ist eigentlich der unglückseligste Mensch in einem Jahrhundert, wo die kulinarischen Künste so tief darniederliegen. Jede Erinnerung an jene alten Orgien müssen für ihn dem Speer vergleichbar sein, an welchem sich der Fisch gefangen hat und den er sich, im Bestreben, sich zu befreien, immer tiefer ins Fleisch stößt. Wenn er sich z. B. erinnerte, daß in Sparta und Creta öffentliche Speisungen auf Staatskosten gebräuchlich waren, bei welchen die Theilnehmer sich an köstlichen Gerichten gütlich thaten; wenn er der Römer gedenkt, welche sich, während sie ihre Mahlzeiten genossen, auf seidenen Ruhebetten streckten, über welche kostbare Thronhimmel ausgespannt waren, während Blumenkränze ihr Haar schmückten, deren Düfte, sich mit den Wohlgerüchen der Speisen mischend, deren Wohlgeschmack erhöhten, ferner sich der duftenden Bäder erinnert, welche die Römer nahmen, um sich vor Einnahme der Mahlzeiten zu erfrischen und zu stärken; jener köstlichen Essenzen, welche sie in den Speisesälen verbrannten, um diese mit süßem, berauschendem Aroma zu erfüllen; der wohlriechenden Wässer, womit sie ihre Kissen besprengten und endlich der Vorlesungen, welche sie durch ihre Anagnosten in ihrem Coenaculum halten ließen, indem sie, um nicht mit Sprechen ihre Gaumen im Schlucken zu beeinträchtigen, reizende und anmuthige Geschichten anhörten, welche sie mit dem Geräusch, welches ihre Kauwerkzeuge verursachten, begleiteten.

Halten wir uns einstweilen an dieses letztere, da sich vor der Hand keine durchgreifende Hebung der in unserm Zeitalter so tief gesunkenen Kunst in der Küche hoffen läßt. Ahmen wir Plinius wenigstens in Betreff der Bäder nach und folgen wir Atilus, welcher

nach dem wohl glaubenswürdigen Zeugniß des Cornelius Nepos dafür bekannt war, daß er statt bei Tische die Erheiterung des Geistes ebenso hoch stellte, wie die Mahlzeit. Versuchen wir es wenigstens, zuweilen das zu thun, was Kaiser Severus that, der seiner Familie, während sie speiste, vorlas; doch sorgen wir in diesem Falle dafür, daß wir unsern Hunger vor der Lektüre stillen, damit sich unsere Augen nicht vom Buche auf die Schüsseln verirren. Vielleicht kommt ein Tag, an welchem ein Freund den andern zu Tische einladet mit den Worten: „Komm, wir lesen die Verse eines neuen Poeten!“ Dann würde die Kochkunst auf der Höhe der nutzbringendsten aller Wissenschaften angelangt sein, indem sie einer verkannten Kunst die Schwesterhand reichte, um sie auf neue, eigenthümliche Weise zur Geltung bringen zu helfen.

Hier ist ein Punkt, wo die Gastronomie, wenn es ihr selbst nicht gelingen sollte, ihre einstige Blüte wieder zu erreichen, auf diese Weise außerordentliches leisten könnte. Wie mancher Lyriker, der im Goldschnitt ein einsames, freundloses Leben im Schranke eines Buchladens führt, würde durch einen modernen Anagnosten aus seiner Verborgenheit hervorgezogen werden und wie manchem, der die Poesie bisher verkannt und verschmäht, würde ein Verständniß für dieselbe aufgehen, wenn ihre Rhythmen sich mischten mit den Düften saftiger Braten, würziger Saucen und dem Knallen der Champagnerpfropfen.

Zwei Märchen.

Von Kurt v. Rohrscheidt.

Eine Börsengeschichte.

Auf dem Tische mitten in der Stube lag eine offene Börse, sie war aus rother Seide gestickt, aber das sah man ihr wirklich gar nicht mehr an.

In der Börse wohnten zwei Geldstücke, ein Dukaten und ein Pfennig. Ersterer war vornehm und stattlich, soviel man bemerken konnte, denn er war sorgfältig in Seidenpapier geschlagen. Der Pfennig sah offengestanden sehr ärmlich und abgegriffen aus, schmutzig, wie ein rechter Straßenjunge, ja er war ein ganzer Lump. Man hätte gar nicht glauben sollen, daß er ein Fräulein und einstmals verlobt gewesen war. Aber das war er beides, und darum dreht sich die ganze Geschichte.

Die beiden waren allein in der Börse, und aus Langeweile sprachen sie miteinander, der Dukaten hätte das um keinen Preis gethan, wenn er eben bessere Gesellschaft gehabt hätte. Und weil die Börse offen ist, können wir natürlich alles hören.

„Sie sind von Gold?“ fragte der Pfennig, „ja, ich hatte auch Anlage dazu, etwas zu werden, ich sah so neu aus, als ich geboren war. Und deshalb that man mich in Seidenpapier.“

„In Seidenpapier?“ rief der Dukaten, „ja das glaube Ihnen einer! Das ist für uns da, wir kommen in die vornehmen Häuser, Sie gehen in die Hände von Landstreichern.“

„Und doch habe ich einmal in Seidenpapier gelegen“, sagte der Pfennig wehmüthig, „es war mein Brautschleier. Denn ich war mit einem echten, goldenen Dukaten verlobt, so gut sah ich aus.“

„Mit einem Dukaten?“ höhnte der Dukaten, „das heißt also mit meinesgleichen? Pah, der mag aus einer schönen Familie gewesen sein!“

„Nein, nein, er war von echtem, altem Adel“, sagte der Pfennig, „freilich lange hat es nicht gedauert.“

Er seufzte, ich glaube, am liebsten hätte er geweint, aber das konnte er nicht.

„Ja“, fuhr er dann fort, „wir beide, der Dukaten und ich, gehörten einem jungen Manne, der war mit einem Menschenmädchen verlobt, aber heiraten konnten sie nicht, denn sie hatten nur uns beide. Sie hatten zusammengethan, was sie besaßen, er mich und sie den Dukaten, und so lernten wir uns kennen und verlobten uns. Ja, es war eine schöne Zeit, aber eben, als wir Hochzeit halten wollten, wurden wir herausgenommen und ausgegeben. Es war sehr grausam, denn es lag sich so schön in der seidenen Börse, die sie selbst gemacht hatte, wir hatten unser Seidenpapier, ja es war reichlich für uns gesorgt.

Und nun wurden wir ausgegeben, o, ich grämte mich so darüber, daß ich anlief.

Für den Dukaten wurden Waaren gekauft, und ich sah noch, wie der junge Mann sie auf seinen Rücken lud und in die Welt hineinging. Wir sollten ihm verdienen helfen, und deshalb wurden wir fortgejagt!"

„Um Himmels willen, was erzählen Sie da?" rief der Dukaten und drehte sich so lange um sich selbst, bis er aus dem Seidenpapier gucken konnte. „Das ist ja alles wahr, was Sie sagen und ich muß das wissen, denn ich war selbst dabei. Und jetzt erkenne ich Sie wieder, aber sagen Sie, Fräulein, wie haben Sie sich verändert!"

Der Pfennig blickte ganz verschämt drein, aber er sagte gar nichts.

„Ja, es war eine schöne Zeit", fuhr der Dukaten fort, „man hatte seinen sicheren Posten, denn ich war Pathengeschenk und da braucht man nicht in der Welt herumzulaufen. Ich hätte es auch um keinen Preis gethan, aber, wie das Menschenmädchen vor mir stand, da fiel eine Thräne von ihr auf mich und drang bis in mein Herz. Die hat mich gebeten, zu gehen und deshalb bin ich für die Menschen durch die Welt gerannt."

„Zu mir ist keine Thräne gekommen", sagte der Pfennig, „ich bin freiwillig gegangen."

„Ja, Sie sind immer etwas weichherzig gewesen", meinte der Dukaten, „ich kenne das noch von unserer Verlobung her, wenn ich daran erinnern darf. Es liegt das so im Blute. Ich hätte es nicht gethan. Aber hier kam eine Thräne und der konnte ich nicht widerstehen. Ich vergaß selbst Sie darüber und ging. Aber vorher machte der junge Mann ein Kreuz auf meine Brust und das ist genau so viel, wie wenn die Menschen einen Orden bekommen. Ich habe dem Mann viel Waaren für mich gegeben, seinen ganzen Rücken voll, dann wanderte ich fort. So kam ich in die Welt, in die vornehmen Häuser, ich sah viele meines Gleichen und hatte überall Zeit, mich umzusehen und zu bilden. Ich war bei lauten, fröhlichen Festen, mitten unter rosigen lachenden Gesichtern, sah wie die Menschen sich herumwirbelten, daß man Kopfschmerzen bekam vom Zusehen. Wie die Pfropfen knallend in die Luft sprangen, noch höher als die Menschen selbst! Das war so lustig! Ich bin auf dem Spieltisch gewesen, die Würfel rollten und wir tanzten über das grüne Tuch. Die Menschen standen herum; einer war dabei, der hielt mich in der Hand und drückte mich, daß es schmerzte. Ich war der letzte von vielen meiner Brüder, er hob den Becher und fort mußte auch ich, fort, der letzte von allen. Er wankte hinaus, niemand achtete auf ihn, weiter, weiter, sie dachten ja nur an uns. O, es war sehr flott, unser Leben! Nur einmal gerieth ich in die Büchse eines Armensammlers und da war es weniger lustig. Gemischte Gesellschaft, von der wir lieber schweigen wollen. Aber sagen Sie, wo kamen Sie hin, mein Fräulein?"

„Für mich wurde nichts gekauft", sagte der Pfennig, „ich wurde verschenkt, einem blinden Bettler gegeben, und damit, glaube ich, kam erst Gottes Segen auf den jungen Mann."

So sprach der Pfennig und es war sehr hübsch gesprochen.

„Ich bin mit der Armuth gegangen", fuhr er fort, „mit dem Elend und der Noth gegangen, ich habe viel schweres gesehen und viel böses. Aber ich habe auch in Kinderhändchen gelegen, die weicher und wärmer waren als die seidene Börse, die ich verlassen hatte. Ich habe auch viel Glück gesehen und überall nahm man mich freudig auf, wenn ich kam. Manches bleiche Gesicht färbte sich freudig bei meinem Anblick, mancher Kindermund jauchzte, wenn man mich auf der Straße fand. O, ich bin gern durch die Hütten der Armuth gewandert, aber freilich das Ansehen verliert man dabei."

„Sie sind poetisch und eine edle Seele", sagte der Dukaten, „ich glaube, ich liebe Sie noch immer. Wenn wir hier zur Ruhe gekommen sind und ich glaube das, denn wir haben unsere alte Börse wieder, die freilich kaum mehr zu erkennen ist, ja dann könnte noch etwas werden. Zwar sehen Sie etwas reduzirt aus, aber schlimmsten Falls können Sie ja geputzt werden."

„Nun habe ich das Geschwätz satt", rief die Börse, denn Anspielungen auf ihr Alter konnte sie nicht vertragen, „nun habe ich's satt. Heiratet, aber haltet den Mund!"

Aber an dem geöffneten Fenster saßen zwei junge Menschenkinder, draußen war Frühling und alles voll Licht und Duft. Der Rosenbusch streckte seine Arme in das Zimmer und des Lenzes erste Rose schaukelte zwischen den beiden. Auch in ihren Herzen war es Frühling und sie fühlten es.

Er sah die Rose und brach sie und steckte sie an ihre Brust.

„Sieh, Margareth", sprach er, „nun ist alles bereit, Dein Segen hat mich durch die Welt begleitet und das Glück war mit mir. Nun sind die Jahre der Trennung vorüber, wir haben gewonnen Haus und Eigen und den Frieden im Herzen."

Und er küßte sie auf die sanften Augen, daß sie leuchteten wie die Sterne des Himmels, er küßte sie auf beide Wangen, daß sie blühten wie die hundertblättrige Rose. Nun sahen sie hinaus in das Blau des Himmels, vor ihnen gebreitet lag Gottes Herrlichkeit und ihre Herzen waren voller Glückseligkeit.

„Weißt Du noch, Margareth", begann er wieder, „wie wir anfingen? Ein Dukaten und ein Pfennig, es war schmerzlich wenig und Du weintest bitterlich. Ich gab den Pfennig und Du den Dukaten, Du hast ja stets von allem das beste gethan.

Er lachte glücklich.

„Auf den Dukaten machte ich ein Kreuz, ehe ich ihn ausgab, und sieh, gestern ist so ein Kreuzträger bei mir eingetroffen, es ist so hübsch zu denken, daß er der alte sei."

Er ging an den Tisch und holte die Börse.

„Sieh selbst", sprach er, „ich habe auch einen Pfennig dazu gethan, es wird freilich der frühere nicht sein, obgleich er heruntergekommen genug aussieht, aber es ist der Einbildung wegen. Wer denkt auch daran einen Pfennig zu zeichnen?"

„Es ist auch die Börse", sagte Margareth, „die ich Dir arbeitete, ehe Du fortgingst, wir wollen alle drei zusammen aufheben, wir wollen die Erinnerung festhalten."

„Ja, das wollen wir", sprach er, „sie sollen nun Ruhe haben,

Ruhe, wie wir beide. Sagt, ihr Burschen, seid ihr die alten Freunde von ehemals?"

Und der Dukaten wie der Pfennig riefen aus Leibeskräften: „Wir sind's, freilich sind wir's, kennt Ihr uns nicht mehr? Nun wollen wir auch eine feste Anstellung haben, wollen heiraten, hört Ihr?"

Aber die beiden hörten gar nichts.

Die Börse wurde zugemacht, und er nahm sie und legte sie in ein besonderes Fach.

Da wollen wir sie liegen lassen.

Der Schulkobold.

Nicht wahr Du kennst ihn? Wenn Du ihn auch noch nicht gesehen hast! Er hat die ganze Schule unter sich, Lehrer und Schüler, und paßt auf, daß alles fein säuberlich zugeht. O, ohne den Schulkobold würde es manchmal nicht auszuhalten sein!

Wenn ihr einmal dumme Streiche gemacht habt, und das kommt ja oft genug vor, und der Lehrer will gar zu gern wissen, wer der Anstifter gewesen ist, da hast Du vielleicht schon den Namen auf der Zunge, aber plötzlich ist es, als ob sich eine Hand auf Deinen Mund legte, und Du hältst erschrocken inne. Siehe, das ist dann der Schulkobold gewesen, der kann das Angeben gar nicht leiden. Er hat auch seine Lieblinge unter den Kindern, und wenn die in Gefahr kommen, bei der Prüfung elendiglich durchzufallen, ja dann vergißt er sich mitunter und sagt vor. Denn er ist gelehrt wie der gelehrteste Professor, aber er macht kein Aufhebens davon. Das sind dann immer die Fälle, wo es keiner gewesen sein will und die ganze Bank Prügel bekommt. Oder es passirt auch, daß der Lehrer seinem Lieblinge eine schlechte Nummer schreiben will, da giebt er ihm ganz sachte einen Rippenstoß oder zupft an der Feder und die Censur wird gleich besser. O, der Schulkobold ist ein gewaltiger Herr!

Den kleinen Hans hatte er ganz besonders gern. Der war eben in die Lateinschule gekommen, das ist die Zeit, wo man anfängt etwas zu bedeuten, für andere und vor allem für sich. Er war ein Junge, von dem nicht bloß die Eltern und Großeltern redeten, und das will genau so viel sagen, als das er ein ganz tüchtiger Bengel war. Heute aber war das Pensum erzschlecht gegangen, und deshalb mußte er nachbleiben.

Nachbleiben! Und doch leuchtete draußen die ganze Welt, die Vögel sangen, und die Sonnengeistchen kamen ans Fenster geflogen und pochten und riefen: „Komm heraus! Komm heraus!" Der kleine Hans aber saß über seinem Geschichtsbuche und schämte sich gewaltig. Doch mit der Zeit wurde er müde und müder, und ehe er sich's versah, war er eingeschlafen.

Unterdessen schlich der Schulkobold durch die Klassen, treppauf, treppab; hier störte er das Feuer aus, denn er war ein sparsamer Herr, und unnütze Verschwendung war für ihn ein Gräuel, dort putzte er die Tinte von den Bänken, da suchte er die Kreide, wenn sie verschleppt war, kurz er machte alles fertig, damit die Kinder morgen wieder von neuem anfangen könnten, es in Unordnung zu bringen.

Jetzt kam er in die Klasse, wo der kleine Hans schlief, und da stand er Ei der Tausend, wie die beiden erschraken, als sie sich einander ins Gesicht sahen! Der kleine Hans, weil er den Schulkobold noch gar nicht kannte, und der, weil der kleine Hans nachsitzen mußte.

Und wie sah der Schulkobold auch aus! Ganz wie ein kleines verwachsenes Männchen mit grämlichem Gesicht, er schnupfte beständig, und das mußte er wohl, weil er so viel in der Schule zu thun hatte. Auf seiner blauen Nase saß eine mächtige Hornbrille, er trug Frack und weiße Binde und auf dem Kopfe ein Sammetkäppchen, was freilich auch alles nicht sehr neu war, und an den Füßen hatte er große Pantoffeln, denn von der ewigen Zugluft hatte er sich das Reißen zugezogen, und da mußte er sich freilich etwas in Acht nehmen.

Was Wunder, wenn der kleine Hans einen ordentlichen Schreck bekam! Der Schulkobold faßte sich zuerst.

„Heda!“ rief er, „das ist mir eine schöne Sache. Kaum wende ich einmal den Rücken und visitire die Mädchenschule, da machen die Jungen hier gleich dumme Streiche und müssen nachsitzen.“

„Sieh, so geht's“, fuhr er dann fort, „wenn man im Freien herumlungert und sein Pensum nicht lernt. Alle waret Ihr gestern wieder zusammen, Buben von reichen und armen Leuten. Die reichen hatten die Bälle, die armen den Holzschuh. Mit dem Holzschuh schlugen sie den Ball, weit über die Wiese flog er hin. Das war ein Jubel! Bis in die Nacht ging's, keiner dachte ans Aufhören und Arbeiten. Ja, wenn ich nicht dazu gekommen wäre! Aber ich ließ die Bälle auf Euren Nasen tanzen, da mußtet Ihr schon nach Haus. Freilich für Dich ist es doch zu spät geworden. Und nun mußt Du nachsitzen.“

Der kleine Hans machte ein ganz klägliches Gesicht.

„Na, na“, sagte der Schulkobold, „sei nur ruhig, die Sache ist einmal nicht zu ändern. Aber die neue Aufgabe mußt Du ausgezeichnet wissen; was hast Du denn zu lernen bekommen?“

Bei der Frage erschrak Hans derart, daß er beinahe aufgewacht wäre, aber der Schulkobold guckte ins Buch und meinte: „Die Freiheitskriege? Hm! Habe ich selbst mitgemacht, habe alles erlebt. Sie liefen mir ja alle davon, meine Buben, wer hätte da auch in der Schule sitzen mögen! So bin ich endlich auch mitgegangen, denn die Mädchenschulen kümmerten mich damals wenig, die mußten schon einmal ohne mich auskommen und sich selbst behelfen. Ich mußte mit den Buben fort und auf das Kanonenrohr habe ich mich gesetzt, und meine Jungen nahmen mich mit in die tobende Schlacht. Erinnerst Du Dich an Achilles, Peleus Sohn, an den edelsten Helden der griechischen Stämme? Ihn tauchte seine Mutter in das Todtenwasser des Styx und unverwundbar war fortan sein Leib. Siehe, so waren die Männer von damals, waren meine Jungen gebadet im Wasser der Trübsal und der Noth, und ihre Seelen waren stark geworden, unbeugsam und unverwundbar. Aber nun setze meine Brille auf, denn Du sollst etwas zu sehen bekommen!“

Und damit schob der Schulkobold dem kleinen Hans seine mächtige Hornbrille über die Nase.

Dann ging er zur Wandtafel und strich darüber hin, da sah der Knabe ein Schlachtfeld vor sich mit Getümmel und Pulverdampf, die

Kommandorufe erschollen, der Kanonendonner drang über das Feld und Trommelwirbel klangen. Der Schulkobold zeichnete jetzt seltsame Linien auf die Tafel, und Festungsmauern erhoben sich, Reiterregimenter brachen hervor, stießen zusammen und die Säbel flogen klirrend ineinander. Dann setzte er sich wieder zu dem Knaben und erzählte ihm von dem stolzen Zuge in Rußlands Oeden, von Moskaus Brand, von dem Rückzuge über die Schneefelder. Und wie er erzählte, wechselten vor den Augen des Knaben die Bilder; er sah die Flammen lodern und sich spiegeln in den Kuppeln und vergoldeten Dächern des Kreml, er sah die Beresina strömen und Feindesleichen daherwälzen. Und weiter erzählt der Schulkobold von Yorks mannhafter That, von dem Königsruf, der durch die Lande scholl, von Blüchers Heldenthum, von Scharnhorst und Gneisenau, vom ritterlichen Lützow und seiner todtverachtenden, schwarzen Schaar, von den gewaltigen Kämpfen um Ehre und Freiheit. Er sprach von Lützen und Bautzen, von Dennewitz und Großbeeren, öde Felder tauchten vor dem Blicke des Knaben auf, aber die Sonne des Ruhmes stand leuchtend über ihnen. Und weiter sah er die Stätten der Ehre von Leipzig bis Paris und Waterloo. Endlich schwanden die sich drängenden Bilder und er sah eine Insel emporsteigen, seltsam zerklüftet und zerspalten, ein tödtliches Schweigen lagerte über ihr, in einem Thale erhob sich ein kleiner Hügel und auf ihm ein einfacher Grabstein, Trauerweiden umschlossen ihn, und die spielenden Blätter warfen ihre leichten, durchsichtigen Schatten auf das Grabmal, das Grabmal Napoleons.

So sah der Knabe die Bilder einer gewaltigen Zeit vor sich vorüberziehen, er sah sie entstehen und vergehen, er erlebte alles, was er erblickte. Ja, das war prächtig genug, ganz anders, als wenn er im Panorama wäre und durch die großen Gläser guckte. Es war nur gut, daß er eingeschlafen war, sonst hätte er ja das alles nicht zu sehen bekommen.

So saß er athemlos da und mit glühenden Wangen, aber der Schulkobold stand auf, zog ihm die Brille wieder von der Nase und sagte:

„So, nun muß ich fort, ich habe noch die ganzen Rohrstöcke gerade zu biegen, die heute krumm geworden sind, und das ist keine kleine Aufgabe, das kannst Du Dir wohl denken. Aber nicht wahr, wir haben uns ganz gut unterhalten und gelernt obendrein? Das ist viel besser als auf der Wiese Ballschlagen und dann nachsitzen müssen, meinst Du nicht?"

Der kleine Knabe nickte ernsthaft.

Auf einmal hörte er, wie die Thür ging; erschrocken wachte er auf, und der Lehrer trat herein und fragte nach dem Pensum.

Da hat er ihm das alles haarklein erzählt.

Erste Recension der Oper „die Jüdin".

Von Halévy.

Im Jahre 1835 erblickte diese Oper, deren Libretto Scribe als Verfasser nennt, zum ersten Male das Licht der Lampen. Der Bericht aus Paris lautet (nach dem „Magazin für die elegante Welt 1835") im Auszug wie folgt:

„Die so lange angekündigte, so gerühmte und so ungeduldig erwartete „Jüdin“ ist endlich in der königlichen musikalischen Akademie zum ersten Male aufgeführt worden. Diese Oper hat in Bezug auf Dichtung, Musik und Dekoration alle Erwartungen gerechtfertigt, in der Sceneſetzung aber, worin ein wunderbarer Reichthum herrscht, übertroffen; der Triumphzug des Königs zu Ende des ersten Aktes würde allein hinreichen, ganz Paris anzuziehen(!); dabei fand die Darstellung unter Mitwirkung von Talenten statt, wie man sie nur in dem italienischen Theater oder in der Oper antreffen kann. Nourrit, Levasseur, Lafout und Demoiselle Dorus gaben die Hauptpartien ausgezeichnet gut; Demoiselle Falcon spielte und sang die Partie der Jüdin auf eine Weise, welche an das herrliche Talent der Demoiselle Branchu erinnerte. — Vorerst müssen wir Scribe volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Durch die Wahl seines Sujets hat er Geist und Urtheilskraft an den Tag gelegt. Griechen und Römer, das Hirtenleben, selbst das Feengebiet, alles ist abgenutzt; das Mittelalter fängt gleichfalls an, zu veralten und wird bald und zwar nach den Gesetzen der Chronologie und der Mode zu den Alterthümern gerechnet werden; Scribe wußte für die Bühne eine neue Epoche zu beginnen und hat ein pomphaftes Genre erwählt, das vor vier Jahren nicht geduldet worden wäre, nämlich den priesterlichen Pomp. Zwar hat ihn noch der verständige Dichter in ein ferneres Jahrhundert versetzt, wo das religiöse Ceremoniell noch nicht den heiligen Anstrich hatte wie jetzt, und in dieser Perspektive, wo wir ihn schauen, liegt etwas episches, ideales. Scribe allein war nach unserer Ansicht fähig dazu, ähnliche Gemälde vor Augen zu führen, da er sie mit Geschick in Darstellung und Beurtheilung zu behandeln weiß.“

Hier folgt das Sujet. — „Man denke sich den Eindruck, den diese Vorstellung haben muß. Die Musik hat mehrere ausgezeichnete Stellen, aber man muß gestehen, daß sie mehr als einmal hinter der Situation zurückbleibt. Im allgemeinen vermißt man Melodie, freie, kräftige und wahre Ideen. Inzwischen sind ein Gebet im ersten Akte und das Finale geschickt komponirt, obwohl letzteres noch allzusehr an die Cherubinische Schule erinnert. Im zweiten Akt finden sich die beiden Hauptstellen der Partitur, ein Duo zwischen Leopold und Rahel, dessen Melodie sehr gefällig ist, und ein künstliches Trio, wo Leopold Eleazars und der verschmähten Rahel Fluch trifft. Das Finale des dritten Aktes ist ebenfalls schön, könnte aber bei der bewunderungswürdigen Situation erhabener sein. Dies sind nebst einer Cavatine zu Ende des vierten Aktes die vorzüglichsten Theile dieses Werkes, welches Halévy Ehre macht, obwohl es noch nicht den Meisterwerken der lyrischen Bühne zur Seite gesetzt werden darf.“

Nippsachen.

Ein Rezept gegen das Duell. Als der König von Schweden, Gustav Adolph, gewahr wurde, daß die Duellwuth in seinem Heere furchtbar um sich griff, verbot er bei Todesstrafe jeden Zweikampf dieser Art. Einige Zeit nach Erlaß dieses Verbotes geriethen zwei seiner vornehmsten Offiziere in einen heftigen Streit, und da sie denselben mit dem Degen beilegen wollten, baten sie den König um die Erlaubniß, sich schlagen zu dürfen. Anfänglich befremdete Gustav dieses Ansinnen; jedoch, als kluger Monarch, benutzte er diese Gelegenheit, um die mörderische Unsitte

bei seinen Unterthanen auf immer auszurotten. Er gewährte ihnen ihre Bitte und ließ ihnen sagen, er wolle in Person dem Zweikampfe beiwohnen, und nachdem er Stunde und Ort bestimmt hatte, begab er sich in Begleitung einer Abtheilung Fußsoldaten dahin, welche die beiden Kämpfer umzingeln mußten. Darauf ließ er den Henker kommen und sagte zu ihm: „Sobald einer von ihnen fällt, schlägst Du vor meinen Augen dem andern den Kopf ab!" Diese Worte waren ein Donnerschlag für die beiden Gegner; sie erkannten den Fehler, den sie begangen hatten, baten den König fußfällig um Verzeihung und schwuren einander ewige Freundschaft. Seitdem war in der schwedischen Armee von keinem Duell mehr die Rede. D. C—s.

Shakespeares „Kaufmann von Venedig". Nicht, wie man vielfach bemüht war, nachzuweisen aus einer altitalienischen Novelle hat Shakespeare die Grundidee zu seinem „Kaufmann von Venedig" geschöpft, sondern aus einer orientalischen Erzählung. Die Geschichte vom „Muhammedaner und dem Juden" findet man bei mehreren morgenländischen Schriftstellern. In einer persischen Bearbeitung verbindet sich die Liebe mit der Habsucht in der Brust des Hebräers, der sein brünstiges Auge auf die Gattin des Muhammedaners geworfen hat, und erwartet, daß diese, wenn er auf die Erfüllung des Kontraktes beharre, und ihren Mann zu retten, sich zu einem Opfer verstehen werde. Die Parteien sind vor Gericht, und der Jude begehrt das verwirkte Pfund Fleisch.

„Was antwortest Du darauf?" fragt der Richter den Muhammedaner.

„Es ist so", antwortet dieser, „ich bin das Geld schuldig, aber außerstande zu bezahlen."

„Dann", fährt der Richter fort, „mußt Du, weil Du mit der Zahlung nicht eingehalten, das Pfund geben! Man bringe ein scharfes Messer!"

Darauf gegen den Juden gewandt:

„Jetzt schneide Du ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe, ein Pfund und keinen Gran mehr oder weniger, widrigenfalls Du ein Mörder und des Todes schuldig bist."

„Ich kann das nicht so genau", sagt der Jude, „es wird immer etwas mehr oder weniger sein."

Der Richter aber besteht auf dem genauen Gewicht; der Jude will auf seine Forderung verzichten, doch dies wird nicht gestattet. Er soll entweder den Kontrakt mit dem ganzen Wagniß vollziehen, oder wegen frevelhafter Lebensgefährdung in eine große Geldstrafe verfallen sein. Er zieht das letztere vor und geht als geprellter Wucherer nach Hause. Man sieht, daß der britische Dichter dem morgenländischen Märchen in der Grundidee Schritt für Schritt gefolgt ist. D. C—s.

Das chinesische Theater in San Francisco ist im vorigen Monat dem Schicksal der meisten Theater anheim gefallen und mit den dasselbe umgebenden Gebäuden in Flammen aufgegangen. Der Schaden beträgt nur 65,000 Dollars, woraus schon geschlossen werden kann, daß das Theater nicht sonderlich groß noch prächtig war. Ein Mitarbeiter des „Frankfurter Journal" schreibt darüber: Gespielt wurde bis 4 Uhr morgens und die Theaterstücke hatten so viele Akte, daß man mehrere Wochen brauchte, um ein einziges Stück aufzuführen. Die Frauenrollen wurden von jungen Männern gegeben, was leicht fällt, da die Chinesen keinen Bart und weibische Stimmen haben. Das auffallendste war die Beigabe von zwei bis fünf Statisten, welche hinter jeder Hauptperson einhergingen und die freudigen oder traurigen Aeußerungen derselben im Chor wiederholten oder mimisch sekundirten. Während des ganzen Dialogs wurde musizirt, um den verschiedenen zutage tretenden Affekten einen Relief zu geben; wenn gestritten wurde, klang dumpf der Gong (eine mit hölzernem Hammer geschlagene Metallscheibe), wurde aber sanft und zärtlich gesprochen, so begleitete Flötengesäusel das Zwiegespräch der Liebenden. Die Mimik war so ausdrucksvoll, daß man die Handlung verstand, ohne chinesisch zu können.

Der bei Körners Tod gegenwärtige Wachtmeister Zenker († 1864 in Brunow als Rittergutsbesitzer) giebt in seinen 1862 und 1863 niedergeschriebenen, für seine Kinder bestimmten „Erinnerungen aus meinem Leben" einen Bericht über Theodor Körners Tod. Diesem Bericht, in dem Wachtmeister Zenker seinen persönlichen Antheil an dem Ueberfall des französischen Konvois erzählt, auf das Handgemenge und den darauf folgenden Angriff auf den von den Franzosen besetzten Busch und dann auf Th. Körner zu sprechen kommt, ist die nachstehende Stelle entlehnt: Im Busche wurden mir zwei Mann erschossen und mein Pferd bekam einen Schuß in die Brust, es machte noch einen gewaltigen Satz und stürzte dann todt nieder, mich weit ab auf einen Stein schleudernd. Ich war hierdurch so zerschellt, daß ich glaubte, durchs Kreuz geschossen zu sein, dazu hörte ich Retraite blasen und meine Kameraden

mußten mich alle verlassen. Da schaute ich etwas auf, sehe die Franzosen dicht bei mir, sie bemerken noch Leben in mir und laufen auf mich zu; ich will aufspringen, breche aber wieder zusammen, doch die Gefahr gab mir Kräfte, ich springe auf, haue um mich und als eine Lücke entsteht, laufe ich davon, die Franzosen geben Feuer hinter mir her, keiner trifft mich und ich komme zum Walde heraus. Da sehe ich Körner mit dem Kameraden Hellfritz halten. Körner hatte Retraite blasen hören, wollte aber nicht gern zurück und sagte: „Wie kann der Major jetzt zurück wollen, es geht ja alles gut." Da kommt eine Kugel aus dem Busch, streift den Hals seines Schimmels und geht ihm in den Unterleib. „Da hab' ich auch eins weg", sagte er noch und sank todt vom Pferde.

Die nachgelassenen Werke Viktor Hugos bestehen aus folgenden: „Die Großmutter", Lustspiel in Versen in einem Akte, ist das einzige Stück, welches fertiggestellt und für die sofortige Darstellung auf der Bühne eingerichtet ist. „Der nasse Wald" („La forêt mouillée") und „Schwertsage" („La légende de l'épée") sind dialogisirte Dramen, ähnlich denjenigen, welche in der „Zeitsage" „La légende des siècles") erschienen sind. „Vielleicht ein Bruder Gavroches" („Peut-être un frère de Gavroche"), ein einaktiges Lustspiel in Prosa, ist nicht bühnenfähig, würde auch nicht verstanden werden, da es auf der früheren telegraphischen Zeichensprachen beruht. „50,000 Franken Rente" ist eine unbeendete Posse. In dem „Ozean", mit dem zweiten Titel „Ein Haufen Steine" („Un tas de pierres"), spiegeln sich die täglichen Gedanken und Einfälle Viktor Hugos wieder, deshalb findet man allerlei Durcheinander darin, Prosa, Verse, Bruchstücke von Dramen, Lustspielscenen, philosophische Gedanken, Gespräche, Distichen, Federzeichnungen, Bildnisse u. s. w. Damit ist der schriftstellerische Nachlaß Viktor Hugos nicht erschöpft, da noch eine Menge Papiere zu ordnen sind. Die oben bezeichneten Werke dürften in nächster Zeit der Oeffentlichkeit übergeben werden.

In Italien sind in dem Zeitraum der letzten dreißig Jahre, von 1854 bis 1884, nicht weniger als 1026 neue Opern auf der Bühne erschienen, von denen natürlich nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil sich lebensfähig erwiesen hat. Trotz dieser übergroßen Fruchtbarkeit der italienischen Musiker scheinen die Unternehmer neuerdings anstatt der zahllosen verunglückten Versuche doch lieber zu dem zu greifen, was das Ausland Gutes hervorgebracht hat. So haben vor kurzem die beiden großen Operntheater in Turin die uralten „Krondiamanten" von Auber, und den „König von Lahore" von Jules Massenet gebracht, beide mit so bedeutendem Erfolge, daß der Name Massenet förmlich gefeiert wird und die illustrirten italienischen Journale Bild und Biographie des nun auch in Italien zu hoher Berühmtheit gelangten Pariser Komponisten bringen.

Für Musikschüler mit schwachem Gedächtniß sendet der „Täglichen Rundschau" ein Mitarbeiter folgende launige Verse:

Unsere Komponisten und Musiker.

Händel, Bendel, Mendelssohn;
Brendel, Wendel, Jabassohn;
Müller, Hiller, Heller, Franz;
Plothow, Flotow, Bülow, Gantz.

Hansen, Jansen, Jensen, Kiel;
Stade, Gade, Baade, Stiel;
Naumann, Neumann, Hühnerfürst;
Niemann, Riemann, Diener, Würst.

Kochler, Dochler, Rubinstein;
Himmel, Hummel, Rosenstein;
Lauer, Bauer, Kleinecke;
Romberg, Plomberg, Reinecke.

Meyer, Beyer, Meyerbeer;
Heyer, Weyer, Reiher, Beer;
Lichner, Lachner, Schachner, Dietz;
Hill, Will, Brüll, Grill, Drill, Rieß, Rietz.

Die Glücksgöttin vom Jungfernbrünn'l. Ein Wiener Blatt schildert nachstehend eine der charakteristischen Typen des Wiener Lebens: „Alle Verehrer des Lotto hatten das alte Mütterchen gekannt, welches vom frühen Morgen bis zum spä-

ten Abend beim sogenannten „Jungfernbrünn'l" im Sievringer Walde saß und gegen bescheidene Zahlung die glückbringenden Nummern den Vorübergehenden offerirte. Sie war unter dem Namen die „Glücksgöttin vom Jungfernbrünn'l" bekannt; ihr bürgerlicher Name hieß jedoch Josephine Wagner, aber diesen kannten nur ihre nächsten Nachbarn. Der Kaiser, der sie gelegentlich eines in dem Orte stattgefundenen Mannövers ansprach, ließ ihr zwei Dukaten einhändigen. Dies war der schönste Lebenstag der „Glücksgöttin" und mit einer rührenden Freude zeigte sie den Leuten die Kaiserdukaten, die sie nun seit vielen Jahren an einem Schnürchen um den Hals zu tragen pflegte. Seit einigen Tagen fehlt Josephine Wagner, „die Glücksgöttin", an ihrem angestammten Sitze am Jungfernbrünn'l. Nach kurzer Krankheit ist sie einem mehrjährigen Herzleiden erlegen, nachdem sie von ihren 88 Jahren wohl die Hälfte, „am Brünn'l das Glück beschwörend" zugebracht. In hellen Schaaren pilgerten jung und alt nach dem Sitze des Mütterchens und holten sich den Rath der Sibylle, der mitunter auch manchen „Ambo" oder „Terno" im Gefolge hatte. Bei diesem einträglichen Geschäfte aber lebte Frau Wagner wie ein Einsiedler; in der Nähe von Klosterneuburg bewohnte sie eine kleine Hütte, die ihr der verstorbene Baron Sothen zum Geschenk gemacht haben soll. Die Einrichtung bestand aus wenigen, roh gearbeiteten Möbeln und einer überaus großen Kaffeemühle; denn ihr einziges Nährmittel bildete der Kaffee; Fleisch oder andere Lebensmittel kannte sie nicht. Von ihren Verwandten ist nur noch ein Bruder am Leben, der nun auch das nicht unbedeutende Vermögen der „Glücksgöttin" erben wird. Ihr Geld hatte die alte Wagner in einer eisernen Kassette unter dem Fußboden aufbewahrt; sie selbst aber führte ein derart kärgliches Leben, daß ihr die Nachbarsleute aus Mitleid oft Almosen anboten, welche sie niemals zurückwies, weshalb sie denn auch für bettelarm gehalten wurde. Vor wenigen Tagen wurde diese populäre Frau sang- und klanglos in später Abendstunde beerdigt. Keine trauernde Seele folgte dem Sarge und doch wird es viele geben, die auf ihre „Kunst" gebaut haben, wenn dieses Vertrauen auch in den seltensten Fällen belohnt worden ist."

Ein schlimmer Tag Napoleons III. Im Pariser „Evénement" erzählt der Plauderer, welcher sich als „Tamoris" unterzeichnet, die folgende Geschichte über Louis Napoleon, die auf das Ende der sechziger Jahre in Paris laut gewordene Gerücht von dem plötzlichen Tode des Kaisers zurückgreift und denselben als Wüstling und Schlemmer kennzeichnet.

Am Pariser Himmel erschien eines Tages wie eine aufgehende Sonne die „schöne Marguerite", die „Königin der Blondinen" genannt, in einer glänzenden Karosse thronend. Ein angeblich sehr reicher Brasilianer soll sie aus ärmlichen Verhältnissen zur „Dame" erhoben haben. Beim Rennen von Longchamps sah Napoleon sie zum ersten Male und war sofort in sie verliebt. Eine Zeit darauf kehrte der Brasilianer Paris und Frankreich den Rücken, und Napoleon übernahm die Versorgung Marguerites. Sie wurde in einem glänzenden Palais der Elyseeischen Felder untergebracht, der Kaiser kaufte Kutschen und Pferde, mit deren Beaufsichtigung sein eigener Oberstallmeister betraut wurde, ein anderer Großer des Hofes wurde zum Intendanten der Civilliste der Dame ernannt und das Ordinarium dieser Liste auf 20,000 Francs monatlich gestellt. Wie hoch das Extra-Ordinarium war, ist nicht genau bekannt, jedoch nach dem fabelhaften Luxus, welchen diese Vice-Kaiserin jahrelang entfaltete, zu schließen, muß es bei weitem bedeutender als das Ordinarium sein. Mit der Wahl der Dienerschaft der neuen Favoritin wurde der Polizeipräfekt betraut, da der Kaiser über jeden Schritt seiner Flamme wohl unterrichtet sein wollte. In der That war die schöne Marguerite in Paris stets von mehreren verläßlichen Detektives überwacht, und der Kaiser erhielt jeden Morgen einen vertraulichen Rapport, in dem jedes Wort der Schönen genau verzeichnet war. Napoleon kaufte ihr in Vichy, Compiegne, Biarritz ꝛc. Villen, die in der unmittelbarsten Nähe der kaiserlichen Sommerpaläste gelegen waren. Marguerite mußte ihm bei jedem Wechsel der Residenz folgen, da er keine vierundzwanzig Stunden, ohne sie zu sehen, zubringen konnte. Sie war allmächtig und konnte ihren „Cher Seigneur" zu jeder Extravaganz bewegen.

Die Idylle dauerte ungefähr vier Jahre, als plötzlich ein böser Zufall das Liebesglück des Kaisers vernichtete.

Marguerite wohnte in Montretout unweit St. Cloud. In ihrer reizenden Villa veranstaltete sie manchmal kleine Feste, zu denen nur die Intimsten der Intimen zugezogen wurden. Eines Abends erschien nun der Kaiser, den man nicht mehr erwartete, in dem Speisesaale der Villa zu Montretout. Marguerite hatte drei Freunde und eine Freundin zum Souper geladen. Der Kaiser war an diesem Tage überaus

niedergeschlagen und traurig, er war nachdenkend und zerstreut. Den vereinten Bemühungen der Gesellschaft, insbesondere dem liebenswürdigen Geschwätze der blonden Buhlerin, deren Geist allgemein gerühmt wurde, gelang es schließlich, den Kaiser aufzuheitern, von seiner Stirn die Sorgenrunzeln zu verscheuchen. Er wurde gesprächig und aufgeknöpfter hernach. Der Champagner löste seine Zunge — er ward lustig. Gerade im Momente, als die Fröhlichkeit so recht um sich zu greifen begann, wird Napoleon leichenblaß, erhebt sich mühsam und fällt mit einem kurzen Aufschrei zu Boden. Die erschrockenen Tischgenossen stürzen auf ihn zu, man hebt den Bewußtlosen auf ein Sopha und bietet alles auf, um ihn zum Bewußtsein zurückzurufen. Allein vergebens, der Kaiser liegt wie leblos da — seine Glieder sind starr, sein Puls hat scheinbar zu schlagen aufgehört. Man hält ihn für todt.

Da bemächtigt sich ein namenloser Schrecken der Anwesenden. Der Privat-Herzenssekretär eilt flugs nach St. Cloud, um direkte Hilfe zu schaffen, während die anderen zwei Herren in wilder Flucht das Unglückshaus verlassen. Die beiden Damen, die allein bei der vermuthlichen Leiche des Kaisers geblieben waren, verlieren ebenfalls den Kopf, ein schreckliches Grauen bemächtigt sich ihrer, und halbtoll vor Angst, stürzen sie auf die Straße, planlos in der finsteren Nacht herumirrend. In einem Athem laufen sie bis Boulogne, wo sie in einen zufällig des Weges kommenden Fiaker steigen. Im Wagen erst bemerken sie, daß sie gar kein Geld bei sich haben, um den Kutscher zu bezahlen und ein Zimmer in einem Hôtel zu miethen. Wohin sich begeben in dieser peinlichen Lage? Endlich kommt ihnen ein Gedanke. Sie fordern den Kutscher auf, sie zu Boisin an der Rue St. Honoré, dem Sammelplatze der damaligen galanten Welt, zu führen — dort waren sie wohlgekannt. Gegen 4 Uhr morgens langten sie in der Rue St. Honoré an. Der Hausmeister führte sie in ein leer stehendes Kabinett. Der Ermattung und Aufregung erliegend, fallen die beiden Frauenzimmer aufs Sopha, und ganz vergessend, wo sie sich befinden, beginnen sie bitterlich zu weinen. „Der Kaiser ist todt, was soll nun aus uns werden?“ jammert die schöne Marguerite, und ihre Freundin fügt ängstlich stotternd hinzu: „O! man wird uns vielleicht noch beschuldigen, den Kaiser vergiftet zu haben.“ Die Nachricht von dem angeblichen Tode des Kaisers verbreitet sich mit Schnelligkeit im Restaurant. Die noch anwesenden wenigen Gäste, schon halb benebelt, umringen die beiden Frauen und bestürmen dieselben mit Fragen — erhalten jedoch nur konfuse Antworten.

Mittlerweile lag der bewußtlose Napoleon einsam und verlassen im Landhause zu Montretout. Er war schrecklich entstellt, sein Anzug war vom Wein durchnäßt, von Speiseresten befleckt. Im Speisesaale herrschte das wirrste Durcheinander, zerbrochene Teller, umgeworfene Champagner-Kübel u. s. w. lagen umher. Erst mit Tagesgrauen erschienen im Landhause zwei vertraute Diener, zu welchem nur nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten der Privatsekretär des Kaisers gelangen konnte. Sie trugen den inzwischen zu sich gekommenen, aber völlig kraft- und hilflosen Kaiser durch einen unterirdischen Gang, den nur sehr wenige Personen kannten, ins Schloß zu Saint-Cloud.

Am nächsten Tage erzählte man sich in Paris, daß der Kaiser plötzlich gestorben sei, daß bei einem Gelage der allzu reich genossene Schaumwein einen Schlaganfall hervorgerufen habe. Die Kaiserin erfuhr den Vorfall und reiste sofort, nur von einer ergebenen Zofe begleitet, ins Ausland — nach Schottland, um beim Anblicke der wilden Naturschönheiten des Vaterlandes Walter Scotts den Schmerz des gekränkten Frauenstolzes zu vergessen. Ihre Intimen unterhandelten mittlerweile mit dem Kaiser über die Bedingungen ihrer Rückkehr. Die Bedingung sine qua non derselben war die Verabschiedung Margueritens. Nach langem Sträuben entschloß sich Napoleon mit schwerem Herzen, diese Bedingung anzunehmen. Er versprach, die schöne Blondine zu verabschieden, und gelobte, sie nicht mehr aufzusuchen — aber mit einer reservatio mentalis, denn in der That trachtete er im geheimen, seinen Roman fortzuspinnen. Dazu sollte es jedoch nicht kommen, der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges machte allen Liebesgedanken ein Ende.

Salon-Büchertisch.

Aus gährender Zeit. Roman von Viktor Blüthgen. 2 Bände. Großlichterfelde bei Berlin. Verlag von Wilhelm Wicke 1884.

Welterschütternde Ereignisse folgen sich heutzutage mit so fieberhafter Geschwindigkeit, die ganze Lage der Dinge und die allgemeinen Ansichten verschieben sich von

Jahr zu Jahr so außerordentlich, daß uns frühere Zeiten, und seien sie noch so allgewaltig in ihren Folgen, noch so maßgebend für unsere eigene geistige Entwickelung gewesen, fast ganz aus den Augen gerückt erscheinen. Da haben wir eine Zeit, welche ein Menschenalter hinter uns liegt, eine Zeit, in der andere für uns dachten, arbeiteten, litten und starben, aber so bekannt uns ihr Inhalt im allgemeinen zu sein schien, so traumhaft muthen uns die Charaktere an, so fremd und verschwommen dünkt uns ihr Handeln, trotz der großen Ideen, die es leiten und deren Verständniß wir nicht verloren haben. Es ist die Zeit der alten Burschenherrlichkeit, als die junge Burschenschaft mit ihren überströmenden Idealen sich mit dem Schwert in der Hand die goldene Freiheit erobern wollte. Keck und trotzig, der Gefahr die Stirn bietend bis zum Leichtsinn, unternehmend bis zur Tollkühnheit, voll glühender Begeisterung für die Freiheit, da haben wir den deutschen Burschenschaftler, und da haben wir auch den Doktor Heinrich Urban, sofern wir noch hinzusetzen, daß der Leichtsinn bei ihm zur Charakterlosigkeit wird. „Freiheit", ruft er aus, „Du schlachtenfreudiges Weib, das ich anbete, blitzäugige Walküre Du, wir wollen kämpfen! Wappne Dich mit der Wehr aus der Götterschmiede, wir wollen den Tyrannen die Köpfe zerschlagen!" Aber er kommt nicht zur Reife, da haben wir es, warum die Walküre den Kampf nicht zum Austrag brachte. Doch wir lernen auch Charaktere kennen, die uns voll und ganz befriedigen, vor allem jenen prächtigen Menschen, Karl Hornemann, den Pascha. Hätte jene Zeit mehr solcher Männer gehabt, sie hätte mehr geleistet; freilich auch ein kleines bergisches Städtchen läßt heutzutage solche Menschen nicht mehr hervorgehen, einen „Pascha" giebt es jetzt nicht mehr. Und die prächtige Gestalt des blonden Friesen, wie ungestüm, himmelstürmend, rücksichtslos ist er in seiner Liebe zur Freiheit, und wie ergeben, jungfräulich in der zu Milli Hornemann. Das ist nun freilich ein seltenes Mädchen, und Urban verliert unsere Sympathie erst in dem Augenblick vollständig, wo er ihr eine andere vorzieht. Und mit welch' wahrheitsgetreuer Schattirung gruppiren sich die anderen Personen um die erwähnten, von welchen wir jedoch nicht zu viel verrathen möchten. Eins aber läßt uns unbefriedigt, daß die Gährung schließlich in einem doch recht armseligen Putsch zum Austrag kommt, über dessen Erfolg doch von vornherein kein Zweifel walten kann. Aber das ist es ja eben, wir haben gelernt, ruhiger zu denken und zu handeln. „Wer von denen, welche den klaren, sonnig funkelnden Wein in die Gläser gießen und schlürfend seine Blume athmen — wer von ihnen fragt nach der Zeit, da der gährende Most im Fasse wühlte und seine Perlen und Blasen trieb?"

Johannes Schanz.

Dreizehnlinden von F. W. Weber. — Paderborn, Ferdinand Schöningh. — (25. Auflage.) Dieses Buch ist uns ein lieber, alter Freund, den wir in seinem prächtigen Jubiläumsgewande besonders freudig auf unserem Weihnachtsbüchertisch begrüßen. Eine 25. Auflage ist ein beredtes Zeugniß vom Werthe eines Buches. In diesem Falle ist sie die Bestätigung dessen, was wir dem Sange aus dem Reschegau seiner Zeit von Herzen wünschten: der weiteren Verbreitung und allgemeinen Beliebtheit des so kraftvoll, sinnig und wahrhaft poetisch erzählten Herzenskampfes des jungen, heidnischen Sachsenrecken Elmar, der seinen trotzigen Sinn schließlich demuthvoll dem Kreuze beugt und somit den Frieden des Herzens und die lange feurig geliebte Hildegunde, die Tochter des fränkischen Grafen Gero zu gleicher Zeit gewinnt.

Seraphina. Eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen von * * *, mit einem Vorwort von Alfred Friedmann. Minden, Bruns Verlag. — Wieder haben wir dem fleißigen und begabten Alfred Friedmann für ein treffliches Werk zu danken. Ob er nun wirklich der Herausgeber oder der Verfasser dieser duftig zarten, überaus eigenartigen Liebesgeschichte ist, bleibt dahingestellt. Jedenfalls ist die im Zusammenhang erzählte eigentliche Dichtung seiner vollkommen würdig. Die Stellen, in welchen er Seraphinas Bootfahrt auf dem Strome, dann ihren Schlummer und ihr Erwachen im Walde schildert, sind dem schönsten, was er je geschrieben, gleichzustellen. Unter den die Erzählung einleitenden und sie abschließenden, oft äußerst weltschmerzlichen Liedern finden wir einige, die wir dem begabten Poeten nicht gern zuschreiben möchten. — Der Eindruck des Ganzen ist jedoch unstreitig ein bedeutender und bestätigt unsere hohe Meinung von dem Können des begabten Autors.

Unsere Kleinen. Plaudereien für die Großen von Helene Stökl. (C. A. Kochs Verlag, Leipzig.) Sinniger und traulicher, als die liebenswürdige Verfasserin hat weder der mit Recht so viel gepriesene Gustav Droz, noch Salvatore Farina in seinem prächtigen: „Mio figlio“ die reizend intimen Beziehungen zwischen Eltern und ihren Kindern darzustellen gewußt. Daß die gefeierten Autoren in der Kleinmalerei der Kinderstube von einer Frau mindestens erreicht, vielleicht übertroffen werden, dünkt uns ein lieblicher, freilich leicht erklärlicher Triumph. Hoffen wir, daß das Büchlein, — aus dem wir die vielsagenden Kapitelüberschriften: „Wie viele sollen's sein?“ „Was soll's sein?“ „Kinderfragen“ „Illusionen“ erwähnen, — uns Deutschen ein ähnliches Lieblingsbuch werde, wie dem Franzosen sein „L'enfant“ und „Mio figlio“ dem Italiener.

Bei F. G. Mylius in Leipzig erschien kürzlich eine originelle Gabe des „alten Leipz'gers vulgo Edwin Bormann: Vierundzwanzig Briefbogen und zehn Postkarten mit Schwalbenvignetten und den reizendsten Versen versehen, von denen wir einige als Proben eines immer liebenswürdigen und schlagfertigen Humors folgen lassen:

„Mit der Reue Schlangenbissen,
Daß ich Dir nicht längst schon schrieb,
Kneipt mich qualvoll mein Gewissen,
Darum, edles Herz, — vergieb! —“

„Was bekümmert's große Geister,
Ob der Raum sie schnöde trennt?
Tinte ist ein Freundschaftskleister,
Der den Meilenstein nicht kennt.“

Von den Postkartenmottos sei folgendes erwähnt:

„Immer noch kein Antwortschimmer?
Ach, die Sehnsucht bringt mich um.
Hörst Du nicht mein Wehgewimmer?
Freund, warum so tintenstumm?“

Diese Schwalbenbriefe in elegantem Karton eignen sich vorzüglich zu Geschenken und seien hiermit allen Salonlesern warm empfohlen.

Unser Bildertisch.

Flitterwochen.

(Mit Illustration.)

Die Rosen blüh'n und der Himmel ist blau,
Nun wardst Du mein eigen, Du wonnige Frau,
Wir schworen uns zu den heiligsten Eid,
Die Sonne, sie lachte, als wir uns gefreit.
O du selige Zeit!

Nun, Liebchen, nun sind wir endlich allein!
Die rosigen Lippen benetze mit Wein
Und hebe den Becher und thu' mir Bescheid,
Dies Glas sei unserer Liebe geweiht!
O du selige Zeit!

Ich ruh' Dir zu Füßen und schaue Dich an,
Ein liebesentzückter, ein glücklicher Mann.
Die rauschende Welt, sie liegt uns so weit
In des Schlosses traulicher Einsamkeit.
O du selige Zeit!

Die Laute erklingt Deiner Schönheit zum Preis —
Was blicket Dein Auge so innig, so heiß?
Dornröschen bist Du, dies Schloß ist gefeit,
Mit Küssen erlös' ich Dich, reizende Maid!
O du selige Zeit!

F. H.

Alte Märchen.

(Mit Illustration.)

Wenn ich ein Märchen hörte
In meiner Jugendzeit,
Von Lieb', die ewig währte,
Von Prinz und Königsmaid, —

Eine Sage aus goldenen Landen,
Von Drachenkampf ein Lied,
Von Herzen, die sich fanden,
Von Herzen, die man schied, —

Dann mußt' ich vergessen im Frieden
Des Traumes, was um mich ist,
Vergessen, daß man hienieden
Auch einmal mich vergißt.

Mußt' suchen immer aufs neue
Nach Schätzen im Märchenreich,
Nach Muth, nach Kraft und Treue,
Nach Liebe, goldesgleich.

Diese Schätze der Rittertugend
Schloß ich ins Herz hinein,
Erkaufte damit meiner Jugend
Das Recht, unsterblich zu sein.

Bruno Mohren.

Nahrungssorgen. (Mit Illustration.) Die Hunde, wenn sie Hunger haben, mit Suppe, Brod und Fleisch zu laben, das ist — o Mensch, vergiß es nicht! — des Hundefreundes erste Pflicht. Darum erscheinen grausam, traun! — Die Försterskinder anzuschau'n, wie sie den braven Hektor necken und ihn bei seinen Nahrungszwecken sammt seinem Hundebruder hindern; das ziemet nicht humanen Kindern, wenn nicht zuletzt die Menschlichkeit die Schüssel doch dem Hunde weiht.

Die Gegenprobe. (Mit Illustration.) Daß die Weinwirthe auf die Reinheit ihrer Weine halten, ist nicht gerade eine oft anzutreffende Tugend. Unser gemüthlicher Weinwirth, der seine Sorten Hochheimer einer Gegenprobe unterwirft, gehört zu jener leider immer mehr abnehmenden Spezies von Wirthen, die auf Klarheit des Weins, auf reine Farbe halten und der seinen Bedarf nicht von chemischen Weinpanschern, sondern von Naturweinproduzenten bezieht. Möge ihm und seinen Gästen der reine Hochheimer wohl bekommen, der in seiner schönen goldigen Farbe — Farbe bekennt.

Neueste Moden.

Nr. 1. Ueberrock „Andréa" für Mädchen von 10 Jahren.

Dieser Anzug ist sehr elegant. Derselbe geht lang herab und ist in der Taille anliegend. Die rechte Seite hat einen Aufschlag, welcher mit Fischotterpelz besetzt

Nr. 1. Ueberrock „Andréa". **Nr. 2. Anzug für Kinder von 7 Jahren.** **Nr. 3. Ueberrock für Mädchen.**

ist. Die Seitentheile sind glatt, der Rücken ist auch glatt und hat unten Falten. Taschen, Kragen und Aermelaufschläge sind mit Fischotterpelz besetzt. Der Ueberrock wird auch aus Tuch und oft aus Faille hergestellt. Der Hut „Carmen" ist von Plüsch (imitirte Fischotter). Der vordere Rand desselben bildet eine Spitze,

welche im Innern ebenso gefüttert ist. Der hintere aufgeschlagene Rand ist mit einer lachsfarbenen Feder geschmückt.

Nr. 2. Anzug für Kinder von 7 Jahren.

Schottenkleid von jägerblauem Vigogne. Der Rücken ist glatt. Der Schooß

Nr. 4. Winterhut.

ist viereckig ausgeschnitten. Die glatten Vordertheile sind durch Knöpfe geschlossen und unter der Taille mit einem Gürtel von demselben Stoff versehen, dessen Enden sich auf den Falten des Rockes kreuzen und mit einer Schnalle in Hufeisenform zusammengehalten werden. Der Kragen, sowie die Aufschläge der Aermel sind vom Stoffe des Kleides. Der spitze Hut hat einen Aufschlag, welcher auf der

rechten Seite höher ist. Sammetschrägen von blauer Farbe und eine Amazonenfeder vervollständigen denselben.

Nr. 3. Ueberrock für Mädchen.

Dieser Anzug ist wie Nr. 1 anzufertigen, nur daß hier die Vordertheile ohne

Nr. 5. Capote.

den breiten Aufschlag und vorn herunter mit zwei Reihen Knöpfen eingerichtet sind, was für den Winter sehr vortheilhaft ist. Der Anzug wird aus Cheviot, Craquelé, Sammet ꝛc. angefertigt. Die kleine Pelerine ist von Astrakan. Der Hut ist mit Sammet überzogen und mit rubinrothem Atlasband und gleichfarbiger Feder ausgeputzt.

Nr. 6. Promenaden-Mantel.

Nr. 7. Winteranzug mit Visite „Lakmé“.

Nr. 4. Winterhut.

Dieser Hut ist von schwarzem Filz Der sehr hohe feste Kopf geht oben spitz zu und hat unten einen Bogenausschnitt. Der sehr breite Rand ist auf der rechten Seite herabgebogen, auf der linken dagegen emporgerichtet. Ringsum ist der Hut mit einer breiten Bordüre von Schmelzperlen besetzt. Auf dem Kopfe oben ist eine große schöne Feder angebracht, welche sich nach dem Rande herabneigt, sowie auch ein großer Schleifenbüschel von schwarzem Moireband, der nach dem Schirm zu in dem Besatze sich verliert. An der Seite befinden sich Hufeisen von Schmelzperlen.

Nr. 5. Capote.

Der kleine, vorn hohe Kopf derselben besteht aus grauem Filz. Der vordere

Nr. 8. Schürze.

Rand ist von in Puffen gezogenem grauem Sammet angefertigt und mit Chenille besetzt. Eine große Schlupfe von grauem Sammet ist vorn angebracht, welche auf der andern Seite von ein paar weißen Täubchen, die durch Sammetgefältel gehalten werden, gedeckt wird. Dieses Sammetgefältel erstreckt sich bis über den Kopf des Hutes und faßt den untern Theil desselben ein. Zwischen den Täubchen und der Schlupfe sind noch graue schwertförmige, sowie auch weiße gebogene Federn angebracht. Die Bindebänder sind von grauer Seide.

Nr. 6. Promenaden-Mantel.

Dieser Mantel ist aus moosfarbenem braunem Pekiné angefertigt. Im Rücken ist derselbe anliegend und im Rock ist er sehr faltig. Auf dem Vordertheile befinden

sich neben einem breiten, bis unten hin reichenden Sammetstreifen an jeder Seite Falten. Die weiten Aermel sind ebenfalls mit Sammet besetzt. Die Verzierungen, welche sich an den Aermeln, sowie auch am Rücken beim Ansatz der Falten und vorn am Kragen befinden, sind Chenillengrelots in etwas dunklerer Farbe. Das Capotehütchen mit emporgebogener Spitze ist moosbraun und mit verschieden schattirten Federn besetzt. Eine Crèmespitze ist vorn angebracht.

Nr. 7. Winteranzug mit Visite „Lakmé".

Der erste Rock dieses Anzugs besteht aus einem Rock von gefälteltem Atlas. Eine Tunikadraperie fällt auf diesen, welche aus ciselirtem Sammet gefertigt ist.

Nr. 9. Russisches Hemd.

Schwarze Sammetschleifen mit langen Enden halten diese empor. Die Visite besteht ebenfalls aus ciselirtem Sammet und ist mit grauem Astrakan besetzt, welcher sich am Hals, vorn herab und an den Aermeln befindet. Ein kleiner Muff von Astrakan. Die Capote von ciselirtem Sammet ist mit feuerfarbiger Wollenspitze garnirt. Schleifen und Bindebänder sind von Sammet.

Nr. 8. Schürze.

Diese sehr elegante Schürze ist aus dickem Seidenrips angefertigt. Schöne breite Spitze begrenzt dieselbe an beiden Seiten. In der Mitte der Schürze vorn herab befindet sich dieselbe Spitze flach aufgesetzt. Zu beobachten ist bei der Anfertigung, daß die Spitzenenden an der untern Seite der Schürze schöne Bogen bilden. An der Taille ist dieselbe in Falten gereiht und mit einem Corsetlatz von

schwarzem Sammet versehen. Die linke Seite dieses Latzes ist von rosa Atlas und mit einem dicken Büschel von rosa Atlasband besetzt. Die rechte Seite ist mit einem Spitzenfächer bedeckt, welcher nach der linken Seite hingeht und sich mit dem Besatz der Schürze vereinigt. Der Gürtel ist von schwarzer Seide.

Nr. 9. Russisches Hemd.

Ein sehr praktisches Nachthemd, welches aus feinem Batist oder Chirting angefertigt ist. Die Vordertheile sind mit drei gestickten Einsätzen versehen; an den Schultern, sowie am Hals sind sie eingereiht. Das Rückentheil ist ebenso geschnitten und an den Schultern und Hals in Falten genommen. Auf den Achseln deckt ein

Nr. 10. Fächer.

breites Bündchen mit buntfarbiger, rother oder blauer Kreuzstichstickerei und Holbeintechnik die Falten. Ein ebensolcher Streifen ist am Hals angebracht, sowie drei andere auf den Vordertheilen. Die sehr langen und weiten Aermel sind oben, in Falten gereiht, eingesetzt. In der Mitte derselben befindet sich eine breite Stickerei in der oben angegebenen Art. Am untern Ende ist der Aermel in ein Bündchen gefaßt und nach innen heraufgenommen an einen Knopf zu befestigen, damit das Bündchen desselben nicht zu weit herabfällt.

Nr. 10. Fächer.

Der Fächer ist von Holz mit erhabenen Verzierungen. Die Schmetterlinge und Bienen sind auf schwarzem und fischotterfarbenem Atlas gemalt und auf dem Holz befestigt.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Im Plauderwinkel.

Nach dem Originalgemälde von Mathias Schmid.

Bettlers Heim.

Novelle von Ulrich Frank.

Unsere liebenswürdigen Freunde hatten ihre Salons wieder geöffnet. Wir saßen in anregendem Gespräch im Boudoir der geistvollen Hausfrau und doppelt freudig ließ man nach der langen sommerlichen Pause die anmuthige, geistige Frische der Gastgeberin, den Witz und das joviale Behagen des Hausherrn auf sich wirken. Länger als sonst hatten die Sommerreisen uns fern gehalten, und nun war's Herbst geworden, rauher, nasser Herbst, der die Wohlthat eines gastlichen, lichtstrahlenden, wohnlichen Heims erhöhte. — Alte Freunde begrüßten sich, neue Persönlichkeiten wurden vorgestellt, unter diesen war es der russische Staatsrath und Professor v. S., der ein besonderes Interesse auf sich zu konzentriren verstand. Von seiner Regierung nach Berlin, Leipzig und Halle gesendet, um über die Art des philosophischen Unterrichts an unseren Fakultäten Studien zu machen, hatte er seine Anwesenheit benutzt, um bei unseren Freunden sich einzuführen. Professor v. S. hatte weite Reisen gemacht und Land und Leute mit scharfer Beobachtungsgabe und feinem Verständniß studirt. Ein besonderes Augenmerk hat er auf die Bettler in verschiedenen Ländern gerichtet, und eingehende Betrachtungen stellte er über die Psychologie dieser Parias der Gesellschaft an. Es hatte sich ihm nun die Bemerkung aufgedrängt, daß die Bettler überall, wo der Katholizismus herrschte, einen gewissen Stolz, ein gewisses Selbstgefühl in ihrer entehrenden Situation sich bewahrt haben. „Leistung und Gegenleistung", sagte der Professor, „denkt der Almosenempfänger, für die kleine Münze, die er erhält, murmelt er seine „Vaterunser", haspelt er seine Rosenkränze ab, fleht er die vorschriftsmäßigen Segnungen auf unser Haupt herab. Er glaubt an die Wirkung seiner Gebete, er steht auf besonders intimem Fuße mit dem lieben Herrgott und mit der Mutter Gottes; mit den Heiligen ist er förmlich Du und Du und alle gnadenthätigen Wunderbilder sind ihm bekannt, soweit er bettelnd durchs Land zieht. Für das Almosen, das er empfängt, verschafft er das Himmelreich,

er bietet also mehr, als er erhält, und so wird der Gebende füglich noch zum Nehmenden. Mag das auch alles diesen Bettlern nicht so klar ins Bewußtsein treten, fest steht, daß der Bettler in katholischen Ländern seinen Beruf nicht als Schmach empfindet und eine gewisse naive Selbstzufriedenheit sich bewahrt. Zur Illustration meiner Beobachtungen will ich mir erlauben, Ihnen eine eigenthümliche Begebenheit mitzutheilen."

Wir hörten mit lebhaftem Interesse ihm zu und hier folgt, was er uns erzählte:

„Vor der Kreuzkirche in Warschau, die zu so trauriger Berühmtheit gelangt ist durch den blinden Feuerlärm, der vor einigen Jahren vielen Menschen das Leben kostete, saß seit Jahr und Tag auf einer der untersten Stufen der zu beiden Seiten angelegten Treppe ein Bettler. Die Lumpen umhüllten eine ziemlich kräftige Gestalt, das tief durchfurchte Gesicht hatte eine gesunde Farbe, der zerdrückte Hut bedeckte eine breite Stirn, spärlich schauten weiße Haarsträhne unter dem tief in den Nacken geschobenen alten Filzdeckel hervor. — Er war ein Bettler, wie viele andere, die neben ihm umherlungerten und doch war er anders, wenn man auch nicht zu sagen vermochte, worin der Unterschied bestand. — Unaufhörlich betete er seine Rosenkränze herunter, und unterbrach den monotonen Singsang nur, um Almosen in Empfang zu nehmen, die ihm merkwürdigerweise besonders reichlich zuflossen. — Er wendete sich nicht einmal mit direkter Bitte an die Vorübergehenden, aber er blickte sie an, so durchdringend, so mahnend, als hätte er eine Schuld von ihnen einzutreiben. Hastig griff man in die Tasche und warf ihm eine Kopeke zu, der nicht darum anflehete, während man an denen, die mit winselnder Stimme, mit erhobenen Händen weinend Almosen heischten, achtlos vorüber ging. Er nahm die geschenkte Münze entgegen mit dankendem Kopfnicken, aber ohne die kriechende, heuchlerische Demuth seiner Genossen, die ihn wohl beneiden mochten um die reichlicheren Gaben, die er empfing, ihm aber doch eine gewisse Ehrenstellung in der Zunft einräumten. Er war zwar immer schon zur Frühmesse auf seinem Posten, aber selbst wenn er einige Minuten sich verspätete, hätte niemand gewagt, seinen Platz einzunehmen. An Sonn- und Feiertagen, wo die Andächtigen in besonders großer Anzahl die Treppen passirten und dadurch die Passage beengten, kauerten lieber die Kollegen auf der andern Seite der Stufe dicht zusammen, ehe sie ihn um einen Schritt breit von seinem angestammten Sitz verdrängt hätten; er war eben der Senior unter ihnen, das stillschweigend erwählte und hochgehaltene Oberhaupt in dieser Bettlerrepublik!

Wer von Ihnen die Vaterstadt unserer liebenswürdigen Wirthin nicht kennt, erfahre, daß die Kreuzkirche in der Krakauervorstadt gelegen ist. Diese bedeutet für Warschau dasselbe, was für Paris seine Boulevards, für Berlin die Linden oder die Friedrichstraße sind. Ein interessantes, elegantes Leben und Treiben entwickelt sich in dieser Straße. Die Abkömmlinge der alten Sarmaten sind temperamentvoll und feurig genug, um dem Verkehr einen besonders lebhaften Charakter zu verleihen. Die graziösen, kleinfüßigen Polinnen, die vornehmen Kavaliere, die Russinnen in der jetzt sehr beliebten kleinrussischen Nationaltracht,

Studenten und Offiziere, der polnische Jude im glänzenden Kaftan, alle jagen und haften aneinander vorüber, als gelte es in jeder Stunde, jeder Minute etwas neues, unerwartetes zu finden. Dazwischen raſſeln die prächtigen Karoſſen mit den kleinen, feurigen Geſpannen und den in Pelze gehüllten Kutſchern die Straße entlang. Laſt- und Arbeitsfuhrwerk ſperrt für Momente die Paſſage, beſonders an den engern Theilen, wo ſie mit der Pferdebahn karamboliren, kurz das Straßenleben iſt ein äußerſt bewegtes und nimmt die Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch, daß es eigentlich beſonders anzuerkennen iſt, wenn den Vorübereilenden Zeit bleibt, an die armſeligen, demüthigen Geſtalten zu denken, die an der Kreuzkirche lagern. Da aber die Polen und beſonders die Polinnen eine generöſe Ader beſitzen, ererbt aus jener Zeit, wo ihre Ahnen mit vollen Händen und in jeder Form, ſei es als Gaſtlichkeit, Wohlthätigkeit oder Verſchwendungsſucht gaben, ſo fielen doch viele Scherflein den Bettlern zu, und unter dieſen am meiſten dem alten Bettler auf der unterſten Treppenſtufe. Theilnahmlos blickte er auf das Gewirr, das ſich alltäglich vor ſeinen Augen entrollte. Er war ſie ſchon gewöhnt, die haſtenden, geſtikulirenden, vorüberraſenden Menſchen, und manche unter ihnen ſah er ſeit langen Jahren ſo an ſich vorbeieilen; er kannte die Equipage des Gouverneurs mit ſeinem in maleriſche Trachten gehüllten Tſcherkeſſen-Gefolge; das Bild war alt, nur der Gouverneur war von Zeit zu Zeit neu; er wußte genau um welche Sekunde der reiche Herr aus der Nalewkiſtraße den Platz paſſiren würde, den Kaftan von ſchwerem Seidenſtoff um den ſchlottrigen Körper, ehrfurchtsvoll begrüßt von ſeinen Glaubensgenoſſen, die genau taxiren konnten, wie viel Millionen ſchwer der ſtrenggläubige, talmudiſch hochgebildete Mann ſei. Er kannte und ſah das alles und nichts brachte ihn aus ſeiner Ruhe, nichts aus dem Rhythmus, mit dem er ſeine Litaneien herunterbetete „Vater unſer“ und „Vater unſer“ zum hundertſten, zum tauſendſten Male, unermüdlich, unaufhörlich, man könnte ſagen pflichtgetreu, gewiſſenhaft! Nur einmal in all' dieſer Zeit hatte ſich etwas beſonderes ereignet. Es war an einem froſtſtarrenden Wintertage in der Mittagszeit, die Sonne ſtrahlte am wolkenloſen Himmel, eine leuchtende, aber eiſig kalte Sonne. Schneller noch als ſonſt eilten die Leute vorüber, die raſche Bewegung brachte das Blut in Wallung und verminderte den Einfluß der Kälte, obwohl man gegen dieſelbe ſich auch ſonſt zu ſchützen verſtand. Warſchau iſt eine Stadt des koſtbaren Pelzwerks, und wer nur irgend kann oder auch nicht kann, ſchützt und ſchmückt ſich damit. Die Bettler hatten ſich dichter in ihre Lumpen gehüllt und etwas ſchwerfälliger kamen die Gebete von ihren Lippen, der warme Hauch des ſich öffnenden und ſchließenden Mundes kriſtalliſirte ſich ſofort, legte ſich eiſig um Naſe und Lippen oder in das ſtruppige Barthaar. Der Alte ſchien wärmer als ſeine übrigen Genoſſen gekleidet, aber das ſtundenlange Sitzen auf den feſtgefrorenen Steinfließen mochte wohl auch ihm hart zuſetzen; mühſelig taſteten die Finger ſich den Roſenkranz entlang, ſie waren ſtark geröthet, wie abgefroren; den Kopf hatte er vorübergeneigt, als wolle er dadurch ſein Geſicht vor dem ſchneidenden Froſte ſchützen. Die Augen blickten müde und gleichgiltig, aber plötzlich blitzte aus denſelben ein aus Neu-

gier und Entsetzen gemischter Strahl, dann erhob er sich schwerfällig, sah starr nach der Ecke der Grafen-Bergstraße, um die eben eine schlanke Mädchengestalt bog, wohlgekleidet und gut verwahrt gegen die Kälte. Sie schritt rasch und energisch auftretend der Kirche zu, die Augen blickten fröhlich in das Straßengewühl, die Wangen waren stark geröthet, wie man es bei jungen, gesunden Menschenkindern im Winter häufig sieht; ein hübscher Muff schützte die Hände vor dem Frost, ein Pelzkragen umsäumte das liebliche, frische Gesicht. Es war nichts außerordentliches an dem jungen Mädchen, sie sah aus wie guter Bürgersleute Kind, und die Aufregung, mit welcher der Bettler sie betrachtete, schien durch nichts gerechtfertigt. Noch einmal ein ängstlicher Blick und dann eilte er die Treppen hinauf und verschwand schnell im Eingang der Kirche. Das Mädchen hatte sich genähert, blieb vor den Treppen der Kirche stehen, zog ihr Beutelchen und gab an zwei oder drei der Armen Almosen, der weißhaarige Bettler war durch seine Flucht zu kurz gekommen bei der Vertheilung. Nach einem Viertelstündchen erschien er im Eingang, lugte vorsichtig nach rechts und links, dann kehrte er nach seinem Platze zurück. Vielleicht hatte er inzwischen eine Andacht verrichtet vor dem Altarbilde der Gnadenreichen; den andern Almosenempfängern war es wohl aufgefallen, daß er so schnell in die Kirche ging — aber diese Armen, Elenden, sie haben nicht einmal die Kraft sich zu verwundern oder über etwas nachzudenken, er war eben nicht da, als die reiche junge Dame ihre Spende gab, sonst hätte er auch was erhalten — das war der einzige Gedanke, der durch ihre Köpfe ziehen mochte — im übrigen war und blieb jetzt wieder alles wie es vordem gewesen. Der Bettler verließ seinen Posten auf der untersten Treppenstufe nicht mehr!

Zu den seit Monaten alltäglich Vorüberwandelnden gehörte ein junger Mann, der immer kurz nach zwölf Uhr, wohl nach Schluß der Bureau- oder Comptoirstunden, die Kreuzkirche passirte. Es war ein hübscher, prächtiger Mensch, selbstbewußt und fröhlich dreinblickend, von jener Frische und Unverdorbenheit, die in den großen Städten immer seltener wird. Seine Lippen umspielte ein offenes Lächeln, wie wenn er mit sich und der Welt besonders zufrieden wäre; seine wohlgewachsene Gestalt, sein fester Gang und der ruhige freundliche, aber bestimmte Ausdruck seines Gesichtes flößten Vertrauen und Zuneigung ein. Alles in allem, es gewährte Vergnügen, ihn anzusehen, und dieses Vergnügen bereitete sich auch der alte Bettler. So oft er in die Nähe kam, sah er nach ihm hinüber, fixirte ihn mit festem Auge und über sein runzliches Gesicht flog es wie ein wohliges Behagen, wie wenn er etwas anziehendes, gutes gefunden hätte; der Anblick des jungen Mannes that ihm wohl. Mochten die starr auf ihn gerichteten Blicke des Alten von magnetischer Kraft gewesen sein, eines Tages fiel sein Auge auf den Bettler, er blickte ihn längere Zeit an, dann zog es wie Mitleid durch seine freundlichen, freudigen Züge; er nahm eine Münze aus der Tasche und reichte sie ihm, man könnte sagen mit fast rücksichtsvoller, zartfühlender Geberde, so als wolle er ihm das Demüthigende und Schmerzliche der Situation weniger fühlbar machen. Mit ehrerbietigem Dank nahm dieser die Gabe in Empfang und während er sich gewöhnlich sonst mit einem stummen Kopfnicken

begnügte, unterbrach er diesmal seine Segenssprüche, sagte: „Danke, mein junger Herr", nahm dann inbrünstiger wie zuvor seine Gebete wieder auf und ließ andächtig den Rosenkranz durch die Finger gleiten. Von jenem Tage an bekam er jedes Mal eine kleine Gabe von diesem jungen Manne. Es war wie ein tägliches Opfer, das derselbe am Altar der Wohlthätigkeit in seine Hand niederlegte. Schon von weitem gewahrte ihn der Bettler, dann erhellte sich sein Antlitz, bei seiner Annäherung leuchtete es in seinen Augen, fast könnte man sagen zärtlich auf, wie wenn er etwas besonders liebes, angenehmes sähe. Der Herankommende suchte mit seinen Blicken ebenfalls den Almosenempfänger, sah zufrieden und heiter aus, wenn er ihn erspäht hatte, steckte in die kurze, breite, knochige Hand die Kopeke, die er schon in Bereitschaft hielt und eilte vorüber, ohne sich länger als es der Vorgang erforderte, aufzuhalten, als wollte er das Beschämende des Almosenempfanges für den Bettler dadurch vermeiden, daß er die Sache so schnell als möglich erledigte. — Gesprochen hatten sie niemals miteinander, aber sie standen miteinander wie alte, gute Bekannte; einer hatte einen Antheil gewonnen am Leben des andern, der Gebende und Nehmende! Wochen und Monate waren vergangen, der Winter hatte dem Frühling und dieser dem Sommer Platz gemacht, und nun war seit einigen Tagen wieder kaltes Wetter eingetreten und es schien als ob der lange, sonnige Herbst seine Herrschaft seinem eisigen Nachfolger abgeben müsse. An der Kreuzkirche hatte sich nichts geändert, dieselben verlumpten Gestalten mit ihren flehenden Geberden, heulenden Gebeten und klagenden Tönen; einer mehr, einer weniger, wer zählt die verwahrlosten Elenden?! Auf der untersten Treppenstufe saß der Bettler. Er sah vielleicht etwas verwitterter aus als im vorigen Jahre, aber auch das ließ sich nicht behaupten einer Figur gegenüber, die immer in derselben gebeugten, jammervollen Haltung sich befindet, ein Bettler auf der Steinstufe! Und doch sah er seit einigen Tagen ängstlich, unruhig, kummervoll aus, wer sich nur Mühe genommen hätte, ihn zu beobachten, der hätte Harm und Unruhe auch in diesen Zügen gelesen. Was war es nur? Flossen die Almosen spärlicher, machte er schlechte Geschäfte mit seinem Bettelhandwerk?

Die Glocke an der Kirche holte in tiefen Schlägen aus, um die Mittagsstunde einzuläuten. Bei jedem der dumpfen Schläge zuckte er wie nervös zusammen und Furcht und Hoffnung malten in raschem Wechsel sich auf seinen harten Zügen. Er schaute das Trottoir entlang, auf dem sein guter, alter Bekannter und Wohlthäter daher kam. Aber der Ausdruck von Hoffnung schwand völlig aus seinem Gesichte, als derselbe sich näherte und in völliger Muthlosigkeit zog er sich soweit wie möglich zurück, um, wenn auch sehend, nicht gesehen zu werden. Doch das nutzte nicht viel, der junge Mann hatte ihn dennoch erblickt; mit einer fast mechanischen Bewegung, hervorgerufen durch lange Uebung und Gewohnheit, griff er nach der Tasche, aber er zog die Hand leer zurück; ein trauriges, müdes Lächeln huschte über sein Antlitz, dann wendete er sich und ging hastig vorbei, als schäme er sich, dem alten Manne nichts zu schenken. Seit acht Tagen ungefähr war diese Veränderung eingetreten, bis dahin hatte er ihm täglich etwas gespendet; da war er eines Mittags vorübergeeilt, athemlos, in

höchster Erregung, wie es schien, ohne seines gewohnten Kunden nur zu achten, nach einer Stunde war er zurückgekehrt, langsamen Schrittes in sich versunken, achtlos für die Umgebung um sich her. Er mochte kaum wissen, daß er in der Nähe der Kreuzkirche sich befand, und daß von der untersten Treppenstufe derselben zwei Augen angstvoll und mitleidig sich auf ihn richteten. — Der junge Mann hat Kummer, es muß ihm etwas schreckliches widerfahren sein, dachte der Bettler, nun, hoffentlich ist es morgen wieder besser. — Aber es wurde nicht besser, er kam täglich vorüber, nach wie vor, nicht mehr den jähen Schreck, die augenblickliche Erregung in seinem Gesicht, aber statt dessen, was schlimmer ist, Hoffnungslosigkeit, die Apathie der Verzweiflung in den ehemals so lustigen, lebensvollen, frischen Zügen. In den ersten Tagen sah er den Bettler nicht, offenbar hatte er für nichts Sinn und Interesse, als für seine unglückseligen Gedanken; dann fand er sich wieder in die Alltäglichkeit zurück, er erkannte seinen Kopekensammler, aber er sah verlegen an ihm vorbei und wich dem fragend auf ihn gerichteten Blick aus, als peinige es ihn, seine gewohnte Spende ihm vorzuenthalten. Dann hatte er sich auch daran gewöhnt und jetzt ging er einige Male schon vorüber, ohne merken zu lassen, daß eine Erinnerung ihn an dieser Stelle beschliche. Er sah stumpf, bleich und abgehärmt aus, Gang und Haltung waren schlaffer geworden, die Kleidung vernachlässigt; er machte den Eindruck eines Menschen, der es müde geworden, gegen ein unentrinnbares Schicksal anzukämpfen. Noch eine Woche verging, da eines Mittags erhob sich der Bettler von seinem Platz und trat dem Herankommenden entgegen. Mit erschreckten Mienen sah dieser den Bettler plötzlich vor sich stehen. Eine Blutwelle schoß ihm durchs Gesicht und instinktiv machte er die abweichende Handbewegung, mit der wir lästige Dinge von uns zu scheuchen versuchen und die den Straßenbettlern gegenüber häufig angewendet wird.

„Warum schenken Sie mir nichts mehr, mein junger Herr?“ fragte ihn der Bettler.

Es war etwas in dem Tone seiner Stimme, das ihn zwang, seinen Schritt anzuhalten. Er fühlte, der vor ihm Stehende wollte sein Almosen nicht durch Zudringlichkeit erzwingen; etwas anderes, was ihn unwillkürlich angenehm berührte, sprach aus dieser Anrede zu ihm.

„O, mein lieber Alter, das ist — das ist — Zufall“, stotterte er rasch heraus; dann, als schäme er sich der Unwahrheit, fügte er leiser hinzu: „Es geht mir schlecht, ich habe nichts mehr zu verschenken, ich besitze selbst nichts mehr.“

Es war, als hätte er mit diesen Worten einen unendlichen Zwang sich von der Seele geredet, als könne er jetzt erleichtert aufathmen; er that es auch in Wirklichkeit, und es schien dem vor ihm Stehenden, der ihn prüfend betrachtete, als sähe er weniger unglücklich nach diesem Geständnisse aus, als die ganze Zeit her.

„Das kann passiren, lieber gnädiger Herr! So etwas sehen wir alle Tage“, sprach er zu ihm, ohne seine ehrerbietige Haltung aufzugeben, „aber wollen Sie einem alten — Manne“, er stockte vor dem Worte „Bettler“, „erlauben, Ihnen seine Hilfe anzubieten. Sie haben mir so lange Zeit hindurch geholfen, vielleicht kann ich Ihnen es ver-

gelten. Weisen Sie mich nicht zurück, thun Sie mir die Schande nicht an, nachdem Sie so lange mir wohlgethan haben."

Der junge Mann sah verlegen und unentschlossen aus. Wie sollte er nach dem Appell an seine Großmuth den Alten zurückweisen, ohne ihm sehr wehe zu thun; und er war so ganz in der Stimmung, den Unglücklichen, Enterbten nachzufühlen, wie grausam man sie quälte durch Stolz und Ablehnung. Er murmelte daher, es sei ihm schwer zu helfen, er danke ihm für seine Bereitwilligkeit, er werde sie nicht vergessen in den Tagen, wo es ihm wieder besser gehe, und die ja kommen müßten, und ähnliche Dinge, die seiner Zurückweisung den Stachel der Härte nehmen sollten. Ruhig, wie ergeben, hörte der Alte auf alle diese Ausreden; er wußte, daß es leere Worte seien; dann entgegnete er:

„So versprechen Sie mir eins: kommen Sie heute Abend, wenn es dunkel geworden, hierher, hören Sie an, was ich Ihnen zu sagen habe. Strafen Sie mich nicht durch Verachtung, damit ich es nicht bitter empfinde, daß Sie mir wohlgethan. Ich bin nur ein Bettler, aber Gott spricht auch oft durch die Stimme seiner niedrigsten Werkzeuge und Organe. Ich habe das Almosen, das Sie mir gaben, nie erbettelt, aber heute erbettle ich von Ihnen die Gunst, daß Sie kommen. Schenken Sie mir das Almosen, mich nicht zu verachten, von sich zu stoßen, wie einen — Hund."

Was war es nur, was aus der Stimme des alten Mannes zu ihm sprach; war es der Wiederhall seines eignen Schmerzes, seiner eignen Verlassenheit und Einsamkeit?

„Ich werde kommen", sagte er kurz entschlossen und streckte zur Bekräftigung seiner Worte dem Bettler seine Hand entgegen. Dieser aber that, als ob er es nicht sähe; er wollte nicht, daß sein Freund hier am hellen Mittag mit einem Miserabeln Handschlag tausche. Wogte das Leben auch auf der Krakauerstraße bewegt hin und her, wie gewöhnlich, und achtete einer auch wohl kaum des andern, so hätte es ja immerhin möglich sein können, daß die Scene beobachtet wurde. Er nickte daher mit dem Kopfe, wie stets, wenn er für eine empfangene Gabe dankte, dann schlich er auf seine Treppenstufe zurück. „Ich komme", rief der junge Mann ihm nochmals nach.

„Gott sei mir gnädig, Gott sei mir gnädig", murmelte, sich bekreuzigend, der Alte, betete dann zehn „Vater unser" und fingerte den Rosenkranz.

Durch die Krakauervorstadt, links beim Schloß vorbei, über die lange Weichselbrücke nach Praga hinab, folgte der pünktlich bei einbrechender Dunkelheit sich Einstellende dem Alten nach. Hastig schritt dieser vor ihm her, ohne nur ein Wort an ihn zu richten. Als er bei der Kirche angekommen war, hatte er ihm durch ein Zeichen bedeutet, er solle warten. Dann hatte er noch einige Almosen entgegengenommen, sein Häuflein Scherben in ein zerrissenes, verblichenes Tuch gepackt, seinen Krückstock aufgehoben und war vor ihm hergegangen, in der Gewißheit, daß dieser ihm folgen werde. Auf der Mitte der Brücke blieb er stehen und sagte leise und schnell zu ihm: „wenn wir in Praga sind, werde ich Ihnen sagen, wohin ich Sie führe." Dann ging's wieder rasch vorwärts; der junge Mann fing an ein gewisses

Interesse an dem Abenteuer zu gewinnen, Interesse an irgend etwas seit längerer Zeit. Er war gekommen, theils um sein Wort zu halten, theils um den Alten nicht zu erniedrigen; er konnte sich keine Rechenschaft über seine Handlungsweise geben, aber was lag daran? Was lag überhaupt an ihm, dem Einsamen, dem Fremdling in dieser großen Stadt, in der kein Herz für ihn schlug, kein Herz — doch eins, das des Bettlers! So war er gekommen und alle diese Gedanken schwirrten durch seinen Kopf, als er jetzt hinter seinem Führer einherschritt.

Praga ist eine Vorstadt der polnischen Hauptstadt, der Industriebezirk derselben, durch die lange, großartige Weichselbrücke von Warschau getrennt und an den Ufern des mächtigen Stromes sich hinziehend; lebhaft wogt der Verkehr hinüber und herüber. In den schmalen Häusern wohnen Arbeiter, kleine Beamte, Bauern, die dort Landwirthschaft betreiben und die Stadt mit den Erzeugnissen ihrer Milchwirthschaften, ihres Ackerbaues und ihrer Federviehzucht versorgen. Im Sommer macht Praga einen freundlichen Eindruck; echtes Landleben scheint noch dort vorhanden; die Häuser sind im Grün fast verborgen, vor den Thüren spielen halb bekleidet Kinder, die Haushaltungsgeschäfte werden so weit als möglich im Freien erledigt; hier trocknet man Wäsche, dort schält eine Frau Kartoffeln, kurz an die Nähe der Großstadt wird man zunächst nur gemahnt durch den malerischen, überwältigenden Eindruck, den Warschau, von Praga aus gesehen, gewährt. Wahrhaft imposant sieht die alte Sarmatenstadt aus, wie sie am Weichselufer sich erhebt, mit ihren Palästen, dem alten Herzogsschloß, ihren Kathedralen und gelben russischen Kirchen, mit ihren Gärten und Promenadenwegen. Doch geht der elegante Verkehr im Sommer nicht nach Praga hinaus; nur so weit es sich um die Bäder handelt und den sehr beliebten Wassersport, fährt man nach dieser Vorstadt, sonst genießen die Lazienki und Willanow den Vorzug. Nur das gewöhnlichere Publikum belustigt sich in den Gartenwirthschaften in Praga. Aber so freundlich es im Sommer ist, im Winter macht es einen düstern Eindruck. Koth und Schlamm bedecken die Straßen, die Beleuchtung derselben ist mangelhaft, und es bedurfte der ganz verzweifelten oder ganz gleichgiltigen Stimmung des jungen Mannes, um so geduldig durch Dick und Dünn dem Bettler zu folgen. Endlich hielt dieser vor einem schmalen, mehrstöckigen Gebäude. Sie traten in einen schlechtbeleuchteten Hausflur und schritten eine ausgetretene, ziemlich steile Treppe hinan. — Auf dem ersten Treppenabsatz blieb der Alte stehen, sah sich scheu um und flüsterte seinem Begleiter zu: „sagen Sie oben nicht, wo Sie mir begegnet sind" — dann stieg er hastig aufwärts und der andere folgte ihm. Vor einer Thür des zweiten Stockwerkes machten sie Halt. Der Bettler klopfte an die Pforte und gleich darauf wurde diese geöffnet. Der junge Mann war einige Schritte zurückgetreten und hörte wie eine liebliche Stimme sagte:

„Bist Du es, Väterchen? O, wie naß und kalt!"

Sie waren in ein dunkles Vorzimmer getreten und er blieb unbeachtet, weil die Gestalt, die geöffnet hatte, zärtlich um den alten Mann beschäftigt war. Ein Lichtstrahl fiel durch den Spalt der nach dem Nebenzimmer gehenden, etwas geöffneten Thür schräg herein, und

er konnte, selbst im Dunkeln stehend, beobachten, wie sie liebreich dem Vater behilflich war. Dabei plauderte sie unaufhörlich.

„Das garstige Gewand! Warum Du kein neues kaufst, für mich bist Du so gut, und Dir magst Du nichts vergönnen! Wenn's auch schmutzig und häßlich auf dem Platze ist, wo Du die Arbeiten beaufsichtigst, aber einen neuen Rock könntest Du immer haben . . . ." Er ließ sie ruhig reden und vertauschte mit ihrer Hilfe seine Bettlerhülle mit einem langen, bequemen Hausrock, seine nassen, schmutzigen Stiefel mit weichen, warmen Schuhen, den alten Filzhut mit einem zierlich gestickten Käppchen. „Und daß Du darauf bestehst, daß es hier draußen immer finster bleiben muß, ist auch so eine von Deinen Grillen, Väterchen."

„Wir wissen ja, wo alles liegt", sprach er zum ersten Male, „und ich will, daß Du Deinen alten Vater nur hübsch und wohlgekleidet siehst, nicht in seinem . . . .", er stockte, „Arbeitergewand. Und nun führe uns herein; hier, ich habe heute einen Gast mitgebracht."

Sie hatte die Thür weit geöffnet und starrte jetzt aus verwunderten Augen auf den Mann, der mit ihrem Vater im Rahmen derselben erschien. Aber auch er vermochte sein Staunen nur schwer zu verbergen. Was war das, wachte oder träumte er? Vor ihm das gemüthliche, wohnlich und freundlich ausgestattete Zimmer, mit den schlohweißen Vorhängen, dem schönen mit wohlgepflegten Blumen versehenen Blumentisch, dem blinkenden Vogelbauer und all' den Zierlichkeiten eines sorgfältig geleiteten Hauswesens, eines Bettlers — Heim?! Die hellstrahlende Lampe beschien einen prächtigen Theetisch. Auf hübschem, reich gemustertem Tischtuch stand der dampfende Samowar und summte und zischte seine lieben Melodien wohlig und traut; Weißbrod, Honig, rosiger Schinken und Eier lachten appetitlich die Eintretenden an, und schönes Obst verhieß einen guten Nachtisch. Am Lehnsessel, der auf den Alten nur zu warten schien, lehnte die gestopfte Pfeife und aus der Ofenröhre zischelte und duftete es nach gebratenen Aepfeln. Das Bild des höchsten Behagens, der friedvollsten Ruhe. Niemand war erwartet worden, es war nur für zwei Personen gedeckt, für den Bettler und sein Kind. Dieses Kind, ein reizendes Mädchen, frisch und lieblich, im niedlichen Hauskleid und feinem Schürzchen, ein echtes Haustöchterlein, befreite sich rasch von der augenblicklichen Verlegenheit und beeilte sich für den Gast ein Couvert aufzulegen. Sie that das so flink und geräuschlos, daß es einen besondern Genuß gewährte, ihr zuzusehen. Der Alte, der in seinem behäbigen, freundlichen Aussehen gar nicht wieder zu erkennen war, weidete sich an dem verblüfften Ausdruck im Antlitz des jungen Mannes.

„Meine Tochter Wanda", wendete er sich an ihn, „und Sie?"

„Feodor Korzinski", gab dieser mit einer Verbeugung zurück.

So, jetzt hatte er auch seinen Namen erfahren! Mit herzlicher Geberde lud sie ihn ein, Platz zu nehmen; wer hätte widerstehen können? Gewandt kredenzte sie den Thee, und der Alte bat ihn, zuzulangen. — Er sah ihn an mit einem eigenthümlichen, prüfenden Blick; vor welchem Räthsel befand er sich? Bald aber siegte das Wohlgefühl, das dieser gemüthliche Theetisch hervorrief und der Hunger über alle Bedenken; er hatte seit Tagen nicht ordentlich gegessen. Herzhaft

griff er zu, man verzichtete auf weitere Höflichkeitsphrasen, und ein gesegneter Appetit gelangte zu seinem Rechte. Die Unterhaltung zwischen den drei um den Tisch gruppirten Personen war nicht sehr lebhaft. Das junge Mädchen schien an dem Verkehr mit Fremden nicht gewöhnt und besaß wohl kaum die Gabe der Plauderei in dem Maße, um zu jeder Zeit und unter allen Umständen etwas sagen zu können. Der Alte und sein Gast befanden sich in zu eigenthümlicher Lage, um bald ein gleichgiltiges Gesprächsthema zu finden. Jetzt, nachdem er sich gesättigt hatte, schaute der Bettler etwas verlegen um sich, während der andere mit einer neugierigen Verwunderung, die er kaum noch zu verbergen bemüht war, immer wieder das Zimmer in seiner komfortabeln Wohnlichkeit, den reichbesetzten Tisch und endlich die beiden Bewohner dieser Häuslichkeit musterte. Bald dahin, bald dorthin schweifte sein Auge, um endlich auf Wanda haften zu bleiben, und so unverwandt schaute er sie an, daß sie, seinen prüfenden Blick auf sich gerichtet fühlend, aufblickte und ihm errötheud in die Augen sah! Das brachte ihn zu sich und er raffte sich doch zu einer Ansprache auf.

„Ich habe Sie gestört, mein Fräulein, mit meinem unvermutheten Erscheinen", sagte er.

„O nein", gab sie einfach zurück, und ein sanftes Lächeln umspielte ihren reizenden Mund. „Wir sind es nicht gewöhnt, Gäste zu haben, aber desto größer ist die Freude!"

„Was hast Du heute gethan, Wanduchna, mein Täubchen?" fiel der Alte, das Gespräch unterbrechend, ein. Und das war sehr gut. Denn die beiden wußten ohnedies nicht, was sie sich noch zu sagen hätten.

„Was ich stets thue, Väterchen! Genäht, gekocht, gelesen und an Dich gedacht, der sich draußen auf dem Arbeitsplatz quält für sein Töchterlein und sich keine Ruhe gönnen will, den ganzen Tag . . ."

„Desto besser bekommt sie mir dann abends", sagte er hastig, als wollte er weitere Aeußerungen von ihr verhindern; aber das war nicht mehr möglich, denn sie schien auf ein Gebiet gelangt, das ihr besonders wichtig war und sich an Feodor wendend setzte sie hinzu:

„Sie glauben gar nicht, wie gut Väterchen ist. Frühmorgens noch, bevor ich mich erheben darf, geht er zur Arbeit und nicht einmal mittags kommt er zurück . . . ."

„Es ist zu weit, Kind", murmelte er und eine Röthe der Verlegenheit stieg in seinem Gesicht auf.

„O, Du könntest fahren, Väterchen, wie die andern auch, mit der Pferdebahn, wenn Du nur wolltest, aber Du willst nicht. Den ganzen Tag läßt Du mich allein", es schien ein ihr geläufiges Thema zu sein, und sie kam in Eifer, „und plagst Dich draußen und hast's doch nicht einmal so nöthig, denn Du verdienst viel . . . ."

„Wanda, Kind, schwätz' nicht so thörichtes Zeug", unterbrach er sie heftig; sie fuhr zusammen, Schamröthe überzog ihr brennendes Gesicht und Thränen schimmerten in ihren Augen, als sie sich so zurechtgewiesen sah in Gegenwart eines Dritten. Sie wurde einsilbig und fand nicht wieder den Muth, zu sprechen, freundlich gab sie auf die an sie gerichteten Fragen Antwort mit ja und nein, aber ein Gespräch fing sie nicht wieder an. In ihren Zügen drückte sich nicht etwa

Trotz oder Verstimmung aus, sie gehorchte dem Vater, der nicht wollte, daß sie vor einem Fremden ihre Geheimnisse auskrame; imgrunde hatte der Vater recht, es war sehr ungeschickt und dumm von ihr, sie hatte eben wenig Erfahrung im Verkehr mit den Menschen. Sie hatte die Hand des Alten erfaßt und wie von plötzlichem Impulse ergriffen, küßte sie dieselbe. — Feodor war empört, die Hand des Bettlers — ah so, er war ja ihr Vater!

„Und nun, Feodor Korzinski, erzählen Sie mir und Wanda etwas von sich", es war klug, daß er hinzugefügt hatte „und Wanda", denn sonst hätte er sich wohl kaum zu freundlichem Bescheid herbeigelassen. Je günstiger der Eindruck war, den die Tochter auf ihn machte, desto unangenehmer wurde ihm der Alte. Er bedauerte schon sein Abenteuer, wenn er aber die Augen Wandas so herzlich und theilnehmend auf sich gerichtet sah, so hatte er doch ein Gefühl der Zufriedenheit und des Behagens, das er seit vielen Tagen nicht mehr empfunden. Und darum wollte er auch Rede stehen auf des Bettlers Frage.

„Mir ist es gut gegangen in Warschau und ich war hier sehr glücklich und heiter, bis vor einiger Zeit. Als ich meine technischen Studien in Riga absolvirt hatte, bekam ich rasch eine Anstellung im Eisenbahnbureau der Warschau-Wiener-Bahn. Das war ein großes Glück für mich, denn der Vater ist arm und hat als Handwerker kümmerlich sein Brod verdient", ein Blick streifte seinen Gastgeber, „und die Mittel, um mich studiren zu lassen, sich abgehungert. Ich bin im Gouvernement Pietrikau zu Hause. Der Unterstützung und dem Einfluß eines Bauherrn, für den der Vater lange Jahre gearbeitet hat, verdanke ich es, daß ich nach Riga kam, und ebenso war er es, der mir schnell eine Anstellung verschaffte, als ich fertig war. Nun hatte ich ein Amt und konnte dem Vater vergelten, was er für mich gethan; die Mutter war längst todt; ich bat ihn also, zu mir nach Warschau zu ziehen. Er wollte es nicht. „Ich bin in einem Städtchen geboren, da leb' ich und da sterb' ich. Die Arbeit macht mir Freude, laß mich, mein Sohn!" sagte er. Nicht Bitten und Zureden vermochten seinen Entschluß zu ändern, und kaum setzte ich es durch, daß er mir erlaubte, ihm kleine Erleichterungen für seine alten Tage zu verschaffen. Es ist ein fleißiger, arbeitsamer Mann, mein Vater", wieder fiel sein Auge auf den Bettler vor ihm, und Wanda griff seine Worte auf und sagte:

„So ist auch mein Väterchen!"

Höhnisch zuckte es in seinen Mienen empor; aber als er auf das sanfte, bescheidene Mädchen blickte, wurde er wieder ruhig und fuhr fort:

„Ich kam allein hierher, fand eine angenehme Beschäftigung und fühlte mich sehr wohl und heimisch, obwohl ich in der großen Stadt keine einzige Seele kannte. Die Kollegen im Bureau waren nicht sonderlich entgegenkommend zu mir, und so scherte ich mich auch nicht um sie und ging meine eignen Wege. Nach den Stunden der Arbeit einen Spaziergang, abends ein gutes Buch, so war meine Zeiteintheilung. Eine einzige Bekanntschaft habe ich gemacht, das waren Sie, Herr . . .", er konnte nicht „Herr Bettler" sagen, und seinen Namen kannte er nicht.

„Ich heiße Woronki", fiel ihm dieser ein.

„Herr Woronki.“

„Wo haben Sie Väterchen kennen gelernt?“ fragte Wanda, die voller Interesse den Mittheilungen Korzinskis folgte.

„Auf seinem — Arbeitsplatz“, antwortete er mit leichtem, dem Alten wohl verständlichem Sarkasmus. — „Vor vierzehn Tagen besuchte mich ein ehemaliger Kamerad. Wir hatten auf der polytechnischen Hochschule eine jener Freundschaften geschlossen, wie sie unter jungen Leuten oft vorkommt. Diese Kameraderie verpflichtet zu allem, obwohl sie auf lockerster Basis sich entwickelt. Mein Freund, an dem ich kaum noch gedacht hatte, kommt zu mir in tausend Nöthen . . . Geld, Schulden, Denunziationen, was weiß ich alles — es war genug, auch mich zu ruiniren. Ich gab ihm zunächst meine kleinen Ersparnisse, verpflichtete mich für eine seiner Wechselschulden, die er und ich ebensowenig am Verfalltage einlösen konnten. Der Wechsel mit meiner Unterschrift wurde einem Vorgesetzten präsentirt — ich bekam meine Entlassung, denn der Name des Freundes, der auf dem unglücklichen Papier vor dem meinigen stand, war kompromittirend; er hatte einer politischen Gesellschaft angehört, die auf den Listen der zu beobachtenden Unzufriedenen obenan stand.“

Er hatte sich in Bitterkeit und Entrüstung hineingeredet. Wanda, die scheinbar den ganzen Zusammenhang nicht verstand, sah aber trotzdem voll innigen Mitleids ihn an. Sie verstand es, daß er unglücklich sei, und das genügte, ihre volle Theilnahme für ihn wachzurufen. Aufmerksam hörte der Alte ihm zu; er konnte die Tragweite der gemachten Mittheilungen ganz gut beurtheilen.

„Bitte, fahren Sie fort“, sagte er und blickte ihn forschend an.

„Ich war entlassen. Alle Bemühungen, alle Anstrengungen, mich zu rehabilitiren, waren vergebens. Man wollte mich kaum anhören und bedeutete mich, ich solle froh sein, so davon gekommen zu sein. Mein Name in Verbindung mit dem meines Freundes hätte verhängnißvollere Folgen für mich haben können — damit war alles erledigt. Ich war ohne Amt und Brod. Ueberall bot ich meine Dienste an, vergeblich suchte ich Tag für Tag eine Stelle zu erringen; mochte sie noch so untergeordnet sein, wenn sie mir nur die Möglichkeit bot, mein Brod zu erwerben. — Wie klug war es von meinem Vater, nicht zu mir gekommen zu sein; er erwarb sein täglich Brod, mit mir hätte er zusammen hungern müssen. Ich bin ein Elender, ein Bettler.“ Erschrocken fuhr er auf. Wie war das Wort nur von seinen Lippen gegangen? Das häßliche Wort, doppelt häßlich hier vor diesem Alten, in dieser Stube, vor diesem Mädchen. —

Wanda war todtenblaß geworden, als er, ohne seiner Umgebung zu achten, in Verzweiflung und leidenschaftlichem Zorn immer weiter sprach; als er „Bettler“ sagte, schreckte sie zusammen und ergriff die Hand des Vaters. Diese war eisigkalt, aber er war ganz ruhig und fast war es, wie wenn ein verhaltenes Lächeln in seinen Mundwinkeln spielte.

„Ein Bettler?“ sagte er und sah sich in dem hübschen Gemach um. „Wanduchna, mein Täubchen, geh' zur Ruh, ich bleibe mit unserm Gast noch ein Weilchen zusammen.“

Gehorsam erhob sie sich, verneigte sich vor Feodor mit müdem

Lächeln und ging, nachdem sie den Vater auf die Stirn geküßt, ins Nebengemach.

Wie im Traume starrte Korzinski ihr nach, was war hier vorgegangen, was hatte er gesagt, wozu sich hinreißen lassen?

„Habe ich sie verletzt?“ wendete er sich heftig an den Alten.

„O nein. Sie weiß nicht, was das Wort „Bettler“ hier bedeutet. Wanda war nur erregt und traurig geworden, aus Mitgefühl für Sie. Auch ist sie es nicht gewohnt mit Fremden zu verkehren; sie und ich, ich und sie, das war bisher unsere ganze Welt. Wie es sich ziemt für den Bettler und sein Kind. Ich will Ihnen aber sagen, was das Wort für mich bedeutet —“ und mit gedämpfter Stimme sprach er zu dem aufhorchenden jungen Manne:

„Nicht eine romantische Geschichte will ich Ihnen erzählen von unglückseliger Verarmung, von Arbeitsamkeit und Thätigkeit und Fleiß, die ohne Erfolg geblieben, von verunglückten Spekulationen oder betrügerischen Freunden, von Krieg und Krankheit und Elend und was der schönen Dinge mehr sind, die vielleicht einen so gänzlichen Verfall der Verhältnisse eines Mannes mit sich bringen, daß man es, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch erklärlich findet, wenn er zum Bettelstabe greift, sich zum Parasiten macht in der Gesellschaft und ernten will, ohne zu säen — nichts von alledem — ich bin zu stolz, um — zu lügen . . .“

Er sprach in flüsterndem Tone und Feodor lauschte in lebhafter Spannung seinen Worten. Es fiel ihm nicht auf, daß der Mann vor ihm in der Sprache der Gebildeten zu ihm redete; das paßte zu der Umgebung, in der sie sich befanden, eins zum andern! Es konnte gar nicht anders sein!

„Ich bin Bettler, weil es ein einträgliches Geschäft für mich geworden; weil ich mehr erziele, als wenn ich im Schweiße meines Angesichts mein täglich Brod verdiente“ . . . Dieser Cynismus widerte ihn an, und er wollte ihn unterbrechen, als der Alte seine Absicht bemerkend fortfuhr: „Hören Sie mich zu Ende, ehe Sie mich verurtheilen. Ich war Schauspieler. Der Hang zum Leichtsinn, zum Nichtsthun hatte mich frühzeitig aus dem Elternhause getrieben. Mein Vater war ein rechtlicher, ein mühseliger Mann; meine Mutter eine brave, stille Frau. Ich führe nicht den Namen meiner Eltern, sondern den, welchen ich als Komödiant einst angenommen hatte. Weshalb soll ich den Namen dieser Leute an den Pranger stellen, ich, der Bettler an der Kirchthür, wenn's auch niemand erführe; vor mir selbst wollte ich die Rücksicht ihnen erweisen; die einzige, die ich ihnen im Leben je erwiesen habe. Sie sind todt. Freude haben sie nie von mir gehabt. Wie so diese einfachen, schlichten Menschen zu solch' einem Sohn gekommen? — ein schlechter Spaß des Schicksals, oder etwas von der Zusammengehörigkeit, die zwischen Komödiant und Pfarrer bestehen soll? Der Vater war Dorfgeistlicher, der Sohn Komödiant! Mit sechzehn Jahren lief ich davon. Unter den schwierigsten Umständen hatte mein Vater mir die meinem Alter angemessenen Kenntnisse beigebracht — ich wollte nichts lernen und dabei blieb's mein Lebelang. Eine grenzenlose Trägheit kennzeichnete mein ganzes Wesen, eine förmliche Scheu vor jedweder Thätigkeit erfaßte mich; ich hätte, meiner

Neigung zum Nichtsthun entsprechend, Millionär sein müssen; da letzteres nicht der Fall, wurde ich Bettler! Selbst das Lernen der kleinen Rollen war mir lästig, ein Direktor nach dem andern jagte mich davon; das ging so zwanzig Jahre, bis ich endlich bei einer jener herumziehenden Truppen für längere Zeit mich gefesselt sah, durch ein Mädchen, das ich lieb gewonnen hatte. Wir hatten beide nichts zu verlieren und so heirateten wir uns, in aller Form rechtens, eingesegnet und getraut in der Kreuzkirche, vor der ich jetzt — bettle. Auch meine Wanda, die nach einem Jahre geboren wurde, erhielt dort die heilige Taufe. Ich war mit meiner Frau nach Warschau gekommen, weil sie von hier gebürtig, nur hier, die zu einer Verheiratung erforderlichen Papiere erlangen konnte; ich hatte im Theater eine kleine Stelle erhalten und so blieben wir hier. Ich war nicht mehr jung; damals hatte ich mich ungefähr zwanzig Jahre unter den vagirenden Schauspielern umhergetrieben, als ich mir eine Heimstätte gründete, die meinem unstäten Leben Festigkeit hätte geben können. Meine Frau war bescheiden und harmlos und froh darüber, daß sie den Lappen und Schminktiegeln entsagen konnte. Natürlich wollte ich allein für den Unterhalt des Hauses sorgen. Anfänglich ging es. Ich war pünktlich auf den Proben, pünktlich im Theater; ich lernte meine Rollen — aber er brach wieder durch, der entsetzliche Hang zur Faulheit, jene russische Nationalkrankheit! Ich wurde nachlässig, memorirte schlecht, blieb die Stichwörter schuldig und auch mein hiesiger Direktor jagte mich davon, am Tage an dem mein Kind geboren wurde. Im engen, kalten Zimmer lag mein armes Weib in Kindesnöthen; es war kein Brod, kein Licht, kein Holz im Hause und keine Kopeke. Da lief ich hinaus auf die Straße. Vor der Kreuzkirche blieb ich stehen in der Nähe der Bettler, die dort herumstehen und sitzen, und ich mochte wohl sehr kläglich und jammervoll ausgesehen haben, denn plötzlich fühlte ich eine Münze in meine Hand gedrückt und dann noch eine und noch eine — als ich abends nach Hause kehrte, brachte ich 6 Rubel heim; meine Frau hatte inzwischen einem Mädchen das Leben gegeben. An Pflege fehlt es ihr nicht und weder Frau noch Kind litten fortan jemals Noth. Ich ging frühmorgens fort — und brachte immer reichlich viel Geld mit — ich war ein Bettler! Um mich vor einem oder dem andern, der mich vielleicht kennen mochte, unkenntlich zu machen, hüllte ich mich in die Lumpen, in denen Sie mich alltäglich sahen; es war das Kostüm, das ich einst in der Rolle eines Bettlers getragen hatte — und was that ich jetzt anderes, als die Rolle eines Bettlers spielen — aber sie war einträglicher als die auf den Brettern — ich schaffte für Frau und Kind Wohlstand und Behagen. Niemals kam meinem Weibe eine Ahnung, was ich that. Sie hatte vollauf mit ihrem Kinde, ihrem Mutterglücke zu thun und hat die Illusion mit ins Grab genommen, daß ich in redlicher Arbeit so viel verdiene. Sie starb, als Wanda zwölf Jahre alt war. Ich war genöthigt das Mädchen fortzugeben, um sie erziehen und unterrichten zu lassen, und ich war in den Verhältnissen, es ihr an nichts fehlen zu lassen. Sie ist bei einer gebildeten Dame in Grodno erzogen und hat alles gelernt, was unseren jungen, wohlgebildeten Mädchen noth thut. Seit einem Jahre ist sie zurück; ich habe uns diese Wohnung eingerichtet; ich

wollte mir endlich auch ein Gutes anthun in meinem elenden, häßlichen Leben! Wanda glaubt, ich bekleide einen einträglichen Posten in einer Fabrik; sie führt das Hauswesen und liebt ihr Väterchen zärtlich, von dem sie glaubt, daß er für sie so sauer arbeitet und sich plagt den ganzen Tag, von früh bis spät, ohne Rast und Erholung! Aber eins, mein junger Herr, wer wie ich zwanzig Jahre bettelt, der faßt die Sache nicht mehr als Schmach auf! Ich bete meine Rosenkränze, meine pater noster, ich segne die Spender und empfehle den Heiligen die, die mir Almosen spenden; also ich thue etwas für die Gabe — und glauben Sie mir, die meisten haben's nöthig, daß man sie der gnadenreichen Marie oder dem lieben Herrgott empfiehlt, die meisten haben's nöthig!

„Wanda darf mir nie über die Brücke gehen, sie darf Praga nicht verlassen. Hier kann sie ausgehen, spazieren, ihre Einkäufe besorgen. Hier können wir uns nicht begegnen. Ein einzig Mal war sie ungehorsam. Ich sah sie die Krakauerstraße entlang kommen — ich mußte mich vor meinem Kinde in der Kirche verbergen."

„Das war das junge Mädchen, das Almosen vor der Kreuzkirche gab!"

„Abends hatte sie mir's eingestanden, und ich habe mein Gebot so verschärft, daß ich sicher bin, sie thut's nicht noch einmal . . ."

Korzinski hatte sich erhoben und starrte den Mann vor sich wie rathlos an. Es war ihm nicht möglich, auch nur ein Wort herauszubringen. Minutenlanges Schweigen herrschte; dann nahm der Bettler wieder das Wort:

„Ich wollte Ihnen gern helfen in Ihrer traurigen Lage, ich habe etwas gespart; nehmen Sie das Geld, fangen Sie etwas damit an — 10,000 Rubel sind es, das Heiratsgut meiner Wanda — Sie sind allein in der Welt, haben auf niemanden Rücksicht zu nehmen . . ."

Ohne ein einziges Wort zu sprechen war Feodor davon geeilt! Als er sich auf der Straße wiederfand, athmete er wie erleichtert auf. Er konnte nicht fassen, was er gesehen und gehört. War das Wirklichkeit oder ein toller Traum, der ihn äffte? Und er selbst, hatte er nicht jede Hoffnung verloren im Leben? Wie warm und behaglich hatte er gesessen in des Bettlers Stube, wie gut und kräftigend hatte er gespeist an des Bettlers Tisch! Jetzt konnte er wieder drei Tage hungern, und dann — nun dann stellte er sich vielleicht auch an der Kreuzkirche auf; sein neuer Freund würde ihn schon unterweisen, wie man betet und bettelt. Es ist wirklich keine Schmach, die Leute haben's so furchtbar nöthig, daß man sie der gnadenreichen Marie und dem lieben Herrgott empfiehlt! Ein höhnisches Lachen ging über seine Lippen; er erschrak vor sich selber, wie er jetzt über die lange, einsame Weichselbrücke schritt, um nach Warschau zurückzukehren; von den Kirchenuhren dröhnten die Schläge der Mitternacht! — — —

Vor der Kreuzkirche hatte Korzinski sich nicht wieder sehen lassen. Dagegen zog's ihn mit magnetischer Gewalt nach Praga hinüber, und da er jetzt nichts zu thun hatte, so nahm er gewöhnlich seinen Weg dorthin und schlenderte in den Straßen umher oder am Ufer der Weichsel entlang. Ihm war's, als müsse er das ahnungslose, unschuldvolle Mädchen behüten vor irgend einem drohenden Ungemach,

einer dunkeln Gefahr. Es gab nun einen, der das Geheimniß des Vaters kannte und es ihm hüten helfen mußte vor ihr. Er fühlte durch dieses Bewußtsein wie mit unlöslichen Banden sich an sie gekettet. Wiederholt schon war er Wanda begegnet; sie hatte auf seinen ehrerbietigen Gruß mit Freundlichkeit und Anmuth gedankt und war erröthend eilig an ihm vorübergegangen. Das hatte sich einige Mal wiederholt, bis er eines Tages sie anzusprechen wagte. Eingeschüchtert war sie vor ihm stehen geblieben und hatte auf eine nichtssagende Frage artig Antwort ertheilt und dann war er neben ihr hergeschritten und hatte sie bis zur Thür des Hauses begleitet. Das war nun wie selbstverständlich, daß sie miteinander gingen und plauderten, wenn sie sich trafen, und mit schmerzlicher Freude lernte er aus diesen Unterhaltungen, welch' einfaches, edles Gemüth, welch' gute, harmonische Bildung sie besaß. Sie waren ja nun gute Bekannte, und harmlos und fröhlich plauderte sie mit ihm. Es war ihr ein bisher ungekanntes Glück, im Gespräch mit einem gebildeten Manne die eigenen Kräfte und Fähigkeiten messen zu können! Vor der Hausthür verabschiedete er sich gewöhnlich und niemals forderte sie ihn auf, sie wieder zu besuchen. Sie hatte dem Vater von diesen Begegnungen erzählt und er hatte gelächelt, wehmüthig gelächelt, als sie voll freudigen Eifers davon sprach. Aber er hatte nichts dazu gesagt. Auch Feodor sprach fast niemals von dem Vater mit ihr; das fiel ihr auf, aber sie hatte in dem glückseligen Egoismus, der jetzt in ihrem Herz erwacht war, keine Zeit darüber nachzudenken. So viele schöne, selige Dinge erfüllten ihr Sinnen und Träumen, so viel Sehnen und Wünschen und Hoffen; ohne daß sie es noch ahnte, war die Liebe in ihrem Herzen erblüht! Sie kleidete sich zierlicher, wenn sie auf die Straße ging; sie wußte, sie würde — ihm begegnen; ihr Herz klopfte, wenn sie ihn von ferne sah; sie fand seine Gestalt, seinen Gang schön, seine Augen erschienen ihr so mild, das Lächeln seines Mundes so wohlthuend; sie mußte stets an ihn denken, auch wenn sie ihn nicht sah; sie erbebte, wenn er die Hand ihr zum Gruße bot, nie gekannte Empfindungen durchströmten sie, sie hätte lachen und weinen mögen in Lust und Weh — die Welt erschien ihr in einem ganz neuen Lichte. War denn Praga mit einem Male so schön geworden? Was war das nur, das sie berauschte in nie geahnter Seligkeit — noch hatte niemand ihr dies wonnige Fühlen gedeutet! Er sah sie täglich, er beobachtete die Veränderung, die mit ihr vorgegangen; er hoffte, daß in ihrem Herzen sein höchstes Glück sich vorbereite — aber er fürchtete, daß es auch ihr und sein tiefstes Unglück sein würde. Noch dröhnten die Worte des Alten in seinen Ohren wieder — sie war und blieb des Bettlers Tochter! In seinen Verhältnissen hatte sich nichts geändert. Hin und wieder tauchte eine freundlichere Aussicht auf, die sich bald als nichtig erwies; er fristete mit Abschreiben sein Dasein. Das war das Ende der stolzen Hoffnungen, die ein stolzer und reicher Geist zu hegen berechtigt war! Was war er am Ende mehr als dieser Bettler? War er nobler, vornehmer, angesehener? Beide waren sie Elende, Verachtete in dieser schönen Stadt. Sie hatten viel gemeinsames in ihrem jetzigen Leben, höhnte er sich selbst, und merkwürdig, Trost und Ermuthigung floß aus derselben Quelle — Wanda

hieß der gute Engel beider. Den Vater, der jetzt öfter kränkelte und häufig sehr traurig war, pflegte und erheiterte sie, und Feodor holte aus den herzlichen, treuen Worten, die sie für ihn hatte, aus der innigen Theilnahme, die sie ihm gewährte, Lebenskraft und Ausdauer. Weiter kämpfen und hoffen, sagte er sich, so oft er von ihr ging.

Zwei Tage hatte er sie vergeblich erwartet. So unruhig er seine Blicke auch umherschweifen ließ, so oft er auch die Straße auf und ab ging, sie kam nicht. Da ergriff ihn eine seltsame Angst und Ungeduld, und am Abend des dritten Tages stand er vor der Thüre ihrer Wohnung und klopfte zaghaft an. Er hörte Schritte, ihren leichten, elastischen Schritt; „gottlob, so ist sie da und wohlauf", sagte er sich. Dann wurde geöffnet und sie fragte:

„Sind Sie es, Herr Doktor?"

Es war finster im Vorraum, wie an jenem ersten Abende und er konnte sie nicht erkennen; aber den Wohllaut ihrer Stimme hatte er wieder gehört.

„Ich bin es, Fräulein Wanda!" antwortete er.

„Sie, Feodor! Herr Korzinski!" rief sie im frohen Erschrecken, „o, das ist schön, das ist lieb von Ihnen, daß Sie kommen. Väterchen ist krank seit zwei Tagen und deshalb konnte ich nicht ausgehen."

Sie sagte alles in lieblicher Hast und war vorangeeilt, die Thüre zu öffnen; beim hellen Lichtstrahl, der jetzt auf sie fiel, sah er, daß eine tiefe Röthe ihr Gesicht überzogen hatte. Und da war es wieder das behagliche Zimmer, ganz so wie das erste Mal, als er hier eintrat. Der Alte saß im Lehnstuhl; er sah matt und verfallen aus, aber es glitt wie ein hoffnungsvolles, verklärtes Leuchten über sein Antlitz!

„Das ist freundlich, daß Sie kommen", sagte er mit bebender Stimme.

„Strenge Dich nicht an, Väterchen", unterbrach ihn Wanda zärtlich. „Gottlob, es geht besser mit ihm, der Arzt ist zufrieden . . ."

Und wenn nicht, dachte Feodor, ein diabolischer Gedanke durchzuckte sein Hirn! Dann war sie frei! Sein Geheimniß nahm er ins Grab, und er?! Nun er hätte sich wohl gehütet, diese reine, ahnungslose Seele zu trüben! Dann hätte sie ihm angehören können! Er entsetzte sich vor seinen eignen bösen Gedanken.

Allabendlich kam er jetzt hin. Dem Alten ging es allmählich besser; seit wenigen Tagen ging er wieder aus, und so schien alles seinen gewöhnlichen Lauf zu nehmen. Immer theuerer und lieber wurden Wanda und Feodor sich, und war zwischen ihnen auch niemals ein andeutendes Wort gefallen, sie wußten, daß sie sich liebten, daß sie nur für einander lebten, wie entrückt der Alltäglichkeit, dem wirklichen Leben!

Aber je tiefer er für Wanda empfand, je theurer sie ihm wurde, desto widerwärtiger erschien ihm der Vater. Er konnte über die entsetzliche Thatsache nicht hinaus, daß alles, was sie umgab, alles, was ihre Anmuth, ihren Reiz erhöhte, dem Bettelgroschen zu danken sei. Sah er ein neues, hübsches Geräth im Zimmer, einen Toilettengegenstand bei ihr, der ihm gefiel, ihn entzückte, so hätte er aufschreien mögen in Pein und Qual, dachte er des Ursprungs all' dieser Dinge.

Ein fürchterlicher Zwiespalt hatte sich seiner bemächtigt; er fühlte, daß er sie liebe mit allen Fasern seiner Seele; er sah, daß diese holde Menschenblume sich ihm zuneigte, sehnsuchtsvoll und unschuldsrein des Augenblicks harrend, wo er sie ans Herz nehmen würde. Tausend Mal drängte sich das süße Geständniß auf seine Lippen; er hätte sie an sich reißen mögen in seliger Lust und — er vermochte es nicht; die geöffneten Lippen blieben stumm, der erhobene Arm sank schlaff herab, wenn er des alten Bettlers sich erinnerte! Dieser hatte mit steigender Aufregung beobachtet, was zwischen den beiden sich entwickelte; er sah, wie die Liebe emporblühte in diesen jungen Herzen; er sah sie wachsen und gedeihen und er hoffte und betete, daß in diesem unendlichen Wünschen und Hoffen, in diesem höchsten aller Gefühle der Stolz des Mannes hinsiechen würde, und daß der Besitz Wandas ihm mehr sein würde, als das Vorurtheil, das er gegen den Vater hegte! Aber Woche auf Woche verging, ohne daß Feodor ein entscheidendes Wort gesprochen hätte. Er war jetzt häufig zerstreut und niedergeschlagen. Angstvoll und traurig hingen Wandas Augen an ihm; sie wußte es nicht zu deuten, was ihn so wortkarg und verschlossen machte; sie ahnte nichts von den Qualen, die sein Inneres durchtobten, aber die lieblichen Wangen wurden bleicher, das frohe Lachen verstummte; eingeschüchtert, ängstlich saß sie neben ihm und fragte sich:

„Ist das die Liebe?!“

Eines Abends fand er den Alten allein am Tische.

„Wo ist Wanda?“ fragte er hastig, als er kaum die Schwelle überschritten hatte.

„Sie ist nicht wohl und mußte in ihrem Zimmer bleiben“, antwortete er trüben Tones.

„Kann ich sie nicht sehen?“

„Unmöglich, sie hütet das Bett.“

Korzinski fuhr zusammen.

„War ein Arzt da, und was sagte er?“

„Es sei kein bestimmtes Leiden, er habe keinen Namen dafür, Blutleere, Nervenverstimmung, was weiß ich! Er meint, es würde ihr gut thun, im wärmeren Klima zu leben, und so will ich mit ihr fort. Für mich ist's gleich, wo wir sind!“

„Entsetzlich“, stöhnte Feodor auf, „aber ich kann nicht, ich kann nicht, es ist unmöglich“, sprach er leise zu sich.

Der Alte sah ihn scharf an.

„Sie wissen, was ihr fehlt, Sie! und Sie könnten ihr helfen“, brach er dann hervor; „was hat sie gethan und gesündigt? Sie weiß von nichts, und bin ich — bin ich denn ein Verbrecher?“ Er hatte das letzte stockend und verwirrt gesagt.

„Aber ich kann nicht, ich kann —“ rief der junge Mann, wie in Verzweiflung, die Hände vors Gesicht pressend. „Ich bin arm und nehme Ihr Geld nimmermehr!“ und wie damals stürzte er fast besinnungslos zum Hause heraus.

Einige Tage waren vergangen, ohne daß er wiederkehrte. Der Alte blieb zu Hause um Wanda zu pflegen, und er erzählte ihr immer, daß Feodor dagewesen sei, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Dieser umkreiste inzwischen das Haus, rathlos und doch etwas

hoffnungsvoller. Sein ehemaliger Protektor war in Warschau, diesem hatte er von seiner unglücklichen Lage, den Verlust seiner Stellung erzählt und ihm den ganzen Zusammenhang der Sache erklärt. Er hatte von ihm das Versprechen erhalten, daß er nochmals für ihn eintreten wolle. Das war ein Hoffnungsstrahl. Gewann er eine Existenz wieder, dann, ja dann . . .

Wanda durfte wieder zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückkehren. Der Arzt sah, daß es mit der angeordneten Ruhe auch nichts sei und gab daher die Erlaubniß. Sie saß mit einem Buche in der Nähe des Fensters. Aber ihre Augen überflogen die Zeilen, ohne daß sie vom Inhalt etwas in sich aufgenommen hätte, und öfter richtete sich ihr Blick nach der Thür, als erwartete sie jemanden. Es mochte der Vater sein, der ausgegangen war, um verschiedenes zu besorgen zu einer Reise, von der er immerfort sprach. Sie glaubte nicht an diese Reise; sie wußte, daß sie sie nicht antreten würde. Und jetzt ein leichter Tritt auf der Treppe; sie lauschte auf, sollte das der Vater sein? Unmöglich, er geht steif und schwerfällig, auch kann er noch lange nicht hier sein; eine Blutwelle färbte ihr bleiches Antlitz mit rosigem Schein — es pocht an der Thür; kaum vermag sie „Herein" zu rufen und bis zur Thür zu gehen, um den Riegel fort zu schieben und nun — zwei Arme halten sie umschlungen, heben sie empor und tragen sie fast nach dem Platze vor dem Fenster zurück und „Wanda, meine Wanda, mein Seelchen, mein Kind", kommt es von zärtlichen Lippen, die ihre Hände, ihren Mund mit Küssen bedecken. Sie ist wie berauscht, wie betäubt. Und jetzt kniet er vor ihr und birgt seinen Kopf in den Falten ihres Gewandes und stammelt, „willst Du mein sein, mein auf ewig, mein Weib, mein Leben, meine Sonne?!"

Sie beugte sich zu ihm hernieder und flüsterte ihm zu: „Das ist die Liebe!" jetzt wußte sie es, jetzt hatte sie es gelöst, das holde Räthsel, und nun war sie seine Braut.

Er hatte am Vormittag von seinem Gönner die Nachricht erhalten, sich im Bureau einer großen Aktiengesellschaft vorzustellen, die einen fähigen akademisch gebildeten Mann zur technischen Leitung ihrer großen Unternehmungen brauchte. Korzinski hatte gefallen und schneller als er zu hoffen gewagt, hatte man ihn mit ansehnlichem Gehalte engagirt; außerdem eröffnete man ihm die günstigsten Aussichten für sein Fortkommen, wie das bei solchen Gesellschaften leicht der Fall ist. Er war jetzt also wieder der gut situirte Mann; glückselig lachend, versicherte er sich das immer selbst, als er das große, stattliche Haus verließ, die Stätte seiner Wirksamkeit. Er durfte wieder arbeiten, sich bethätigen in einer seiner Fähigkeiten angemessenen Weise; er durfte wieder ein glücklicher Mensch sein unter den Menschen; so war er in die Krakauer Vorstadt gekommen und er durfte dem Bettler an der Kreuzkirche wieder geben — ohne sich nur Zeit zum Athemholen zu gönnen, hatte er kehrt gemacht und war fast hinuntergelaufen die lange Weichselbrücke entlang nach Praga, weiter immer weiter . . . Wanda sehen, das war das einzige, was er jetzt thun mußte, thun wollte, seligen Herzens. Und sie war seine Braut! Er konnte ihr eine Existenz, eine Zukunft bieten; da gab's kein Be-

sinnen und Denken und Deuteln, da hatte nur eine Stimme Gehör zu finden, die des Herzens, des allgewaltig stürmenden Herzens, das Glück heischt und die Heißgeliebte begehrt! Das ist die Liebe! hatte Wanda gesagt!

Als der Alte nach Hause kam, fand er die beiden in stummer Seligkeit nebeneinander sitzend.

„Ich bin seine Braut", hatte Wanda hold erglühend geflüstert, wozu bedurfte es da noch vieler Worte?

Korzinski hatte dem Alten den Sachverhalt mitgetheilt, als Wanda sie auf einige Augenblicke verlassen hatte.

„Ich nehme nichts, gar nichts, keine Aussteuer, kein Vermögen, nur sie, nur sie. Ich kann ihr jetzt ein hübsches Leben bieten durch meine Arbeit!"

Der alte Mann saß in sich versunken da; kaum wußte Feodor, ob er seiner Worte achte.

„Das Geld, das Sie haben, reicht aus, Sie vor Mangel zu schützen; Sie werden also nicht mehr — nach der Kreuzkirche gehen!" er konnte es nicht über sich gewinnen, das Wort „betteln" auszusprechen. „Es ist das einzige, was ich zur Begründung des Glückes Ihres Kindes von Ihnen verlange, versprechen Sie es?!"

Der Alte nickte wehmüthig lächelnd mit dem Kopfe. Nun war auch dies abgethan; als Wanda zurückkehrte, sagte Korzinski:

„Dein Vater ist einverstanden, daß wir in drei Wochen Hochzeit machen; er selbst wird sich zur Ruhe setzen; wir müssen eine geeignete Person finden, die ihm den kleinen Haushalt führt, ihn pflegt."

„Wie gut Du bist zu meinem Väterchen", sagte sie und reichte ihm dankbar die Hand, dann war sie zum Vater getreten und hatte ihn geliebkost und geküßt, er vermochte das nicht mit anzusehen, er konnte in all' seinem Glücke sich nicht überwinden, ihm freundlich zu begegnen, und mit kurzem Gruß verabschiedete er sich.

Vor der Kreuzkirche in der Krakauervorstadt hielten zwei Hochzeitswagen. Dem einen entstieg das Brautpaar und die Vorübergehenden und die Bettler vor der Kirche behaupteten, selten eine lieblichere, glückseligere Braut gesehen zu haben, als die, welche sich so fest und innig an den jungen Mann schmiegte, der sie die Treppe hinauf geleitete. Das war der Bräutigam. Er sah stolz und froh aus, wenn er auf das Mädchen blickte, das er jetzt zum Traualtar führte, aber wenn sein Blick zurückflog zu den beiden alten Männern, die dem zweiten Wagen entstiegen waren, dann sah er sich beunruhigt und ängstlich um, als erwarte er etwas unangenehmes, peinliches. Sein Vater hatte seinem Drängen nachgegeben und war zur Hochzeit gekommen. Er fühlte sich eingeschüchtert und unbehaglich in der schönen Equipage, in der er zur Kirche fuhr; er war das nicht gewöhnt, dieser kleine Handwerker aus der Provinz. Die Wohnung, aus der sie Wanda abholten, erschien ihm kostbar und glänzend und er wußte sich gar nicht recht in die Situation zu schicken; er sah verlegen aus, als wisse er nicht, was er zu thun habe.

Sein Begleiter, der Vater der Braut, verstand es auch nicht, ihn zu ermuthigen, der war selbst sehr aufgeregt und zerstreut, wohl so, wie man ist, wenn man sein einziges Kind einem fremden Manne an-

vertraut. Das ist natürlich, dachte der biedere Handwerker und in seinem Innern wünschte er, das alles vorüber und er erst wieder Daheim in seinem Städtchen sei. Wandas Vater blieb auf der Treppe stehen, und bevor er in die Kirche eintrat, theilte er Almosen aus. Die Bettler sahen ihn an, der feingekleidete, alte Herr erinnerte sie an jemanden — wer mochte es nur sein? Aber so reiche Spende, wie am heutigen Tage, hatten sie schon lange nicht erhalten. „Herr, hilf und verzeih!" „Vater unser, Vater unser", beteten sie und drehten ihre Rosenkränze. Manch einer dachte: „Schade, daß der alte Bettler auf der untersten Treppenstufe nicht mehr her kommt, für den wäre auch viel abgefallen. Seit drei Wochen hatte er sich nicht mehr sehen lassen." — Der alte feine Herr verschwand soeben in der geöffneten Kirchenthür!

Wanda war eine glückliche Gattin. Ihr Mann vergötterte sie, und sie hatte eine Liebe und Verehrung für ihn, welche die Grundlage des höchsten ehelichen Glückes ist. Nur einen Schmerz hatte sie, er konnte sich zu ihrem Väterchen kein Herz fassen. Warum war er nur so stolz? Die Leute sagen ihr zwar, er sei etwas besonderes! Er hatte die glänzendste und glücklichste Carrière gemacht in kurzer Zeit. Die Gesellschaft, der er angehörte, prosperirte und hatte rasch jene außergewöhnlichen Erfolge aufzuweisen, wie sie nur bei industriellen Unternehmungen in Rußland möglich sind. Feodor Korzinski wurde Direktor und lebt in vornehmster sozialer, in glänzendster materieller Stellung, aber er ist freundlich zu jedermann, nur den Vater behandelt er kühl und streng. Er wohnt draußen in Praga, und wenn er ihr auch die Erlaubniß nicht versagt, zu ihm in ihrem schönen Wagen hinauszufahren, so liebt er es doch nicht, wenn allzuviel Gemeinschaft zwischen ihnen herrscht. Der Vater kommt auch nicht gern zu ihr; er fühlt sich scheu und bedrückt in den herrlichen Räumen, welche sie in einem Palais, in der Nähe des sächsischen Gartens gelegen, bewohnen. Dies unerfreuliche Verhältniß ist der einzige Schmerz ihres Lebens; wenn der Vater auch früher nur ein Arbeiter war, deshalb durfte er ihn doch nicht so unfreundlich behandeln. Sagte Korzinski sich nicht selbst, daß er zu hart gegen den Alten sei?! Hundertmal und tausendmal! Aber er konnte über sein Gefühl nicht hinaus, es war ihm unmöglich, so gern er es gewollt hätte. Für ihn blieb er der Bettler an der Kreuzkirche und es ergriff ihn in fieberhafter Angst, dachte er dann an sein Weib, an seine Kinder. Wanda hatte ihm zwei Mädchen geboren, das machte ihn froh, er wollte keinen Sohn haben — wenn diese entsetzliche Trägheit, die dem Alten zum Bettler machte, sich vererbt hätte — auf einen Sohn — grauenvoller Gedanke — bei Töchtern ist dabei nichts zu befürchten.

Auf der untersten Stufe an der Kreuzkirche hatte man eines Morgens einen todten Bettler gefunden, den Rosenkranz hielt er in den erstarrten Händen, auf den Lippen schien kaum das letzte Wort des „Vater unser", verhallt, „zu uns komme Dein Reich!" Amen!

Die Genossen kannten ihn. Er hatte jahrelang an der Kreuzkirche gebettelt, dann war er mehrere Jahre ausgeblieben und seit zwei Tagen war er wiedergekehrt; sehr verfallen und elend geworden schien er in der Zeit; der Tod hatte ihn schnell erlöst, man brachte ihn ins

Leichenhaus und von dort aus wurde er zur ewigen Ruhe gebettet, der alte, namenlose, unbekannte Mann!

Frau Direktor Korzinski erfuhr im Auslande das Hinscheiden ihres Vaters. Sie war tief ergriffen und betrauerte ihn aus vollem Herzen! Die vornehme russische Gesellschaft, in deren Kreisen sie in Baden-Baden lebte, nahm innigen Antheil an dem schweren Verluste, den die liebenswürdige, schöne Frau erlitten. Morgen erwartete sie ihren Gatten, der kam, um sie zu trösten, und heimzuholen.

„Was fehlte dem Vater?" mit diesen Worten fiel sie ihrem Manne weinend um den Hals.

„Altersschwäche! mein Seelchen, allgemeine Hinfälligkeit — jeder Tod hat seine Ursache! Laß ihn in Frieden ruhen! er hat's nöthig", setzte er für sich hinzu.

Die Frau, welche dem Vater Wandas den Haushalt führte, hatte dem Direktor erzählt, daß der alte Herr immer matter, hinfälliger und verdrießlicher geworden sei und nur darüber gejammert habe, da sitzen zu müssen Tag für Tag einsam und allein — und eines Morgens zur Zeit der Frühmesse habe sie sein Bett leer gefunden, seine Kleidungsstücke waren alle da, aber er war verschwunden. Sie habe gewartet und gewartet und sei endlich gegen Abend in ihrer Angst zu einer Nachbarin gegangen, als sie zurückkehrte, saß er am Tisch, munter und frischer wie seit langer Zeit. Am nächsten Tage wiederholte sich dieselbe Sache, nun sei sie nicht mehr unruhig gewesen. Nur eins sei ihr unbegreiflich, in welcher Kleidung er wohl fortgegangen sein mochte; sein Anzug lag unberührt neben seinem Bette. Der Herr Direktor wußte das, ein etwas bitteres Lächeln trat auf seine Lippen, der Vater seiner Frau hatte seine Bettlerlumpen wie Reliquien bewahrt und sie wohl angezogen, als er diesem unwiderstehlichen Triebe folgte, der ihn wieder zur Kreuzkirche zum Almosensammeln führte!

„Am dritten Morgen war er ausgegangen, aber nicht wiedergekommen."

„Ein Schlaganfall hat meinen Schwiegervater auf der Straße getroffen", sagte ihr der Direktor.

„Es kommt jetzt häufig vor, daß die Menschen so plötzlich sterben", antwortete sie. „Man hat einen Bettler auf der untersten Treppenstufe der Kreuzkirche gestern auch todt gefunden!"

Feodor Korzinski gab für die Armen der Stadt Warschau 10,000 Rubel zum Andenken an das Hinscheiden seines Schwiegervaters. Man pries allgemein den Wohlthätigkeitssinn des vornehmen Mannes. Es war das Kapital, das der Alte aus seinen Bettelgroschen zusammengespart hat. Sein Geheimniß hat er mit ins Grab genommen und der stolze und reiche Direktor Korzinski wird sich hüten, jemals etwas davon zu verrathen. Er liebt sein Weib abgöttisch!

In der Kreuzkirche werden besondere Seelenmessen für den Alten gelesen und die Bettler dort haben jeder 100 Rubel bekommen, sie leiern ihre Rosenkränze ab und beten zum Gedächtniß einer armen Seele, ahnungslos, wem ihre Segenssprüche gelten:

„Herr, verzeih' und hilf!"

Moſes Mendelsſohn und Friedrich der Große.

(Zum hundertjährigen Todestage Moſes Mendelsſohns am 4. Januar 1886.)

Von Dr. Adolph Kohut.

Es war kein bahnbrechender Genius auf dem Gebiete der Philoſophie, kein Originalgenie wie Kant und Schopenhauer, deſſen hundertjährigen Todestag die Hauptſtadt des deutſchen Reichs, wo er Jahrzehnte lang lebte und forſchte, und ſeine Geburtsſtadt Deſſau in pietätvoller Weiſe begehen; er hat keine Schule begründet und ſeine Ideen ſind zum Theil in unſerer Zeit veraltet und überholt, und doch gehört Moſes Mendelsſohn, der am 4. Januar 1786 zu Berlin geſtorbene Popularphiloſoph und beſte Freund Gotthold Ephraim Leſſings, zu den erleuchtetſten und verdienſtvollſten Geiſtern Deutſchlands im achtzehnten Jahrhundert. Ein Autodidakt, der kein Gymnaſium, keine Univerſität oder welche höhere Lehranſtalt immer beſucht hat, vermochte er dennoch durch ſeinen eiſernen Fleiß, ſeinen Forſchungstrieb und ſeine urſprüngliche Denkkraft eine Bedeutung zu erlangen, daß er lange Zeit hindurch als das Haupt der deutſchen Philoſophen im vorigen Jahrhundert gefeiert wurde. Erſt das aufgehende Geſtirn Immanuel Kants, der durch ſeine kritiſchen und grundlegenden Schriften dem Mendelsſohnſchen Eklektizismus einen harten Stoß verſetzte, ließ den Ruhm Mendelsſohns einigermaßen erblaſſen.

Iſt jedoch der „Weltweiſe" — wie unſere Altvordern einen Philoſophen nannten — aus Deſſau gegenwärtig kein „Klaſſiker der Philoſophie" mehr, ſo hat er doch für unſere Literatur- und Kulturgeſchichte noch immer eine ſehr hohe Bedeutung. Sein Beiſpiel wirkte geradezu revolutionär auf die Behandlung beziehungsweiſe Form der philoſophiſchen Diskuſſion. Während die zeitgenöſſiſchen Denker und Forſcher der Anſicht waren, daß nur eine ſchwulſtige, von Bombaſt ſtrotzende Schreibweiſe ſich für den Philoſophen eigne, zeigte Mendelsſohn in allen ſeinen Schriften, als deren bedeutendſte ich den „Phädon", „Jeruſalem" und „die Morgenſtunden" hervorhebe, daß lichtvoller Stil keineswegs ein Hinderniß, ſondern vielmehr ein ſehr ſchätzenswerthes

Förderungsmittel des logischen Denkens sei. Was einem Wolf, einem Leibniz und anderen Denkern bisher nicht gelungen war, das gebildete Publikum für philosophische Gegenstände zu interessiren, brachte Mendelssohn zustande. Sein kristallklarer Stil, seine elegante Form, seine lichtvolle Darstellungsweise ist noch heute mustergiltig und es wäre sehr zu wünschen, wenn viele unserer modernen Forscher auf den Pfaden wandelten, die Mendelssohn mit so vielem Glück eingeschlagen. Selbst Immanuel Kant, dessen „Kritik der reinen Vernunft" sich keineswegs durch Klarheit auszeichnet, war nach dieser Richtung hin ein großer Verehrer seines Rivalen. Er sagt einmal in dieser Hinsicht: „Man soll zwar so wenig allen Verfassern einen Stil, wie allen Bäumen eine Rinde wünschen, aber dennoch scheint uns Mendelssohns Schreibart für die Philosophie die zuträglichste zu sein. So frei von aller Sucht nach blendendem Schmuck und doch so elegant, so scharfsinnig und doch so deutlich, so wenig auf Rührung dem Scheine nach arbeitend und doch so eindringend! Wenn sich die Muse der Philosophie eine Sprache erkiesen wollte, so würde sie sich diese wählen."

Neben seinem Verdienst: die Philosophie zum Gemeingut des gebildeten Publikums gemacht zu haben, gebührt Mendelssohn auch die Anerkennung, daß er einer der ruhmvollsten Vorkämpfer der Humanität, der Religions- und Gewissensfreiheit, des keine Vorurtheile und Antipathien kennenden freien Menschenthums war. Gleich einem Gotthold Ephraim Lessing, einem Herder, einem Abbt, Garve und Reimarus predigte er das Evangelium der Toleranz. Er beurtheilte den Menschen nicht nach seinem Glauben, noch seinem religiösen Bekenntniß, sondern nach seinem Thun und Handeln. Diese seine lautere Gesinnung machte ihn seinem Herzensfreunde Lessing so lieb, sie war es auch, welche in dem Dichter des „Nathan" den Gedanken wach rief, in dem weisen Israeliten Moses Mendelssohn das Modell zu wählen. Wie „Nathan" in der Lessingschen Dichtung ein Jude, Kaufmann und Philosoph war, so auch Mendelssohn, der Zeit seines Lebens in der Bernhardschen Seidenfabrik in Berlin zuerst als Buchhalter, dann als Associé der Firma dem kaufmännischen Leben sich gewidmet. Die Worte im vierten Aufzuge und siebenten Auftritt des Dramas beleuchten blitzartig die Tendenz des Stückes und zugleich die Persönlichkeit Mendelssohns, das Urbild Nathans. Dort sagt der Klosterbruder:

> Nathan! Nathan!
> Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
> Ein bess'rer Christ war nie!

Und darauf erwidert Nathan:

> Wohl uns! denn was
> Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
> Zum Juden! *)

*) Vergleiche näheres hierüber in meiner Säkularschrift: „Moses Mendelssohn und seine Familie. Eine Festschrift zum hundertjährigen Todestage Moses Mendelssohns am 4. Januar 1886. Von Dr. Adolph Kohut." Dresden und Leipzig, 1886, E. Pierson's Verlag, S. 20 ff.

Mendelssohn stand eben auf dem Standpunkt des reinen, den Unterschied zwischen Juden und Christen nicht kennenden, wahrhaft befreienden und deshalb religiösen Menschenthums!

Dieser hervorragende Charakterkopf, der mit den namhaftesten Männern und Frauen seiner Zeit in Verbindung stand, hatte unter anderen einige sehr lehrreiche Beziehungen zu Friedrich dem Großen; und da diese Episode in dem Leben Mendelssohns weniger bekannt ist, will ich sie hier anläßlich seines Säkulartages erzählen.

Der arme, körperlich wenig bevorzugte und überdies aus dem jüdischen Volke, dem Friedrich der Große Zeit seines Lebens nicht besonders gewogen war, stammende Mendelssohn hatte es sich nie träumen lassen, daß er je die Ursache des Grolles des alten Fritz sein werde. Und doch geschah das Unerwartete.

Mendelssohn gab mit Nicolai die „Literaturbriefe" heraus, die oft einen sehr scharfen Ton anschlugen. Im Jahre 1760 kritisirte der damals noch kaum geduldete, ausländische Jude — Dessau war für Preußen „Ausland" und Mendelssohn war aus Dessau nach Berlin eingewandert — die Gedichte Friedrichs des Großen in der genannten Zeitschrift. Er sagte über die „Poésies diverses" unter anderem, daß die Nachwelt das Vergnügen haben werde, den Helden und den Landesvater, den sie in seinen öffentlichen Thaten nicht genug werde bewundern können, hier in seinen „Ergötzungen" als den liebenswürdigsten Privatmann kennen zu lernen. „Jeder Vers", heißt es dann wörtlich, „ist beinahe ein Zug vom Charakter dieses Prinzen, und das Ganze ist das Porträt, worin seine große Seele, sein noch größeres Herz und seine Schwachheit selbst auf das Natürlichste geschildert sind. Welcher Verlust für unsere Muttersprache, daß sich dieser Fürst die französische geläufiger gemacht! Der hohe Verfasser würde der Herablassung überhoben gewesen sein, in der Vorrede zu sagen:

Meine Muse, deutsch und wunderlich
Kauderwelschend ein barbarisch Französisch.
Meldet die Dinge, wie sie kann . . .

Mich dünkt, ein Friedrich, der an der Unsterblichkeit zweifelt, ist eine bloße Chimäre, ein viereckiger Zirkel oder ein rundes Viereck!"

Die Rezension erschien zwar anonym, aber ein frömmelnder Prediger, namens Justi, schnüffelte den Autor heraus und hatte nichts eiligeres zu thun, als den freimüthigen Kritiker als Majestätsbeleidiger zu — denunziren. Er reichte beim Staatsrathe eine Anklage ein des Inhalts: „Es erscheine in Berlin eine schändliche Schrift: „Briefe, die neueste Literatur betreffend, in denen ein Jude . . . die Ehrfurcht gegen des Königs allerheiligste Person durch ein freches Urtheil über die „Poésies diverses" außer Augen gesetzt habe." Die Folge dieser Denunziation war, daß die Literaturbriefe konfiszirt wurden, und der Attentäter unter Anklage gestellt wurde, d. h. er wurde aufgefordert vor dem großen König in Sanssouci zu erscheinen und sich zu rechtfertigen. Er machte sich zu Fuß nach Potsdam auf. Als er durch das Thor in die Stadt ging, fuhr ihn der Thorschreiber an: wer er sei und wohin er wolle? Als er hörte, daß Mendelssohn der Ehre theilhaftig geworden, zu dem König befohlen worden zu sein, fuhr ihn

der Eisenfresser an: was er beim König wolle. In seiner Angst antwortete Mendelssohn: „Ich spiele aus der Tasche.“ Das ist was anderes, sagte der Junker und ließ den vermeintlichen Taschenspieler passiren.

Mendelssohn wurde nun vorgelassen. Aufgefordert, sich zu verantworten, bekannte er freimüthig, daß er die Rezension geschrieben habe und brachte folgendes zu seiner Vertheidigung vor: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, er sei wer er wolle, König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge fragt, wie er schiebt.“ Diese schlagfertige Antwort gefiel dem alten Fritz. Der kühne Kritiker wurde in Gnaden entlassen; es wurde ihm kein weiterer Prozeß gemacht, auch wurde er nicht, wie es jetzt in Preußen mißliebigen ausländischen Schriftstellern gegenüber üblich ist, — als „lästig“ ausgewiesen.

Trotz alledem muß Friedrich der Große einen innern Groll gegen Mendelssohn bewahrt haben, wenigstens gab der geniale Monarch, der es aber nicht vertragen konnte, daß ihm seine Bevorzugung alles Französischen auf Kosten des Deutschen vorgeworfen wurde, wiederholt seinem Aerger Ausdruck. Vergebens reichte im Jahre 1763 Mendelssohn mehrere Mal eine Bittschrift an Friedrich den Großen ein, damit ihm das Privilegium eines Schutzjuden, d. h. sich in Preußen dauernd niederlassen zu dürfen, ertheilt werde — seine Bitte wurde immer abgeschlagen. Erst auf das unausgesetzte, eindringliche Ersuchen des Marquis d'Argens, des bekannten Günstlings des Königs, erhielt endlich Mendelssohn das Privilegium, aber nur für seine Person, nicht für seine Nachkommen. Erst unter Friedrich Wilhelm II. wurde der Wittwe, geb. Frumet Gugenheim, ein solches allgemeines Privilegium zutheil. Dasselbe enthält den Ausdruck: „Wegen der bekannten Verdienste Ihres Mannes.“

Der Antagonismus Friedrichs des Großen gegen den Verfasser des „Phädon“ zeigte sich auch bei anderen Anlässen. Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte für das Jahr 1763 die Preisaufgabe gestellt: „Ob die metaphysischen Wahrheiten einer solchen Evidenz fähig sind wie die mathematischen?“ An der Lösung dieser Frage betheiligten sich zwei Philosophen, von denen ein jeder später einen Weltruf erlangen sollte: Mendelssohn und — Kant. Während jedoch dieser nur das Accessit erhielt, wurde jener mit dem Preise, 50 Dukaten, gekrönt. Dieses Ereigniß lenkte die allgemeinste Aufmerksamkeit auf den schneidigen Philosophen. Die „Voss. Zeit.“ verkündete am 4. Juni 1763: „Donnerstag hielt die Akademie eine öffentliche Sitzung. Den Preis erhielt der schon zur Genüge durch seine Schriften bekannte hiesige Jude Moses Mendelssohn.“ Sein Ruhm wuchs immer mehr, so daß im Jahre 1771 auch die Berliner Akademie der Wissenschaften nicht umhin konnte, ihn zu ihrem Mitgliede zu wählen. Der bekannte Aesthetiker Sulzer zeigte ihm seine Wahl mit folgenden Worten an:

„Mein verehrtester Herr!

„Die königliche Akademie hat mir aufgetragen, Ihnen zu hinterbringen, daß ihr Wunsch ist, Sie als ordentliches Mitglied der philosophischen Klasse zu besitzen. Sie wünscht also und hoffet, daß eine solche Stelle, obwohl jetzt vor der Hand keine Pension dabei ist,

Ihnen nicht zuwider sein möchte. In diesem Falle wird der Vorschlag morgen an den König abgehen. Seien Sie so gütig, mich wissen zu lassen, ob Sie damit zufrieden seien. Mir würde es besonders angenehm sein, Sie zum Kollegen zu haben."

Mendelssohn willigte ein und die Wahl wurde dem König zur Bestätigung vorgelegt, der aber dieselbe — kassirte. Als der König den Namen Mendelssohns auf der Liste der zu ernennenden Akademiker erblickte, wurde er sehr ärgerlich und strich den Namen. Auch schrieb er der Akademie einen derben Brief mit dem Befehl, künftig mehr Sorgfalt auf die Verfertigung der Aktenstücke zu verwenden. Zu diesem Entschluß des Monarchen mögen viele Beweggründe mitgewirkt haben. Zuvörderst dessen Abneigung gegen die Juden, dann sein noch immer nicht zur Ruhe gekommener Groll gegen den bösen Rezensenten, besonders aber der Umstand, daß gerade damals Kaiserin Katharina II. von Rußland, die bekanntlich ein Blaustrumpf war, bei der Akademiewahl als Mitglied creirt sein wollte. Natürlich war Friedrich, der Katharinas Freundschaft sich erhalten wissen wollte, gern bereit, die Eitelkeit der Zarewna zu befriedigen — das erforderte die „Staatsraison", vor der selbstredend Mendelssohn sich nolens volens beugen mußte. Die Zurückweisung seitens des Königs erregte zu jener Zeit großes und unliebsames Aufsehen, und der große Fritz hatte wegen seines Schrittes manches scharfe Wort vernehmen müssen. So schrieb z. B. der Epigrammatiker Kästner das folgende beißende Epigramm:

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinem Lande
Und diesen kennt er nicht!

Den ruhigen und stillen Denker kränkte die ihm angethane Beleidigung nicht; er nahm sie mit seinem gewöhnlichen Gleichmuthe auf und wunderte sich nur darüber, daß eine königlich preußische Akademie überhaupt auf die Idee verfallen konnte, einen Juden zu wählen. Sehr charakteristisch ist folgender Ausspruch, den er in einem Briefe an den damals in Wien lebenden Erzieher seiner Kinder, Herz Homberg, gegenüber that. Homberg wurde zum Korrepetitor vorgeschlagen, aber die Wahl vom Kaiser nicht bestätigt. „Außerordentliche Männer", schreibt Mendelssohn, „thun selten, was jedermann von ihnen erwartet, denn sie sind außerordentliche Männer. Was also die Majestät in Ihrer Sache entschieden hat, ist ganz in der Regel; uns in aller Betrachtung zwar unlieb, aber doch im Grunde lieber, als wenn die Majestät Sie approbirt, die Philosophie aber Sie als untüchtig verworfen hätte. Ich habe, wie Sie wissen, ein ähnliches Schicksal gehabt. Die Akademie hat mich zum Mitglied gewählt, des Königs Majestät aber die Wahl nicht bestätigt. Warum? Das weiß ich ebensowenig als Sie jetzt wissen, warum Sie der Kaiser nicht zum Korrepetitor haben will. Religionshaß ist es doch sicherlich nicht."

Trotzdem Moses Mendelssohn imgrunde keine Ursache hatte, für Friedrich den Großen zu schwärmen, so besaß er doch so viel objektiven Sinn und so viel Patriotismus, um die historische Größe und die weltgeschichtliche Bedeutung Friedrichs nach Gebühr zu würdigen. So

schreibt er 1760 in den „Literaturbriefen" über den großen König unter anderm: „Kaum ist den Pflichten des Regenten Genüge geschehen, so legt er Krone und Scepter und den Zwang der Majestät vor dem Throne seiner Weisheit nieder und begiebt sich in den kleinen Zirkel von Freunden, ist selbst der zärtlichste Freund, der angenehmste Gesellschafter, der gütigste Hausherr und der strengste Richter; verabscheut den Schmeichler; züchtigt den Wollüstling, scherzt über den Unzufriedenen, bestraft seine eigenen Fehler und haßt niemanden als den Tyrannen und Heuchler, die Feinde menschlicher Glückseligkeit." Noch begeisterter spricht er sich zweiundzwanzig Jahre später in einer anderen Schrift, der Vorrede zu Manasseh ben Israel: „Rettung der Juden", aus. Hier sagt er unter anderm: „Ein bewunderungswürdiger Monarch ist es, der nicht nur zu eben der Zeit dieselben Grundsätze in ihrem ganzen Umfange durchgedacht, sondern auch einen Plan entworfen hat, zu dessen Ausführung mehr als menschliche Kräfte zu gehören scheinen ... Ich lebe in einem Staate, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend, und vernünftige Freiheit zu denken, so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt hat."

Im Jahre 1763 hatte Mendelssohn im Auftrage der jüdischen Gemeinde zu Berlin eine Predigt auf den Hubertusburger Frieden verfaßt. In dieser denkwürdigen Predigt bekundet sich seine ganze Liebe zu Preußen und seinem genialen Monarchen. Man höre: „ ... Wo seid ihr starken Geister, die ihr die Wege der Vorsehung verkennt? Wo seid ihr Verräther an der Gottheit? Kommt, seht und werdet beschämt! Daß wir noch sind, daß Preußen ein Volk und der Herr sein Gott ist, in Wahrheit und Gerechtigkeit; daß wir alle noch leben, ein Samen des Friedens, und unser König, der Gekrönte Gottes, die Bewunderung der Völker, über uns herrschet in glorreichem Frieden? Wer hat das gethan? Wer hat die Brust seiner Völker mit Tapferkeit gewaffnet, daß hundert von ihnen 10,000 in die Flucht schlugen? .. Ihr merkt es wohl, gerührte Zuhörer, daß ich mich zu jenem erhabenen Muster der Tugend hinaufzuschwingen bestrebe, welches in der Geschichte allen künftigen Bewohnern der Erde zum Beispiel glänzen wird. Seine geprüfte Tugend, seine Standhaftigkeit im Unglück, seinen göttlichen Muth durch Worte beschreiben, heißt am hellen Mittag die glühende Sonne abbilden wollen. Ihn verewigt die glücklichste Beschreibung seines Charakters. Was that Friedrich, als die Blitze von allen Seiten umher ihn zum Ziele ihres Geschosses gewählt zu haben scheinen? — Er that seine Pflicht. Er trug die Last des ganzen Krieges allein; allezeit schneller wie die Gefahr, unaufhaltsam wie der Sturmwind Gottes, trug er seinen Schutz von Provinz zu Provinz und rettete, wo Unschuld zu retten war. Er that, was Gott und Gerechtigkeit von Weisen fordern können, und den Ausgang überließ er der Führung dessen, der unser Schicksal nach seiner Weisheit lenkt."

Diese Verehrung für den ruhmreichen König ist um so bemerkenswerther, als Mendelssohn, gleich dem großen Gotthold Ephraim Lessing, gegen die damalige Französelei in der Literatur aufs ent-

schiedenste Front machte. Die Keulenschläge, die er austheilte, trafen den Nagel auf den Kopf. Sein Patriotismus war aber nicht chauvinistischer Art; bei aller Liebe zu dem genialen Monarchen war er nicht blind für dessen absolute Nachahmung des französischen Wesens und dessen Anbetung der französischen Richtung in Dichtung und Wissenschaft.

Merkwürdigerweise scheint Friedrich der Große in den letzten Jahren seines Lebens von seiner Abneigung gegen die deutsche Literatur und Sprache, welche Mendelssohn wiederholt befehdet hatte, einigermaßen zurückgekommen zu sein. Ich schließe dies unter anderem aus folgender Zuschrift, die der „alte Fritz" vor 100 Jahren, am 12. August 1785 an den Magister Heynatz in Frankfurt a. O. schrieb. Er spricht sich hier über die Verbesserung der deutschen Sprache also aus: „Hochgeehrter, lieber Getreuer. Ich danke Euch für das Mir unter dem 10. zugesandte Exemplar Eurer Anweisung zur deutschen Sprache. Dies kleine Werk ist ein neuer Beweis Eures Diensteifers in Eurem Berufe, weil Ihr darin auch den Anfängern nützlich werden wollet. Wenn diese gleich anfangs gegen die Sprachfehler verwehret werden, so können sie hernach mit weniger Mühe es in dieser Sprache weit bringen, und was ist rühmlicher für einen Deutschen, als rein Deutsch sprechen und schreiben! Ich wünsche, daß Ihr dazu noch fernerhin viel beitragen mögt und bin Euer gnädiger König Friedrich." Dieser Brief beweist, daß der Monarch gegen Ende seines Lebens von der Bedeutung der deutschen Sprache immer mehr durchdrungen wurde.

Ein wahrer Großmeister des Stils war jedoch Moses Mendelssohn, und der König hätte ihn entschieden mehr zu schätzen gewußt, wäre sein Blick nicht durch die Abneigung, die er gegen das Judenthum hegte, getrübt gewesen. Die Zeitgenossen Mendelssohns werden nicht müde, gerade diese Verdienste des Popularphilosophen um die Veredelung und Läuterung der deutschen Sprache rühmend hervorzuheben. So schreibt z. B. Christian Garve in einem Aufsatz über Sprachverbesserung: „Als Lessings eigener philosophischer Witz, sein schneidender Scharfsinn und seine Gedankenfülle sich zeigten, war allen Besonderheiten seines Stils unsere Sprache so angemessen und sie nahm die seltsamsten Formen seiner Ideen mit solcher Geschmeidigkeit an, als wenn nur er ein recht originell deutscher Schriftsteller wäre. Und doch bot zu eben dieser Zeit eben diese Sprache dem ruhigen Denker Moses Mendelssohn, der die größte Deutlichkeit mit dem sanften Fluß der Rede suchte, alle Wörter und Redensarten eines reinen philosophischen Stils an." Mendelssohn war unablässig bestrebt, die Muttersprache zu heben und zu läutern und selbst Lessing, der große Sprachbaumeister, verschmähte zuweilen nicht, seine Hilfe in stilistischer Beziehung aufzusuchen. Einst schickte an Mendelssohn auch sein Freund Abbt die Schrift „vom Verdienste" und empfahl ihm das gebrechliche Manuskript zu „milder Aufbesserung". Er that es gründlich und schrieb ihm bei der Zurücksendung des purifizirten Manuskripts: „Ihre Schrift soll die Ehre der deutschen Prosa retten, soll großen Herren beweisen, daß auch Deutsche, die gründlich denken, mit Geschmack schreiben können."

Nun, diese „großen Herren" à la Friedrich wurden trotz alledem und alledem die Wiedererwecker des deutschen Nationalgeistes und,

ungeachtet der Verschiedenartigkeit der Anschauungen und geistigen Anlagen, die zwischen dem großen Monarchen und dem großen Philosophen herrschten, hatten beide doch das Eine Gemeinsame: sie waren die Banner- und Fackelträger der Gewissens- und Glaubensfreiheit! Wenn auch Mendelssohn unter den Paladinen, welche das Denkmal Friedrichs des Großen Unter den Linden in Berlin zieren, sich nicht befindet, so ist er doch vom Zeitalter Friedrichs unzertrennbar: „Der Popularphilosoph muß mit dem Aufklärungskönig geh'n, beide wohnen auf der Menschheit Höh'n" . . . in diesem Sinne möchte ich das bekannte dichterische Wort hier ummodeln und es auf das Verhältniß zwischen dem Fürsten im Reiche des Herrschens und dem im Reiche des Denkens angewendet wissen!

Venus und Psyche.

Ich hatt' im Wundersaal der Farnesina
Das Göttermärchen Rafaels geschaut;
Auf ihren bangen Fahrten hatt' ich Psyche
Begleitet bis zu jenen lichten Höh'n,
Wo die versöhnte Venus liebevoll
Des Sohnes knospenschönes Weib umfängt.
Den ganzen Tag dann sah ich, in dem bunten
Gewühl der Menge, zwischen Riesentrümmern
Und in erhab'ner Dome kühler Dämm'rung
Die göttlichen Gestalten. Endlich kam
Im Vollmondschimmer märchenhaft der Abend,
Und geistiger im blassen Geisterlicht
Erschien es mir, das alte ew'ge Rom.

Da lockte mich ein prächtig Wellenrauschen,
Und sieh', schon stand ich an dem Trevibrunnen
Und sah im Silberglanz den Vollerguß
Unzähl'ger Wasser zwischen Meereswundern,
Wie sie Cytheres Wagen einst umgaukelt,
In Licht und Schatten wunderbar bewegt.
Da rührte mahnend eine Hand die Schulter
Dem Traumverlorenen, ich sah mich um
Und sah in meines Freundes Angesicht,
Der meiner Götterschau Genoß gewesen.
Er sprach zu mir: „Du träumst von jenen Bildern,
Die in verblaßten Farben uns entzückt?
Komm' mit! Du sollst die Göttin selber schauen."

Nicht lang, und eines fürstlichen Gemachs
Dämm'rungumflorte Pracht umfing uns beide

Mit vielen andern, die erwartend saßen.
Musik begann, sich mit dem wirren Rauschen
Vermischend, welches von Fontana Trevi
Gedämpft hereindrang. Wie ein Schöpfungshymnus
Erklang sie. Aus des Chaos wüster Nacht,
In der des Werdens heil'ge Donner rollen,
Geht auf ein Licht. Ein Welterzeuger springt
In Himmelsschönheit glorreich in das Sein
Und sucht umirrend eines — eine Seele. —
Gefunden! schwillt es nun in jauchzenden
Akkorden auf; dann hüllt das Lied ersterbend
Mit sel'gem Flüstern ein Geheimniß ein.
Nun naht Verhängniß, naht unschuld'ge Schuld,
Und alle Schmerzen der verstoß'nen Liebe,
Sie wühlen sich in trauervollen Klängen
In immer tief'rer Tiefen Nacht hinein. —
Da plötzlich, welch' ein wonnetrunk'nes Stammeln!
Ist's Wiederfinden? Liebendes Verzeih'n?
Und horch, es künden Jubelmelodie'n,
Hinbrausend, überherrliches Erscheinen!

Der Vorhang steigt. Ein ruhig glänzend Licht
Strömt wie verklärend über zwei Gestalten,
Die diesem Erdenstaube nicht entstammt.
Die eine streckt wie priesterlich die schönen
Entblößten Arme vor, als spendete
Sie Liebessegen dieser Erdenwelt.
In diesem Antlitz, halb emporgerichtet,
Liegt ew'ger Jugend, ew'gen Glückes Reiz.
Der reingeschnitt'nen Augen feuchter Schimmer
Verkündet der Dione hehre Tochter,
Die jedes Herz mit sel'ger Flamme füllt.

Und neben der versöhnten schönen Mutter
Des vielgeliebten Gatten kniete Psyche,
Ihr ähnlich, wie mit schwesterlichen Zügen,
Doch kindlicher, mit träumerischem Blick,
Wie eine Seele, die sich in sich selber
Versenkt, von aller Himmel Ahnung voll.
So schmiegte sich die Süße an die Süße
In ihrer jungen Götterseligkeit.

Der Vorhang schwebte nieder. Staunend Schweigen
Lag ringsumher noch auf den Schauenden,
Da stahl ich mich hinweg, daß nicht des Beifalls
Bacchantischer Sturm den stillen Zauber breche.
Auch nach den ird'schen Namen fragt' ich nicht
Der Wesen, die so lieblich mich getäuscht. —
Wenn nun das Mondenlicht in keuscher Fülle

Winternacht.

Originalzeichnung von A. Henri.

Die Welt umfängt, und ferne Wasser rauschen,
Und, nur vernehmbar in dem tiefsten Innern,
Sich ihnen mischt der ewige Gesang,
Dann faßt die Seele namenlos Verlangen
Nach jener Schöne, die von Anfang war
Und allbelebend, allbefreiend waltet,
Wo sonnenaugig sie durch Schleier blickt.
Und wenn ich sinnend meine Wimper senke,
Schau' ich Geahntes herrlich im Symbol.
Da steht die seelenvolle Aphrodite,
Die weißen Arme segnend vorgestreckt,
Und Psyche schmiegt sich an der Göttin Knie.

Adolf Brieger.

Die Wereschagin-Ausstellung in Wien.

Die Wereschagin-Ausstellung im Wiener Künstlerhause hat sich zu einer Sensation herausgewachsen, wie vorher keine ähnliche Schaustellung von Gemälden in der Donaustadt. Der Grund hierfür lag außerhalb des wahren künstlerischen Werthes und der streng ästhetischen Werthschätzung des Gebotenen vonseiten des Publikums. Ja, es geschah sogar der richtigen vollgerechten Würdigung der außerordentlichen künstlerischen Leistungen des russischen Meisters Abbruch durch die leidenschaftliche Theilnahme wie durch die Abweisung, welche einige seiner Werke aus — konfessionellen Gründen erfahren mußten. Frommer Eifer, dessen Berechtigung wir nicht untersuchen, ja nicht einmal leugnen wollen, hatte sich entsetzt über die realistische Weise, mit welcher der in Sachen der christlichen Bekenntnisse polemisch, ja geradezu nihilistisch denkende Maler gewisse Kapitel aus David Strauß' „Leben Jesu" zur Darstellung brachte. Wereschagin stellt sich die „Heilige Familie" als vielköpfig dar, wie der Tübinger Bibelexeget sie schilderte und malt die Mutter und die Brüder Jesu als eine Judenfamilie aus der letzten palästinensischen Zeit des auserwählten Volkes, so typisch in Gewandung, Gestalt und selbst im Haarschnitt und Schmuck der Schläfenlocken, daß jeder polnische Talmudschüler von heute, dies erfassend, bewundernd ausrufen muß: „Gott, wie ähnlich". Realistisch behandelt sind in diesem Bilde der „Heiligen Familie" auch die Nebendinge, die Hühner, welche zwischen den auf schmutzigem Estrich sich balgenden Geschwistern Jesu herumwimmeln und der allgemeine Mangel an Reinlichkeit, den man der kindergeplagten Familienmutter, welche, eben auf dem Boden kauernd, ihr Sechstes oder Siebentes stillt, billigerweise nicht zumuthen kann. Die Tafel ist übrigens abgesehen von diesem fragwürdigen figuralen Inhalt mit außergewöhnlicher Virtuosität gemalt. Auf dem zerbröckelnden Mauerwerk dieses Zimmermannshofes von Bethlehem und in dem Halbdunkel des höhlenartigen Eingangs der Behausung

sind Lichteffekte, wie kaum auf einem anderen der Wereschaginschen Bilder, was bekanntlich etwas sagen will.

Den Frommen wollte, wie bemerkt, diese Art Bibelillustration noch weniger behagen, als den religiös-indifferenten Beschauern, welche, wenn sie auch keineswegs geneigt wären, für das Wunder der unbefleckten Empfängniß mit bloßem Fuß über die glühenden Pflugschaaren des Ordals zu gehen, doch ebensowenig Behagen an einer wohlfeilen Verhöhnung eines Vorwurfes finden, der seit anderthalb Jahrtausenden für Millionen den Gegenstand inbrünstiger Verehrung gebildet hat und den die größten Künstler durch ihr Genie auch für den glaubenslosen Heiden in die unantastbare Welt des Ideals der unerreichbar schönen Form gerückt haben.

Die Zeloten eiferten gegen Wereschagin und verlangten die Entfernung des Bildes, die Künstlerschaft weigerte sich, in ihrem Hause gegen den illustren Kollegen Inquisitionspolizei zu üben; die versteckten Mahnungen der Frommen an die Staatsbehörden blieben fruchtlos, da man in Wien der bildenden Kunst gegenüber weit mehr Toleranz übt, als beispielsweise in Berlin; in Wien wäre ein Prozeß, wie kürzlich jener in Berlin, gegen die Götter Griechenlands absolut undenkbar. Es kam schließlich so weit, daß der Kardinal-Erzbischof in Person für die Ehre seiner Fahne in die Bresche treten mußte; Seine Eminenz erließ einen Hirtenbrief gegen Wereschagin, welches episkopale Schreiben nicht ohne pikante Pointen war. Der weltkluge Benediktiner — Kardinal Ganglbauer war früher Abt des Stiftes zu Kremsmünster — ließ sich in keine Polemik über die Frage der Kopfzahl im Hause Josephs, des Zimmermeisters, ein, sondern beschwerte sich in einer dem Wiener sehr verständlichen Weise, daß die „Heilige Familie" „orientalisch" charikirt sei; mit anderen Worten, daß die heiligen Leute Peisses und Schubitze tragen wie „Schmeie Tinkeles und Laib Pulverbestandtheil in der Gaß' zu Tarnopol".

Die Folge von einer so unerhörten Reklame war und ist heute noch ein Gelaufe zu der Wereschagin-Ausstellung, wie es die ältesten Leute in der guten Stadt Wien noch nicht erlebt haben. Weit her aus der Provinz kommen die Menschen zugereist, um ihrer sittlichen Entrüstung über die Blasphemie Wereschagins durch eigenäugige Betrachtung des abominablen Bilderwerkes die höhere Weihe zu geben. Es ist schade, daß diese biblische Geschichte Theilnahme und Beurtheilung der ganzen Wereschaginschen Sammlung beirrt hat; diesmal gerade so, wie vor drei Jahren die Tendenzmalerei der Kriegsgräuel.

In der diesmaligen Ausstellung sind eine Reihe geradezu bewundernswerther Leistungen. Sobald bei Wereschagin der erschaute Gegenstand, den er wiedergeben will, an sich schön oder wenigstens anziehend, interessant, durch irgend eine Spezialwirkung der Farbe, des Lichtes reizend ist, so macht der virtuose Realist aus diesem Gegenstand ein in seiner Art ganz unübertreffliches Kunstwerk. Im Künstlerhause hängen eine Serie solcher Bilder aus Indien, vor denen man stundenlang staunend stehen bleiben kann, ohne sich satt zu sehen an dieser Fülle leuchtender Pracht, berauschender Farbeneffekte, an diesen seltsamen und doch schönen Menschengestalten, an diesen märchenartigen Bauten von Marmor und Edelgestein, das im Glanz

der Tropensonne so plastisch greifbar uns entgegentritt. Das Hauptbild dieser Art stellt den Einzug des Prinzen von Wales in Dschei-pur vor. Der „künftige Kaiser von Indien" reitet mit dem Maharad-Schah auf einem wunderbar geschmückten Elephanten vor die Residenz dieses erlauchten Vasallen. Rückwärts das Gefolge, gleichfalls auf Elephanten; vor, neben und hinter diesen kolossalen Reitthieren der Hofstaat und die Garden des Maharad-Schah in ihren originellen Prachtgewändern und interessanten alten Rüstungen. Aehnlich in der Behandlung, nur nicht so groß und nicht so figurenreich, ist das „Thor Ala-ud-dins", im alten Delphi, vor dessen rother Sandsteinwölbung Stallmeister und Hofbeamte den heraustretenden Herrscher mit zwei prächtig aufgeschirrten Zeltern erwarten. In die gleiche Kategorie der Prachtillustration indischer Architektur und indischen Lebens gehört der „Empfangssaal im Palaste zu Agra", welcher unstreitig mit den schönsten Partien der Alhambra wetteifern kann. Wunderbar ist die Staffage dieses schönen Raumes, ein Palaver indischer Fürsten vorstellend, die, auf ihre Teppiche gekauert, scheinbar apathisch am Nargileh saugend, doch eine tiefernste Staatsaffaire durchsprechen, wie man aus der gespannten Theilnahme der in den Thorbogen stehenden Dienergünstlinge entnehmen kann. Die beiden Perlen der indischen Abtheilung sind zwei Interieurs von Moscheen: jenes der Hauptmoschee zu Futepor-Sikri und jenes der Perlmoschee zu Agra. Die Moschee von Futepor ist eine genaue Kopie der Grabmoschee in Mekka, aber aus edlerem Material errichtet. Die Perlmoschee von Agra erinnert in ihrer Architektur, obwohl sie relativ jungen Datums ist, — sie wurde erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erbaut — an den maurischen Säulenwald der Kathedrale von Cordova. Das Material ist durchscheinender, weißer und gelblich weißer Alabastermarmor. Dieser Marmor mit seinen eigenartig, tausendfältig wechselnden Lichtreflexen und Beleuchtungseffekten, sowie die betenden Inder, welche andächtig zwischen den Säulen und unter den Hallenbogen stehen, das Antlitz gegen Mekka gewendet, den bunten Turban auf dem Kopf und in farbige Gewänder gehüllt — diese so eigenartig fremde, in ihrer Totalerscheinung ungemein vornehme Schilderung aus der Welt des östlichen Islam ist mit einer Kunstfertigkeit ausgeführt, mit einer vollendeten Virtuosität der Mache, die aller Schilderung spottet. Ebenfalls meisterhaft, wenn auch nicht auf gleicher Höhe, wie diese beiden Interieurs sind eine Reihe von landschaftlichen Architekturbildern aus Indien, Paläste und Moscheen in Morgen- und Abendbeleuchtung, in Sonnenschein und dämmerndem Halbdunkel darstellend; dann Landschaftsbilder aus dem Himalaya. Unter den letzteren sei insbesondere ein Nachtstück um seiner einfach grandiosen Wirkung willen erwähnt. In einer tiefen, dunklen Bergschlucht, im Rinnsal eines Grabens lagert die kleine Alchimisten-Karawane um ein Feuer, das gerade hell genug ist, um die Finsterniß ringsum bemerkbar zu machen. Weit, unendlich weit rückwärts im Hintergrund und weit, unendlich weit oben über der dunklen Masse des Vorgebirgstockes leuchtet der Schneefirn der Centralkette hervor, wohl im Dunkel der Nacht, aber doch bereits von den ersten Vorboten der allererſten Frühdämmerung mit einem magischen Schimmer

übergossen. Neben dem Schneeberg, draußen am nachtblauen Firmament leuchtet ein einzelner Stern. In diesem ganzen Bilde ist nichts gemacht, nichts arrangirt, nichts komponirt; Wereschagin giebt wieder, was er gesehen, aber was er in einem glücklichen Augenblicke schön gesehen hat.

Stofflich interessant und mit jener Tüchtigkeit ausgeführt, die Wereschagin auch bei handwerksmäßiger Werkeltagsarbeit nicht verläßt, sind die biblischen Landschaftsbilder aus Palästina, eine erkleckliche Anzahl nach der Natur gemalter Studien aus Jerusalem und seiner Umgebung, aus dem Jordanthale, vom Todten Meere, aus Samaria ꝛc. Diese Skizzen, vielmehr wollen die Hälfte der Bilder nicht sein, sind al prima auf die Leinwand geworfen, ungemein keck und frisch in der technischen Behandlung und offenbar von photographischer Treue in der Wiedergabe der geschauten Beleuchtungseffekte. Hierher gehören insbesondere die zwei Bilder von der „Salomons-Mauer" mit den betenden Juden, dann die Höhle der Hexe von Endor, die Gideons-Quelle und Kapernaum mit dem See von Genezareth.

Was an kleinen Skizzen, an kaum miniaturgroßen Porträts, an Handzeichnungen mit Bleistift und Feder zur Ausstellung gebracht worden, geht ins Endlose. Wereschagin ist ein Mann, der es versteht, sich in Scene zu setzen, noch weit besser, als ehedem Makart; es steckt in diesem russischen Meister etwas vom Agitator, etwas vom federgewandten Journalisten, der sein Publikum kennt und etwas vom richtigen Charlatan der alten Zeit, der seine ganz reellen Heilmittel mit unendlichem Brio und allerlei Lazzis an den Mann zu bringen wußte. Dem entsprechend hat Wereschagin auch die kleinsten Abfälle seiner Kunstwerkstatt, den Kehricht aus den Skizzenbüchern und Studienheften, der sonst gewöhnlich erst nach dem Tode eines berühmten Meisters an das Tageslicht kommt, sogar seine Schulpensen aus der ersten Lehrlingszeit in Gold fassen lassen und ausgestellt; in Gold fassen lassen, nämlich in der Weise, daß Bildchen nicht größer als eine Whistkarte, in einem vergoldeten Rahmen stecken, der gut zwei Quadratschuh Fläche bedeckt. Ebenso ist das Nebenzeug, die Dekoration der Räume mit seltenen und werthvollen Teppichen aus Turkestan und Indien, mit allerlei raren Waffen orientalischen Ursprungs, auf theatralische Wirkung berechnet. Wereschagin trägt damit allerdings einem Modezuge der Zeit Rechnung; wir ziehen aber jene Künstler vor, die solche Beihilfe verschmähen, des Tapezierers und des Vergolders entrathen können, wenn sie uns ihre Werke vorführen. In dieser Art mustergiltig einfach bei ihren Monstre-Ausstellungen sind unter anderen Munkacsy, der Ungar und Matejko, der Krakauer Pole; die Prunksucht des Orients und das halborientalische Wesen fängt erst jenseit der podolischen Steppe an. Niemals haben wir die Richtigkeit, daß der echte Vollblutrusse ein Halbasiate sei und deshalb asiatisches Wesen viel besser verstehe, als irgend ein Westeuropäer und mit den Asiaten spielend fertig werden könne, wo der Westeuropäer unüberwindliche Hindernisse vor sich zu haben wähnt, niemals hat uns dieses Axiom vom asiatischen Herrscherberuf der Russen so einleuchtend scheinen wollen, wie vor den Bildern Wereschagins. M. v. W.

Erschütterungen.

Erzählung von A. Freiherrn von Moltke.

(Schluß.)

VII.

In einer engen Straße Neapels, wo der Mehrzahl nach nur Kleinkrämer und Wirthe wohnten, lag der Palazzo der Eltern Marietta Pompejs. Wie unter Blinden Einauge König ist, so hatte ihr Haus den hochklingenden Namen Palazzo nur dem Umstande zu danken, daß es auf weitem Umkreis das stattlichste war, und daß über dem Portale ein verwittertes, in Stein gehauenes Wappen prangte, um das sich eine noch lesbare Inschrift schlang, die also lautete: „Semper aliquid adhaeret“. Wie die Familie Marulli zu diesem zweideutigen Wahlspruch kam, darüber schweigt die Geschichte und in erster Linie die Familie selbst. Marietta bewohnte die Zimmer des ersten Stocks, ihre Eltern hatten sich in den zweiten zurückgezogen und überließen ihr vollständig die Honneurs des Hauses wahrzunehmen. Ihre Mutter stammte zwar aus einem adeligen Hause, hatte aber so gut wie gar keine Erziehung genossen, denn sie konnte weder lesen noch schreiben. Der Vater, dessen Einnahmen aus dem, was ihm von den Familiengütern noch geblieben war, eben hinreichten, um jede Woche zehn Lire im Lotto zu setzen und von dem Reste sich und seine Familie nothdürftig durchzuschlagen, war schon seit Jahren durch die Gicht ans Zimmer gefesselt und bekümmerte sich nicht im mindesten um Frau und Tochter. Hätte nicht der reiche Onkel in Sizilien sich der letzteren angenommen, so wäre sie ebenso unwissend und roh aufgewachsen wie ihre Mutter. Wie nun aber die Dinge einmal lagen, war Marietta ihrer Mutter weit über den Kopf gewachsen, so daß sie — gewiß eine Seltenheit bei Mädchen im südlichen Italien — dieselbe Freiheit in ihrem Thun und Lassen hatte, wie etwa die Töchter des freien Amerikas.

Marietta saß in ihrem einfach möblirten Zimmer am Schreibtisch; ihre blauschwarzen Haare hingen aufgelöst über die Lehne des Stuhles und berührten beinahe den Boden, sie waren üppig, diese Haare, wie alles an dem Mädchen, es konnte sich mit ihnen einhüllen wie in

einen Mantel. Marietta hielt ein Briefchen in der einen Hand, während ihr Kopf nachdenklich in der andern ruhte.

„Der Priester Crisafalli", sagte sie halblaut vor sich hin, „unser Beichtvater, ist ein Mann, der seine ganz besondern Zwecke verfolgt, wenn er sich so sehr um San Martino bekümmert. Er bittet mich in diesem Briefchen um eine Unterredung, den Herzog betreffend, was mag er im Schilde führen? Geduld, mein sehr ehrenwerther Herr Herzog, Sie sollen erfahren, was es heißt, eine Neapolitanerin und dazu eine Tochter des alten Geschlechts der Marulli zu verschmähen, ja sogar", sie ballte die nicht gerade kleinen, doch wohlgeformten Hände und zischte zwischen den aufeinander gebissenen Zähnen hervor, „öffentlich zu verhöhnen."

Es klopfte leise an der Thür. Auf das energische „Herein" der Dame trat ein alter Diener in ziemlich verschossener Livrée unter die Thüre und meldete:

„Der Herr Priester ist im Salon."

„Gut, Giacomo, ich werde gleich kommen."

Marietta wickelte sich hastig ihre Haare zu einem kunstlosen Zopfe nach altgriechischer Manier zusammen, warf ein feines Spitzentuch um die runden Schultern und stieg die Treppe hinab den Besuch zu empfangen.

Der Salon der Familie Pompej unterschied sich wenig von den Besuchszimmern bürgerlicher Häuser Italiens; da waren Sophas, Lehnsessel, Tischdecken und Gardinen von den verschiedensten Mustern und Farben, einige Oeldruckbilder schmückten die Wand, meist süditalienische Landschaften darstellend, mit dem unvermeidlichen Vesuv im Hintergrunde, dessen Gipfel in Rauch und Feuer gehüllt ist. Einen aristokratischen Anstrich gab der ganzen Einrichtung nur die Anwesenheit von sechs Bildern der Vorfahren Mariettas in Lebensgröße, die die Seitenwände des Gemachs vollständig bedeckten. Es waren stattliche Gestalten, aber alle hatten einen gewissen Zug in ihren Gesichtern, von dem der unbefangene Beschauer sagt: „er gefällt mir nicht". Es lag etwas dämonisches in diesen finster blickenden Augen unter den buschigen Brauen, um diese schmalen, eingekniffenen Lippen. Am Mittelfenster, das auf einen großen Balkon führte, stand mit übereinandergeschlagenen Armen ein Mann von gewaltigem Körperbau, in der schmucklosen Tracht der Priester und schaute nachdenklich auf das Treiben unten in der Straße hinab. Schmucklos war seine Tracht, soweit es den bekannten, bis auf die Knöchel reichenden kuttigen Rock von tiefstem Schwarz und den einem Schiffsschnabel ähnlichen Hut betraf, aber der Träger dieser Kleidungsstücke verstand augenscheinlich wohl, da, wo es anging, der eitlen Welt Zugeständnisse zu machen. Der Hemdkragen und die Manschetten waren blendend weiß und von feinstem Leinen, vorn zwischen dem dritten und vierten Knopf des Rockes schlängelte sich eine dicke, goldene Uhrkette hin und die Fußbekleidung war nach dem Schnitt der neuesten Mode gefertigt. Der Priester zog sein Taschentuch heraus, um sich den Staub von seinen Glanzstiefeln abzuschlagen, ein starker Geruch nach dem feinsten französischen Riechwasser drang durch das Gemach. Der Kopf des Mannes war unstreitig bedeutend, er mußte zu phrenologischen Studien heraus-

fordern. Eine hohe Denkerstirn, von kastanienbraunem, vorn etwas gelocktem Haar eingerahmt, zwei feurige Augen, denen die kühngeschwungene Nase als würdiges Relief diente, bekundeten den intelligenten, im Handeln raschen und energischen Mann, während das runde, weiche, fast weibische Kinn und der sinnliche Mund, auf dem stets ein bestechendes Lächeln schwebte, belehrten, daß dieser merkwürdige Mann verstand das Feuer seiner Augen und die Kühnheit und Raschheit seines Willens je nach den Umständen zu dämpfen und sich allen Lebenslagen anzuschmiegen. Es war der Stoff, aus dem man die Kardinäle schnitzte, die die Beredsamkeit und den Feuereifer der Apostel mit dem Takt und der Feinheit der Diplomaten und mit dem rücksichtslosen Vorgehen der Eroberer zu verbinden wußten. Hatte der Mann eine Achillesferse, so war es seine leidenschaftliche Verehrung des weiblichen Geschlechts — ihm, dem Priester, dem Gott Geweihten, dem Cölibat Verfallenen konnte diese Schwäche zum Verderben werden, sie konnte mit einem Ruck zusammenwerfen, was Intelligenz, Energie und biegsame Geschmeidigkeit aufgebaut hatten. Die Versuchung war für ihn auch zu mächtig, denn den Frauen ist der schöne Offizier, der geistreiche Salonmann wohl gefährlich, unwiderstehlich ist für sie aber der elegante, junge und schöne Priester, in dessen Augen die Fähigkeit leuchtet, weibliche Reize zu würdigen, dessen Gewand der geheime Reiz eines „noli me tangere“ anhaftet.

Marietta trat ein. Der junge Priester wandte sich um und begrüßte sie mit der Vertraulichkeit, zu der er sich durch seinen Stand und seine Eigenschaft als Beichtvater der Familie berechtigt glaubte. In der Ecke des Salons stand ein kleines Sopha, halb verdeckt durch zwei mächtige Bücherschränke, die sich rechts und links an dasselbe anlehnten, zu diesem lauschigen Plätzchen führte Marietta den Diener der Kirche.

„Sie haben mir geschrieben, Signor Crisafalli“, sagte sie, „und mir wichtige Mittheilungen in Aussicht gestellt. Sie können sich denken, daß das Weib in mir sehr gespannt ist.“

„Das Weib in Ihnen, Signorina“, erwiderte der Priester lächelnd, „welch' anderer Geist als der weibliche wohnt in dieser schönen Hülle?“

„Ein böser Geist, der mit meiner Frauennatur in stetem Kampfe liegt. Das ist wie bei Ihnen“, sagte Marietta, ihren Besuch mit dem lauernden, unheimlichen Blick ansehend, der ihren Ahnen eigen; „Sie sind Priester, aber mir scheint, auch in Ihnen ringt die Priesternatur unaufhörlich mit Wünschen und Bestrebungen, die außerhalb derselben liegen.“

„Sagen Sie das nicht, Marietta. Ich gehöre, wie Sie wissen, der absolutistischen Richtung der Kirche an, dem echten Römerthum, wenn Sie so wollen, das seinen Brennpunkt in dem Syllabus des hochseligen Pio Nono hat. Was ich auch erstrebe, alles geschieht im Dienste und zum Heil der absolutistischen Kirche, wie sie meinem unsterblichen Vorbilde, dem großen Kardinal Antonelli vorschwebte.“

„Gut gesagt, aber — aber der Geist ist willig —“

„Und das Fleisch ist schwach, sehr schwach“, fiel ihr seufzend der Priester ins Wort, „namentlich in solch' gefährlicher Nähe.“ Er ergriff die Hand des Mädchens und drückte feurige Küsse auf dieselbe.

Als er an dem vollen, weißen Arm angelangt war, entzog ihm Marietta die Hand und sagte mit einem koketten Seitenblick:

„Mein Himmel, Sie verwechseln meine arme Hand mit dem Fuß Petri in der Kathedrale zu Rom — doch Scherz beiseite, was haben Sie mir zu sagen?“

Der Priester, dessen ausdrucksvolles Gesicht eben noch die weltliche Leidenschaft wiederspiegelte, gewann bei dieser Frage sofort die Herrschaft über sich selbst und antwortete in ruhigem Tone:

„Vorgestern war der Herzog San Martino bei mir“, ein tiefer Schatten lagerte sich bei Nennung dieses Namens auf den Zügen Mariettas; der Priester bemerkte ihn, fuhr aber unbefangen fort: „Sie wissen ja, er ist ein eifriges Glied unserer Partei; dieser junge Herzog ist reich, sehr reich und hat anscheinend keine Hoffnung auf Nachkommenschaft.“ Der Sprecher hielt einen Moment inne und blickte in den gegenüberhängenden Spiegel, in welchem er seiner Zuhörerin Gesicht Zug für Zug studiren konnte. Die höchste Spannung war in diesem zu lesen, der Priester fuhr mit einem befriedigten Lächeln fort: „Ich weiß, daß Sie gegründete Ursache haben, dem Herzog nicht wohlzuwollen“, hier machte Marietta eine lebhafte Bewegung, als wollte sie ihm ins Wort fallen, allein eine beschwichtigende Geberde legte ihr Schweigen auf, „daß Sie ihn verabscheuen, glühend hassen, wenn Ihnen diese Ausdrücke lieber sind; ich, das heißt ich als Vertreter der päpstlichen Macht und des Ansehens der katholischen Kirche, will ihm im Gegentheil sehr wohl, so wohl, daß ich jeden Beweis in Gnaden annehmen würde, den er als reumüthiger Sohn, der sich mit Leib und Seele unsern heiligen Zwecken zu widmen gedenkt, liefern wollte.“

Der Priester beobachtete die Wirkung seiner Worte, Marietta lauschte mit sichtlicher Erregung und trank gierig deren Sinn von den Lippen des halb bewunderten, halb gefürchteten Mannes.

„Sie, Marietta, verfolgen Ihre persönlichen Zwecke“, fuhr der Priester fort, „ein rein weltliches Gefühl, das nach Rache, beherrscht Sie. Sie wollen den Herzog verderben, und müßte auch Ihre Rache über die darniedergeschmetterte Seele seiner Gattin hinschreiten. Ich kann Ihr Gefühl begreifen, aber ich muß es vom christlichen Standpunkte aus verdammen.“

Mariettas Augen schossen Blitze; aus ihrer hochklopfenden Brust rangen sich die Worte:

„Und wäre es mein und aller Untergang, ich muß meine —“

„Stille, Kind, genug! Kann ich auch solche Ausbrüche nicht hindern, so will ich sie wenigstens nicht hören.“

Der Priester faßte die nicht widerstrebende, vor innerer Erregung zitternde Hand des Mädchens und sagte langsam, ihr fest in die Augen blickend:

„Der Untergang des ehelichen Glücks des Herzogs würde zweifellos eine Katastrophe herbeiführen, die der Kirche sofort zur Erreichung ihrer Absichten verhelfen dürfte. Im Interesse der Sache, der ich diene, würde in einem solchen Falle nur der Mensch in mir sprechen und den Priester bestimmen, Absolution zu ertheilen.“

„Sicherlich“, stieß Marietta mit fliegendem Athem hervor, „würde der Herzog eine seinem Namen angethane Schmach nicht überleben.

Daß seine Frau als Bettlerin aus dem Hause geht, dafür laßt mich sorgen — das übrige ist Eure Sache."

„Also — Befriedigung der Rache und Wahrung des Interesse der Kirche liegt in diesen schönen Händen", fiel der Priester ein, indem er sich erhob und wieder den leichten Ton des Weltmannes annahm, „aber, Signorina Marietta, wir dürfen dem göttlichen Walten der Vorsehung nicht zuvorkommen, was sie beschließt, haben wir in Ergebung abzuwarten."

Marietta fühlte abermals die glühenden Lippen des Mannes auf ihrer Hand und bevor sie zu Worte kam, war der Priester mit lautlosen Schritten hinter der Portière verschwunden. Mit über der hochklopfenden Brust gekreuzten Armen ging Marietta in dem Gemache auf und ab.

„Ich verstehe", murmelte sie, „ich verderbe den Herzog, der Priester wird Testamentserbe und die Person, die meine Stelle einnimmt, geht leer aus. Ein teuflischer Plan, einer Borgia würdig; wohlan, ich versuch's; es verlohnt sich überdies, einem Manne, wie der Priester Crisafalli ist, zu Gefallen zu handeln."

Auch der Priester hielt im Hinabsteigen der Treppe ein Selbstgespräch:

„Der Zündstoff ist bereitet, die Lunte gelegt. Marietta mit ihrer tollen Leidenschaft macht sich blindlings zu unserm Werkzeug, sie säet und wir ernten. — O Welt, was würde aus Dir werden, wenn sich immer Weib und Pfaffe verständen — die beiden theilten sich in Dich!"

VIII.

Die Villa Giovannina lag unweit am Meere in einem Garten, der die üppige Vegetation der vom Himmel so begünstigten Insel Ischia in seiner ganzen Pracht zeigte. Auf dem hinter dem Wohnhause gelegenen, sanft nach oben steigenden Terrain zogen sich lange Reihen niedriger Rebstöcke in der Regelmäßigkeit preußischer in Paradestellung befindlicher Bataillone hin; das Wohnhaus selbst umgab ein Wald von Orangen- und Citronenbäumen, deren lebhaftes Grün, zwischen dem die goldgelben Früchte wie strahlende Sterne aus lichtem Gewölk hervorlugten, eine farbenreiche Fülle allerlei exotischer Blumen überschattete. Die Villa mit ihrer blendend weißen Außenseite und geräumigen, von schlanken Marmorsäulen getragenen Veranda, mit ihren weitgeöffneten Flügelthüren, durch die das neugierige Auge die behagliche Ausstattung des Salons gewahren konnte, bot einen äußerst freundlichen Anblick. Der Herzog und die Herzogin S. Martino saßen auf der Veranda, um die herrliche reine Abendluft zu genießen, die allenthalben die Insel überflutete. Zerstreuten Blicks schaute die Herzogin auf die breite, grüne Fläche, welche sich längs der Küste hinzog und die durch unordentlich durcheinandergewürfelte Lavablöcke von dem Meere getrennt war. Auf sie schien das Belebende, Erfrischende der Luft keine Wirkung zu haben; um ihre großen, dunkeln Augen lagerten tiefe Schatten, um ihren feinen Mund spielte ein müder Zug, was dem schönen Weib wohl einen Reiz mehr verlieh, aber ahnen ließ, daß dieses Frauenherz irgend etwas bewege, quäle, vielleicht aufreibende Sehnsucht, vielleicht ver-

zehrender Kummer. Dann und wann streifte Giovanninas Auge den Herzog, der, halb von ihr abgewandt, vollständig durch den Inhalt eines langen Schreibens gefesselt zu sein schien.

„Nino, heute gehst Du doch nicht wieder nach Neapel?“ fragte endlich die Herzogin mit sanfter Stimme, nachdem ihr Gemal seine Lektüre beendigt und augenscheinlich in tiefem Nachdenken verloren, langsam und methodisch das Schreiben zusammenfaltete.

„Ich muß, meine Liebe“, entgegnete der Herzog, das Schreiben in seine Brusttasche steckend, „Crisafalli, Du kennst ihn ja, den gewandten, unermüdlichen Streiter für die gute Sache, theilt mir hier wichtige Nachrichten mit, die mit ihm und andern eine Besprechung erheischen. — Uebrigens, Giovannina, ich begreife Dich nicht, Du hast in der ganzen Zeit unseres Hierseins noch gar keine Besuche gemacht. Hättest Du dies gethan, würde es Dir sicherlich nicht an Gesellschaft mangeln.“

„Immer wieder dieser schleichende Priester, Nino“, sagte die Herzogin, den zweiten Theil der Antwort ihres Gemals übergehend, „ich mißtraue diesem Manne mit seinen unheimlichen Augen; er kommt mir vor wie — wie der Teufel in einem Priesterkleide. — Ach, Nino, lache nicht, wenn bei einer Frau das Herz nicht mitspricht, täuscht sie sich nie in ihrem Urtheil. Was treibt Dich doch in den Kreis dieser Leute, Du weißt nicht, was Du verschuldest, indem Du Tag für Tag jene Gesellschaft derjenigen Deiner Frau vorziehst.“

„Du bist ein Kind, Giovannina, Du verstehst nicht, welch' hohe Ziele die Brust eines Mannes zu bewegen vermögen.

San Martino sah die Schatten der Trauer, der Bangigkeit über die einst so klare Stirn seines Weibes hingleiten; er erhob sich und drückte in einer unwillkürlichen Anwandlung von Zärtlichkeit einen Kuß auf ihre schöne Stirn. Beim Niederbeugen raschelte das Papier in seiner Brusttasche, ihm war's wie ein Mahnen stark zu sein und über dem Schmollen einer empfindsamen Frau sein großes Ziel nicht zu vergessen.

„Addio, Giovannina, erwarte mich heute nicht zurück, ich werde in Neapel nächtigen. — Ah, da kommt ja der deutsche Künstler und Schöngeist — nun, mein liebes Kind, für Deinen Abend ist gesorgt; dieser Mann wird Dich reichlich für meine prosaische Unterhaltung entschädigen. — Addio!“

Der Herzog winkte seiner Frau freundlich zu, grüßte Althoff sehr höflich und entfernte sich in der Richtung nach dem Anlegeplatz des Dampfers.

Mit sichtlicher Freude, die aber den Eindruck der eben gehabten ehelichen Scene nicht ganz verwischen konnte, begrüßte die Herzogin ihren Bekannten. Althoff war glücklich, soweit es ein Mann von seinem Naturell sein konnte. Ungestört und unbeachtet, von dem Herzog sogar ermuthigt, widmete er sich dem Gegenstand seiner idealen Verehrung. Ihm war es Bedürfniß geworden, mit dieser Frau, die glückliche Anlagen mit ungewöhnlichen äußeren Vorzügen harmonisch verband, durch vielseitige Unterhaltung durchgeistigte Stunden zu verbringen, sie unmerklich auf das Gebiet des Forschens, des Dranges nach Wissen zu leiten und also mit ihr eine ideale Liebeslust durch-

zukosten, welcher der Sinnentaumel fremd ist, ja die ihn abstößt wie ein gleichartiger Pol den andern. Und Giovannina? — Sie überließ sich voll und unbefangen dem Zauber der Unterhaltung des selten gebildeten Mannes, sie war eben ein Kind des Augenblicks, jeder Einfluß von außen wirkte auf sie, war es die Wissenschaft, war es pikante Plauderei, war es Haß, war es Liebe. Giovannina fühlte bei dem einsamen Leben in der Villa Langeweile — Althoff kam, sprach mit Wärme und siegte. Und doch — warum verschwanden nicht die Schatten unter ihren Augen, die müden Linien um ihren Mund? Hatte an der Befriedigung des Geistes das Herz keinen Antheil?

„Signor Althoff", sagte sie, nachdem dieser Platz genommen, „ich habe heute in „Wilhelm Tell" von Schiller gelesen, welch' herrliche Sprache hat doch Ihr gottbegnadigter Dichter, welch' erhabene Gedanken!"

„Schiller ist ein echter Dichter, Ducheſa", erwiderte Althoff, „aber ich glaube fast, daß er, hätte er in unserer Zeit gelebt und geschrieben, nicht die Anerkennung gefunden haben würde, die ihm seine Zeitgenossen dargebracht hatten. In unserer realistischen Zeit reizt solch' hoher Flug der Gedanken, der auf den Stand und Bildungsgrad der Leute, in deren Mund er gelegt ist, gar keine Rücksicht nimmt, entweder zum Spott oder zur scharfen Kritik."

„Sie wollen demnach sagen, daß Ihr Schiller an Popularität verloren hat?"

„Das hat er ohne Zweifel. Ein anderer aber, der heute noch ebenso hoch, wenn nicht höher dasteht, wie vor einem halben Jahrhundert, Goethe, hat Schillers Werth voll und ohne Hintergedanken anerkannt, ja besonderes Gewicht auf dessen Urtheil gelegt. Mir däucht es gar vermessen, da zu verdammen, oder auch nur zu bekritteln, wo ein Mann wie Goethe gesprochen hat."

Die Herzogin erwiderte nichts, sie folgte gedankenvoll dem unstäten, tastenden Flug eines Nachtfalters. Althoff schwieg ebenfalls. Träumerisch blickte er in die blaue, reine Luft, durch die leise die Abendschatten zogen, ohne sich noch ganz mit ihr zu vermischen. Man hörte das sanfte Plätschern der See an die starren Lavablöcke, sie sang der Natur ihr einschläferndes Wiegenlied. Eine unsichtbare Hand wob in die unermeßliche Himmelsdecke einen glitzernden Stern nach dem andern, während auf der grünen Fläche vor der Villa Tausende von kleinen, irrenden Lichtchen auftauchten. Die „Cucciole", die Johanniswürmchen begannen ihren stillen, schimmernden Reigen, bald weithin die Wiese bedeckend, bald, Saphiren gleich, mit zauberhaftem Licht durch das dunkle Grün der Oliven- und Orangenbäume blitzend. Georg Althoff schaute immer noch in die Landschaft vor ihm, er blickte nicht nach seiner Gefährtin, aber er fühlte ihre Nähe und vermeinte ihre Umrisse in weiter Ferne, über den tückischen Wellen des Meeres schwebend, zu erkennen, wie sie ihm zuwinkte mit ihrer weißen, schmalen Hand, wie sie ihm zulächelte mit ihrem süßen, rothen Mund. War dies die morgenländische Fata Morgana, die böse Zauberin, die den Reisenden lockt, um ihn zu verderben?

„Was halten Sie von Zola?" fragte plötzlich Giovannina, mit

ihrem Fächer den zudringlichen Nachtfalter, den das Feuer ihrer Augen täuschen mochte, von sich abwehrend.

Althoff fuhr zusammen wie ein Kind, das beim Naschen betroffen wird. Mit etwas unsicherer Stimme antwortete er:

„Zola? — Ah, richtig, Sie meinen Zola! — Ein solcher Schriftsteller kann nur in unserer Zeit Furore machen. Aufsehen erregt hätte er auch vor Jahrzehnten, wie ja jeder Mord, jede Gräuelthat Aufsehen erregt hat und erregen wird, so lange die Welt steht; aber ich glaube, vor achtzig Jahren hätte man ihn gesteinigt. Solche Schreibweise müßte in der Literatur polizeilich verboten werden."

Die Herzogin lächelte. Sie stand auf, ging einige Male in der Veranda auf und ab und lehnte sich dann über das Gelände, um ihre märchenhaften Augen in die Räthsel der italienischen Nacht zu tauchen. Althoff erhob sich und trat neben sie. Beide schauten stumm hinaus; es waren Minuten, in denen Herzen die Sprache von Ewigkeiten zu reden wissen. Plötzlich wandte sich Giovannina lebhaft zu dem Manne neben ihr:

„Sagen Sie mir doch, warum die Deutschen mehr oder weniger Schwärmer sind. Von einem Volke, das den rauhen Norden bewohnt, sollte man gerade das Gegentheil vermuthen."

„Der Norden, Duchesa, ist voll von Sagen und Legenden, die jedes Kind kennen lernt. Sie bilden gleichsam ein Erbtheil unserer Nation. Vergleichen Sie einmal die Bücher der Kinder verschiedener Länder und sie werden bei den Deutschen fast ausschließlich Märchen und Fabeln finden. Kein Wunder, daß da die Phantasie früh geweckt wird und, wo ihr ein greifbarer Gegenstand fehlt, sich nach außen Bahn bricht und fremde Dinge mit ihrem Lichtschein umgiebt."

Giovannina nickte zustimmend, sie schien aber des ernsten Gesprächs überdrüssig, denn sie sagte nach einer Pause:

„Kommen Sie, Herr Althoff, wir wollen in den Garten gehen. Ich beobachte gern das Leben der Pflanzenwelt nach Sonnenuntergang. — Die Blumen! — Wie köstlich ist ihr Duft in der Nacht, wie geheimnißvoll ihr Farbenspiel! Sie neigen sich gegeneinander und erzählen sich wunderbare Geschichten, die sie den Tag über geträumt haben mögen."

Sie ging voran, ihr leichtes, lichtes Gewand leuchtete vor Althoff wie eine Verheißung, ihr zierlicher Fuß berührte kaum das Erdreich, sie schien ihm ein Gebilde aus dem Duft der verschlossenen Kelche und Blüten der herrlichen Blumen des Gartens zu sein, das die Laune hat, den Sterblichen wenige Stunden zu widmen, um sich dann wieder in unsichtbare Atome aufzulösen. Sie wandelten einen schmalen, mit Kies bestreuten Pfad entlang, an dessen Seiten farbenglühende, wundersame Bilder aus dem Dunkel des Erdreichs emporschossen. Die kostbaren Orchideen, die prächtigen Magnolien, die schön gefleckten Balsaminen, die scharlachrothen Begonien, der uralte Akanthus mit seinen grotesk geschnittenen Blättern, die schlanke, weißblumige Galanthiflora und der süßduftende Heliotrop, sie alle neigten sich leise, als ihre Herrin vorüberschritt, und füllten rund um sie die Luft mit den köstlichsten Wohlgerüchen. Am Ende des Weges stand ein kleines Kastanienwäldchen; um die Stämme schlang sich, wie ein

dunkelgrüner Mantel, der Epheu, seine hellgrünen Blätter, umsilbert von den Strahlen des Mondes, lehnten sich kosend an die zarten Blüten der Kastanie. Hier machte Giovannina Halt, sie schien etwas zu suchen. Zur Seite des Wäldchens, in einem besonderen Beete, wie eine Königin inmitten ihres Hofstaats, stand eine elegante Blume mit in Weiß, Roth und Himmelblau prangenden Blüten und großen, blaßgelben Beeren. Dorthin wandte sich Giovannina mit den Worten:

„Sehen Sie die Blume dort, Herr Althoff? — Es ist meine Lieblingsblume. — Kennen Sie sie?"

„Es ist die Passionsblume", sagte Althoff. „Sie ist auch bei uns sehr beliebt, sie gedeiht aber nur im Hause, im Freien würde sie absterben."

„Puh!" machte die Herzogin, indem sie mit ihren schlanken Fingern liebkosend über die Blume hinfuhr. „Wie rauh muß es bei Ihnen sein; mich fröstelt, wenn ich nur daran denke. — Sehen Sie die Beeren, sie geben eine heilsame Limonade für Kranke, meine Lieblingsblume ist ebenso schön wie nützlich."

„Auch verderblich", ergänzte Althoff, den ihre Worte über sein Land verdroß. „In ihrer Wurzel steckt ein Saft, dessen Genuß den Tod bringen kann."

„So — nun, dann muß man sich eben diesen Genuß versagen." Die Herzogin wandte sich kurz ab und schritt einem künstlich aus Tuffsteinen gebildeten, mit niedlichen Azaleen bewachsenen Hügel zu. Oben stand ein zierliches Gartenhaus, nach vorn, der See zu, offen, mit aus knorrigen Stämmen verfertigten Sitzbänken versehen. Giovannina setzte sich und wies mit einer leichten Handbewegung ihrem Begleiter einen Sitz ihr gegenüber an. Beide schwiegen, die Passionsblume hatte es ihnen angethan mit dem in ihrer Wurzel lauernden Gifte. Die Situation war gar gefährlich für unbewachte, glühende Herzen. Die stille Nacht mit ihren die Sinne aufregenden Wohlgerüchen, das einsame Gartenhaus in dem im Mondlicht in tausend Farben prangenden Garten, die schlafende See, auf deren blitzender Oberfläche da und dort ein weißes Segel hinglitt, das herüber schimmerte wie das Gefieder eines majestätisch seine Bahn ziehenden Schwanes. Eine Frau, allein inmitten dieser Scene mit einem jungen Manne, wagte viel; sie mußte sich entweder vollkommen sicher fühlen oder sie überließ sich willenlos dem mächtigen Drange ihres liebesuchenden Herzens. Althoff liebte Giovannina mit der ganzen Kraft seiner Seele, seines ganzen Selbst, aber er fragte sich, warum er nicht das Wort zu sprechen vermöge, das Wort, welches einmal gesprochen, das Schicksal der Menschen entscheidet. Ihn hielt ein unerklärliches Gefühl ab, eine innere Stimme, die ihm zuflüsterte, daß mit dem Aussprechen dieses Wortes der schöne Traum vorüber sei — Weib, Garten, Gartenhaus, ja die ganze Insel würden verschwinden, hinuntersinken in die Tiefe, er, er allein bliebe zurück, mit den über ihn zusammenschlagenden Wellen kämpfend, nach dem fernen Gestade strebend.

Eilige Tritte tönten von der Villa her. Es war der Principe Reale.

„Ah, buona sera tutti quanti! Störe doch nicht, meine Herr-

schaften? — Famos, ganz Gartenscene im Faust, fehlt nur das Gänseblümchen und die Alte, um mir als Mephisto Liebeserklärungen zu machen."

Althoff erhob sich, die drohende Wolke des Unmuthes auf der Stirn. Giovannina bemerkte es und sagte lachend:

„Aber, Principe, Ihre Kenntnisse des großen deutschen Dichtstücks scheinen nicht gründlich zu sein, sonst müßten Sie wissen, daß Gretchen graut vor Mephisto und sie dessen Nähe durchaus nicht wünscht. — Es wird übrigens kühl, meine Herren, laßt uns ins Haus gehen."

Reale schaute verdutzt darein und folgte der launenhaften Dame neben dem stummen einherschreitenden Deutschen.

IX.

Giovannina San Martino an Marietta Pompej.

„Ameno auf Ischia, den . . . .

Du Böse, Du hast mir versprochen binnen acht Tagen herüberzukommen und nun sind nahezu drei Wochen verflossen, ohne daß Du Dein Versprechen gehalten hast. Wäre nicht Herr Althoff, den Du ja auch kennst, ich müßte vor Langeweile sterben. Welch' gebildeter, unterrichteter Mann ist doch dieser Herr Althoff, Marietta! Wir sehen uns fast täglich, nie wird mir seine Unterhaltung lästig, immer weiß er ein anregendes Thema zu lanciren.

Wie geht es denn Dir, meine Liebe, leidest Du nicht durch die Hitze? Hier auf Ischia ist es himmlisch, herrliche, kühle Abende! Komm doch ja recht bald, wenn Dich Deine Centralsonne, der Graf Albino, noch nicht in seinen Zauberkreis gezogen hat, so daß Du ganz vergißt Deine pp."

Marietta hatte den Brief erhalten und gelesen; sie ging, ihrer Gewohnheit gemäß, mit übereinandergeschlagenen Armen im Zimmer auf und ab, Selbstgespräche haltend:

„Albino muß sofort hinüber, sonst verblutet sich gar ihr heißes Herz, denn, so viel ist klar, lieben kann Giovannina diesen Althoff nicht — der Diamant kann nicht mit einem Kieselstein zusammengefaßt werden. — Aber der verwünschte Deutsche mit seinen idealen Gedanken und Gesprächen ist mir hinderlich; schon damals, als ich ihn in der Gesellschaft bei Giovannina beobachtete, überschlich mich ein Gefühl, als ob dieser Mann zwischen mir und meiner Rache stehen könne. — Giovannina hat hinlänglich Zeit gehabt, an Albino zu denken, ihn zu vermissen. Jetzt muß gehandelt werden, sonst vertieft sich ihr empfänglicher Geist zu sehr in höhere Dinge und sie verlernt die Sprache ihres Herzens verstehen. — C'est entendu, Albino muß sofort hinüber!"

X.

In Casamicciola, am Fuße des Epomeo lag eine zierliche Villa in einem kleinen, fast ausschließlich der Küche dienstbaren Garten. Nur unmittelbar vor der Wohnung, rechts und links am Aufgang, standen gleich unbeweglichen Schildwachen zwei Granatapfelbäume mit ihren tiefrothen Blüten. Etwas abseits von der eigentlichen Stadt lag dieses trauliche Heim, über welches die Stille und Schönheit der um-

gebenden Natur den Hauch des Friedens und der Glückseligkeit ausgebreitet hatte. Man hätte wähnen können, sich hier in einem lieblichen, versteckten Erdenwinkel zu befinden, an welchem die Menschen mit ihren Leidenschaften und Begierden verhüllten Hauptes vorübereilen, wenn nicht allabendlich von dem einige Hundert Meter entfernt gelegenen Theater die Weisen italienischer Meister herübergeklungen wären. Hier hatte sich die Familie des reichen Elsässers Drilchkittel eingemiethet. Karl Weiler, welcher anfänglich seinen Verkehr auf kurze Besuche beschränkte, hatte entdeckt, daß die Umgebung der Villa sich vorzüglich zu einem stimmungsvollen Bilde eigne; er machte sich daher eifrig an ihre Aufnahme. Es war unvermeidlich, daß er dadurch häufiger mit der Familie in Berührung kam, und er mußte sich gestehen, daß die Unterhaltung mit der reizenden, feingebildeten jüngeren Tochter des Hauses nicht die geringste Anziehungskraft des Ortes war. Mama Drilchkittel gehörte zu jenen bedauernswerthen Frauen, die fortwährend in einem Stadium der Schwäche und der wirklichen oder eingebildeten Leiden verkehren, sich an die Pflege und Liebkosungen von Mann und Kindern so sehr gewöhnt haben, daß ihnen die Hilflosigkeit und der Zustand eines allgemeinen Schlechtbefindens zur zweiten Natur geworden ist. Aus diesem Grunde und wohl auch wegen ihrer schon früher erwähnten Antipathie gegen alles was deutsch heißt, lag sie während der Anwesenheit Weilers gewöhnlich auf einem bequemen Ruhebett in ihrem Zimmer und ließ sich von ihrer ältesten, gesinnungsgleichen Tochter die Tagesliteratur französischer Autoren vorlesen. Lucie hatte vor zwei Jahren, als die Familie sich in Nizza befand, die Bekanntschaft eines französischen Offiziers gemacht und seitdem sein Bild, umrahmt von der „Gloire“ und Ritterlichkeit Alexander Dumas Père'scher Romanhelden, in dem geheimsten Winkel ihres Herzens aufgehängt. Bittere Vorwürfe seitens der Mama und Unerbittlichkeit seitens des Papa wären ihr, wie sie wohl wußte, zutheil geworden, wenn sie ihre stille Neigung zu einem Offizier der verhaßten Republik hätte merken lassen. Weiler bedauerte die Abwesenheit der beiden Damen nicht allzusehr, ihm waren Mutter und älteste Tochter nie sehr sympathisch gewesen, da beide mit einer merkwürdigen Konsequenz immer und immer wieder das Gespräch auf den letzten Krieg und seine für Frankreich so unheilvollen Folgen lenkten.

An einem sonnigen Sommertage saß Weiler auf einem erhöhten Punkte hinter der Villa und zeichnete emsig an den Umrissen der Küste des gegenüberliegenden Kontinents. Mitunter wischte er sich die Stirn, denn sein breitränderiger Strohhut und der ungeheure Schirm, unter welchem er wie in einem Zelte arbeitete, konnten die Wirkungen der süditalienischen Junisonne nicht ganz paralysiren. Eine unverschämte Mücke setzte sich auf seine tief auf die Zeichnung gebeugte Stirn. Weiler sprang auf und hieb wild mit seinem Taschentuch um sich.

„Infame Kreaturen! Wozu seid ihr und euresgleichen eigentlich geschaffen?“

„Zur Nahrung für die kleinen, gefiederten Sänger, sollte ich meinen“, ließ sich eine frische Stimme von hinten hören.

Der junge Deutsche schoß wie ein Pfeil unter seinem mächtigen

Schirm hervor und grüßte mit sichtlicher Freude ein junges, lachendes Mädchen, das im hellen Sommerkleide, ein Bouquetchen zarter Heliotrop und sammtweicher Vergißmeinnicht vorn auf die Brust gesteckt, selbst eine entzückende Allegorie auf den Sommer, vor ihm stand. Anna Drilchkittel hatte vom Balkon aus den jungen Maler gesehen und sich ihm mit der Freiheit genähert, die ihr ihre französische Erziehung gestattete.

„Guten Morgen, Fräulein Anna, wie geht es Ihnen? — Ueberflüssige Frage, die Antwort steht auf Ihrem Gesicht, in Ihren Augen geschrieben. — Uebrigens was Sie da eben sagten, wegen den gefiederten Sängern, paßt wohl auf andere Länder, aber nicht auf das gesegnete Italien. Habe hier noch blutwenig davon gemerkt. Singt einmal so ein armer Vogel — paff! wird er von einem dieser italienischen Nimrods weggeknallt."

„Das ist nur zu wahr", seufzte die junge Dame. „Ich selbst habe es von unserm Balkon aus gesehen. Ich begreife gar nicht, wie es kommt, daß diese höflichen, geschmeidigen Süditaliener in dieser Hinsicht so roh sein können."

„Fräulein Anna, die Südländer sind einmal so, der rauhe Norden nährt das Gefühl, macht aber schwerfällig, während der heiße Süden das Gefühl abstumpft, dagegen das Blut aufregt und Lebhaftigkeit erzeugt."

Unter diesen Worten hatte Weiler seine Zeichnung und Geräthschaften zusammengepackt und war mit dem Mädchen langsam der Villa zugewandelt. Sie passirten eine Stelle, wo sich eine gewaltige, vulkanische Tuffablagerung befand, zwischen dem lockeren Gestein sprudelte eine dampfende Quelle hervor.

„Denken Sie nur, Herr Weiler, erst gestern hat sich dieses Wasser Bahn aus dem Erdreich gebrochen, es ist beinahe kochend. Unser Mädchen, eine Eingeborene aus Casamicciola, erzählte, daß dort das Wasser seit einigen Tagen eine erhöhte Temperatur habe und an mehreren Stellen solche heiße Quellen ausgebrochen seien."

Weiler machte ein bedenkliches Gesicht, sagte aber nichts. Ihm schienen diese Anzeichen nicht bedeutungslos und er nahm sich insgeheim vor, hierüber mit Sachverständigen zu sprechen. Sie betraten die Veranda, Lucie kam herunter und begrüßte den jungen Mann in ihrer gewöhnlichen kühlen Weise. Nach dem Austausch einiger höflicher Redensarten und der Auskunft über das Befinden Mamas verschwand sie wieder. Anna brachte dem Besuche ein elegantes Album, worauf ihr Vorname, von zierlichen Arabesken umgeben, in Silber prangte.

„Herr Weiler, ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen", sagte sie, nachdem das prächtige Album gebührend bewundert worden war.

„Befehlen Sie, Fräulein, soll ich nach Neapel hinüberschwimmen, um Ihnen eine Blume, einen Fächer, einen Schrank, ein Pianino oder dergleichen Kleinigkeiten zu holen?"

„Das nicht", lachte Anna, „Sie könnten sich hierbei einen Katarrh zuziehen oder von den Sirenen in die Tiefe gezogen werden. — Papa hat mir dieses Album von Rom aus gesandt, um mir einen längst

gehegten Wunsch zu erfüllen. Ich möchte nämlich die Autographen aller meiner Bekannten besitzen. Sehen Sie nur, einige haben sich bereits verewigt."

Sie schlug einige Seiten um, Verse und Prosa, Citate aus bekannten Schriftstellern standen darauf.

„Wenn Sie auf die Kritzelei eines so unbedeutenden Menschen, wie ich bin, Werth legen, will ich Ihnen gern den Gefallen thun, Fräulein Anna. — Was soll es sein, etwa etwas Heine'sches oder von Scheffel?"

„Nichts von alledem", entgegnete lebhaft die junge Dame. Ihre blauen, muntern Augen schauten ihn halb bittend, halb schelmisch an, als sie fortfuhr: „Bitte, Herr Weiler, schreiben Sie das hübsche Gedicht „Die Schänke" hinein, das Sie gemacht und mir voriges Jahr vordeklamirt haben."

„Ach, Fräulein, Sie verlangen viel. Im letzten Kriege — ich war damals ein blutjunger Kerl — faßte mich die gewaltige Zeit mit unwiderstehlicher Macht, der Gymnasiast mußte ein Ventil für seine Begeisterung öffnen — er dichtete. Das Dichten ist mir längst vergangen, und ich schäme mich fast dieser Beweise jugendlicher Verirrung."

„Sie müssen mir das Gedicht aufschreiben", sagte das Fräulein in peremtorischem Tone, Weiler die eingetauchte Feder hinhaltend. Seufzend ergriff er sie.

„„Contre la force il n'y a pas de resistence", wie die Pariserinnen sagen, wenn sie den Schnupfen haben. Ich weiche nur der Gewalt, Fräulein Anna." Eben wollte er ansetzen, als ihm ein Gedanke kam. Mit triumphirender Miene wandte er sich zu dem jungen Mädchen, das in der Haltung einer Thierbändigerin vor ihm stand: „Aber Sie vergessen — Ihr Herr Papa, was wird er zu dem Erguß meines patriotischen Stolzes sagen?"

„Mein Papa hat mir das Album geschenkt und weder er noch Mama noch Lucie haben darüber zu bestimmen, was hineinkommt", sagte sie im Vollgefühle einer verwöhnten Lieblingstochter.

Weiler schrieb ohne weitere Einwendungen das Gedicht aus der Erinnerung nieder, es lautete:

Die Schänke.

Dort in der engen Gasse
Mit Freunden ich oft saß;
Vom Wein im großen Fasse
Marie den Trunk uns maß.
Wohl manchmal ich gedenke
Der trauten kleinen Schänke.

Beim heit'ren, frohen Sange,
Bei Scherz und Feuerwein,
Da saßen wir so lange
Bis in die Nacht hinein.
Wohl manchmal ich gedenke
Der tollen Jugendschwänke.

Es tönten viele Lieder,
Ich lauschte gern dem Sang;
Eins hört' ich immer wieder
Das klang halb zagend bang:
Wo's heißt im deutschen Liede
Von Deutschlands Macht und Blüte.

Sie sangen oft die Weise,
Wir drückten stumm die Hand.
Wir hofften alle leise
Ein einig Vaterland,
Daß Nord und Süd sich finden,
Das Band der Eintracht winden.

Das blonde Mädchen brachte
Den schweren Festpokal,
Der wohl die Runde machte
Zum zweiten, dritten Mal.
Wir leerten nach der Reihe
Den Kelch dem Lied zur Weihe.

Nach langen, langen Jahren
Die Schänk' ich wieder sah;
Der Freunde manche waren
Nicht mehr im Kreise da.
Vom Kelche nicht mehr nippen
Der Helden kalte Lippen.

Sie zogen aus, die Brüder,
Nach Frankreich tief hinein,
Als uns'res Stromes Hüter
Zur Heldenwacht am Rhein.
Ihr Blut hat dort errungen,
Was einstens wir besungen.

Und wieder reicht' den Becher
Marie beim Siegeslied.
Heut' trinken stolz wir Zecher
Auf Deutschlands neue Blüt'. —
Wir leerten nach der Reihe
Den Kelch dem Lied zur Weihe.

„Bravissimo, Herr Weiler, meinen verbindlichsten Dank", rief fröhlich Anna Drilchkittel, das Album sorgsam in sein Futteral legend.

Noch eine halbe Stunde etwa plauderte Weiler mit dem liebenswürdigen jungen Mädchen, dann empfahl er sich in angenehmster Stimmung.

XI.

Am Nachmittage desselben Tages, an welchem er in das Album des Fräulein Anna geschrieben, klopfte Weiler an die Thür seines Freundes Althoff. Er fand den seltsamen Menschen in seinem Wohnzimmer stehend, mit einer Zimmerpistole nach einem an der Hinterwand seines Schlafzimmers befindlichem Herzaß zielend.

„Alle Wetter, Althoff, sind das Ihre Vorstudien, um unter die Räuber in den Abruzzen zu gehen? — Hier ist meine Börse, aber stecken Sie um Gottes willen den mörderischen Puffer ein."

„Ich übe mich im Pistolenschießen, Carlo", sagte Althoff nicht

ohne Verlegenheit. Er schien dieser aber schnell Herr zu werden, denn ohne des Besuches weiter zu achten, stellte er sich abermals in Positur, zielte bedächtig und drückte ab. Das Coeuraß fiel herunter, dicht am Mittelpunkt war ein kleines Loch.

„Benissime", rief Weiler, „mit Ihnen werde ich keinen Streit anfangen, Sie schießen teufelmäßig gut — der reine Tell! — Und gar noch auf Herzen — schon mehr Amor!"

Althoff schloß das Pistol weg; die beiden Freunde zündeten sich Cigarren an und traten auf den Balkon hinaus.

„Also heute Abend gehen Sie mit, Althoff, ich nehme keinerlei Ausrede an, Sie haben es mir versprochen", sagte Weiler.

„Ich gehe mit, Carlo, denken Sie denn, ich bin der Neugierde nicht zugänglich? — Haben Sie heute an Ihrem Bilde gearbeitet?"

„Ja, aber die Arbeit befriedigt mich nicht, es giebt ein leidliches Landschaftsbild, etwas Originelles ist es jedoch nicht, weit entfernt davon. Fräulein Anna Drilchkittel überraschte mich beim Arbeiten, ich begleitete sie nach Hause, wo sie mich nöthigte in ihr Album zu schreiben."

„Ah so", machte der andere gedehnt. „Hm, Sie sind wohl öfters dort?"

„Zuweilen", warf Weiler leicht hin, „Fräulein Anna ist ein unterrichtetes, angenehmes Mädchen, mit der sich's gut plaudern läßt. — Althoff, heute Abend sehen Sie Pepina zum ersten Mal, ich beneide Sie darum, den Eindruck, den sie das erste Mal auf mich machte, werde ich nicht vergessen. — Waren Sie gestern in der Villa Giovannina?"

„Ja, Freund, aber die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber. Der Mensch, der sich jetzt dort zeigt, dieser Graf Albino, ist mir verhaßt mit seinem anmaßenden Wesen und seiner siegesgewissen Miene. Dasselbe möchte ich von einer Dame behaupten, einer gewissen Marietta Pompej aus Neapel, die gegenwärtig bei der Herzogin auf Besuch ist. Wenn ich der in die Augen schaue, beschleicht mich ein unheimliches Gefühl, so etwa würde ich die Augen der Paradiesesschlange malen."

„Das ist ja der umgekehrte Fall wie im Faust mit Mephisto und Gretchen", lachte Weiler, dann fügte er ernster werdend hinzu: „Ihre Schießübungen stehen wohl im Causalnexus mit den siegesgewissen Mienen des Turiner Grafen. Althoff, nehmen Sie sich in Acht, diesen Italienern ist nicht zu trauen, zumal wenn eine Frau im Spiele ist."

Althoff zuckte die Achseln, warf die halbgerauchte Cigarre weit hin in die Straße und sagte in gleichgiltigem Tone:

„Gehen wir, Carlo! — Ist es noch zu früh, können wir ja zuvor im Café Epomeo ein Eis nehmen."

Die Bretterbude des Direktors Marco in Forio war zum Erdrücken voll. Schmunzelnd empfing am Eingang die dicke Kassirerin die beiden Freunde, lagerten doch in ihrer Kassette bereits eine erkleckliche Anzahl Ein- und Zweilirescheine. Mit Mühe bahnten sich Althoff und Weiler Bahn zu ihren reservirten Plätzen dicht unter der Bühne. Kaum hatten sie sich niedergelassen, als jemand von hinten Althoff auf die Schulter klopfte. Es war Principe Reale, der

Held galanter Abenteuer, der geistreiche Roué, der mehr durch Instinkt als Scharfsinn heraus fand, daß Althoff ihm als Nebenbuhler in der Gunst der Herzogin nicht gefährlich war und sich in letzter Zeit in halb herablassender, halb jovialer Weise diesem zu nähern gesucht hatte. Es wurde die Posse des Direktors gegeben, ein Stück gespickt mit komischen Episoden und Verwechslungen. Die Gesellschaft hatte sich um ein Glied vermehrt', den Komiker, eine untersetzte Figur von zweifelhaftem Alter, mit wasserblauen Augen und dicker, blaurother Kartoffelnase. Seine Späße, deren Pointen zwar nicht immer salonmäßig, aber desto treffender waren, wirkten auf die Nerven des Publikums wie elektrische Ströme, so daß zuweilen homerisches Gelächter die Bude erschütterte. Pepina war entschieden in solchen Stücken besser zu Hause wie in denen, in welchen sie Weiler zum ersten Mal gesehen hatte. Das Schalkhafte, Graziöse und naiv Kokettirende ihrer Rolle stand ihr allerliebst, so daß selbst der ernste Althoff, der in Theatern ersten Ranges mit seinem Beifall ziemlich ökonomisch war, ihr mehrere Male zuklatschte.

„Eine niedliche kleine Hexe; ich bin eigentlich nur ihr zu Liebe hier, habe Bekannte von ihr reden hören, da litt es mich nicht länger, ich mußte sie sehen. Sie wissen ja, Signor Althoff, wo Schönheit ist, darf Reale nicht fehlen", flüsterte der Principe, wohlgefällig sein kleines Bärtchen streichend.

„Ein verdammt fader Bursche, dieser Principe", sagte Weiler zu seinem Freunde, „ignoriren wir ihn!"

Nach dem Ende des Stücks betraten Althoff und Weiler die Bühne, der erstere wurde Pepina und dem Papa Direktor vorgestellt. Es wurde verabredet, in einer am Meere gelegenen Osteria den Abend zuzubringen. Pepina klatschte fröhlich in ihre Händchen und sprang leichtfüßig nach Hause um Toilette zu machen, sie wollte in einer halben Stunde mit Papa, der doch auch einen bessern Rock anziehen mußte, nachkommen. Unterwegs nach der Osteria machte Althoff seinem Freunde Vorwürfe über die willkürliche Disposition über den Abend.

„Ach was", sagte dieser in seiner sorglosen Weise, „meine kleine Pepina gefällt Ihnen, das ist Thatsache, den Papa nehmen wir mit in Kauf. Wir sind ja fremd hier — die schöne Herzogin wird auch nichts davon erfahren, also —"

„Carlo, Sie sind unverbesserlich mit Ihren Anspielungen, ich —"

„Erlauben die Herren, daß ich mich Ihnen anschließe. Wo Sie auch hingehen mögen, ich bin dabei und wäre es selbst in die Arme der allein seligmachenden Pepina", sagte Reale, aus dem Schatten eines Hauses hervortretend und höflich grüßend.

„Entschuldigen Sie, Principe", entgegnete Weiler mit schlecht verhehltem Aerger, „wir wollen den Abend en petit Comité zubringen, und —"

„Ah, vortrefflich, vielleicht ein deutscher Bierabend mit Rauchtabak. Das interessirt mich ungemein, ich gehe mit Ihnen."

„Principe", sagte Althoff mit leichtem Lächeln, als er die finstern Blicke Weilers sah, „wir beabsichtigen mit dem Theaterdirektor und seiner Tochter den Abend dort unten in der Osteria zuzubringen."

„Accidente, superbo! Welch' köstliche Idee, also mit der niedlichen Pepina! Ihr Deutsche seid doch nicht solch' ideale Schwärmer, wie's in den Büchern steht, Ihr wißt das Leben auch von der praktischen Seite anzufassen.

„Guarda la mia virtù, s'ella è posseate"

wie der unsterbliche Florentiner sagt."

Also schwatzend marschirte der Principe neben den andern her.

„Lassen Sie den Laffen immerhin mitgehen, gefährlich kann er Ihnen ja nicht werden", flüsterte Althoff seinem Freunde in deutscher Sprache zu; dieser ließ seinen Aerger in sausenden Lufthieben aus, die er dann und wann mit seinem dünnen Spazierstöckchen ausführte.

Die Osteria hatte eine dichtbewachsene Laube, in dieser ließen sich die drei Herren nieder. Kurze Zeit darauf erschien der Direktor mit seiner Tochter und — mit dem kartoffelnasigen Komiker. Fürwahr eine seltsame Gesellschaft, des Pinsels eines Hogarth würdig — der ernste Althoff mit dem Weltschmerz um den Mund, der muntere, ehrliche Weiler, der hochmüthige Principe in Glanzstiefeln und Glacehandschuhen, der weinselige Direktor und der Komiker mit der schon geschilderten Nase und den schlau zwinkernden Wasserblauen, dazwischen Pepina, das frische, halbaufgeblühte Haideröschen!

Für den Principe waren die beiden Gentlemen, der Direktor und sein Komiker, eitel Luft, er hatte nur Augen und Ohren für Pepina, zu deren Linken er saß, während Weiler zu ihrer Rechten seinen Verdruß über Reales Aufdringlichkeit im Weine zu ersticken versuchte. Einige Flaschen feurigen Lipari-Weines zauberten ein tieferes Roth auf Pepinas runde Wangen, sie belebten auch die Unterhaltung am andern Ende des Tisches, wo Althoff zwischen dem Direktor und dem Komiker saß. Pepina lauschte mit glühenden Wangen und blitzenden Augen den Reden ihrer beiden Verehrer; zuweilen ertönte aus ihrem kleinen Munde lustiges Lachen, wobei zwei Reihen Zähne durchschimmerten, die sich wie Perlenschnüre an die vollen rothen Lippen anschlossen. Althoff beobachtete das ausgelassene Mädchen unablässig, während er an seine beiden Nachbarn kurze Fragen richtete. Der Direktor verhielt sich ziemlich schweigsam, dagegen trank er für zehn, worin ihm der Komiker erfolgreich sekundirte, gleichzeitig führte auch dieser letztere das große Wort.

„Ich bin nämlich als Jude von deutschen, in Italien eingewanderten Eltern geboren", sagte er, als Althoff nach seinen früheren Schicksalen forschte. „Man gab mir eine gute Erziehung, ich studirte mit Vorliebe die Klassiker Deutschlands und Italiens. Sobald ich Schwarz von Weiß zu unterscheiden vermochte, sagte ich mich vom alten Testament los und —"

„Wurden Christ?"

„No, Scirocco", (er hatte die Eigenheit, alles verneinende mit diesem bösen Wind zu bezeichnen) „keiner hat den richtigen Ring noch entdeckt, sagte ich mir; der Zweifel glaubt, was er sieht, der Glaube sieht, was er glaubt, kurz — erschrecken Sie nicht, Fräulein Pepina — ich ging mit einem Werber an den Salzsee und wurde Mormone. Mein Exterieur verfehlte nicht dort Eindruck zu machen, kurz —

Albions Dichterkönig sagt zu solchen Momenten: Verwandte Seelen knüpft der Augenblick des ersten Sehens mit diamantenen Banden."

„Warum blieben Sie denn nicht dort?" fragte Althoff belustigt.

„Ich war zu gesuchte Waare, Herr, konnte den Schwindel nicht mehr aushalten. Kotzebue, der seine Sache verstanden hat, sagt: Sind die Frauen schlecht, so stehen sie zwischen dem Mann und dem Teufel."

„Seine Nase hat die Weiber angezogen wie der Magnet die Eisensplitter", lachte der Direktor.

„Direktorchen, Sie würden auch einem Raphael oder Rubens nicht zum Modell gedient haben. Schadet aber nichts. Claudius, auch ein kundiger Mann, sagt: Was ist Schönheit des Leibes? Schönheit ist nicht das, was Liebe macht. — Kurz — ich verließ den Salzsee und seine Salzgurken und ging nach Newyork."

„Dort ergriffen Sie doch ein ehrliches Gewerbe?"

„No, Scirocco. — Die Hand eines Schaubudenbesitzers ergriff ich und ich wurde Aschanti-Neger. War gerade um die Zeit des englisch-aschanten'schen Krieges. Wir nahmen viel Geld ein; die Newyorker lasen vormittags die Berichte über den Krieg und nachmittags wollten sie den Aschanten sehen. Nach vier Wochen war der Spaß zu Ende, ich ward erkannt und vor den Polizeirichter geladen. Sie wissen, der tiefsinnige Jean Paul sagt: Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet oder selbst verzeiht. — Der Richter sah ein, daß ich mich weiß waschen konnte, er sah mich für ein verführtes Lamm an und ich kam mit acht Tagen weg. — Danach wurde ich Aushängeschild."

„Aushängeschild? Was meinen Sie damit?"

„Na, ich kleidete mich als Sioux-Indianer, tätowirte mein Gesicht, steckte eine Handvoll Hahnenfedern auf meinen Schädel, schrie frei nach Cooper zuweilen mein verwundertes „Hugh" und erhielt vorn und hinten eine Tafel angehängt, auf der Mr. Show seinen unübertrefflichen „Hair Restorer" anzeigte. Vierzehn Tage indianerte ich also im Broadweg auf und ab, dann hatte ich genug davon. Seume meint zwar: „Reißt den Menschen aus seinen Verhältnissen, was er dann ist, das ist er", aber ich hielt es in meinem Falle mit dem Altmeister Goethe, der da sagt:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

Ich schloß mich als Clown einem Circus an. Wir spielten im Westen der großen Staatenrepublik. Eines Abends mitten in der Vorstellung — sie hätten mich sehen sollen, hatte einen Stuhl, aus jeder Oeffnung kam ein Glied von mir heraus — kurz — während der Vorstellung also brachen maskirte Männer in die Arena, Pistolen in den Fäusten, Messer in den Mäulern, rissen alle unsere Pferde an sich und — — „hurre, hurre, hopp, hopp, hopp! Ging's fort im sausenden Galopp" — Roß und Reiter sah man niemals wieder. — Ich war abermals auf die Straße gesetzt. Irgend einer sagt treffend: „Lebensweisheit sucht ihr Glück nur im engen Kreise", deshalb wurde ich Matrose, ging auf ein Schiff, das von San Francisco nach Hamburg segelte; dort hörte ich von der schönen Pepina und hier bin ich."

Der Erzähler verbeugte sich nach diesen Worten vor dem Mädchen, das aber ein bitterböses Gesicht dazu machte.

Althoff sah auf seine Uhr, es war spät geworden, er stand auf, mit ihm Weiler, der einsah, daß der Principe nicht anders abzuschütteln war. Direktor und Komiker leerten schnell sämmtliche Gläser, während die drei Herren sich von Pepina verabschiedeten, Weiler mit der Vertraulichkeit eines intimen Bekannten, Reale mit der Zudringlichkeit eines Gecks und Althoff mit der milden Freundlichkeit eines Gönners. Reale nahm eine eben vorüberfahrende leere Droschke, die beiden andern wandelten zu Fuße ihren Wohnungen zu.

„Ich habe mich leidlich amüsirt", sagte Althoff, „der Komiker ist ein Original. Wie viele mögen wie er an ihrer Vielseitigkeit zugrunde gegangen sein!"

„Was sagen Sie zu Pepina?" forschte Weiler.

„Sie ist ein talentvolles, hübsches Kind, aber —"

„Nun, heraus mit Ihrem Aber!"

„Aber ein Carlo Weiler bedarf anderer Nahrung für Geist und Herz; zu Pepina kann ich mir ihn nur im Verhältniß eines die Kosten der Ausbildung zahlenden Gönners denken."

„Ich kann nur Ungeschminktheit, Naturwüchsigkeit lieben, das finde ich in Pepina, und, im Vertrauen, Althoff, ich glaube fast, sie wird noch Frau Weiler werden. Perlen sind erst einfache Sandkörnchen, durch einen langsamen Naturprozeß werden sie das, was sie sind. Sie sehen in Pepina immer noch das Sandkörnchen, für mich ist sie längst Perle geworden."

„Hier bin ich zu Hause, buona notte, Carlo"; Althoff verschwand hinter der Thüre, in tiefen Gedanken verloren verfolgte Weiler seinen Weg.

XII.

Es war in der zweiten Hälfte des Juni, des herrlichen Monats, in dem die kühlen Luftwellen des scheidenden Frühlings noch mit den heißen des beginnenden Sommers im Kampfe liegen. Auf dem schattigen Balkon der Villa Giovannina saßen die Herzogin San Martino und Marietta Pompej, beide mit der Anfertigung jener reizenden Arbeiten beschäftigt, die das Boudoir der Damen zieren und um die sich ein poetischer Duft verbreitet, die Nachwirkung der süßen, heimlichen Gedanken, die die schönen Stickerinnen hinein weben. In der Nacht war Regen gefallen, erquickender Regen, welcher von der durstigen Natur gierig eingesogen wurde, damit sie am andern Morgen durch ihre frischen, lebensstrotzenden Farben das Auge des Menschen erfreue. Draußen im Sonnenlicht schillerten Myriaden von Regentropfen am Laub und in den Blumenkelchen, in jedem einzelnen Tropfen die Farben des Regenbogens, darüberhin strich die weiche Seebrise, so leicht, so sanft, daß die Tropfen, ohne abzufallen, nur leise erzitterten. Auf dem Balkon saßen die so verschiedenen Frauen, die eine liebesuchend, der Liebe bedürftig, mit offenem, schönem Antlitz, die andere mit Haß erfüllt, brütend über ihre Rache, den diabolischen Zug der Marulli um ihre Mundwinkel und in ihren Augen.

„Wo in aller Welt mag Dein Mann stecken, Giovannina?" fragte

Marietta, eifrig an den Stichen ihrer Arbeit zählend, „seit zwei Tagen hört und sieht man nichts von ihm, ich bedaure Dich, Du Aermste.“

Giovannina erröthete tief, an ihren langen, dunkeln Wimpern bildeten sich gleichfalls Wassertropfen, aber nicht die Spende einer gütigen Vorsehung wie bei den Blumen, sondern die sichtbaren Zeichen eines im tiefsten Innersten wühlenden, unsäglichen Weh's. Sie faßte sich jedoch und erwiderte mit fester Stimme:

„Mein Mann ist in Neapel, er kommt und geht, wie's ihm eben paßt; daran bin ich schon gewöhnt, da ist nichts zu bedauern. — Er ist viel mit dem Priester Crisafalli zusammen. — Ach, das ist ja Euer Beichtvater, Marietta, Du mußt ihn genau kennen?“

Marietta schoß das verrätherische Blut in Stirn und Schläfen, tiefer beugte sie sich auf das vor ihr liegende Muster nieder.

„Ich habe wenig zu beichten, Theuerste; überdies ist mir der Mann nie sympathisch gewesen. Meine Eltern schätzen ihn aber sehr hoch.“

„Ich hasse ihn“, sagte die Herzogin mit gepreßter Stimme, „diesen Schleicher mit der Gestalt eines Athleten, diesen Mann im Gewande der Diener Gottes mit dem gleißnerischen Lächeln und den begehrlichen Augen.“

Mariette gewahrte am Eingang des Gartens die hohe, elegante Gestalt des Grafen Albino, sie athmete tief auf. Mit heimlicher Freude bemerkte sie, wie die Freundin bei seinem Anblick die Farbe wechselte und leicht erbebte. Der Graf war seit einiger Zeit täglicher Besucher der Villa, seine leichte, anziehende Unterhaltungsgabe, seine tiefe Leidenschaft, die Blicke und Wesen unverblümt an den Tag legten, sein bestechendes Aeußere, seine imponirende Männerschöne mit den Spuren so mancher Siege über schwache Frauenherzen um Mund und Augen, machten tiefen Eindruck auf die junge, von ihrem Gatten vernachlässigte Frau. Althoff mit seinem dem Grafen überlegenen Wissen erschien ihr jetzt pedantisch, er trat in den Hintergrund; der Eindruck der sinnlichen Leidenschaft des glänzenden Roué verdrängte nach und nach denjenigen des tiefen Gefühls, der edlen Hingebung des ernsten Mannes.

Nach wenigen Minuten harmlosen Geplauders entfernte sich Marietta; ihr Gehen wurde von den beiden andern kaum bemerkt. Albino rückte näher an die schöne Frau, immer noch sprach er von gleichgiltigen Dingen, aber der Ton seiner Stimme, seine Blicke, sie waren beredter wie Worte, sie drangen in das gequälte Herz Giovanninas, das bald mit ungestümem Begehren, bald voll bittern Weh's pochte, das sich nach Liebe, nach Gegenliebe sehnte, wie die glühende Natur draußen nach dem labenden Regentropfen. Albinos erfahrener Blick erkannte seinen Vortheil; noch waren die Thränen in ihren Augen nicht ganz aufgetrocknet, sie erzählten ihm von häuslichem Leid, von unbefriedigtem Dasein. Seine Stimme wurde leiser, seine Worte wurden bedeutungsvoller; Giovanninas Arbeit ruhte in ihrem Schoße, ihre weißen Finger spielten mit den rothen Seidensträngen und verwirrten sie zu einem unlösbaren Knäuel; sie lehnte zurück in ihrem Stuhl, ihr Auge schweifte hinaus über die sanften, im Sonnenlicht sich spiegelnden Meereswellen. Albinos Worte trafen ihr Ohr, aber ihr Geist

schien weit, weit abzuschweifen von dem Orte, wo sie und er sich befanden. Ein leichter Druck um ihre Taille und der Hauch eines heißen Athems dicht an ihrer Wange weckten Giovannina aus ihrer Betäubung, sie fuhr jählings in die Höhe.

„Graf, vergessen Sie sich und den Ort nicht, wo Sie sich befinden", sagte sie, einige Schritte zurückweichend.

„Giovannina", stammelte Albino mit leidenschaftlicher Geberde, „alles vergesse ich, mich, die Erde, den Himmel, nur Dich kann ich nicht vergessen, Du Holdeste. — Gleich beim ersten Sehen, Du weißt, damals im Wagen, da fuhr es mir heiß zum Herzen, ich wußte, ich hatte gefunden. — Giovannina, was heißen irdische Bande, das verächtliche Machwerk armseliger Gesetze, wenn der göttliche Funken entzündet ist, wenn das Herz spricht, dieses wunderbare Etwas, in dem allein Wahrheit wohnt." Er trat dicht an sie heran, sie war todtenbleich geworden und ihre wachsweiße Hand legte sich an ihre Stirn, die dunkeln Augen waren starr auf einen Punkt am Boden gerichtet, während man durch ihr leichtes Morgenkleid das Zittern ihrer Kniee, das mächtige Wogen ihres Busens bemerken konnte. Sie fühlte, wie ihr die Kraft entschwand, er aber fuhr fort: „Weit bin ich in der Welt herumgekommen, oft glaubte ich den Kelch voll süßen Nektars an meine Lippen zu setzen — der erste Tropfen war bitter — ich zerschmetterte den Kelch in tausend Stücke. — Jetzt — endlich — ich fühle es mit allen meinen Sinnen — habe ich das Weib gefunden, bei der namenloses Glück ist — Dich — Dich — Du Herrliche —"

Das Knistern eines dürren Astes, sowie der Schall von Männertritten hemmten des Grafen feurigen Redestrom. Giovannina trat, zitternd vor Erregung, einen feuchten Schimmer in ihren Augen, in den Salon zurück. Principe Reale, der auserseben schien wie ein Deus ex machina stets dann zu erscheinen, wann er am wenigsten gewünscht wurde, kam die Treppe herauf. Die Herzogin, welche sich inzwischen etwas von ihrer Aufregung erholt hatte, begrüßte, vielleicht zum ersten Mal, den Principe mit unverhohlener Freude, sofort ein angelegentliches Gespräch mit ihm über Bekannte in Neapel beginnend. Albino, wuthentbrannt über die unwillkommene Störung, entfernte sich bald darauf.

„Dieser verwünschte Neapolitaner", schnaubte er, als er in seiner Wohnung angelangt war, „hat mich schon öfters genirt, und heute — es ist zum Lachen — die schwache Stunde war da, da mußte dieser Dummkopf dazwischen kommen." Er setzte sich nieder und sann nach. „So mag es gehen, der Kerl muß möglichst rasch vom Schauplatze seiner Thaten verschwinden." Albino stand hastig auf und holte aus seinem Koffer ein elegantes, in Silber ausgelegtes Kästchen, in welchem ein Paar schön gearbeiteter Pistolen lagen. Er ließ die Schlösser spielen, befriedigt schloß er sie wieder weg. „Habe nicht gedacht die Dinger je wieder zu solchem Zwecke benutzen zu müssen — mais c'est égal, on revient toujours à ses premiers amours."

Denselben Abend erschien Graf Albino im Klub in Neapel, nur Principe Reale war anwesend, die andern pflegten erst später zu kommen. Albino proponirte eine Partie Billard. Reale nahm an, auch er war leidenschaftlicher Spieler. Reale machte eine brillante Quart,

während eben Albino sich umgedreht hatte, um sein Queue zu kreiden. Reale hatte einen Nachstoß.

„Halt", schrie Albino mit rauher Stimme, „Betrügen mag wohl in Neapel Mode sein, bei uns im Norden nicht. Sie haben die Quart gefehlt, Principe, haben also keinen Nachstoß."

Bleich, bebend vor Wuth legte Reale sein Queue nieder, indem er sagte:

„Graf, das Wort „Betrügen" läßt keine Deutungen zu, Sie werden mir dafür Rede stehen."

„Stets zu Ihren Diensten", entgegnete Albino, gleichfalls sein Queue niederlegend und sich eine Cigarre anzündend.

Die Scene hatte keine Zeugen, ohne sie wurde das Erforderliche verabredet. Reale war ein eitler, in mancher Hinsicht beschränkter Mensch, aber an Muth fehlte es ihm nicht. Ihm war klar, daß der Graf Streit gesucht habe, und daß die Ursache mit der Herzogin San Martino zusammenhänge. Das war genug für den Principe. Eine solche Gelegenheit, den ritterlichen Held, vielleicht den interessanten Verwundeten um der schönen Augen der schönsten Frau Neapels willen zu spielen, kam nicht sobald wieder. Bereitwillig, ohne Prüfung des Statthaften ging er auf die Vorschläge seines Gegners ein.

Um Mitternacht ruderten zwei Boote von verschiedenen Stellen des Ufers von Ischia aus hinaus in die offene See. In jedem Boot saß eine Person, Graf Albino und Principe Reale. Die Nacht war sternenklar. Als Ischias Küste nur noch wie eine dunkle Wolke am Horizont hing, näherten sich die Boote und mit ihren Schnäbeln gegeneinander gekehrt machten sie auf circa fünfzehn Schritte Halt. Die See war spiegelglatt und weit und breit kein Schiff, kein weiteres Boot zu entdecken. Die beiden Nebenbuhler traten langsam mit erhobenen Pistolen von hinten nach vorn — zwei Schüsse tönten beinahe gleichzeitig in dumpfem Schall durch die Stille der Nacht. Einer der Aufrechtstehenden griff nach seinem Herzen, warf die Arme in die Luft, als wollte er nach einem Halt greifen, dann fiel er rücklings in die See und verschwand auf immer in der Tiefe.

„C'est fini", murmelte Albino, nachdem er noch eine Weile aufmerksam auf die kleiner und kleiner werdenden Kreise geblickt hatte, die die Stelle des Falles bezeichneten. „Eine famose Idee von dem tollen Kerl, sich auf dem Wasser schießen zu wollen, eine noch famosere von mir, vorzuschlagen, die Sekundanten wegzulassen, meine Pistolen zu nehmen und Bleikugeln an den Füßen zu befestigen." Er machte sich höhnisch lächelnd diese los und warf sie in die See, dann steckte er sich eine Cigarre an und fuhr in seinem Selbstgespräch fort: „Der eine wäre glücklich beseitigt, nun kommt der andere an die Reihe, der träumerische, gelehrte Deutsche, der mich fixirt, als wollte er mich mit Haut und Haar auffressen."

Man sprach die nächsten Tage nur von dem unerklärlichen Verschwinden des Principe Reale. Seine Familie setzte alles in Bewegung um Aufklärung zu erhalten — vergebens. Am dritten Tage wurde ein leeres Boot aufgefischt und nach Ischia gebracht, Reales Hut und sein Spazierstöckchen wurden darin gefunden. „Hier ist Selbstmord im Spiele, vielleicht aus Liebe", sagten die Leute und das

Opfer Albinos hatte nach dem Tode erreicht, wonach es im Leben so eifrig gestrebt hatte; Reale wurde für längere Zeit der Held des Tages, man sprach fast nur von ihm und seinem unaufgeklärten Ende. Nur zwei Personen ahnten den wahren Zusammenhang; diese Personen waren Althoff und die Herzogin, aber sie vermieden ängstlich, die Rede auf den geheimnißvollen Vorfall zu bringen.

XIII.

Die Zeit schritt vorwärts; dem Einen, der ungeduldige Fragen, in der Zukunft erst erfüllbare Anforderungen an sie stellte, erschien sie eigensinnig und langsam, dem Andern, der die Vergangenheit bedauerte und die Gegenwart festzuhalten wünschte, geflügelt und unerbittlich. —

Die Bewohner der Villa Giovannina saßen am Vormittage nicht mehr auf dem Balkon, die von den brennenden Strahlen der Julisonne durchglühte Luft zwang sie, den Tag über die kühlen inneren Räume des Hauses aufzusuchen. Die Herzogin saß in einem an ihrem Salon anstoßenden Gemach, das seiner einfachen Ausstattung ungeachtet durch mancherlei kleine Merkmale verrieth, daß es zum ausschließlichen Aufenthalt einer Dame bestimmt war. Giovannina hatte ein Buch in der Hand, ein deutsches Buch, Goethes berühmtes psychologisches Problem, die Wahlverwandtschaften. Eine Stelle war mit Bleistift dick unterstrichen, es waren die Worte Charlottens, des pflichtvergessenen Weibes, das, während es seinen Gatten ehrt, einen andern liebt, die Worte, mit denen sie ihre fatalistische Anschauung bekennt, und in ihr ihre Entschuldigung sucht. „Es sind gewisse Dinge", sagt sich Charlotte, „die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft, Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen." Giovannina seufzte tief, das Buch entglitt ihrer Hand; eine heiße Thräne fiel auf die Stelle, wo das Buch gelegen.

„Nein, nein, ich will gut bleiben, ich will", rief sie, mit leidenschaftlicher Geberde die Hände ringend, „ich bin keine Charlotte — ich bin stärker als der dämonische Geist, der Frauen auf Irrwege lockt. — Warum kommt der Deutsche nicht mehr, er, der edle, besonnene Mann, er soll mich schützen und bewachen vor mir selbst, vor dem Dämon." Sie stand auf und trat ans Fenster, ihre heiße Stirn gegen die kühlen Scheiben drückend. Nach und nach beruhigten sich ihre leidenschaftlich erregten Züge, ein sanftes, rührendes Lächeln, der Kuß des guten Engels, spielte um ihren Mund; rasch ging sie ins Schlafzimmer, badete ihre etwas gerötheten Augen im kalten Wasser, strich sich ihr seidenreiches Haar glatt und eilte nach dem Arbeitszimmer ihres Mannes.

Der Herzog San Martino war zu Hause, er saß vor seinem eleganten Schreibtische, mit der Durchsicht verschiedener Papiere beschäftigt. Ueberrascht drehte er sich nach seiner Gemalin um, es war ja so selten, daß sie dieses Zimmer betrat. Giovannina ging dicht an ihn heran, legte ihre weiche, warme Hand auf seine Stirn und sagte:

„Lieber Nino, wann kehren wir nach Neapel zurück?"

„Ich denke wie immer, meine Liebe, Mitte August; möchtest Du länger hier bleiben?“

„Nein, im Gegentheil, ich möchte sofort weg von hier — ich — die Luft — Du weißt, ich hatte Malstunden genommen, ich wünschte nicht lange zu pausiren, sonst verlerne ich dasjenige, was ich gelernt habe.“

„Aber, Kind, das ist doch kein Grund, jetzt in dieser heißen Jahreszeit nach Neapel zurückzukehren. Hast Du etwa Heimweh nach Deiner Marietta; ich sollte meinen, Du hast sie hier lange genug genossen. Jetzt ist niemand von der Gesellschaft dort, alle sind in Bädern oder halten Villeggiatura.“

„Ach, Nino, bitte, laß uns zurückkehren! Es ist ja auch für Dich bequemer, Du bist ja ohnehin schon mehr wie die Hälfte der Zeit in Neapel. — Mir bekommt die Luft hier nicht.“

„Unsinn, Launen, Giovannina“, versetzte der Herzog in strengem Tone.

Die Herzogin schwieg eine Weile, dann begann sie wieder:

„Wie wäre es, wenn wir eine Reise machten. Du wolltest ja längst nach Norwegen, um dort zu fischen. Geh' hin, Nino, und nimm mich mit, ich habe ja noch so wenig von der Welt gesehen.“

„Unmöglich, ich kann in diesem Jahre nicht reisen, wichtige Angelegenheiten beschäftigen mich hier, aber“, fuhr der Herzog in milderem Tone fort, „nächstes Jahr reisen wir, das verspreche ich Dir. — Jetzt laß mich allein, ich habe noch einige Briefe zu beantworten.“

Die Herzogin kämpfte sichtlich mit sich selber, ihr Gesicht war todtenbleich, eine fieberische Angst lag in ihren in Thränen schwimmenden Augen, in ihrer halb erstickten Stimme, mit der sie sagte:

„Nino, hast Du Dein Weib noch lieb?“ Ihre jetzt eisig kalte Hand ruhte auf seiner Schulter.

„Welche Frage, Giovannina! Willst Du heute Dich und mich mit Deinen Grillen quälen?“

Er sah einen Augenblick von seiner Arbeit auf und betrachtete sie forschend. Sie zitterte heftig, sie kämpfte mit dem Ausbruch eines ungestümen Schmerzes; mühsam rangen sich die Worte aus ihrer hochwogenden Brust:

„Nur dieses eine Mal erfülle meinen Wunsch, Nino. Reisen wir, gleichviel wohin, nur fort, fort von hier!“

„Du bist mir unbegreiflich, Giovannina; es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.“

Er wandte sich wieder zu seiner Arbeit, ohne seine Gemalin weiter zu beachten. „Und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen“, wiederholte Giovannina leise, als sie das Zimmer verließ; die Thränen waren vertrocknet, ihre Wangen brannten wie im Fieber; es war der heiße Hauch des Dämons, der seine Krallen nach seiner Beute ausstreckte.

XIV.

Glutroth war die Sonne hinter den Bergen Ischias verschwunden, ein frischer Wind wehte von der See, er jagte die heiße Luft vor sich her; lustig fuhr er durch die raschelnden Blätter der Bäume, in

die offenen Thüren der Häuser; wußte er doch, daß er allenthalben ein willkommener Gast war. Weiler wandelte mit der hübschen Pepina am Strande hin, er war heute ziemlich einsilbig, es schien ihn ein Gedanke vollständig in Anspruch zu nehmen. Direktor Marco hatte ihn am Morgen in seiner Wohnung aufgesucht und nach mancherlei Umschweifen erklärt, daß der intime Verkehr mit seiner Tochter ein Ende nehmen müsse, da sie bereits ins Gerede der Leute gekommen sei. Weiler und sein Besuch hatten eine lange Unterredung, darauf verabschiedete sich der Direktor anscheinend in rosigster Stimmung, Weiler mit viel Wärme die Hand drückend. —

„Warum so still, Herr Weiler?“ sagte Pepina, „das ist man ja gar nicht an Ihnen gewöhnt.“

„Pepina“, erwiderte er, ihr forschend ins Angesicht schauend, „hast Du je ans Heiraten gedacht?“

Sie erröthete tief ob dieser unvermutheten Frage.

„Ich, Herr Weiler? Wie sollte ich? — Doch ja“, fuhr sie lebhaft plaudernd fort, „wissen Sie, Herr Weiler, zuweilen wenn ich die Rolle glücklicher Frauen oder Bräute spielen mußte, da lebte ich mich so hinein in dieses Glück, daß ich nach dem Ende der Vorstellung traurig war — dann war ich ja wieder die einfältige, unbegehrte Pepina?“

„Was würdest Du antworten, wenn Dich einer, den Du genau kennst, zur Frau begehrte?“

„Tausendmal ja“, rief sie in die Hände klatschend, dann erschrak sie über ihre Keckheit und mit Glut übergossen sagte sie: „Ach, Herr Weiler, haben Sie Nachsicht mit mir, ich bin ein dummes Ding.“

„Du bist ein jungfräuliches Kind, Pepina. — Glaubst Du denn nicht, daß zum Heiraten auch ein bißchen Liebe gehört?“

„Das ist wahr, in den Stücken lieben sie sich auch, ehe sie sich kriegen. Ist das Lieben schwer, Herr Weiler?“ Sie blickte ihn mit solch' allerliebster Naivetät an, daß Weiler, fortgerissen von seinem Gefühle, ihre Hand erfaßte und mit erregter Stimme ihr zuflüsterte:

„Schwer, Pepina? Nein, viel zu leicht, ich liebte Dich ja in der ersten Minute des Sehens. Aber Du, Pepina, Du kennst dieses himmlische Gefühl noch nicht, wirst Du mich wieder lieben können?“

„Ich will es lernen, Herr Weiler“, sagte sie eifrig, „wie vieles habe ich schon von Ihnen gelernt!“

Er fühlte den Druck ihrer Hand, er sah ihr in die schönen Augen, ihr süßer Mund streifte beinahe seine Wange. Nur mit dem reizenden Wesen neben sich beschäftigt, achtete er eines Wagens nicht, der eben vorüberrollte und in welchem drei Damen, eine ältere und zwei jüngere, saßen. Die eine der jungen Damen stieß die andere an, diese bog sich weit zum Wagen hinaus und sah das Pärchen. Mit einem leichten Ausrufe warf sie sich in den Wagen zurück, der in wenigen Sekunden hinter den Häusern verschwunden war.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Althoff, ich habe mich verlobt, gratuliren Sie mir!“ mit diesen Worten stürmte Weiler in das Zimmer seines Freundes.

„Von Herzen, Carlo. Bei Ihnen heißt es eben „veni, vidi, vici“,

doch hätte ich nicht gedacht, daß Fräulein Anna Drilchkittel sich so schnell gefangen giebt."

„Fräulein Anna Drilchkittel, was denken Sie denn, Mensch? Mit Pepina Marco habe ich mich verlobt."

„So — nun ich gratulire nichtsdestoweniger. Gestatten Sie mir aber, Ihnen meine Ueberraschung auszudrücken. Es ist ein Entschluß."

„Kein Entschluß, Freund, nur die göttliche Eingebung des Augenblicks. Ihr zu folgen ist das Richtige. Veni, vidi, victas sum, hieß es bei mir. Althoff, ich bin glücklich, überglücklich."

„Das ist mehr, als ich von mir sagen könnte, ich fühle mich elend, lustlos, mir ist, als ob eine schwere Krankheit ihre Tirailleurs in meine Glieder geschickt hätte."

Weiler blickte aufmerksamer auf den Freund; er sah in der That leidend aus, seine Wangen waren eingefallen, in seinen Augen war ein fieberischer Glanz.

„Armer Freund", sagte er, Althoff theilnehmend auf die Schulter klopfend, „ich weiß, wo es bei Ihnen sitzt, Sie —"

„Stille, Carlo, sprechen wir nicht von mir. Es wäre grausam von mir, den ersten Schatten in Ihre sonnige Liebe zu werfen. — Erzählen Sie mir lieber, wie alles gekommen ist, ich hätte nie geglaubt, daß aus dieser Tändelei eine Verlobung entstehen könnte."

Weiler blieb längere Zeit bei seinem Freunde, ihm war es Bedürfniß, über sein Glück zu sprechen, auch bemerkte er, daß Althoff für den Augenblick wenigstens seinen Kummer über seinem Geplauder zu vergessen schien."

Am andern Tage begab sich Weiler, nachdem er seiner Pepina und ihrem über die Verlobung überglücklichen Vater einige Stunden gewidmet hatte, nach Casamicciola, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, die allerdings in letzter Zeit etwas vernachlässigt worden war. Es wäre ihm lieb gewesen, hätte er Fräulein Anna allein sprechen können, um ihr die Neuigkeit mitzutheilen, denn nur mit einem höchst unbehaglichen Gefühl dachte er an die spöttischen Mienen der Frau Drilchkittel und des Fräulein Lucie. Er sollte seinen Wunsch nicht erfüllt sehen; niemand ließ sich blicken, keine holde Gestalt in lichtem Gewande nahte sich wie ehemals dem Zeichner. Heute wollte Weiler die Arbeit gar nicht glücken, anstatt die Tuffsteinbildungen der Küste Ischias zu skizziren, zeichnete er Amoretten, die alle mehr oder weniger Aehnlichkeit mit Pepina Marco hatten. Aergerlich über seine Zerstreutheit, packte er seine Sachen zusammen und stieg nach der Villa hinab. Nach längerem Warten erschien auf sein Klingeln das Mädchen und entschuldigte die Damen, Frau Drilchkittel fühle sich heute besonders angegriffen, auch Fräulein Anna sei nicht wohl und Fräulein Lucie habe noch nicht Toilette gemacht. Mehrere Tage hindurch, so oft Weiler in der Villa vorsprach, erhielt er dieselbe Antwort, so daß er sich beunruhigt fragte, ob dieser beharrlichen Verleugnung nicht eine bestimmte Absicht zugrunde liege. Hätte er gesehen, wie oben, halb versteckt hinter der Gardine, ein blaues Augenpaar nach ihm spähte, das voll Thränen war; hätte er die bleichen Wangen und die tiefe Trauer gesehen, mit welchen Fräulein Anna im Hause umher ging, er hätte sich weit mehr beunruhigt; so aber vergaß er

bald über dem Geplauder und dem anschmiegenden Wesen Pepinas die Bewohner der einsamen Villa.

XV.

„Unstät, ziellos war mein Leben, eine planlose Jagd nach dem Glücke, so wird es bleiben, bis — nun ja — bis der Faden reißt. Glück? — ha, ha, ha! Ebensogut könnte ich die Quadratur des Zirkels oder den Stein der Weisen oder das Perpetuum mobile finden wollen.“ So sprach Althoff zu sich selbst; er stand mit gekreuzten Armen am Fenster, sein düsteres Auge schweifte nach der Richtung, wo die wohlbekannte Villa lag.

„Der Graf ist ohne Zweifel dort, der Gemal abwesend — a, Giovannina, mußte dies so enden! — Noch vor kurzem wähnte ich, Euphrosyne, die schönste der drei Grazien, lächele mir glückverheißend zu — — — ha, ha, ha! Wer war's beim Lichte besehen? — Atropos, die garstigste der drei Parzen, sie schnitt mir Gesichter und hielt mir die offene Scheere unter die Nase. Knipp zu, altes Weib, ein verfehltes Leben kann nie zu früh enden. — Was hälfe es mir den Mann niederzuschießen? — Kann mir sein Blut Liebe erkaufen? — Und wenn er mich niederschösse? — Hohnlachend würde er über meine Leiche hinweg in ihre Arme sinken! —“

Es klopfte. Weiler trat ins Zimmer.

„Wollte einmal wieder nach Ihnen sehen, Althoff; vierzehn Tage sind es her, seit ich das letzte Mal bei Ihnen war.“

„Vierzehn Tage, Carlo, mir scheinen sie ein halbes Jahr, Ihnen natürlich kaum eine Stunde, denn Sie sind glücklich.“

Weiler erwiderte nichts, er sah blaß und unruhig aus; es schien ihn etwas zu quälen. Althoff wurde aufmerksam, prüfend blickte er in die sonst so sorglosen Züge seines Freundes.

„Carlo, was ist Ihnen? Wo ist das glückstrahlende Gesicht des Bräutigams?“

„Es giebt kein Glück in dieser Welt, Althoff; jetzt gebe ich Ihnen recht, es handelt sich nur um ein größeres oder kleineres Maß von Unglück. — Eben die mir bewußte Aenderung meines Ich hielt mich ab Sie zu besuchen, ich schämte mich ihrer. Aber schließlich hielt es mich nicht länger, ich bin eben anders geartet wie Sie, ich kann mein Leid nicht eifersüchtig in meinem Innersten verschließen, ich mußte mit Ihnen darüber sprechen; bin ich doch sicher, daß Sie mir Ihre gewöhnlichen kalten, schneidenden Bemerkungen ersparen.“

„Das hängt davon ab, Carlo“, sagte Althoff, der in dem Interesse an Weilers Erlebnissen eine willkommene Ableitung seiner eigenen Gedanken fand, „manchmal ist erbarmungsloser Spott ein unfehlbares Heilmittel. — Doch zur Sache! Lassen Sie hören was passirt ist!“

„Vor acht Tagen etwa — o, Althoff, welch' süße Stunden verlebte ich bis zu diesem Augenblick! Pepina war ein Engel —“

„War? — Was ist sie denn jetzt?“ fragte Althoff lächelnd.

„Jetzt — jetzt ist sie — nur ein Weib wie alle andern. — Vor acht Tagen also entließ Direktor Marco seinen ersten Liebhaber und engagirte einen schwarzlockigen, jungen Süditaliener. Er, der Direktor nämlich, hat viel Geld verdient und steigt nun aufs hohe Roß; er

Mutterglück.

will seinen defekten Thespiskarren in eine elegante Equipage verwandeln. Mir wollten gleich die Aufmerksamkeiten dieses ersten Liebhabers für Pepina nicht gefallen — erster Liebhaber! — omen et nomen! — verfluchte Bezeichnung das! — Der alte Narr, der Direktor, dem der Kamm täglich mehr anschwoll, setzte für einen Abend eine „rappresentazione mista", wie er es nannte, an, es sollten einzelne Scenen aus verschiedenen Stücken gegeben werden. Ich nahm meinen Platz ein, als eben der Vorhang zum dritten Male aufging. Romeo und Giulia betraten in der Gestalt Pepinas und des ersten Liebhabers die Bühne. Die beiden spielten mir mit zu viel Feuer, der Kerl umarmte gar zu natürlich, ich saß zwar nicht auf Kohlen oder Nadeln, wie's im Sprichwort heißt, aber ich saß auf meinem reservirten Platz und ballte die Fäuste. Ich verfluchte die Dummheit, Pepina das Theaterspielen nicht gleich nach unserer Verlobung verboten zu haben; allein ihr Vater wollte davon nichts wissen, er sprach von Kontrakt, Magnet u. s. w. und bestand auf ihrem Auftreten bis zum Ende der Saison. — Ich bin unglücklich, Althoff, sehr unglücklich."

Althoff sah, daß sein Freund wirklich litt und jammervolle Anstrengungen machte, seinen alten, derb-komischen Ton anzuschlagen.

„Weiß denn der Mensch nicht, daß Pepina Ihre Braut ist?" fragte er nach einer Pause.

„Gewiß weiß er es. Der Kerl scheint aber diese ganze Angelegenheit als einen schlechten Witz von meiner Seite aufzufassen. Er hat Pepina das schelmische Lied Goethes von der schönen Müllerin ins Italienische übersetzt und sie aufgefordert, sich selbst Schlüsse daraus zu ziehen."

„Nicht übel", sagte Althoff, ein Lächeln unterdrückend. „Aber Pepina, wie steht es mit ihr?"

„Sie ist verändert", entgegnete Weiler, stürmisch im Zimmer auf und abgehend. „Einmal wirft sie sich mit Ungestüm an meinen Hals und weint zum Herzbrechen, dann wieder ist sie nachdenklich und kalt bei meinen Liebkosungen."

„Das beweist nichts, wiewohl — hm! ich gestehe —"

„Sie finden ebenfalls ein solches Benehmen auffallend", fiel Weiler in fast zankendem Tone seinem Freunde ins Wort.

„Natürlich. Weinen die Weiber ohne ersichtlichen Grund, ist allemal eine Teufelei im Spiele. Althoff, Storms „Waldwinkel" kommt mir wieder in Sinn, aber ich bin nicht der alte kränkliche Mann, der ohnmächtig die Faust hinter den Flüchtlingen ballt! Ich, soll mich der —"

Ein dumpfes, unterirdisches Rollen, verbunden mit einigen leichten, schnell aufeinander folgenden Stößen unterbrach Weiler in seinem Grimm. Die beiden Freunde fuhren von ihren Sitzen empor.

„Was war das?" stotterte Weiler, erschreckt nach dem Fenster eilend.

„Ein Erdbeben, weiter nichts", sagte Althoff gleichmüthig. „Wir vergessen ganz, daß wir hier buchstäblich auf einem Vulkan tanzen. Ischia ist in einer guten Laune des Feuers und Wassers entstanden, in einer schlechten sinkt es wieder hinab, nur ein Strudel im Wasser wird anzeigen, wo es gestanden."

„Die Sache ist mir bedenklich", meinte Weiler, „in den letzten Tagen haben die warmen Quellen eine erhöhte Temperatur gezeigt, neue sind da und dort entstanden; vom Epomeo herunter weht zuweilen ein intensiver Schwefelgeruch, — man sollte die Ansicht der Wissenschaft hören."

„Was sollen uns Ansichten? Bis die weise Regierung eine Kommission ernannt hat, bis die gelehrten Herren ihre Polemik in den Blättern ausgefochten haben, rüttelt die Urkraft lange vorher an dem Erdball; Geschaffenes vergeht, Vergangenes wird wieder geschaffen. — Schiller hatte da einen tiefen Gedanken, wenn er von der wohlthätigen Kraft des Feuers, „so sie der Mensch bezähmt, bewacht", im Gegensatz zu dessen verheerenden Wirkungen spricht. Aber sein Bild ist zu zahm, Carlo! Was bedeutet eine Feuersbrunst, und äscherte sie auch eine ganze Stadt ein, gegen die allgewaltige Macht eines unterirdischen Feuers oder des die Erde umarmenden Wassers? Was bleibt übrig, wenn diese beiden einmal „losgelassen" sind? — Dann kommt der jüngste Tag, der Tag, an dem diese Urkräfte sich über den Trümmern der Erde gegenseitig zu vernichten suchen."

Althoffs Havana war ausgegangen; er setzte sie wieder in Brand und wendete sich dann in völlig verändertem Tone zu Weiler:

„Wie geht es der Familie Drilchkittel, ich habe die Damen neulich vorüberfahren sehen; Fräulein Anna sieht bleich und angegriffen aus, ist oder war sie krank?"

„Ein anderer Schlag, Althoff, die Familie ist seit längerer Zeit nicht mehr für mich zu Hause; ich sinne vergeblich nach, was ich dort verschuldet haben könnte."

„Sinnen Sie weniger nach, stürmen Sie die Festung, wenn sie nicht gutwillig ihre Thore öffnet. Nähern Sie sich der Familie wieder, es wird Ihnen zum Heile gereichen."

„Althoff, ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen, die Meinung, die sich in Ihren Worten versteckt, ist mir dunkel."

„Später werden Sie meiner Meinung sein, lieber Carlo. Jetzt wollen wir eine Flasche in der „Piccola Sentinella" trinken, avanti!"

Arm in Arm wandelten die beiden Freunde dem bekannten Hôtel und Café zu.

XVI.

Es war in den letzten Tagen des Juli 1883. Die Saison auf Ischia hatte ihren Höhepunkt erreicht. Aus allen Weltgegenden hatten sie sich eingefunden, die einen um Heilung ihrer körperlichen Leiden zu finden, die andern um die reine, würzige Luft der Insel zu genießen. Es war am Abend des 28. Juli, als Weiler seinen Freund Althoff besuchen wollte; dieser war aber bereits ausgegangen, die Hauswirthin wußte nicht anzugeben wohin. Der junge Mann stand unschlüssig vor der Thür; was sollte er mit dem Abend anfangen? Zwar war ihm bekannt, daß Pepina heute eine ihrer Glanzrollen zu geben hatte, aber in der letzten Zeit war eine merkliche Erkaltung seines Gefühls für sie eingetreten; die Bude des Direktors Marco hatte er seit lange nicht besucht und Pepina seit zwei Tagen nicht gesehen. Er kam zur Einsicht, daß er zu rasch gehandelt hatte, er

wollte Pepina wieder frei geben, eben darüber mußte er mit Althoff sprechen. Langsam wandte sich Weiler nach einigem Besinnen der Richtung von Casamicciola zu; er wollte noch einmal versuchen, die Familie Drilchkittel, vor allem Fräulein Anna, zu sehen, „in Ermangelung von etwas besserem", wie er zu sich selbst entschuldigend sagte. Er nahm einen Wagen, der ihn in leidlicher Stimmung, in welche ihn die herrliche Fahrt durch die angenehme Abendluft versetzte, bis vor die Villa brachte. Mit klopfendem Herzen betrat er die Veranda und klingelte, entschlossen, sich dieses Mal nicht abweisen zu lassen. Das Mädchen erschien.

„Die jungen Damen sind spazieren gegangen, werden aber jeden Augenblick zurückkommen; die Signora ist ein wenig eingeschlummert", berichtete sie.

Aergerlich entfernte sich Weiler; er hatte die schwache Hoffnung, die Schwestern zu begegnen. Dem war aber nicht so, dagegen begegnete er einer Menge Einwohner von Casamicciola und Umgegend, alles wollte in das abseits gelegene Theater, wo ein beliebtes Lustspiel gegeben wurde. Weiler wurde von dem Strome mit fortgerissen und bevor er sich recht klar war, was er wollte, hatte er ein Billet für die Vorstellung in Händen. Das Theater, ein ziemlich leicht gezimmerter, mit einem Segeltuch überspannter Holzbau, war besetzt, als er eintrat, und immer noch drängten von außen Hunderte nach, um, wenn es nicht anders ging, wenigstens Stehplätze zu erobern. Der Vorhang ging in die Höhe, das Stück nahm seinen Anfang. Eben als die Primadonna den Mund öffnete, um ein Lied zu singen, fühlte Weiler einen furchtbaren Stoß; der Boden unter ihm schwankte wie derjenige eines Schiffes auf sturmbewegter See. Er hatte nicht Zeit, sich die Ursache klar zu machen, denn die Macht des Stoßes warf ihn von seinem Sitze mitten unter einen Haufen menschlicher Leiber. Die zahlreich aufgehängten Petroleumlampen stürzten auf diese zappelnde und wüthend um sich schlagende Menge herab, das Holzwerk, die Sitze und die Kleider der Leute in Brand steckend — es entstand eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung. Nicht sobald hatte Weiler seine Besinnung wieder gewonnen, als er aufsprang und mit wilden Sätzen, fallend, sich auffraffend, die Leiber der noch am Boden Liegenden als Haltpunkte für seine Füße benutzend, den Ausgang gewann. Draußen heulte jetzt der Sturm und ein starker Regen stürzte aus dem grauen Himmel nieder. Weiler, noch halb betäubt von dem Geschrei der Leute im Theater, sah von Casamicciola her Männer, Frauen und Kinder, zum Theil im Nachtkostüm, einherrasen, wilde Verzweiflungsrufe ausstoßend.

„Wo, wo ist mein Kind, um der heiligen Jungfrau willen, wo ist meine süße Annetta?" rief mit verzerrten Zügen eine Mutter. Achselzuckend rannte ein Schauspieler in seinem Theaterflitter, noch das Stichwort auf seinen Lippen, an ihr vorüber. „Wo ist mein Vater?" jammerte der eine, „wo ist meine Mutter? mein Sohn?" die andere. Keiner gab Antwort, Selbsterhaltung peitschte jeden vorwärts. Casamicciola hatte aufgehört zu bestehen. „Die Welt geht unter", schrien die entsetzten Weiber, „wir sind alle verloren." Alles eilte der See zu, dort auf dem Wasser hoffte man Rettung vor dem Lande,

das schlimmer war wie die sturmerregteste See. Weilers umherirrendes Auge traf den Platz, wo die Villa der Familie Drilchkittel gestanden hatte — gestanden hatte, denn die grellen Blitze, welche den westlichen Horizont durchfurchten, beleuchteten einen Trümmerhaufen. Eine unsägliche Angst erfaßte ihn; er gedachte nicht Pepinas, ein anderes Bild stand plötzlich vor ihm; sie, sie mußte er retten. Er flog hinan, keuchend, athemlos stürzte er hinein in die Steinmassen, die noch vor wenigen Minuten ein trauliches Heim umschlossen hatten, mit bebender Stimme rief er ihren Namen. Alles blieb still — Weiler suchte umher, da stieß sein Fuß an einen weichen Körper, der halb bedeckt von Steinen und Holzwerk war. Mit übermenschlicher Anstrengung zog er ihn hervor, daneben ein zweiter — auch ihn brachte er heraus, er warf einen Blick auf die vom Todeskampf verzerrten Gesichter. Weiler athmete tief auf, es waren die Leichen von Frau Drilchkittel und ihrer Tochter Lucie. Aufs neue stürzte er in den Trümmerhaufen, seine Rufe: „Fräulein Anna, Anna, Anna“ übertönten den Sturm. Halt! Das war ein menschlicher Laut! Dort vom hintern Theil der Villa kam der Ton! Weiler schnellte hin:

„Anna, Fräulein Anna, um Himmels willen wo sind Sie?“

„Hier .... unter den Balken .... retten Sie, schnell .... sonst .... ersticke ich!“ sprach eine schwache Stimme in Absätzen.

Weiler jubelte, er hatte sie gefunden und sie lebte noch. Er wälzte Steine zur Seite, er arbeitete mit einem Feuer, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervor kam, er achtete dessen nicht — jetzt nur noch die Balken, er stemmte sich mit seiner Schulter unter sie, mit gewaltiger Anstrengung hob er sie empor, die Balken gaben nach und rollten zur Seite, nicht aber ohne eine Menge Schutt und Mörtel freizugeben, die auf ihn und das unter ihm kauernde Mädchen niederrasselten. Im Nu hatte Weiler sich und die Verschüttete frei gemacht und half ihr in eine sitzende Stellung. „Gerettet! gerettet!“ jauchzte er, die noch halb Bewußtlose auf seine starken Arme nehmend und sie von dem Orte des Schreckens und der Verwüstung wegtragend. Auf der Landstraße herrschte immer noch dieselbe Verwirrung. Was nicht von den niederstürzenden Mauern Casamicciolas erschlagen war, stürmte dem Meere zu. Weder rechts noch links schauend bahnte sich Weiler seinen Weg durch die Menge, seine schöne Bürde auf den Armen. Am Meeresstrande angelangt, legte er sie behutsam nieder und wiederholtes Spritzen mit Seewasser brachte Anna Drilchkittel wieder zur Besinnung. Es stellte sich heraus, daß sie außer einigen leichten Quetschungen keinerlei Schaden genommen hatte. Welche Empfindungen stürmten aber auf sie ein, als ihr Weiler in schonender Weise den Untergang der Villa und den Tod von Mutter und Schwester erzählte. Sie bedeckte sich das Gesicht und weinte bitterlich; willenlos, wie in einem Traume befangen, folgte sie ihrem Retter, der sie auf einen nach Neapel zurückkehrenden Dampfer brachte. —

Althoff hatte an demselben Abend einen längeren Spaziergang gemacht; nicht achtend Wind und Regen folgte er einem innern Drange, einmal wieder die Villa Giovannina zu sehen. Nur von weitem wollte er sie sehen, betreten konnte er sie nicht mehr, denn Tantalusqualen wollte er sich wenigstens ersparen. Da lag sie, die

elegante Villa; ebenso wie damals, als er mit Giovannina allein im Garten war, prangten die Blumen in der Fülle ihrer Schönheit, schimmerten die Früchte zwischen dem dunkeln Grün der Bäume hervor. Sie waren inzwischen gereift, diese süßen, duftenden Früchte, sie nickten ihm zu, als wollten sie ihn einladen, sie zu brechen. Die Veranda war leer; still, geheimnißvoll, wie verzaubert lag die Villa da. Althoff suchte den Platz, wo die Passionsblume, ihre Lieblingsblume, stand, die Beeren waren abgefallen; der Regen hatte die Erde gelockert und die giftbergende Wurzel blosgelegt. Er blieb stehen, seine Augen starr auf die Blume geheftet, während seine Gedanken in das Innere der Villa drangen. Plötzlich vernahm er dasselbe unterirdische Rollen wie neulich, als Weiler bei ihm war, im selben Moment warf ihn ein furchtbarer Stoß zu Boden und ein Krachen und Getöse, wie aus den Lüften kommend, betäubte ihn für einige Augenblicke. Als er wieder zum Bewußtsein seiner Lage kam, erhob er sich mit Mühe, denn der Boden unter ihm erzitterte in unaufhörlicher Bewegung. Wo die Villa gestanden hatte, sah Althoff übereinandergestürzte Mauern, ein Chaos von Holzwerk, Stein und Schutt, als ob eine ganze Batterie mit ihren zerstörenden Geschossen sich gegen sie entladen hätte. Althoffs einziger Gedanke war „Giovannina". Mit diesem Ausrufe auf den Lippen stürzte er hin nach dem Schauplatz der Vernichtung — da, ein neuer Stoß; ein mit Früchten beladener Orangenbaum knickte ab, als wie von einer unsichtbaren Hand gebrochen, er fiel und traf den vorübereilenden Althoff am Kopfe. Bewußtlos sank er nieder. Einige Stunden mochte er, überdeckt von den Blättern und Früchten des Baumes, gelegen haben, als er aus seiner Betäubung erwachte. Er verband seine Wunde, so gut es gehen wollte, mit seinem Taschentuche und schaute sich um. Soldaten aus Neapel waren beschäftigt, die Trümmer der Villa wegzuräumen, sie suchten nach Menschenleben. Althoff stürzte zu ihnen, und mit der Sehergabe der Liebe und Verzweiflung bezeichnete er die Stelle, wo gegraben werden mußte. Er sparte weder Versprechungen noch Bitten, um die Arbeiter zur Aufbietung aller ihrer Kräfte anzuspornen. Bald waren an der bezeichneten Stelle Stein und Schutt weggeräumt — da lag die schönste, gefeiertste Frau Neapels auf den Trümmern eines Sophas, ohne äußerliche Spuren einer Verletzung, dennoch war sie todt, Erstickung war eingetreten. Neben ihr lag, mit durch ein Mauerstück zerschmettertem Schädel, die Leiche eines hochgewachsenen, elegant gekleideten Mannes, mit der Rechten noch fest die wachsweiße Hand der Herzogin umklammernd. — Mit einem wilden Schmerzensschrei stürzte Althoff auf das todte Weib, ihren Mund mit seinen Küssen bedeckend. Er riß sie los aus dem Griff des todten Mannes, er nahm sie in seine Arme und trug sie durch die Reihe der Arbeiter, die ihm achtungsvoll Platz machten. — Eine halbe Stunde später bahnte sich der Herzog San Martino einen Weg durch die Trümmer seines Besitzthums; mit dumpfem Schmerz hatte er die Kunde des Unglücks in Neapel vernommen und war mit dem nächsten Dampfer herübergeeilt. Halb wahnsinnig vor Wuth lauschte er der Erzählung der Leute, in welcher Gesellschaft und auf welche Weise seine Gemalin aufgefunden und wie sie von einem fremden Manne weggetragen

worden sei, den man für den Gemal der verunglückten Dame gehalten habe. San Martino, seiner selbst nicht mächtig, stampfte die unkenntliche Leiche mit seinen Füßen, dann lachte er laut auf und stürzte fort in der Richtung, die der andere genommen. Der Hut entfiel ihm, seine langen Haare hingen wirr um die glühende Stirn; also stürmte er dahin, von Zeit zu Zeit ein grausiges Lachen ausstoßend. Nach Tagesanbruch fand man ihn ohnmächtig neben einem klaffenden Spalt, aus dem dicke Schwefeldünste emporstiegen, neben ihm einen zweiten Mann in demselben Zustande, dem das rothe Blut langsam unter der weißen Binde hervorsickerte; in seinen Armen hielt der letztere die Leiche eines noch im Tode wunderbar schönen Weibes; so fest hielt er sie, daß es großen Kraftaufwandes bedurfte, die beiden zu trennen.

XVII.

Monate sind seit den letzterzählten Ereignissen verflossen; die Spuren der Katastrophe sind noch sichtbar, wo das Auge hinblickt — Trümmer, Verwüstung! Wo das Herz mitredet — Tod, Jammer, Elend!

Der Herzog San Martino blieb Dank seiner jugendkräftigen Natur Sieger in dem Kampfe mit dem schweren Fieber, das ihn nach den jüngsten Erlebnissen befallen hatte, aber sein Geist blieb umnachtet, dumpfes Hinbrüten wechselte ab mit wahnwitzigem Lachen; in tobsüchtigen Wuthanfällen fluchte er dem Manne ohne Kopf, zähneknirschend suchte er sich seiner Fesseln zu entledigen um ihn zu zermalmen. Die Verwaltung seines Vermögens wurde gerichtlich bestellten Kuratoren übertragen; machtlos standen die Ränke des Priesters Crisafalli dieser Thatsache gegenüber. Der aber sinnt wohl auf neue Mittel, seine ehrgeizigen Pläne zu fördern; er ist immer noch ein häufig und gern gesehener Besucher im Hause Marietta Pompejs.

Althoff lag Tage und Wochen im Delirium. Geistig genaß er, aber seine Lebenskraft war gebrochen. Von einem Herzübel und Klimawechsel sprachen die Aerzte, matt lächelnd schüttelte er den Kopf; wußte er doch, daß das ungestüme Pochen seines Herzens nur das Klopfen an die geheimnißvollen Pforten der Ewigkeit bedeutete, hinter welchen seinem Geiste Erlösung, seinen Träumen Erfüllung werden mußte. —

An der Chiesa della Madonna in Neapel steht ein Krüppel, der mit heiserer Stimme die Katastrophe von Ischia besingt. Es ist der Komiker, der von dem Direktor Marco erzählt, wie er unter den Trümmern der Osteria und deren Weinfässern begraben wurde; er erzählt weiter von der Liebe und dem Ende Pepinas und des ersten Liebhabers, die innig umschlungen im Flitterstaat von Romeo und Giulia todt unter der eingestürzten Bühne hervorgezogen wurden. Er singt von sich selbst, der Arme, dessen heitere Komik im Verluste eines Armes und Beines zum tragischen Abschluß kam. Mitleidig werfen ihm Vorübergehende die Soldi in den hingehaltenen Hut; sie klirren leise, denn die Hand des unglücklichen Bettlers hat seit jener Nacht des Grausens ein nervöses Zittern befallen. Eines Tages blinkt es wie Gold in dem Hute, der Elsässer Drilchkittel in Gesell-

schaft seiner Tochter und eines Herrn waren eben vorübergegangen — dankbar schaut ihnen der Sänger nach; er hatte den glücklichen Bräutigam erkannt, es war ja der Deutsche, welcher einstens Pepina Marco geliebt hatte.

„Mein Lied erhält einen versöhnenden Schluß", murmelte er vor sich hin, „denn den beiden dort ist nach der wüsten Nacht ein sonnenheller Tag angebrochen."

Am See.

Von **Hermance Potier.**

Wie schön es ist — mit Wonne trinke
Ich dieser Stätte Balsamluft;
Die Rosen glüh'n und ich versinke
In einem Meer von Blütenduft!

Schon ruht ein feiner Nebelschleier
Auf Bergeshäuptern nah und fern
Und hell zur stillen Abendfeier
Erscheint am Himmel Stern um Stern.

Sanft flüsternd liegt zu meinen Füßen
Der See, mit dunklem Schilf bekränzt,
Und seine bleichen Lilien grüßen,
Vom Mondenschimmer zart beglänzt.

Mir ist, als wollt' herniedersteigen
Der Himmel selbst mit seiner Pracht;
All' meine heißen Wünsche schweigen
Im sel'gen Frieden dieser Nacht!

Herbstfahrt auf den Schlern.

Die Periode der Hochgewitter war vorbei und des Windes frischer Hauch ließ die Scirockonebel von dem Schlern und Rittner Horn zerstieben. Mit scharfem Umriß zeichneten die Zillerthaler Ferner ihre Silberkronen auf das Firmament, goldbrauner Duft umwob die Porphyrberge von Bozen und die Heimkehr der Schwalben weckte neue Wanderlust. Wo die Felsenklamm des Grödner Bachs den Zugang von der Brennerbahn in das Thal von Ortisei erschließt und die stolze Burg der Grafen Wolkenstein, das Vaterhaus des letzten Minnesängers, auf der Halde thront, da stieg ich das schattige Steilgehänge nach Tisens und Kastelrut auf holperigem Wege hinan und hielt in der Kirche St. Nikolaus die erste Rast, das Schnitzwerk und die Malerei des schönen Flügelaltars zu betrachten, der einem begabten Schüler des Brunecker Meisters Michael Pacher zugeschrieben werden darf.

Ohne die Reste des alten Römerkastells auf dem Calvarienberge aufzusuchen, verfolgte ich den Weg von Kastelrut nach Seis und sah das Felsengerüst des Schlern mit starrem Doppelpfeiler vor der Stirn und zackigem First auf dem gewaltigen Rücken immer kühner über Wald und Matte sich erheben. Doch nicht der Tann von Hauenstein, nicht die Seiser Alp, waren heute das Wanderziel: ein Kirchlein, das auf lichtem Anger den Pilger zum Gebete ladet, hielt mit seinem Bilderschatz das Auge im Bann, bis in der Dämmerung die strahlenden Farben verblichen. Das gothisirte, dem Bischof Valentin geweihte Heiligthum trägt über der schmucklosen Giebelpforte ein rundes Fenster und zeigt die Rippen des Gewölbes zum Theil der Mauer eingefügt, zum Theil auf kämpferlose Binnenstrebepfeiler mit Konsolen gestützt, unter denen im Chor die kleinen Schnitzfiguren der Heiligen Christina mit dem Mühlstein und Margaretha mit dem Drachen, durch naturalistische Auffassung und knitterige Gewandung an die Skulpturen in St. Nikolaus erinnern, doch ein Jahrzehnt später datiren mögen. Der Flügelaltar läßt in dem Aufbau seine Gliederung, in den Köpfen der Figuren ausdrucksvolles Mienenspiel, in Tracht

und Körperbildung Formgefühl des Schnitzers vermissen, der aber noch die Kunst des Malers auf den Außenseiten übertraf.

Von anderer Hand erscheinen die Fresken auf der südlichen Mauer: der Riese Christophorus, die heiligen drei Könige, das Schweißtuch der Veronika, die Kreuzigung Christi, Madonna mit dem Kinde und das kleinere Bildniß des Patrons St. Valentinus ausgeführt, der in der Richtung gegen Osten diese Reihe schließt. Zwar ist der untere Fries mit einem Streifen des Vordergrundes übertüncht und die Kreuzigungsgruppe durch den Ausbruch eines Fensters bis auf die Gestalt der knieenden Gottesmutter zerstört, allein mit desto größerer Befriedigung erfüllt die erhaltene Bilderschrift des alten Meisters, der für die Kunstgeschichte des Alpenlandes ungeahnte Bedeutung gewinnt, das Auge und die Phantasie. Denn in dem eigenartigen, durch keine Restaurirung entstellten Werke, das dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts angehört, erweisen Formengebung und Technik den Zusammenhang mit einer Reihe von Wandgemälden, welche ein Zeitgenosse Michael Pachers in voller Unabhängigkeit von der Werkstatt des berühmten Meisters geschaffen hat.

Was die Uebersicht der mittelalterlichen Kunstdenkmale in Tirol so vielfach erschwert, das ist weniger die Fülle, als die traurige Beschaffenheit der Bilderfragmente, in denen die feinen, den Kunstcharakter bestimmenden Züge der Originale verdunkelt, umgestaltet, ausgelöscht und dadurch der wissenschaftlichen Forschung entzogen sind. Noch immer wird die Wiederherstellung beschädigter Malereien durch Künstler gestattet, die ihre Aufgabe nicht in gewissenhafter Bewahrung und Ergänzung des Vorhandenen, sondern in gleichmäßiger Erneuerung aller Theile erblicken und auf diese Weise das ursprüngliche Gepräge der Komposition bis zur Unkenntlichkeit verwischen. Da in der Regel auch die Kopirung der Reste zu späterer Vergleichung mit verwandten Leistungen unterbleibt, so wird die Gleichgiltigkeit des Volkes wie der Künstler gegen die werthvollen Urkunden der Kunstgeschichte verstärkt. Ein günstigeres Geschick hat über dem Wandschmuck des Valentinskirchleins gewaltet, der alle originalen Züge der Zeichnung in den ursprünglichen Farben bewahrt und durch den feierlichen Charakter der ernsten Heiligen, nicht minder durch die Eigenthümlichkeit der technischen Behandlung für die Klassirung verschiedener, bisher kaum beachteter Malereien bedeutungsvollen Aufschluß verheißt.

Im Zwielicht stieg ich zwischen Saaten und Wiesen auf buschig umsäumtem Feldrain nach dem Dorfe Seis hinab, das auf der Hochlandstufe am Fuß des Schlern ein heiteres Sommerheim den Freunden des Gebirges und der Romantik des Mittelalters bietet; im Morgengrauen zogen Wandergäste auf die Hochlandswarte und als die Sonne über den Saum der Alpenmatte sich erhob, da lockten mich des Nadelholzes Schatten in den Tann von Hauenstein und zu dem Bade Ratzes, das verödet, einem Zauberschloß im Märchenwalde glich. Leise rauschte der Bach durch die grünumrandete Schlucht, leiser zwitscherte ein Meislein in dem Fichtenwipfel und des Holzarbeiters Axt bezeichnete den Takt zur Symphonie des Windes, der mit dumpfem Brausen durch die Säulenhallen strich, während sommerlang die Wildniß von der Lust und Fröhlichkeit der Badegäste

wiederhallt. Geologen, Stein- und Pflanzensammler treffen Jahr für Jahr in diesem abgeschiedenen Bade zusammen, um die Flora der Seiser Alp, den Aufbau und die Schichtenfolge des Gebirges zu untersuchen oder nach seltenen Kristallen und Versteinerungen zu spähen; Kranke werden von der Eisen- oder Schwefelquelle, Alpenfahrer von der Pracht des Hochgebirges angezogen, dessen Felsgetäfel der idyllischen Klause zum majestätischen Hintergrunde dient, indeß Poeten durch den Walddom zu der Burg des letzten Minnesängers dringen, deren verfallenes Gemäuer durch unvergleichliche Lage und den Zauber der historischen Erinnerungen an die Herrlichkeit des Mittelalters mahnt.

Auf losem Kalksteinwürfel, den Naturgewalten in die Tiefe getragen, heben die fahlen Zinnen von Hauenstein sich über immergrüne Wipfel, in denen dann und wann des Spechtes Gehämmer den Sang einer Drossel begleitet. Klimmt man die Stufen durch den Trümmerschutt der Halde hinan, so findet man die Oberfläche des innern Hofes, auf dem einst Margaretha von Schwangau ihre Rosen zog, von zerbröckelndem Gestein, von Gras und Nadelbäumen bedeckt. Balkenköpfe ragen aus den Mauerfugen, die malerische Föhre von der Vorderseite ist verschwunden, die Fichte auf der Kante verdorrt und durch die Lärchenwipfel dringt des Windes Rauschen, tönt des Falken Schrei, aber keine Harfe kündet mehr die Abenteuer des fahrenden Helden, der hier,

„auf einem runden kofel smal,
von dickem wald umbfangen",

in der Poesie des Minneliedes für die Prosa der beengten Häuslichkeit Versöhnung fand, nachdem das Morgen- und Abendland der ungestillten Wanderlust kaum Raum genug geboten hatten.

Ueber den grünen Schleier, der ringsum den Sockel des Schlosses verhüllt, steigt im Osten ein Bogen von der Seiser Alp, im Süden der Pfeiler des Schlern empor und hinter den nördlichen Hügelgeländen glänzt ein Streif der Gletscherwelt; allein die beschränkte Fernsicht mindert nicht den Hauch der Schwermuth, die an trüben Tagen wie im Sonnenschein über Oswalds Felsenhorst gebreitet liegt. Nach flüchtiger Umschau von dem offenen Mauerrande hielt der schattige Winkel neben der Pforte noch eine halbe Stunde mich fest, indeß die Phantasie des Wanderhelden Spuren bis an den Hof der Königin von Arragonien verfolgte, die des Sängers Liederkunst mit Minnelohn vergütete. War es ein Zeichen königlicher Huld, war es ein Liebespfand, das der Ritter von seinen Zügen heimgetragen, was silberglänzend aus dem Kalkgeröll mein Auge traf? Ein Medaillon mit blaßgrün, blau und rosa umwundenem Haar lag auf dem Boden, wie ein Gruß des Minnesängers an den Fremdling im verödeten Heim.

Fast in derselben Richtung führt der Pfad noch weiter durch das stille Revier, an dessen Saum ein zweites Denkmal ferner Zeit dem Untergange preisgegeben bleibt. Was von dem halbverschütteten, von Föhren und Fichten umstrickten Gemäuer aufrecht steht, das reicht kaum hin, den Grundriß der Feste Salegg zu entwirren und der Blick auf die Schlucht des Seiser Baches mit dem Virgilikirchlein in der Tiefe, auf die Oetzthalferner und des Schlernklamm Felsenriß, lenkt das Gedankenspiel von den Symbolen irdischer Vergänglichkeit auf die

Scenerie eines Landschaftsbildes, vor dessen Formenpracht die Schattengestalten der Chronik erbleichen.

Noch einmal sah ich dann die stummen Heiligen an der Mauer von St. Valentin im Abendsonnenscheine sich beleben, die Mauerkrone des Schlern von Purpurglut umflammt und blaue Schatten, gleich dem Duft der Alpenpoesie, auf Wald und Matte sich legen, nachdem die Strahlenscheibe hinter dem Getäfel eines Gletschers hinabgesunken war: des Sommers letzter, von goldig heiterem Lichte verklärter Tag erfüllte mit Befriedigung und Sehnsucht das Gemüth. „Noch einmal auf den Schlern!“ klang eine Stimme zauberhaft dem Ohr . . und als der Sepp zum Ritt auf die Alm mir wieder das Roß und den Bergstock bot, während Wanderhelden aus Gries und Bozen zum Aufstieg rüsteten, da wuchs im Hinblick auf das wolkenlose Himmelsblau der Muth und die flatternden Morgennebel dämpften nicht des Pilgers Zuversicht.

Dem Obmann des Touristenklubs und seinem Kameraden folgten die übrigen Alpenfahrer auf dem neugebahnten Steige, der von Ratzes an der Halde zu den Platten führt und oberhalb des Waldes mit dem Pfade von der Alm zusammenrinnt; mich trug der Braune auf dem alten Wege über elastischen Rasen zur Schwaige und eine Strecke weit die Gehänge des Bergkolosses hinan, den vor uns schon die Pionniere in raschem Gange erklommen. Gemessener durchschritt ich in Kehren und Windungen das Zwerggestrüpp, dessen immergrünes Gewebe einst in dichterem Schluß die Flanke des Riesen umgürtete und das mit wenigen Lärchen und wipfeldürren, zum Theil entrindeten Fichten, welche jetzt auf wundersam gekrümmtem oder armleuchterartig getheiltem Stamm ihr knorriges, von spärlichem Nadelgrün umwobenes Gezweige in krausen Linien verstricken, wirkungsvolle Schattenrisse von der Natur des Hochgebirges auf den Felsen malt.

Der Nebel phantastisches Spiel bot für die Verkümmerung der Fernsicht Ersatz. Wenn hier und da die grauen Schleier den Nadelfilz verhüllten und von dem Rücken des Berges silberfarbene Segel über die Matte flogen, wenn flockiger Dunst in wildem Reigen, wie von innerer Kraft getrieben, durcheinander brauste oder geisterhaft zerstob, um dann aus Fugen und Spalten des Dolomitgesteins den Zauberspuk von neuem zu beginnen, dann mochte man die Märchengestalten der Elfen, Nixen und Wetterhexen leibhaftig zu erschauen wähnen. Doch blieb das Erdenkind auch in der obern Region an die Scholle geheftet und mußte die Mühsal der Bergfahrt in vollem Maße empfinden: häufiger stockte der Fuß, sehnsuchtsvoller hob das Auge sich zum Aufblick nach dem Gipfel, der immer höher aufzusteigen schien; erst auf der Hochterrasse schwand die Müdigkeit, als aus den Nebelstreifen der Grat des Rosengarten mit bleichen, ausgewitterten Zinnen wie ein Ueberrest des Riesenschlosses erschien, in dessen Tiefen Laurin den Rosenflor der Zwerge bewachte. War es der Zauber des Lichtes, war es die Poesie der Heldensage, was dem starren Dolomit so lebensvolle Züge lieh? Doch schon nach wenigen Minuten verschwanden der First des Hochgebirges und das Cypriankirchlein der Mulde in dem Chaos, das den Herd der Wolkenbildung bezeichnete, eine Tarnkappe legte sich auf den Scheitel des Schlern und von dem Panorama

der Alpenwelt blieb nur ein kleiner Kreis auf dem Rücken des Berges für die Umschau frei. In diesem engen Rahmen entrollte sich aber ein figurenreiches, dramatisch belebtes Bild.

Vor der Osteria an der Felswand hockten wälsche Arbeitsleute bei ihrem einfachen Mittagsmahl und wurden von einer dunkelhaarigen Maid mit Wein und Acquavita bedient; in der Hütte loderte das Feuer unter dem Polentakessel, auf dem Plane lagen Möbel und Hausgeräthe neben dem Wandgetäfel eines stattlichen, von Quadern gefügten Gebäudes, dessen Giebel grünes Laubgewinde mit Band- und Blumenverzierungen trug. Den Professoren, die von dem Kreislauf über die Weideflur zurückgekommen waren, gesellten sich Herren und Damen aus Bozen, die Führer mit ihren Rossen und die Buben, welche Sepp freiwillig das Geleit gegeben hatten; es fehlten nicht der Obmann des Alpenvereins, nicht Genossen des Touristenklubs . . und als die Nebelschatten, welche den Einzug des Herbstes in das Alpenland verschleierten, weder den Ueberblick des Rundgemäldes, noch die Erzeugung eines Schattenrisses von dem Schlernhause gestatteten, da spendeten die Frauen köstliche Labe, die Männer goldigen Wein und die Freunde reihten sich enger um den rohgezimmerten Tisch, in dem belebenden Hauch des Aethers Sinn und Seele über das Getriebe der Wirklichkeit in das Reich des Schönen zu erheben. Schien doch ein Zauberring die fröhliche Gruppe zu umschließen und vor dem Wirbel der Nebelgeister zu bewahren: so licht der Himmel über dieser Bühne, so malerisch die Scenerie, in der die Wirkung der großartigen Naturgewalten unverhüllt zutage trat.

Zwar blieb die Matte, deren blumenreicher Rasen im Sommer als klassischer Boden für den Botaniker gilt, dem Auge verschlossen und die Hochlandsau war des farbigen Schmuckes beraubt; allein sobald der Schnee auf diesen sturmdurchbrausten Höhen schmilzt, sprossen hellgrüne Gräser und würzige Kräuter aus dem Boden, überzieht farbiger Schimmer das fahle Gestein. Dann pflücken Hirtenbuben die goldige Ranunkel, die duftige Braunelle, die Primel, das Vergißmeinnicht, die Anemone und den Alpenmohn zum zierlichen Strauß, oder stecken Edelweiß und Edelraute auf den Hut und tragen der Schlernhexe lichte Blüten als Gruß der Bergfee heim. Zur Zeit der Mahd schallt von der Seiser-, Schlern- und Tierfaralp der Schnitter Jubelruf, der Schnitterinnen Lied, dann und wann die lustige Weise eines Zitherspielers durch die Luft; Pflanzensammler, Wurzelgraber und Vergnügungsreisende ziehen schaarenweise auf die Alm, Leidende erwählen trockenes Heu zu ihrer Lagerstatt und werden nicht minder von dem Reiz des buntdurchwirkten Teppichs angezogen.

Seit Leopold von Buch in seinen Briefen aus Südtirol auf die geologische Bedeutung des Porphyr- und Dolomitgebietes hingewiesen hatte und Fachgelehrte das Gefüge des Schlern zu Studien über die Bildung des Gebirges geeignet fanden, ward dieser majestätische Koloß, auf dessen Scheitel ein gestaltenreiches Rundbild in das Sehfeld tritt, das allgemeine Wanderziel der Laienwelt. Von dem Völser Abhang zur Linken, wo der Schlernbach in grauenvoller Schlucht verschwindet und das Profil der Raibler Schichten in architektonischer Regelmäßigkeit erschlossen ist, wie von dem Rande der Seiser

Klamm zur Rechten, in deren Spalten seltene Farne und die reizenden Glocken der Campanula Morettiana dem kühnen Steiger winken, oder von dem Gipfel des Pez, neben der trigonometrischen Marke, bieten die großartigen Erscheinungen der Bergwelt auch dem Forscher überreichen Stoff.

Zehn Jahre früher hatte Sepp zum ersten Mal über die Matte zu dem Gipfel des Riesen mich geleitet; es war Bartholomäustag und da der Heilige den Glorienschein mehr als die weltliche Pracht der Blumenkränze liebt, so hatte er mit wundervollem Glanze Fels und Firn umwoben, aber nur wenige Farbenmuster in den Rasen gestickt. Noch lugten die blauen Glocken der Gentiana excisa und G. nivalis neben braunen Dolden von Meum mutellinum aus dem Wiesengrunde und mit der Alpenaster, deren goldige Scheibe ein lilafarbner Blätterkranz umsäumt, der Nigritella und dem krausen Köpfchen der Rapunzel, wetteiferten Erigeron alpinus und feingefiederte Pedicularis an Farbenschönheit oder Formenmannigfaltigkeit; hier und da waren Farne und die büscheligen Blätterpolster der Saxifragen dem Pflanzenteppich eingefügt, aber nach Artemisia mutellina durchsuchten wir erfolglos das Geklüft. Vergebens folgten wir einem Hirten zum Absturz der südlichen Halde — es war Achillea atrata, was der Alpensohn als Edelraute pries; — vergebens durchkreuzte Sepp die unteren Gehänge des Schlern nach dem seltenen Kraut, indeß ich das Trümmergewirr des Gipfels erklomm — er hatte nur Scabiosa lucida, Oxitropis montana, die Alpenhomogyne, Silene acaulis und Potentilla nitida gefunden —: allein was wollte diese Enttäuschung gegen das Vergnügen der Umschau von der 2561 Meter hohen Warte bedeuten? Lag nicht die Nähe wie ein reizendes Gemälde vor dem Auge ausgebreitet, die Ferne in bläulichen Duft gehüllt, zu den Füßen die Rebenau, auf den Halden Dorf an Dorf, die Bergkapelle an den Einödhof gereiht und ringsumher der Gletscher silberstrahlende Kette als ernster Hintergrund?

Tausende haben von diesem Thron der Raibler Schichten glattes, röthlich schimmerndes Gefüge, der Roßzähne ausgereiftes Gezack, das Getäfel des Dachsteinkalkes und das mauersteile Massiv der nördlichen Pyramide mit den anmuthvollen Linien der niederen Gebreiten verglichen, Tausende des Firnes wundervollen Glanz im Frühlicht oder in dem Purpurschein der Abendsonne geschaut; aber nur des Malers Hand vermag den Stimmungszauber dieser farbigen Naturansichten festzuhalten. Vergebliches Bemühen, mit der Feder die Schattirungen des Porphyrs oder Kalkgesteins, den Nebelflor des Ortlers und die goldgesäumten Wolken über der Königsspitz in treuen Zügen zu erfassen; vergebliches Beginnen, ein klares Spiegelbild der Marmolatta, des Saßlung und der nicht minder scharf begrenzten Geislerspitzen zu entwerfen!

Mit ungestilltem Vergnügen verfolgte das Auge die Tauernkette, aus der die Silberkronen des Furtschlägelferners und der Löffelspitz in blendendem Scheine leuchteten, bis zu dem fernen Glockner, dessen Haupt ein blasser Wolkenflor umzog; dann nahten Alpenfahrer mit Büschen von Edelraute, die sie in den Schrofen der Roßzähne gefunden und lenkten die Schauluft auf ihren bedeutungsvollen Fund.

Nie war das Kräutlein mit den gelben Blütenkörbchen und dem seidengrauen, fiederspaltigen Blattwerk mir so reizend erschienen, als auf dem lichtumflossenen Scheitel des Schlern: klingt doch der Name des Gewächses, das verwegene Bursche aus dem Hochgebirge holen, der Geliebten ihres Herzens Sehnen kundzugeben, verheißungsvoll, wie eine Melodie, in des Tirolers Ohr.

Vom Pflanzenlesen ermüdet, hatte Sepp des Kameraden vergessen, der von dem Rande der Klamm noch einmal die Schauer der Tiefe ergründete, bevor er zögernd sich dem Reich der Alpenfee entwand. Am Scheidewege war der Abschiedsgruß des Mägdeleins verklungen, das ihm ein Bildchen von dem Leben und Weben auf der Alm gemalt . . und die Erinnerung an jenen Sonnentag und an den Heimritt in der Abenddämmerung zog wie ein berückendes Traumbild durch die Phantasie. Kaum minder eigenartig blieb das lebensvolle Schauspiel, dem jetzt die wogenden, bald aufgerollten, bald zusammenrinnenden Nebelschleier eine Bühne schufen, wie sie in dieser erhabenen Größe keines Menschen Hand aufzurichten vermag. Die Pause diente zur Besichtigung der neuerbauten, aus Dolomit gefügten Hütte, deren Mauerwerk und innere Ausgestaltung wohl alle Schöpfungen der Alpenvereine übertreffen wird. Durch vergitterte Fenster dem Licht geöffnet, bietet das zweistöckige, mit Schindeln gedeckte Schlernhaus den Reisenden ein schirmendes Heim, das in der Küche und Vorrathskammer, dem Schlafgemach für Damen, dem Ruhe- und Gesellschaftszimmer für Herren, den Giebelstübchen für Gelehrte und der gemeinsamen Lagerstätte den verschiedenartigsten Ansprüchen der Gäste Befriedigung verheißt. Mehr als jene ruhelosen Touristen, denen Berg- und Thalfahrt nur als Probe für die Leistungsfähigkeit der Füße dient und als die Schwärmer für den Sonnenaufgang im Gebirge, werden die Herolde der Wissenschaft den Werth dieses Asyls zu schätzen wissen, das auf dem Kamm des Hochgebirges erneute Untersuchungen über die Räthsel der Urgeschichte, die Wandlungen des Schöpfungsprozesses und die Gesetze der Natur erleichtern wird. Die Opferwilligkeit der Bozner Mitglieder für die Vollendung dieses wichtigen Werkes bezeugt den großherzigen Zug der Alpenvereine zur Vertiefung in die Geheimnisse der Erde, zur Kenntniß von dem Sein und Werden der Alpenwelt.

Ein Hauch ernster Weihe durchdrang des Obmanns Worte, die den Ausbau und das Inventar der Räume erläuterten; stimmungsvoller kehrte die Gesellschaft an die Tafel, in die Osteria zurück, wo die flammende Lohe dem fröstelnden Pilger das Gefühl behaglicher Wärme gab. Kühler wehte schon des Bergesriesen Athem über die Arena, ungeduldiger tummelten die Rosse sich auf dem Hochplateau und erschreckten die kühnen Reiterinnen, daß sie furchtsam an die Seite der Männer sich schmiegten; als dann das homerische Mahl — mit goldigem Wein und sinniger Rede berauschendem Fluß — begann, da schied ich von der heitern Tafelrunde und stieg — nicht ohne Irrung auf dem Doppelsteige durch das Felsgeklipp — in wenigen Stunden den Waldpfad nach Ratzes und die Straße nach Seis hinab, nicht ohne in der wunden Brust den Segen der balsamischen Bergluft zu empfinden.

Gotthilf Dahlke.

Das Duell.

Eine kulturhiſtoriſche Skizze.

Die Heimat des Zweikampfes, wie es ſich unter der lateiniſchen Bezeichnung „Duell“ bis in die moderne Zeit hinein erhalten hat, iſt der Norden Germaniens. Die ſtrenge und doch wieder ſo weiche Eigenthümlichkeit des deutſchen Charakters, vor allem das Streben, die Ehre als das höchſte Gut des Mannes aufzufaſſen — ſie haben das Duell in das Daſein gerufen. Uralte Spuren davon laſſen ſich mit hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit nachweiſen. Schon zu Beginn unſerer Zeitrechnung ſuchte der nordiſche König Botho das Weſen des Duells geſetzlich zu ordnen. Die Normen, welche uns überkommen ſind, erſcheinen jedoch überaus ſtreng. Danach mußten die beiden Duellanten ſo lange auf einer einſamen Inſel, abgeſondert von aller übrigen Menſchheit, verweilen, bis einer von beiden oder gar alle zwei im Kampfe gefallen waren. Von den nordiſchen Inſelreichen aus ſcheint der Zweikampf in ſeiner geſetzlich beſtimmten Form auf die deutſchen Stämme Mitteleuropas übergegangen zu ſein. König Gundobald von Burgund befahl, daß das Duell in Anwendung kommen ſolle, um Zwiſtigkeiten unter ſeinen Mannen auszutragen. Von den Burgunden, die durch ihre Bildung und ihren Muth unter den germaniſchen Stämmen des Mittelalters eine ſehr hervorragende Stellung einnahmen, ging dieſe neue Auffaſſung des Duells auf alle benachbarten Staaten über. Der Wandertrieb der Deutſchen, welcher das ganze Mittelalter ſo charakteriſtiſch beherrſcht, ermöglichte die ſchnellſte Verbreitung dieſer Inſtitution. Die Longobarden brachten ſie nach Italien, die Gothen und Vandalen nach Spanien und Nordafrika, die Normannen nach England und die Franken nach Gallien. Beſonders zugänglich erwieſen ſich die romaniſchen Völker. Es bietet ſich nunmehr das kulturhiſtoriſch überaus intereſſante Schauſpiel, daß gerade bei ihnen das Duell den feſteſten Boden fand. Frankreich zumal blieb der Herd für daſſelbe, und als man ſpäter in Deutſchland unter dem mächtigen Eindruck der Bildung und Geſittung, wie ſie nach dem Dunkel des Mittelalters

unser Vaterland plötzlich erhellten, den Zweikampf immer mehr aufgab, war Frankreich der Ort, von wo aus diese Institution mit so vielen, oft irrigen Anschauungen und Sitten des modernen Lebens wiederum zu uns zurückgekehrt ist.

Man weiß, eine wie abnorme Stellung das Duell heutzutage einnimmt, und sie wird stets und stets von neuem erörtert, ohne daß es gelingt, zu einem endgiltigen Urtheil darüber zu gelangen. Von den einen wie ein Krebsschaden, welcher an der menschlichen Gesellschaft frißt, gehaßt und geschmäht, wird das Duell von anderen wiederum als eine echt ritterliche That gepriesen, als die sicherste Weise, seine verlorene Ehre wiederherzustellen, als ein Akt der Selbsthilfe, zu welchem der Mann schreiten müsse, wenn ihm jede sonstige Genugthuung versagt wird. Dieser Zwiespalt in der Anschauung konnte selbst durch die Gesetzgebung nicht völlig ausgeglichen werden. Die Justiz einer jeden Kulturnation, voran die deutsche, ladet die Duellanten sowohl als auch ihre Zeugen vor das Strafgericht. Aber die Urtheile, welche gefällt wurden, sind so widersprechend, daß ein allgemeines Ergebniß nicht gut festgestellt werden kann. Selbst in Fällen, wo einer der Duellanten den Tod fand, ließ man die größtmöglichen Milderungsgründe gelten und die Gnade des Landesherrn hat alsdann nicht selten die Strafe verkürzt oder gänzlich erlassen. All das beweist eben, daß das Duell gesellschaftlich nach einem andern Maßstabe abgeurtheilt werden muß, als das Gesetz ihn in seinen Paragraphen aufstellt. Zuweilen ist dieser Widerspruch auf der Hand nnd allgemein bekannt. Der Offizier, welcher eine Beleidigung hinuimmt, ohne dafür eine Genugthuung von seinem Gegner zu fordern, geht seiner Stellung in der Armee verlustig. Aehnlich peinlich sind die Vorschriften für die Studirenden der Universität. Als im Jahre 1815 in Jena die erste deutsche Burschenschaft in das Leben gerufen wurde, behielt man in der Gründungsurkunde ausdrücklich das Duell bei. Aber es sollte nicht Gelegenheit zu Raufereien bieten, sondern das letzte Mittel sein, um die angegriffene Ehre wieder rein zu waschen. Eine ähnliche Anschauung bezüglich der Beibehaltung der Duelle hat auch der preußische Kultusminister von Goßler erst in jüngster Zeit bekundet. Interpellirt in einer Sitzung des Reichstages, erklärte er den studentischen Zweikampf für eine ritterliche Sitte, welche man schon der Stählung und Uebung des Körpers wegen nicht unterdrücken solle. Auch hervorragende Staatsmänner, welche doch an den neuen Justizgesetzen des jungen Reiches einen entschiedenen Antheil hatten, griffen nicht selten zu den Waffen, um einen persönlichen Zwiespalt auf diese Weise zum Austrag zu bringen. Als ein Beispiel für alle sei nur daran erinnert, daß kein geringerer als Fürst Bismarck eben das gethan. Als er sich in der sogenannten Konfliktzeit einst durch eine Bemerkung, welche Rudolf Virchow, der große Parlamentarier und Gelehrte im Reichstage wider ihn fallen ließ, beleidigt fühlte, schickte er ihm ohne Bedenken seine Herausforderung.

Man sieht sich demnach vor dem merkwürdigsten Problem, welches sich im Kulturleben der Völker findet. Die Gesellschaft befiehlt etwas, was die Gesetze streng ahnden. Sie erblickt in Handlungen, welche die Justiz als Verbrechen brandmarkt, die lobenswerthen Symptome

des Muthes und der Ritterlichkeit. Dieser Widerspruch in der Beurtheilung des Zweikampfes ist beinahe so uralt, wie dieser selbst. Die Geschichte bietet dafür Beispiele in Menge. Als die germanischen Völker das Christenthum annahmen, schien der Zweikampf, wie er damals allgemein unter den Edelingen üblich war, mit dem neuen Glauben absolut nicht in Einklang zu bringen zu sein; aber sie wollten nun einmal nicht von der hergebrachten Sitte lassen; nur unter der Bedingung, daß sie dieselbe auch in den neuen Glauben mit herübernehmen dürften, schlossen sie sich demselben an. Das war ein schwerer Stand für die Apostel der germanischen Stämme. Mit den Satzungen des Christenthums, wie sie es lehrten, ließ sich der Zweikampf ganz gewiß nicht vereinbaren. Vielleicht war damals die wirklich günstigste Gelegenheit geboten, das Duell gänzlich aus der Welt zu schaffen. Aber der Widerstand, welchen die germanischen Edelinge zeigten, machte die frommen Männer gefügig. Sie sagten sich jedenfalls, daß es besser sei, eine ursprünglich heidnische Sitte in das Christenthum herüber zu nehmen, als die Bekehrung ganzer Stämme auf das Spiel zu setzen. Die alte Klugheit Roms bewährte sich auch dieses Mal. Ueberdies fand man eine Auffassung heraus, unter welcher der Zweikampf sich allenfalls auch für die neue Lehre schickte. Man nannte ihn „Gottesurtheil" und verlieh somit dieser uralten germanischen Rechtsform eine Art von religiösem Charakter. Mit diesem behaftet, schleppte sich nun das Duell durch das ganze Mittelalter. Die Kirche begriff allerdings schnell genug den Irrthum, zu welchem sie sich herbeigelassen. Sie bot ihr ganzes Ansehen auf, um das Duell nunmehr zu unterdrücken. Allein diese Verbote fruchteten ebensowenig wie diejenigen der weltlichen Herrscher. In Frankreich haben Franz I. und Ludwig XIII. die strengsten Maßregeln gegen die Duellanten ergriffen; in Oesterreich folgte Josef II. diesem Beispiel, ohne daß diese gewiß mächtigen Potentaten mehr erreichten, als daß der Zweikampf im geheimen die Pflege und Verbreitung fand, welche ihnen in der Oeffentlichkeit verwehrt wurden.

Die Geschichte ist angefüllt mit blutigen Kapiteln über die Opfer, welche die Duellwuth gefordert hat. Unter den Studenten in Jena wurden im Sommer 1815 während einer einzigen Woche nicht weniger als 147 Duelle ausgefochten. Ueberhaupt stand diese sonst so berühmte deutsche Hochschule in dem Verruf, ein Brennpunkt der Duellwuth zu sein. Ein Volkssprichwort kennzeichnet diese Richtung charakteristisch genug mit den Worten:

„Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Hat von großem Glück zu sagen."

Selbst Frauen wurden von dieser Duellwuth erfaßt. Eine Episode, welche das beweist, ist interessant genug, um an dieser Stelle mitgetheilt zu werden. Im Jahre 1617 kam ein junger, bildhübscher Mann in den Palast des Bischofs von Mexiko und bat um ein Asyl. Er gab an, Fähnrich im spanischen Heere zu sein, wo er, in Ehrenhändel verwickelt, seinen Gegner im Zweikampf getödtet hätte. Aus Furcht vor den überaus strengen Duellgesetzen, wie sie damals in Spanien erlassen worden, habe er sich geflüchtet. Das Benehmen des jungen

wiederhallt. Geologen, Stein- und Pflanzensammler treffen Jahr für Jahr in diesem abgeschiedenen Bade zusammen, um die Flora der Seiser Alp, den Aufbau und die Schichtenfolge des Gebirges zu untersuchen oder nach seltenen Kristallen und Versteinerungen zu spähen; Kranke werden von der Eisen- oder Schwefelquelle, Alpenfahrer von der Pracht des Hochgebirges angezogen, dessen Felsgetäfel der idyllischen Klause zum majestätischen Hintergrunde dient, indeß Poeten durch den Walddom zu der Burg des letzten Minnesängers dringen, deren verfallenes Gemäuer durch unvergleichliche Lage und den Zauber der historischen Erinnerungen an die Herrlichkeit des Mittelalters mahnt.

Auf losem Kalksteinwürfel, den Naturgewalten in die Tiefe getragen, heben die fahlen Zinnen von Hauenstein sich über immergrüne Wipfel, in denen dann und wann des Spechtes Gehämmer den Sang einer Drossel begleitet. Klimmt man die Stufen durch den Trümmerschutt der Halde hinan, so findet man die Oberfläche des innern Hofes, auf dem einst Margaretha von Schwangau ihre Rosen zog, von zerbröckelndem Gestein, von Gras und Nadelbäumen bedeckt. Balkenköpfe ragen aus den Mauerfugen, die malerische Föhre von der Vorderseite ist verschwunden, die Fichte auf der Kante verdorrt und durch die Lärchenwipfel dringt des Windes Rauschen, tönt des Falken Schrei, aber keine Harfe kündet mehr die Abenteuer des fahrenden Helden, der hier,

„auf einem runden kofel smal,
von dickem wald umbfangen",

in der Poesie des Minneliedes für die Prosa der beengten Häuslichkeit Versöhnung fand, nachdem das Morgen- und Abendland der ungestillten Wanderlust kaum Raum genug geboten hatten.

Ueber den grünen Schleier, der ringsum den Sockel des Schlosses verhüllt, steigt im Osten ein Bogen von der Seiser Alp, im Süden der Pfeiler des Schlern empor und hinter den nördlichen Hügelgeländen glänzt ein Streif der Gletscherwelt; allein die beschränkte Fernsicht mindert nicht den Hauch der Schwermuth, die an trüben Tagen wie im Sonnenschein über Oswalds Felsenhorst gebreitet liegt. Nach flüchtiger Umschau von dem offenen Mauerrande hielt der schattige Winkel neben der Pforte noch eine halbe Stunde mich fest, indeß die Phantasie des Wanderhelden Spuren bis an den Hof der Königin von Arragonien verfolgte, die des Sängers Liederkunst mit Minnelohn vergütete. War es ein Zeichen königlicher Huld, war es ein Liebespfand, das der Ritter von seinen Zügen heimgetragen, was silberglänzend aus dem Kalkgeröll mein Auge traf? Ein Medaillon mit blaßgrün, blau und rosa umwundenem Haar lag auf dem Boden, wie ein Gruß des Minnesängers an den Fremdling im verödeten Heim.

Fast in derselben Richtung führt der Pfad noch weiter durch das stille Revier, an dessen Saum ein zweites Denkmal ferner Zeit dem Untergange preisgegeben bleibt. Was von dem halbverschütteten, von Föhren und Fichten umstrickten Gemäuer aufrecht steht, das reicht kaum hin, den Grundriß der Feste Salegg zu entwirren und der Blick auf die Schlucht des Seiser Baches mit dem Virgilikirchlein in der Tiefe, auf die Oetzthalferner und des Schlernklamm Felsenriß, lenkt das Gedankenspiel von den Symbolen irdischer Vergänglichkeit auf die

Scenerie eines Landschaftsbildes, vor dessen Formenpracht die Schattengestalten der Chronik erbleichen.

Noch einmal sah ich dann die stummen Heiligen an der Mauer von St. Valentin im Abendsonnenscheine sich beleben, die Mauerkrone des Schlern von Purpurglut umflammt und blaue Schatten, gleich dem Duft der Alpenpoesie, auf Wald und Matte sich legen, nachdem die Strahlenscheibe hinter dem Getäfel eines Gletschers hinabgesunken war: des Sommers letzter, von goldig heiterem Lichte verklärter Tag erfüllte mit Befriedigung und Sehnsucht das Gemüth. „Noch einmal auf den Schlern!“ klang eine Stimme zauberhaft dem Ohr . . und als der Sepp zum Ritt auf die Alm mir wieder das Roß und den Bergstock bot, während Wanderhelden aus Gries und Bozen zum Aufstieg rüsteten, da wuchs im Hinblick auf das wolkenlose Himmelsblau der Muth und die flatternden Morgennebel dämpften nicht des Pilgers Zuversicht.

Dem Obmann des Touristenklubs und seinem Kameraden folgten die übrigen Alpenfahrer auf dem neugebahnten Steige, der von Ratzes an der Halde zu den Platten führt und oberhalb des Waldes mit dem Pfade von der Alm zusammenrinnt; mich trug der Braune auf dem alten Wege über elastischen Rasen zur Schwaige und eine Strecke weit die Gehänge des Bergkolosses hinan, den vor uns schon die Pionniere in raschem Gange erklommen. Gemessener durchschritt ich in Kehren und Windungen das Zwerggestrüpp, dessen immergrünes Gewebe einst in dichterem Schluß die Flanke des Riesen umgürtete und das mit wenigen Lärchen und wipfeldürren, zum Theil entrindeten Fichten, welche jetzt auf wundersam gekrümmtem oder armleuchterartig getheiltem Stamm ihr knorriges, von spärlichem Nadelgrün umwobenes Gezweige in krausen Linien verstricken, wirkungsvolle Schattenrisse von der Natur des Hochgebirges auf den Felsen malt.

Der Nebel phantastisches Spiel bot für die Verkümmerung der Fernsicht Ersatz. Wenn hier und da die grauen Schleier den Nadelfilz verhüllten und von dem Rücken des Berges silberfarbene Segel über die Matte flogen, wenn flockiger Dunst in wildem Reigen, wie von innerer Kraft getrieben, durcheinander brauste oder geisterhaft zerstob, um dann aus Fugen und Spalten des Dolomitgesteins den Zauberspuk von neuem zu beginnen, dann mochte man die Märchengestalten der Elfen, Nixen und Wetterhexen leibhaftig zu erschauen wähnen. Doch blieb das Erdenkind auch in der obern Region an die Scholle geheftet und mußte die Mühsal der Bergfahrt in vollem Maße empfinden: häufiger stockte der Fuß, sehnsuchtsvoller hob das Auge sich zum Aufblick nach dem Gipfel, der immer höher aufzusteigen schien; erst auf der Hochterrasse schwand die Müdigkeit, als aus den Nebelstreifen der Grat des Rosengarten mit bleichen, ausgewitterten Zinnen wie ein Ueberrest des Riesenschlosses erschien, in dessen Tiefen Laurin den Rosenflor der Zwerge bewachte. War es der Zauber des Lichtes, war es die Poesie der Heldensage, was dem starren Dolomit so lebensvolle Züge lieh? Doch schon nach wenigen Minuten verschwanden der First des Hochgebirges und das Cyprianskirchlein der Mulde in dem Chaos, das den Herd der Wolkenbildung bezeichnete, eine Tarnkappe legte sich auf den Scheitel des Schlern und von dem Panorama

der Alpenwelt blieb nur ein kleiner Kreis auf dem Rücken des Berges für die Umschau frei. In diesem engen Rahmen entrollte sich aber ein figurenreiches, dramatisch belebtes Bild.

Vor der Osteria an der Felswand hockten wälsche Arbeitsleute bei ihrem einfachen Mittagsmahl und wurden von einer dunkelhaarigen Maid mit Wein und Acquavita bedient; in der Hütte loderte das Feuer unter dem Polentakessel, auf dem Plane lagen Möbel und Hausgeräthe neben dem Wandgetäfel eines stattlichen, von Quadern gefügten Gebäudes, dessen Giebel grünes Laubgewinde mit Band- und Blumenverzierungen trug. Den Professoren, die von dem Kreislauf über die Weideflur zurückgekommen waren, gesellten sich Herren und Damen aus Bozen, die Führer mit ihren Rossen und die Buben, welche Sepp freiwillig das Geleit gegeben hatten; es fehlten nicht der Obmann des Alpenvereins, nicht Genossen des Touristenklubs . . und als die Nebelschatten, welche den Einzug des Herbstes in das Alpenland verschleierten, weder den Ueberblick des Rundgemäldes, noch die Erzeugung eines Schattenrisses von dem Schlernhause gestatteten, da spendeten die Frauen köstliche Labe, die Männer goldigen Wein und die Freunde reihten sich enger um den rohgezimmerten Tisch, in dem belebenden Hauch des Aethers Sinn und Seele über das Getriebe der Wirklichkeit in das Reich des Schönen zu erheben. Schien doch ein Zauberring die fröhliche Gruppe zu umschließen und vor dem Wirbel der Nebelgeister zu bewahren: so licht der Himmel über dieser Bühne, so malerisch die Scenerie, in der die Wirkung der großartigen Naturgewalten unverhüllt zutage trat.

Zwar blieb die Matte, deren blumenreicher Rasen im Sommer als klassischer Boden für den Botaniker gilt, dem Auge verschlossen und die Hochlandsau war des farbigen Schmuckes beraubt; allein sobald der Schnee auf diesen sturmdurchbrausten Höhen schmilzt, sprossen hellgrüne Gräser und würzige Kräuter aus dem Boden, überzieht farbiger Schimmer das fahle Gestein. Dann pflücken Hirtenbuben die goldige Ranunkel, die duftige Braunelle, die Primel, das Vergißmeinnicht, die Anemone und den Alpenmohn zum zierlichen Strauß, oder stecken Edelweiß und Edelraute auf den Hut und tragen der Schlernhexe lichte Blüten als Gruß der Bergfee heim. Zur Zeit der Mahd schallt von der Seiser-, Schlern- und Tierfaralp der Schnitter Jubelruf, der Schnitterinnen Lied, dann und wann die lustige Weise eines Zitherspielers durch die Luft; Pflanzensammler, Wurzelgraber und Vergnügungsreisende ziehen schaarenweise auf die Alm, Leidende erwählen trockenes Heu zu ihrer Lagerstatt und werden nicht minder von dem Reiz des buntdurchwirkten Teppichs angezogen.

Seit Leopold von Buch in seinen Briefen aus Südtirol auf die geologische Bedeutung des Porphyr- und Dolomitgebietes hingewiesen hatte und Fachgelehrte das Gefüge des Schlern zu Studien über die Bildung des Gebirges geeignet fanden, ward dieser majestätische Koloß, auf dessen Scheitel ein gestaltenreiches Rundbild in das Sehfeld tritt, das allgemeine Wanderziel der Laienwelt. Von dem Völser Abhang zur Linken, wo der Schlernbach in grauenvoller Schlucht verschwindet und das Profil der Raibler Schichten in architektonischer Regelmäßigkeit erschlossen ist, wie von dem Rande der Seiser

Klamm zur Rechten, in deren Spalten seltene Farne und die reizenden Glocken der Campanula Morettiana dem kühnen Steiger winken, oder von dem Gipfel des Pez, neben der trigonometrischen Marke, bieten die großartigen Erscheinungen der Bergwelt auch dem Forscher überreichen Stoff.

Zehn Jahre früher hatte Sepp zum ersten Mal über die Matte zu dem Gipfel des Riesen mich geleitet; es war Bartholomäustag und da der Heilige den Glorienschein mehr als die weltliche Pracht der Blumenkränze liebt, so hatte er mit wundervollem Glanze Fels und Firn umwoben, aber nur wenige Farbenmuster in den Rasen gestickt. Noch lugten die blauen Glocken der Gentiana excisa und G. nivalis neben braunen Dolden von Meum mutellinum aus dem Wiesengrunde und mit der Alpenaster, deren goldige Scheibe ein lilafarbner Blätterkranz umsäumt, der Nigritella und dem krausen Köpfchen der Rapunzel, wetteiferten Erigeron alpinus und feingefiederte Pedicularis an Farbenschönheit oder Formenmannigfaltigkeit; hier und da waren Farne und die büscheligen Blätterpolster der Saxifragen dem Pflanzenteppich eingefügt, aber nach Artemisia mutellina durchsuchten wir erfolglos das Geklüft. Vergebens folgten wir einem Hirten zum Absturz der südlichen Halde — es war Achillea atrata, was der Alpensohn als Edelraute pries; — vergebens durchkreuzte Sepp die unteren Gehänge des Schlern nach dem seltenen Kraut, indeß ich das Trümmergewirr des Gipfels erklomm — er hatte nur Scabiosa lucida, Oxitropis montana, die Alpenhomogyne, Silene acaulis und Potentilla nitida gefunden —: allein was wollte diese Enttäuschung gegen das Vergnügen der Umschau von der 2561 Meter hohen Warte bedeuten? Lag nicht die Nähe wie ein reizendes Gemälde vor dem Auge ausgebreitet, die Ferne in bläulichen Duft gehüllt, zu den Füßen die Rebenau, auf den Halden Dorf an Dorf, die Bergkapelle an den Einödhof gereiht und ringsumher der Gletscher silberstrahlende Kette als ernster Hintergrund?

Tausende haben von diesem Thron der Raibler Schichten glattes, röthlich schimmerndes Gefüge, der Roßzähne ausgereiftes Gezack, das Getäfel des Dachsteinkalkes und das mauersteile Massiv der nördlichen Pyramide mit den anmuthvollen Linien der niederen Gebreiten verglichen; Tausende des Firnes wundervollen Glanz im Frühlicht oder in dem Purpurschein der Abendsonne geschaut; aber nur des Malers Hand vermag den Stimmungszauber dieser farbigen Naturansichten festzuhalten. Vergebliches Bemühen, mit der Feder die Schattirungen des Porphyrs oder Kalkgesteins, den Nebelflor des Ortlers und die goldgesäumten Wolken über der Königsspitz in treuen Zügen zu erfassen; vergebliches Beginnen, ein klares Spiegelbild der Marmolatta, des Saßlung und der nicht minder scharf begrenzten Geislerspitzen zu entwerfen!

Mit ungestilltem Vergnügen verfolgte das Auge die Tauernkette, aus der die Silberkronen des Furtschlägelferners und der Löffelspitz in blendendem Scheine leuchteten, bis zu dem fernen Glockner, dessen Haupt ein blasser Wolkenflor umzog; dann nahten Alpenfahrer mit Büschen von Edelraute, die sie in den Schrofen der Roßzähne gefunden und lenkten die Schauluft auf ihren bedeutungsvollen Fund.

Nie war das Kräutlein mit den gelben Blütenkörbchen und dem seidengrauen, fiederspaltigen Blattwerk mir so reizend erschienen, als auf dem lichtumflossenen Scheitel des Schlern: klingt doch der Name des Gewächses, das verwegene Bursche aus dem Hochgebirge holen, der Geliebten ihres Herzens Sehnen kundzugeben, verheißungsvoll, wie eine Melodie, in des Tirolers Ohr.

Vom Pflanzenlesen ermüdet, hatte Sepp des Kameraden vergessen, der von dem Rande der Klamm noch einmal die Schauer der Tiefe ergründete, bevor er zögernd sich dem Reich der Alpenfee entwand. Am Scheidewege war der Abschiedsgruß des Mägdeleins verklungen, das ihm ein Bildchen von dem Leben und Weben auf der Alm gemalt . . und die Erinnerung an jenen Sonnentag und an den Heimritt in der Abenddämmerung zog wie ein berückendes Traumbild durch die Phantasie. Kaum minder eigenartig blieb das lebensvolle Schauspiel, dem jetzt die wogenden, bald aufgerollten, bald zusammenrinnenden Nebelschleier eine Bühne schufen, wie sie in dieser erhabenen Größe keines Menschen Hand aufzurichten vermag. Die Pause diente zur Besichtigung der neuerbauten, aus Dolomit gefügten Hütte, deren Mauerwerk und innere Ausgestaltung wohl alle Schöpfungen der Alpenvereine übertreffen wird. Durch vergitterte Fenster dem Licht geöffnet, bietet das zweistöckige, mit Schindeln gedeckte Schlernhaus den Reisenden ein schirmendes Heim, das in der Küche und Vorrathskammer, dem Schlafgemach für Damen, dem Ruhe- und Gesellschaftszimmer für Herren, den Giebelstübchen für Gelehrte und der gemeinsamen Lagerstätte den verschiedenartigsten Ansprüchen der Gäste Befriedigung verheißt. Mehr als jene ruhelosen Touristen, denen Berg- und Thalfahrt nur als Probe für die Leistungsfähigkeit der Füße dient und als die Schwärmer für den Sonnenaufgang im Gebirge, werden die Herolde der Wissenschaft den Werth dieses Asyls zu schätzen wissen, das auf dem Kamm des Hochgebirges erneute Untersuchungen über die Räthsel der Urgeschichte, die Wandlungen des Schöpfungsprozesses und die Gesetze der Natur erleichtern wird. Die Opferwilligkeit der Bozner Mitglieder für die Vollendung dieses wichtigen Werkes bezeugt den großherzigen Zug der Alpenvereine zur Vertiefung in die Geheimnisse der Erde, zur Kenntniß von dem Sein und Werden der Alpenwelt.

Ein Hauch ernster Weihe durchdrang des Obmanns Worte, die den Ausbau und das Inventar der Räume erläuterten; stimmungsvoller kehrte die Gesellschaft an die Tafel, in die Osteria zurück, wo die flammende Lohe dem fröstelnden Pilger das Gefühl behaglicher Wärme gab. Kühler wehte schon des Bergesriesen Athem über die Arena, ungeduldiger tummelten die Rosse sich auf dem Hochplateau und erschreckten die kühnen Reiterinnen, daß sie furchtsam an die Seite der Männer sich schmiegten; als dann das homerische Mahl — mit goldigem Wein und sinniger Rede berauschendem Fluß — begann, da schied ich von der heitern Tafelrunde und stieg — nicht ohne Irrung auf dem Doppelsteige durch das Felsgeklipp — in wenigen Stunden den Waldpfad nach Ratzes und die Straße nach Seis hinab, nicht ohne in der wunden Brust den Segen der balsamischen Bergluft zu empfinden.

Gotthilf Dahlke.

Das Duell.

Eine kulturhistorische Skizze.

Die Heimat des Zweikampfes, wie es sich unter der lateinischen Bezeichnung „Duell“ bis in die moderne Zeit hinein erhalten hat, ist der Norden Germaniens. Die strenge und doch wieder so weiche Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters, vor allem das Streben, die Ehre als das höchste Gut des Mannes aufzufassen — sie haben das Duell in das Dasein gerufen. Uralte Spuren davon lassen sich mit historischer Glaubwürdigkeit nachweisen. Schon zu Beginn unserer Zeitrechnung suchte der nordische König Botho das Wesen des Duells gesetzlich zu ordnen. Die Normen, welche uns überkommen sind, erscheinen jedoch überaus streng. Danach mußten die beiden Duellanten so lange auf einer einsamen Insel, abgesondert von aller übrigen Menschheit, verweilen, bis einer von beiden oder gar alle zwei im Kampfe gefallen waren. Von den nordischen Inselreichen aus scheint der Zweikampf in seiner gesetzlich bestimmten Form auf die deutschen Stämme Mitteleuropas übergegangen zu sein. König Gundobald von Burgund befahl, daß das Duell in Anwendung kommen solle, um Zwistigkeiten unter seinen Mannen auszutragen. Von den Burgunden, die durch ihre Bildung und ihren Muth unter den germanischen Stämmen des Mittelalters eine sehr hervorragende Stellung einnahmen, ging diese neue Auffassung des Duells auf alle benachbarten Staaten über. Der Wandertrieb der Deutschen, welcher das ganze Mittelalter so charakteristisch beherrscht, ermöglichte die schnellste Verbreitung dieser Institution. Die Longobarden brachten sie nach Italien, die Gothen und Vandalen nach Spanien und Nordafrika, die Normannen nach England und die Franken nach Gallien. Besonders zugänglich erwiesen sich die romanischen Völker. Es bietet sich nunmehr das kulturhistorisch überaus interessante Schauspiel, daß gerade bei ihnen das Duell den festesten Boden fand. Frankreich zumal blieb der Herd für dasselbe, und als man später in Deutschland unter dem mächtigen Eindruck der Bildung und Gesittung, wie sie nach dem Dunkel des Mittelalters

unser Vaterland plötzlich erhellten, den Zweikampf immer mehr aufgab, war Frankreich der Ort, von wo aus diese Institution mit so vielen, oft irrigen Anschauungen und Sitten des modernen Lebens wiederum zu uns zurückgekehrt ist.

Man weiß, eine wie abnorme Stellung das Duell heutzutage einnimmt, und sie wird stets und stets von neuem erörtert, ohne daß es gelingt, zu einem endgiltigen Urtheil darüber zu gelangen. Von den einen wie ein Krebsschaden, welcher an der menschlichen Gesellschaft frißt, gehaßt und geschmäht, wird das Duell von anderen wiederum als eine echt ritterliche That gepriesen, als die sicherste Weise, seine verlorene Ehre wiederherzustellen, als ein Akt der Selbsthilfe, zu welchem der Mann schreiten müsse, wenn ihm jede sonstige Genugthuung versagt wird. Dieser Zwiespalt in der Anschauung konnte selbst durch die Gesetzgebung nicht völlig ausgeglichen werden. Die Justiz einer jeden Kulturnation, voran die deutsche, ladet die Duellanten sowohl als auch ihre Zeugen vor das Strafgericht. Aber die Urtheile, welche gefällt wurden, sind so widersprechend, daß ein allgemeines Ergebniß nicht gut festgestellt werden kann. Selbst in Fällen, wo einer der Duellanten den Tod fand, ließ man die größtmöglichen Milderungsgründe gelten und die Gnade des Landesherrn hat alsdann nicht selten die Strafe verkürzt oder gänzlich erlassen. All das beweist eben, daß das Duell gesellschaftlich nach einem andern Maßstabe abgeurtheilt werden muß, als das Gesetz ihn in seinen Paragraphen aufstellt. Zuweilen ist dieser Widerspruch auf der Hand nnd allgemein bekannt. Der Offizier, welcher eine Beleidigung hinuimmt, ohne dafür eine Genugthuung von seinem Gegner zu fordern, geht seiner Stellung in der Armee verlustig. Aehnlich peinlich sind die Vorschriften für die Studirenden der Universität. Als im Jahre 1815 in Jena die erste deutsche Burschenschaft in das Leben gerufen wurde, behielt man in der Gründungsurkunde ausdrücklich das Duell bei. Aber es sollte nicht Gelegenheit zu Raufereien bieten, sondern das letzte Mittel sein, um die angegriffene Ehre wieder rein zu waschen. Eine ähnliche Anschauung bezüglich der Beibehaltung der Duelle hat auch der preußische Kultusminister von Goßler erst in jüngster Zeit bekundet. Interpellirt in einer Sitzung des Reichstages, erklärte er den studentischen Zweikampf für eine ritterliche Sitte, welche man schon der Stählung und Uebung des Körpers wegen nicht unterdrücken solle. Auch hervorragende Staatsmänner, welche doch an den neuen Justizgesetzen des jungen Reiches einen entschiedenen Antheil hatten, griffen nicht selten zu den Waffen, um einen persönlichen Zwiespalt auf diese Weise zum Austrag zu bringen. Als ein Beispiel für alle sei nur daran erinnert, daß kein geringerer als Fürst Bismarck eben das gethan. Als er sich in der sogenannten Konfliktzeit einst durch eine Bemerkung, welche Rudolf Virchow, der große Parlamentarier und Gelehrte im Reichstage wider ihn fallen ließ, beleidigt fühlte, schickte er ihm ohne Bedenken seine Herausforderung.

Man sieht sich demnach vor dem merkwürdigsten Problem, welches sich im Kulturleben der Völker findet. Die Gesellschaft befiehlt etwas, was die Gesetze streng ahnden. Sie erblickt in Handlungen, welche die Justiz als Verbrechen brandmarkt, die lobenswerthen Symptome

des Muthes und der Ritterlichkeit. Dieser Widerspruch in der Beurtheilung des Zweikampfes ist beinahe so uralt, wie dieser selbst. Die Geschichte bietet dafür Beispiele in Menge. Als die germanischen Völker das Christenthum annahmen, schien der Zweikampf, wie er damals allgemein unter den Edelingen üblich war, mit dem neuen Glauben absolut nicht in Einklang zu bringen zu sein; aber sie wollten nun einmal nicht von der hergebrachten Sitte lassen; nur unter der Bedingung, daß sie dieselbe auch in den neuen Glauben mit herübernehmen dürften, schlossen sie sich demselben an. Das war ein schwerer Stand für die Apostel der germanischen Stämme. Mit den Satzungen des Christenthums, wie sie es lehrten, ließ sich der Zweikampf ganz gewiß nicht vereinbaren. Vielleicht war damals die wirklich günstigste Gelegenheit geboten, das Duell gänzlich aus der Welt zu schaffen. Aber der Widerstand, welchen die germanischen Edelinge zeigten, machte die frommen Männer gefügig. Sie sagten sich jedenfalls, daß es besser sei, eine ursprünglich heidnische Sitte in das Christenthum herüber zu nehmen, als die Bekehrung ganzer Stämme auf das Spiel zu setzen. Die alte Klugheit Roms bewährte sich auch dieses Mal. Ueberdies fand man eine Auffassung heraus, unter welcher der Zweikampf sich allenfalls auch für die neue Lehre schickte. Man nannte ihn „Gottesurtheil" und verlieh somit dieser uralten germanischen Rechtsform eine Art von religiösem Charakter. Mit diesem behaftet, schleppte sich nun das Duell durch das ganze Mittelalter. Die Kirche begriff allerdings schnell genug den Irrthum, zu welchem sie sich herbeigelassen. Sie bot ihr ganzes Ansehen auf, um das Duell nunmehr zu unterdrücken. Allein diese Verbote fruchteten ebensowenig wie diejenigen der weltlichen Herrscher. In Frankreich haben Franz I. und Ludwig XIII. die strengsten Maßregeln gegen die Duellanten ergriffen; in Oesterreich folgte Josef II. diesem Beispiel, ohne daß diese gewiß mächtigen Potentaten mehr erreichten, als daß der Zweikampf im geheimen die Pflege und Verbreitung fand, welche ihnen in der Oeffentlichkeit verwehrt wurden.

Die Geschichte ist angefüllt mit blutigen Kapiteln über die Opfer, welche die Duellwuth gefordert hat. Unter den Studenten in Jena wurden im Sommer 1815 während einer einzigen Woche nicht weniger als 147 Duelle ausgefochten. Ueberhaupt stand diese sonst so berühmte deutsche Hochschule in dem Verruf, ein Brennpunkt der Duellwuth zu sein. Ein Volkssprichwort kennzeichnet diese Richtung charakteristisch genug mit den Worten:

„Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Hat von großem Glück zu sagen."

Selbst Frauen wurden von dieser Duellwuth erfaßt. Eine Episode, welche das beweist, ist interessant genug, um an dieser Stelle mitgetheilt zu werden. Im Jahre 1617 kam ein junger, bildhübscher Mann in den Palast des Bischofs von Mexiko und bat um ein Asyl. Er gab an, Fähnrich im spanischen Heere zu sein, wo er, in Ehrenhändel verwickelt, seinen Gegner im Zweikampf getödtet hätte. Aus Furcht vor den überaus strengen Duellgesetzen, wie sie damals in Spanien erlassen worden, habe er sich geflüchtet. Das Benehmen des jungen

Mannes, die Vornehmheit seines Namens wie seiner Erscheinung ließen diese Angaben glaubwürdig erscheinen. Der Bischof versprach ihm seinen Schutz und stellte ihm sogar die kirchliche Verzeihung für seine rasche That in Aussicht. Verschiedene Umstände lenkten jedoch die Aufmerksamkeit auf den jugendlichen Raufbold. Der Bischof, davon benachrichtigt, befahl, ihn scharf im Auge zu behalten. Schließlich stellte sich heraus, daß sein Schützling überhaupt kein Mann sei, sondern eine — Nonne. Sie war, nachdem sie durch ihre männlichen Eigenschaften in dem Kloster, in welchem sie untergebracht gewesen, die ärgste Verwirrung angerichtet hatte, aus demselben entflohen und hatte sich nach der neuen Welt eingeschifft. In Peru trat sie in die Armee, wo sie es durch ihren persönlichen Muth nicht weniger als durch ihre Vertrautheit mit den Waffen in kürzester Zeit bis zum Fähnrich brachte. Aber ebenso schnell war sie als der berüchtigtste Duellant gefürchtet, bis die Volkswuth sie zwang, anderswo Schutz zu suchen. Der Bischof steckte sie natürlich wieder in ein Nonnenkloster. Aber der Papst, an welchen sich Donna Catalina de Erauso, so lautete der vornehme Name des jungen Nonnen-Fähnrichs, darauf wandte, gestattete ihr, daß sie ihre männliche Rolle weiterspiele. Sie trat in die Armee des Vicekönigs von Mexiko und hat sich in derselben noch wiederholt durch Muth und Geistesgegenwart in manchem harten Strauß hervorgethan.

Uebrigens haben selbst gekrönte Häupter über die Gesetze hinweg, welche sie wider das Duell erlassen, dasselbe durch Forderungen, welche sie einem Gegner zukommen ließen, doch wieder gewissermaßen sanktionirt. So schlug Kaiser Karl V. seinem unversöhnlichen Gegner, dem König Franz I. von Frankreich, ein Duell vor, um endlich einmal alle Zwistigkeiten, welche zwischen ihnen schwebten, aus der Welt zu schaffen. Und es wurde dem letztern vom Standpunkte der Ritterlichkeit aus sehr verargt, als er diesen Zweikampf von der Hand wies. Ein Nachfolger auf seinem Thron, der spätere Karl X., konnte einer Forderung allerdings nicht ausweichen. Es ist bekannt, daß dieser Fürst sich von seiner zügellosen Heftigkeit zu den unentschuldbarsten Handlungen hinreißen ließ. Zumal seine Jugend ist angefüllt von Beispielen einer Despotenlaune. So flüsterte ihm, als er den Maskenball der großen Oper besuchte, einmal eine Dame seinen Namen in das Ohr. Er glaubte sich gut verkleidet, und, außer sich vor Zorn, daß ihm dies nicht gelungen war, riß er ihr die Maske vom Gesicht. Trotzdem er nunmehr erkannte, daß es die Herzogin von Bourbon war, traktirte er sie gleichwohl angesichts der gesammten Gesellschaften mit Faustschlägen. Natürlich rief diese brutale Scene das größte Aufsehen hervor. Aber dabei blieb es nicht stehen, denn am nächsten Morgen erhielt Karl, der damals noch Graf von Artois war, eine Forderung. Entziehen konnte er sich derselben nicht, denn sein Gegner, der Prinz Condé, der Schwiegervater der tödtlich beleidigten Frau, war ihm vollkommen ebenbürtig. Das Duell kam denn auch zustande, verlief aber zum Glück für Karl, dessen stärkste Seite der Muth nicht gerade war, vollkommen unblutig. Damit war dann diese Affäre, welche nicht nur Paris, sondern überhaupt das damalige Hofleben auf das Angelegentlichste beschäftigt hatte, glücklicherweise aus

der Welt geschafft worden ... Nicht minder charakterisch ist ein Duell, von welchem die Geschichte Oesterreichs Mittheilungen übermittelt hat. Es fand zwischen dem Generalissimus der kaiserlichen Armee statt und — einem Lieutenant. Die Einzelheiten kennzeichnen die Anschauung, welche man damals über das Duell pflegte, auf das Bestimmteste. Es war kurz vor der Schlacht von Mohacs, als der Herzog von Lothringen, der große Türkenbesieger, mit einigen Begleitern die Vorposten des von ihm geführten Heeres besichtigte. Das ganze Lager war von den türkischen Truppen umschwärmt, die Schlacht stand in Aussicht, die höchste Aufmerksamkeit war geboten. Man kann sich deshalb den Zorn des Feldherrn denken, als er fand, daß einer seiner Offiziere den Posten, welcher noch dazu überaus gefährdet war, in einem unbegreiflichen Leichtsinn verlassen hatte. Es war dies der Lieutenant eines Kürassirregiments. Als man ihm den Namen des sonst tüchtigsten Offiziers nannte, war der Herzog erstaunt ... „Von diesem hätte ich dies nicht erwartet", rief er aus. „Aber der Feigling oder Verräther soll seiner Strafe nicht entgehen!" ... Er gab nun seine Befehle wegen der sofortigen Besetzung des so verlassenen Postens. Außerdem ordnete er an, daß der Offizier sofort verhaftet und ohne weiteres gehängt werden solle. Falls er jedoch geflüchtet, möge man seinen Namen an den Galgen schlagen. In diesem Augenblick erblickte man einen Trupp Kürassire, welcher sich im Galopp dem Herzog und seinen Begleitern näherte. Der Offizier, welcher seinen Leuten vorausgesprengte, parirte sein Pferd dicht vor dem Generalissimus, sich demselben zu Befehl stellend. Es war derselbe Lieutenant, welcher auf so sträfliche Weise seinen Posten verlassen hatte. So glaubte wenigstens der Feldherr, und seiner selbst nicht mächtig, versetzte er dem Offizier mit der schweren Reitpeitsche einen wuchtigen Schlag über das Gesicht, indem er ausrief: „Der elende, ehrlose Schelm erfrecht sich noch, mir unter die Augen zu treten!" ... Der mißhandelte Offizier, außer sich vor Schmerz und Wuth, wollte seinen Pallasch wider den Herzog zücken, aber ein Begleiter des Feldherrn fiel ihm in den Arm, während ein anderer gleichzeitig diesem zurief: „Hoher Herr! Der ist ja nicht der Missethäter, sondern sein Bruder! Die große Aehnlichkeit hat Sie zu diesem Irrthum verleitet!" ... Einen Moment stand der Herzog wie versteinert. Dann aber schleuderte er die Reitpeitsche von sich und sprach zu dem ihm folgenden Obersten Caraffa: „Begleitet den Herrn in sein Zelt und hört seine Bedingungen. Darauf geht zum General Botta und verständigt Euch mit ihm. Er ist mein Sekundant! Ich bin dem Herrn Genugthuung schuldig!" ... Inzwischen stellte sich auch die Unschuld des andern Offiziers heraus. Ein bestimmter, freilich sehr unkluger Befehl eines Vorgesetzten hatte ihn von seinem Posten abberufen ... Nach einer Stunde erschienen Caraffa und Botta bei dem Herzog und erklärten, daß ihre Beschwichtigungen wenig gefruchtet. Der Offizier nehme zwar den angebotenen feierlichen Widerruf der ausgesprochenen Beschimpfung dankbar an, den erhaltenen Schlag aber wolle er weder vergeben noch vergessen; er könne deshalb nicht umhin, seinen Abschied zu fordern ... „Das soll er nicht", rief der Herzog schnell. „Ich habe ihn beleidigt, und ich wäre meiner Stellung nicht würdig,

wenn ich ihm nicht jede Genugthuung gewähre, welche er als Edelmann und Offizier zu fordern hat!" ... Einige Stunden darauf standen der Herzog und Caraffa bei einem Akazienbaum in der Nähe des Lagers. Als der beleidigte Offizier, begleitet vom General Botta, erschien, bot ihm der Generalissimus die Rechte, indem er sagte: „Vergebt, was ich im Irrthum und Zorn gethan! Und nun ans Werk!" ... „Das ist zu viel", rief der tief ergriffene Offizier aus. „Nimmer werde ich die Waffe gegen unsern geliebten Feldherrn erheben!" ... Doch der Herzog bestand darauf und sagte, daß ihn nunmehr der Offizier beleidigen würde, wenn er vom Zweikampfe abstände. Bald kreuzten sich die Pallasche des allgebietenden Generalissimus und seines einfachen Subalternoffiziers. Doch schon nach dem ersten Gange fuhren die Klingen der beiden Sekundanten dazwischen und machten dem Kampfe ein Ende. Der Offizier hatte einen leichten Hieb über die Schulter, der Herzog eine unbedeutende Verletzung an der Hand erhalten. Er bot jedoch dieselbe nochmals dem Beleidigten und nahm ihm das Versprechen ab, daß er auch ferner im Heere bleiben werde.

Dieser Zweikampf erregte damals das größte Aufsehen. Ueberall pries man den Edelmuth des Herzogs, welcher ohne Rücksicht auf seinen Stand und seine Stellung die Gesetze der Ritterlichkeit so hoch hielt. Aber die Folgen dieser Angelegenheit sollten gleichwohl nicht ausbleiben. Eine Duellwuth brach herein, wie sie in Oesterreich weder vor- noch nachher geherrscht hat. Vor allem verhängnißvoll wurde sie für die Subordination im Heere. Denn sobald sich jetzt ein Offizier von seinem Vorgesetzten auch nur im mindesten beleidigt wähnte, mußte ihm dieser mit den Waffen Genugthuung gewähren. Man berief sich dabei stets auf das Beispiel, welches der Generalissimus durch sein Duell mit dem Lieutenant gegeben. Dieses Mißverhältniß hatte erst ein Ende, als Prinz Eugen dreißig Jahre später die Forderung des Feldzeugmeisters Bonneval ablehnte. Der große Feldherr hatte eben andere Ansichten von der Subordination; und seiner Energie war es auch nur zu danken, daß die bis dahin grassirende Duellwuth nunmehr im kaiserlichen Heere erstickt wurde.

Aus der Welt wird der Zweikampf gleichwohl nicht mehr zu bringen sein. In allen Ländern, wo man ihn kennt, fordert er noch immer Opfer über Opfer. In Europa ist das Eldorado für die Duellanten augenblicklich Ungarn. Der geringfügigste Zwist kann dort nachgerade nur noch mit Blut gesühnt werden. Jede persönliche Meinungsverschiedenheit, wie sie doch bei den Kämpfen im Parlament unerläßlich ist, findet gewöhnlich erst ihren Austrag im Duell. Das ist eine falsche Ritterlichkeit, deren üble Folgen sich im öffentlichen Leben Ungarns von Jahr zu Jahr deutlicher offenbaren ... Natürlich hat auch in den Ländern, welche mit der europäischen Kultur in Berührung gekommen sind, die Duellwuth um sich gegriffen. Zumal blüht sie in Amerika. Vor etwa zwei Jahren war New-Orleans, die südliche Metropole des nordamerikanischen Staatenbundes, der Brennpunkt dieser Seuche. Auch genügte der heißblütigen, halbcivilisirten Bevölkerung die Form des Zweikampfes, wie er in Europa üblich ist, nicht lange. Da entstanden dann all' jene Variationen, welche seither wie eine Pest ihren Weg über den Ozean genommen haben. Man

gab den beiden Duellanten scharf geschliffene Messer und schloß sie in einen dunkeln Raum. Nach einer bestimmten Frist öffnete man ihn, um zu sehen, wem der Preis der „Tapferkeit" gebühre. In Brasilien erfreut sich die Art des Zweikampfes der größten Beliebtheit . . . Beinahe noch grausamer aber erscheint jenes Duell, welches unter dem Namen des „amerikanischen" heute überall in Europa verbreitet ist. Die Duellanten greifen in den Loostopf, und wer die schwarze Kugel trifft, muß sich innerhalb einer bestimmten Frist erschießen. Die Gemeingefährlichkeit dieser Art von Zweikampf besteht darin, daß das Gesetz niemals Gelegenheit hat, den Schuldigen vor die Schranken zu rufen. Denn der in den Tod Gesagte hat sich vorher verpflichten müssen, den Namen seines intellektuellen Mörders in das Grab zu nehmen. Bekanntlich hat der Sohn des Dichters von Putlitz, ein hervorragender Gelehrter und beliebter Mann, vor einigen Jahren auf diese Weise seinen Tod in der Blüte seiner Jahre gefunden.

Im allgemeinen wird jeder Mann in den Kulturstaaten in Bezug auf das Duell denselben Standpunkt einnehmen, welchen auch die Gesetzgebung vertritt. Danach ist das Duell eine strafbare Handlung, und die Betheiligten sind je nach dem Ausfall desselben nach dem Gesetz zu richten. Die beleidigte Ehre kann gewiß auf eine andere Art wieder hergestellt werden als mit den Waffen in der Hand. Die Gesetzgebung bietet überall die betreffenden Maßnahmen. Auch seinen Muth zu beweisen findet der Mann stets eine bessere Gelegenheit. Wir können das nicht kräftiger erhärten als durch folgende reizende Anekdote. Das Parlament in Belgien hat seine Heißsporne wie dasjenige eines jeden andern Staates, und wie in Ungarn steht es auch dort gleichsam auf der Tagesordnung, daß die Meinungsverschiedenheiten in der Politik mit den Waffen beigelegt werden. Auf diese Weise kam es, daß auch ein Geistlicher eine Forderung erhielt. Sein Bescheid war ein Brief folgenden Inhalts, welchen er an seinen Gegner absandte: „Mein Herr, die Religion, deren Diener ich bin, verbietet es mir, mich zu schlagen. Ich kann deshalb Ihre Herausforderung zu einem Duell nicht annehmen. Aber ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Es ist jedenfalls Ihre Absicht, vor der Welt einen Beweis Ihres Muthes abzulegen. So lassen Sie uns denn beide an einen Ort gehen, wo eben eine heftige Epidemie ausgebrochen ist. Dort wollen wir mit Hingebung und Sorgfalt die Kranken pflegen, bis einer von uns seinem Berufe zum Opfer gefallen ist. Es mag dann dem andern freistehen, wieder heimzukehren. Er kann somit gewiß beruhigt sein, alle Pflichten der Ehre auf das Beste erfüllt zu haben!" . . . Wir wissen leider nicht, von welchem Erfolge dieser Vorschlag begleitet gewesen. Aber wir möchten ihn allen denen, welche den Drang fühlen, ihren Muth auf eine augenfällige Weise zu bethätigen, zur Nachahmung anempfehlen. Sylvester Frey.

Die Bewohnbarkeit anderer Welten.

Von Dr. A. Troska.

Seit den ältesten Zeiten hat die Frage, ob außer der Erde auch die übrigen Planeten, sowie die Sonne und die Fixsterne von lebenden Wesen bewohnt seien, die Geister der Philosophen beschäftigt; sie kamen zu dem Resultat, daß die Wahrscheinlichkeit für die Bewohntheit unzweifelhaft vorhanden sei. Erheblich weiter, als bis zur Beibringung von Wahrscheinlichkeitsbeweisen, sind nun auch bis in die neueste Zeit die zahlreichen Gelehrten, welche die Frage zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht haben, nicht gekommen; denn auch die letzten Bearbeiter, du Prel und der geistreiche französische Astronom Flammarion stützen sich in ihren Ausführungen nur auf die Analogie, das heißt, sie thun dar, wie von vornherein nicht anzunehmen sei, daß bloß unsere Erde, dieses winzige Stäubchen im Sonnensystem, lebende Wesen beherberge, daß vielmehr auf allen Gestirnen, wo ähnliche Bedingungen für die Möglichkeit der Existenz von Thieren und Pflanzen gegeben sind, auch wirklich solche Geschöpfe vorhanden seien, wenn auch die direkte Nothwendigkeit nicht nachzuweisen sei. Danach sind wir also von einer Gewißheit in dieser Hinsicht weit entfernt und doch wäre es für die Menschheit mit all' ihrer Plage und Qual ein unendlich tröstlicher Gedanke, gerade hierin zu einer Beweisführung gelangen zu können, welche die bloße Ahnung zum Range einer nicht mehr zu bezweifelnden Thatsache erhebt.

Obgleich wir nun keinerlei Hoffnung zu hegen berechtigt sind, daß wir jemals den wahren Urgrund des Daseins und insbesondere das Wesen des Geistes und des Bewußtseins zu erkennen imstande sein werden — diese Dinge hat uns der gütige Schöpfer für immer verborgen — so ist doch andererseits keineswegs ausgeschlossen, daß es der Menschheit möglich ist, die allgemeinen Bedingungen für das Zustandekommen der organischen Körper auf der Oberfläche der Erde und in weiterer Folge auch auf den Planeten aus den bekannten Gesetzen der Bewegungen und Kräfte abzuleiten und zu erforschen. Denn auch

unser Körper, sowie der der Thiere und Pflanzen, ist von seiner stofflichen Seite betrachtet nichts anderes als eine Maschine, wenn auch von außerordentlich vollkommener Qualität. Diese Maschinerie aber ist jedenfalls durch die vom Schöpfer ein für allemal und für überall gegebenen Naturgesetze entstanden und deshalb muß es auch im Bereiche der Möglichkeit liegen, das, was dabei bekannten Gesetzen der Weltmechanik seinen Ursprung verdankt, mehr oder weniger genau zu ermitteln.

In der Ueberzeugung nun, daß auch der religiöse Mensch aus der weiteren Erkenntniß der natürlichen Dinge nur Gewinn ziehen kann, ohne dabei in thörichten Materialismus verfallen zu müssen, ist es seit einer langen Reihe von Jahren mein Bestreben gewesen, die Frage der Bewohnbarkeit der Gestirne einer Untersuchung zu unterziehen und ich bin zu dem Resultat gelangt, daß sich unter alleiniger Anwendung der bis jetzt bekannten Naturgesetze selbst die Nothwendigkeit der Bewohntheit vieler anderer Gestirne außer der Erde in der That bis zu einem gewissen Grade nachweisen läßt. Ich will versuchen, im folgenden die hauptsächlichsten Umrisse der von mir in dieser Beziehung ausgearbeiteten Theorie wiederzugeben.

Schon vor Jahrtausenden waren die alten Chaldäer, Aegypter, Inder und Chinesen, wie wir aus ihren frühesten Urkunden und Inschriften wissen, nicht darüber im Zweifel, daß die Sonne „die Erzeugerin und Erhalterin" alles Lebens auf unserer Erde ist. Diese Wahrheit sehen wir übrigens im allgemeinen jeden Tag so augenfällig bestätigt, daß wir uns nicht wundern können, wenn selbst civilisirtere Völkerstämme, wie die persischen Feueranbeter, die Sonne noch heute als die oberste Gottheit betrachten und verehren. Auch unsere heutige Naturwissenschaft ist zu dem Ergebniß gekommen, daß die Sonne vermöge ihres Lichts und insbesondere durch ihre Wärme- und chemischen Strahlen die Umwandlung der anorganischen Stoffe in organische auf der Erdoberfläche bewirkt und allein Wachsthum und Gedeihen von Thieren und Pflanzen hervorbringt. Unsere Gelehrten sind darüber einig, daß sämmtliche auf der Erde bemerkbaren Bewegungen Wirkungen einer Ursache sind, welche in letzter Instanz in der Sonne liegt, so daß wir also z. B. unseren Arm nicht erheben könnten, wenn uns nicht die Kraft dazu von der Sonne geliehen würde. Es ist also klar, daß das Leben auch in seinen ersten Anfängen der Sonne direkt seine Entstehung zu verdanken gehabt haben wird.

Die Frage ist nur, ob die Licht- und Wärmestrahlen der Sonne einerseits und ihre chemischen Strahlen andererseits imstande sind, die sich uns auf der Erdoberfläche darbietenden körperlichen Lebenserscheinungen in genügender Weise nach dem bisherigen Stande der Wissenschaft zu erklären; das aber muß entschieden verneint werden. Das Charakteristische der meisten Lebewesen ist nämlich der Umstand, daß sie sich in einer der Schwerkraft der Erde entgegengesetzten Richtung bewegen können und auch in derselben entgegengesetzten Richtung, also in die Höhe wachsen. Da nun die Kraft, welche der Schwerkraft entgegenwirkt, so daß ein organischer Körper nicht nach dem Mittelpunkt der Erde, sondern in genau entgegengesetzter Richtung — in die Höhe — wachsen muß, ebenfalls nothwendig eine mechanische ist, so werden

wir zu prüfen haben, ob das bloße Sonnenlicht geeignet ist, eine derartige der Schwerkraft widerstrebende Anziehungskraft auszuüben. Nun könnte man dies letztere zwar bejahen wollen, insofern die Erfahrung lehrt, daß eine einer starken künstlichen Lichtquelle, z. B. einer elektrischen Lampe, dauernd ausgesetzte Pflanze sich nach dieser hinwendet und dabei zuweilen ihr Wachsthum beschleunigt. Indeß müssen wir erwägen, daß ein derartiges Experiment deswegen nicht beweisend ist, weil dieselbe Pflanze mit der Erde, auf deren Oberfläche sie steht, eben auch andauernd der kosmischen Anziehungskraft, welche sie vom Mittelpunkt der Erde hinweg in die Höhe zieht, ausgesetzt ist und wir also in letzterer Kraft, nicht in dem künstlichen elektrischen Lichte, das Wachsthum zu suchen haben. Nur die öfter vorkommende Beschleunigung des Wachsthums und das Hinwenden nach der künstlichen Lichtquelle erscheint von der kosmischen Anziehung unabhängig, kann aber in jedem einzelnen Falle nur als eine Folge der chemischen Strahlen der Lampe und des dadurch bei manchen Pflanzen bewirkten schnelleren Stoffwechsels angesehen werden. Versuche dieser Art würden also nur dann von maßgebender Bedeutung sein, wenn wir dabei einmal die Sonne mit ihren Wirkungen auf einige Zeit ganz hinwegzaubern könnten. Denn die Wissenschaft hat noch nicht die Erfahrung gemacht, daß jede Lichtquelle an und für sich eine anziehende Kraft ausübe; im Gegentheil strahlt jeder selbstleuchtende Körper und insbesondere die Sonne ihr Licht in die Ferne aus und zeigt darin geradezu eine abstoßende Kraft. Indem nun diese kalten Strahlen — denn die Lichtstrahlen sind, wie der ganze von ihnen durchlaufene Weltraum, in der That kalt — auf die Erde aufprallen, erzeugen sie allerdings Bewegung der kleinsten Theilchen der Erdoberfläche und dadurch Wärme; aber auch diese kann ein mechanisches Emporziehen organischer Körper in einer der Schwerkraft der Erde entgegengesetzten Richtung in keiner Weise erklären. Dasselbe ist mit den chemischen Strahlen der Sonne regelmäßig der Fall, denn diese können nur das Umwandeln anorganischer Körper in organische und deren Veränderungen in einer horizontalen Fläche auf der Erdoberfläche bewirken, wenn wir nicht mit ganz mystischen Kräften rechnen wollen.

Gelingt es dagegen, eine andere bekannte Kraft der Sonne aufzufinden, welche das „in die Höhe wachsen" der Organismen gerade so bewirken kann, wie wir es thatsächlich bemerken, so werden wir unbedingt annehmen müssen, daß eben diese Kraft, und keine andere geheimnißvolle, in der That die mechanische Ursache des Wachsthums der organischen Körper auf der Erdoberfläche ist. Eine solche Kraft aber giebt es; es ist die aus Newtons großem Gravitationsgesetz allgemein bekannte, nicht von der Lichtstrahlung, sondern nur von ihrer stofflichen Masse abhängige Anziehungskraft der Sonne.

Die gegenseitige Anziehung zwischen Sonne und Erde ist eine rechnungsmäßig festgestellte Größe; die Gravitationskräfte beider aber heben sich, wie auch die aller übrigen Weltkörper, nicht etwa an dem zwischen ihnen belegenen Punkte, in dem sie einander gleich sind, gegenseitig auf, sondern durchdringen einander erfahrungsmäßig — obgleich dies ein wissenschaftliches Wunder genannt werden kann — absolut vollkommen und ohne die geringste Schwächung, weil andern-

falls das ganze Weltall schon längst in ein Chaos zusammengestürzt sein müßte. Die Anziehung der Sonne wirkt also mit derjenigen Energie, welche sie in der Entfernung der Erde von ihr noch hat, und gänzlich ungehindert von der eigenen Schwerkraft der letzteren, auf alle Theile der Erdoberfläche, am meisten aber auf diejenigen, über welchen sie ganz oder nahezu senkrecht steht, unablässig in der Weise ein, daß sie das Bestreben hat, dieselben zu sich in die Höhe zu ziehen. Diese Arbeitsleistung gelingt ihr am schnellsten und leichtesten mit der Atmosphäre und den in derselben schwebenden Gasen, Wasserdämpfen und Staubpartikeln, schwieriger mit den festen Bestandtheilen der Erdoberfläche. Diese letzteren würde sie wegen ihrer Schwere nur in ihrer horizontalen Lage zur Verwitterung bringen, nicht aber in die Höhe ziehen können, wenn ihr in dieser Hinsicht nicht ihre Lichtausstrahlung zu Hilfe käme, vermöge welcher sie einerseits die Erdoberfläche erhitzt und andererseits auf chemischem Wege die Destillation organischen Stoffes aus anorganischem bewirkt, so daß dadurch alles zur Ermöglichung des „in die Höhe ziehens" organischer Flüssigkeiten (Säfte) seitens der Massenanziehung der Sonne vorbereitet wird. Ohne eine Atmosphäre und ohne die Existenz von Wasser auf unserer Erde würde allerdings auch weder die Lichtstrahlung noch die mechanische Anziehung der Sonne einen anderen Erfolg haben, als den der Verwitterung der Oberfläche und dasselbe würde bei jedem anderen Planeten analog der Fall sein.

Da jedoch unsere Erde noch eine erhebliche Atmosphäre und eine große Menge Wasser auf sich birgt, so können wir sagen, wenn wir einen Tannenbaum schlank und senkrecht in die Höhe gewachsen sehen, daß er von der Sonne in der Richtung zu ihr hinaufgezogen worden ist, und wenn wir Menschen aufrecht stehen, so können wir sagen, daß uns die Sonne im Kampfe mit der Schwerkraft der Erde, die uns niederzuwerfen bestrebt ist, durch „in die Höhe ziehen" der leichten und in großen Quantitäten in unserem Körper enthaltenen atmosphärischen Luft und Flüssigkeit allein aufrecht erhält, so daß wir hierin einem Luftballon ähnlich sind, dessen sogenannte Gasexpansionskraft seiner körperlichen Masse gerade das Gleichgewicht hält. Nicht jeder wird sich in diese Anschauungsweise ohne längeres Nachdenken hineinfinden; aber wie viele giebt es nicht, die auch heute noch daran zweifeln, daß die Schwerkraft der Erde uns herabzieht, wenn wir uns auf einen Stuhl setzen, und nicht allein der freie Wille?

Das Thier- und Pflanzenleben auf der Erde, welches äußerlich und von einer gewissen Höhe aus gesehen einer Art von Rost oder Oxydation ähnlich aussehen mag, ist daher eine nothwendige Folge einer Kollision zweier einander entgegengesetzter Kräfte auf ihrer Oberfläche, nämlich ihrer eignen Schwerkraft und der Schwerkraft der Sonne. Zum Eintritt der Wirksamkeit dieser Kräftekollision in Beziehung auf die Bildung organischer Wesen ist jedoch noch das Licht der Sonne als gleichwerthiger Faktor absolut erforderlich.

Da nun auch auf anderen Gestirnen unter ähnlichen Umständen die Kräftekollision und Lichtstrahlung unausbleiblich ist, so erledigt sich die weitere Frage, ob auch die anderen Planeten, sowie die Sonne und die Fixsterne von Organismen bewohnt sind, fast von selbst.

Man kann nämlich als allgemeinen Satz aussprechen: Es können nur diejenigen Gestirne organisches Leben auf ihrer Oberfläche nicht hervorbringen,

1) welche noch selbstleuchtend, also auch noch auf ihrer Oberfläche im Zustande der Glühhitze befindlich sind. Hierzu gehören unsere Sonne, die meisten Fixsterne und wahrscheinlich auch der Planet Jupiter, mithin ein sehr großer Theil der gesammten Sternenwelt.

2) diejenigen, welche keinen dichten und festen Körper haben, wozu außer sämmtlichen Kometen vielleicht auch die großen Planeten Saturn, Uranus und Neptun wegen ihrer geringen Dichtheit gehören, wenn man nicht annimmt, daß der beobachtete große Durchmesser dieser Planeten hauptsächlich von ihrer Atmosphäre gebildet wird, der innen liegende feste Kern dagegen nur relativ klein dafür aber dicht ist. Für diese letztere Ansicht sprechen manche Umstände.

3) alle diejenigen, welche keine Atmosphäre und kein Wasser besitzen, wie z. B. wahrscheinlich unser Mond,

4) endlich alle, welche von ihrem leuchtenden Centralkörper zu weit entfernt sind, als daß auf ihrer Oberfläche noch eine bemerkenswerthe Kräftekollision eintreten könnte.

Alle übrigen Weltkörper dagegen, von den Planeten also sicher Mars, Venus und Merkur, müssen auf ihrer Oberfläche organische Lebewesen beherbergen; dazu gehören die zahllosen Planeten, welche, wenn auch für uns unsichtbar, unzweifelhaft die Fixsterne umkreisen, falls sie von den letzteren keinen zu großen Abstand haben und sofern sie sonst unserer Erde in Betreff der Atmosphäre und Dichte ähnlich sind. Im speziellen muß das organische Leben um so intensiver sein, je näher ein Planet seinem Centralkörper steht, weil die Anziehungskraft und die Lichtstärke des letzteren gleichmäßig zunehmen, wie die Quadrate der Entfernungen der betreffenden Planeten von ihm abnehmen. Es wird also, wie durch Rechnung dargethan werden kann, Mars als der entferntere Planet einen geringeren organischen Bildungstrieb haben, als die Erde, diese aber wieder einen geringeren, als die sonnennahen Planeten Venus und Merkur, zumal die beiden letzten nach der Kant-Laplaceschen Weltbildungshypothese jünger sind als unsere Erde, also sich infolge ihrer deswegen höheren und dichteren Atmosphäre noch in einem Stadium organischer Triebkraft befinden, wie sie die Erde nur vor grauen Zeiten in der sogenannten Steinkohlenperiode hatte.

Die weiteren Fragen, welcher Art das organische Leben auf den genannten Planeten sein könne, insbesondere ob dort menschenähnliche Wesen existiren, wie ferner das erste Leben aus dem unorganischen Stoffe entstanden sein kann, müssen wir als zu weit führend und übrigens zu sehr auf das Gebiet der reinen Spekulation hinüberschweifend hier beiseite liegen lassen. Mit Sicherheit kann eben nur behauptet werden, daß zahllose Weltkörper von Pflanzen und Thieren bewohnt sind; eine große Wahrscheinlichkeit spricht aber auch dafür, daß es viele Gestirne geben kann, deren Bewohner uns an Intelligenz und Vollkommenheit weit übertreffen.

Zum Schluß möchte ich meine Meinung dahin aussprechen, daß die Erkenntniß der stofflichen Entstehung der Organismen aus einer Kollision bekannter dynamischer Naturkräfte uns Menschen nicht zum

Materialismus hintreiben, sondern nur unsere Ehrfurcht vor der einfachen, aber doch überaus großartigen Wirkungsweise der Naturgesetze, wie sie der Weltschöpfer gegeben, erhöhen und uns dagegen unsere eigene Geringfügigkeit nur klarer vor das Auge führen kann. Die neuere Wissenschaft drängt immer mehr zu der Anschauung, daß der frühere Standpunkt der Menschheit, wonach sie sich selbst als den Mittelpunkt und den eigentlichen Endzweck der Welt betrachtete, ein verfehlter ist und dem entgegengesetzten Platz zu machen hat. Es ist dies für uns ein demüthigendes, aber dennoch auch heilsames Gefühl. Dasselbe kann indessen die wahre Religiosität, wie sie auch in den Reihen der Naturforscher wieder mehr und mehr Anhänger gewinnt, nicht beeinträchtigen, sondern nur stärken; denn wenn auch die Existenz der Körperwelt als durch bloße mechanisch wirkende Naturgesetze ursächlich bedingt nachgewiesen werden kann, so ist dasselbe doch keineswegs der Fall mit dem Menschengeiste und seiner Fähigkeit zum Selbstbewußtsein und zum objektiven Denken. Hier stehen wir vor dem großen ewigen Räthsel, welches wir niemals werden lösen können und vor dessen erhabenem Urheber wir im Staube unsere Ohnmacht bekennen müssen.

Ein gelehrtes Ungeheuer.

Die dänische „Nationaltidende“ bringt folgende Literaturskizze, die ich für interessant genug halte, um sie auch in Deutschland bekannt zu machen:

Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugend mit besonderer Vorliebe gewisser Originale, die nunmehr in unserer alles nivellirenden Zeit, in der Zeit der Maschinen und Eisenbahnen, immer mehr verschwinden müssen? Wie die Industrie den Gegenden ein regelmäßiges Gepräge verleiht, die schönsten Wälder ausrodet, die Berge ebnet, Seen austrocknet u. s. w., um auf diesen neu gewonnenen Flächen die Maschinen stöhnen und die Riesenschornsteine rauchen zu lassen, gerade so schleift die Industrie auch die scharfen Ecken und Kanten des menschlichen Charakters ab, und im Laufe der Zeit dürfte man vergebens nach Originalen suchen. — Volksstämme, welche durch ihre Sitten und Gebräuche sich von ihrer Umgebung unterscheiden, werden in den allgemeinen Wirbel und in den Tanz um das goldene Kalb hineingerissen, sie verschwinden, wie die Tropfen im Meere, im reißenden Strom der Menschheit.

Doch wir wollen diese Betrachtungen unterbrechen, denn es war nur unsere Absicht, dem Leser einen Mann vorzuführen, der zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Namen „das gelehrte Ungeheuer“ einen bedeutenden, wenn auch keineswegs beneidenswerthen Ruf genoß, nämlich Martin Friedrich Arendt aus Altona, von verschiedenen irrthümlich Arndt genannt.

Der Domherr Dr. Meyer berichtet in seiner „Darstellung Norddeutschlands“, die im Jahre 1816 erschien:

„Ich erinnere mich hier sehr wohl einer mehr häßlichen als interessanten, moralisch- und physisch-dummen, merkwürdigen Erscheinung, welche einige Jahre ihr Unwesen in den holsteinischen Landgegenden trieb, und welche besonders bei dortigen Beamten, Predigern und Pächtern noch in frischer, aber unangenehmer Erinnerung lebt. Sie nannten dieses damals spukende Unwesen kurz und gut „das gelehrte

Ungeheuer". Ein Mensch, ich glaube sogar ein Inländer, mit seltenen Kenntnissen begabt, aber zugleich von cyklopenartigem Aeußern und mit den gröbsten böotischen und cynischen Sitten, spielte einen ganzen Sommer hindurch die Rolle als gelehrter Freibeuter auf Kosten der häuslichen Ruhe dieser Leute und besonders auf Kosten ihrer Küche und ihres Weinkellers. Freilich soll er in Göttingen studirt haben, und da er in der Naturlehre, besonders in der Kenntniß der Kräuter, sehr erfahren war, wurde er hin und wieder von Lehrern in dieser Wissenschaft benutzt, um Alpenkräuter und andere Naturseltenheiten in der Schweiz für sie zu sammeln. Später warf er sich auf das Studium norwegischer Alterthümer, durchwanderte Norwegen und Schweden und kehrte dann nach seinem Vaterlande zurück. Hier wußte er sich zwei vornehmen Personen zu nähern, behufs Unterstützung in seinen wissenschaftlichen Forschungen, welche offene Empfehlungsbriefe in Form eines Circulars an die Beamten ausstellten, von deren Mißbrauch diese achtungswerthen Männer sicherlich keine Ahnung hatten, und mit diesen versehen, trat nun dieser Gelehrte einen Streifzug kreuz und quer durch Holstein an. Das Vorzeigen der Freibriefe war gleichbedeutend mit dem Ausstrecken auf dem Sopha und im Lehnstuhl, Fordern von Logis, Essen, Trinken u. s. w. Das bürstenartige Aussehen dieses wandernden Eßsackes setzte die guten Leute in Schrecken und viele von ihnen wagten keinen Widerstand zu leisten; andere dagegen zeigten ihm muthig die Thür und führten den Widerstrebenden trotz seines Patentes in der Hand zum Hause hinaus, infolge dessen er dann auf diese ungastfreundlichen Beamten im nächsten Quartier in der pöbelhaftesten Kutscherssprache schalt und sie mit seinem angeblichen Einfluß bedrohte. Sein ruhmeswerthes Tagewerk, abgesehen von der Art und Weise, wie er sich dabei betrug, bestand darin, die Höhen, die Thäler und die Felder zu durchstreifen und Kräuter zu suchen, aber besonders sich halbe Tage lang in Kirchen einzuschließen, um deren alte Denkmäler und Inschriften zu durchforschen. Runen- und Mönchsschrift war ihm ebenso leicht wie deutsch; er wußte sehr behende die Lücken in den Inschriften zu ergänzen und zweifelhafte Monumente aus der Vorzeit zu erklären, von welchen er ein genaues Verzeichniß aufnahm.

„Dann durchsuchte er die Buchsammlungen seiner erzwungenen Wirthe, las viel ohne Auszüge zu machen, da er sich eines scharfen Gedächtnisses rühmte, niemals das einmal gelesene zu vergessen behauptete und bei jedem Aufschluß das Buch, das Journal, ja sogar die Seitenzahl der betreffenden Stelle anzugeben wisse. Aber am komischsten war dieser Held beim Mittags- und Abendtisch, wo er — und mit welchem Hunger und Durst! — sich das beste von der Schüssel aneignete, auch die Zubereitung kritisirte und nach Verlauf einiger Tage weiter zog, ohne kaum einen Dank auszusprechen.

„Das unaufgeforderte Aussprechen seines Urtheils über Menschen und über die den Hauswirth manchmal sehr interessirenden Gegenstände, z. B. über den Ausdruck wohl gelungener Porträts beliebter Personen, fiel ihm sehr leicht und er sprach dies auf die verletzendste Weise aus; und selbst die besten Männer des Staates, über die er zu klagen Ursache zu haben glaubte, verschonte er nicht. Kurz nach

seiner holsteinischen Expedition soll dieser literarische Abenteurer jenseits der Elbe als verdächtig gefänglich eingezogen gewesen sein, doch ließ man ihn nach eingegangenem Zeugniß aus Kiel, auf das er sich berief, als wenigstens ungefährlich weiterziehen."

So weit Dr. Meyer. Ausführlicher über das gelehrte Ungeheuer berichtet Oehlenschläger in seinen Erinnerungen. Er schreibt:

„Es ist mir oft begegnet, daß, wenn ich gerade eines literarischen Mitarbeiters bedurfte, er durch die Thür zu mir eintrat. So trat dieses Mal Arendt ein, eine der merkwürdigsten Karikaturen unserer Zeit, mit schmutzigen Wasserstiefeln, in einem groben blauen Rock, mit langem gelbem Haar, das ihm bis auf die Hüften reichte, aber zwischen dem Rock und dem Ueberrock verborgen war.

„Dieser sonderbare Mensch, geboren in Altona, war so zu sagen ein Gespenst aus dem Alterthum und lebte eigentlich gar nicht in der Gegenwart. Doch er war aus der Natur hervorgegangen und hatte anfangs sich auf die Botanik geworfen; aber bald verdrängten Grabsteine und Runen die Kräuter und Blumen. Er war ein Antiquar ersten Ranges. Alles, was lebte, blühte, gedieh und kräftig in der Staatsgesellschaft wirkte, verachtete er; nur die verwitterten Ueberreste, nur die halb oder ganz verschwundenen Sagen der Sprache liebte er. Er betrachtete ganz Europa als eine große Studirstube und mitunter mußte er lange gehen, um neue Citate zu holen. So war er einst hoch oben in Finmarken, um Runensteine abzuzeichnen, als es ihm plötzlich einfiel, daß es am besten sei, nach Venedig zu gehen, um einige griechische Zeilen an einer Statue abzuschreiben, worin er meinte etwas dänisches aus der Zeit der Wäringer zu finden.

„Den Kulturzustand und die politischen Einrichtungen ignorirte er völlig, und sprach er darüber, dann machte er nur in Scheltworten und Flüchen seinem Herzen Luft. Auf seinen Wanderungen quartierte er sich bei Gutsbesitzern und Pächtern ein; er ließ sich von ihnen bewirthen, schlief in ihren Betten, aber belohnte ihre Gastfreundschaft meistentheils mit Grobheit und Unverschämtheit. Er glaubte, es sei ihre Pflicht, einem solchen Mann wie er zu helfen, der aus Eifer für alles alte allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagte. Ein Dienstmädchen, das es einst gewagt hatte, seine Stiefel zu bürsten, schalt er jämmerlich aus. — „Will sie alte Schachtel ein ander Mal meine Stiefel stehen lassen? Ich gebrauche die dummen Bürsten nicht. Wenn meine Stiefel schmutzig sind, dann wasche ich sie mit Tinte und damit ist die Sache abgethan." — Oft bekam er sogar Prügel und wurde zur Thür hinausgeworfen; aber daraus machte er sich gar nichts. Er hatte keinen Freund, kein Heim; alle seine Manuskripte trug er in der Tasche, bis sie ihm zu schwer wurden; dann verbarg er sie — nicht etwa in einer Stadt oder bei einem Einwohner: für ihn gab es keine Stadt und keinen Einwohner — in einem Steinhaufen auf dem Felde oder in einer alten Ruine, wo er sie wieder finden konnte.

„Dieser seltsame Mann trat gerade bei mir ein, als ich mit meinen isländischen Sagen beschäftigt war. Er half mir mit diesem und jenem und gab mir einen Begriff von der isländischen Grammatik. Aus der neueren Poesie machte er sich gar nichts; dagegen war jeder

Reimbuchstabe, jedes verdrehte Bild bei den alten Skalden ihm heilig, und da er mit den nordischen Sitten und dem Wesen der Heldenzeit vertraut war, lernte ich viel von ihm; es interessirte mich, mich mit dem Antiquar in das Dunkel des heidnischen Alterthums hinauszuwagen, wie Aladin mit Noureddin in die unterirdischen Höhlen nach der verschwundenen Lampe."

Später schreibt Oehlenschläger in seinen Erinnerungen:

„Der sonderbare Alterthumsforscher Arendt, von dem ich bereits früher gesprochen habe und den ich viele Jahre hernach als Strauß in meinem Drama „Die italienischen Räuber" auftreten ließ, kam auch nach Paris. Die Franzosen wunderten sich über diesen Menschen, der fast wie ein Bettler gekleidet war, aber die Taschen voll gelehrter Manuskripte hatte. Er war vor mir dort angekommen, aber in dem Augenblick, wo er sich an der Pariser Barrière befand, fiel ihm plötzlich ein, daß er ein Manuskript in einem Steinhaufen, eine Viertelmeile von Lübeck entfernt, vergessen habe. Er wanderte also zurück, um dies zu holen, und das nahm natürlich einige Zeit in Anspruch. Millin, Professor der Archäologie und Direktor des antiquarischen und Medaillen-Kabinetts, war höflich gegen ihn, aber er sehr grob gegen Millin und warf diesem Unwissenheit vor. Man kann sich zwei größere Kontraste gar nicht denken! Jener vornehm, Bewohner eines herrlichen Hôtels, wo alle Gelehrten zu gewissen Stunden der Woche freien Zutritt haben und in prächtigen Zimmern alle neuen Bücher und Journale lesen können; — und Arendt in einem groben Rock von blauem Filz, die langen Haare unter dem Rockkragen und alle Taschen schwellend von Papieren wie Fischbeinröcke der Frauen.

„Schließlich wurde ich doch des Herrn Arendt überdrüssig. Als ich ihm eines Morgens einen alten Rock, etwas Leibwäsche und ein Paar Stiefel geschenkt und mein Frühstück mit ihm getheilt hatte, begann er, während er mit einer Brodkruste den Milchtopf auswischte, unverschämt über meinen König zu sprechen, und da bat ich ihn, sich zu entfernen, wenn er nicht wollte, daß ich ihn die Treppe hinunterwerfen sollte. Er ging und seit der Zeit sprach ich nie mehr mit ihm.

„Freilich wäre er tief gefallen, denn ich wohnte im Hôtel de Quinze-vingt im siebenten Stock."

Schließlich schreibt Oehlenschläger:

„Als ich nach Florenz kam, trafen Koes und ich unvermuthet unsern lieben Bröndsted. Wir wußten wohl, daß er bald nach Italien kommen würde, allein er überraschte uns hier und das verdoppelte die Freude des Wiedersehens. Als wir gemeinsam zu Mittag gegessen hatten, spazierten wir bei dem schönen Wetter Arm in Arm durch die Stadt. An einer Straßenecke stand ein dürftig gekleideter kleiner Mann mit schwellenden Rocktaschen, der den Kopf mit der spitzen Nase in die Höhe streckte — wie ein Huhn, das trinkt — um ein Plakat zu lesen, das ziemlich hoch angeschlagen war. „Dort steht Arendt", flüsterte ich leise den andern zu, während wir dicht an ihm vorübergingen. Er gewahrte uns nicht und wir eilten davon; dann sah ich ihn niemals mehr. Er lebte noch einige Jahre, ging noch oftmals vom Süden nach dem Norden und vom Norden nach dem Süden und schließlich fand man ihn in einem Graben — ich erinnere

mich nicht, ob es in der Nähe von Tornea, Marseille, Moskau oder Venedig war — todt, infolge eines Herzschlages; aber die Taschen voll Manuskripte, die man zu nichts gebrauchen konnte."

Das erste Heft des vierten Bandes des „Statsborgerligt-Magazin", herausgegeben von C. F. Carlsen und Dr. R. Falk, bringt folgende Nachricht:

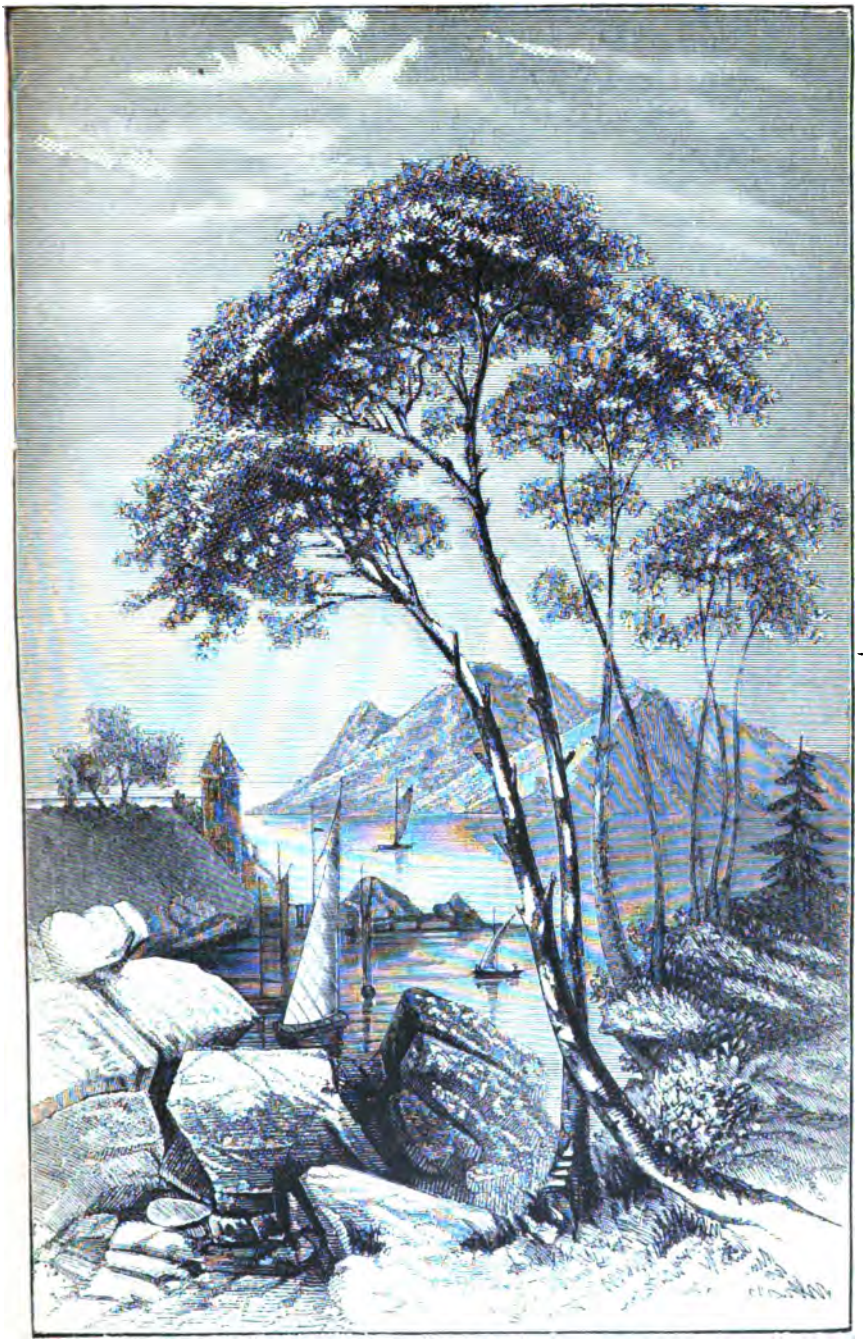
„Im vorigen Herbst starb in der Nähe von Venedig der bekannte M. F. Arendt, wie der nordische Alterthumsforscher sich zu nennen pflegte. Näheres über diesen Mann und seinen Tod enthält folgendes Schreiben, das in der Salzburger medizinisch-chirurgischen Zeitung von 1824, Nr. 2, sich befindet:

„Venedig, den . . . 1823.

Zwei Meilen von hier starb plötzlich zufolge aller eingegangenen Nachrichten an einem Nervenschlage der wegen seiner enormen Gelehrsamkeit, antiquarischer Untersuchungen und Schriften nicht weniger als durch seine wissenschaftlichen Reisen zu Fuß durch fast ganz Europa berühmte dänische Gelehrte M. F. Arndt. Er war in Altona um das Jahr 1769 geboren. Seine Studien machte in er Kopenhagen und auf mehreren deutschen Universitäten, besonders in Göttingen. Er studirte anfangs Naturwissenschaft und Medizin, aber verließ die letztere ganz, um sich den Alterthumsforschungen zu widmen. Während der letzteren Jahre beschäftigte er sich mit den Urformen der Buchstaben und gab auch in Stockholm eine Tabelle darüber heraus. Die gegossenen Typen hierzu trug er bei sich. Da er schlecht gekleidet war, zu Fuß reiste, Geld bei sich hatte, kurz vorher in Neapel, dann in Spanien gewesen und nun nach Neapel zurückgekehrt war, so erweckte er bei der unwissenden neapolitanischen Behörde den Verdacht, Carbonari, Sektist oder Spion zu sein. Er wurde infolge dessen in das für Staatsverbrecher bestimmte Gefängniß St. Francesco in Neapel gebracht und war hier manchen Mißhandlungen ausgesetzt. Hier bekam er eine schwere Leberkrankheit, von der er jedoch durch Hilfe seines Landsmannes und Freundes, des Dr. Albrecht v. Schönberg, völlig hergestellt wurde. Die Kränkungen, die er hier auszustehen gehabt hat, haben sicherlich zu seinem frühen Tode nicht wenig beigetragen. Aber ein viel unersetzlicherer Verlust für jeden Arzt und Naturforscher ist es, daß er Material zu sechs Oktavbänden nicht allein über seine antiquarischen, sondern auch über seine naturgeschichtlichen Untersuchungen in Norwegen gesammelt hatte, das verloren zu sein scheint; und da er oft in Gegenden gekommen war, die kein Gelehrter vor ihm besucht hatte, so konnte man etwas außerordentliches von ihm über dieses Land erwarten."

Dieser Bericht, der einige Fehler enthält, wie falsche Buchstabirung des Namens und falsche Angabe des Geburtsjahres, wie auch daß Arendt ein dänischer Gelehrter gewesen, während er ohne Zweifel ein deutscher Gelehrter war, wird im Lexikon schleswig-holsteinischer-lauenburgischer und eutinischer Verfasser von 1716 bis 1828 u. s. w. von Dr. L. Lübber und H. Schröder ergänzt und berichtigt. Dort heißt es:

„Martin Friedrich Arendt, geboren am 22. Februar 1773 in Altona, gestorben in Italien, nicht fern — zwei Meilen — von



Die stille Bucht.

Originalzeichnung von A. Senni

Venedig 1823 wahrscheinlich im April — nach andern im Mai — vorbereitet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Kopenhagen, Göttingen und auf mehreren anderen Universitäten erst Medizin — er war ein vorzüglicher Botaniker — aber verließ später dieses Studium, um sich der Alterthumsforschung zu widmen und that dies mit unermüdlichem Eifer, Aufopferung, Anstrengung und Entsagungen während seines ganzen übrigen Lebens. Er bereiste und zwar zu Fuß die meisten Länder Europas; er war mehrmals in Frankreich, Spanien und Italien und hielt sich lange in Schweden auf. Er besuchte auf Kosten seiner Regierung, um die skandinavische Sprache und Alterthümer zu studiren, die Insel Island, richtete seine gelehrten Forschungen hauptsächlich auf Norwegen, wo er auch die meisten Jahre seines Lebens zubrachte und wo er den höchsten Norden erreichte und Gegenden besuchte, die nie zuvor von dem Fuß eines Gelehrten betreten worden waren. Als er das letzte Mal, 1821, sich in seiner Vaterstadt befand, äußerte er den Vorsatz, noch drei Jahre zu reisen und dann irgendwo Ruhe zu suchen, um seine Forschungen und Untersuchungen der gelehrten Welt vorzulegen. Er reiste dann — wahrscheinlich zuerst nach England und dann über Frankreich — nach Italien und fand hier seinen Tod, leider bevor er seinen Vorsatz ausgeführt hatte. Von einer schweren Krankheit, die ihn in Neapel überraschte, genesen, müssen doch die Kränkungen, welche er hier erlitt, seinen frühen Tod hervorgerufen haben, denn dieser erfolgte kurz darauf, wahrscheinlich infolge eines Nervenschlages. Die Hauptzüge seines Charakters waren strenge Redlichkeit, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, unermüdlicher Fleiß und Eifer. — Seine dürftige Lage und Erziehung in der frühesten Jugend, seine Lebensweise und der Umstand, daß er nur für seine Wissenschaft und für nichts anderes existirte und lebte, muß die Ursache gewesen sein, daß er sich über alles Konventionelle, namentlich in Rücksicht auf sein äußeres, hinwegsetzte und dadurch sicherlich sich oft selbst schadete in Bezug auf seine Thätigkeit, Nützlichkeit und sein Glück. Während der letzten Jahre seines Lebens beschäftigte er sich vornehmlich mit Vorlesungen über die Urformen der Buchstaben und gab auch in Stockholm eine Tabelle heraus, zu welcher er die gegossenen Typen wie ein Heiligthum bei sich trug."

Wer die Mittheilungen des Domherrn Meyer und die Oehlenschlägers über Arendt mit denen Lübbers und Schröders vergleicht, wird zu der Einsicht gelangen, daß das Urtheil jener Männer, welche Arendts äußeres Wesen und dessen Eigenthümlichkeiten vor Augen hatten, einseitig war, während dagegen Lübber und Schröder den Gelehrten und den gelehrten Forscher charakterisiren. Wie mitgetheilt, endete ein mit so reichen Geistesgaben ausgestatteter Mann, der leider zu einseitig war, um das ihm anvertraute Pfund zum besten der Menschheit zu verzinsen, auf so traurige Weise. Er war in seiner Art einzig dastehend und sowohl in geistiger wie in körperlicher Beziehung eine seltene Erscheinung. Was war Seumes Fußwanderung nach Syrakus gegen die Wanderungen dieses Sonderlings, von dem man in Wahrheit sagen kann: Omnia sua secum portat! Wer weiß, wie viele und in welchen Ländern noch Manuskripte durch Eisenbahn-Anlagen, durch Ausgleichungen der Erdhügel, der Hünen-

gräber und Steinhaufen an den Tag gekommen und verächtlich beiseite geworfen sind? Die Fremden dürften auch nicht mehr imstande sein, die räthselhaften Zeichen zu deuten und niemand wird mehr an die unermüdlichen Sammlungen des gelehrten Sonderlings denken.

Berlin. Emil Jonas.

Beim Wein.

ein letztes Blut, mein Beutelein,
Muß dieſe Stunde fließen,
Dafür, mein Schänk, kredenz mir Wein
Vom grünen Rhein,
Die Seele zu begießen.

Was kümmert mich die nächſte Stund',
Was kümmert mich das Morgen,
Führ' ich den Wein, klar und geſund,
Zum durſt'gen Mund,
So fliehen alle Sorgen.

Blickt der Philiſter ſcheel und kraus
Zu ſolchem loſen Treiben:
Pack' Dich Schlag zehn Uhr flugs nach Haus,
Biſt mir ein Graus,
Magſt ganz bei Muttern bleiben!

Denn Herz und Sinn erfreut der Wein,
Gießt Feuer in die Adern,
Das ſiehſt, Philiſter, Du nicht ein;
Ich bleib' beim Wein
Und pfeif' auf Dein Salbadern!

Boehnke-Reich.

Warum?

Stimmungsbild von Dr. Alfred Friedmann.

I.

Warum weinte sie?*)

Ein schweres Gewitter war lange im Herannahen gewesen.

Nun fielen einzelne Tropfen, dann sich breitschlagende Wassermassen gegen die rasch heraufgezogenen Fensterscheiben des davonbrausenden Kurierzuges. Der Jüngling warf sich, von dem letzten, sein Auge treffenden Bilde bestürzt, in die rothen Sammtkissen zurück und fragte sich, wie von einer plötzlichen Offenbarung erfaßt: „Warum weinte sie?

Als der Erleuchtete sich gleichzeitig selbst die Antwort gab, brach er, konvulsivisch zuckend, in einen Thränenstrom aus.

Armer, glücklicher Junge!

Fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, hatte er die letzten Ferien, die er auf dem bedeutungsvollen Lebenswege vom Gymnasium zur Universität haben sollte, in dem herrlichen Gmunden verbracht. — Der jüngere, reichere Bruder seines Vaters lud ihn ein, die paar Wochen an den Ufern des Traunsees zu verträumen. Stephan war in kleinlichen Verhältnissen in Linz erzogen worden. Sein biederer Erzeuger, ein wackerer Gewürzkrämer, besaß indessen Verständniß genug, die Aspirationen seines Erstgeborenen nach höherem zu billigen und ließ ihn einstweilen etwas tüchtiges lernen. Homer und Horaz zeigten dem Strebsamen die Welt in einem höheren Lichte, als das, welches von der provinzialen Gasbeleuchtung ausstrahlte und zugleich die Gewürze des Herrn Vaters in höchst kümmerlicher Beleuchtung.

Stephan war sicher, in Wien an der Universität in sehr kurzer Zeit zu promoviren, und dann, in wenigen Jahren, einen Weltruf als . . . , als was, war ihm noch nicht ganz klar — zu erringen. Er war noch nicht fest entschlossen, ob er Goethe, Helmholtz, Eddison, Bluntschli, Mommsen, Virchow werden wolle — aber es war ausgemacht, daß sein Name in Bälde mit den besten zu nennen sei!

Ist denn überhaupt ein Ziel erreichbar, wäre es nicht tief in der Menschennatur begründet, sich ihr Ziel weit über ihr Können hinaus zu stecken!

Nun lud Onkel Hermann, der reiche Wiener Maschinenfabriksbesitzer, den hoffnungsvollen Sohn seines weniger glücklichen Bruders ein!

Wie Stephan sich freute!

Wie er die paar Stunden, die seine Vaterstadt von dem Juwel am Traunsee trennten, in hochfliegenden Träumen verwehen sah. Frei-

*) Aus: „Erlaubt und Unerlaubt" von Alfred Friedmann. Verlag von J. C. C. Bruns in Minden i. W. Das zweite Stimmungsbild „Warum lachte sie?" folgt in Heft 6 des „Salon".

heit, Natur, Lebensgenuß, vielleicht irgend eine schicksalwerdende Bekanntschaft, ein hochangesehener Professor, der ihn sofort zu seinem Famulus erkor — alles malte er sich in glühenden Bildern aus, stellte er sich in plastischer Wirklichkeit und Herrlichkeit vor.

Und dann hüllte ihn noch ein Wunsch, ein Traum, ein Gedanke ganz ein — er schwamm förmlich in einem Medium von Duft, Poesie, in einem Luftstrom, darin es knitterte und knisterte wie von Seidenrauschen, blonden elektrischen Haaren, darin es klapperte von kleinen Safian-Stiefelchen und rothen Pantöffelchen, klein wie die Philinens, aber einer höheren Gattung von Frauenfüßen angehörig!

Er hatte sich toll und voll gelesen an dem, was die thörichten, verderblichen Dichter, die Plato so weise aus seinem Staate, dem Musterstaate, ausgeschlossen wissen wollte, an dem, was die Poeten sagen und singen über Frauenliebe!

Nun war er angekommen und hielt die Hand vor die Augen, geblendet von so viel nie gesehener Schönheit. Der blaue See, die kahlen, furchtbaren Felsmassen des Traunsteins, die fichten- und tannenbewaldeten kleineren Berge, dort, fern, märchenhaft verschwommen, das liebliche Traunkirchen am Seesende — und nun — schloß ihn Onkel Hermann in die Arme und küßte ihn auf den Mund. Onkel Hermann war ein Riese, ein Hüne, mit blondem Vollbart und treuen, trauenden, blauen Augen; vollkommen wie Lohengrin in der Oper sah er aus!

„Ist das Vetter Stephan?" fragte ein süßes Kinderstimmchen.

Und Stephan erblickte nun ein kleines Mädchenbild, dem Lohengrin wunderbar ähnlich sehend. Nur hatte das kleine Mädchen brünette Haare und braune Teufelsaugen.

„Ja, das ist Vetter Stephan, von dem wir Dir erzählt haben! Du wirst recht artig mit ihm sein!" sprach Lohengrin.

Sie fuhren in einem Wagen ins Hôtel Bellevue am See.

„Mama steht schon auf dem Balkon!" rief das Püppchen, das Mathilde hieß.

Stephan blickte hinauf und — sein Herz stand stille.

Ja, das war Frauenschönheit, wie er sie, in solcher Umgebung, nie gesehen. Das Etui war wie die Perle. Eine wundersame Brünette, den Oberkörper weit über die Eisenbrüstung des Balkons gelehnt, den einen, außergewöhnlich kleinen Fuß durch die Stäbe desselben vorschiebend, stand in einfacher, aber prächtig reicher Kleidung, wie eine Châtelaine vergangener Jahrhunderte da oben, nach dem aus dem Kriege, oder von Raubzügen heimkehrenden Rittergemal ausspähend.

Stephan liebte diese Glanzerscheinung noch ehe er die Treppe hinaufgekommen; wie er hinaufgelangte, war ihm auch später ein Räthsel geblieben.

Sie reichte ihm ihre kühle, kleine, weiche Hand und begrüßte ihn herzlich!

„Willkommen, lieber Vetter Stephan!" Sie hatten sich nie gesehen. Dann küßte sie ihren Mann, ihr Kind. Stephan konnte es nimmer begreifen, daß ihm da, gerade da, Gottfried Kinkels Verse so ungefähr beifielen:

„Wenn Frau'n einander Küsse geben,
So sagt das nur uns Männern daneben,
Schlöß' ich Dich erst in den Arm hinein,
Was sollten das für Küsse sein!"

Wie, sein erster Gedanke war eine Anklage der Koketterie; statt „Frauen" konnte der Dichter ja auch „Mann und Kind" gesetzt haben, etwa:

„Wenn Frau'n ihren Männern Küsse geben!"

oder

„Wenn Mütter den Kindern Küsse geben!"

Wie, sofort bezichtigte er die schöne Tante eines Anschlages auf sein schon ihr gehörendes Herz! — Eifersucht macht schlecht und der arme Narr war schon eifersüchtig auf die Liebesbezeugungen der Mutter gegen Gemal und Kind!

Indessen, keine Seele ahnte, was in Stephans Seele vorging. Wie jeden anderen gewöhnlichen Reisenden, wies man ihm sein Zimmer an. Es lag dem der Frau Tante gegenüber! Nur ein Korridor, der jetzt nach dem gemeinschaftlichen Mahle und einer herrlichen Fahrt à quatre über den mondbeglänzten See, mit unzähligen staubigen Stiefeln von allen Größen verunziert war, trennte sie! — Am Sonntag unternahm das Ehepaar mit Mathilden und der hübschen Bonne und natürlich mit Stephan eine Rundfahrt auf dem See, auf einem Dampfer. Man frühstückte am „Stein", man tafelte in „Altmünster", soupirte in Traunkirchen und schlief ermüdet in Gmunden ein. Am Montag reiste Lohengrin in die Stadt zu seinen Arbeitern und Maschinen und Stephan begleitete ihn an den Seebahnhof.

Nun begann ein Leben voll Grauen und Wonne für Stephan. Er liebte Johanna, seine heitere, lustige, sorglose, lebenslustige Tante. Sie hatte ein goldenes Gemüth. Sie war immer hochgestimmt und fröhlich; sie wußte nicht, wie man die Stirn in Falten zusammenzog, nichts ärgerte sie, sie faßte alles von der glänzenden Seite auf und sah nie die Schatten der Dinge. Es fehlte ihr ja nichts. Gesundheit, Reichthum, einen liebenden Gatten, ein entzückendes Kind, Geist, Verstand, Bildung — alles besaß sie. Wie sollte sie der arme Stephan, der so viel von Frauenhuld, Frauenschönheit, Frauenliebe geträumt, und nie ein Aehnliches gesehen, nicht lieben? Und täglich, wenn er sie so sorglos, so hingebend, so liebenswürdig fand, fragte er sich, sollte sie ihn nicht auch ein wenig lieben!? Ein hübscher, schmucker Bursch war er, wenn auch nicht so modisch gekleidet, wie viele gestriegelte Wiener, die der eleganten Frau Tante die Fingerspitzen küssen durften. Aber das war doch klar, daß sie am liebsten allein mit ihm blieb, fuhr, promenirte und daß er mehr gelernt und gelesen, als alle die Wiener Herren und — vielleicht selbst als Onkel Hermann!

Arme, eitle, sorglose Unschuld! Er war eben so unbedeutend; er komprimittirte nicht — il ne tirait pas à conséquence!

Am frühen Morgen stand er mit Tante Johanna auf dem Balkon. Die Bäume der Esplanade sahen sich von oben wie ein endloser grüner Waldweg an, so symmetrisch waren sie zurecht gestutzt. Vögel spazierten in diesem Scheinparke umher, sangen, schnäbelten sich und jubilirten dann unbarmherzig wie glücklich Liebende, die sich nicht

erinnern, daß es auch hoffnungslos harrende giebt. Ueber den blauen See flogen weiße Schwäne, wie in dem Märchen und ließen sich zwischen den beflaggten Schiffchen nieder. Drüben zwischen malerischen Gebüschen hob Schloß Ort seine weißen Wände und rothbraunen Schindeldächer, seine viereckigen Thürmchen mit abschließenden Kugeln und Spitzen und Kreuzen aus der kühlen Flut. Und der Arm und das Haar und die Fußspitzen Johannens berührten arglos den Fuß und das Haar und den Arm Stephans und dieser wollte die Herrliche vor aller Welt umschlingen und küssen und ihr zurufen: „Ich liebe Dich!“

Aber er schwieg und bezwang und verzehrte sich selbst. Und sie fuhr mit ihm in den schmalen nach englischem Muster gebauten Booten, allein, weit, weit auf den See hinaus. Wenn sie selbst ruderte und ihre keusche Büste bald vor, bald rückwärtsbog, wenn die schönen Linien der vollen Arme unter dem Seidenkleide wechselten, oder wenn er die Ruder brauchte und sie, vom Steuer zur Seite geneigt, die weiße Hand und den halben Arm in die Spiegelflut hielt, die sich kräuselte, wie die Haarwellen auf ihrer Stirn, dann wollte er wieder auf sie zueilen, sie umarmen und — versänke das Schiff mit ihnen beiden auf die unergründliche Tiefe — ihre Gegenliebe erringen. Aber er schwieg und sie sprachen von Büchern und Dichtern und Natur — nur nicht von Liebe. Dann fuhr er mit ihr und Mathilde auf einem von Flößern erbauten Holzschiff die Traun hinab bis zum Traunfall. Wie von Glas oder Gletschereis schienen die beweglichen Fluten, auf denen sie hinabrollten wie — Kellers Romeo und Julie, Vreneli und ihr Liebster, wie es dem verliebten, unglücklichen Stephan däuchte. War das eine Fahrt! Hundertmal durfte der Vetter der Frau Tante den Wasserstaub aus den dahinflatternden Haaren, von den Kleidern mit ihrem feinduftigen Taschentuche wischen und, als dieses naß war, mit dem seinen. Am Traunfall aßen sie köstliche Forellen und lagerten sich dann im Walde. — Er und sie und zwischen ihnen Mathilde. Unten bewegten sich leise die Farrn und Waldkräuter, oben rauschten die Kronen der Buchen, die Fichten und Tannen warfen ihre Nadeln herab und die Sonne schickte mit ihnen, zwischen den Ritzen hindurch, ihre Strahlen herunter. Mathilde küßte die Mutter auf den Mund. Wochen waren verflossen und das Kind hatte sich schon daran gewöhnt, den Vetter Stephan wie einen Bruder zu betrachten. So küßte denn Mathilde auch den ins Gras gestreckten Vetter und ging, blaue Glocken und rothe Beeren zu suchen.

Das Kind war aber die Biene gewesen, die zwischen zwei sich fernstehenden Blumenkelchen befruchtend, geschäftig hin und her fliegt.

Der sechzehnjährige Jüngling fühlte auf seinem Munde nicht den Kuß des vierjährigen Mädchens, sondern noch den der sechsundzwanzig Jahre alten Tante Johanna. Seine Einbildungskraft ließ ihn wähnen, nicht der unschuldige Kindermund, sondern der purpurn glühende einer seine Liebe theilenden wundersamen Frau habe ihn berührt, und er erhob sich auf die Kniee vor der Lagernden, und faßte ihre Hand, und bedeckte sie mit Küssen und stammelte wonneselige, halbverwirrte — schnellbereute Worte.

Johanna erhob sich, sich auf die Linke im Gras stützend, sah ihn

mit einem Blicke an, den er nie vergessen wird — Ueberraschung, Mitleid, Spott, Bedauern, Reue, Gram — alles lag darin — und dann sagte sie:

„Stephan — Du bist ein Narr!"

Der Narr Stephan, der jetzt im Eisenbahncoupé sitzt und so jämmerlich weint, daß es einen Stein erbarmen möchte, weiß nicht mehr viel von dem, was seit jener Stund' mit ihm geschah. Er glaubt, es war ein Samstag, der dritte Samstag nach seiner Ankunft. Onkel Hermann kam wieder zum Besuch von Weib und Kind aus der Stadt. Sie saßen in ihrem Salon, beim Schein einer großen Oellampe mit einer milchweißen Glocke und als die Herren so beim Käse, oder der Cigarre waren, streichelte Tante Johanna den armen Narren Stephan mit der kühlen Hand über das volle Haupthaar und sagte ganz ruhig und ernst, ohne einen Anflug von Spott, Ironie, doch wohl mit tieferer Bedeutung:

„Denke Dir nur, lieber Hermann, unser guter Vetter Stephan hat sich auf Leben und Tod in mich verliebt und mir es gestanden!"

Onkel Hermann sah seine Frau, dann den Vetter Stephan an und sprach — eine Weile nichts. Dann bot er ihm eine Cigarre an und schlug eine Kahnfahrt vor. An der Brücke, daran das Schifflein lag, reichte er seiner Frau galant die Hand zum Einsteigen. Aber als Stephan auch den Fuß in den Nachen setzen wollte, fühlte er sich von dem riesigen Onkel gefaßt. Dieser hielt das Schiff mit dem einen linken Fuß noch am Brückenrande fest, hatte den Vetter in den Arm genommen und ihn wiegend, wie er etwa Mathilden wiegen und tragen würde, drückte er ihn an sich, und ihm einen Kuß auf den Mund gebend, sagte er ihm dann ins Ohr: „Armer Junge, so was giebt sich! Lerne erst das Leben und die Welt kennen!"

Dann fuhr man in die Mondnacht hinaus. Hermann war ausgelassen lustig, Johanna still und bewegt, Stephan befangen.

An diesem Abend stand er nicht Schildwacht an der Thürspalte seines Zimmers, bis ein weißer Arm ein Paar Stiefelchen drüben auf die Binsenmatte warf. Es war stets ein seliger Moment für ihn gewesen. Der arme Narr! Er hatte keine Ahnung, daß dies das Geschäft der Zofe, nicht der Herrin war! Er weiß aber noch eins sehr genau. Der Onkel fuhr fort, er blieb noch auf dessen ausdrücklichen Wunsch und Befehl ein paar Tage. Dann begleitete ihn Frau Tante Johanna an den Seebahnhof. Sie sagte sich vielleicht, sie sei in ihrer Arglosigkeit, in der Unterschätzung seiner Unbedeutendheit etwas zu weit gegangen, und müsse — nun noch so weit mitgehen. — Sie sprach ihm Muth ein und Hoffnung auf ein großes Leben ohne Enttäuschung.

Ein schweres Gewitter war lange im Herannahen gewesen. Stephan stieg ein, beugte sich heraus und wehte mit dem Tuche, während der Zug sich in Bewegung setzte. Da sah er, wie sich Tante Johanna umwandte und ihr Spitzentuch vor die Augen hielt. Der Jüngling warf sich in die Kissen zurück! Warum weinte sie?

Ein Urtheil über Viktor Hugo vor fünfzig Jahren.

„Im neunzehnten Jahrhunderte lebten in Frankreich sowohl in ihrem Vor- als Familiennamen gänzlich gleichnamige Schriftsteller; und diese Uebereinstimmung ist um so sonderbarer, als der Stil und die Manier dieser beiden Schriftsteller in dem vollkommensten Kontraste zueinander stehen. Zwar wollten sie einige Biographen miteinander verschmelzen und stellten, auf eine so vollkommene Gleichnamigkeit gestützt, die Behauptung auf, daß diese beiden Poeten nur eine einzige Person ausmachten. Allein gegen diese Annahme streitet die wesentliche Differenz des Stiles, der Meinungen und Gefühle des einen von den Meinungen, Gefühlen und dem Stile des anderen.

Diese beiden Poeten hießen Viktor Hugo. Der erste hat Oden geschrieben, welche vielleicht die schönsten lyrischen Denkmäler sind, die die französische Literatur aufzuweisen hat. Der monarchische und religiöse Geist reden darin eine reine, mächtige, energische, lebendige Sprache, wie es die jener großen Dichter ist, welche als Frankreichs ewige Zierden dastehen. Viktor Hugo, der erste dieses Namens, hatte sich den hohen und schönen Beruf erwählt, alle die heiligen und antiken Sagen des Volksglaubens in seinen Gesängen zu feiern. Er fand bewunderungswürdige Töne für jeden Ruhm, jede Freude und jedes Mißgeschick seines Vaterlandes; nach fünfundzwanzig Jahren der Zerrüttung, der Revolutionen und des Unglücks erschien er wie eine Stimme vom Himmel, um alle die Aufopferungen dieser unglücklichen Periode zu verewigen, über alle die edlen Schlachtopfer zu weinen, sein Vaterland zu den tröstenden Worten des Glaubens zurückzuführen, und es schien, als ob die Gedanken des Dichters ihm die schönen und reinen Töne seiner Lyra von selbst eingäben. Das war der bewunderungswürdige Beruf, welchen Viktor Hugo, der erste dieses Namens, sich gewählt hatte. Unglücklicherweise war dem Anscheine nach seine Laufbahn kurz. Diese harmoniereiche Stimme verhallte bald und ließ in den Herzen der wahren Poesiefreunde die tiefste Betrübniß und Trauer zurück.

Das Auftreten Viktor Hugos, des zweiten dieses Namens, war wenig geeignet, sie zu trösten; denn wenn auch dieser Schriftsteller ihrem Andenken den Namen des Dichters mit jener edlen Begeisterung zurückrief, um dessen Verlust sie trauerten, so protestirten doch der Stil und die Meinungen des Neuaufgetretenen förmlich gegen diese zufällige Uebereinstimmung. Was Viktor Hugo der Erste verehrt hatte, das trat Viktor Hugo der Zweite schändlich mit Füßen. Der eine hatte den monarchischen und religiösen Glauben besungen, hatte mit seinen frommen Händen die durch die Revolutionsstürme umgestürzten Altäre wieder aufgerichtet, während der andere sich mit Männern verband, welche die Kirchen plünderten, die glorreiche Fahne des alten Frankreich zerrissen und die Lilien auf der Façade der Monumente auskratzten. Zugleich aber, daß der zweite Viktor Hugo einen eigenen, ganz von demjenigen verschiedenen Weg einschlug, welchen sein Vorgänger gewählt hatte, redete er auch eine ganz andere Sprache. Statt der reinen und eleganten Töne des Oden-Verfassers, bediente er sich

eines zugleich trivialen und schwülstigen Idioms, voller Bilder und Gedanken, welche Ekel einflößen. Der Weg, welchen er gewählt, brachte ihm Unglück, denn während Viktor Hugos des Ersten Verse in allen Bibliotheken wie eins der schönsten Denkmäler der französischen Sprache einen Platz erhielten, thaten die Freunde der Poesie, welche zugleich auch Freunde alles religiösen Glaubens sind, da sie in Viktor Hugos des Zweiten Werke einige unter Haufen von Koth vergrabene Goldtheilchen fanden, weiter nichts, als daß sie die ungläubigen Verirrungen seines Talentes beklagten.

Die Werke von Viktor Hugo dem Zweiten sind heutzutage nur einer kleinen Anzahl Neugieriger bekannt."

Es soll dies ein vorgeahntes Urtheil sein, das die Nachwelt dem französischen Dichter ertheilen wird, da der Verfasser folgendermaßen fortfährt:

„So lautet das wahrscheinliche Urtheil, welches in einigen Jahrhunderten die Kritiker und Bibliophilen fällen werden . . . Dem Viktor Hugo wird dieselbe Ehre, wie dem guten Homer widerfahren, welcher, ohne es zu wollen, der Gegenstand eines langwierigen Streites gewesen ist, als sich die Gelehrten über die Frage, ob der Verfasser der Iliade mit dem der Odyssee identisch ist, oder ob sie zwei verschiedene Personen waren, die sich in diese zwei entgegengesetzte Meinungen theilten.

Wir sind der Meinung, daß in Betreff Viktor Hugos die Frage zu Gunsten der zweiten Annahme entschieden werden wird . . ."

P. B.

(Magazin für die elegante Welt 1835.)

Nippsachen.

Der Kuß. Worin mag wohl der Grund liegen, daß die neueren Sprachen des südlichen und südwestlichen Europas so arm an Wörtern zur Bezeichnung des Kusses sind? Küssen sie weniger, als andere Völker? — — Hatten doch die Römer, das erste, rauhe Volk, drei schöne Namen für den Kuß: oskulum, suavium, basium. Ihre Nachkommen dagegen, die Italiener, ließen oskulum und suavium untergehen und bildeten aus dem minder züchtigen basium ihr baccio, womit sie sich sprachlich nothdürftig behelfen. Ebenso ist es bei den glühenden Spaniern, welche nur beso und das Zeitwort besar haben. Der Portugiese hat neben dem bejo das osculo behalten. Am allerärmsten in der Bezeichnung sind die Franzosen, denn sie haben ihr baiser so entweiht, daß es ohne Beisatz gar nicht gebraucht werden kann.

Auch die Völker germanischer Abkunft haben keinen Reichthum darin. Wir Deutschen haben außer „Kuß" eigentlich auch keine andere Bezeichnung mehr dafür, denn von Provinzialismen, wie dem Bernischen „Mündschi", dem bayerischen „Buserl" und dergleichen kann nicht die Rede sein. Das gilt von den Zeitwörtern: Küssen heißt im Osnabrückschen „pipen", in manchen Gegenden der Schweiz „schmugeln", im Hannöverschen „schnützen". Allgemeinere Bezeichnungen sind: „Mäulchen", „Schmatz" und „Schmätzchen", aber jenes ist offenbar nur von der Sentimentalität dem oskulum willkürlich nachgebildet und letzteres entschieden als Naturlaut widerwärtig.

Die Engländer, welche doch sonst alle Sprachen plündern, um den Raub in ihre Mundart einzuverleiben, waren beim Kuß sehr genügsam; sie haben nichts, als die von uns entlehnten Wörter: kiss und smak und endlich smick-smack (Geküsse). Etwas reicher darin ist der frostige Holländer. Außer kus, kusje hat er noch zoen und zoertje, smoeldermuiler heißt: küssen, daß es schmatzt.

Welch ein Gegensatz zwischen den angeführten Völkern und den weitverbreitetsten slavischen! Alle slavischen Sprachen sind ausnehmend reich an Ausdrücken für alle

Arten und Stufen von Zärtlichkeit und Liebe. Die wendische hat beispielsweise für Küssen die Worte: bebeti, objemati, kushuvati und lubuvati. So findet man in Stullis lateinisch-illyrisch-italienischem Wörterbuch unter oskulum folgende zehn Benennungen: ustca, rilla, rillica, cotoe, Gubuê, celivanje, celovanje, Gubtjenje, potjublje, kusces. Dieses Wörterbuch hat einen Franziskaner zum Verfasser, Bettelmönche aber machen gewöhnlich keine Jagd auf erotische Wörter.

E. Redenhall.

Nicht vielen dürfte es bekannt sein, daß schon vor 900 Jahren künstliches Eis hergestellt wurde, wie das aus einer Reisebeschreibung des Wulfstom, der um das Jahr 900 schrieb, hervorgeht. Da heißt es unter anderm: „Das Esthenland ist sehr groß, und da liegen viele Städte, und in jeder Stadt ist ein König und da ist auch viel Honig und Fischfang .... Und da ist unter den Esthen Sitte, wenn ein Mann todt ist, daß er drinnen unverbrannt liegt unter seinen Verwandten und Freunden einen Monat — bisweilen zwei; und die Könige und andere Leute hohen Ranges, um so viel länger, je mehr Reichthümer sie haben, bisweilen ein halbes Jahr, daß sie unverbrannt liegen, und liegen über der Erde in ihren Häusern, und alle die Zeit, welche die Leiche drinnen liegt, da soll Trinken und Spiel sein, bis auf den Tag, da er verbrannt wird. Es ist auch eine Sitte unter den Esthen, daß die todten Männer jeglichen Stammes verbrannt werden müssen, und wenn jemand ein einzelnes Gebein unverbrannt findet, so müssen sie eine bedeutende Sühne vornehmen. Es ist auch unter den Esthen eine Kunst, daß sie verstehen Kälte hervorzubringen, und deshalb liegen dort die todten Leute so lange und verwesen nicht, da sie eine solche Kühlung an ihnen bewirken. Und wenn man zwei Gefäße voll Bier oder Wasser hinsetzt, so bewirken sie, daß jedes überfriert, es sei im Sommer oder Winter.

Aus Venedig berichtet man folgende romantische Geschichte. In die Tabaktrafik des Herrn Alberti daselbst kam seit einigen Wochen täglich ein junger Engländer, der die feinsten Cigarren kaufte, dem schönen Ladenmädchen hübsche Geschenke mitbrachte und, soweit es seine mangelhafte Sprachkenntniß gestattete, derselben den Hof machte. Vor kurzer Zeit gab er dem Mädchen seine Visitenkarte, die auf den Namen „Lord Rowden" lautete, theilte ihr mit, daß er im „Grand Hôtel" wohne, die ganze erste Etage innehabe, und ersuchte sie um ihre Hand. Der Engländer verlangte, daß die Trauung schnell und geheim vollzogen werden müsse, da er befürchte, daß, falls seine Verwandten in England etwas von seiner Absicht erfahren, sie sicherlich Himmel und Erde in Bewegung setzen würden, um ihn von dem Plane abzubringen. Vorsichtigerweise ging Signor Alberti selbst ins Hôtel, um bei einem Glase Wein einen der Kellner auszuforschen; der Engländer hatte nicht gelogen, das ganze Haus rühmte seinen Großmuth, seinen Reichthum. Am 20. August sollte die Trauung stattfinden. Da der Bräutigam zur rechten Zeit nicht anlangte, ging das Mädchen mit ihrem Onkel ins Hôtel, ihn zu holen und fand denselben festlich gekleidet mit weißer Krawatte — die Stiefel seines Herrn putzend ... Der Freier war Edward Manners, der Bediente des Lord Rowden. Das Mädchen fiel bewußtlos zusammen; der Lord selbst war im höchsten Grade empört, als er von dem Betruge hörte.

Mehlstaub-Explosionen. Vielfache Vorkommnisse haben bewiesen, daß in großer Menge entzündeter Mühlenstaub mit blitzähnlich anwachsender Flamme brennt, an der Oeffnung einer Röhre, die in einen solchen Staub enthaltenden Kasten oder Kammer führt, in Brand gesetzt aber gleichmäßig ruhig brennt. Entzündet sich in einer Mehlmühle der Kohlenstoff dieses feinen Stärkenstaubes, so entsteht durch den Zutritt des Sauerstoffs aus der umgebenden Luft aus den anderen Bestandtheilen der Stärke im selben Augenblicke Wasser. Und nicht nur dies allein, sondern bei der plötzlich entwickelten Reaktion und Hitze verwandelt sich dieses Wasser mit einer sechzehnhundert- bis achtzehnhundertfachen Volumenvermehrung in Dampf. Es sind nicht nur alle Elemente einer Explosion vorhanden, sondern sie treten noch gewaltiger in Wirksamkeit als bei einer Dampfkesselexplosion. Kaum wahrscheinlich ist es jedoch, daß die von Hitzeentwickelung begleitete mechanische Aneinanderreibung die chemische Reaktion unterstützt, so daß Wasserstoff frei wird und die Entstehung von Wassergas, Sumpfgas oder ölbildendem Gase verursacht.

Bezüglich der im Sommer 1884 erfolgten Malzstaub-Explosion in der Porterbrauerei von Baß in London machte Bähr, Beleuchtungs-Inspektor in Dresden, interessante Mittheilungen. Die ledernen Mühlbänder sind eine Quelle der Elektrizität, die dann und wann den Malz- und Mehlstaub entzünden kann, da in fast allen Fällen die Elektrizität von den verschiedenen Maschinentheilen absorbirt wird. Es

wäre folglich darauf zu achten, daß keine Metalltheile mit dem Treibriemen in Verbindung stehen, wenn gefährliches Material, wie eben Mehl- oder Malzstaub, in der Nähe ist. *

Berliner Witz. Die „Wiener Allgemeine-Zeitung" bringt einen sehr ansprechenden Aufsatz aus der Feder Johann Zieglers über die Berliner und ihren Dialekt. Ziegler bekennt, daß er die Berliner früher nicht gemocht habe, noch weniger ihren Dialekt, und fährt dann fort:

„Sein spitziger, schneidiger Klang, seine wie von geringschätzender Nachlässigkeit geformten Worte haben für den, der nicht daran gewöhnt ist, etwas abstoßendes, undeutsches. Dazu kam noch das Betragen der Preußen überhaupt und namentlich der Berliner, ihr vorlautes Wesen, ihr kalter Witz, ihr gemüthloses Beurtheilen aller Dinge, der höhnische Ton und das dreiste Lachen, dann das ewige „Det is ja jarnischt jejen Berlin! Da müssen Sie 'mal nach Berlin kommen." Man kennt ja diese Empfindlichkeit, und wer weiß, daß dem echten Berliner nichts größere Freude macht, als den empfindlichen Provinzialen „nu erst jrabe" anzugraulen, den kann imgrunde die so lange dauernde Erkaltung des Verhältnisses zwischen Berlin und Nicht-Berlin nicht wundern."

Ziegler erklärt aber, daß in der Abneigung bei ihm, wie bei der großen Mehrzahl der Deutschen allmählich eine Wandlung eingetreten sei. Er giebt dann einige Proben des Berliner Dialekts, die ihm besonders charakterisch erscheinen.

„Der Witz des Berliners hat oft einen hartherzigen Anflug; so sagt er beispielsweise: „Er hat verjnügte Beene" von dem Rückenmarkleidenden, der so geht, als machten seine Beine ihm Vergnügen. Von jemandem, der überflüssig wird, sagt er: „Er kann abkommen", nämlich sterben. Wenn er die Blumen auf dem Grabe seiner verstorbenen Frau begießen will, sagt er: „Ick jehe meine Olle bejießen." Von einem Menschen mit krankem, eingefallenem Gesicht sagt er: „Den kann man ooch 'n Vaterunser durch die Backen blasen." Einen dicken Menschen nennt er eine „Wasserleiche". Sanfter ist es schon, wenn er von einem Schielenden sagt: „Er hat 'n schenirten Blick" oder: „Er is 'n bisken schüchtern uf de Ogen", von einem Verrückten: „Er is brustkrank in'n Kopp", von einem Blatternarbigen: „Der hat mit's Jesicht uf'n Rohrstuhl jesessen." Der lebhafte Geist, die Liebe zur Arbeit und die rastlose Gesprächigkeit des Berliners sind sicher Erbstücke der Pfälzer und Franzosen. Woher er aber das Anschauliche in seinen Redensarten hat, weiß ich nicht. Er spricht darin immer in Bildern, zumeist durchaus treffenden. Von dem Augenspiel einer affektirten Schauspielerin sagt er: „Sie klappert mit de Oogen." Zu einem Gecken, der sich aufspielt, sagt er: „Stoßen Se sich man keene Verzierung ab" oder „Fallen Se man nich in't Essen." Gegen Ziererei und auffallende Namen ist er überhaupt unerbittlich und hat den ironischen Ausdruck „is jut". Wenn zum Beispiel einer der Segler auf der Spree mit seemännischen Bezeichnungen prunkt und etwa von „Backbord" spricht, so sagt der unbefangene Berliner: „Backbord? — Backbord is jut!" — Oder: Vorgestellt wird „Herr Egon Schultze!" — Berliner: „Sehr anjenehm!" — (für sich): Ejon? — Ejon is jut!" Auch gegen das Dumme, Verschwommene ist er immer scharf geladen und mit unbarmherzigen Worten bereit. „Du kannst wohl nicht davor?" Das ist, „Du bist wohl verrückt?" Dann den Ausdruck mitleidiger Verachtung: „Thu' mir man bloß nicht leid!" Ferner die Kosenamen „Oelkopp", „Thransuse", „Makulatur reden". In allen seinen Aussprüchen bleibt der Berliner witzig. Die beiden Standbilder der Pferdebändiger heißen im Volksmunde „Der jehinderte Fortschritt und der beförderte Rückschritt." Dann: „En Berliner Droschkenpferd is schneller wie'n Jedanke, wenn man denkt, et fällt, denn liegt et schon." Einer fragt einen andern: „Wenn hast Du denn Deinen Jeburtstag?" Ein Dritter: „Der hat ja jar keenen Jeburtstag; den hat der Esel im Jalopp verloren!" Nach Pietsch, einem Lumpensammler, den die Buben auf der Gasse hänselten, wurde der alte Feldmarschall Wrangel, der sich für populär hielt, wenn die Gassenbuben ihn umschwärmten, der „Soldatenpietsch" genannt Wenn jemand eine Waise heiratet, dann sagen sie von ihm: „Er jemeßt seine Schwiejereltern kalt."

Salon-Büchertisch.

Afghanistan und seine Nachbarländer. Nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Hermann Roskoschny. Mit ca. 200 Abbildungen ꝛc. Leipzig, Greßner und Schramm. Der abgeschlossen vorliegende erste Band dieses neuesten

ethnographisch-historischen Prachtwerkes des durch sein „Rußland", „das asiatische Rußland", „Europas Kolonien" ꝛc. vortheilhaft bekannten Autors giebt uns eine anschauliche und belehrende Darstellung jener wenig gekannten Länderstriche, in denen aller Wahrscheinlichkeit nach der Entscheidungskampf um die Herrschaft über Asien früher oder später stattfinden wird. In eingehender Weise schildert Rosckoschny das Vordringen Rußlands gegen Indien von Peters des Großen Zeit bis auf unsere Tage, das interessante Volk der Turkmanen, die wichtigen Forschungsreisen P. M. Lessars, die Projekte einer Eisenbahnverbindung Indiens mit Europa, das „afghanische Turkestan", das eigentliche Afghanistan, schließlich Kafiristan und die Kafiren, über die bisher nur wenig bekannt geworden ist. Der eine gründliche Kenntniß des Behandelten verrathende Text erhält eine treffliche Erläuterung durch zahlreiche Abbildungen und Karten. H. S—n.

Gedichte von Pauline Schanz. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 197 S. 8°. Brochirt 2 Mark.

Es ist für einen viel in Anspruch genommenen Recensenten eine wahre Erquickung, eine Oase in dürrer Wüste, wenn ihm unter dem Wuste sogenannter neuer dichterischer Erscheinungen — meistens in diesen oder jenen Rhythmus eingezwängte, „reim Dich oder ich freß Dich"-Prosa — Dichtungen vor die Feder kommen, die vom wahren, echten Hauche Apollos durchweht sind. Und das können wir mit vollster Ueberzeugung von den Gedichten der gottbegnadeten Dichterin Pauline Schanz sagen, der leider des Lebens Herbheiten im hohen Maße zutheil wurden. Deshalb ist es erklärlich, wenn eine herzbewegende Wehmuth sich in manchen dieser Perlen deutscher Dichtkunst zeigt keine rührsüchtige, larmoyante Gefühlsduselei, sondern der Flügelschlag des Genius wenn auch des Genius mit der umgekehrten Fackel.

Mein Kind, das früh geschieden
Goldlockig, hold und klein,
Oft nahst Du jetzt der Müden,
Längst sank Dein Hügel ein.

Nie hab' ich Dich vergessen,
Die andern wurden groß,
Du aber unterdessen
Bliebst klein auf meinem Schoß. —

Was Du mir warst? — Ich ziehe leise,
Still des Erinnerns Zauberkreise:
Geliebter Schatten, steig herauf!
Was Du mir warst? — Wie Lerchenschmettern,
Wie Duft von tausend Rosenblättern,
Ein ganzer Lenz wacht um mich auf.

Was Du mir warst? — Aus Aschenflocken,
Tönt es wie Sabbathfeierglocken.
Was Du mir warst? — O, geh' zur Ruh,
Traumbild, das ich heraufbeschworen!
Du bist verloren, mir verloren,
Geliebter, theurer Schatten Du! —

Die Dichtungen sind in folgende Abtheilungen geordnet: Gewalten; Blühen und Welken; Venedig; Asche; Bilder; Geschichte. Wo man auch in denselben lesen mag, immer und überall die gleiche Fülle menschlichen, dichterischen Fühlens, dieselbe Eleganz und derselbe glatte Fluß der Verse. Vor allen andern seien diese Gedichte allen empfohlen, die sich im harten Kampfe um das Dasein noch den göttlichen Funken bewahrt haben, denn — wer nie der Dichtung Reiz empfand, ist ein Barbar!

B.-R.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Heft I. Redigirt von Professor Dr. C. v. Lützow. (Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.) Während für die Geschichte der bildenden Künste zahlreiche Werke vorhanden sind, welche den Gesammtverlauf ihrer Entwickelung, oder einzelne

Hauptepochen im allgemeinen, oder monographisch in zum Theil prachtvoll illustrirter Darstellung behandeln, entbehren die vervielfältigenden Künste bisher einer geschichtlichen Darstellung umfassender Art, worin die Ergebnisse der auch auf diesem Gebiete rastlos thätigen Forschung in leichtfaßlicher Form und mit entsprechenden Kunstbeispielen erschöpfend zu überblicken wären.

Angeregt durch die in jeder Hinsicht unerwartet reichen Ergebnisse der internationalen graphischen Ausstellung in Wien im Jahre 1883 hat die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst es unternommen, in diese Lücke einzutreten und ein groß angelegtes, auf eine Reihe von Bänden berechnetes, von den tüchtigsten Fachmännern geschriebenes und reich illustrirtes Werk über die Geschichte der vervielfältigenden Künste zu publiziren, deren Redaction Professor Dr. C. von Lützow in Wien übernommen hat. Als Mitarbeiter wurden bisher Dr. Chmelarz, Professor W. Hecht, Professor J. Langl, S. Laschitzer und Professor Dr. Wickhoff in Wien, Dr. A. Rosenberg in Berlin, Dr. J. P. Richter in London, S. R. Koehler in Boston, Professor C. Mongeri in Mailand gewonnen.

Die Publikation eröffnet eine auf zwei Bände berechnete Abtheilung, welche die vervielfältigende Kunst der Gegenwart zum Gegenstande hat. Die folgenden Abtheilungen werden den älteren Epochen der Geschichte des Kupferstiches und Holzschnittes und den Glanzperioden der vervielfältigenden Künste im 16., 17. und 18. Jahrhundert gewidmet sein. Selbstverständlich wird, was auch die Namen der Mitarbeiter verbürgen, die Darstellung durchwegs eine quellenmäßige, auf eigener Forschung und Anschauung beruhende sein. Zugleich soll nicht außer Acht gelassen werden, daß gerade den vervielfältigenden Künsten ein lebendiges Verständniß in den weitesten Kreisen der Gebildeten noththut, weshalb auf Klarheit und Uebersichtlichkeit stets besonders Bedacht genommen werden wird.

Diesem Programm folgend, hat Professor von Lützow in dem ersten Hefte dieses Geschichtswerkes zunächst einen gedrängten, aber alle belangreichen Momente enthaltenden Abriß der Geschichte des Holzschnittes geboten und zieren den mit gewohnter Klarheit geschriebenen Text zahlreiche und charakteristische Textillustrationen, sowie folgende meisterhaft ausgeführte Kunstbeilagen: Angeli, Porträt Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Theresia, Stich von Sonnenleiter; Bautier, „In der Kirche", Stich von Barthelmeß; Rubens, „Christus und die reuigen Sünder", Radirung von Raab; Bloch, „Christus", Originalradirung; Clairin, „Frou-Frou", Heliogravüre nach der Radirung von Koepping; Richter, „Harmlose Freude", Heliogravüre nach einem Aquarell; Porträt L. Richters, Holzschnitt von Klinkicht.

Diese Proben lassen erkennen, welch hoher künstlerischer Werth diesem bildnerischen Schmucke des Werkes, ganz abgesehen von seiner Bedeutung für das Verständniß des Textes, innewohnt. Die übrige Ausstattung des Werkes ist in jeder Hinsicht eine glänzende und der Preis desselben — das Heft kostet 5 Mark (2 fl. 50 kr.) — ein im Verhältnisse zu dem Gebotenen ungewöhnlich niedriger. Das ganze Werk, welches allen Kunstfreunden hiermit bestens empfohlen sei, ist auf circa 12 Lieferungen berechnet.

Unser Bildertisch.

Im Plauderwinkel auf der Alm. (Mit Illustration.) Das ist ein herziges Bild, das der Künstler des oberbayerischen Lebens, Mathias Schmid in dem traulichen Plauderwinkel geschaffen hat! Der schmucke Bursch, die beiden hübschen Dirnen — da oben in der Almhütte muß eine Unterhaltung sein, daß einem das Herz im Leibe lacht. Und daß die eine Almerin zur andern auf Besuch gekommen ist, wird den Buben wohl nicht ärgern, denn vom guten kann man nicht genug haben.

Besonders dem Nordländer, der auf die Alm steigt, imponirt der eigenartige Reiz des bayerischen Hochlandes. Wenn der nordische städtische Almsteiger von hoch oben herab in die Weite schaut, da muß ihm das Herz aufgehen. Von dem blauen Himmel heben sich violett die Spitzen der Berge ab. Einer steht hinter dem andern aufgebaut, und wenn das Auge lang hinschaut, dann erscheinen die Gipfel wie ungestalte verzauberte Riesen, von denen einer auf den andern sich stützt und ihm neugierig über die Schulter blickt. Unten liegt sonnenklar der See und im Vordergrunde steht die Hütte mit dem vorspringenden Dach, darauf schwere Steine liegen, und ein uralter Tannenbaum steht dahinter und schützt sie mit mächtigen Armen. Das ist ein altes Pärchen, das in Sturm und Wetter grau geworden und treulich beisammenbleibt — weil's nicht voneinander kann.

So sieht sich die Alm von außen an; doch nun möchten wir gern tiefer ins Innere dringen. Das geht aber nicht so leicht, denn auf dem Lande, wie in der Stadt sind die Menschen nicht daheim, wenn man sie treffen möchte — und umgekehrt. Das unbarmherzige Pochen ist also vergeblich und der Schlüssel ist versteckt. Das Kühvolk, das da behaglich Siesta hält, und die Geisen, die auf den schwanken Holzstoß klettern, lassen sich durch unsere Noth nicht rühren, um uns ein Hinterthürchen durch den Stall zu verrathen. Von der hohen Stange flattern zwei rothe Röcke, ein blaues Tuch und ein grüner Melkhut und damit ist die Garderobeinspektion vollendet. Juhuh — tönt's jetzt von der Höhe nnd das gilt uns! wenn wir den Rettungsengel auch nicht erblicken, der droben sich um die Ecke schlängelt, so hat er doch uns gesehen und das ist genug. „Habt's nit nein könnt, Ihr Schlangl", spricht die hübsche Lisei uns lachend an und zeigt die weißen Zähne und streicht das blonde Haar aus der Stirn unters Kopftuch.

„Aber ausschaun thut's bei mir!" sagte Lisei mit einem tiefgefühlten langen Seufzer, nachdem sie den Schlüssel unter einem Steine hervorgeholt und beim Thüraufmachen die Hände über'm Kopfe zusammengeschlagen: „Thut Euch nit grausen?" setzte sie dann bänglich dazu und hüpfte im nächsten Moment in die Kammer hinab, um — Toilette zu machen. Wir wollen ihr in dies Boudoir nicht folgen, da ohnehin die Bauermädchen sich so oft beklagen, daß die Stadtherren sie verfolgen „wie die Wölf'". So viel aber ist zu wissen erlaubt, daß ihre Bestrebungen nicht über das Niveau eines erträglichen Négligés hinausgingen. Daß ein kleiner Kamm verstohlen durch ihr Haar fuhr, war schon eine Extravaganz. „Ich thät mich gern alle Tage kämpeln", sagte das Lisei mit naiver Resignation, „aber mein Bauer leidet's nit, daß ich so viel Zeit vertrag wegen der Hoffart!"

Von dem Innern der Hütte gehören vier Fünftel dem Stall an, der auf 30 bis 40 Stück Vieh berechnet ist.

Wenn einer auf der Alm einbrechen wollte, dann müßte er sich nach dem Keller erkundigen; denn dort liegen die Kostbarkeiten, die reichen Produkte an Milch und Käse und Schmalz. Fremde bemerken ihn nicht selten erst, nachdem sie durch die dunkle Treppe plötzlich hinabgestürzt. Sie entdecken dadurch zugleich die Schatulle, in der die Almerin ihre Liebesbriefe und andere zarte Andenken birgt, die sie in höheren Regionen verrathen könnten, wie „dem Buben sein Halstuch" und Aehnliches, das er gestern vergessen hat.

Neben dem Raume, wo der Herd steht, ist eine kleine Kammer für das Mädchen, die man nach ihrem Zweck als Empfangssalon, als Wohn- oder Schlafzimmer betrachten kann. In der Ecke prangt ein kleiner „Altar" und an der Wand steht der thurmhohe Kreister oder das Bett der Sennerin. Wer zählt die Namen, die oft hieroglyphenähnlich in dem kleinen Tische eingeschnitten stehen? Die Bibliothek hat ihren Platz auf dem Fenstersims und besteht bis zu weiterer Ergänzung aus einem Gebetbuch und einem Buch mit Schnaderhüpfeln, welche beide sehr abgegriffen sind. Der Bereich und der Inhalt dieser rauchigen Hütte ist klein; aber die Sennerin ist Königin auf diesen Höhen, völlig und unbeschränkt! Ihr Minister, der Kühhuh, ist jung und von konservativer Natur — und der „beschränkte Unterthanenverstand" ihrer vierfüßigen Bevölkerung bedarf einer absoluten Herrschaft. Diese ist es, welche selbstbewußt aus den Zügen der frischen Dirne leuchtet, wenn sie uns eintreten heißt in ihr Reich, oder wenn sie keck mit offenen Augen den fremden Inspektionskommissär betrachtet, der schnüffelnd die Resultate ihrer Regierung prüft. Und wenn dann der Fremde die Küh blank und die Kübel sauber befunden und gelobt, dann kocht ihm die Königin nochmal so gut und so gern den Schmarren, den er als Mittagskost begehrt. Wenn vor der Hütte der fernsichtige beneidenswerth ist, so ist im Innern, besonders bei Tisch, ein gewisser Grad von Kurzsichtigkeit sehr zu empfehlen. Wenn Dir ein Stück Käse und Milch zu wenig ist, dann bietet sie zwar von Herzen gern alles an, was Küche und Keller sonst enthält — aber da der Keller klein ist und da es keine Küche giebt, so will dieser Ausdruck hier wenig bedeuten. Nur zur Kirchweih giebt's da oben Fleisch und dann ist's gewöhnlich Unglücksfleisch, das heißt von einem verunglückten Stück Vieh. „Unser Herr Gott weiß schon", sagt die Sennerin, „und wenn er ein Unglück schickt, dann ist er alleweil soviel schlau und schickt's grad da, wo man's brauchen kann."

Wenn die Lieb' nicht wär' mit ihren Sorgen und Freuden, dann wär's auf der Alm freilich einsam und traurig zu hausen, so aber ist der grüne Rasen da droben das eigentliche Terrain des losen Gottes, wo ihm kein strenger Papa auf die Finger klopft und keine schnöde Tante ihn kritisirt, wenn er sich wichtig macht.

Samstag ist der Tag des kleinen Gottes. Wenn's da gegen Abend klopft oder wenn einer von der Schneid raschen Schrittes herunterklettert, so weiß man schon wer's ist, denn es ist — „der Bub". Drum ist das Feuer heut früher angezündet und die Arbeit rascher beendet worden

Aber der Bub wird auch manchmal tüchtig abgekanzelt und ihm vorgehalten, daß er lieber ins Wirthshaus und auf die Gemsjagd ginge, anstatt sein einsames „Menschei aufzutrösten". Da sind denn Schmeichelworte wie „Lump" und ähnliche nicht selten. Das aber bringt den Buben nicht aus der Fassung; der bleibt lang ausgestreckt in der Ecke kauern und murmelt höchstens:

„Von mein Lumpen und Pumpen
Wird alleweil g'redt;
Man red't bloß vom Saufen,
Vom Durst red't man net."

Auf diese Worte des Buben dreht sich das Deandl neckisch um: „Geh', stell' Dich nit so und mach Dich nit gar so gut. Wer hat denn gestern den Gamsbock g'fehlt — als Du?"

Den Buben kränkt dies kokette Selbstgefühl und er brummt im tiefen Baß:

„O mein Gott, die Deandln san auch nit verwegn,
Man fangt's mit der Hand, Is mir butzendmal g'schegn."

So mit seinen Erfolgen zu renommiren ist impertinent, findet das „Deandl" und betont die Schattenseite solchen Treibens mit treffendem Wort: „Schämst Du Dich nit, Du Jagauf?"

Wenn in mondhellen Nächten der Bub ans Fenster klopft, um „die Lieb aufzusagen für immer und ewig", oder wenn Unglück über die vertrauten Heerden hereinbricht, dann sehen wohl die schweigsamen Sterne manche Thränen, und wenn die rauschende Tanne den Athem anhält, dann klingt oft ein tiefer Seufzer herüber aus der niedern Hütte. Furchtbar geben die Wetter über diese Höhen hin und wenn es auch eine alte Sage ist, daß der Blitz nimmermehr in eine Sennhütte einschlägt, so hebt doch die menschliche Natur hier vor den Elementen. Dann zünden die Mädchen Wachslichter an nach altem Brauch und beten, bis das Wetter vorübergeht.

Wehe jenem, den da oben eine schwere Krankheit überfällt! Manche starben hier dahin, ungehört, fern von den Ihren, ehe der Priester auf waldverschlungenen Wegen die letzte Labe und die letzte Menschenhilfe hinaufträgt. Oft fordert der wilde Berg sein Opfer und manche ist die steile Felswand hinabgestürzt. Das ist dann ein schauerliches Bild, wenn so eine Todte vom Fuße des Berges nach Hause gefahren wird im kleinen Wagen, darauf am hellen Tage eine düstere Laterne brennt!

Drei oder vier Hütten stehen gewöhnlich beisammen und die Bewohnerinnen halten mit eiserner Treue zueinander. Auf Michaelis, wenn dann der erste Schnee kommt, dann werden Kränze gewunden und das Vieh geschmückt; weil kein Stück aus der Heerde fehlt. Nun geht's hinab zum Thal und die Mädchen werfen einen traurigen Blick nach der einsamen Hütte, die sie alle gern bewohnen und um die nun die Rehe äsen, bis im November die Stürme brausen, daß das Dach in die Lüfte fliegt.

Manchmal am langen Winterabend ertönen dann, wenn Dorf und Häuser verschneit sind, beim Spinnrad die fröhlichen Alpenweisen. Manchmal wirst auch Du, o Fremdling, eines fröhlichen Tages gedenken, den Du droben in blauen Lüften verträumt hast. Dann blicke auf unser gemüthliches Bild „Im Plauderwinkel" und denke mit warmem Herzen zurück an das treuherzige Gebirgsvolk von Oberbayern!

Winternacht.

(Mit Illustration.)

Still, wie unter'm warmen Dach,
Liegt das Dorf im weichen Schnee;
In den Erlen schläft der Bach,
Unterm Eis der blanke See.

Weiden steh'n im weißen Haar,
Spiegeln sich in starrer Flut;
Alles ruhig, kalt und klar,
Wie der Tod, der ewig ruht.

Weit, so weit das Auge sieht,
Keinen Ton vernimmt das Ohr;
Blau zum dunklen Himmel zieht
Sacht der Rauch vom Schnee empor.

Möchte schlafen wie der Baum,
Ohne Lust und ohne Schmerz;
Doch der Rauch zieht wie im Traum
Still nach Haus, mein Herz.

Klaus Groth.

Mutterglück. (Mit Illustration.) Auf diesem Bilde zeigt uns der gemüthvolle Künstler eine reizende Familiengruppe, ein Bild des reinsten Mutterglücks. Friede und Sonnenschein liegt über derselben. Aus den Augen der jungen Mutter, die in der blühenden Natur ihren kleinen Sprößlingen so liebevoll zuschaut, spricht eine Empfindung, ähnlich wie sie in den innigen Versen Viktor Blüthgens Worte gefunden hat:

Und sie sprach mit lächelndem Munde:
All' ihr Blumen im grünen Grunde,
Die ihr sucht in der Sonnenferne,
All' ihr offenen Augensterne —
Ach, was seid ihr blöd und blinde
Gegen die Aeuglein von meinem Kinde,
Gegen die tiefen, wonnigen, blauen,
Welche munter in meine schauen!
All' ihr weichen, wohligen Lüfte,
Voller Maiblum- und Veilchendüfte —
Ach, was seid ihr mit eurem Streicheln,
Gegen seines Athems Schmeicheln!
Tausendmal schöner das Lächeln sein,
Als der lachendste Sonnenschein!
Tausendmal lieber sein Schrei vor Glück
Als der Drossel süßestes Stück,
Als der Grasmücke Wunderschall
Und die Triller der Nachtigall.

Am Meer. *)

(Mit Illustration: „Die stille Bucht.")

Es kräuseln erfrischende Lüfte
Am Morgen das ruhige Meer,
Getaucht in purpurne Düfte
Sind Küsten und Berge umher.

Ein Segel den Buchten entgegen
Strebt nach dem verschlossenen Port.
Auf himmelumgebenen Wegen
Zieht scheidend ein anderes fort.

*) Aus „Gedichte von Martin Greif". 4. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta.

Druckfehlerberichtigung. Auf Seite 433, Zeile 17 von oben im IV. Heft des „Salon" in der Erzählung „Erschütterungen" von A. von Moltke muß es heißen statt „Sie, Signora, ... : „Si, Signora."

Neueste Moden.

Nr. 1. Anzug für Mädchen von 14 bis 15 Jahren.

Das Kleid ist aus blauem Caschmir angefertigt. Die glatte Taille hat vorn einen Faltenlatz von demselben Stoff. Der Rock wird von einem 35 Centm. hohen Plissé begrenzt. Ueber diesen Falten sind drei Stofflagen von 5 Centm. Breite an-

Nr. 1. Anzug für Mädchen von 14 bis 15 Jahren.

gebracht. Die Schürze ist in Falten gelegt und nach dem Puff hoch genommen, welcher durch eine einfache Schleife vom Stoff des Kleides befestigt ist. An der Schürze, sowie an den Aermelaufschlägen befindet sich eine bestickte weiße breite

Spitzenverzierung. Zu diesem Kleide bedarf man an Stoff: 8 Mtr. 40 Centm. Cashmir: 2 Mtr. 40 Centm. zum Rock. 2 Mtr. zur Schürze. 2 Mtr. 50 Centm. zum Plissé und 1 Mtr. 50 Centm. zur Taille. 2 Mtr. gestickte Spitze zum Besatz.

Nr. 2. Rock aus schottischem Plüsch.

Dieser Rock ist aus otterfarbenem grobem Wollenstoff und Plüsch verfertigt. Der Rock ist abwechselnd in tiefe und flache Falten gelegt und besteht aus Plüsch. Die Tunika von grobfadigem Wollenstoff ist graziös drapirt, vorn in Schürzenform in Falten genommen und über die Hüften nach dem Gürtel gezogen. Ein anderes

Nr. 2. Rock aus schottischem Plüsch.

Theil geht unter dieser Schürze vom Gürtel aus herab, schlägt sich wieder zurück, ist im Gürtel in tiefe Falten gefaßt und fällt derartig auf den Rock herab, daß die eine Spitze davon bis an den Saum desselben reicht. An Stoff ist dazu erforderlich: 6 Mtr Plüsch und 1 Mtr. 50 Centm. Wollenstoff zur Tunika.

Nr. 3. Rock aus Pékinésammet.

Zu dem ersten glatten Rock, welcher aus Pékinésammet angefertigt ist, wird der Stoff schräg verarbeitet und im Gürtel in tiefen Falten befestigt. Die darüber angebrachte Tunika ist von bestücktem Stoff leicht in Falten genommen, auf der linken Seite herabfallend und auf der rechten, den ersten Rock freilassend, fällt diese in Windungen um die Hüfte und wird dort durch eine Schleife von Sammetband mit langen Schlupfen und Enden befestigt. An Stoff ist dazu erforderlich:

5 Mtr. Sammet zum ersten Rock, 3 Mtr. bestickter Stoff zur Tunika und 2 Mtr. 50 Centm. Sammetband zur Schleife.

Nr. 4. Mantel von wasserdichtem englischem Stoff.

Dieser Mantel ist für schlechtes Wetter sehr beliebt. Im Innern ist derselbe mit dunkelrother Seide gefüttert. Die Vordertheile sind glatt und vorn an beiden Seiten mit einer breiten gerippten Borde besetzt. Der Rock ist in Falten an das Rückentheil gesetzt. Der lange, vorn spitzige Kragen ist im Rücken in Falten genommen und mit einer Passementagraffe, von welcher aus eine Moiré- oder Faillesschleife von grauer Farbe fällt, gehalten. Der breite Ueberschlagkragen, sowie auch der andere sind mit breiter Borde besetzt. Der Hut ist von nelkenfarbigem gerippten

Nr. 3. Rock aus Pékinésammet.

Sammet und hat zur Verzierung hoch oben eine graue Feder und Sammetschleifen, sowie am innern Rande eine Spitzenrüsche.

Nr. 5. Ueberrock von champignonfarbener Faille.

Die Aufschläge der Vordertheile, sowie das Rückentheil, der kleine Kragen und die Seiten sind von Sammet in dunklerer Farbe. Die Aermel und Seitentheile sind von brochirtem Sammet in beige und champignonfarbig. Die Aermel werden am Rücken unten mit einer gleichfarbigen Passementerie gehalten. Der Hut ist von beigefarbener Faille und hat einen Sammetrand in Champignonfarbe; vorn ist derselbe mit einer großen gleichfarbigen Feder verziert.

Nr. 6. Anzug aus dreierlei Stoff.

Dieser Anzug besteht aus einfarbigem Sammet, Pékiné, Serge und gelocktem Mohair. Der runde Rock ist von Sammet, sowie auch der glatte Latz, welcher mit Knöpfen versehen ist. Die Polonaise ist aus Mohair gefertigt und läßt auf der

Nr. 4. Mantel von wasserdichtem englischem Stoff.

Nr. 5. Ueberrock von champignonfarbener Faille.

Nr. 6. Anzug aus dreierlei Stoff.

linken Seite den Sammet-Rock frei. Eine Passementerieverzierung von Perlen und Schnuren hält dieselbe fest. Die Taille ist fest anliegend. Die Tunika von Pékinéserge ist vorn in Falten zusammengenommen und fällt auf der linken Seite faltig

Nr. 7 u. 8. Anzug aus moosgrüner Sicilienne. (Vorder- und Rückansicht.)

herab, rechts mischt sich dieselbe mit der Polonaise, zieht sich in Falten um die Taille und bildet hinten einen Puff. Die vorderen Falten der Tunika werden durch Schnurenschlingen, welche sich mit der auf dem Sammetrock angebrachten Verzierung vereinigen, befestigt. Der Latz ist durch Faltenlagen von Pékinéserge an beiden Seiten begrenzt; ein ebensolcher Streifen in Verbindung mit Sammet ist auf den Aermeln angebracht. Stehkragen von Sammet. An Stoff verbraucht man zu diesem Anzug 3 Mtr. 50 Centm. Sammet zum Rock und Latz. 6 Mtr. Mohair von 80 Centm. Breite zur Polonaise und 4 bis 5 Mtr. Serge zur Tunika.

Nr. 7. Anzug aus moosgrüner Sicilienne. (Vorderansicht.)

Der erste Rock ist aus Sammet angefertigt und ganz glatt. Die Tunika darüber ist von Sicilienne. Auf der linken Seite ist dieselbe am Gürtel in Falten befestigt, geht schürzenartig über das Vordertheil und läßt die rechte Seite offen. An der rechten Seite ist dieses Theil, welches seiner ganzen Länge nach von unten bis oben mit einem breiten Sammetstreifen besetzt ist, eingefaßt. Im Rücken ist ein anderes

Nr. 9. Hut für kleine Knaben.

Nr. 10. Hut für kleine Mädchen.

Theil der Tunika faltig angesetzt und fällt glatt herab, ohne die linke Seite des untern Rockes zu bedecken; die rechte Seite dieses Theiles ist ebenfalls mit Sammet breit eingefaßt und an der Hüfte mit dem Vordertheile durch Falten von Sammet verbunden. Die glatte Taille ist von Sammet. Die Vordertheile sind von oben bis unten mit Knöpfen geschlossen; die Schneppe derselben ist vorn gespalten.

Nr. 8. Anzug von moosgrüner Sicilienne. (Rückansicht.)

Die glatte Taille hat einen kleinen Kragen; der Rücken derselben endigt in Schößchen, welche an den Seiten gespalten sind. Auch die Aermel sind vorn in Zacken ausgeschnitten und lassen breite eingereihte Spitzenstreifen mit Stickerei hervorsehen. Zu diesem Anzug bedarf man an Stoff 11 Mtr. 75 Centm. Sammet: Zum Rock 6 Mtr. 25 Centm. Zur Taille 3 Mtr. 50 Centm. Zur Verzierung der Tunika 2 Mtr. und zur Tunika selbst 6 Mtr. 45 Centm. Sicilienne.

Nr. 9. Hut für kleine Knaben.

Das mit einem breiten aufgebogenen Rande versehene Hütchen ist von weißem Filz. Vorn wird der Rand mit einer weißen Moirébandschleife am Kopfe befestigt; schöne weiße Federn sind darüber angebracht, sowie nach der rechten Seite hin eine Bandschleife mit gezackten Enden. Die Bindebänder sind ebenfalls von Moiréband.

Nr. 10. Hut für kleine Mädchen von 2 bis 3 Jahren.

Der runde Hut ist von weißem Plüsch mit granatrothen gerippten Streifen. Der breite Rand des Hutes ist vorn hoch aufgebogen und auf der linken Seite herabgedrückt; darauf ruht ein Arrangement von Schleifen aus rosa Plüschband, welches bis hinter den aufgebogenen mittlern Theil sich erstreckt und etwas nach rechts hin in einer kleinen Schleife endigt. Im Innern eine doppelte Rüsche von Faille und ebensolche Bindebänder.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Militäriſche Equipirung.

Nach dem Originalgemälde von Guſt. Igler.

Palliative des Glückes.

Von Amely Bölte.

Die Empfangszimmer der Baronin Lilienkron waren festlich erleuchtet; prüfenden Blickes ging der Kammerdiener noch einmal durch die Flucht der Gemächer und nahm dann im Vorsaale seinen Standpunkt. Jetzt rollte der erste Wagen in die Einfahrt, und zu gleicher Zeit trat durch eine Seitenthür eine hohe, schlanke Frauengestalt in schwarzem Sammet, das dunkle Haar unter echten Spitzen versteckt, warf im vorübergehen einen raschen Blick in den großen Wandspiegel und reichte dem eben eintretenden Gaste lächelnd die Hand zum Willkommen.

Die Räume füllten sich rasch, die Herrin des Hauses war vielfach umgeben, die später Ankommenden hatten zu suchen, bis es ihnen gelang, den ihr schuldigen Tribut der Höflichkeit zu entrichten. Man sprach nicht laut, und dennoch führte das Geräusch so vieler Stimmen zu einer Erhebung des Tones, der schließlich des Horchenden Ohr verwirrend berührte. Hatte sich anfangs im ersten Zimmer alles zusammengedrängt, so leerte sich dasselbe nach und nach, so wie die anderen Räume sich füllten und keine neuen Gäste mehr eintrafen. Damit war denn auch die Pflicht der Baronin, ihre Gäste zu empfangen, erledigt, und auch sie wollte nun, begleitet von zwei Herren, die sie lebhaft unterhielten, in den anstoßenden Salon treten, als ihr Blick nach rückwärts fiel, und auf der Gestalt eines jungen Mannes haftete, vor dem sich die Flügelthüren soeben weit öffneten. Ueberraschung malte sich in ihren Zügen; doch gelang es ihr, dieselbe zu bemeistern, um dem Gespräche ihrer Begleiter ihr Ohr leihen zu können, bis eine kleine Pause eintrat, die sie dann eilig benutzte, um sich noch einmal zurückzuwenden, und mit dem Ausrufe „mein Pflegesohn“ einen Schritt zurückzutreten, während jener rasch auf sie zu kam, sich tief vor ihr verneigte und, ihre Hand an seine Lippen führend, sagte:

„Verzeihung, daß ich Sie überrasche! Wenn Sie die Gründe kennen, werden Sie mich entschuldigen!“

„Auch ohne sie zu kennen“, sagte sie gütig. „Für jetzt aber

nehmen mich meine Pflichten als Wirthin in Anspruch. Erst morgen beim Frühstück werde ich Dir Gehör schenken können. Laß Dir Dein Zimmer anweisen und thue als wärest Du zu Hause. Du bist es ja auch."

Und sich den Herren wieder zuwendend, sagte sie, auf den jungen Mann deutend:

„Mein Pflegesohn, Hans Heiling. Sie verzeihen die Unterbrechung unserer interessanten Unterhaltung! Es kam mir so unerwartet ihn hier zu sehen. Er hält sich seit einigen Jahren in Paris auf, um seine musikalische Ausbildung zu vollenden, und von seiner Rückkehr war bis jetzt nicht die Rede. Es soll mich wundern, was ihn so unerwartet hergeführt hat."

Sie hatte mit leichtem Nicken den jungen Mann verabschiedet, und war mit ihren Begleitern in den Salon getreten, wo sie bald hier, bald dort in Anspruch genommen wurde. Im Saale stand ein großer Flügel, an dem eine Pianistin Platz nahm. Dahin verzog sich dann auf einige Zeit die Gesellschaft, und in dem bunten Gedränge, das dabei entstand, glaubte sie einmal auch Hans Heiling bemerkt zu haben, dann sah sie ihn aber nicht mehr. Und als lange nach Mitternacht der letzte Wagen aus dem Hofthore rollte, die Gastgeberin allein in den jetzt öden, durch bunte Unordnung wenig anheimelnden Gemächern zurückgeblieben war, glitt ihr Blick traurig über ihre Umgebung und die Lippen flüsterten: „Lohnte es?"

Sie fühlte sich erschöpft und hatte das Verlangen nach Ruhe. Die Kammerjungfer entkleidete sie schnell, und nach gewohnter Weise griff sie nach einem Buche, um sich in den Schlaf zu lesen. War es Zufall, oder war es Absicht, daß ihre Hand gerade heute den Band hatte ergreifen müssen, worin die reizende Geschichte von Andersen „Auch ein Geiger" stand. Wie lange war es doch her, daß sie es nicht in der Hand gehabt. Damals, als sie es zuerst gelesen, welchen Eindruck hatte es auf sie gemacht, und welche neue Wärme hatte es ihrem erstarrten Herzen verliehen! Sie legte das Buch weg und faltete die Hände, um gleichsam andachtsvoll ein Blatt aus ihrer Erinnerung hervorzuholen und darin zu lesen. Sie sah sich, eine blutjunge Frau, einem Cölibat verfallen, das bitterer schmeckt, als ein einzelnes Dasein. Und warum war ihr ein so herbes Loos beschieden worden? Weil sie reich war. Reich und viel umworben sein, das ist ja Weltlauf. Eben aus der Pension gekommen, hatte ihre Mutter eine Badereise mit ihr angetreten. Unter den zahlreichen Verehrern, die dort ihren Schritten gefolgt, war ein sehr schöner Offizier, Baron Lilienkron, gewesen, der vortrefflich tanzte. Wenn sie mit ihm durch den weiten Saal flog, folgten aller Blicke, flüsterte man: „Welches schöne Paar!" Das schmeichelte ihr und bewog sie, ihm den Vorzug zu geben. Sie wurde seine Braut, seine Gattin und wähnte immer noch ein glänzendes Loos gezogen zu haben. Erst nach und nach lernte sie sich und ihre Lage verstehen, tagte es vor ihrem Blicke, sah sie, daß der schöne Mann nicht sie, sondern ihr Geld liebte, das er mit vollen Händen ausstreute. Pferde, Hunde, Jagd und Spiel, das waren seine Götter; seine junge Frau wurde ihm mit jedem Tage gleichgiltiger. Eines Tages enthüllte ihr Vormund erbarmungslos den

Abgrund, an dem sie stand, und forderte von ihr, daß sie der Verschwendung ihres Gatten ein Ziel setze.

Sie ahnte nicht, wohin es führen würde, wenn sie ihn ermächtigte, für sie einzutreten, um den Rest ihres Vermögens ihr zu sichern. So nothwendig diese Maßregel geworden war, so verzieh ihr Gatte sie ihr nie. Sie war ihm von dem Tage an eine Fremde, eine Feindin, ja sogar seinen Spott hatte sie zu ertragen; und wenn er fortan ihr äußeres Leben noch theilte, so war es, weil ihm keine andere Art der Existenz zu Gebote stand.

Ein Kind hatte ihr der Himmel geschenkt, das sie verlor. Ihre Mutter war eine schwache Frau, die sie nicht verstand; die Einsamkeit, über die sie klagte, war dieser ein Räthsel, denn sie konnte ja Menschen, so viel sie wollte, um sich sehen. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt und blickte hoffnungslos um sich. Da hatte sie das kleine Buch von Andersen gelesen, das ihren Augen Thränen entlockt, und darüber war sie eingeschlafen. In der Frühe aber, noch bevor sie den Kaffee getrunken, hatte der Diener einen Mann gemeldet, der mit einem kleinen Knaben draußen stehe und sie durchaus zu sprechen verlange.

„Was will er? Wie heißt er?“ Nichts half, sie mußte hinausgehen und ihn selbst befragen.

Aus Böhmen kam er, und der Knabe, der ihn begleitete, war sein kleiner Sohn, der bei dem Kantor in seinem Dorfe die Geige spielen gelernt, und so geschickt geworden war, daß dieser ihn nichts mehr zu lehren gewußt. Da habe er gesagt, der Kleine solle nach Dresden gehen, wo ein großer Meister wohne, der ihn schon weiter bringen würde; und so sei er denn mit ihm hergegangen, und in der großen Stadt habe es Mühe gekostet, den großen Geigenspieler aufzufinden; der aber habe gesagt, daß er ihn schon umsonst, der schönen Anlage halber, unterrichten wolle; daß der Knabe aber außerdem gekleidet und genährt sein wolle, und so habe er ihn zu der gnädigen Frau geschickt, die ein so gutes Herz besitze, damit sie den Kleinen speise und kleide.

Ein gutes Herz! Unwillkürlich legte sie die Hand dahin, wo es schlagen sollte. Wer liebte sie denn? Und wen liebte sie — so, wie sie zu lieben begehrte, daß die ganze Welt davor in nichts vergehe? „Der Knabe ist arm“, dachte sie, „bin ich aber nicht noch ärmer? — Wie liebt sein Vater ihn, um so mit ihm herzupilgern, und er selbst, wie belebt ihn die Hoffnung, etwas zu werden. — Ich aber, ich bin im besten Sinne des Wortes ein Parasit, ich bin, was ich bin, ich habe kein Ziel für mein Streben, und meine Bemühungen, mir Glück zu schaffen, sind Palliative. Ein echtes Frauenglück, das nur aus dem Familienleben hervorgehen kann, ist mir versagt.“

Während solche Gedanken durch ihre Seele gingen, legte sie die Hand auf des Knaben buschigen Haarwuchs und schaute sinnend in seine zu ihr emporgerichteten dunkeln Augen, die so treu, so ehrlich, so vertrauensvoll auf ihrem Gesicht ruhten. Sollte sie ihn durch ein Nein unglücklich machen?

„Ich will Dich behalten, kleiner Kerl, wenn Du brav und gut sein und mich lieb haben willst“, sagte sie freundlich, und mit einem

Ruck fiel der Kleine über ihre Hand her, bedeckte sie mit warmen Küssen, kletterte dann an ihr empor, warf seine Arme um ihren Hals und drohte sie zu erwürgen.

„Nicht so", rief der Vater erschreckt, „die gnädige Frau ist das nicht gewöhnt, Hans. Euer Gnaden müssen es nicht verübel nehmen, der Kleine ist eben ein gar zu affektionirtes Kind."

Die Baronin hatte den kleinen Ungestüm bereits sanft von sich hinunter gleiten lassen und drückte keine Art von Mißfallen aus.

„Gehen Sie in die Küche und lassen Sie sich zu essen geben", sagte sie zu dem Vater, „meine Jungfer wird mit dem Kleinen in eine Badeanstalt fahren und von dort in ein Kleidermagazin. Diesen Nachmittag wird er in meinem Beisein seine erste Stunde nehmen."

Sie kehrte mit erheiterter Miene in ihr Zimmer zurück und verzehrte ihr Frühstück mit neuem Appetit. „Auch ein Geiger." Hatte das Schicksal es so gewollt?

Von da an gewann ihr Leben einen Reiz, einen Schwerpunkt, um den sich alles drehte; das war dieser Knabe. Nicht nur in der Musik, auch in den Wissenschaften wurde er unterrichtet, sie sparte nichts an seiner Unterweisung. Was ihr aber größere Freude gewährte, als seine Fortschritte, war seine unwandelbare Liebe für seine Wohlthäterin. Er hing an ihr, wie ein treuer Hund an seinem Herrn, er war selig, wenn sie ihn lobte, er aß nicht, wenn sie mit ihm unzufrieden war. Oft noch kletterte er in seinem Ungestüm an ihr empor und umhalste sie. Setzte sie ihn auf ihr Knie und legte sein Haupt an ihre Brust, so schloß er die Augen, so wonnig wurde ihm zu Sinn. Sie wußte, daß sie Glück gab und empfand darum auch Glück. Liebe geben ist Liebe haben.

Freilich wuchs er heran, und mußte sich maßvoller geberden lernen, so wie auch sie den großen Knaben nicht verzärteln durfte. So wurde das Verhältniß äußerlich kühler, wenn auch innerlich von keiner Seite etwas daran geändert war.

Endlich hatte die Stunde geschlagen, wo seine Ausbildung ihn nach Paris rief, und da erst recht hatte sie es empfunden, was ihr der jetzt zum Jüngling gereifte Knabe geworden war; denn wenn sie ihm auch bei seiner Abreise nicht zeigte, nicht zeigen durfte, wie schwer sie diese Trennung empfand, so rang sie in einsamen Stunden desto schmerzlicher mit sich selbst, um sich die Fassung abzugewinnen, die ihm zu zeigen Pflicht und Nothwendigkeit gebot.

Welche Leere in ihrem Hause ohne ihn! Wenn der Abend kam, sie ihn nicht zum Thee erwarten durfte, wie lautlos schlich dann die Stunde an ihr hin. Von früh bis in die Nacht war sein Kommen und sein Gehen der Wechsel ihrer Tage gewesen; jetzt aber hatte die Zeit keinen Werth, die sie nicht nach seinen Ansprüchen austheilen durfte. Wenn es nun aber immer so bliebe, wenn er nie mehr zurückkehrte? Ihr schauderte. Kinder sind geliehene Güter, sagte sie sich. Die Mutterliebe ist die einzige Liebe, die aufopfernd giebt. Sie war aber nicht seine Mutter. Sollte sie ihn zurückrufen? —

Sie that es nicht, so oft die Versuchung auch an sie herantrat. Es war die Furcht, die sie zurückhielt, die Furcht, daß er es erkennen

würde, daß ihre Selbstliebe den Sieg davon getragen, und sie wollte das Bild, das er von ihr in seiner Seele trug, nicht schädigen.

Und nun war er da, nun war er gekommen, warum, das wußte sie noch nicht, vielleicht aber war es, weil die Sehnsucht ihn verzehrte, nach ihr? — nach ihr! Sie schloß die Augen, sie verlöschte das Licht, es mußte dunkel um sie sein, um das Sonnige eines solchen Gedankens ertragen zu können. Nach ihr! — Warum sollte es nicht auch möglich sein, dies „nach ihr?“ — Warum sollte auch er nicht die herbe Lücke empfunden haben, die eine Frau, die ihm alles war, in seinem Herzen zurück ließ, so daß er der Pein zuletzt ein Ende machte und kam, zu ihr! zu ihr!

Ein unruhiger Schlummer folgte diesen aufregenden Gedanken und überwacht erhob sie sich. Sie hatte das Frühstück nach ihrem kleinen, lauschigen Boudoir bestellt, wo exotische Blumen blühten und Vögel sangen. Dahin begab sie sich in eleganter Morgenkleidung, ein kleines Häubchen leicht über den Scheitel gelegt. Er saß schon ihrer wartend da. „Mein Sohn!“ wollte sie sagen, aber das Wort erstarb ihr auf der Lippe, als sie den jungen, blühenden Mann vor sich sah, dessen Mutter sie doch ihrem Alter nach nicht sein konnte.

„Hans!“ rief sie dann, und reichte ihm zum ersten Male, seit sie ihn an ihr Herz gezogen, halb verlegen die Hand. „Da bin ich, um die große Neuigkeit zu hören.“

Er nahm ihr gegenüber Platz. Sie selbst goß den Kaffee in schöne Meißener Tassen und kredenzte ihm das Backwerk.

„Die große Neuigkeit!“ rief er dazwischen, „ja, wenn ich Ihnen gegenüber sitze, wie kann ich da noch etwas denken, als Sie! Sie, durch die ich alles bin, Sie, die täglich, stündlich mein Gedanke sind, und die mich, wie mein guter Geist, durch alle Versuchungen des Pariser Lebens geführt hat, ohne daß ich einer unterlegen. Und so sitze ich denn hier vor Ihnen, Ihrer würdig, und bringe Ihnen selbst die große Neuigkeit, daß ich zum Kapellmeister in Cöln ernannt worden bin.“

„Du!“ rief die Baronin, wie erstarrt von diesem Schluß. „Du?“ Bei so jungen Jahren? Freut es Dich denn, schon jetzt die Fesseln eines Amtes zu tragen?“

„Es freut mich und es freut mich auch nicht, wie man es nehmen will“, sagte er erregt. „Es freut mich, weil es eine Ehre ist, und weil es für Sie eine Genugthuung sein muß, den öffentlichen Beweis zu liefern, daß Ihre Güte wohl angewandt war; das Drückende, in meinem Alter schon an die Scholle gebunden zu sein, muß davor zurückstehen. Vor allen Dingen ist aber ein Umstand vorhanden, der mir den Aufenthalt im Vaterlande wünschenswerth macht — eine Herzenssache.

Er hielt inne, als wage er nicht auszusprechen, was jetzt folgen sollte, die Baronin erröthete bis in die Schläfen und sah vor sich nieder.

„Das kleine Mädchen, das seine Ferien hier zuzubringen pflegte“, fuhr er fort, „sie ist jetzt in einer Erziehungsanstalt — sie war ein so liebliches, unschuldiges Geschöpf, daß ich es mir reizend auszumalen pflegte, wenn sie eines Tages meinen kleinen Hausstand führen

würde. Wenn ich nicht rechtzeitig da bin, sie mir zu gewinnen, so kommt ein anderer mir zuvor. — Aber, was ist Ihnen, Frau Baronin? Sie sind plötzlich todtenbleich geworden? Sie zittern."

„Wie sollte ich nicht", rief sie, sich mühsam fassend, „wenn Du solchen Gedanken jetzt schon Raum giebst. — Wie gefährlich es ist, eine Ehe nach bloßen Voraussetzungen zu schließen, das habe ich genugsam erfahren, um jeden zu warnen das bindende Wort zu sprechen, außer wenn er vollkommenes Vertrauen in die Charaktereigenschaften des andern setzen kann."

„Wenn aber gute Anlagen vorhanden sind?" warf der junge Mann ein. „Von Charakter kann man bei jungen Mädchen wohl nie sprechen."

„Ich habe über diese Angelegenheit ja überhaupt nicht mitzureden", sagte die Baronin herbe und erhob sich. „Mache das mit Dir selbst ab. Wenn Deine Anstellung nur darum Werth für Dich hat, weil sie Dir die Möglichkeit giebt, Dich verheiraten zu können, so kann ich mich, von diesem Gesichtspunkte aus, nicht über die Sache freuen. Dem befriedigten Ehrgeiz hätte ich alle Rechnung getragen; einen Familienvater vermag ich nicht in Dir zu sehen, ohne daß es mir das Herz zusammenzieht. Du weißt warum."

„Weil Sie selbst nicht glücklich waren", rief der junge Mann aufspringend und ihr voll ins Angesicht schauend; darum aber doch das Glück, das eine Familie bringt, vermissen, diesem Herzensbedürfniß gehorchend nach Palliativen suchten, was Sie bewog, mich armen kleinen Knaben mit warmer Liebe zu umfangen, so daß ich nie eine Mutter vermißte. Was Sie mir gewesen sind, das wissen Sie. Alle meine höchsten und herzlichsten Gefühle gehören Ihnen, und nie wird mir der Gedanke nahe treten, durch irgend eine Handlung Sie zu verletzen. Wenn Ihnen daher meine Wahl nicht gefällt, wenn es Ihnen überhaupt nicht gefällt, daß ich an eine Ehe denke, so werde ich einsam fortleben. Mein Leben gehört Ihnen und ohne Ihre Billigung werde ich nie einen Schritt thun."

Er knieete vor ihr nieder und zog ihre Hände wechselweise an seine Lippen.

Ein schwerer Kampf vollzog sich währenddem in ihrem Innern. „Palliative!" flüsterte eine Stimme. „Soll ich ihm das Glück mißgönnen, nach dem mein Herz sich stets gesehnt? — Aber nicht jetzt — nicht jetzt schon." Und sich gewaltsam aufraffend, machte sie eine Hand frei, strich ihm über das Haupt, neigte sich zu ihm und berührte mit ihren Lippen seine Stirn und sagte sanft:

„Geh' jetzt! Wir sprechen später wieder darüber. Später. Laß mir Zeit."

Die Thüre hatte sich gleich darauf hinter ihr geschlossen. Hans Heiling schaute ihr lange gedankenvoll nach. Zum ersten Male, seit so vielen Jahren, hatte sie ihm, ohne anscheinenden Grund, gezürnt. Gezürnt!? Und warum? — Tiefe Bestürzung malte sich in seinen Mienen. Ob er das Räthsel löste? — Ueber seine Lippen kam diese Lösung jedoch nie, und er zollte den Tribut seiner Dankbarkeit, indem er ein einsamer Mann blieb.

Von einer Halbvergessenen.

Von Moritz Lilie.

Das Jahr 1885 brachte uns so manches Jubiläum bedeutender Persönlichkeiten oder hervorragender geschichtlicher Ereignisse, und die Feuilletons der Tagesblätter, wie die Spalten literarischer und belletristischer Wochen- und Monatsschriften fanden reichlichen Stoff für biographische und historische Abhandlungen. Mancher halb vergessene Name wurde dabei in der literarischen Rumpelkammer aufgestöbert und der jetzigen Generation vorgeführt, manches längst verschollene Werk dieser „Gewesenen" wenigstens seinem Titel nach citirt, vielleicht auch hier und da von dem Forschergeiste und der Wißbegier auf einige kurze Stunden dem Bibliotheksstaube entrissen, um bald darauf abermals dem literarischen Columbarium einverleibt zu werden. Mit Recht verurtheilt man in unseren Tagen die Jubiläumssucht der Lebenden, welche nachgerade epidemisch zu werden droht; wenn es sich aber darum handelt, Menschen, die zu ihrer Zeit auf irgend welchem Gebiete des öffentlichen Lebens Verdienstliches leisteten, vor gänzlicher Vergessenheit zu bewahren, so ist diesem Streben die Berechtigung sicher nicht abzusprechen.

Zu diesen fast Vergessenen gehört eine Frau, die, wenn sie noch unter uns wandelte, schon im Jahre 1885 ihren hundertjährigen Geburtstag gefeiert haben würde, eine Frau, die zu den seltsamsten Dichtergestalten gehört, welche jemals den deutschen Parnaß bestiegen haben: Bettina von Arnim. Bettina, dieses verzogene Kind der Musen, das zu gleicher Zeit mit den Augen weinen und mit dem Munde lachen konnte, dem die Blumengeister ihre süßesten Geheimnisse anvertrauten und das sich in der nächsten Minute hellauflachend von dieser poetischen Unterhaltung losriß, um über Dornenhecken zu klettern und durch sumpfige Gräben zu waten, diese Bettina, die phantasieberauscht durch den deutschen Dichterwald dahinstürmte, mit den Rehen Blindekuh spielte und dann, in Weltschmerz aufgelöst, zu den Füßen des silberhaarigen Dichtergreises Goethe niedersank, zufrieden, wenn

er sie in seiner Nähe duldete, ihre schwärmerischen Huldigungen nicht zurückwies, — Bettina war einst der Liebling aller Schöngeister, aller zartbesaiteten Jünglinge und Jungfrauen und ihre Werke gehörten zu den gelesensten und bewundertsten der damaligen Literaturepoche.

Waren es die im Elternhause zu Frankfurt am Main empfangenen, wenig freundlichen Eindrücke einer unglücklichen Ehe, welche das Mädchen schon frühzeitig zu allerhand Excentricitäten verleiteten, oder war dies nur eine Folge falscher Erziehung, irregeführter Anlagen und Neigungen, — sie zeigte so wunderliche Launen und Liebhabereien, daß man es für gerathen fand, sie aus dem elterlichen Hause zu entfernen und ihre fernere Ausbildung einem Nonnenkloster, später Verwandten in Offenbach und Marburg, anzuvertrauen. Der Umgang mit dem Stiftsfräulein Karoline von Günderode, mit welcher Bettina einen innigen Freundschaftsbund schloß, war nicht geeignet, ihre Lebensanschauungen in realere Bahnen zu lenken, im Gegentheile wurde sie durch diese nur noch mehr zu einer krankhaft schwärmerischen Anbetung der Natur und zu allerhand poetischen Bizarrerien verführt. Das junge Mädchen konnte beim Anblick eines Gänseblümchens in Verzückung gerathen und beim Gesange einer Lerche Thränen der Rührung vergießen; ihre Großmutter, die ebenfalls etwas weltschmerzlich angehauchte Frau de la Roche, bei welcher Bettina nach dem frühen Tode ihrer Mutter einige Jahre verlebte, verstand es so wenig, diese krankhaften Gefühlsäußerungen zu bekämpfen, wie die verheiratete Schwester des Mädchens, die Gattin des ausgezeichneten Rechtslehrers Friedrich Karl von Savigny, welche durch ihre strenggläubig katholische Richtung das schwärmerische Wesen Bettinas nur noch mehr förderte.

Als Karoline von Günderode wegen eines unglücklichen Liebesverhältnisses mit dem damals berühmten Alterthumsforscher Creuzer in tiefe Schwermuth verfiel und im Jahre 1806 in den Fluten des Rheins ihrem Leben freiwillig ein vorzeitiges Ende bereitete, schloß sich Bettina mit wahrhaft kindlicher Liebe und Hingebung an Goethes Mutter an, für deren Sohn sie eine abgöttische Verehrung zeigte, obwohl sie ihn erst ein Jahr später kennen lernte. Charakteristisch für das überspannte Mädchen ist ihr erster Besuch bei dem schon damals hochberühmten Dichter. Ein Brief der „Frau Rath", Goethes Mutter, führte sie bei diesem ein; mit väterlicher Güte empfing sie der nahezu sechzigjährige Poet, welchem die überschwenglichen Briefe Bettinas die tiefe Neigung, die diese für ihn empfand, längst verrathen hatten. Schüchtern und befangen saß die Zweiundzwanzigjährige dem großen Olympier gegenüber, ihre Augen ruhten mit dem Ausdrucke innigster Zärtlichkeit auf den klassischen Zügen und mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte sie den milden Worten des geliebten Mannes; da, wie von einer plötzlichen Inspiration erfaßt, springt sie auf, wirft sich dem überraschten Dichter auf den Schooß, schlingt ihre weichen Arme um seinen Hals, und bald verkünden die tiefen und regelmäßigen Athemzüge des Mädchens dem die ungewohnte Bürde geduldig tragenden Manne, daß — Bettina sanft entschlummert ist.

Es fehlte dem schwärmerischen Wesen nicht an Verehrern, obgleich Bettina keine Schönheit war. Aber sie besaß eine außergewöhnlich zierliche Gestalt, lebhafte braune Augen und dunkles, volles Haar, das

gegen die damalige Mode in Locken geordnet das Antlitz umrahmte. Sie konnte geistreich und witzig sein und eine gewisse Koketterie, die sie mit Grazie zur Schau trug, stand ihr vortrefflich; aber mitten im fröhlichsten Gespräch wurde sie nicht selten plötzlich tief ernst, setzte sich in einen abgelegenen Winkel und schaute stundenlang träumend vor sich hin oder ließ ihren Thränen freien Lauf. Wenn sie dann eine Freundin theilnehmend nach der Ursache ihres Kummers fragte, stürzte sie dieser an den Hals, zwang sie lachend mit ihr durch das Zimmer zu tanzen und alles künstlich herbeigesehnte Herzeleid war verschwunden und vergessen.

Wie alle ihre Gefühlsäußerungen selten von langer Dauer waren, so schwand auch ihre scheinbar so tiefwurzelnde Liebe zu Goethe bald und ihr Interesse wandte sich dem Freunde ihres Bruders Clemens Brentano, dem romantischen Achim von Arnim zu. Im Jahre 1811, nachdem sie mit Goethe allen schriftlichen und persönlichen Verkehr abgebrochen, reichte sie Arnim die Hand am Altare und siedelte mit ihm nach Berlin zu dauerndem Aufenthalte über, der alljährlich nur durch eine zeitweilige Sommerfrische zu Wiepersdorf, dem Gute Achims von Arnim, unterbrochen wurde. Wie vollständig alle Beziehungen zwischen Bettina und Goethe gelöst waren, beweist eine Stelle in Zelters Briefwechsel mit Goethe, wo es heißt: „In dieser Woche wollen auch Arnim und Bettina Hochzeit machen, wenn sie es nicht etwa bei ihrer beiderseitigen Zerstreutheit vergessen."

Und diese Zerstreutheit gab den Kreisen, in welchen das junge Ehepaar verkehrte, vielen Stoff zum Lachen, denn nicht bloß in Gesellschaft zeigte sich das barocke Wesen der beiden, die sich ohne die geringste Rücksicht auf andere völlig ihren momentanen Stimmungen überließen, sondern in noch höherem Maße prägten sich die Bizarrerien und Wunderlichkeiten des Dichterpaares ihrer Häuslichkeit auf. Wenn sie in Wiepersdorf waren, geschah es nicht selten, daß Bettina aus dem Bette weg im einfachsten Morgenkleide mit der Haube auf dem Kopfe sich aufs Pferd warf und durch den Park hinaussprengte in Wald und Flur, unbekümmert um die erstaunten Blicke der pflügenden Bauern, die sich dann, wenn die seltsame Amazone vorüber war, wohl kopfschüttelnd anschauten und mit dem Zeigefinger jene bekannte, nicht mißzuverstehende Bewegung nach der eigenen Stirn machten, die sich am treffendsten in die vulgäre Redensart übersetzen läßt: „Bei der ist's im Oberstübchen nicht richtig." Von solchen Spazierritten kam Bettina oft erst um die Mittagszeit müde und erhitzt wieder nach Hause, eilte in den Kuhstall, um sich eigenhändig ein Glas Milch zu holen und warf sich dann aufs Bett, wo sie bald in tiefen Schlaf verfiel und erst in später Abendstunde wieder sichtbar wurde. Freilich saß sie dann oft bis in die späte Nacht hinein an ihrem Schreibtisch, aber das Hauswesen hatte davon keinen Vortheil, um so weniger, als auch ihr Gatte an Absonderlichkeiten ihr in nichts nachstand und in keiner Weise helfend und ergänzend eingriff.

Während der Dauer ihrer Ehe war Bettina wenig produktiv, und einige unbedeutende Gedichte abgerechnet, die in Zeitschriften erschienen, drang nichts von ihr an die Oeffentlichkeit. Sie las viel und pfropfte ihren Kopf mit romantischen Ideen voll, die sie auch

zum Theil als Entwürfe zu Romanen und Tragödien zu Papier brachte, von denen aber keiner zur Ausführung gelangte. Erst nach dem am 21. Januar 1831 ganz plötzlich erfolgten Tode ihres Gatten nahm Bettina ihre eigentliche dichterische Thätigkeit wieder auf, als deren erste Frucht im Jahre 1835 das Buch: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" erschien. Man hielt diese phantasiereichen Briefe lange Zeit für echt, gewiß das größte Kompliment, welches der Verfasserin gemacht werden konnte, neuere Forschungen gewiegter Goetheskenner aber haben ergeben, daß sie Bettinas freie Erfindungen sind, bei denen sie freilich manche poetische Idee des großen Dichters, die er in seinen Werken, namentlich in den Sonetten, niedergelegt, geschickt verwerthet hat.

Im Jahre 1840 folgte der Roman: „Die Günderode", ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung, deren Mittelpunkt die längst dahingeschiedene Jugendfreundin der Verfasserin war. Drei Jahre später erschien: „Dies Buch gehört dem Könige"; dann 1844: „Clemens Brentanos Frühlingskranz", eine poetische Verherrlichung ihres Bruders; bald darauf: „Ilius Pamphilius und die Ambrosia", ebenfalls Briefe, denen ein platonisches Verhältniß mit dem jungen Dichter Philipp Nathusius zugrunde liegt, und endlich als letztes Werk: „Gespräche mit Dämonen". Außerdem arbeitete sie an einer ganzen Reihe von Zeitschriften mit, so daß sie zu ihrer Zeit vielleicht die bekannteste und gelesenste Schriftstellerin war.

Alle Arbeiten Bettinas zeigen eine reiche, fast überschwengliche Phantasie, einen zuweilen schwungvollen, bilderreichen Stil, nicht selten aber auch eine schwülstig verworrene, mystisch unklare Sprache. Welchen regen Geist sie besaß, erhellt daraus, daß sie in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, in einem Alter von 63 Jahren, den Zeitereignissen mit lebhaftestem Interesse folgte und sogar in Wort und Schrift offen für die Demokratie Partei ergriff. Mit großem Eifer betheiligte sie sich auch an den Werken der öffentlichen Wohlthätigkeit und hier zeigt sich ihr edler, echt weiblicher Sinn im schönsten Lichte.

Am 20. Januar 1859 legte sich Bettina von Arnim zum Sterben, nachdem sie ein Alter von 74 Jahren erreicht hatte. Mit ihr ging eine Frau von seltener Begabung und reichem Gemüthsleben zur Ruhe, ein wunderlicher unberechenbarer Charakter, der letzte Zögling jener romantischen Dichterschule, welcher unsere deutsche Literatur so manche edle Perle poetischen Schaffens verdankt. Wohl sind die Werke Bettinas der jetzigen Generation kaum noch dem Namen nach bekannt, aber diese selbst ist eine so bedeutende Erscheinung auf dem neudeutschen Parnaß, daß ihr Name es wohl verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Ein Besuch im Kloster Tróitzky bei Moskau.

Von Hermann Müller-Bohn.

Wie der Araber sein Mekka, der Hindu seinen Ganges, den heiligen Strom, verehrt, von dessen Wellen er selbst noch im Tode getragen sein möchte; wie der Armenier in frommem Eifer nach seinem Nationalheiligthum, dem Kloster Etschmiadzin, wallfahrtet — so steht auch die Sehnsucht jedes guten, gläubigen Russen danach, wenigstens einmal in seinem Leben eine Pilgerfahrt nach Tróitzky-Sergijewski zu unternehmen, jenem prächtigsten, reichsten und geschichtlich berühmtesten Kloster des russischen Reiches. Dasselbe, an der Moskau-Jaroslawer-Bahn gelegen, und von Moskau aus mit dem Schnellzuge in zwei Stunden zu erreichen, sollte denn auch das Ziel eines Ausfluges sein, zu dem ich mich um so lieber entschlossen hatte, als für den nächsten Tag ein ganz besonderes hohes kirchliches Fest bevorstand, zu welchem, wie zu erwarten war, eine große Anzahl von Russen aller möglichen Stände und Typen, womöglich in Nationaltracht, sich in Tróitzky zusammenfand.

Es war ein herrlicher Morgen, als wir unser klösterliches Hôtel, in dem wir die Nacht zugebracht, verließen. Schon nach wenigen Minuten bot sich uns ein entzückender Anblick dar. In der Entfernung von etwa 500 Schritt sahen wir das Kloster, wie eine Festung von zahlreichen Mauern und Thürmen, Gräben und Wällen umgeben, in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns liegen. Ein Blick in die zahlreichen vergoldeten und in allen Farben des Regenbogens strahlenden Kuppeln der unvergleichlichen Kathedralen genügt, um wie mit einem Schlage hineinversetzt zu werden in jene fesselnden Zaubermärchen des Orients, die die Tage unserer Kindheit entzückten. Jene wundersame, phantastisch-wilde Mischung des byzantinischen und orientalischen Stils, der wir bei den meisten russischen Kirchen neueren Datums begegnen — sie bannte auch für einen Moment unser Auge.

Vor allem war es die herrliche, der Verklärung Mariä geweihte Uspenski-Kathedrale, welche mit ihrem stark vergoldeten ins Quadrat gestellten Zwiebelkuppeln und mit ihrer Farbenpracht unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Links von diesem Meisterwerk russisch-byzantinischer Baukunst ragt der schlanke, gegen 90 Meter hohe Glockenthurm empor, der das größte Glockenspiel der Welt und eine 1400 Centner schwere Glocke besitzt.

Wir betraten den Eingang des Klosters, eine große Halle, durch welche man in den Vorhof gelangt. In dieser Halle standen rechts und links Mönche, die in Körben und Kästchen allerlei von den Brüdern im Kloster selbstverfertigte Waaren feilboten: Photographien, Ansichten des Klosters, religiöse Schriften und Heiligenbilder. Am meisten erregte mein Interesse ein Mönch, welcher einen in kleine Fläschchen gefüllten braunen Saft darbot, der reißenden Absatz fand. Sofort vermuthend, daß ich es hier mit einem jener wunderthätigen Schmerzensstiller zu thun hatte, die, wenn sie nichts nützen, so doch auch nichts schaden, drängte ich mich hinzu, um eins von diesen Fläschchen zum Geschenk für meine Wirthsleute in Moskau zu verhandeln. Ich hörte denn auch zu meiner großen Freude, daß jener braune Inhalt gegen alle möglichen Leiden, die uns in diesem irdischen Jammerthale so meuchlings überfallen, zu helfen imstande wäre, daß aber die Zubereitung ein Geheimniß des Klosters sei.

Auf unserem Weitergange kamen wir zu der Kapelle, die über dem „Heiligen Brunnen" errichtet ist, dessen Wasser ebenfalls für heilkräftig gehalten wird. Diesem Wunderbrunnen gegenüber befindet sich die sogenannte Hostienbäckerei. Eine Spezialität derselben ist eine Art kleiner runder Weißbrödchen, deren Eigenschaften, wie man mir in Moskau versichert hatte, außerordentlich gut sein sollen, und die man deswegen nicht zu dem profanen Zwecke kauft, um sie zu essen, sondern um sie als segenspendende Reliquien in der Familie aufzubewahren.

Während hier und in der „Trapesnaja", dem großen Speisesaal, in welchem jährlich gegen 20,000 Pilger unentgeltlich gespeist werden, die behäbigen, freundlichen Mönche das ganze Jahr hindurch beschäftigt sind, den leiblichen Bedürfnissen der Pilger Rechnung zu tragen, und so in diesen Räumen tagein, tagaus ein immer geschäftiges, nimmer rastendes Treiben herrscht, weht durch die weiten Gemächer, die über dem großen Speisesaal liegen, eine andere Atmosphäre. Hier befindet sich die überaus werthvolle, fast 10,000 zum Theil sehr seltene Bände zählende Bibliothek. Hier webt still und unscheinbar und doch so reich befruchtend, der Geist von Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden, denn hier geben zahlreiche alte Bände, dem nagenden Zahn der Zeit fast erliegen, Zeugniß von dem ersten Ausbreiten der christlichen Kirche in Griechenland, von der Verpflanzung des griechischen Kultus nach Rußland, von all den Kämpfen, die das gewaltige Zarenreich durchzumachen hatte.

Wir betraten jetzt eine der Hauptkirchen des ungeheuren Klosters, in welcher eben der Gottesdienst begonnen hatte. Der weite Raum der Kirche war bis auf den letzten Platz dicht mit Menschen gefüllt. Weicht schon das ganze Aeußere einer russischen Kirche in Baustil und Ausschmückung von den Kirchen west- und mitteleuropäischer

Länder so eigenthümlich ab, so ist der Beobachter noch mehr überrascht von dem, was er innerhalb des Gotteshauses sieht und hört. Da fällt ihm zunächst das Fehlen der Orgeln auf, an deren Stelle der allerdings treffliche, zum Theil wunderbar schöne Kirchengesang tritt. Da herrscht nicht zu allen Zeiten des Gottesdienstes jene lautlose Stille, wie sie in protestantischen Kirchen von Anfang bis zu Ende des Gottesdienstes so angenehm berührt und zur Andacht stimmt. Da ist ein ewiges Drängen und Vorwärtstreiben, ein rastloses Hin- und Herbewegen, namentlich in den größeren Kirchen und bei hervorragend feierlichen Gelegenheiten. Der protestantische Fremde sieht sich vergebens nach Bänken und Sitzen um. Der ganze Ritus, das Knieen und Niederfallen, Bekreuzigen und Stirnschlagen macht ein Sitzen zur Unmöglichkeit. Besonders reservirte Abtheilungen, Logen und vorherbestellte Plätze für Magistrat, Würdenträger und die besitzenden Klassen wird man vergebens suchen. Jeder Rang und Stand, jedes Alter und Geschlecht — alles drängt sich durcheinander. Selbst der Zar, wenn er auf Reisen ist, wohnt stehend, mitten unter seinen Unterthanen, dem Gottesdienste bei, höchstens daß er durch eine kleine, schnell improvisirte, mit Sammt ausgeschlagene Brettererhöhung gegen das Drängen der Menge geschützt ist.

Ich konnte, näher hinzugetreten, wahrnehmen, daß es namentlich eine bestimmte Stelle war, nach welcher der große Menschenstrom hindrängte. Es war dies ein Heiligenbild, das zu küssen, alt und jung, vornehm und gering gleich begierig waren. Dazwischen hörte man die gröbsten Schimpfwörter, die gräßlichsten Flüche von solchen, die in ihrem Vorwärtsdringen durch andere mit ihren Ellenbogen kühner arbeitende, aufgehalten wurden. Dazu kam, um das Bild noch lebhafter und bewegter zu machen, das bunte Gemisch der Trachten und Gesichtstypen, die mannigfaltige Mischung von niederen und hohen Ständen. Vornehme Russen in der elegantesten Salonkleidung, Bauern in ihren langen Röcken und Stulpenstiefeln, Bettler halb in Lumpen gehüllt, und Pilger, deren Füße mit Sandalen bedeckt waren, oft viele hunderte von Werst herkommend und sechs bis neun Monat unterwegs sich durch Betteln durchschlagend — alles wogte und drängte durcheinander, um jenem geheiligten Bilde den schuldigen Tribut zu entrichten.

Der ungeheure Zudrang nach Kloster Tróitzky hat einestheils wohl in der Berühmtheit und großen Verehrung des Gründers desselben, des heiligen Sergius, anderntheils in der geschichtlichen Vergangenheit desselben seinen Grund. Ja, die Bedeutung von Tróitzky als nationaler Wallfahrtsort übertrifft jetzt bei weitem diejenige von Kiew, der uralten heiligen Stadt der Russen, der „Mutter aller Städte", wie sie früher hieß. Auch der fabelhafte Reichthum von Tróitzky trägt zu diesem lebhaften Fremdenverkehr bei. So repräsentiren schon allein die heiligen Geräthe, die Heiligenbilder, die Juwelen, Schmuckgegenstände und Meßgewänder einen ungeheuren Werth. Der Schatz, den die Risnitza (Schatzkammer) der Kirche des heiligen Sergius enthält, soll die Summe von 600 Millionen Rubeln übersteigen. Dieser ungeheure Reichthum läßt sich nur erklären durch die großen Opfer und Spenden, die seit mehr als vier Jahrhunderten dem Kloster zugewendet

wurden und noch heute aus allen Theilen Rußlands demselben zufließen. Nie hat auch ein Zar oder ein anderer einflußreicher Fürst es unterlassen, wenigstens einmal während seiner Regierung Tróitzky zum Ziel seiner Wallfahrt zu machen und das Vermögen des Klosters durch eine fürstliche Spende zu vermehren. Eine weitere, äußerst ergiebige Quelle des Reichthums für Tróitzky sind die neuerdings auf den Stationen der Moskau-Petersburger-Eisenbahn angebrachten Opferstöcke zur Aufnahme milder Gaben, durch welche dem Kloster jährlich eine Summe von einer Viertelmillion Rubel zufließen. Durch diesen unerschöpflichen Reichthum ist das Kloster bereits mehrmals in der Lage gewesen, in Zeiten der Noth den Staat mit kolossalen Geldbeiträgen zu unterstützen. So unter anderem 1812, als der gewaltige Korse Rußland mit seinen Schaaren überschwemmte. Trotz dieser Opfer ist die äußere und innere Pracht des Klosters beispiellos und vielleicht einzig dastehend, denn es strotzt außen und innen von Gold und Edelsteinen. Letztere sind besonders reich auf den Bildern der Heiligen vertreten, welche, dem griechischen Kultus gemäß, nur zum Theil gemalt, zum größeren Theile aber mit Silberblech überzogen sind. Nur Gesicht und Hände eines gemalten Heiligen sind frei, d. h. in Oel gemalt, die übrigen Theile des Körpers, sowie die Kleidung, Kopfbedeckung und die auf den Bildern abgebildeten Kreuze und Schwerter, Häuser und Bäume sind in erhabener Arbeit durch Silberblech dargestellt und bei besonders hervorragenden Heiligen und werthvollen Bildern mit Edelsteinen geschmückt.

Inzwischen war die Zeit herangekommen, wo auf einem der Hauptplätze inmitten der zahlreichen Klostergebäude die große Prozession stattfand. Hunderte und aber Hunderte von Menschen wogten auf und nieder, um durch Drängen und Stoßen zu dem Ort zu gelangen, wo das Heiligenbild, ein reich mit Edelsteinen besetztes Metallbild, auf einer offnen Bahre eben vorübergetragen wurde. Manch verwunderter Blick, manch heimlicher Rippenstoß traf mich, der ich, bescheiden meinen Hut in der Hand haltend, ohne die Ceremonie selbstverständlich mitmachen zu können, mit Staunen und Ueberraschung sah, wie neben mir, vor mir, hinter mir die andächtigen Russen platt niederfielen, um die ihnen heilige Erde zu küssen. Da! — eine Bewegung geht durch die Masse — über die Köpfe weg sehe ich den kostbaren Baldachin sich nähern, der, die Bahre mit dem Heiligenbilde überdachend, von begleitenden Mönchen getragen wird. Im langen Zuge dazwischen der Metropolit, die Popen, die höheren und niederen Kirchendiener in ihren malerischen kostbaren Trachten und die Chorknaben mit reizenden, jugendfrischen Gesichtern, mit langen, weißen Gewändern und dunklem Haar, den Weihkessel schwingend, oder irgend welche andere heilige Geräthe tragend. Da erscholl plötzlich ein wunderbar ergreifender Gesang. Zwanzig bis dreißig Erwachsene und fünfzig bis sechzig Kinder zusammen bildeten den Chor. Langsam ging der Zug vorwärts. Alles schloß sich demselben an unter fortwährendem Bekreuzigen, Stirnschlagen und Niederfallen vonseiten der Andächtigen, die im Zuge Platz gefunden, und unter den fortdauernden Flüchen derjenigen, die, von dem Menschenstrom beiseite geschoben, über die Köpfe der anderen hinweg noch einen sehnsüchtigen Blick auf

das an ihnen vorübergeführte Heiligthum werfen wollen. Alle Jahr einmal wird das Heiligenbild in feierlicher Prozession herumgeführt. Es war jetzt bereits wieder auf dem Wege zur Kapelle zurück, wo es das ganze Jahr hindurch hängt, wo vieler Tausender Blicke mit stiller andächtiger Sehnsucht hinaufschauen. An einem Tage aber, wie dem heutigen, wo es seinen Platz verläßt, um an den Blicken der Gläubigen vorübergeführt zu werden, da scheint die Segenswirkung, die von ihm ausgeht, doppelt kräftig zu sein. Daher dieser förmliche Kampf um einen Platz im vordersten Gliede, dieses tolle Fluchen, diese wüthenden Blicke, wenn ein anderer Glücklicherer den Menschenstrom spaltet. Denn bald wird ihnen die Möglichkeit genommen, das Ziel und den Gegenstand, ihrer vielleicht monatelangen Wanderung in feierlicher Prozession, an sich vorüberziehen zu sehen. Schon hält der Zug, schon steigen die Träger mit dem Chor eine Erhöhung hinan, um unter den tief erschütternden, klagenden Trauergesängen das Bild an seinen alten Ort herniederzulassen, eine Art symbolischen Begrabens, die in der That etwas tief ernstes an sich hat. Hunderte mußten draußen bleiben und unter den Glücklichen, die in die Kapelle Einlaß gefunden, erhob sich wieder ein wahrer Kampf, um zum letzten Male das Bild, oder doch die Bahre zu küssen, und, wenn ihnen auch dies nicht vergönnt war, wenigstens die heilige Erde mit den Lippen zu berühren, über welche das Bild fortgetragen war.

Froh, dem ungeheuren Gedränge und der entsetzlichen Luft entkommen zu sein, richtete ich mit meinem Begleiter meine Schritte weiter durch das Labyrinth von Klöstern, Kirchen, Kapellen und Gebäuden. Unter den letzteren ist namentlich erwähnenswerth der kaiserliche Palast, die Elementarklosterschule, das theologische Seminar und die geistliche Akademie. Namentlich die letztere erfreut sich eines hohen, weit verbreiteten Rufes, und verdienstvolle Männer, wie der in der russischen Kirchengeschichte hochberühmte Metropolit Plato, sind aus ihr hervorgegangen. Von dem letzteren, auf dessen Gemächer der andächtige Besucher noch besonders aufmerksam gemacht wird, zeigte man uns noch einen großen Strohhut, dessen Deckel von reliquiensüchtigen Enthusiasten aber total ausgeplündert war, und dessen einstigen Glanz nur noch eine einsame Krempe anzeigte.

Etwa eine Viertelstunde von dem Hauptkomplex der Klostergebäude entfernt, liegt der sogenannte „Skit", eine Einsiedelei, in welcher sich die berühmten „Petscherä" befinden, unterirdische Höhlen mit ausgemauerten Zellen, jedenfalls eine Nachahmung des Höhlenklosters Petschera zu Kiew, welches als Pflanzstätte der Bischöfe und Heiligen seit dem 11. Jahrhundert der Mittelpunkt der christlichen Bestrebungen im Zarenreiche war. Hier wohnen in dunklen, durch keinen Strahl des Tageslichts erhellten Zellen, asketische Anachoreten, ihre Nahrung durch Oeffnungen in der Thür empfangend, niemanden sprechend, keine menschliche Seele erblickend, abgeschlossen von aller Welt, von dem geräuschvollen Leben und Treiben da oben.

Von all' dem Seltsamen und Wunderbaren, dem wirklich Erhabenen und Großartigen, was hier das Auge erschaut, noch ganz eigenthümlich bewegt, drängte es mich, bevor wir Tróitzky-Sergijewski für immer den Rücken kehrten, noch einen Augenblick in stiller Betrachtung

an dem Grabmale des Mannes zu stehen, der eigentliche Urheber dieses einzig in seiner Art dastehenden Klosters ist. In der Kirche des heiligen Sergius, in einem silbernen und vergoldeten Sarge ruhen die Gebeine des Lieblings des russischen Volkes, des Gründers von Tróitzky, des heiligen Sergius. Von dem reich mit Edelsteinen besetzten Ikonostas*) blickt das Bild des heiligen Sergius hernieder auf den andächtigen Pilger. Welche Stürme hat es schon erlebt! Wenn es reden könnte — es würde erzählen von blutigen Schlachten, von furchtbaren Kampfesscenen, deren Zeuge es gewesen; es würde berichten können von inbrünstigen Gebeten gekrönter Häupter, denn, in dem Rufe der Wunderthätigkeit, führte es Alexei in den Kriegen gegen die Polen als höchstes Palladium mit sich herum und in den gigantischen Kämpfen Peters des Großen gegen den Welteroberer Karl XII. sollte es dem großen Zaren helfen, die Macht des Schwedenkönigs zu stürzen.

Man kann nicht ohne eine gewisse innere Bewegung vor diesem Grabmal stehen. Von fünfhundert Jahren Geschichte, die über das große Zarenreich hinweggegangen sind, predigt dieser prachtvolle Sarkophag. Hier, wo sich heute die stolzen, goldglänzenden Kuppeln des Klosters erheben, stand vor 550 Jahren, tief versteckt in dem dichten Walde, eine Einsiedelei. Hier lebte Sergius, ein frommer Eremit, lange Zeit still und zurückgezogen, bis der Ruf seiner Frömmigkeit eine größere Anzahl frommer Männer herbeizog. Im Verein mit ihnen gründete Sergius 1338 das der heiligen Dreieinigkeit geweihte Kloster. Schon damals genoß Sergius große Verehrung. Dieselbe steigerte sich aber in dem blutigen Kampfe, den die Russen mit dem wilden Volk der Tataren um ihre Unabhängigkeit führten, zu einer wahren Begeisterung; war es doch Sergius gewesen, der dem Großfürst Dimitri Donskoi den Rath gegeben, den kühnen, bis dahin unbesiegten Mongolenfürsten Mainai in der weiten Ebene am Don anzugreifen. Der blutige Kampf endete, wie es Sergius vorausgesagt, mit der Vernichtung des Tatarenheeres. Ein neuer Umstand sollte hinzukommen, den Ruhm des Sergius vergrößern und ihn der Menge geradezu als Heiligen erscheinen zu lassen. Als im Jahre 1393 Sergius, weit und breit vom Volk betrauert, starb, zog gerade ein neues Tatarenheer gegen Moskau, brannte diese Stadt nieder und machte auch das Kloster Tróitzky dem Erdboden gleich. Nach dem Abzuge der wilden Horden zog man den Leichnam des heiligen Sergius unversehrt aus den Trümmern des Klosters hervor, und dieser wunderbare Umstand war entscheidend, das Andenken Sergius' unvergeßlich zu machen und seine Verehrung als Heiligen für alle Zeiten zu begründen. Das Kloster blühte wieder frisch und fröhlich auf, und mehr als einmal noch hat es bedeutsam in die Geschichte Rußlands eingegriffen.

Einen nie verlöschenden Glanzpunkt in der Geschichte dieses Klosters bildet die heldenmüthige Vertheidigung desselben durch die Mönche während der beinahe einundeinhalb Jahre langen Belagerung durch die Polen unter Lisowski und Hetman Sapieha. Trotz der

*) Eine große mit Heiligenbildern geschmückte spanische Wand, welche das Allerheiligste von dem übrigen Raume der Kirche trennt.

großen Ueberzahl des Feindes, der mit 30,000 wohlbewaffneten Kriegern den Sturm gegen das befestigte Kloster eröffnete, trotzdem der Scherbock unter den Belagerten ausbrach, konnte Hetman Sapieha, wie er sich fluchend ausdrückte, „die grauen Krähen nicht aus ihrem Neste vertreiben" und mußte am 12. Januar 1610 beschämt abziehen. Später in den schlimmen Zeiten der Bedrängniß durch die Polen war Tróitzky wiederholt die Hochburg des Patriotismus. Von hier aus zogen die Sendboten der Erhebung, die kriegerischen Mönche, durch das Land, um mit begeisterten Zungen überall die Abschüttelung des Polenjochs zu predigen.

Und noch einmal sehen wir in einer bedeutsamen Epoche der russischen Geschichte das Kloster Tróitzky eingreifen in die Geschicke des Vaterlandes, indem es bei dem Aufstande der Strelitzen den beiden jungen Zaren Iwan und Peter eine Zufluchtsstätte wurde. Der Altar des Klosters war es, der dem nachmaligen Peter dem Großen das Leben und dem russischen Volke seinen größten Fürsten erhalten, denn nur der Zuruf eines frommen Strelitzen, nicht am Altare Gottes zu morden, hielt das schon gezückte Eisen von Peters Brust zurück. Einige Zeit später und Tróitzky war es wieder, von dem aus Peter seinen Vernichtungskampf gegen die Strelitzen begann und siegreich zu Ende führte.

So ist das Kloster und seine ruhmreiche Geschichte aufs innigste mit den Geschicken Rußlands verflochten. Was Wunder, daß Tróitzky als ein nationales Heiligthum noch heute die gleiche Anziehungskraft auf die Russen aller Stände ausübt wie früher, so daß die Zahl seiner jährlichen Besucher auf weit über eine Million geschätzt wird. Nicht nur der fromme Pilger wandert hierher, um am Grabe des heiligen Sergius zu beten; der Geschichtsforscher lenkt seine Schritte nach diesem Orte und sucht in den alten staubigen Werken und Aufzeichnungen der fleißigen Mönche, die an der Geschichtsschreibung Rußlands keinen unbedeutenden Antheil haben. Die Kunstkenner und Alterthumsforscher machen das Kloster zum Ziele ihrer Forschungsreisen, denn die zahllosen, werthvollen Geräthe, die Kleinodien, Heiligenbilder — sie zeigen in beredter Sprache die Entwickelung der russischen Kunst. Der Patriot endlich preist in den Mauern des Klosters den Hort des Vaterlandes.

Noch einmal aus der Ferne ließ ich meinen Blick zurückgleiten auf diesen weiten Komplex von Mauern, Wällen, Thürmen und Gebäuden. Ich begriff, wie Tróitzky den Namen einer „religiösen Festung" zu erwerben imstande gewesen war.

Jatanella.

Von Jaroslav Vrchlický.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Böhmischen von **Edmund Grün.**

Wie wenn durch das Grau von Trümmern
Volle Mondenstrahlen flammen
In der Wälder düstern Schatten
Bunte Falter sich verirren,
In den rostzerfress'nen Becher
Goldnen Weines Tropfen fallen:
So in mein verdüstert' Denken,
So ins Herz mir, ins verwaiste,
Flammt ein Strahl der ew'gen Liebe,
Falter Phantasie verirrt' sich
Und von Poesie ein Tropfen
Fiel hinein. O, sagt, was mehr noch
Nöthig wär', dies Lied zu singen.?!

I.

Roderigo Gonvacales,
Ritter des Johanniordens,
Ging einmal zur Morgenumschau,
Wie er's in Gewohnheit hatte.
Schirm der Christenwelt war damals
Gegen die ungläub'gen Türken
Rhodos noch.
Kaum ein'ge Schritte
War er vor das Thor gekommen,
Sah er in der Wachtstub' Nähe
Ein barfüßig' Mädchen stehen,
Zart von Körper, der ins bunte
Kleidchen schien wie eingehaucht. Der
Schwarzen Haare dichten Zopf nur
Lose barg ein rothes Tüchlein.
Als Rodrigo sich der Kleinen
Nahte, da erhob sie lächelnd
Ihre funkensprüh'nden, großen

Augen, reicht' ihm eine Blume,
Felserblüht und seltsam duftend,
In ein weißes Band geflochten.
Roderigo mußte lächeln.
Er liebkost' die bunten Blüten,
Neigt' zu ihr sich, bis mit seinem
Haar er ihre Stirn berührt.
Wie der Duft von Blumen, schwebt von
Seinen Lippen leis die Frage:
„Sage, schönes Kind, wer bist Du?"
„„Satanella ist mein Name.""
„Satanella? Seltsam klingt der
Name", sprach der Ritter freundlich,
„Wahrlich! Einen Engel selber
Beugte Deine Götterschönheit!" —
Und von nun an, alle Tage,
In der gleichen Morgenstunde,
Stand beim Thor der Citadelle
Das barfüß'ge, braune Mädchen.
Tag für Tag bekam der Ritter
Blumen, die er freundlich koste,
Dacht vielleicht dabei, er küsse
Satanellas zarte Lippen.
Kam der Herbst ins Land, verschwand auch
Satanella, wie die Vögel
Aus der Wälder Schatten, wie die
Goldnen Bienen von den Wiesen, —
Eilte fort wohl mit den Schwalben.
Aber wenn der Wonnemonat
Rosenduft haucht' in die Fenster,
Kam sie mit dem ersten Vogel,
Mit der ersten Wiesenblume.
So gewöhnte sich der Ritter
Gern an Blumen und an Küsse,
Welche oft sich statt auf Blüten
Auf des Mädchens Mund verirrten,
Bienen gleich, die honiglüstern.
So auch heut, nach langem Winter
Satanella kam mit Blüten.
Aber Himmel! Nicht ein Kind mehr,
Nein, ein Weib in voller Schönheit!
Nicht mehr eine zarte Knospe,
Eine dunkle, duft'ge Rose, —
Kein verschämtes Kind mehr, eine
Maid, die frohverwirrt die Augen
Senkt im Augenblick des Glückes.
Zarte Lippen, die vordem nur
Schmalen Streifen aus den Blättern
Wilder, blasser Rosen glichen,
Schwellen jetzt in voller Blüte.

Ach! Ihr Thau wirkt wie berauschend!
Würdest nach ihm aus unendlich
Heißer Sehnsucht gerne sterben!
Sieh! Die Knospen ihres Busens
Sind erblüht zu üpp'gen Wellen,
Die Dein armes Haupt verwirrten,
Wollt's auf ihrem braunen Sammte
Ruhe nach Ermüdung suchen!
Und ihr Haar, das gleich drei Kränzen
Jetzt um ihre Stirn' sich schmieget,
Wie ein Rahmen, sicher wallt' es,
Aufgelöst, in hundertfacher
Flut bis zu den Ferſen nieder!
Welche Wandlung! Nicht mehr stand sie
Vor dem Burgthor. In der Menge
Lautem Drängen tanzt sie heute
Auf dem Platze. Ringsum sie, wie
Meeresbrandung: Bunte Mützen,
Braungesichter, Volksgejubel.
Mit der Tambourine plaudert
Laut der Cymbal. Einer Lilie
Stengel gleicht der schlanke Körper
Satanellas. Ihre Augen
Sprühen Blitze und die zarten
Füßchen drehen sich im Tanze,
Blättern gleich im Wirbelwinde.
So erschaute sie Rodrigo,
Als er morgens auf den Platz ging,
Sah sie und sein ganzes Wesen
Taucht' in seines Herzens Tiefen.
Unaufhörlich hört' er klingen:
Satanella, Satanella! —
Abends saß er in Gedanken,
Leerte mißgestimmt den Becher,
Fluchte seinem schwarzen Mantel. —

II.

Wahrlich! Nicht ist's meine Schuld, daß
Lenz die Zeit der Liebe ist,
Venus ihr Gestirn und Rosen
Blumen jener, die sich lieben,
Nachtigall ihr heil'ger Vogel
Und das süße Lied des Dichters
Für die Wonnen der Verliebten
Wiegelied und Grabgesang ist. —
Schwesterlich umarmen sich die
Bogen zweier düstern Mauern
Eines längst zerfall'nen Baues.
Epheu grünt in ihren Rissen,
Auf den Zinnen wild' Gesträuche,

Breitet sich von Moos ein Teppich.
Gras wächst zwischen den Gesteinen;
Seine langen, dunklen Halme,
Spiel der Winde, hängen nieder
Wie die Haare eines Weibes.
Diese traurige Ruine,
Ehmals ein berühmtes Kloster,
Bot Zigeunern jetzt ein Lager.
Dämm'rung schwebte auf die Landschaft,
Dumpf ein Bach rauscht in der Ferne,
Manchmal nur die Wälder sausen,
Wie im Traum, — dann wieder Stille!
In das mitternächt'ge Finster
Schau'n die grauen Trümmer wieder
Wie ein Riese aus der Vorzeit
Der nach langen, langen Jahren
Aus dem Grab erstieg zur Erde
Und jetzt dasteht, wie verwundert
Ob der Zeiten schnellem Wechsel.
Wahrlich! Wie ein Riese steh'n sie!
Felsenwälle sind sein Nacken,
Seine Arme sind die Bogen,
In die finst're Ferne ragend,
Deren Fenster, jetzt beleuchtet
Vom Zigeunerfeuerscheine
Wie zwei Flammenaugen glänzen.
Stille, Stille in der Landschaft!
Aber übermüthig' Leben
Regt sich in den alten Trümmern.
Finst're Schatten huschen längs der
Mauern hin und ans Gewölbe,
Das gewöhnt nur nächt'ges Dunkel,
Schlägt des Feuers rothe Zunge.
In den engen Felsenspalten,
Die an Stille nur gewöhnt sind,
An der Winterwinde Spiel und
Vogelsang und Blätterrauschen,
Klingt der Cymbal jetzt und läutet
Zu der Melodie der Lieder.
In der Näh' des Feuers sitzt auf
Einem Stein der weißbehaarte
Führer des Zigeunerstammes;
In dem Feuerschein erglänzen
Seines Mantels Spangen und im
Gürtel blitzt sein langes Messer.
Vor ihm liegt auf einem Teppich
Eine junge Frau, die sinnend
Schaut ins Feuer, ihre Stirne
Mit der braunen Hand beschattend.
Perlenschnüre, matterglänzend

Und die reiche Flut des Haares
Sind ihr Schmuck und bergen neidisch
Ihres Busens üpp'ge Wellen.
Nah bei ihr ein Bursche lagert,
Der mit scharfen Kennerblicken
Eines Dolches Schneide mustert.
An der Mauer lehnt ein Knabe,
Der in dunkle Ferne ausspäht,
Rückwärts schlagen zwei den Cymbal;
Seinem hellen Klange eint sich
Ihrer Lieder düstre Weise.
In geborst'ner Wölbung Schatten
Liegt ein Haufen rother Mäntel,
Rings um's Feuer sitzen Weiber,
Auf den Steinen lagern Männer,
Halb im Schlummer. Manchmal nicken
Mit dem Haupt sie zu der Lieder
Melodien, — und träumen weiter.
Glutbeschienen' buntes Lager!
Aber wo ist Satanella?
Trümmerseitwärts, in dem Thale,
In der Nische einer Felswand,
Die ein Rosenstrauch umheget,
Hängt ein Bild der heil'gen Jungfrau.
Aus der Zeit stammt's, da das Kloster
Unglücklichen ein Asyl noch,
Armen Pilgern noch Oase.
Dort, auf grasbewachs'nem Steine
Sitzt, umhüllt vom dunklen Mantel,
Roderigo glückestrunken
Und in seinen Armen hält er
Satanella, selig lächelnd,
Wie der Abendstern am Himmel,
Wie Madonna auf dem Bilde.
Nicht verhüllt das Tuch ihr Haupt mehr.
Aufgelöst der Haare Kränze!
Hundertfache dunkle Fluten
Rauschen nieder, deren Wellen
Glitzernd sich ums bunte Mieder
Schmiegen, dessen schwachen Fesseln
Unter'm Andrang süßen Bangens
Sich entringt der weiße Busen.
Ihre Hand umarmt Rodrigos
Stolzen Nacken und ihr Auge
Trinkt die Blitze aus dem seinen.
Mächtig klopft ihr Herz im Busen,
Schlägt in ungeduld'gem Sehnen
Seinem Herzen heiß entgegen.
Haupt an Haupt und Lipp' an Lippe!
Nur ein langer, süßer Seufzer:

„Liebst Du mich, o mein Rodrigo?“
Haupt an Haupt und Lipp' an Lippe!
Nur ein langer, süßer Seufzer:
„Ja, ich lieb' Dich, Satanella!“
Tiefes Schweigen! Kaum von ferne
Wagt der Bach zu rauschen, kaum daß
Wie im Traum die Wälder sausen!
Das Gebüsch nur rings erzittert,
Wie in süßen Erdentönen,
Satanellas Mund nur zittert
Unter'm Andrang glüh'nder Küsse,
Wie die Lotosblum' erzittert
Unter'm Kuß der treuen Luna,
Wie das weite Meer erzittert
Unter'm Flammenkuß der Sonne!
„Denkst Du noch der Zeiten“, flüstert
Glückestrunken leis der Ritter,
„Wie vor Jahren scheu ich Deiner
Sträuße duft'ge Blüten küßte?
Wie von Blüten ich zum Mund kam?
Siehe! Welche Wandlung heute!
Braune Stirn darf ich jetzt küssen,
Zarte Lippen, dunkle Augen,
Uepp'gen Busen, holde Wangen,
Darf das schwarze Haar liebkosen,
Du bist ganz zur Blume worden,
Ich bin ganz nur Lippe worden,
Satanella, Satanella!“
„Denkst auch Du der Zeit“, erwidert
Satanella, „wie zu Dir ich
Scheu erhob mein Aug' vor Jahren?
Siehe! Welche Wandlung heute!
Darf nun meine beiden Augen
Und mit ihnen meine Seele
Selbst auf ewig, ewig tauchen
In das blaue Meer der Deinen.
Seh' in ihnen Deine Seele,
Wie sie winkt, wie sie mir zuruft,
Glück der ganzen Welt durchbebt mich,
Ohnmacht faßt mich, sehnsuchtglühend
Flüstern meine Lippen immer
Roderigo, Roderigo!“
Wiederum nur tiefe Stille.
In den Trümmern lischt das Feuer,
Es verhallt des Cymbals Klang, sein
Echo schlummert ein in Felsen.
Sieh! Dafür mit größ'rem Glanze
Flammt der Abendstern am Himmel,
Sieh! Dafür in süßern Tönen
Zittern Wellen, zittern Blätter,

Zittern Nachtigallenkehlen,
Zittern der Verliebten Lippen.
Mitternacht entschwindet langsam,
Wälder schlummern ein und Felsen,
Auch der Bach und auch die Vögel.
Leise, leise, wie ein Echo
Fliehen Seufzer in die Weite:
„Sage, liebst Du mich, Rodrigo?"
„Ja, ich lieb' Dich, Satanella!"
„Sprich, — auf ewig?"
„Ewig, Ewig!" — —
Wahrlich! Nicht ist's meine Schuld, daß
Lenz die Zeit der Liebe ist,
Venus ihr Gestirn und Rosen
Blumen jener, die sich lieben,
Nachtigall ihr heil'ger Vogel
Und das süße Lied des Dichters
Für die Wonnen der Verliebten
Wiegelied und Grabgesang ist.

III.

Trommeln und Trompetenklänge!
Glockenton von allen Thürmen!
Frommer Lieder Melodieen!
Das Getön' und das Getümmel
Bringt die Insel fast ins Schwanken.
Immer größer wird die Menge,
Einen Pilgerzug umschließend,
Der die Brücke überschreitet.
Trommeln und Trompetenklänge!
Feierlich gestimmt ist alles.
Selbst die Sonn' aus Himmelshöhen
Auf die Fahnen, Bischofsstäbe,
Mützen, Kreuze und Ornate
Gießet lauter Gold herunter.
Mönche mit entblößten Häuptern
Nah'n in Meng' von allen Seiten
Und in ihrer Mitte langsam
Rhodos' schönste Mädchen schreiten,
Heil'ger Jungfrau Bildniß tragend.
Nicht durchdringt der Sonne Schein die
Dunst'ge Säul' des Weihrauchfasses,
Nicht die Glocken übertönen
Volksgesang, der Mönche Psalmen.
Ihnen schreitet nach der Bischof
In der Mitte seiner Priester,
Auf dem Kleid und der Monstranz, wie
Feuer leuchten die Brillanten.
Angenehme Kühlung in der
Sonnenhitze weh'n ins Antlitz

Ihm zwei Diakone zu mit
Bunten Pfauenfederfächern.
Die Monstranz nach allen Seiten
Neigt der Bischof segenspendend,
Ueberall auf allen Seiten
Neigt die Menge sich zum Staube.
Der Konvent der Johanniter
Folgt in langer Reih' dem Bischof.
Helme, Schwerter, Gürtel, Rüstung
Funkeln golden in der Sonne.
Der Großmeister, weiß von Haaren,
Reitet vorn auf weißem Rosse,
Je ein Page ihm zur Seite
Führt die goldgestickten Zügel;
In dem Zug auch Roderigo,
Reichgeschmückt, in voller Rüstung,
Mit gesenktem Haupte schreitet,
Stirn' umwölkt, im Auge Blitze.
Ueber Plätze, über Straßen
Dehnet sich der Zug der Pilger
Vor die Stadt, bis auf die Felder,
Eine ungeheure Schlange!
Sicher fragt Ihr: Was bedeuten
Diese Wallfahrt, die Gesänge?
Waffenruh' ist doch geschlossen
Mit den Türken auf fünf Jahre;
Laufen glücklich doch im Hafen
Vollbeladen ein die Schiffe.
Einer Perle gleicht die Insel,
Eingefaßt von Silberfluten,
Frucht des Feld's und Reben reifen,
Was das Auge sieht, ist Schönheit,
Aus den Meerestiefen ziehen
Täglich voll ihr Netz die Fischer.
Weder Seepiratenvolk, noch
Schlangen oder Glaubensfeinde,
Oder schlechte Ernte, aber
Eine Noth weit größer, größer,
Größ'res Unglück droht der Insel.
Aus Urals entfernten Steppen,
Nie betret'nem Reich des Nebels
Flog ein Vogel auf zum Himmel
Riesenhaft, der Welt zum Schrecken!
Wo er während seines Fluges
Neigt die nachtgewöhnten Schwingen,
Da verstummen Wald und Quelle,
Welkt das Gras, verfallen Gärten.
Aber ach, was schlimmer, Leute
Starben plötzlich ohne Krankheit,
Motten gleich, die spielend fliegen

In dem Umkreis eines Lichtes.
Alles öde! Sonnenglut nur
Gelbe Knochen bleicht, in schwarzen
Wolken lebt der Geier nur und
In der Wüste die Hyäne.
Dieser Vogel, den man Seuche,
Strafe Gottes nannt', umspannte
Jedes Meer mit seinen Flügeln,
Ueberflog die höchsten Berge.
Eingehüllt von gift'gen Dämpfen,
Flog bei Nacht er, flog bei Tag er,
Röthet' durch sein Nah'n die Sonne,
Hunde heulten, wo er hinflog.
Jammer, Angst und Flüche jagt er
Vor sich hin im wilden Wirrwarr, —
Und so flog er vom Urale
Nach Byzanz auf Windesflügeln.
Ganze Städte stehen leer am
Asiatischen Gestade, —
Schiffe faulen in den Häfen,
Menschenleiber auf den Straßen.
Und jetzt, in der Glut des Juli,
Nähert er sich auch schon Rhodos,
Dieser Türke, schwarzgekleidet,
Dessen Schild die rothe Sonne,
Dessen Pfeile niemals fehlen,
Dessen Schwert aus gift'gen Dämpfen
Eindringt in die härtsten Panzer.
Zu den Trümmern zieh'n die Pilger, —
Zu dem wunderbaren Bilde, —
Aus der Stadt im Festgepränge
Mit Gebeten, Liedern, Klagen,
Daß in ihren Schutz die heil'ge
Jungfrau nehme auf die Insel.
Drum die Thore sind geschlossen,
Sind in großer Eil' die Häfen
Abgeschlossen fest durch Ketten, —
Doch die Pest fliegt durch die Lüfte,
Doch die Pest durch Athem mordet!
Ach, ich weiß nicht, weiß nicht, ob den
Weiten Flug der Seuchenvogel
Seitwärts wendet, denn der Wind ist
Heiß und dicht umhüllt vom gelben
Nebel ist die rothe Sonne.
Trommeln und Trompetenklänge!
Zu den Trümmern zieh'n die Pilger.

IV.

Auf den Trümmern einer Mauer
Ließ sich Satanella nieder;

Eingewiegt in tiefes Träumen
Löste sie die schwarzen Haare,
Die um ihre vollen Arme
Sich in dunkler Flut ergossen,
Mit dem gelben Gras sich einten,
Mit des Epheus grünen Blättern.
So saß Satanella, zwischen
Der Akazienbäume weißen,
Duft'gen Blüten hingen ihre
Nackten Füßchen nieder, durch die
Leiseste Bewegung Perlen
Thaues von den Blumen schüttelnd,
Und so saß sie lange, lange.
Was sie dacht', ist schwer zu sagen,
Aber lange so zu träumen
Liebte nicht das braune Mädchen.
Sie erhob das schöne Köpfchen,
Hielt die Hand an ihre Stirne,
Zu den Bergen sah sie lächelnd,
Die in blauer Ferne ragen,
Zu dem Strom, der aus der Ferne
Glänzt, wie eine Schlange, die im
Sonnenscheine schlummert, zu den
Wäldern, die in Ruh' sich dehnen
Unter'm Schleier gold'ner Dünste,
Sah dann wieder auf die weißen
Blüten der Akazienbäume,
Die ein Spiel sind ihrer Füßchen,
Auf das Moos, das üppig wuchert
Unter ihr und auf die bunten
Scabiosen, die umschwärmt sind
Und umkost von goldnen Bienen.
Seht! Durch ihrer Füße Regung
Scheucht sie auf aus weißen Blüten
Einen Falter, schwarz von Farbe,
Weißgesäumt sind seine Flügel.
In die Höhe flog der Falter,
Setzt' sich auf's Gestein, — dann wieder
Flog er weiter, — kreist' ein Weilchen
Um die Stirne Satanellas,
Wie ein trauriger Gedanke,
Der sich unerwartet einstiehlt
In die Träume Satanellas.
In der That, vielleicht nahm dieser
Schwarze Schmetterling der Trauer
Mit sich fort auf sammtnen Flügeln
Alle Trauer Satanellas.
Kaum verschwand er in der Höhe,
Lachte herzlich Satanella,
Und ihr lautes, frohes Lachen

Wie ein Strom in eil'gem Fluge
Klang von Fels zu Fels und kehrte
Zu den grauen Trümmern wieder
Als ein Echo. So fällt in die
Schneeverwehte Nacht der Glöckchen
Lächelnd-silberhelles Läuten.
Stiller ward ihr Lachen, stiller,
Wandelt in ein rührend Lied sich, —
Nur zuweilen blitzt es in der
Flut der düstern Melodien
Auf wie Mondenlicht, — wie goldne
Schuppen zarter kleiner Fischchen.
So verging das Lachen, — in dem
Meer der süßesten Gefühle,
Welches der Verliebten Herzen
Wild durchströmt, vielleicht ertrank es.
Siehe! Plötzlich klingt es wieder,
Alle Töne faßt es in sich,
Jubelt, wie ein kühner Sänger,
Der sich einen Ast gefunden,
Wo er bergen kann die Flügel,
Der ein Thürmchen sich gefunden,
Drin er aufhängt seine Glocken:
Was wälzt aus der Ferne her sich?
Satanella deckt' die Stirne
Mit der Hand, hört' auf zu lachen,
Sah mit ernster Mien' ein Weilchen
Auf den Zug, der aus der Stadt kam,
Nah und näher, durch die Felder
Sich wie eine Schlange windet.
Diesem freien Kind der Wüste,
Das des Cymbals Klang nur kannte,
Nur den Sturm und nur die Leut', in
Deren Mitt' es aufgewachsen,
Schienen lächerlich die alten
Mönche in den schwarzen Kutten,
Deren große, weiße Glatzen
Weithin in der Sonne glänzten, —
Schienen lächerlich die Priester,
Welche aus den Weihrauchfässern
Säulen Dampfes steigen ließen,
Doch am meisten reizt' der Bischof
Ihre Lachlust, der in goldner
Mitra, sanft umfächelt von den
Pfauenfächern, segenspendend
Die Monstranz neigt auf die Seiten.
Ganz betäubt stand Satanella,
Hin und her die Blicke schweiften,
Bis aufs neu der Strom des Lachens
Mit sich reißt ihr still' Bewundern.

Doch inzwiſchen ſind die Pilger
Angelangt bei den Ruinen,
Bleiben vor dem Felſen ſtehen,
Dort, wo's Bild der heil'gen Jungfrau
Hängt im Strauche wilder Roſen.
Ruhig theilt ſich nun die Menge,
Läßt aus ihrer Mitte zieh'n die
Mönche, Prieſter, Johanniter.
Deren Reih'n durchſchritt der Biſchof,
Langſam ſchritt er hin zum Bilde,
Auf die Kniee ſanken alle,
Lärm verſtummte, — lange Stille!
Droben in der Felswand Wölbung
Sah im Schatten der Akazien
Satanella auf das Treiben,
Neugiervoll, was da geſchehen.
Große Datteln klaubt dabei ſie
Aus dem Schoß, verſpeiſt ſie langſam
Und die langen Kerne legt' in
Einer Reih' ſie auf die Felswand.
Da erſpäht' ihr Blick Rodrigo,
Sah ihn ſteh'n im dunklen Mantel
In der Mitte ſeiner Brüder,
Stand dort mit umwölkter Stirn, wie
Eine Wolk' am Sommerhimmel.
Kaum, daß ihn ihr Blick geſehen,
Warf ſie einen ihrer Kerne
Auf ihn nieder. Als erſtaunt er
In die Höh' ſchaut zur Ruine,
Klang wie vorher laut und herzlich
Satanellas frohes Lachen.
Ganz erſtaunt ſchau'n auf die Leute.
Daran hatte Satanella
Noch mehr Freude und behende
Warf ſie auf den Biſchof nieder
Eine ganze Flut von Kernen,
Der mit der Monſtranz juſt ſegnet
Die im Staube kniende Menge.
Wilder Lärm und wild Getümmel!
In die lauten, droh'nden Stimmen
Klingt das Lachen Satanellas.
„Auf! Ergreift die Hexe!“ ruft der
Johanniter Ordensmeiſter,
„Auf, ergreift die Hexe droben,
Die ſich kühn hat unterfangen
Durch ihr ſtrafbar' ſünd'ges Läſtern
Himmels Rach' auf unſre Häupter
Zu beſchwören, — auf! Ergreift ſie!“
Kaum befohlen, wildes Drängen.
Roher Söldner wilder Haufen

Stürzt sich eilig auf die Felsen,
Satanella einzufangen.
Aber die, mit neuem Lachen
Sprang zurück, dem Vogel gleichend
Aus der Mär' vergang'ner Tage,
Der mit seinem Goldgefieder
Hinter sich den Hirten lockte.
Hoch und höher eilt sie schneller,
Sprang behend von Fels zu Felsen,
Von der einen Wand zur andern
Und entschwand mit lautem Lachen
Den Verfolgern, wie ein Falter,
Den ein Knabe möchte fangen.
Die Erbitt'rung wächst, beflügelt
Der Verfolger wilde Rotte,
Bis sie Satanella endlich
Wie ein müdes Reh erreichten.
Aber die ließ sich nicht fangen,
Riß sich los und eilt behende
Zu den Trümmern, zu der Felswand,
Wo das Bild hing. Wegsunkundig
Sprang sie von der Mauer nieder
Grade zu des Bischofs Füßen,
Der, erschreckt durch die Erscheinung,
Die Monstranz beinah ließ fallen,
Hätt' die Priester, die ihn fächeln,
In den Staub beinah geworfen.
Rings Entsetzen, Schrein und Toben:
Fort, ins Feuer mit der Hexe,
Die hier lästert!
„Bindet fest sie!"
So befiehlt der Johanniter
Ordensmeister seinen Söldnern
Da, wie ein gereizter Löwe
Springt Rodrigo aus dem Haufen.
Zieht das Schwert und donnernd ruft er:
„In die Hölle send' ich jeden,
Der ein Haar ihr wagt zu krümmen.
Keinen Schritt mehr näher, sag' ich,
Fort, zurück, zurück Gesindel!
Aber Du erheb' Dich, Mädchen.
Kehr zurück in die Ruinen,
Laß die Narren weiter tollen."
Rief's und hob empor die Kleine,
Die wie Weidenlaub erzittert,
Küßt' sie auf die braune Stirne,
Streichelt' ihre zarten Wangen
Und wollt' in der Johanniter
Reihen festen Schrittes kehren.
Aber ihm entgegen trat der

Aelt'ste, der Komthur des Ordens,
Sprach in feierlichem Tone:
„Roderigo Gonvacales,
Gieb Dein Schwert in meine Hände,
Das im heil'gen Dienst entehrt Du.
Hast gebrochen Deines Ordens
Hauptgelübde, den Gehorsam,
Auf den Ordensmeister hast Du
Wilden Sinns das Schwert gezogen,
Hast durch Untreu und durch Läst'rung
Deines Mantels Kreuz entweihet,
Gieb Dein Schwert, Du bist verfallen
Dem Gericht, — Dein Schwert begehr' ich,
Ford're ich zum letzten Male!"
„Niemals, niemals", rief Rodrigo,
Schwang das Schwert ob seinem Haupte,
Aber weh! Von rückwärts fassen,
Von der Seite ihn die Söldner
Und im Nu ist er entwaffnet,
Gleicherzeit auch Satanella
Ohne Widerstand gefesselt.
Neu' Entsetzen faßt die Menge,
Horch! Welch' Aufschrei voller Grauen!
Weh! Die Seuche nahet, wehe!
Weinen, Klagen, wildes Fluchen,
Wirres Flieh'n und arg' Gedränge; —
Und durchs Chaos gellt der Aufschrei,
Wie ein Blitzstrahl aus den Wolken:
Weh! Die Seuche nahet, wehe!
Alles drängt im fürchterlichen
Wirrwarr zu den Thoren wieder,
Satanella wird gestoßen
Von der grimmerfüllten Menge,
Die sie einschließt, wild und drohend
Ruft: „Verbrennet diese Hexe,
Die durch ihre Läst'rung in die
Stadt die Seuche hat gerufen."
Schwerter, Schilder, scharfe Lanzen
Streckten vor zu Satanellas
Schutz die Söldner. Trotzig' Lächeln
Auf den Lippen schritt das Mädchen
Stolz inmitten ihrer Wächter,
Vor sich hin nur wiederholend
Jenes ew'gen Liedes Töne,
Die, erblüht in ihrem Herzen,
Wehen durch ihr ganzes Wesen,
Wunderbar volltönend immer
Wieder rück zum Herzen klingen:
Roderigo, Roderigo!

V.

Kerker! Schwarze Pfeiler reichen
Sich die Arme! Spinngewebe
Zittert in des Windes Athem
Zwischen engen Fenstergittern!
Wie ein Seufzen, wie ein Stöhnen
Klingt das Echo in den Kerker,
Gleich als jagten durch die Gänge
Schatten jener, die hier starben.
Und der Wächter Schritte hallen
Dumpf herein, als ob ein sterbend
Herz im letzten Schlag zitt're.
Auf die Brust geneigt das schwere
Haupt sitzt Roderigo einsam.
Wild umwogt ist seine Seele
Vom Gedankensturm gleich einem
Kahn, den Meereswellen treiben.
Zorn und Schmerz und Schmach und Liebe,
Hoffnungsschimmer, dunkle Zweifel,
Welke Blätter der Erinn'rung
Um sein müdes Haupt im tollen
Wirbel kreisen unaufhörlich,
Gleich als würden Geier, Eulen,
Fledermäuse, Raben, Krähen
Um die Stirne eines morschen
Thurmes flattern, der sich langsam
Senkt und droht mit seinem Einsturz.
Eine Hoffnung stärkt Rodrigo,
Ist ihm Sonn' in diesem Dunkel.
Der Zigeuner große Anzahl,
Ihre Waffen, ihre Stärke
Kennt er, ist drum festen Glaubens,
Daß sie plötzlich, sei's durch Stärke,
Sei's durch fein erdachte Listen
Satanella aus den Klauen
Des empörten Volks befreiten,
Das, wie ein gereizter Drache,
Der vor einer Felsschlucht Schwelle
Lauernd harrt auf seine Beute,
Ganze Tage, ganze Nächte
Um den Kerker Satanellas
Schrei'nd sich drängt in großen Haufen:
„Fort, ins Feuer mit der Hexe:
Darum sandt' er zeitlich morgens,
Eh' sich abgelöst die Wache,
Beppo, seinen Jugendfreund, zu
Den Ruinen hin als Späher.
Sandt' ihn aus und wartet seiner.
Horcht, gequält von Ungewißheit,

In liebender Erwartung.

Nach dem Originalgemälde von Mathias Schmid.

Ob die Thüre nicht sich öffnet,
Ob im Gang nicht Schritte hallen.
Eintrat Beppo. Roderigo
Las aus seinem bleichen Antlitz,
Hört' aus seinen Seufzern alles.
Fortgezogen war das Lager
Diese Nacht aus den Ruinen.
Keine Spur ist zu entdecken
Beppo späht' in jedem Winkel,
Aber die Ruinen warfen
Dumpf zurück nur seiner Schritte
Echo. Sicher sind sie vor der
Wuth des Volks gefloh'n, sich fürchtend
Vor Gefangenschaft und Richtern.
Aber dichter ballt die schweren
Wolken über'm Haupt Rodrigos
Eine zweite Schreckensnachricht.
Auf der Insel tobt die Seuche,
Größer wird die Wuth des Volkes,
Immer droh'nder, immer lauter
Fordert es in seinem Grimme,
Um des Himmels Zorn zu sänft'gen,
Die Verbrennung Satanellas,
Weil durch Läst'rung sie der heil'gen
Jungfrau und des Sakramentes
Hat die Pest heraufbeschworen.
Traurig hörte Roderigo,
Traurig hört' er diese Nachricht.
Seiner nicht, nicht seines eignen
Looses dacht' er, — nein, das Leben
Satanellas däucht ihm jetzo
Zweifach theuer; — lange sann er
Vor sich hin, sprach dann zum Freunde:
„Nimm die Leier, Beppo, spiele!
Spiele! Ach, auf meines Herzens
Leier sind die Saiten alle
Jäh gesprungen, — spiele Bruder,
Daß ihr Grab vielleicht die Qualen
Der Erinn'rung und der Zukunft
In des Liedes Zauber finden."
Beppo griff in seine Leier;
Seltsam' Lied erklingt im Kerker!
Licht und Schatten, Höll' und Himmel,
Freud' und Qual darin sich einen, —
Beppos Lied erzählt von allem:
Von der Sehnsucht, die sich schüchtern
Regt im Herzen, vom Umarmen
Und von Küssen, von den Träumen
Einer Mutter, die sich glücklich
Ueber eine Wiege beuget.

Ach, es tönt wie weicher Zephir,
Der in Blüten übernachtet,
Der bei Mondenschein im Schilfe
Alte Märchen leise flüstert.
Beppos Lied erzählt von allem:
Von der Schönheit hoher Frauen,
Ihren wunderbaren Reizen,
Ach, es tönt wie dumpfe Schilder,
Wie des Waldhorns lautes Klingen,
Wie ein Ständchen, wie der Lerche
Sehnsucht nach dem freien Felde.
Beppos Lied erzählt von allem:
Von den Träumen junger Herzen,
Wünschen ohne Ziel, von Sehnsucht,
Von durchschwelgten Jugendzeiten
Und vom Leben, dessen Blüten
Wilde Leidenschaft vernichtet, —
Ach, es tönt wie eines Kuckucks
Schrein und Klagen, wie des Windes
Weinen, wenn des Herbstes Nebel
Schweben über Stoppelfeldern. — —
Nicht verklungen war das Lied noch,
Flogen heftig auf die Thüren,
Eintrat feierlichen Schrittes
Der Herold der Johanniter.
Auf dem schwarzen Mantel zog sich
Von der Brust bis zu den Knien ein
Weißes Kreuz; in seinen Händen
Trug er einen langen Stab mit
Goldner Kugel an der Spitze.
Hinter ihm, in Sammt gekleidet
Blassen Angesichts ein Richter,
Dann der Johanniterorden; —
Wachen zeigten sich mit Fackeln
Und die dunklen Gänge füllten
Söldner, schildbewehrt in Waffen.
Aufsprang Roderigo, seiner
Stirne Adern schwollen mächtig,
Als er in des Richters Hand das
Weiße Pergament sah zittern.
Griff zur Seite, — ach, vergessen
Hatt' er, daß sein Schwert ihm fehle;
Griff zum Herzen, kraftlos nieder
Fiel die Hand; — er sank zur Erde.
Todtenstille! Dann der Richter
Las mit eis'ger Stimm' eintönig
Aus dem Pergament das Urtheil:
Weil entehrt er seines Ordens
Heiligkeit und auf den Meister
Zog sein Schwert, — weil mit der jungen

Hex' er heimlich' Umgang hatte,
Schnöde so verletzend seines
Ordens heiligstes Gelübde,
Ward verurtheilt er zum Tode.
Da im schweren Kampf er jedoch
Einst vertheidigt seinen Glauben
Und die Ehre seines Ordens
Gegen die ungläub'gen Türken,
Ward der Richtspruch so gemildert:
Steh'n muß er entblößten Hauptes,
Ohne Mantel, ohne Rüstung,
Strangumgürtet seine Lenden,
Preis des Volkes Aug' gegeben, —
Steh'n muß so er und mit anschau'n,
Wie die Hexe Satanella
Wird geschleppt zum Scheiterhaufen.
Nach Verbrennung Satanellas
Muß er dann sein ganzes Leben
Fristen in des Schlosses Mauern,
Bis im Kampfe er durch eine
Heldenthat mit seinem Blute
Tilgt des Ordens große Schande,
Tilgt des Herzens schwere Sünde.
So das Urtheil! Aus dem Kerker
Ernst und schweigend gingen alle.
Tiefes Schweigen. Nur die Nacht wirft
Dunkle Schatten auf die Wände.

— — — — — — — — — — —

Eine Saite sprang der Leier,
Zu der Wölbung flog ihr Nachklang,
Dort, eh' er verlischt, begegnet
Einem Seufzer er des Ritters,
Eint sich ihm zu einem Tone;
Der durchklingt das Herz Rodrigos,
Der durchdringt den dunkeln Kerker,
Durch die finstern Gänge, klingt durch's
Weltall, weithin durch die Reihen
Der Jahrhunderte und klingt jetzt
Mir ins Herz all' Deine Leiden,
Deine Sehnsucht, Liebesqualen,
Satanella, Satanella!

VI.

Erdwärts flog auf leichten Schwingen
Leis die Sommernacht hernieder,
Theilt Geschenke aus an jeden:
Schlaf den Menschen, Thau den Blüten
Und ein warmes Nest den Vöglein.
In dem Refektorium der
Johanniter breitet ihre

Schatten aus die Nacht. Der goldnen
Kronenleuchter Flamm' erlöschte.
Finst're Ruhe herrscht im grauen,
Mosaikgeschmückten Saale.
An den Wänden, zwischen Fenstern
Unter den gewölbten Nischen
Stehen Statuen verstorb'ner
Ordensmeister, die dem Orden
Seit der Gründung angehörten.
In dem nächtlich-stillen Dunkel
Zittern geisterhaft die schwarzen
Mäntel mit den weißen Kreuzen.
Bald erschien der Mond und blickte
In den Saal durchs große Fenster.
Er verscheucht durch seinen Glanz die
Schwarzen Schatten stummer Vögel,
Die auf Helmen, Schildern, Kreuzen
Sich im Dunkel niederließen.
Spiel des Schattens auf der Erde,
An der Decke, zwischen Fenstern
Schien den Mondstrahl anzulocken,
Denn sein Glanz fiel leuchtend in das
Refektorium, erhellte
Drin die langen Tische, Reih'n der
Sessel und die Kanzel. —

Das sich
Ueber einen Becher beugt, das
Kahle Haupt in jenem Winkel
Dort, erhellt er auch und weckt es
Auf aus seinen schweren Träumen.
Sieh! Es ist der Ordensmeister!
Blickt umher im langen Saale,
Leert mit einem Zug den Becher,
Heftet dann auf dessen Boden
Seinen trüben Blick aufs neue.
Wilde Träume flattern wieder
Durch sein Hirn wie toller Wirbel,
Wie die Schatten auf der Erde,
Wie am Firmament die Wolken,
Träume seltsam, seltsam' Ahnen
Webten ihre Netze, — selber
Wußt' er nicht, was ihn bedrückte,
Ob Erinn'rung ans Vergang'ne,
Oder Ahnung künft'gen Leides.
Was in letzter Zeit geschehen:
Die Gefangenschaft Rodrigos,
Dann das Urtheil Satanellas
Und die Seuche, immer wieder
Neue Opfer grimmig fordernd,
All' das jagte durch sein Denken,

All' das brauſt' in ſeinem Hirne,
Wie die Lava des Vulkanes,
Wie der junge Wein im Bottich.
Lange ſtarrt' er, — trank von neuem,
Sank aufs neu in Träumereien.
Ei! Da taucht der weiße Mond ja
Wieder auf und hüllt mit ſeines
Glanzes feingewebtem Schleier
Ein des Saales unt'res Ende,
Wo, vom Boden bis zur Decke
Ragend, ſteht ein Rieſenofen,
Eine Arbeit alt und ſeltſam.
Von dem Glanz gelockt, erhebt ſein
Kahles Haupt der Ordensmeiſter.
Er beſchaut den Strahlenreigen
Auf dem Ofen, dem Geſimſe,
Wunderbar geformten Blumen,
Kühn verſchlungnen Arabesken,
Auf dem Kranz der hohen Statue
Und je länger ſo er ſchaute,
Immer mehr Geſichter ſah er,
Die er vordem nicht beachtet.
Dieſer Pyramide Seiten
Waren kunſtvoll ausgeſtattet,
Stellten Märchenbilder dar
Aus des Alterthums Legenden.
Durch die Blüten, Arabesken
Irrte hoch der Mond und höher
Bis zur Pyramide Gipfel,
Den ein Bild des Zweikampfs ſchmückte
Zwiſchen Michael und Satan.
Im Gewölke ſtand der Engel
Mit dem einen Fuß, — von Blitzen
Eine Lanze über ſeinem
Haupte ſchwingend — und der andre
Fuß lag auf des Teufels Nacken,
Der ſich vor ihm wand im Staube,
Mit der Hand umſonſt verhüllend
Seine Stirn, vom Blitz gezeichnet.
Im Geſicht, welch' tiefer Ausdruck!
Unbezähmte Wuth und Schmerzen,
Scham, Erniedrigung und Schande
Kämpften in den finſtern Zügen.
Ein geheimnißvolles Grinſen
Glüht im Auge, — ein achteckig'
Schild die andre Hand den Blitzen
Des Erzengels ſtreckt entgegen.
Lange, lange auf des Teufels
Antlitz ſah der Ordensmeiſter.
Siehe! Was erſchaut er? In dem

Zitterglanz des Mondlichts schien der
Teufel Leben zu erhalten,
Runzelt mehr die falt'ge Stirne
Und dem Ordensmeister schien's, daß
Durch die Finger, unter denen
Satan sein Gesicht versteckte,
Eine Thräne niederquoll . . . .
Spiel des Schattens und des Lichtes,
Dacht' im Geist der Ordensmeister,
Goß aufs neu sich ein, vertiefte
Sich aufs neue in Gedanken.
Satanellas Aburtheilung
Däuchte ihm ein großes Unrecht.
Was beging das Kind so arges?
Weil die Wallfahrt es gestört hat,
Ein'ge Kerne hat geworfen
Auf die Mönche und den Bischof,
Darum soll man es verbrennen?
Doch es ist des Volkes Wille,
Das im Sturme seines Zornes
Satanella nennt die Ursach'
Der hereingebrochnen Seuche;
Wille jenes Volkes, das die
Schwarze Nacht nicht fortgetrieben
Aus dem Hof der Citadelle,
Wo aufragt der Scheiterhaufen,
Dessen Umriß durch das Fenster
Schau'n herein in diesen Saal, wie
Eine schrecklich laute Klage,
Für die Unschuld, die verurtheilt.
Welch' geheimnißvolle Macht ist's,
Die den Meister drängt, von neuem
Hinzusehen, wie der Mondstrahl
Satans Angesicht beleuchtet? —
Da erschien es ihm allmählich,
Als ob dieses Schreckensantlitz
Er im Leben schon gesehen,
Aber wann? wo? — fruchtlos Mühen! —
Trügt ihn nicht das scheue Mondlicht?
Ist's ein Bild der Phantasie nur?
Deutlich sieht er, wie der Teufel
Fortrückt seine Hand vom Antlitz,
Wie das Schild er legt zur Seite,
Wie er dehnt die langen Glieder,
Wie er langsam, ernsten Schrittes
Von dem Ofen steigt, auf ihn zu!
Die gespenstisch leisen Schritte
Gleiten, wie das unbeständ'ge
Mondlicht, tonlos über'n Boden.
(So im leisen Fluge gleitet

Ueber das beschneite Feld ein
Schwarm von Raben, schwarz geflügelt.)
Seine Schritte sind unhörbar,
Die Gestalt ist ohne Schatten.
Ehe der erschreckte Meister
Fassen konnt das Kreuz am Busen,
Hatte sich der Nacht furchtbarer
Gast gesetzt ihm gegenüber,
Nahm vom Tisch den andern Becher,
Füllte ihn mit rothem Weine,
Dann begann er leisen Tones,
Wie die Schlange, die durchs Gras schleicht,
Wie der Wind, der über welke
Kränze hinrauscht auf den Gräbern:
„Lange währt die Nacht, mein Bruder,
Hoch den Becher! Angestoßen!
Nacht ist lang, sie ist unendlich,
Wie das Meer des Menschenleides."
Trüben, vorgequoll'nen Auges
Hob der Meister seinen Becher,
Trank, doch däucht es ihm dabei, daß
Lauter Feuer er getrunken.
Auf dem Tisch die Becher klirrten,
Satan kreuzte seine Beine,
Richtete sein stechend Auge
Auf der Johanniter Meister.
Dieser, ganz erhitzt vom Weine,
Frug mit zitternd' leiser Stimme:
„Sprich, Du nächtlicher Geselle,
Wie darfst Du mich Bruder nennen?"
Gräßlich lachte da der Teufel
Und erwiderte dem Meister:
„Lange währt die Nacht, mein Bruder;
Kann vielleicht Dich unterhalten,
Kenn' ein Märchen alter Zeiten.
Warum ich Dein Bruder, wirst Du,
Willst Du's hören, draus erfahren.
Nacht ist lang, ein ander Mal
Stieg' ich wohl umsonst herunter
Aus dem Joch der Engelsblitze.
Also hör'! — Noch einen Becher!
Nacht ist lange und mich dürstet."
Wieder klangen beide Becher,
Dann begann der Teufel also:
„Hinter'm Meer und hinter Bergen
Einst vor langen, langen Jahren
Auf dem väterlichen Schlosse
Lebten eintrachtsvoll die Erben,
Waren eines Bluts zwei Brüder.
Die Verwaltung führt' der Aelt're,

Lag der Jagd ob und bewachte
Felder, Wälder, Gärten, Wiesen.
Hinter Büchern saß der Jüng're,
Formt' aus Thon Gebilde, seltsam,
Wie er in den alten Büchern,
In den Kirchen sah und Gängen.
Lebten lange so zufrieden,
Bis sie einmal sich entzweiten
Und im grimmen Zorn entbrannten.
Ursach' ihres Streites war ein
Weib, schön wie ein Himmelsengel,
Wie die Schlang' im Paradiese,
So verlockend, — ja mir däucht, in
Ihren Adern floß ein Tropfen
Blut von Lilit, dieser Teufelin,
Adams allererstem Weibe.
Trafen einst auf einem Wege
Nächtlich sich die beiden Brüder.
Schwertbewaffnet war der Aelt're,
Seinen Meißel trug der Jüng're,
Jener war's, mit dem vor kurzem
Er der heil'gen Jungfrau Züge
Eingrub in den harten Marmor.
Was geschehn, Du weißt es besser,
Als wie ich's erzählen könnte.
Tags darauf verschwand der Jüng're,
Niemand war, der nach ihm fragte,
Und der Aelt're führt' auf seine
Burg das Mädchen, das nach einem
Jahr ihm einen Knaben schenkte.
Der verschwand drei Tage später.
Alles Suchen blieb vergeblich,
Nirgend eine Spur von ihm. Nach
Jahren wieder eine Tochter
Ward von seinem Weib geboren.
Alle Thore, alle Wege,
Die hinan zum Schlosse führten,
Wurden scharf bewacht, — vergeblich!
All' die Sorgfalt unnütz, — denn noch
Eh' der dritte Tag im Kampfe
Mit der Nacht war unterlegen,
War die Tochter auch verschwunden ....
Reu' erfaßte nun den Aeltern,
Buße er begann zu üben,
Und als ihm sein Weib gestorben,
Gab er seine Güter alle
An die Kirchen, wählt' das Kreuz sich,
Gegen die Ungläub'gen zog er,
Um das heil'ge Grab zu retten,
Sucht' in wildem Kampf zu sterben,

Aber fruchtlos; — seine Stärke,
Tapferkeit und große Klugheit
Waren Ursach', daß die Ritter
Des Johanniordens ihn zum
Ordensmeister auserwählten. —
In der Welt der Jüng're irrte.
Aber nicht mehr formt' aus Thon er
Engel- und Märtyrerbilder,
Nein, er formte lauter Teufel,
Und die Teufel alle trugen
Seines ältern Bruders Züge.
In den Strom der wild'sten Freuden
Stürzt' er sich und raust' in Schänken,
Focht im Zweikampf und berauscht' sich
Oft mit goldnem Feuerweine,
Wollt' vielleicht den Wurm ertränken,
Der, ihn quälend, in ihm nagte.
Krank und abgehärmt, entkräftet
Kam er bis auf diese Insel.
Der Konvent der Johanniter
Ließ durch ihn die Statuen im
Refektorium erneuern.
Einer Seele letztes Flammen,
Ja, das seiner eignen Seele,
Die so arg erschöpft, durchwühlt von
Leidenschaft und ew'gem Trotze,
Haucht er in des Satans Bild, der
Mit dem Erzengel Michael
Ringt im heißen, mächt'gen Kampfe.
Ein Weltwunder war dies Antlitz!
Aber des Gebildes Schöpfer
Lebt' nicht lange. Täglich ging er
Seine Arbeit anzuschauen,
Stand vor ihr in tiefen Träumen,
Weinte laut oft, lange, lange,
Dann verschwand er plötzlich. — Aber
Bald hat man ihn todt gefunden
In des Klosters alten Trümmern,
Sah man, wie im Licht des Mondes
Die Zigeuner ihn begruben,
Und wie bitter ihn beweinte
Ein barfüßig braunes Mädchen,
Zart von Körper, der ins bunte
Kleidchen schien wie eingehaucht, der
Schwarzen Haare dichten Zopf nur
Lose deckt' ein rothes Tüchlein ...
Nun ist meine Mär' zu Ende,
Was noch fehlt, das kannst Du selber
Leicht in Deinem Denken finden,
Abschied nehm' ich, denn die Zeit ruft

Mich zurück ins Joch der Blitze
Michaels, wir aber werden
Morgen anderswo uns sehen! . . ."
Und mit ernsten, leisen Schritten,
Unhörbar und schattenlos ging
Satan wieder, — schwang zur Höhe
Sich empor und legt sich wieder
Willig zu des Engels Füßen,
Deckt sein Antlitz mit der Linken,
Nahm das Schild vom Boden wieder.
Aber solch' ein Leid sich zeigte,
Solch' ein Schmerz in seinem Antlitz,
Daß dem Ordensmeister däuchte,
Reiche Perlenthränen rollten
Durch die festgepreßten Finger
Nieder, so wie Regentropfen,
Daß durch einen schweren Seufzer
Rings erzitterten die Wände . . .
So dem Menschen muß gewesen
Sein, als er vom Paradiese
Abschied nahm, so den Dämonen,
Als sie Gott warf in den Abgrund,
Müßt' es Gott gewesen sein, als
Er die Welt schuf und erkannte,
Daß er sie erschuf — zum Leid nur . . .
Mondlicht schwand, ringsum nur Nacht wie
In des Ordensmeisters Seele.

Morgens fanden ihn die Brüder
Liegend auf den Marmorsteinen
Und von Blut beströmt das Antlitz;
Brachten ihn mit Müh zum Leben,
Zweimal noch die welken Lippen
Bebten bei dem leisen Fragen:
„Was geschah mit Satanella?"
„„Ist verbrannt nach dem Gerichte.""
„Was geschah mit Roderigo?"
„„Wollt' sich stürzen in die Flammen,
Nur mit größter Mühe hielt man
Ihn zurück, — er liegt im Wahnsinn.""
Nichts mehr frug der Ordensmeister,
Bis zum Abend still entschlief er,
Wie ihm prophezeit der Teufel.

Strahl der ew'gen Lieb' erlosch nun,
Falter Phantasie entflog nun
Und von Poesie der Tropfen
Hat in eine Schmerzensthräne
Sich verwandelt, die ich weihe
Ewig Deinem Angedenken
Satanella, Satanella.

Der Vogelschutz.

Von Dr. Heinrich Boehnke-Reich.

Von der Wichtigkeit der Rolle überzeugt, welche die Vögel in der Forst-, Land- und Gartenwirthschaft spielen, haben Männer der Praxis und Wissenschaft, wie Gloger, Löffler, Karl Ruß, Stadelmann, Friedrich Tschudi, Karl Vogt, seit langer Zeit ihre Stimmen in Wort und Schrift zu Gunsten dieser so wunderbar organisirten Hilfstruppen erhoben, welche ungeheure Mengen von Insekten und Nagern verzehren. Was wollen die Verheerungen der wildesten Raubthiere gegen die unberechenbaren Verwüstungen sagen, welche Milliarden von Insekten zu jeder Jahreszeit unter unseren Ernten und Vorräthen anrichten? Die großen und kleinen Raubthiere kann der Mensch wohl bekämpfen — wie aber kann er den Insekten beikommen, die seine Kulturpflanzen zerstören? Nicht allein entgehen ihm diese durch ihre Winzigkeit, sie spotten auch der Verfolgungen durch ihre ungeheure Vermehrung. Diese wimmelnde und außerordentlich fruchtbare Thierwelt ist mit den verschiedenartigsten Werkzeugen zur Verwüstung der Vegetation ausgerüstet, und sie verstehen ihre Werkzeuge in ausgiebigster Weise zu benutzen. Wenn man einige Wanderraupen ausnimmt, die sich in Geweben zu Kolonien sammeln, so daß man sie leicht tödten kann, so bleibt im übrigen der Mensch diesen unzählbaren und oft kaum wahrnehmbaren Feinden gegenüber fast völlig waffenlos. Es kann uns wohl kein Naturkundiger der Uebertreibung beschuldigen, wenn wir behaupten, daß ohne die Vögel die Erde zum großen Theile für den Menschen ungastlich und unbewohnbar sein würde.

Wir sprachen von Insekten, welche der Mensch erreichen und zum Theile vernichten kann, wie die Wanderraupen, Spinner ꝛc., aber wir wissen, mit welcher Nachlässigkeit er sich diesem Geschäfte unterzieht, denn trotz der wiederholt erneuerten Polizeiverordnungen und der Ueberwachung durch Spezialbeamte kommt es kaum zu einer allgemeinen Ablese der Raupen. Sehen wir einmal zu, wie die Vögel thätig sind und unablässig diese Arbeit zu unserem Vortheile übernehmen.

Während des Winters, wenn das Leben überall erloschen zu sein scheint, wenn unter Blättern, im Boden, unter der Rinde der Bäume die Eier und Larven der Insekten nur einen Sonnenstrahl zum Erwachen und Auskriechen erwarten, dann machen sich die Insektenfresser, und auch einige Körnerfresser, an die Jagd auf diese Heerschaaren zum Vernichtungswerke bereiter Feinde. Sie durchschwärmen die Büsche, Gehölze und Aecker, befragen jedes todte Blatt und holen mit durch nichts gestörtem Eifer die Eier und Larven der Insekten hervor: eine dringende Nothwendigkeit treibt die Vögel zu dieser Polizeiverwaltung: der Kampf um das Dasein, das gebieterische Gesetz der Ernährung ist es, welches den Insektenfressern die Pflicht auferlegt, täglich eine solche Menge Insekten zu verzehren, welche fast dem Körpergewichte des Vogels gleich ist. Im Frühlinge wird die Jagd in gleichem Maße stärker betrieben, als die Feinde unserer Ernten in unendlichen Schaaren erscheinen: es ist die Zeit des Nesterbauens und des Brütens der Vögel. Bisher waren sie nur auf die eigene Ernährung bedacht, jetzt kommt die Sorge für die junge Brut hinzu. Zu dieser Zeit nähren selbst die Körnerfresser ihre Jungen ausschließlich mit Insekten.

Die Sperlingsvögel (Passeres) haben an der Vernichtung der Insekten einen hervorragenden Antheil. Mit diesen Namen bezeichnen die Naturforscher eine Ordnung der Vögel, die, von sehr verschiedener Größe und verschieden befiedert, als Charakter an den Füßen vier Zehen haben, von denen drei vorwärts gerichtet sind, eine, der Daumen, diesen gegenüber nach hinten steht. Diese sehr zahlreiche Ordnung ist in sich ziemlich schwierig genau zu bestimmen: die einen sind Insektenfresser, andere Fleischfresser, noch andere Körnerfresser. Doch nähren diese letzteren sich nicht ausschließlich von Körnern oder Fleisch, sie verzehren auch Insekten, wenn sie zur Befriedigung ihres Appetits oder Gelüstes keine anderen Nahrungsmittel finden.

Insektenfresser sind besonders: Nachtigall, Grasmücke, Specht, Schwalbe, Segler, Zaunkönig, Goldhähnchen, Kuckuck, Wachtel, Drossel, Lerche, Fink, Bachstelze u. a.

Fleischfresser sind: die Würger, Eisvögel, Raben; jedoch in Ermangelung kleiner Vögel, Fische oder Aas, was die gewöhnliche Nahrung dieser Vögel bildet, verzehren sie eine beträchtliche Menge Maikäfer, Schnecken und Würmer.

Diejenigen, welche sich je nach Gelegenheit von Früchten und Würmern, Insekten, Schnecken und kleinen Thieren nähren, sind: Sperling, Specht, Häher, Rabe, Amsel, Staar ꝛc., welche die Klasse der Allesfresser (Omnivora) bilden.

Aus dieser kurzen Aufzählung ist ersichtlich, daß diese so verschiedenen Vögel im allgemeinen den Charakter zeigen, daß sie mehr oder weniger Vertilger der Insekten sind. Dieser wesentliche, für den Ornithologen freilich unwesentliche Zug ist die Ursache, weshalb in neuerer Zeit die Landwirthe und Gärtner sich gegen die Schädigung dieser Vögel ausgesprochen haben. Sie betrachten es mit Recht und Grund als ein allgemeines Unglück, als ein nicht wieder gut zu machendes Unheil, daß man diese Vögel schonungslos verfolgt; die wiederholten Beschwerden haben endlich einige Männer von Einfluß angeregt und obrigkeitliche Verordnung hervorgerufen, welche das Aus-

nehmen der Nester im Frühlinge und die Jagd mit Netz und Schlingen im Sommer untersagen.

Unglücklicherweise werden diese Verordnungen entweder schlecht befolgt oder sind noch exceptionell. Während des April machen die Kinder auf allen Fluren sich an das Aufsuchen der Nester in Gehölzen, Baumgärten und Büschen. Das „Mémorial d'Aix" bringt eine sich in sehr bescheidenen Zahlen bewegende Statistik, welche beweist, daß die Zerstörung der Vogelnester der Landwirthschaft großen Schaden zufüge. Einstmals, als man noch nicht ohne Gnade und Erbarmen mit den Vögelchen Krieg führte, zählte man durchschnittlich in jedem Frühlinge 10,000 Nester auf 56 Quadratkilometer. Im Mittel enthält jedes Nest vier Junge, deren jedes täglich 15 Raupen zur Nahrung erhält, die Alten verzehren ihrerseits 60, also täglich 120 Raupen für jedes Nest. Es werden im Ganzen demnach auf 56 Quadratkilometer täglich 1,200,000 Raupen vernichtet, 36 Millionen im Monat. Hat man wohl bei Zerstörung der Nester bedacht, daß diese 36 Millionen Raupen, welche von den Vögeln gefressen werden, die Blätter, Blüten und Früchte unserer Bäume, unsere Gemüse- und Zierpflanzen zerstören können? — Ist der Sommer gekommen, so stellt man den Vögeln, die dem Untergange im Frühjahre entgangen sind, Netze und Fallen. Zu Tausenden werden sie erhascht, man verkaufte sie auf öffentlichem Markte für wenige Pfennige oder ließ sie elend zugrunde gehen, wenn sie keinen Käufer fanden. Gegen dieses ebenso schädliche als grausame Verfahren muß protestirt werden; es werden die Kinder dadurch verhärtet und zu Tagedieben; der Landbau erleidet dadurch den ärgsten Nachtheil!

Der Thüringer Thierschutzverein erließ 1876 ein offenes Sendschreiben mit folgender, überall beherzigenswerther Ansprache über den Werth eines Vogelnestes: „Lieber Landmann! Dein Junge nimmt aus Langeweile ein Vogelnest, Grasmücken-, Rothschwanznest oder ein anderes, gleichviel von welchem Vögelchen, sei es mit Eiern oder mit Jungen, aus! Es sollen hiervon fünf im Neste sein. Jedes dieser Jungen braucht täglich im Durchschnitt etwa 50 Raupen und anderes Geschmeiß zur Atzung, die ihm die Alten aus der Nachbarschaft zutragen, macht täglich 250 Stück, die Atzung dauert durchschnittlich 4 bis 5 Wochen, wir wollen sagen 30 Tage, macht für das Nest 7500 Stück. Jede Raupe frißt ihr eigenes Gewicht an Blättern und Blüten. Gesetzt sie braucht bis zu ihrer Verwandlung 30 Tage, und frißt sie täglich nur eine Blüte, die eine Frucht gegeben hätte so frißt sie in 30 Tagen 30 Obstblüten, und die 7500 Raupen zusammen 225,000 Stück solcher Blüten. Hätte Dein Junge das Nest in Ruhe gelassen, so hättest Du und Deine Nachbarn 225,000 Aepfel, Birnen oder Pflaumen mehr geerntet. Wenn jedoch die Raupe, wie sie es aus Liebhaberei manchmal thut, 10, 20, 30 Blüten des Tages frißt, oder wenn wegen des abgefressenen Laubes die Blüten keine Nahrung mehr haben und welk abfallen, so beziffert sich Dein und Deiner Nachbarn Verlust noch viel höher. Du kannst nun leicht berechnen, welchen Werth ein Vogelnest hat!"

Einige vergleichende Beispiele zu dem außerordentlichen Appetite der Vögel: Eine Drossel verzehrt auf einmal eine große Schnecke —

ein Mann müßte im gleichen Verhältnisse eine ganze Rindskeule beim Mittagessen zu sich nehmen. Ein Rothkehlchen im normalen Zustande erfordert so viel thierische Kost täglich, daß diese einem vier Meter langen Regenwurme gleichkommt — für einen Menschen würde dies in 24 Stunden eine 9 Meter lange Wurst von 24 Centimeter Umfang bedeuten.

Eine eigenthümliche Maßregel, die Feinde des Land- und Gartenbaues zu vernichten, hat 1877 der französische Minister für Landwirthschaft getroffen. Wie das „Journal illustré" und andere französische Blätter mittheilen, sind in den Wäldern und an den Landwegen des Landes schwarze Holztafeln, welche dem besondern Schutze des Publikums empfohlen sind, angebracht und auf ihnen folgende Worte, die auch unsern deutschen Land- und Landsleuten nicht oft genug zu Gemüthe geführt werden können, mit fetten Lettern geschrieben:

„Der Igel nährt sich von Mäusen, Schnecken und Engerlingen, überhaupt von Thieren, welche der Landwirthschaft großen Schaden zufügen: „Tödtet den Igel nicht!"

Die Kröte vernichtet stündlich 20 bis 30 Insekten: „Tödtet die Kröte nicht!"

Der Maulwurf verzehrt unaufhörlich Engerlinge, Maulwurfsgrillen, Larven, Insekten aller Art. In seinem Magen hat man nie oder nur selten Spuren von Pflanzen gefunden; er nützt mehr als er schadet: „Tödtet den Maulwurf nicht!"

Der Maikäfer und die Engerlinge sind Todfeinde der Landwirthschaft. Der Maikäfer legt 70 bis 100 Eier, aus denen sich zunächst Engerlinge und dann wieder Maikäfer entwickeln: „Tödtet den Maikäfer!"

Vögel. Die Insekten richten in jedem Departement jährlich einen Schaden von mehreren Millionen Francs an. Nur die Vögel können siegreich gegen sie ankämpfen, denn sie sind große Raupenfresser und daher wichtige Helfershelfer der Landwirthe. „Kinder nehmt keine Vogelnester aus! Jedes Kind erhält für je 500 Maikäferköpfe vom Flurschützen (Garde champêtre) 25 Centimes eingehändigt!" —

Der größte Theil der insektenfressenden Vögel besteht aus Zugvögeln, die uns im Herbste verlassen, um nach dem Süden zu ziehen, und von dort im Frühjahre zurückkehren. Auf der Hin- wie auf der Herreise haben sie die südlichen Küstenländer zu passiren und hier werden sie massenhaft weggefangen. Vorzugsweise gilt das von Italien, wo sie in ungeheurer Menge einer nationalen Unsitte zum Opfer fallen: der Passion der Italiener für das Fleisch der kleinen Vögel! Auf der Hinreise wie auf der Rückkehr aus den warmen Ländern, wenn sie in dem waldarmen Italien eine vorübergehende Ruhestätte suchen, werden sie, namentlich an den Küsten, aber auch sonst überall im Lande von einer Menge raffinirter Fangvorrichtungen erwartet, um massenweise erbarmungslos getödtet zu werden. Der Italiener schont in dieser Leidenschaft keinen, auch noch so nützlichen Vogel und geht dabei bis zur vollendeten Grausamkeit, wie unter anderem das mit glühenden Nadeln bewirkte Blenden der Finken, um sie als Lockvögel zu benutzen, beweist. Die verschiedenen Fangvorrichtungen, ins-

besondere die „Roccoli“, sind überall und namentlich auch in den Gärten der vornehmen Italiener in Thätigkeit, und Gloger sagt, daß öfter schon an einem Tage auf einem einzigen „Roccolo“ bis zweitausend Stück Vögel gefangen worden sind. Während der Hauptfangzeiten, im Frühjahre und Herbst, finden sich die Märkte der italienischen Küstenstädte in kaum glaublichen Mengen besetzt mit getödteten Zugvögeln aller der Gattungen, einschließlich der edelsten Singvögel, die sich als die wohlthätigsten Freunde der Bodenkultur bewähren. Wie massenhaft das Vertilgungswerk vor sich geht, davon möge das Beispiel einen Maßstab abgeben, daß allein auf der kleinen Insel Capri bei Neapel im Frühjahre und Herbst Hunderttausende von Wachteln gefangen werden, um getödtet auf den Markt in Neapel zu gelangen. Mehrfach findet man angegeben, daß die Einkünfte des Bischofs von Capri, im Betrage von 6000 Ducati (= 20,400 Mark deutsche Reichsmünze) aus dem Wachtelfange der Insel gedeckt werden. Allein von einem kleinen Bezirk in der Nähe des Lago maggiore berechnet Tschudi, daß dort jährlich 60 bis 70,000 Zugvögel gefangen werden. Man schätzt die Zahl der bei ihrer Ankunft in Italien gefangenen und getödteten Wachteln auf mindestens 500,000 Stück; nach offiziellem Ausweise wurden in einer Woche im Mai 1884 allein von Messina aus 80,000 Wachteln versendet, von Ancona aus vom 15. bis 31. Mai von einem einzigen Handelshause 10,700 Stück. Groß und klein, alt und jung geht in Italien mit allerlei Schießgewehr, Stöcken u. dgl. auf die Wachtel-„Jagd“.

Das „Roccolo“ soll auch ein Lieblingsvergnügen des Papstes Leo XIII. sein. Im Herbst 1882 wurden in den Bosketts des Vatikans die Fangeinrichtungen angelegt. Sie bestehen aus einer im Kreise arrangirten Reihe Bäume, die von einem ebensolchen aber höhern Baumkreise umgeben sind: es entstehen also zwei konzentrische Kreise von Laubwerk. Im Innern des ersten Kreises sind Käfige mit Singvögeln aufgestellt, deren einladendes Gezwitscher die in Freiheit befindlichen Kameraden anlocken soll. Zwischen den beiden Baumreihen ist eine Scheuche angebracht, deren Zweck es ist, die zugeflogenen Vögel im gegebenen Augenblick zu erschrecken. Außerhalb des größern Baumkreises befindet sich eine mit Laubwerk verkleidete Hütte, und an den Bäumen selbst ist eine große Menge von Netzen untergebracht. Der in der Hütte verborgene Jäger zieht, wenn er den rechten Moment gekommen glaubt, an einem langen Stricke, die Scheuche schlägt mit großem Geräusche nieder, die Vögelchen stieben nach allen Richtungen auseinander und stürzen in die Netze. Leo XIII. hatte schon als Erzbischof viel Vergnügen an diesen schädlichem Sport gefunden, und man hatte seinetwegen in der Villa Passignani an den Ufern des Trasimener-Sees ein prachtvolles „Roccolo“ eingerichtet.

Nach einer Mittheilung der englischen Zeitschrift „Nature“ sollen von der Insel Korsika alljährlich gegen 400,000 Amseln (blackbirds, merles) ausgeführt werden. Die Vögel kommen während des Winters massenhaft dorthin, um sich von den Beeren der Myrthen und des Erdbeerbaumes (Arbutus), welche die dortigen Berge bedecken, zu nähren. Im Dezember sind die Thierchen fett, und ihr Fleisch ist alsdann eben durch diese Nahrung außerordentlich würzig und wohl-

schmeckend geworden, so daß sie von den Schleckern (vulgo Gourmands) sehr geschätzt werden. Namentlich gilt in Paris eine Amsellebertastete (paté de foie de merles) als eine große Delikatesse.

Man klagt in Deutschland allgemein über die Abnahme nicht nur der Singvögel, sondern auch der Insektenfresser, welche durch unsere klimatischen Verhältnisse gezwungen sind, zur Winterszeit wärmere Landstriche aufzusuchen. Diese Abnahme hat man durch verschiedene Ursachen zu erklären versucht: aus der Beseitigung der Feldhölzer und Hecken auf unsere Fluren, aus der unbarmherzigen Plünderung der Nester, aus dem Wüthen schießlustiger Sonntagsjäger, aus der Ueberhandnahme des Raubzeuges bei uns ꝛc. Aber der Hauptgrund liegt wohl in der übereifrigen Verfolgung, welche die Zugvögel auf ihren Wanderungen in oben erwähnter Weise zu erleiden haben. Ueberall, wo romanische Völker hausen, ist der kleinen Vogelwelt ein grausamer Krieg erklärt. Schon in der sogenannten welschen Schweiz sieht man fast keine Singvögel mehr, sie werden in Ermangelung anderen Wildes von den Jagdliebhabern weggeschossen und verspeist oder zu Markte gebracht. Noch viel ärger ist es in Italien und im südlichen Frankreich, wo man auf alles schießt, das da flattert, und Schwalben, Schwarzköpfe, Nachtigallen und andere winzige Vögelchen als Wildbraten auf die Märkte liefert. Im Herbst und Frühjahre kann man auf den Märkten aller südfranzösischen Städte sehen, wie an Weidenruthen dutzendweise aufgespießte Schwalben, als ein „Bratspieß voll Schwalben" (un brochet d'hirondelles) feilgeboten und eifrig gekauft werden, obgleich ein solches Körperchen kaum 15 Gramm Fleisch besitzt. Mit Gewehr und Netzen, mit Dohnen und Sprenkeln, selbst mit nächtlichen Treibjagden wird ihnen nachgestellt. Diese abscheuliche und muthwillige Vertilgung unserer wandernden Vogelwelt ist es hauptsächlich, welche unsere Fluren von insektenfressenden Vögeln entvölkert. Diesem Unfuge sollte durch internationale Verträge gesteuert werden.

Das Halten von Singvögeln in der Gefangenschaft entzieht allerdings den Fluren manches Tausend von Insektenjägern, aber wer sich sonst kein Vergnügen bieten kann, will doch wenigstens seinen Piepmatz haben, für den ja in manchen Ländern eine nicht unbeträchtliche Steuer zu zahlen ist. Außerdem werden dadurch die Käfigansertiger in Nahrung gesetzt, deren es z. B. in London gegen 400 Deutsche, Italiener, einige Franzosen und etwa 100 Engländer giebt. Man berechnet, daß jeder einigermaßen geübte Arbeiter täglich 12 Käfige fertig bringt, somit werden täglich im ganzen über 6000 Stück angefertigt.

Man hat die Wichtigkeit der Sperlingsvögel soweit erkannt, daß sie sogar ein Exportartikel in diejenigen Länder geworden sind, in welchen sie nicht vorkommen. Eine Sendung ging 1866 nach Australien, Port Philipp in der Provinz Viktoria. Hunderte von Käfigen voll Vögel waren in dem Zwischendeck des Schiffes sorgfältig aufgestapelt, und für die Dauer der Reise wurde alle Sorgfalt für Pflege und Ernährung der einzelnen Arten aufgewendet. Diese Vögel sollten die große Vermehrung der Insekten in Australien, welche die Ernten in Gefahr brachten, verhindern. Zu gleichem Zwecke ging 1867 eine Sendung nach Neuseeland. Unter der Leitung und Obhut des eng-

lischen Ornithologen Bills zu Brighton wurden auf Veranlassung und auf Kosten der neuseeländer „Otago Acclimatisation Society“ auf dem Kriegsschiffe „Queen“ 1500 Stück Vögel eingeschifft und zwar in Käfigen zu je 2 bis 20 Stück.

Die so importirten europäischen Sperlinge wurden in Australien derart gehätschelt, daß man strenge polizeilichen Verordnungen zu ihrem Schutze erließ. Die Vögel acclimatisirten sich vortrefflich, mehrten sich aber so massenhaft, daß sie bald zur allgemeinen Landplage wurden, dadurch gingen sie nicht nur des öffentlichen Schutzes verlustig, sondern die lauten Klagen der Farmer und Gärtner haben es auch dahingebracht, daß die Spatzen in Neuseeland und Südaustralien auf Staatskosten möglichst wieder ausgerottet werden sollen. (Ein ähnliches Schicksal droht übrigens auch den nach Australien importirten Kaninchen.) Um diese wahrhaft kolossal anwachsende Landplage zu beseitigen, beschloß 1881 die Regierung von Südaustralien, für jedes Hundert Sperlingseier 2,25 Mark, für jedes Dutzend Sperlingsköpfe 80 Pfennige zu zahlen, und hatte im Verlaufe von etwa zwei Monaten 81,000 Eier und 8000 Köpfe eingeliefert erhalten, wofür 2358 Mark ausgezahlt wurden.

Dagegen erfolgte Anfang 1883 mit dem Dampfer „Tintern Abbey“ von London aus eine Versendung von Vögeln nach Neu-Südwales, wo die Landwirthe darum nachgesucht hatten, weil ihre Ernten fast alljährlich in Ermangelung von schützenden, insektenfressenden Vögeln zugrunde gehen. Diese Sendung bestand aus 1203 Vögeln, darunter 100 Meisen, 100 Rothkehlchen, 140 Hänflinge, 160 Finken, 170 Goldammern, 100 Stieglitze und neben diesen und anderen auch 110 Rebhühnern, sogar auch 100 Spatzen.

Was in dieser Beziehung Amerika betrifft, so bildete sich zuerst in Cincinnati ein Acclimatisirungsverein, der sich die Aufgabe stellte, Vögel zu acclimatisiren, die sich durch schönen Gesang auszeichnen oder durch den Nutzen, den sie dem Landmann und Gärtner gewähren, empfehlen. Der Verein bewilligte im Frühjahre 1874 zur Einführung von 15 neuen Vogelarten 20,000 Mark und nahm zunächst die europäische Feldlerche, dann die Meise in Aussicht, die als besonders emsige Vertilgerin schädlicher Insekten gilt.

Als in New-York die Sperlingsfrage für und wider lebhaft diskutirt wurde, fragte einst eine sentimentale junge Dame plötzlich einen ihrer Anbeter: „Was wollen Sie lieber haben, Würmer oder Sperlinge?“ „Kann's wirklich nicht sagen“, antwortete der Jüngling bestürzt, „ich hatte noch nie — Sperlinge.“

Die amerikanischen Versuche glückten jedoch nur theilweise, doch hielt man in den Vereinigten Staaten die Resultate für ermuthigend genug, um weitere Experimente anzustellen. Am meisten geschah dafür in Cincinnati, wo sich von den importirten europäischen Vögeln die prächtige Feldlerche, der Buch- oder Edelfink, der Zeisig, die Kohlmeise, die auch im Winter am Platze bleibt, und der lustige Staar gehalten haben. Manche andere Arten, die sich verflogen, mögen in anderen Gegenden der Vereinigten Staaten, wahrscheinlich etwas nördlicher, eines Tages wieder zum Vorschein kommen. Von den nach

St. Louis importirten Vögeln (Buchfinken, Distelfinken, Zeisigen, Hänflingen, Kohlmeisen und Feldsperlingen) sind nur die sogenannten Feldspatzen, die aber auch in den Häusern nisten, geblieben und haben sich in den 4 Jahren außerordentlich vermehrt. Sie sind in der Stadt selbst wie in der Umgegend an einzelnen Plätzen, z. B. in Jackson Park, Lafayette Park und Arsenal Park, schon sehr zahlreich. Die übrigen importirten Vögel haben sich nach ihrer Freilassung etwa 4 bis 6 Wochen im Lafayette Park gehalten, aber, trotzdem sie paarweise zu sehen waren und lustig sangen, nicht genistet und sind wahrscheinlich nordwärts gezogen.

Der Spatz ist zwar der Gassenjunge unter den Vögeln und „rechtlos", galt jedoch immer noch für ein erträgliches Kerlchen, dem man möglichste Schonung erwies. Nun scheint er sich aber in dem ungebundenen Leben Amerikas, statt dafür dankbar zu sein, daß er auf Staatskosten importirt wurde, eine solche Fülle von Unarten angewöhnt zu haben, daß man auch jenseits des großen Heringsteiches sehnlichst wünscht, ihn recht schnell wieder los zu werden. Der Verein der Ornithologen von Massachusetts veröffentlichte als das Ergebniß der von ihm angestellten Untersuchungen, daß die als Gäste herübergeholten und zahlreich vermehrten Spatzen mehr als fünfzig verschiedene amerikanische Vogelarten vertrieben haben, sogar solche, die stärker sind als der einzelne Spatz. Denn die Sperlinge machen stets gemeinsame Sache und überwältigen durch Massenangriff die amerikanischen Pfingstvögel, die amerikanischen Drosseln, die große Singschwalbe und sogar den mit einem scharfen Schnabel bewehrten Storch. Außerdem soll der Spatz drüben seinem Rufe als Insektenvertilger Schande machen und die fettesten Raupen unbeachtet lassen, wenn ihm die saftige Kirsche erlangbar winkt. Unter besagten Umständen empfiehlt der dortige Verein der Vogelfreunde, daß alle Schutzgesetze für die Spatzen aufgehoben werden und es jedem freigestellt sei, sich derselben, wie er will und kann, zu erwehren. Bradley hat berechnet, daß ein Sperlingspaar, welches seine Jungen ätzt, wöchentlich über 3300 Raupen vertilge, aber Dr. Henry Warren in Westchester-County (Pennsylvanien) hat unter 500 Sperlingen, deren Magen er untersuchte, in nicht mehr als neun einige Insekten, in allen anderen ausschließlich die Ueberreste pflanzlicher Nahrung gefunden, was von der dortigen mikroskopischen Gesellschaft bestätigt wird. Meister Spatz scheint drüben seine „gute Erziehung" ganz zu vergessen, er theilt mit dem Menschen nicht nur Baumfrüchte und Beeren, sondern er läßt diesem fast nichts mehr übrig. Die praktische Lösung der amerikanischen Sperlingsfrage lassen sich jetzt die dortigen Damen angelegen sein, indem sie durch sinnreiche Fangvorrichtungen an Fenstern Sperlinge fangen und dieselben nur während der Brütezeit schonen. Sie machen Pasteten daraus, 30 gehören zu einem „pie". Die kleinen Dinger sind rund und fett und ihr Fleisch so süß und zart, wie das von irgend einem andern Vogel. Und so werden wir es am Ende noch gar erleben, daß uns die von hier importirten Sperlingsschaaren wie mittellose Auswanderer mit Protest wieder zurückgeschickt werden. Nun sie sollen uns willkommener sein als der — Coloradokäfer!

Tschudi in St. Gallen und Florent-Prévost am Jardin des

plantes in Paris haben über die Nahrung der Sperlingsvögel folgendes festgestellt:

Man hat berechnet, daß ein Sperlingspärchen jede Woche für seine Jungen drei- bis viertausend Larven, Cicaden, Raupen, Käfer, Würmer, Ameisen und andere Insekten braucht; jedes der alten Thiere bringt mindestens zwanzig Mal in der Stunde einen Schnabel voll Nahrung zu Nest. Eine sehr kleine Zahl dieser Vögel reinigt in sehr kurzer Zeit große Rosenstöcke von allen Blattläusen. In Gegenden, in welchen man unverständiger Weise die Sperlinge verfolgt, nimmt die Menge der Raupen in gleichem Grade zu, als die Spatzen sich vermindern, und die Bäume werden kahl gefressen; man dürfe nur da diese Vögel tödten, wo sie durch eine genügende Zahl anderer Insektenfresser ersetzt werden. Die Manie der Vogeljagd reißt eine mehr und mehr wachsende Lücke in die Reihen unserer gefiederten Gehilfen.

Weil man den Sperling als den gefährlichsten Gast der Felder und Obstgärten betrachtete, führte man gegen ihn in manchen Ländern einen förmlichen Vernichtungskrieg. Dies hatte zur ersten Folge bedeutende Ausfälle in den durch Insekten zerstörten Ernten, die zweite Folge war, daß man den Spatz wieder schonte. Daß man ihn und seine Verwandten gleichsam als Ehrenerklärung zum Exportartikel erhob, ist schon erwähnt worden. Man hat die durch den Sperling verzehrte Körnermenge sehr übertrieben, denn es ist bekannt, daß er erst dann Gesäme frißt, wenn die Insekten zu seiner Ernährung nicht mehr ausreichen. So ist dieser Stromer unter den Vögeln, was man auch gegen ihn vorbringen mag, von allgemeiner Nützlichkeit, welche einige kleine Missethaten reichlich ersetzt.

Es ist allerdings für die sorgende Hausfrau sehr ärgerlich, wenn die mühsam gelegten Zuckererbsen von Dohlen, Spatzen und anderen Leckerschnäbeln ausgepickt werden. Dagegen schützt man sich leicht, wenn man beim Legen der Erbsen zwischen die einzelnen Reihen Flachsschaben (die Abschläge des Flachses beim Brechen und Schwingen) streut, deren Stacheln den Vögeln beim Ausziehen der Erbsen in Schnabel und Hals kommen, weswegen sie die so gesicherten Beete meiden.

Die unmäßige Leidenschaft für Vogeljagd ist besonders bedauerlich in Ländern mit gemäßigter Temperatur, da diese providentiell zur Heimat und Ernährung der Insektenfresser bestimmt sind, deren Wanderzüge nur gezwungene Ortswechsel wegen Nahrungsmangel sind; sie bleiben durchaus der Vernichtung der Insekten ergeben, die in einem gemäßigten Klima sich ebenfalls eines längeren und zäheren Lebens erfreuen.

Ein anderer für einen Körnerfresser gehaltener Vogel, die Lerche, leistet der Landwirthschaft ebenso große Dienste, indem sie sich von Würmern und Larven der den Halmfrüchten schädlichen Insekten nährt. Die alten Griechen, sinniger als wir und bessere Beobachter, verehrten deshalb, wie Plutarch berichtet, die Lerche zu Lemnos wegen der Dienste, welche sie dem Ackerbau leistet.

Die Lerche verursacht, ihrem großen Nutzen gegenüber, kaum einen Nachtheil, da sie vom Getreide nur das ausgefallene und nach der Saat oben auf gebliebene verzehrt. Sei aber auch wirklich eine kleine

Beeinträchtigung zugegeben, so wird sie doch weit aufgewogen dadurch, daß die Lerche große Mengen von Insekten zur Fütterung ihrer Jungen gebraucht und daß sie außer dieser Zeit von den Samenkörnern mehr oder minder schädlicher Unkräuter lebt. Es ist daher nur als eine Schädigung der Landeskultur zu bezeichnen, daß vor Inkrafttreten des deutschen Vogelschutzgesetzes am 1. Oktober 1879 gerade dieser nützliche Vogel in manchen Gegenden Deutschlands massen-, ja millionenweise gefangen und getödtet wurde, lediglich des Gewinnes wegen, den dieser Fang einbrachte und — weil das Fleisch dieses armen Vogels seine zahlreichen Liebhaber hatte, die sich jetzt den Appetit nach der „Lerchenschachtel" vergehen lassen müssen. Das Lerchenstreichen, die massenhafte Vertilgung eines der lieblichsten und nützlichsten Sänger, war ein würdiges Seitenstück zu den Barbareien, welche sich andere Länder gegen die Vögel zu Schulden kommen lassen.

Leider knüpfte sich dieser jetzt glücklicherweise beseitigte Kannibalismus an den Namen „Leipzig". Fast in allen Zeitungen größerer Städte las man zu bestimmten Zeiten zahlreich die aus Wein- und Bierhäusern, Frühstückskellern ꝛc. herschallende, alle lüsternen Gutschmecker in Ekstase versetzende Einladung zu köstlichen „Leipziger Lerchen". Welcher Vorwurf lag in diesen Worten für das mit allem Rechte so hochberühmte Leipzig! Diese Einladung zu „Leipziger Lerchen" übersetzt Ludwig Habicht in treffender Weise so: „Kommt, kommt, Ihr Schlecker und Gourmands (die fremde Bezeichnung ist gerade gut genug für Euch), setzt Euch hier in die dunstige, raucherfüllte, finstere Kneipe behaglich zurecht — und beginnt: Sonnenschein, Frühlingsduft, Frühlingsjubel, Frühlingslust hinabzuschlingen!" In einem Briefe von Dresden, 31. Oktober 1851, sagt Sir Henry Havelock: „Die große Delikatesse hier und in Leipzig sind Lerchen."

Es muß für die Lerche noch der wichtige Umstand hervorgehoben werden, daß sie für den Feldbau baumloser Flächen deshalb von so hervorragender Wichtigkeit ist, weil sie der Bäume und Sträucher überhaupt nicht bedarf, auf dem Acker selbst nistet und lebt und ihrem für den Ackerbau so überwiegend nützlichen Wirken obliegt. Sie ist in dieser Beziehung wichtig vor allem für Norddeutschland, wo infolge der Separation und der vermehrten Sorgfalt in der landwirthschaftlichen Benutzung des Bodens nur allzu viel ausgedehnte baumlose Kulturflächen entstanden sind.

Die Nachtigall vernichtet eine große Menge Holz- und Borkenkäfer im Larvenzustande; sie ist eine Erhalterin der Wälder, Holzschläge und Baumschulen. Ihre Leistungen sind wegen der Gefräßigkeit dieser Vögel von doppeltem Werthe. Der Borkenkäfer (Scolymus destructor L.) greift Eichen, Fichten, Eschen und besonders Ulmen an, die durch ihn zugrunde gehen.

Der Fink, der sich am liebsten in Küchen- und Obstgärten umhertummelt, vernichtet eine große Menge Larven und Raupen auf Aepfel- und Birnbäumen. Die Wachtel, deren massenhafter Fang in Italien bereits erwähnt wurde, verzehrt unablässig enorme Quantitäten Würmer, und das Rebhuhn sucht ebenso thierische wie pflanzliche Nahrung. Wenn uns nun auch die zur Pflanzennahrung be-

stimmten Vögel solche Dienste erweisen und namentlich zur Brütezeit nur Insekten fressen, muß dann nicht dem so interessanten und viel verfolgten Geschlechte der Insektenfresser alle Aufmerksamkeit geschenkt werden?

Der Kuckuck, „der seine Eier nicht selbst legt", nährt sich, wenigstens in der mildern Jahreszeit, fast nur von behaarten Raupen, welche wenige andere Vögel verdauen können. Alle fünf Minuten verzehrt er mindestens eine Raupe, deren Haare von der schleimigen Haut seines Magens zurückgehalten werden und denselben oft ganz auskleiden. Die unermüdlichen Zaunkönige, welche alle Buschhölzer durchstreifen, und die kleinen Goldhähnchen vernichten schon während des Winters unzählige Mengen Insekteneier. Sie bringen ihren Jungen im Mittel 36 Mal stündlich Nahrung, welche aus Larven, Eiern und Nageinsekten besteht. Man hat berechnet, daß ein Zaunkönigpärchen in einem Tage 156 Raupen zu Neste trägt. Ein hungriges Rothschwänzchen nimmt in einer Stunde 600 Stubenfliegen zu sich. Der Steinvogel und der Steinschmätzer fangen zu ihrer Nahrung Fliegen, Würmer, kleine Käfer. Sie sind die Beschützer des Weinstocks und reinigen ihn von den Larven der Schabe, des Rebenwicklers und Rebenstechers. Die Grasmücke hat zur gewöhnlichen Nahrung Blattläuse, welche den jungen Bäumchen großen Schaden bringen, indem sie dieselben mit ekelhaftem Honigthau bedecken. Da diese Speise viel Wasser und wenig nährende Bestandtheile enthält, so kann die Grasmücke sich nur durch sehr bedeutende Mengen dieser Thiere sättigen. Zur Brütezeit und wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, wächst der Konsum noch, und man muß die Menge von Blattläusen, die der kleinen Familie zur Beute wird, zu vielen Tausenden veranschlagen.

(Schluß folgt.)

Beeinträchtigung zugegeben, so wird sie doch weit aufgewogen dadurch, daß die Lerche große Mengen von Insekten zur Fütterung ihrer Jungen gebraucht und daß sie außer dieser Zeit von den Samenkörnern mehr oder minder schädlicher Unkräuter lebt. Es ist daher nur als eine Schädigung der Landeskultur zu bezeichnen, daß vor Inkrafttreten des deutschen Vogelschutzgesetzes am 1. Oktober 1879 gerade dieser nützliche Vogel in manchen Gegenden Deutschlands massen-, ja millionenweise gefangen und getödtet wurde, lediglich des Gewinnes wegen, den dieser Fang einbrachte und — weil das Fleisch dieses armen Vogels seine zahlreichen Liebhaber hatte, die sich jetzt den Appetit nach der „Lerchenschachtel" vergehen lassen müssen. Das Lerchenstreichen, die massenhafte Vertilgung eines der lieblichsten und nützlichsten Sänger, war ein würdiges Seitenstück zu den Barbareien, welche sich andere Länder gegen die Vögel zu Schulden kommen lassen.

Leider knüpfte sich dieser jetzt glücklicherweise beseitigte Kannibalismus an den Namen „Leipzig". Fast in allen Zeitungen größerer Städte las man zu bestimmten Zeiten zahlreich die aus Wein- und Bierhäusern, Frühstückskellern ꝛc. herschallende, alle lüsternen Gutschmecker in Ekstase versetzende Einladung zu köstlichen „Leipziger Lerchen". Welcher Vorwurf lag in diesen Worten für das mit allem Rechte so hochberühmte Leipzig! Diese Einladung zu „Leipziger Lerchen" übersetzt Ludwig Habicht in treffender Weise so: „Kommt, kommt, Ihr Schlecker und Gourmands (die fremde Bezeichnung ist gerade gut genug für Euch), setzt Euch hier in die dunstige, raucherfüllte, finstere Kneipe behaglich zurecht — und beginnt: Sonnenschein, Frühlingsduft, Frühlingsjubel, Frühlingslust hinabzuschlingen!" In einem Briefe von Dresden, 31. Oktober 1851, sagt Sir Henry Havelock: „Die große Delikatesse hier und in Leipzig sind Lerchen."

Es muß für die Lerche noch der wichtige Umstand hervorgehoben werden, daß sie für den Feldbau baumloser Flächen deshalb von so hervorragender Wichtigkeit ist, weil sie der Bäume und Sträucher überhaupt nicht bedarf, auf dem Acker selbst nistet und lebt und ihrem für den Ackerbau so überwiegend nützlichen Wirken obliegt. Sie ist in dieser Beziehung wichtig vor allem für Norddeutschland, wo infolge der Separation und der vermehrten Sorgfalt in der landwirthschaftlichen Benutzung des Bodens nur allzu viel ausgedehnte baumlose Kulturflächen entstanden sind.

Die Nachtigall vernichtet eine große Menge Holz- und Borkenkäfer im Larvenzustande; sie ist eine Erhalterin der Wälder, Holzschläge und Baumschulen. Ihre Leistungen sind wegen der Gefräßigkeit dieser Vögel von doppeltem Werthe. Der Borkenkäfer (Scolymus destructor L.) greift Eichen, Fichten, Eschen und besonders Ulmen an, die durch ihn zugrunde gehen.

Der Fink, der sich am liebsten in Küchen- und Obstgärten umhertummelt, vernichtet eine große Menge Larven und Raupen auf Aepfel- und Birnbäumen. Die Wachtel, deren massenhafter Fang in Italien bereits erwähnt wurde, verzehrt unablässig enorme Quantitäten Würmer, und das Rebhuhn sucht ebenso thierische wie pflanzliche Nahrung. Wenn uns nun auch die zur Pflanzennahrung be-

stimmten Vögel solche Dienste erweisen und namentlich zur Brütezeit nur Insekten fressen, muß dann nicht dem so interessanten und viel verfolgten Geschlechte der Insektenfresser alle Aufmerksamkeit geschenkt werden?

Der Kuckuck, „der seine Eier nicht selbst legt", nährt sich, wenigstens in der mildern Jahreszeit, fast nur von behaarten Raupen, welche wenige andere Vögel verdauen können. Alle fünf Minuten verzehrt er mindestens eine Raupe, deren Haare von der schleimigen Haut seines Magens zurückgehalten werden und denselben oft ganz auskleiden. Die unermüdlichen Zaunkönige, welche alle Buschhölzer durchstreifen, und die kleinen Goldhähnchen vernichten schon während des Winters unzählige Mengen Insekteneier. Sie bringen ihren Jungen im Mittel 36 Mal stündlich Nahrung, welche aus Larven, Eiern und Nageinsekten besteht. Man hat berechnet, daß ein Zaunkönigpärchen in einem Tage 156 Raupen zu Neste trägt. Ein hungriges Rothschwänzchen nimmt in einer Stunde 600 Stubenfliegen zu sich. Der Steinvogel und der Steinschmätzer fangen zu ihrer Nahrung Fliegen, Würmer, kleine Käfer. Sie sind die Beschützer des Weinstocks und reinigen ihn von den Larven der Schabe, des Rebenwicklers und Rebenstechers. Die Grasmücke hat zur gewöhnlichen Nahrung Blattläuse, welche den jungen Bäumchen großen Schaden bringen, indem sie dieselben mit ekelhaftem Honigthau bedecken. Da diese Speise viel Wasser und wenig nährende Bestandtheile enthält, so kann die Grasmücke sich nur durch sehr bedeutende Mengen dieser Thiere sättigen. Zur Brütezeit und wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, wächst der Konsum noch, und man muß die Menge von Blattläusen, die der kleinen Familie zur Beute wird, zu vielen Tausenden veranschlagen.

(Schluß folgt.)

Vom Liebſten, was man hat.

Novelle von Alfred Stelzner.

I.

Ein milder, ſonnenglänzender Auguſtabend hatte Luzern, die herrliche Beherrſcherin des Vierwaldſtätterſees, mit ſeinen ſchönſten Reizen geſchmückt und zahlloſe Fremde ins Freie gelockt, die aus aller Herren Länder herbeigeſtrömt waren, um dem ſtrahlendſten Juwel der Urſchweiz, dem weltberühmten ehemaligen Vororte der alten Eidgenoſſenſchaft, ihre dankbaren Huldigungen darzubringen.

Ueberaus belebt vor allem war die breite, von üppigem Kaſtanienlaub beſchattete Hauptpromenade der Stadt, der prachtvolle Schweizerhofquai mit ſeinen palaſtartigen Hôtels und den verkehrsreichen Landungsplätzen der Dampfboote. Hier wimmelte es von Spaziergängern jeder Art, die ſich an der köſtlichen, der Lage von Luzern ihren Weltruf ſichernden Ausſicht über die Spiegelfläche des maleriſcheſten aller Seen und die Gebirgswunder der Vierwaldſtätterſee-Alpen ergötzten, nebenbei auch nicht vergaßen, ihren flanirenden Nebenmenſchen eine ſehr gründliche, meiſt ſelbſtbewußte, kritiſche und nicht ſelten ſogar aufdringliche Beachtung zu ſchenken.

Dem eleganten Fremden, der ſoeben die Terraſſe des vornehmſten Gaſthofes verlaſſen, vor ſich hinblickend die Fahrſtraße überſchritten, gleichgiltig die Reihen der Spaziergänger gekreuzt hatte und endlich an der Ufermauer des Sees nachläſſig ſtehengeblieben war, ſchien die buntſcheckige Menge und ihr geräuſchvolles Treiben wenig Anregung zu bieten. Wie gelangweilt wandte er ſich um, ſtützte die Arme auf die Quaimauer und begann in den See zu ſtarren, als ob ihn die harmloſe Schaar der Fiſche, die ſich in den glitzernden Fluten tummelte und denen — ihm zur Seite — mit Angeln und Leinen eifrig nachgeſtellt wurde, in höherem Maße intereſſirte als die, durch raffinirten äußeren Luxus ſich Geltung erzwingende Schaar der ſich tummelnden Menſchen.

Daß er aber auch den vielverlockenden Rigi unbewundert links liegen ließ, und ſelbſt die wunderbar kühnen, in zauberiſch klarem Lichte

schimmernden Bergformen des ihm gegenüber sich gewaltig gen Himmel reckenden Pilatus keines Blickes würdigte, ließ im Zusammenhang mit seiner ganzen Haltung, dem Ausdruck seiner Züge und vor allem seiner träumerisch gesenkten Augen darauf schließen, daß sein Sinnen und Trachten gar nicht auf die sich darbietende Umgebung gerichtet, vielmehr erfüllt war von Vorstellungen, denen er sich augenscheinlich zu seiner Befriedigung, wenn nicht mit einer gewissen Innigkeit hingab.

Nach einer langen Weile erst richtete er sich auf, zog seine Uhr zu Rathe und schritt etwas eiliger, als er gekommen war, die Promenade entlang, die Straße nach der Weggisvorstadt und den Kolossalbau des Café Stadthof links lassend, geraden Wegs auf die unfern sichtbar werdende Hof- und Stiftskirche St. Leodegar zu.

Der in sanfter Steigung bergan führende Weg mit seinem holperigen Pflaster machte in schroffem Gegensatz zu der buntbelebten Seepromenade einen geradezu öden Eindruck, wie auch in ebenso schroffem Uebergang von dem kosmopolitischen Getriebe dort, hier ein kleinstädtischer Charakter sich sogleich dadurch bemerkbar machte, daß man aus Thüren und Fenstern der beinahe kümmerlichen in spießbürgerlichen Bauformen gehaltenen Häuser dem eleganten, auffallend hoch und breit gewachsenen Fremden neugierig nachstarrte.

Manche der Neugierigen, insbesondere unter der jüngeren Hälfte des schönen Geschlechts mochten indessen noch weitere Anziehungspunkte an dem Passanten entdeckt haben, wie etwa die stolz-männliche Haltung, das Kraftbewußtsein in seinen Bewegungen, die dunklen, ausdrucksvollen Augen, den beinahe keck in die Höhe gewirbelten Schnurrbart, das kurzgelockte, glänzende Haupthaar, was insgesammt zu einer in der That eigenthümlich fesselnden Erscheinung verschmolz; niemandem aber war wohl die seltsam anheimelnde, bronzene Gesichtsfarbe des Fremden entgangen, die nur unter jahrelangem Einfluß tropischen Sonnenbrandes entstanden sein konnte.

Schon aus der Ferne hatte der Fremde — noch ehe dumpfe Orgeltöne ihn überzeugten, daß das übliche, während der Saison jeden Abend stattfindende Orgelkonzert noch nicht beendet sei — mit zufriedenem Lächeln ein prächtiges Zweigespann und eine hellgraue Livrée auf dem freien Platze vor der Kirche bemerkt, die ihm sagen mochten, daß diejenigen, die darüber zu verfügen hatten, noch in der Kirche weilten.

Der Kutscher, der an der Seite der beiden Rappen stand, und durch Streicheln und Schmeichelworte kaum deren Ungeduld zu beschwichtigen vermochte, zog ehrerbietig den Hut, als der Fremde an ihm vorüber die Treppe zu dem Portale der Kirche hinaufschritt, um dem Pförtner sein Eintrittsgeld hinzureichen, und gleich darauf hinter der sich wieder schließenden Thür zu verschwinden.

Brausende Orgelklänge empfingen den geräuschlos Eintretenden.

Er achtete zuerst wenig auf das ungewöhnlich künstlerische, in wunderlichen Harmoniefolgen sich ergehende Spiel. Vielmehr schweiften seine Blicke suchend über die bewegungslos lauschenden Zuhörer, die im hochlehnigen Chorgestühl bis an die Schultern verdeckt, ihm sämmtlich den Rücken kehrten. Er hatte nur wenige Schritte unter den Säulen der Vorhalle gethan und konnte von seinem Standpunkt

unter der Orgelempore aus sowohl die Sitzreihen des Hauptschiffes, wie die der beiden Seitenschiffe zur Genüge übersehen.

Bald schien er gefunden zu haben, was er suchte.

Sein Auge blieb an einem jungen, in seiner Nähe neben einer andern Dame sitzenden Mädchen haften, das ihm in überaus feingeschnittenem Halbprofil ein entzückendes Antlitz zukehrte.

Jetzt erst begann er — trotzdem er kein Auge von den lieblichen Zügen des Mädchens abwandte — dem Orgelspiel eine größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Bald lauschte er gespannter und nach einer längeren Weile, in der eine ergreifende Melodie der „Engelstimmen", wie nach immer tobenderem Kampfe mit den Donnerlauten dämonischer Gewalten, in mächtige, die ganze Tonfülle des Riesenin[illegible]trumentes ausströmende Akkorde übergegangen war, sagte er sich überrascht, daß er nie vorher ein genialeres Spiel und einen packenderen Vortrag gehört haben mochte.

Sein eigenes Gefühl, wie auch eine eigenthümliche Bewegung der Zuhörer, die sich unverkennbar unter dem Banne einer ursprünglichen und machtberedten, wenn auch vergewaltigenden Kraft befanden und sich solchem, an diesem Orte ganz unerwarteten Zwange staunend unterliegen sahen, sagten ihm gleich eindringlich, daß etwas ungewöhnliches auf der Orgelempore vorgehen müsse.

Zu seinem Staunen riß das Spiel indessen unvermittelt nach ein paar wunderlichen Schlußwendungen plötzlich ab.

Bewegungslos verharrte das Auditorium in tiefem Schweigen.

Dann ging ein erregtes Murmeln durch die Menge. Man zog die Uhr. Man erhob sich mit kritischem Lächeln. Man gestikulirte und steckte die Köpfe zusammen.

Da das Konzert auch der Zeit nach aber zu Ende war und die Orgel durchaus stumm blieb, drängte man dem Ausgange zu, und die Kirche entleerte sich nach und nach.

Der Fremde suchte sich, der Menge entgegen, den beiden Damen zu nähern, die sich von ihren Sitzen erhoben hatten, jedoch — wohl um dem Gedränge und unliebsamer Bewunderung auszuweichen, — noch an ihrem Platze verharrten.

Sie standen ihm zugewandt, aber offenbar ohne ihn schon bemerkt zu haben.

Auch aus seinen Augen leuchtete unverhohlene Bewunderung.

Eine innigere Harmonie und zugleich entzückenderer Gegensatz eigenartiger Schönheiten war aber auch kaum zu denken.

Die ältere der beiden, mit auserlesenem Geschmack, fast zu reich gekleideten Frauengestalten, welche die jüngere einen halben Kopf überragte und sich von ihr durch eine stolzere Haltung, etwas heroisches in ihrem Anstande, durch größere Fülle der Formen und ausgeprägtere Züge sowohl, wie durch Farbe der Augen und des Haares und vor allem durch jene eigenthümliche bezaubernde Ruhe unterschied, die zwischen Phlegma und Leidenschaftlichkeit, Hingebung und strenger Unnahbarkeit in der Mitte zu schweben scheint, konnte — auch des Altersunterschiedes von vielleicht höchstens anderthalb Jahrzehnten wegen — kaum für die Mutter der jüngeren gehalten werden, worauf doch die

zärtliche Fürsorge, die sie jener angedeihen ließ und ein gewisser mütterlicher Stolz hinzudeuten schien. Diese mußten freilich unter allen Umständen in besonderem Grade gerechtfertigt erscheinen, denn das junge Mädchen, das kaum siebzehn Jahre zählen mochte, war eine überaus reizvolle Erscheinung, im Gegensatz zu der älteren die Verkörperung einer südlicheren und fröhlicheren Natur. Die feine und doch volle Gestalt, voll Leben und zierlicher Munterkeit, mit ihrer eigenthümlichen Grazie in den Bewegungen verrieth ein leicht erregbares Temperament, zu dem das weiche Oval und der sammtne, dunkle Teint des Antlitzes, die glutvollen, aber verschleierten Augen, die von tiefschwarzem Haar umgrenzte, feingebaute Stirne doch seltsam kontrastirten. Der höchste Reiz des jugendlichen Gesichtes lag aber unzweifelhaft in dem seelenvollen Aufleuchten der dunkeln, schattigen Augen, in denen muthwilliger Trotz neben holder Schelmerei zu schlummern schien, wie nicht minder in der entzückenden Anmuth, die den frischen Mund mit seinen trotzigen Lippen umspielte.

„Gut, daß Sie kommen, Schwager!“ rief die ältere der Damen dem herantretenden Fremden hastig und erregt entgegen, während das junge Mädchen seinen Gruß mit leichtem Erröthen erwiderte, „Sie müssen sofort auf die Orgel.“

„Ich?“ fragte der Angeredete mit komischem Entsetzen. „Ich getraue mir nicht einmal die Bälge mit richtigem Verständniß zu treten.“

„Unterbrechen Sie mich nicht“, verwies ihn die Dame lächelnd. „Sie sollen nur den Organisten bitten, zu mir herunter zu kommen, das heißt denjenigen, der zuletzt spielte, verstehen Sie? — Oder nein“, fuhr sie, sich verbessernd, lebhaft fort, „sagen Sie ihm, daß ich um seine Aufwartung bäte, morgen Nachmittag in meinem Hause. Das ist noch besser! — Gehen Sie, gehen Sie! Sein Spiel hat mich wunderbar ergriffen, ganz seltsam ergriffen. Dort ist die Treppe! — Beeilen Sie sich doch! — Sie machen mich ganz nervös mit Ihrer tropischen Ruhe!“

„Ist es denn Ihr Ernst?“ warf der Fremde mit zweifelndem Lächeln ein.

„Er kann noch fragen, Libussa“, grollte die Dame, sich mit einem ungeduldigen Seufzer dem jungen Mädchen zuwendend. „Es handelt sich um Lektionen, die der Künstler uns ertheilen soll. So gehen Sie doch! Man schließt uns sonst noch ein.“

„Also wirklich?“

„Wirklich, Herr von Forsberg!“ versetzte die Dame sehr kurz. „Es ist unweigerlicher Ernst.“

„Es könnte ja irgend ein fremder Künstler auf der Durchreise gewesen sein“, wandte Herr von Forsberg noch einmal liebenswürdig ein, „der sich ein Vergnügen daraus gemacht, einmal neues Leben in die üblichen Konzertorgeleien mit obligater Gewittermusik zu bringen und der sich bedanken würde, hier zu unterrichten.“

„Das werden wir ja sehen! — Lieber Gott, so opponiren Sie doch nicht länger!“ meinte Frau von Tauwitz ungeduldig. „Sie machen mich wirklich nervös. Sein Spiel hat mich im innersten Herzen gepackt. Das wäre ein Lehrer, wie ich ihn mir lange — auch für

Libussa gewünscht habe. — Die Treppe links! — Ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt."

„Werde mich erkundigen!" entschied nunmehr Xaver von Forsberg, lächelte der Schwägerin aber, ehe er ging, etwas malitiös zu und meinte leichthin: „Das ist nun einmal der Grundriß der weiblichen Struktur: Die Nerven Spinnweb, die Herzen Wachs, die Köpfe — Eisen!"

Er sah nicht mehr die lächelnden Blicke, mit denen das junge Mädchen seiner hohen Gestalt nachschaute.

Nach wenigen Minuten schon war er zurückgekehrt und schritt an der Seite der ihm entgegengegangenen Damen, denen er zugenickt, ins Freie.

„Dort wandelt das Genie!" erklärte er mit einer hindeutenden Handbewegung. „Leibhaftig! — Dort, der hochgewachsene, ein Graukopf, so viel ich unterscheiden kann!"

„Blond ist er", widersprach Libussa mit schelmischem Lächeln, gespannt in der angegebenen Richtung schauend, wo eine einsame Männergestalt gerade um eine Hausecke verschwand.

„Ich soll ihm doch nicht etwa gar nachlaufen?" fragte Xaver, mit komischer Verzweiflung die gespannt auf ihn gerichteten Blicke der beiden Damen abwehrend.

„Was haben Sie erfahren?" drängte die ältere. „Wie heißt er? Was ist er? Wo wohnt er?"

„Die Antwort auf diese Fragen, gnädigste Schwägerin", versetzte Xaver, der den Damen beim Einsteigen in den Wagen behilflich war, „ist auch zugleich alles, was ich erfahren konnte. Er heißt Frank Rüdiger . . ."

„Frank Rüdiger!" wiederholte die Schwägerin sinnend. „Es ist mir fast, als ob ich den Namen schon einmal gehört hätte."

„Er ist Musiker", fuhr Xaver fort, „wie ich glaube so ein Stück, durch Schicksalsschläge aus der rechten Bahn gestoßenes und im Unglück verbummeltes Genie, und wohnt — wie heißt doch der Platz? — ja richtig, Kapellplatz Nummero — ich glaube zwei, vier Treppen."

„Der Arme!" bedauerte Frau von Tauwitz, mit einem mitleidigen Blick auf Libussa. „Aber ein Künstler ist er! Ein ganzer, ein origineller, ein seltsam großer Künstler! — Und Sie werden ihn aufsuchen, Xaver!"

Der Angeredete lächelte.

Die durch merkwürdige Verhältnisse ihm erst kürzlich bekannt gewordene Schwägerin, die Wittwe seines kaum nach halbjähriger Ehe schon vor vielen Jahren verstorbenen Stiefbruders pflegte ihn nur dann mit seinem Taufnamen anzureden, wenn sie einen Widerspruch von seiner Seite witterte.

„Ich werde wohl, wenn Sie durchaus wünschen!" versetzte er ein wenig zurückhaltend.

„Ich erwarte bestimmt, daß Sie den unglücklichen Künstler aufsuchen", beharrte Frau von Tauwitz ungeduldig auf ihrem Wunsche.

„Vielleicht ist er gar nicht unglücklich", warf das junge Mädchen

ein, als ob sie Xaver, der ihr einen dankbaren Blick zuwarf, zartfühlend zu Hilfe kommen wollte.

„Um so besser, Kind!“ meinte Frau von Tauwitz. „Das könnte dem Schwager bei seinem Besuche ja nur angenehm sein.“

„Heute Abend aber nicht mehr!“ entschied Herr von Forsberg zu guterletzt, sich zugleich mit einem komischen Seufzer in sein Schicksal fügend. „Heute gehe ich entschieden nicht. Ich habe eine unwiderstehliche Sehnsucht nach einem guten Abendessen — bei Ihnen draußen, Schwägerin“, meinte er lächelnd, „und heute auch sollen Sie mir endlich Rede stehen über — das Kind“, flüsterte er, sich ihr zuneigend, mit einem vielsagenden Blick auf Libussa. „Es ist Ihr eigenes nicht, Schwägerin. Ich schwöre darauf!“

Ilonka lächelte sonderbar.

„Morgen aber“, schloß er wieder laut, „da bringe ich den famosen Orgelspieler zur Stelle, das heißt, wenn er gutwillig folgt; die Herren Künstler und insbesondere die genialen Naturen haben so ihre Launen, wie Sie wissen, und zu einem Gewaltstreich fühle ich mich durchaus nicht autorisirt.“

Auf eine ironisch einladende Geste der Schwägerin war er währenddessen arglos zu den Damen in den Wagen gestiegen. Der niederige Vordersitz zwang seine Hünengestalt jedoch zu einer derart zusammengekauerten Lage, daß Ilonka hell auflachte.

„I was“, lachte auch Xaver, mit einem Schritte wieder aussteigend. „Ich fahre selbst. Es ist fatal, zu Füßen einer Dame eine komische Figur zu spielen. Ich resignire. Rücken Sie auf die Seite“, wandte er sich dann zum Kutscher.

In diesem Augenblick rief Ilonka ihm hastig einige leise Worte zu. Sie hatte in naher Entfernung einen jungen, stutzerhaft gekleideten Herrn entdeckt, der auf sie zustrebte, dessen galanten Gruß sie indessen absichtlich ausgewichen war. Er konnte als Muster jener bekanntlich dem brittischen Stallknechtkostüm entliehenen Pariser Herrenmode gelten. Seine spitz nach oben gekrümmten Schnabelschuhe hatten eine entschieden „aufschlitzende Tendenz“, seine kurzen Beinkleider den Schnitt eines Regenschirmfutterals, seine Zwangsjacke von Rock war nach Kellnerart kurz unter dem Rücken abgeschnitten und sein würgender Halskragen hatte die Enge und Länge eines Lampenglases.

Ilonka sah von der Seite, wie er sein Monokel fester ins Auge klemmte und sich in beschleunigter Gangart näherte.

„Um Himmels willen, fahren Sie zu!“ rief sie Xaver leise zu. „Monsieur de Treubein, der Semmelblonde überfällt uns. Sehen Sie nicht hin!“

Xaver lachte und schielte vorsichtig nach der Seite, bestieg schnell den Bock, ergriff Peitsche und Zügel und berührte die ungeduldigen Thiere mit leichtem Schlage, daß sie — von kraftvoller Hand gebändigt — zu kurzem Trabe ansetzten.

Herr von Treubein stand plötzlich wie angenagelt, machte ein langes Gesicht, riß Mund und Augen auf und war augenscheinlich im Zweifel, ob er seinen weitabstehenden Derby noch einmal lüften sollte oder nicht. Er entschloß sich zu letzterem, drehte nachdenklich an dem kümmerlichen Haarwuchs, der auf seiner Lippe sproßte, und kehrte

dann dem Schauplatze seiner Enttäuschung, mit einem winzigen Stöckchen durch die Luft fuchtelnd, stolz den Rücken.

Auf der Straße nach Küßnacht, in die Xaver nach wenigen Augenblicken einbog, ließ er die edlen Thiere scharf ausgreifen.

Wie im Fluge zogen während der dicht am Seeufer hinführenden Fahrt die herrlichen Gebirgslandschaften an den Fahrenden vorüber.

Es war ein prachtvoller Tag, der in köstlicher Klarheit zur Rüste ging.

Trunken von der Pracht und dem unendlichen Reichthum der landschaftlichen Reize schweifte der Blick über die grünschimmernden Fluten des Sees weithin über die amphitheatralisch aufgebaute, von einem uralten thürmereichen Mauerkranze hochbegrenzte Stadt, über die jenseitigen Matten, Wälder und Hügelketten zu dem gewaltig darüber aufstrebenden Felschaos des majestätischen und in seiner isolirten Lage doppelt imponirenden Pilatus, von den Unterwaldnerbergen mit dem finsterdräuenden Stanzerhorn hinüber zu dem jäh abstürzenden Gletscherrücken des hohen Titlis, über eine Reihe fernerer Bergriesen von dem im Vordergrund mächtig heraustretenden Buochserhorn zu dem schroff aus dem See aufsteigenden Bürgenstock, vom Niederbauen und Vitznauerstock, zwischen denen die hochragenden Felsnadeln des Roßstockes, des Faulen und des Kaiserstockes in der Ferne gleich riesigen Sägezähnen emporstarrten über die Masse des Dossen bis hin zu den breitgelagerten Rigibergen, deren steil abstürzende Konturen das entzückende, an historischer und sagenhafter Romantik so reiche Panorama zur Linken wirkungsvoll und mit unverlöschbarem Eindruck abschlossen.

In kaum einer viertel Stunde hatte das prächtige Gespann den Weg bis zur Villa der Frau von Tauwitz, die nur wenige hundert Schritt von den, in scharfem Winkel weit in den See vorgelagerten Felsen des Meggenhorns entfernt lag, erreicht, wo Xaver mit einer nicht mißzuverstehenden, symbolischen Geberde und ironisch lächelnd die Zügel in die zarteren Hände der Frau des Hauses niederlegte.

Der fremde Künstler, dessen Orgelspiel die Menge und unter dieser wohl nicht zum wenigsten Frau von Tauwitz so seltsam gepackt und ergriffen hatte, war inzwischen — langsam und vor sich sinnend seinen Weg verfolgend — vor seiner Wohnung angelangt.

Kein Thürschild, weder zu ebener Erde noch oben im vierten Stock, den er ohne abzusetzen mit einer Art maschinenhafter Gemessenheit auf keineswegs bequemer Treppe erstiegen, zeigte seinen Namen an; nicht einmal eine Visitenkarte trug die Flurthür, welche er geöffnet und sogleich wieder hinter sich verschlossen hatte.

Das Zimmer, welches durch verblichene Vorhänge von einem Alkoven getrennt war, zeigte eine beinahe dürftige Ausstattung, und mochte den einsam hausenden Miether wohl nur durch seine unvergleichliche Aussicht auf See und Gebirge angelockt haben.

Denn daß die Armuth für Frank Rüdiger ein nöthigender Beweggrund sein könne, sah man weder seiner äußern Erscheinung noch seiner ganzen Physiognomie zum mindesten an. Sein leichter Sommeranzug zeigte soliden Geschmack und umschloß eine hochgewachsene,

zwar etwas hagere, doch kräftig gebaute Gestalt, deren ganze Haltung den feingebildeten Mann verrieth.

Er hatte Hut und Handschuhe abgeworfen und war ans Fenster getreten.

Ein unendlich bitterer und schmerzlicher Zug irrte um seine, von dichtem Vollbart umrahmten Lippen. Die dunklen Augen, die weithin in die Ferne starrten, boten zu dem hellblonden, bereits stark ergrauten, in seinem Totaleindruck aber eine gleichmäßig glänzende Farbe zeigenden Haar einen eigenthümlichen Kontrast, der darauf schließen ließ, daß Frank Rüdiger kaum die Vierzig erreicht, jedoch ein, von trüben Erfahrungen gesättigtes Leben hinter sich haben mochte.

Weder Frau von Tauwitz noch Libussa konnten ahnen, welch' überaus traurige Erinnerungen ihr Anblick zufällig in dem Manne wachgerufen; wußten sie doch nicht einmal, daß er sie überhaupt bemerkt, geschweige denn mit wie starren, beinahe erschrockenen Blicken er sie bei ihrem Eintritt in die Kirche diesen Abend beobachtet hatte.

Die Dämmerung war längst hereingebrochen, als Rüdiger, der bisher bewegungslos am Fenster verharrt, plötzlich zusammenschreckte, sich langsam umwandte und sich ins Sopha setzte.

Eine geisterhafte Bläße lagerte auf seiner hohen Stirn.

Er stützte den Kopf in die Hand und bedeckte damit beide Augen.

Seltsam zuckte es hin und wieder in dem müde hingestreckten Körper des Mannes.

In seinem Barte schimmerte es feucht.

Und doch waren die Fensterscheiben thaufrei gewesen, denn ein milder, sonnenglänzender Abend war zur Neige gegangen.

II.

Xaver von Forsberg hielt pünktlich Wort.

Schon am Morgen des nächsten Tages klopfte er auf den orientirenden Hinweis einer neugierigen Alten, die ihm vom Boden des Hauses her entgegenkam, an Rüdigers Thür.

Da selbst nach längerer Pause indessen keine Antwort erkennen ließ, ob sein Pochen vernommen war, wiederholte er dasselbe nachdrücklicher.

„Was giebt's?" scholl es kurz angebunden von innen her. „Wer ist da?"

Xaver lächelte. Er fühlte eine Anwandlung, sich trotz der trennenden Wand dem barschen Künstler rücksichtslos in aller Form vorzustellen, um ihn ein wenig zu beschämen.

Er blieb jedoch stumm und wiederholte nur sein Pochen so artig, wie er zu klopfen vermochte.

„Was suchen Sie?" rief es von innen ungeduldig.

„Herrn Frank Rüdiger! — Aufzuwarten!" versetzte Xaver mit leichtem Stirnrunzeln.

„Ist nicht zu Hause!"

„Ich bitte um die Ehre, Ihnen aufwarten zu dürfen", rief Xaver dagegen, dem es nicht zweifelhaft war, daß der Sprecher hinter der Thür der Gesuchte selbst sei. „Ich komme in wichtigem Auftrage . . ."

Drinnen fiel eine unverständliche Bemerkung, dessen wegwerfender Ton nicht mißzuverstehen war.

„. . . . im Auftrage von Damen!“ setzte Xaver mit scharfer Betonung hinzu, als ob er sich von diesem Appell eine besondere Wirkung verspräche.

Es wurde auch wirklich still drinnen.

Eine längere Weile hörte Xaver nicht den mindesten Laut, dann ein entschlossenes Stuhlrücken, das Knirschen des Thürschlosses, und jetzt stand er dem Gesuchten Auge in Auge gegenüber.

Rüdiger entschuldigte sich kurz und musterte den verbindlich Eintretenden, der nur um ein Geringes größer war, als er selber, mit durchdringendem Blick, der flüchtig an dessen äußern Menschen niederstrich, um sogleich aber wieder an dem dunkelgebräunten, männlich schönen Antlitze des eleganten Fremden forschend haften zu bleiben.

Auch Xaver betrachtete seinen Mann in der längeren Weile des eingetretenen Schweigens mit großen Augen und forschenden Mienen.

Es machte fast den Eindruck, als ob beide Männer in ihrem Gedächtniß suchten, wo am Ende sie sich gegenseitig schon einmal gesehen haben könnten.

„Womit kann ich dienen?“ brach Rüdiger endlich das eigenthümliche Schweigen in kühlem Entgegenkommen. „Sie würden mich verbinden, Herr . . . Herr . . . .“

„Xaver Hyppolith von Forsberg!“ stellte Xaver sich vor.

„. . . Herr von Forsberg“, fuhr Rüdiger mit kaltem Danke fort, „wenn Sie sich so kurz wie möglich fassen möchten. Meine Zeit ist gemessen. Wer also sind die besagten Damen und was wünschen sie?“

„Meine Schwägerin Ilonka, verwittwete Freifrau von Tauwitz-Auenberg“, versetzte Xaver, durch die schroffe Zurückhaltung Rüdigers nicht eben angenehm berührt und förmlich, „selbst eine vortreffliche Spielerin, hat sich durch Ihr meisterhaftes Spiel gestern so außerordentlich angeregt gefühlt, daß sie mich beauftragte, in ihrem Namen um die Ehre Ihres Besuches zu bitten, auch zum Zwecke von zu verabredenden Unterrichtsstunden.“

„Ich ertheile keine Lektionen an Damen“, unterbrach Rüdiger ihn kurz. „Bedauere deshalb, dieser Ehre nicht entsprechen zu können.“

„Durch diese Entscheidung —“, fuhr Xaver in dem schlichten Ausdruck und in der Haltung eines Beauftragten, den kein persönliches Interesse leitet, fort, „würde sich auch die andere der Damen enttäuscht fühlen, die sich darauf gefreut hatte, sich durch Sie gefördert zu sehen.“

„Die andere der Damen?“ wiederholte Rüdiger mechanisch, während dem forschenden Blicke Xavers, der sein Gegenüber immer gespannter beobachtete, eine eigenthümliche Bewegung in seinen Zügen nicht entgehen konnte. „Ist es vielleicht diejenige Dame“, fuhr er zögernd fort, „deren reiches Brillantenkollier mir auffiel? — Brünett! Dunkle Haare und Augen! Ungewöhnlich hübsch!“

Xaver sah ihn erstaunt an.

„Sie können gut rathen, Herr Rüdiger!“

„Sie wundern sich“, meinte dieser lächelnd und doch tief aufathmend, „daß ich die Dame errieth. Ich versichere Sie aber, es ist

das ein reiner Zufall, oder vielmehr nur ein naheliegender Schluß", verbesserte er sich verlegen, als er die ungläubige Miene Xavers sah, „da ich die Damen in Ihrer Gesellschaft sah."

Er log offenbar.

Auch Xaver wollte es so vorkommen; zugleich aber mußte er eine Beobachtung gemacht haben, die ihn seltsam frappirte.

„Verzeihen Sie mir eine Frage", meinte er leichthin. „Waren Sie jemals in Italien?"

Der Gefragte sah ihn groß an.

„Mehrere Male", wich er dann aus.

„In Venedig?" fragte Xaver weiter.

„Allerdings!" kam es zögernd zurück, „auch dort!"

Rüdiger schien mit einem Male aufs peinlichste berührt.

„Vor etwa — warten Sie — vor zehn, fünfzehn — vor gerade sechzehn Jahren?" fuhr Xaver unbeirrt fort.

Rüdiger warf dem Frager einen beinahe gehässigen Blick zu.

„Ich erinnere mich dessen nicht genau!" kam es endlich in schroffer Ablehnung über seine Lippen.

Sie kamen von Triest?" fragte Xaver sehr liebenswürdig weiter und so, als ob eine gegentheilige Antwort überhaupt ausgeschlossen wäre.

Rüdiger rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und sah auf die Thür.

Er schien absichtlich dadurch ausdrücken zu wollen, daß die Fragen wie der Frager ihm gleich sehr in hohem Grade lästig seien.

Xaver schien es durchaus nicht zu bemerken. Seine Mienen hatten vielmehr, je länger er Rüdiger sprach und beobachtete, einen immer freudigeren und siegesgewißeren Ausdruck angenommen.

„Ich will Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen", meinte er lächelnd, als jener beharrlich schwieg. „Sie reisten derzeit in dem kleinen Triester Dampfer nach Venedig, dessen närrischer Schiffbruch am Südende der Lagunen — Sie erinnern sich — an den Murazzi, gerade vor Sottomarina bei Chioggia, damals so viel von sich reden machte. Noch närrischer war, daß ich dabei in Gefahr gerieth, daß ich ohne Ihre aufopfernde Hilfe wohl kaum jemals an der Riva degli Schiavoni gelandet wäre, und das Närrischeste, daß Sie, dessen Namen ich nicht einmal erfuhr, sich durch plötzliches Verschwinden meinem Danke bis heute entzogen."

Xaver machte eine Pause. Ihm war die Ueberraschung Rüdigers, mit der er in seinen Zügen zu forschen schien, nicht entgangen. Schon stand er im Begriffe, in freudiger Erregung seine Rechte gegen ihn auszustrecken, als jener plötzlich aufsprang und sich ihm mit dem Ausdruck kältester und geschäftsmäßigster Zurückhaltung gegenüberstellte.

„Ich kaufte von einem Chiozzoten dessen rothe phrygische Mütze", fuhr Xaver, der sich ebenfalls erhoben hatte, fort, „da mir — wie Sie sich erinnern werden — während meiner Schwimmversuche mein Hut abhanden gekommen war, seinen kurzen Bariloto mit der mächtigen, spitzen Kapuze, die Sie mir, dem zum Tode Erschöpften, lachend über den Kopf stülpten — wie Sie sich ebenfalls vielleicht noch erinnern dürften."

„Durchaus nicht!" unterbrach Rüdiger ihn plötzlich rauh und

scharf. „Nicht im geringsten! Ich erinnere mich auch nicht der kleinsten dieser Ihrer Proben eines am anderen Orte gewiß bewundernswürdigen Gedächtnisses, und ich bitte Sie dringend von weiteren zwecklosen Erinnerungen dieser Art abstehen zu wollen, da sie, was meine Person betrifft, auf Irrthum beruhen müssen."

Xaver machte der plötzliche und heftige Widerspruch beinahe bestürzt, zumal er überzeugt war, daß jener die Unwahrheit sprach und sich keinen vernünftigen Grund denken konnte, warum derselbe seine Bekanntschaft und eine That kurzweg ableugnete, die doch unter allen Umständen eben so edel wie dankenswerth erscheinen mußte. Da er aber merkte, daß es bei der unerschütterlichen und schroff ablehnenden Haltung Rüdigers in der That zwecklos sein würde, bei seinen gegentheiligen Behauptungen zu verharren, so brach er das Thema kurz ab, und konnte in der Erwägung, wie schnöde imgrunde der andere ihn abgefertigt hatte, sogar nicht umhin, eine plötzlich wie umgewandelte, vornehme Miene aufzusetzen.

„Sprechen wir also nicht mehr davon", entschied er kühl. „Ich muß mich nach Ihrer Behauptung ja geirrt haben. Und den Damen werde ich ausrichten, daß Sie weder Willens noch geneigt wären, ihren Wünschen zu entsprechen."

Er wandte sich mit einem stolzen Kopfnicken zur Thür.

„Bedaure gestört zu haben!"

Das veränderte Auftreten Xavers machte auf Rüdiger einen unverkennbar niederschlagenden Eindruck. Er mochte fühlen, daß er seinen Gast durch sein schroffes Benehmen, dessen Gründe er ihm um keinen Preis enthüllt haben würde, verletzt hatte.

„Es thut mir leid", suchte er endlich im höflicheren Tone einzulenken, ehe Xaver die Thür erreicht hatte, „wenn Sie meine Art gekränkt hat. Es mag mir zur Entschuldigung gereichen, daß sich für mich an Venedig — an Italien, meine ich", verbesserte er sich vorsichtig, „äußerst trübe Erinnerungen knüpfen, die Sie, ohne es freilich zu wollen, von neuem angeregt hatten. Ich bitte um Vergebung! Und wenn ich vorhin meinte", fuhr er mit seltsamem Lächeln fort, als Xaver absichtlich und gespannt schwieg, „den Damen ihre sehr schmeichelhafte Bitte abschlagen zu müssen, so geschah es, weil ich mich — wenigstens dem pädagogischen Theil des begehrten Unterrichts — Frauen gegenüber — nicht recht gewachsen fühle."

„Ich darf der Schwägerin nur mit einer förmlichen Zusage kommen", sagte Xaver wieder freundlich, ohne sich merken zu lassen, daß er den Beweggrund für die so urplötzlich geänderte Entscheidung Rüdigers nur in den bestimmten Persönlichkeiten der Frauen hatte suchen können und gefunden hatte. „Sie erklären sich also bereit, den Unterricht zu übernehmen, nicht wahr? Frau von Tauwitz wird sich freuen, auf Ihren werthen Besuch heute Nachmittag gegen drei Uhr sicher rechnen zu können."

Rüdiger verbeugte sich.

Es schien zuerst, als ob er noch etwas gegen die große Eile des bevorstehenden Besuches einwenden wolle, mochte sich aber schnell anders entschlossen haben, denn er sagte nur:

„Ich werde mich einfinden, Herr von Forsberg."

Kindliche Grabgedanken.

Nach einer Originalzeichnung von Wilhelm Marc.

„Das schöne Geschlecht", konnte Xaver mit einem ironischen Lächeln auszusprechen nicht unterdrücken, „giebt doch immer den entscheidenden Ausschlag. Wir haben uns eben zu fügen!"

„Schöne Geschlecht!" murmelte Rüdiger verächtlich und der bittere Zug umspielte wieder seine Lippen. „Man braucht das Gift sich nicht einzuimpfen, um es zu kennen, nicht wahr? Aber Sie haben recht, diese Art Impfzwang besteht nun einmal!"

„Es ist möglich", versetzte Xaver, auf diese sarkastische Wendung eingehend, daß ich mit dem größten Theil der Männer nur Zeugniß ablege für meinen schlechten Geschmack, wenn ich das weibliche Geschlecht für das schönere halte. Die beiden Damen jedoch, die Sie das Vergnügen zu unterrichten haben werden, sind in jeder Beziehung Ausnahmen und zwar selbst für den verwegensten Skeptiker außerordentliche Ausnahmen. Aber Sie werden ja selbst zu urtheilen bald in der Lage sein. Auf Wiedersehen, Herr Rüdiger!"

Xaver verabschiedete sich mit einem Händedruck von dem eigenthümlich still und nachdenklich gewordenen Manne und machte sich mit einer gewissen Hast über die vier steilen Treppen her auf den Weg zur Villa der Frau von Tauwitz, wo er verabredetermaßen gleich nach dem Besuche bei Rüdiger vorzusprechen hatte.

Unterwegs rief er eine Droschke heran und ließ sich, von durcheinanderflutenden Gedanken bestürmt, auf der köstlichen Straße nach Küßnacht langsam an sein Ziel fahren.

Er hatte den gestrigen Abend bei der Schwägerin und Libussa verbracht, über das Geheimniß beider indessen nichts erfahren können, da es ihm nicht gelungen war, Ilonka unter vier Augen zu sprechen. Daß ein solches bestand, daß Libussa nicht der Schwägerin eigenes Kind wäre, hatten ihm verschiedene, wenn auch unfreiwillige Andeutungen und Aeußerungen derselben, aus denen er seine Schlüsse weiterspann, zur genüge gesagt.

Libussa aber hatte eine solche Wißbegierde in Betreff seiner Schicksale und Erlebnisse während seiner fast zwei Jahrzehnte umfassenden Reisen an den Tag gelegt, daß sie den Abend über nicht von seiner Seite gewichen war und er die Kosten der Unterhaltung fast allein aus dem reichen Schatze seiner Reiseerinnerungen zu tragen gehabt hatte.

Alles übrigens, was die Wittwe seines längst verstorbenen Stiefbruders anging, hatte ihn mit besonderem Reize angemuthet.

Schon daß er — auf der Reise nach Prag begriffen, ihrer Vaterstadt, wo er nach siebzehnjähriger Abwesenheit in allen Welttheilen seinen noch lebend geglaubten Stiefbruder aufzusuchen sich entschlossen hatte, in Luzern mit ihr bekannt geworden war, kam ihm wie eine wunderbare Fügung vor.

Er hatte während des Rasttages, den er sich an dem herrlichen See gewählt, auf einer einsamen Spazierfahrt den Namen seines Stiefbruders am Thore der Tauwitzschen Villa gelesen, von sonderbarem Argwohn getrieben sofort halten lassen, sich der Besitzerin, die ihn längst für verschollen und gestorben gehalten, ohne Umstände vorgestellt und zu deren aufrichtiger Freude alsbald erfahren, daß er unter verwandtschaftlichem Dache eingekehrt sei. Da er aber mit sei-

nem Stiefbruder nie auf gutem Fuße gelebt und deshalb mit ihm in keinerlei Verbindung gestanden, hatte er nicht einmal erfahren, daß derselbe verheiratet gewesen war, und da niemand weder in seiner Heimat noch in dem Wohnsitze des Stiefbruders gewußt hatte, wo er sich in fremden Welttheilen jeweilig aufhielt, auch von dem, schon vor anderthalb Jahrzehnten erfolgten Tode des älteren Stiefbruders keinerlei Kunde gehabt.

War er doch — wie er den Damen ausführlich hatte erzählen müssen — als er kaum das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, und früh verwaist auf Anstiften seines einflußreichen Vormunds für majorenn erklärt worden war, und kaum, nachdem er seiner Militärpflicht genügt hatte, einem unwiderstehlichen und seit seiner Kindheit gehegten Drange folgend, auf Reisen gegangen, und hatte als ein seltenes Glückskind, wie er oft scherzte, über ein beträchtliches Vermögen verfügend, seit nunmehr anderthalb Jahrzehnten den größten Theil der Welt gesehen, ohne daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre, trotzdem er oft genug den abenteuerlichsten Gefahren mit knapper Noth entronnen war.

An Libussa hatte er am gestrigen Abend eine Zuhörerin gefunden, wie er sie sich aufmerksamer und anziehender zugleich nicht zu wünschen vermocht hätte, und wie ihn in ihrer Nähe ein unerklärliches Wohlsein beschlichen hatte, so gedachte er mit eigenthümlichem Behagen der Stunden, da er ihr Aug' in Auge gegenübergesessen, und unter ihren theilnahmsvollen Blicken sich in ferne Erinnerungen versenkt.

Ehe er sich's versah, hielt sein Fuhrwerk am Ziel der stattlichen, aus schattenreichem Park versteckt hervorlugenden Villa der Schwägerin.

Er hatte kaum die Gartenpforte hinter sich ins Schloß gedrückt, als er von der Seite her seinen Namen rufen hörte.

Er drehte sich überrascht um, sah aber niemanden. Er ging einige Schritte vor und bemerkte jetzt auf einer Anhöhe einen zierlichen Pavillon, der seinen Blicken vorher durch Baum und Busch entzogen gewesen war.

Unter dem Eingang desselben schimmerte ein Gewand von blaßrother Seide, das eine entzückende Mädchengestalt schmiegsam umschloß. Es war Libussa, die den überrascht Aufschauenden mit geheimnißvollem Lächeln zu sich heranwinkte.

„Kommen Sie, Herr von Forsberg!" rief sie Xaver, der sie höflich begrüßt hatte, zu. „Ilonka muß einen Augenblick warten. Setzen Sie sich", fuhr sie fort, als Xaver, dessen Blicke die Bewunderung nicht merken lassen wollten, die er dem reizenden Geschöpfe widmete, sich ihr zuvorkommend genähert hatte. „Sie sind natürlich gespannt, Herr von Forsberg, zu erfahren, um was es sich handelt."

„Ein wenig, in der That!" meinte Xaver wirklich gespannt, dessen Auge unwillkürlich an dem seltsamen Diamantenhalsband haften blieb, welches Libussa auch gestern getragen hatte. Wie zu einer Erinnerung angeregt, betastete er dabei von ungefähr seine Brusttasche, wie um sich zu überzeugen, ob er etwa irgend einen Gegenstand vermisse.

„Sehen Sie mich an, Herr von Forsberg", rügte Libussa mit trotziger Lippe. „Ich würde das stachlichte Ding gewiß nicht immer

tragen, wenn Ilonka es nicht ausdrücklich wünschte. Es soll ein über zweihundert Jahre altes Amulett sein oder so etwas dergleichen. Schade, daß ich gar nicht abergläubig bin. Doch lassen wir das. Ich habe Ihnen etwas ernstes zu sagen."

Xaver blickte sie erstaunt an.

„Sie dachten an mich, als Sie in den Garten traten", behauptete Libussa.

Xaver lächelte beinahe verlegen.

„Seien Sie aufrichtig, Herr von Forsberg."

„Ich dachte wirklich an Sie!" bestätigte dieser plötzlich warm.

„Und ich will Ihnen sagen, aus welchem Grunde", fuhr Libussa, ihn mit blitzenden Augen ansehend, fort. „In einer viertel Stunde werden Sie mit Ilonka über mich zu Gericht sitzen."

„Mein Fräulein!"

„Unterbrechen Sie mich nicht. Ich weiß es."

„Ich kam nur", meinte Xaver ausweichend, „um Ihnen zu melden, daß es mir gelungen, den fremden Künstler zu Unterrichtszwecken zu gewinnen!"

„O, der!" warf Libussa hin, „das versteht sich wohl von selbst. „Weshalb sollte er nicht kommen wollen? Das Gelingen", lächelte sie, „wird Ihnen keine solche Mühe gemacht haben, wie Sie natürlich vorgeben, um einen besonderen Dank einzuheimsen. Aber deshalb kamen Sie nicht allein. Es ist nur die halbe Wahrheit. Gestehen Sie das ein?"

Xaver wurde wirklich verlegen. Er schwieg, weil er nicht wußte, was er erwidern sollte.

„Gut!" entschied Libussa. „Da Sie nicht aufrichtig sein wollen, so will ich es sein. Sie zwingen mich anzufangen."

Xaver wußte nicht, worauf Libussa eigentlich hinauswollte. Das Mädchen war bei aller Lebhaftigkeit zu ernst, als daß er gewagt hätte, dem Gespräch eine leichtere Wendung zu geben. Doch aber hatte er, wie um sie von selbst auf ein anderes Thema zu lenken, einen in Seidenpapier gewickelten kleinen Gegenstand aus der Brusttasche gezogen, den er in der Hand drehte und aufmerksam betrachtete.

Das seltsame Mädchen schien aber heute die geheimsten Vorgänge in Xavers Seele zu durchschauen.

„Ich bin nicht neugierig, Herr von Forsberg", meinte sie mit schelmischem Lächeln. „Und es wird Ihnen nicht gelingen, mich durch noch so zarte Winke abzulenken. Hören Sie mich nur an!"

Xaver hörte gespannt, ohne es sich merken zu lassen.

„Ich höre!" warf er nach einer langen Pause hin. Er sah dem Mädchen an, daß es im entscheidenden Augenblicke doch wie verlegen um die Wahl der rechten Worte zögerte.

„Sie werden in wenigen Minuten von Ilonka erfahren, Herr von Forsberg", sagte Libussa endlich mit einer gewissen Feierlichkeit, „daß ich Freifrau von Tauwitz-Auenbergs Tochter nicht bin und daß ich auf diesen Namen kein Recht habe. Das war es, was ich Ihnen sagen mußte."

Xaver sah sie verblüfft an.

„Also wirklich!" brach es endlich unwillkürlich von seinen Lippen.

„Sie vermutheten es!"

„Wie konnte ich das vermuthen?" wich Xaver sich schnell fassend, aus.

„Ich habe es Ihnen angesehen, gestern!" eiferte Libussa. „Sie vermutheten es. Und daß ich nur von der Liebe und Freundschaft meiner guten Ilonka abhänge und imgrunde ein blutarmes und elternloses Mädchen bin, das werden Sie von Ilonka jetzt eher erfahren als ich selbst, da ich meine Neugierde auf alle die Geheimnisse und Enthüllungen durchaus bis zu meinem nächsten Geburtstag verschieben soll. So und jetzt versprechen Sie mir, daß Sie Ilonka nichts von unserer Unterredung sagen werden."

Sie reichte Xaver, der sie unschlüssig ansah, ohne weiteres das zarte Händchen hin.

Ihre sonst so heimlich verschleierten Augen leuchteten erregt.

Xaver konnte unmöglich den Vertrauensbeweis ablehnen. Er ergriff Libussas Hand und schüttelte sie — vielleicht um den seltsamen Reiz der Berührung zu übertäuben — kräftiglich.

„Ich frage Sie nun", fuhr Libussa hastig fort, „ob ich dadurch Ihnen weniger werth bin — nein!" verbesserte sie sich plötzlich verwirrt und vor den wunderlichen Blicken Xavers erröthend die Augen senkend, „das wollte ich nicht sagen — vielmehr, ob ich dadurch an Ihrer Theilnahme — an Ihrer Achtung, meine ich, verloren habe."

Der starke Mann, der niemals vor einer Gefahr zurückgeschreckt, war so bestürzt und von der leise zitternden Stimme des jungen Mädchens so ergriffen, daß er vergeblich nach einer Antwort suchte.

Libussa, die sich im Verlaufe ihrer Frage immer mehr verwickelt hatte, war sogar eher gefaßt, als er selbst, und fand in dem Gegenstand, den Xaver noch immer zwischen den Fingern hielt, eine willkommene Handhabe, ihre Verlegenheit und die heikle Pause, die eingetreten war, vollends zu bemeistern.

„Darf ich sehen", sattelte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, unvermittelt um, „was Sie uns mitgebracht haben, Herr von Forsberg?"

Xaver fuhr leicht zusammen, als ob seine Vorstellungskreise ihm zu plötzlich und in zu jähem Wechsel verschoben worden.

Ehe er recht überlegt, was er that, hatte er das Packetchen Libussa schon überreicht.

Diese enthüllte ein prächtiges Armband, dessen doppelt gefaßte Steinzierde offenbar ein Bruchstück eines kostbaren Saphirschmuckes war.

Sie betrachtete ihn erstaunt und meinte endlich kopfschüttelnd: „Das ist ein wunderlicher Stern! Erklären Sie mir!"

„Die Fassung ist neu!" erläuterte Xaver. „Der eigenthümlich geformte Stern aber, an dem zwei Zacken fehlen, stammt aus Marokko. Er gehörte einem Schmucke der Lieblingsgattin des Sultans an, die gerade, als ich dort ankam, gestorben war."

„Das haben Sie gestern nicht erzählt", meinte Libussa eifrig, „Sie waren bis Timbuktu gekommen."

„Ganz recht", versetzte Xaver. „Von dort ging es damals in Gesellschaft einer marokkonischen Karawane durch die Sahara über Tidikelt nach Marokko."

„Das müssen Sie uns noch ausführlich erzählen", warf Libussa

mit leuchtenden Augen ein. „Das gefällt mir! Da gab's gewiß Abenteuer die Fülle. Ich wollte Sie überhaupt noch bitten, Herr von Forsberg — und deshalb rief ich Sie eigentlich heran, ja deshalb — mir ganz kurz die Länder und Städte zu nennen, die Sie durchreisten, damit ich mich etwas vorbereite, denn ich bin offen gestanden in der Geographie sehr schwach!"

Ehe Xaver, den die Theilnahme des Mädchens für seine Vergangenheit eigenthümlich anstachelte, etwas erwidert hatte, hörten sie plötzlich vom Hause her Libussas Namen rufen.

„Schnell!" drängte die Gerufene. „Wohin gingen Sie von Marokko?"

„Von Mogador, einem Hafenort in Marokko", versetzte Xaver lächelnd, „beabsichtigte ich, mich nach Australien einzuschiffen. Der Dampfer mußte aber unterwegs Rio de la Plata als Nothhafen anlaufen und so kam ich nach Südamerika. Dort bereiste ich das Gebiet des fast unbekannten Rio Xingu, den Amazonenstrom, ging nach Para, von dort nach New-Orleans, durchwanderte Texas, Neumexiko, Arizona, Kalifornien, fuhr von San Franzisko zurück nach Chile, weilte dort mehrere Jahre, durchkreuzte den Stillen Ozean bis Japan, wohnte zwei Sommer auf den Philippinen, und reiste, Station über Station machend, über Singapore nach Indien, durchs rothe Meer endlich über Suez nach Griechenland und Italien, von wo ich durch den Gotthard vor nun acht Tagen hier eintraf. Ich hoffe, Ihre geographischen Gelüste vorläufig befriedigt zu haben", schloß er mit einer ironischen Verbeugung.

„Und das Armband?" fragte Libussa nach einer Weile, nachdem sie Xaver mit unverhohlenem Staunen betrachtet.

„Ja so, das Armband!" meinte dieser mit leichter Verlegenheit. „Man hatte der verstorbenen Sultanin nach einheimischer Sitte alle ihre Kleidungsstücke mit ins Grab gegeben, damit niemand anderes dieselben benutze, während man ihre kostbaren Schmucksachen am offenen Grabe zerbrach und die Stücke davon an die Armen vertheilte. Was Sie dort sehen, ist ein solches Stück, das ich erstand und zum Andenken später fassen ließ."

„Merkwürdig!" lachte Libussa. „Es ist doch wohl für eine Dame bestimmt, wie?"

„Das war es!" antwortete Xaver mit eigenthümlichem Lächeln. „Und da ich nur mit der ganzen Wahrheit bei Ihnen durchdringe", setzte er schnell hinzu, als ob er einer plötzlichen Eingebung Ausdruck verliehe, „so will ich Ihnen nur gleich gestehen, daß dasselbe für die Tochter meiner Schwägerin bestimmt war."

Libussa senkte erröthend den Blick. Die eigenthümliche Betonung der Worte Xavers war nicht mißzuverstehen.

„Ich habe aber so lange unter Wilden und Nomaden gelebt", fuhr Xaver mit einem Male sehr beredt fort, „daß ich wahrhaftig nicht mehr weiß, ob es der sogenannte gute Ton der alten Welt gestattet, Ihnen unter den so seltsam veränderten Verhältnissen die Kleinigkeit zum Geschenk anzubieten. Das aber weiß ich, mein Fräulein", schloß er mit innigem Ausdruck, „meine herzliche Theilnahme, die Sie bedroht wähnten, darf ich Ihnen schenken, weil sie mein wohl-

gehütetes Eigenthum bleibt, und sie soll durch nichts, was Sie auch treffen sollte, je erschüttert werden."

Xaver hatte sich hinreißen lassen.

Er bereute es fast, als er das Mädchen vor ihm in unbeherrschter Verwirrung von verrätherischen Gluten überwallt und den Schmuck, wie wenn er ihr zwischen den Fingern brennte, aus der Hand legen sah.

„Man ruft mich!" stieß sie plötzlich aufspringend aus, und war nach wenigen Augenblicken hinter dem Dickicht der nahen Gebüsche verschwunden.

Xaver sah dem entzückenden Mädchen, dessen unverfälschtes Wesen ihn mehr und mehr fesselte, lange nach.

Endlich schlug er langsam und nachdenklich den Weg zur Villa ein, wo Ilonka ihn längst mit Ungeduld erwartete.

III.

Die Zimmer, welche Xaver durchschreiten mußte, um in das Boudoir Ilonkas zu gelangen, athmeten den eigenthümlich weichen und berückenden Hauch des Reichthums, und zeigten in der Ausstattung, sowie in der Harmonie der Formen und Farben jenen auserlesenen Geschmack, der nur der Ausdruck eines unbehemmt waltenden Schönheitssinnes sein konnte, wie er ihn der Schwägerin in hohem Maße zutraute.

Das durch schwere Gobelinvorhänge vom Salon getrennte Boudoir Ilonkas, welches kein einziges Fenster hatte, ein mildes Licht vielmehr aus einem sich anschließenden, mit Glas überdachten Wintergarten erhielt, zu dem Marmorstufen hinab führten, war ganz mit blauer Seide ausgeschlagen, deren Falten sich im Mittelpunkte der Decke strahlenförmig über einer prächtigen Ampel vereinigten. Schwere Teppiche von schimmernder Farbenpracht und phantastische Thierfelle bedeckten den Boden. Kostbare Skulpturen in lauschigen Ecken, einige Porträts und Landschaftsbilder an den Wänden und auf Staffeleien, edler Hausrath und Kunstarbeiten auf Börtern, Schrankspinsen und Kredenzen gaben dem Raume etwas prunkendes und doch ungemein trauliches. In einer mit Säulen und Karyatiden geschmückten Nische stand ein ungewöhnlich großes und prächtig geschnitztes Harmonium. Die aus dem Wintergarten herüberwinkenden Riesenblätter schlanker Palmen, die ihre stolze Krone bis dicht unter die Glaskuppel reckten, phantastische Gruppen von Farren, Cypressen und Citronenbäumen, die leuchtenden Blütendolden üppiger exotischer Gewächse erhöhten die Gesammtwirkung des in sinnigem Rokokogeschmack ausgestatteten Wohnraumes zu entzückendem Reiz.

Xaver war so sehr im Anschauen dieser kleinen Märchenwelt versunken, daß er die Frau des Hauses erst bemerkte, als sie aus dem Wintergarten über die Marmortreppe schreitend, ihm einen freundlichen Gruß zurief.

Sein Auge glitt bewundernd auch über die Erscheinung Ilonkas, die dem prächtigen Rahmen ihrer Umgebung sich in schönster Harmonie einverleibte und den fesselnden Mittelpunkt derselben zu bilden wie berufen erschien.

Ein schimmerndes Gewebe aus hellem, zartgemustertem, und mit feiner Goldstickerei durchwirktem Brokat umfloß in fließenden Falten ihre stolze Gestalt, deren volle Formen zu der vornehmen Haltung und der eigenthümlich bezaubernden Ruhe der Bewegungen in reizvollem Einklange standen. Ihr Haar, von jener seltenen, goldblonden Farbe und jenem sonnigen Glanz, wie sie die Schönheiten eines Tizian und Paolo Veroneſe zeigen, war in einem griechischen Knoten geschürzt.

Sie reichte Xaver die Hand, nöthigte ihn, ihr gegenüber Platz zu nehmen, und richtete die ausdrucksvollen grauen Augen mit prüfendem Blicke auf ihn.

„Ich habe Ihnen versprochen", begann sie mit sanfter Stimme, „Ihnen heute kurz zu erzählen, wie ich Libussa fand. Denn", fuhr sie mit trübem Lächeln fort, die Hand beschwichtigend auf Xavers Arm legend, „daß das liebe Mädchen nicht mein eigen ist, das, lieber Freund, haben Sie ja schon mit vielem Scharfsinn merkwürdig schnell errathen. Ich möchte Sie bitten", meinte sie überlegen, als Xaver etwas zu erwidern sich anschickte, „heute einmal ausschließlich den Zuhörer zu spielen und mich nicht zu unterbrechen. Ich möchte sonst gar zu leicht den Faden verlieren. Ich leiste Ihnen — meinem halben Verwandten, übrigens auch in eigenem Interesse diese Generalbeichte, insofern nämlich, als ich beabsichtige, Libussa an ihrem achtzehnten Geburtstage zu adoptiren, und Sie bitten möchte, die vorbereitenden Schritte in diesem Sinne einzuleiten, so auch vor allem mit meinem Anwalt in Beziehung zu treten."

Xaver schaute voller Spannung drein, nickte aber nur zustimmend und legte den Zeigefinger auf die Lippen, um anzudeuten, daß er gewillt sei, dem Gebote Ilonkas unweigerlich nachzukommen und selbst die spontansten Zwischenreden zu unterdrücken.

Ilonka hatte nachdenklich den Blick gesenkt und fuhr leise fort: „Mit siebzehn Jahren wurde ich das Weib Ihres Stiefbruders. Ich hatte den stattlichen Mann mit dem herzigen bayerischen Dialekt zu lieben gewähnt — keine Mutter konnte mir rathen, da ich die meine früh verlor — und mein Vater — Sie haben seinen Namen Alexis Waranſow vielleicht einmal gehört — war mit allem einverstanden, was sein einziges, etwas eigensinniges und verhätscheltes Kind nur wollte. Unsere Ehe war von kurzer Dauer. Der Tod meines Gatten, der infolge eines Sturzes vom Pferde gerade sieben Monate nach dem Tage unserer Trauung starb, löste Fesseln, die auf die Dauer doch wohl beiderseits recht schwere geworden wären."

Xaver nickte verständnißvoll vor sich hin.

„Meine Tochter", fuhr Ilonka fort, „die auf den oftmals geäußerten Wunsch meines Mannes auf den romantischen Namen der ersten Königin von Böhmen, der sagenhaften Gründerin Prags, getauft worden, verlor ich, als sie kaum drei Monate alt war. So stand ich wieder allein, und kehrte zum Vater zurück. Mit achtzehn Jahren hatte ich die Welt, wie ich wähnte, schon satt. Ein paar Jahre lang führte ich nun, sehr gegen den Wunsch des Vaters, ein stilles, zurückgezogenes Dasein, und lebte nur in mich hinein, ein einsames Traumleben, denn daß ich damals in allen schönen Künsten herumpfuschte,

ist mir nicht eben hoch anzurechnen. Mit dem Tode des Vaters wurde es mit einem Schlage anders. Es war, als ob meine, so lange unselbstständige und flatterhafte Natur plötzlich von einem Extrem ins andere sprang. Erst aus dem Vermächtniß des Vaters hatte ich erfahren, welch' unermeßliche Reichthümer der Unermüdliche sich durch glückliche Spekulationen nach und nach erworben. Mir fiel ein Baarvermögen von über drei Millionen Gulden und außerdem ein sehr ausgedehnter Grundbesitz zu, worunter — was ich hier gleich erwähnen muß — sich die sämmtlichen Güter des gänzlich verarmten Grafen Harras befanden, der etwa ein Jahr vor meinem Vater gramgebeugt und — wie ich glaube — ein verfehltes Leben beklagend — das Zeitliche gesegnet hatte. Obgleich ich überzeugt war, daß mein Vater nur einem seltenen Glück und seinem rastlosen Fleiß alles zu verdanken hatte, was er erworben, trieb mich mein Herz und Gewissen doch, dem einzigen noch lebenden Sohne des Grafen, der mir übrigens, wie auch sein Aufenthaltsort, durchaus unbekannt war, unter dem Vorgeben, daß sein Vater ihm diese Summe nach dem Tode des meinigen auszuzahlen bestimmt hätte, durch meinen Anwalt mit aller Wahrung meiner Anonymität ein kleines Vermögen anbieten zu lassen, damit er wenigstens vor Noth geschützt sei. Ich weiß nur, daß dieses Geld damals richtig erhoben wurde, und hatte natürlich bald die ganze, mich nur vorübergehend in Anspruch nehmende Angelegenheit vergessen, umsomehr, da ich bald nach des Vaters Ableben auf Reisen ging und jahrelang nur durch meinen Anwalt mit Prag und meinem engeren Vaterlande in flüchtiger Beziehung verblieb. Ich fühlte mich frei wie der Vogel in der Luft und hegte nie auch nur die geringste Lust, meine Freiheit von neuem zu opfern." Sie lächelte bei diesen Worten eigenthümlich vor sich hin. „Vielleicht mißbrauchte ich dieselbe, denn man warf mir bald Bizarrerien und excentrisches Gebahren, übertriebenen Luxus und unsinnige Verschwendung vor. Doch niemand, der mich auf meinen damaligen Reisen kennen zu lernen — das Unglück hatte, ahnte, daß der schillernde Schmetterling nur eine Maske war, hinter der sich eine immer erschrecklicher anwachsende Oede künstlich verbarg. Mir fehlte, um es kurz zu sagen, ein Lebenszweck. Ich unternahm alles mögliche, nichts befriedigte mich. Ich vergeudete Hunderttausende an Undankbare, als ich mir gelegentlich einmal die verrückte Idee in den Kopf gesetzt hatte, eine Wohlthäterin der Menschheit zu werden, ohne zu bedenken, daß es mir noch nie gelungen war, auch nur einen einzigen Menschen wahrhaft glücklich gemacht zu haben. Dieser fruchtbringende Gedanke überkam mich eines Tages in Paris bei der Lektüre eines schlechten Romans so plötzlich und niederschmetternd, wie ein Gewitter nach ewig leerem Sonnenschein. Wie einer fixen Idee nachjagend, suchte ich seit diesem Tage ein Wesen, das — mir harmonisch und ganz allein zu eigen — ich zu meinem und seinem eigenen Glück erziehen wollte. Ein Mädchen sollte es sein, das mir meine verlorene Tochter ersetzte. Meine Reisen hatten nun doch wenigstens einen Zweck. Je länger ich indessen suchte und immer nicht das Richtige fand, um so wählerischer ward ich. Schon hatte ich nach Enttäuschungen aller Art fast aufgegeben, was ich mir vorgesetzt, als ich in Italien, dem Lande der Schönheit und der Armuth, endlich

finden sollte, was ich so lange vergebens gesucht. Sie kennen Florenz. Sie kennen die prachtvolle Promenade der Cascine am rechten Arnoufer, wo an schönen Tagen Schaaren von Fremden und Einheimischen lustwandeln, um zu sehen und gesehen zu werden. Es war im Januar, am Tage des Festes Sant' Antonio del Porco, als ich gegen Mittag durch die Porta al Prato in die Cascine fuhr und — ich erinnere mich dessen sehr deutlich — zum Sterben gelangweilt in die lange, einförmige Winterhecke von Wachholder starrte, die mit ihren, wie Bernsteinperlen blinkenden Knospen längs des Weges an mir vorüberhuschte. Der Frühling selbst, der bereits überall her von den Cypressen, Pinien und Olivenbäumen, von dem dreifachen Bergesrücken von Fiesole schüchtern herüberwinkte und vom hellen Himmel lachte, konnte meine mehr denn je vereinsamte Seele nicht erweichen. Nach alter Gewohnheit stieg ich in der Mitte des Fasanengeheges aus und hieß dem Vetturino eine Strecke hinter mir zu bleiben. So war ich allmählich auf meinem Spaziergang bis an die Mündung des Baches Missola gekommen, wo die Gärten tiefer liegen als der Strom und durch mächtige Steindämme gegen das Eindringen desselben geschützt sind. Hier sollte mir das Schicksal ein Wesen in den Weg werfen, wie ich es jahrelang vergebens ersehnt hatte in Murren und im Gebet, in langen Tagen und schlaflosen Nächten, ein Mädchen, das ich liebgewonnen, wie eine Tochter, Schwester und Freundin. Durch das Geschrei eines Kindes und das Schelten eines Mannes wurde ich Zeuge eines Auftrittes, der sich meinem Gedächtniß unauslöschlich eingegraben hat, wurde ich aufmerksam auf eine Gruppe elender Polentafresser und zerlumpten Bettelvolkes, in deren Mitte sich jene beiden herumzankten. Es war mir bald klar, daß sich das ärmlich, aber sauber gehaltene Kind weigerte, dem fluchenden Manne, übrigens einer Vertrauen erweckenden und anständigen Erscheinung, zu folgen, und daß einige Bettelmönche bereits Partei gegen denselben ergriffen hatten. Ich verharrte gespannt in einiger Entfernung. Ich gestand mir, daß ich kaum jemals ein entzückenderes Geschöpf geschaut. Alles an dem Kinde zeigte großen Stil; alles an ihm war Rasse und Leidenschaft. Die flammenden, dunkeln Augen, der trotzig aufgeworfene, wie eine Purpurrose glühende Mund, das blauschwarze Haar, der weiche, schmiegsame Körper von bestrickender Anmuth, Wuchs und Haltung und Bewegungen, das alles fesselte mich so seltsam, daß ich unwillkürlich näher trat. Ehe ich mich's versah, stürzte das Mädchen, das mich eine Weile starr angeblickt, plötzlich auf mich zu, umklammerte meine Kniee und flehte mich an um Hilfe und Schutz. Ich war im ersten Augenblick so bestürzt, daß ich erst, als jener scheltende Mann mit höflichem Gruße zu uns herantrat, meine Fassung wiedergewann. Um der gaffenden Menge zu entgehen, bat ich denselben, mich eine Strecke zu begleiten. Das Mädchen, das sich fest an mich anklammerte, folgte mir auf Schritt und Tritt, die großen Kinderaugen trotzig auf ihren verlegen dreinschauenden Begleiter gerichtet, der sich mir als Signor Giuseppe Fiori, Suggeritore comico, als Souffleur eines kleinen Theaters in Florenz vorgestellt hatte. Wie ich bald erkannte, war er ein Mann von Herz und Kopf und Bereitwilligkeit, aber ein heftiger und herrischer Charakter. Mit echt ita-

lienischer Offenherzigkeit hatte er mir bald die ganze Leidensgeschichte des Kindes und seine eigene erzählt. Aus purer Barmherzigkeit hatte er noch zu Lebzeiten seiner Frau das Mädchen im zartesten Alter bei sich aufgenommen und zwar an dem Tage, da die Eltern desselben, welche ein Dachstübchen in dem nämlichen Hause bewohnten, durch Selbstentleibung freiwillig aus diesem Leben geschieden waren. Das halbverhungerte Kind schien nur durch einen unaufgeklärten Zufall dem beabsichtigten Giftmorde entronnen zu sein. Es war freilich wochenlang sterbenskrank und mehrere Male aufgegeben; aber der dünne Faden, an dem sein junges Leben hing, riß seltsamerweise nicht. Die Mutter, eine junge Italienerin von rührender Schönheit, wie Signor Fiori behauptete, hatte derselbe nur wenige Male flüchtig gesehen; den Vater erst gar im Tode kennen gelernt. Der würdige Theaterouffleur hatte sogar die Bestattung derselben in aller Form besorgen lassen und sogar auf seine Kosten, da sich nirgends auch nur das mindeste baare Geld und bis auf den Taufschein des Kindes und die Papiere des Mannes überhaupt nichts von Werth bei den Verstorbenen vorgefunden hatte. Dieselben empfingen in der Kirche San Caterina den letzten Segen, da Selbstentleibung in Italien bekanntlich für kein kirchliches Verbrechen angesehen, sondern durch Verstandeszerrüttung beschönigt wird, und wurden nebeneinander auf dem Campo santo beerdigt.

„Denken Sie sich nun, lieber Freund", fuhr Ilonka nach einer Weile lebhaft fort, „wie es mich erschüttern mußte, als der Signor Fiori ganz beiläufig den Namen des Unglücklichen erwähnte, und ich aus seinem Munde erfahren mußte, daß der letzte Sproß eines dereinst zu den begütertsten des Böhmerlandes gehörenden Grafengeschlechtes, der in herzbrechendem Elend an der Seite seines Weibes freiwillig seinem Leben ein Ziel gesetzt, derselbe verschollene Graf Harras gewesen, dessen väterlicher Besitz durch wunderliche Fügung in meine Hände übergegangen war, derselbe Graf Harras, dem meine, ihm vor Jahren in zartester Form zugewandte Unterstützung offenbar zum Unsegen gereicht haben mußte. Von dem Augenblicke an, als ich den Namen des Kindes wußte, stand es fest bei mir, nichts unversucht zu lassen, um dasselbe für mich zu gewinnen. Es bedurfte dazu indessen durchaus keiner besondern Ueberredung von meiner Seite. Das Mädchen war überglücklich, als ich es nach einer längeren Unterredung in der Wohnung des Signor Fiori an der Via Valfond[illegible] nach welcher mein Wagen uns gemeinschaftlich gebracht hatte, frag[illegible] ob es bei mir bleiben wolle und Signor Fiori imgrunde froh, sei[illegible] Wittwerschaft von einer Last entbunden zu sehen, die ihn schon [illegible] langem in zunehmendem Maße drückte. Die beiden hatten sich e[illegible] nie verstehen gelernt, vielmehr nur stets, wie so manche auf einan[illegible] angewiesene Menschen, die Ecken ihrer Charaktere gegeneinander her[illegible] zukehren gewußt. Ich fand mich mit dem Manne auf Grund [illegible] namhaften Summe, die ich mit Freuden hingab, zu dessen [illegible] Zufriedenheit ab, und brachte noch an demselben Abend das Mä[illegible] wie selbstverständlich auch die wenigen, auf dasselbe bezüglichen [illegible] mente in meinen ausschließlichen Besitz. Daß ich das ganze Ue[illegible] kommen ohne jede amtliche Bevormundung abschloß, mag Ihnen

leichtsinnig vorkommen, und ich selbst habe es schon bereut; ich war damals jedoch von einem solch' phantastischen Glückstaumel befangen und derart in der abenteuerlichen Größe meines Unternehmens verstrickt, daß ich an derlei kleinliche Nebensachen weder dachte, noch an ihnen überhaupt Geschmack und Verständniß gefunden hätte. Nichts lag mir am Herzen, nichts anderes hatte für mich Interesse, als das Vertrauen und die Liebe meiner neuen Libussa zu gewinnen — so nannte ich sie an Stelle ihres schwerfälligen und mir unsympathischen Namens Eberhardine. — Was im Laufe von sieben Jahren aus dem Kinde geworden, ist mein einziger Stolz, wie es mein herzlichstes Bestreben war, Libussa nicht nach Art von dressirenden Müttern zu erziehen, die in der Welt nur die Bühne sehen, auf der die Tochter dereinst ihre Rolle zu spielen hat, um sich und anderen zu gefallen, sondern ihr vor allem und insbesondere vor aller sogenannten Bildung — und allen stubenwelken Jammergesichtern zum Trotz — die unverfälschte und unbefangene Kindesseele zu erhalten und auszubilden, die Gott und den Menschen wohlgefällt, Menschen zum mindesten, lieber Freund, die den tausend Bornirtheiten und Vorurtheilen des verkrüppelten Menschengeistes klar ins Auge sehen, Menschen, die Reichthum und Verdienst, Schönheit und Herz, Geist und Talent nach richtigem Werth oder Unwerth zu schätzen und mit richtigem Gewicht zu wiegen verstehen.

„Daß es mir eine unendliche Beruhigung war", schloß Ilonka ihre, von Xaver mit auffallender Theilnahme und lebhafter Spannung aufgenommenen Mittheilungen, „an der Enkelin des alten Grafen wieder gut zu machen, was dieser durch meinen Vater gelitten hatte, — wenn auch nur nach Art des Verlierers, der dem Gewinner einen Groll nachträgt — erlitten hatte, — versichere ich Sie mit dankbarem Herzen gegen meinen Schöpfer, der unsere Wege so wunderbar verschlingt."

Eine lange Pause trat ein, die Xaver, der weichen Stimmung Ilonkas Rechnung tragend, sich nicht zu unterbrechen getraute. Auch beschäftigte das eben Gehörte seine Phantasie in dem Grade, daß er die eingetretene Stille kaum empfand.

Plötzlich erhob sich Ilonka von ihrem Sitze. Ihr beweglicher Geist schien schon wieder auf neuen Bahnen zu wandeln.

„Ich werde Ihnen [illegible] betreffenden Papiere zurecht suchen", begann sie in veränderte[illegible] jede Vollmacht meinerseits steht Ihnen zu Diensten. [illegible] vorbereitenden Schritte zur Adoption Libussas an [illegible]hmen, Schwager? — Oder was rathen Sie mir?"

„Mit Vergnügen we[illegible]tsprechen", versetzte Xaver. „Vor allem aber [illegible]mit sonderbarem Lächeln fort, „Libus[illegible]t bald, denn ich habe immer [illegible]dabei ist, wenn tie[illegible]die von einander [illegible]ver-bur[illegible]

lienischer Offenherzigkeit hatte er mir bald die ganze Leidensgeschichte des Kindes und seine eigene erzählt. Aus purer Barmherzigkeit hatte er noch zu Lebzeiten seiner Frau das Mädchen im zartesten Alter bei sich aufgenommen und zwar an dem Tage, da die Eltern desselben, welche ein Dachstübchen in dem nämlichen Hause bewohnten, durch Selbstentleibung freiwillig aus diesem Leben geschieden waren. Das halbverhungerte Kind schien nur durch einen unaufgeklärten Zufall dem beabsichtigten Giftmorde entronnen zu sein. Es war freilich wochenlang sterbenskrank und mehrere Male aufgegeben; aber der dünne Faden, an dem sein junges Leben hing, riß seltsamerweise nicht. Die Mutter, eine junge Italienerin von rührender Schönheit, wie Signor Fiori behauptete, hatte derselbe nur wenige Male flüchtig gesehen; den Vater erst gar im Tode kennen gelernt. Der würdige Theaterouffleur hatte sogar die Bestattung derselben in aller Form besorgen lassen und sogar auf seine Kosten, da sich nirgends auch nur das mindeste baare Geld und bis auf den Taufschein des Kindes und die Papiere des Mannes überhaupt nichts von Werth bei den Verstorbenen vorgefunden hatte. Dieselben empfingen in der Kirche San Caterina den letzten Segen, da Selbstentleibung in Italien bekanntlich für kein kirchliches Verbrechen angesehen, sondern durch Verstandeszerrüttung beschönigt wird, und wurden nebeneinander auf dem Campo santo beerdigt.

„Denken Sie sich nun, lieber Freund", fuhr Ilonka nach einer Weile lebhaft fort, „wie es mich erschüttern mußte, als der Signor Fiori ganz beiläufig den Namen des Unglücklichen erwähnte, und ich aus seinem Munde erfahren mußte, daß der letzte Sproß eines dereinst zu den begütertsten des Böhmerlandes gehörenden Grafengeschlechtes, der in herzbrechendem Elend an der Seite seines Weibes freiwillig seinem Leben ein Ziel gesetzt, derselbe verschollene Graf Harras gewesen, dessen väterlicher Besitz durch wunderliche Fügung in meine Hände übergegangen war, derselbe Graf Harras, dem meine, ihm vor Jahren in zartester Form zugewandte Unterstützung offenbar zum Unsegen gereicht haben mußte. Von dem Augenblicke an, als ich den Namen des Kindes wußte, stand es fest bei mir, nichts unversucht zu lassen, um dasselbe für mich zu gewinnen. Es bedurfte dazu indessen durchaus keiner besondern Ueberredung von meiner Seite. Das Mädchen war überglücklich, als ich es nach einer längeren Unterredung in der Wohnung des Signor Fiori an der Via Valfonda, nach welcher mein Wagen uns gemeinschaftlich gebracht hatte, fragte, ob es bei mir bleiben wolle und Signor Fiori imgrunde froh, seine Wittwerschaft von einer Last entbunden zu sehen, die ihn schon seit langem in zunehmendem Maße drückte. Die beiden hatten sich eben nie verstehen gelernt, vielmehr nur stets, wie so manche auf einander angewiesene Menschen, die Ecken ihrer Charaktere gegeneinander herauszukehren gewußt. Ich fand mich mit dem Manne auf Grund einer namhaften Summe, die ich mit Freuden hingab, zu dessen vollster Zufriedenheit ab, und brachte noch an demselben Abend das Mädchen, wie selbstverständlich auch die wenigen, auf dasselbe bezüglichen Dokumente in meinen ausschließlichen Besitz. Daß ich das ganze Uebereinkommen ohne jede amtliche Bevormundung abschloß, mag Ihnen etwas

leichtsinnig vorkommen, und ich selbst habe es schon bereut; ich war damals jedoch von einem solch' phantastischen Glückstaumel befangen und derart in der abenteuerlichen Größe meines Unternehmens verstrickt, daß ich an derlei kleinliche Nebensachen weder dachte, noch an ihnen überhaupt Geschmack und Verständniß gefunden hätte. Nichts lag mir am Herzen, nichts anderes hatte für mich Interesse, als das Vertrauen und die Liebe meiner neuen Libussa zu gewinnen — so nannte ich sie an Stelle ihres schwerfälligen und mir unsympathischen Namens Eberhardine. — Was im Laufe von sieben Jahren aus dem Kinde geworden, ist mein einziger Stolz, wie es mein herzlichstes Bestreben war, Libussa nicht nach Art von dressirenden Müttern zu erziehen, die in der Welt nur die Bühne sehen, auf der die Tochter dereinst ihre Rolle zu spielen hat, um sich und anderen zu gefallen, sondern ihr vor allem und insbesondere vor aller sogenannten Bildung — und allen stubenwelken Jammergesichtern zum Trotz — die unverfälschte und unbefangene Kindesseele zu erhalten und auszubilden, die Gott und den Menschen wohlgefällt, Menschen zum mindesten, lieber Freund, die den tausend Bornirtheiten und Vorurtheilen des verkrüppelten Menschengeistes klar ins Auge sehen, Menschen, die Reichthum und Verdienst, Schönheit und Herz, Geist und Talent nach richtigem Werth oder Unwerth zu schätzen und mit richtigem Gewicht zu wiegen verstehen.

„Daß es mir eine unendliche Beruhigung war", schloß Ilonka ihre, von Xaver mit auffallender Theilnahme und lebhafter Spannung aufgenommenen Mittheilungen, „an der Enkelin des alten Grafen wieder gut zu machen, was dieser durch meinen Vater gelitten hatte, — wenn auch nur nach Art des Verlierers, der dem Gewinner einen Groll nachträgt — erlitten hatte, — versichere ich Sie mit dankbarem Herzen gegen meinen Schöpfer, der unsere Wege so wunderbar verschlingt."

Eine lange Pause trat ein, die Xaver, der weichen Stimmung Ilonkas Rechnung tragend, sich nicht zu unterbrechen getraute. Auch beschäftigte das eben Gehörte seine Phantasie in dem Grade, daß er die eingetretene Stille kaum empfand.

Plötzlich erhob sich Ilonka von ihrem Sitze. Ihr beweglicher Geist schien schon wieder auf neuen Bahnen zu wandeln.

„Ich werde Ihnen die betreffenden Papiere zurecht suchen", begann sie in verändertem Tone. „Auch jede Vollmacht meinerseits steht Ihnen zu Diensten. Wollen Sie die vorbereitenden Schritte zur Adoption Libussas an meiner Statt übernehmen, Schwager? — Oder was rathen Sie mir?"

„Mit Vergnügen werde ich Ihrem Wunsche entsprechen", versetzte Xaver. „Vor allem aber würde ich rathen", fuhr er mit sonderbarem Lächeln fort, „Libussa selbst einzuweihen, und zwar recht bald, denn ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß kein Segen dabei ist, wenn tief eingreifende Geheimnisse zwischen Personen bestehen, die von einander abhängig und durch intime Beziehungen miteinander verbunden sind."

„Sie mögen recht haben", meinte Ilonka sinnend und Xaver einen eigenthümlichen Blick zuwerfend. „Ich werde mir das reiflich über-

legen. — Sie bleiben doch über Mittag?“ fragte sie dann, als ob sie einer zustimmenden Antwort gewiß wäre. „Sehen Sie sich im Garten um, oder“, setzte sie nach kurzem Zögern hinzu, „leisten Sie Libussa Gesellschaft, — die Sie natürlich vor der Hand noch in vollstem Umfange als meine Tochter zu betrachten haben.“

„Das versteht sich!“ bestätigte Xaver sehr eifrig. „Ich begrüßte — das Fräulein Tochter schon vorhin im Garten“, fuhr er mit flissentlich aufrichtiger Miene und unbefangen fort. „Ich berichtete ihr auch bereits über die Zusage des begehrten Lehrers . . . .“

„Der Tausend ja“, unterbrach Ilonka ihn lebhaft. „Den Orgelspieler hätte ich doch fast vergessen. Also er wird wirklich kommen?“

„Zuerst wollte er nicht“, versetzte Xaver lächelnd. „Scheint mir ein merkwürdiger Herr, — menschenscheu, — ein kräftig Stück Weiberfeind! Hernach aber besann er sich eines Bessern und wird — wie er mir sagte — sich heute pünktlich um drei Uhr hier einfinden.“

„Das freut mich wirklich!“ rief Ilonka befriedigt. „Ich bin gespannt auf seine Bekanntschaft. Wie sieht er in der Nähe aus, Schwager? — Doch das werden Sie mir ausführlich bei Tisch erzählen“, brach sie kurz entschlossen ab. — „Jetzt müssen Sie mich entschuldigen.“

Sie begleitete Xaver bis in den Salon und verschwand in demselben Augenblicke im gegenüberliegenden Nebenzimmer, als durch die Mittelthür, auf die Xaver zuschritt, Herr von Treubein eingelassen wurde.

Er war in elegantester Gesellschaftstoilette erschienen und stellte sich Xaver, der mit einer stummen Verneigung an ihm vorbeigehen wollte, mit seinem vollen Namen vor.

„Jean François de Treubein!“ näselte er, seinen Vatersnamen wie Tröbeng aussprechend.

Xaver stutzte, besann sich einen Augenblick und redete dann den wunderlichen Gecken, von dem er nur wußte, daß er auf Grund einer zufälligen Bekanntschaft in der Schwägerin Haus verkehrte, mit einigen absichtlich seltneren und ausgesuchten französischen Phrasen an.

Herr von Treubein hatte das tadellose Französisch, dem er nicht entfernt gewachsen sein mochte, offenbar nicht verstanden und starrte verblüfft an Xavers Gestalt in die Höhe.

„Ah, Sie sind wohl gar ein Deutscher, Herr de Tröbeng?“ fragte Xaver in seiner Muttersprache mit sarkastischem Lächeln. „Dann reden wir das nächste Mal Deutsch miteinander, Herr von Treubein! — Habe die Ehre!“

Herr von Treubein zog wieder sein unnachahmlich langes Gesicht, drehte nachdenklich an dem kümmerlichen Haarwuchs, der auf seiner Lippe sproßte und starrte dem gelassen seines Weges gehenden Manne erstaunt nach. (Schluß folgt.)

Vergieß!

Vergieb! Vergieb! Du denkſt nicht, wie die Thränen
So wehe thun, die Deinem Aug' entrollen!
Ich weiß ja wohl, nicht eitlem Liebesſehnen,
Nicht nur der Trennung Leide iſt entquollen
Des Auges Naß, da wir zuletzt vereint —
Ich fühlt' es wohl: um mich haſt Du geweint.

Vergieb mir nur! Denn auf der Seele brennen
Gar ſcharf die Tropfen von ſo herbem Schmerze.
Vergieb mir nur! Und gern will ich bekennen:
„Mein iſt die Schuld!" — dieweil Dein liebes Herze
Mit mir es ſtets ſo engliſch gut gemeint.
Ich fühlt' es ſchwer: um mich haſt Du geweint.

Um mich, der ich, ob ich auch heiß Dich liebte,
Ob ich — bei Gott! — nur Dich im Herzen trage,
Dein ſtilles Leben ſchon ſo oft Dir trübte,
So oft Dir Grund gab zu verborgner Klage —
Um mich, dem ſonſt ſo hell Dein Blick nur ſcheint —
Ich fühl' es noch: um mich haſt Du geweint.

Hermann Birkenfeld.

Die Behandlung der Zimmerpflanzen im allgemeinen.

Von K. Timm.

Die Behandlung der Topfpflanzen im Zimmer ist eine schwierigere, als der Laie sich in den meisten Fällen denkt. Dieselbe erfordert nicht nur Sachkenntniß, sondern auch Luft und Liebe, und wo es auf der einen oder der andern Seite mangelt, da steht es auch um das Gedeihen der Pflanzen meist kümmerlich. Die Kultur ist nämlich viel schwieriger als im Gewächshause, weil sich dem Gedeihen der Pflanzen im Zimmer Hindernisse entgegenstellen, die durch Aufmerksamkeit und Sachkenntniß wohl theilweise zu heben, aber niemals gänzlich zu beseitigen sind. Dahin gehören besonders: trockene Luft, Staub, wechselnde Temperatur, Zugluft beim Lüften und Reinigen, Mangel an Licht und Sonne u. a. m.

Die im Zimmer herrschende trockene Luft, besonders wenn sie noch durch Staub, Gasluft, Ruß von schlecht ziehenden Oefen oder qualmenden Lampen verunreinigt ist, muß als der ärgste Feind des Pflanzenlebens im Zimmer angesehen werden und läßt die meisten Gewächse bald zugrunde gehen.

Will man rechte Freude an Topfgewächsen haben, so sorge man dafür, daß diesen Uebelständen möglichst abgeholfen werde.

Staub und trockene Luft sind bei der Zimmergärtnerei nicht gänzlich zu vermeiden. Man stelle deshalb die Gewächse öfters bei nicht zu starkem Regen hinaus, um sie abregnen zu lassen, sorge für häufiges Lüften und öfteres Besprengen und wasche die Blätter von hartlaubigen Pflanzen dann und wann mit lauwarmem Wasser ab.

1. Ueber die Aufstellung der Zimmerpflanzen.

Die richtige Auswahl des Standortes ist eine wesentliche Bedingung für das Gedeihen der Pflanzen im Zimmer. Wer ohne Sachkenntniß sich für schweres Geld einige Gewächse ankauft und sie, ohne sich über ihre Lebensbedingnisse zu orientiren, an irgend einem halbdunklen Winkel des Zimmers aufstellt, darf sich nicht wundern,

wenn dieselben bald anfangen zu kränkeln und in kurzer Zeit gänzlich eingehen. Auf den Gärtner wird dann weidlich geschimpft, aber ganz mit Unrecht; denn würde man ihm nähere Mittheilung über den Platz, der einzig und allein für den Blumentisch übrig ist, und dessen Beleuchtung gemacht haben, so würde er sicherlich von dem Ankauf dieser oder jener Pflanze abgerathen haben. Liegt es doch lediglich in seinem eignen Interesse, daß die verkauften Gewächse recht lange am Leben erhalten bleiben, um so dem Eigenthümer nicht von vornherein die Freude an der Zimmergärtnerei zu verderben.

Hauptbedingung für jedes Pflanzenleben ist Licht und Luft. Bei der Aufstellung der Gewächse muß man darauf bedacht sein, diesen Anforderungen zu genügen. Der Platz im Fenster entspricht ihnen am meisten, er wird deshalb auch jedem andern vorzuziehen sein. Zumal ein breites Doppelfenster ist für die Kultur der Zimmerpflanzen sehr zweckmäßig, weil dadurch die schädlichen Einflüsse der Zimmerluft, wie trockene Wärme, Staub, Ruß, Kohlengas am besten von den Pflanzen abgehalten werden.

Beim Arrangement im Fenster hat man darauf zu achten, daß die kleinen Gewächse nach vorn, die größeren weiter zurückgestellt werden. Unansehnliche Pflanzen, die viel Trockenheit vertragen und nicht viel Licht bedürfen, wie Agaven, Kakteen u. a., kann man auch auf einem eigens dafür angebrachten Brett in Fensterkreuzhöhe aufstellen.

Hat man keine Doppelfenster, so stelle man in das dem Ofen zunächstgelegene Fenster besonders harte Pflanzen, da diese von der strahlenden Wärme am meisten zu leiden haben.

Die Rouleaux müssen so angebracht werden, daß sie außen (d. h. nach der Zimmerseite zu) überrollen, damit sie so wenigstens während der Abend- und Nachtstunden die trockene Wärme etwas abhalten.

Da manche Pflanzen im Sommer nicht die heißen Strahlen der Mittagssonne vertragen können, so thut man gut, diese während der Mittagszeit zurückzustellen oder sie durch vorgeschobenes Zeitungspapier zu schützen. Noch besser allerdings ist es, wenn durch vorhandene Marquisen Schutz gegeben werden kann. Zu den Gewächsen, die Schutz gegen die Mittagssonne verlangen, gehören Hortensie, Tussilago, Farne, überhaupt alle Gewächse, die einen schattigen oder halbschattigen Standort lieben. Dieselben werden weiter unten noch näher bezeichnet werden.

Umgetopfte Pflanzen müssen stets dem Lichte recht nahe, und zwar dicht hinter Glas aufgestellt und sorgfältig die erste Zeit gegen die Sonnenstrahlen beschattet werden. Damit man sie nicht einmal vergißt, thut man am besten, sie in ein nach Norden hinausführendes Fenster zu stellen, wo sie so lange verbleiben, bis sie wieder Spuren von Vegetation zeigen, worauf sie allmählich wieder an Luft und Sonnenlicht gewöhnt werden.

Damit die Differenz zwischen Tages- und Nachttemperatur nicht zu groß ist, sollte man in einem Zimmer, wo Blumenzucht getrieben wird, für Kachelöfen sorgen, da eiserne eine trockene Hitze geben und sehr schnell erkalten. Auch die Anlage von hölzernen Fensterläden ist sehr zweckmäßig in dieser Beziehung.

Bei starkem Frostwetter müssen bei Doppelfenstern die inneren Flügel des Nachts geöffnet werden.

Sollte die Temperatur in einem ungeheizten Zimmer bis nahe auf den Gefrierpunkt hinuntergehen, so muß man heizen oder wenigstens die Pflanzen aus dem Fenster wegnehmen und auf einen Tisch mitten im Zimmer stellen. Liegt die Wohnung in der Etage und wird das unter derselben befindliche Zimmer geheizt, so können sie auf dem Fußboden stehen.

Größere Pflanzen, wie Palmen, Dracänen, Gummibäume, Carludovica, Crinum u. s. w. pflegt man meistens in einem Ständer aufzustellen. Dabei begeht man aber gewöhnlich den Fehler, daß man den letzteren zu hoch wählt, so daß die oberen, des Lichtes am meisten bedürfenden Theile der Pflanze zu dunkel stehen. Die Ständer sollen nur 50—75 cm. hoch sein und werden am zweckmäßigsten in der Nähe des Fensters aufgestellt und zwar so, daß die Pflanze hinreichend Licht durch die genügend zurückgeschlagenen Gardinen erhält.

Außer den Ständern von Porzellan, Majolika, Metall u. s. w. sind diejenigen von Draht und Naturholz zur Zeit sehr beliebt. Die letzteren sind aus Holzstäbchen, Wurzeln, Tannenzapfen, Eicheln, virginischem Kork u. s. w. hergestellt und sprechen durch ihr natürliches Aussehen gewöhnlich mehr an, als die Ständer mit steifen Porzellantöpfen.

Pflanzen, die sich einzeln auf Ständern im Zimmer vortheilhaft machen, sind außer den oben genannten: Caladien, Chamaerops, Corypha, Cordyline, alle Dracänen, Livistona (Latania), Maranta, Musa, Plectogyne, Philodendron pertusum (Monstera), Corypha australis, Vinca, Yucca und viele Farnkräuter.

Blumentische müssen möglichst so aufgestellt werden, daß die darin befindlichen Pflanzen das Licht durch zwei Eckfenster von beiden Seiten bekommen. Geht das nicht an, so muß man sie dem Fenster recht nahe bringen und sie häufig drehen, um nach und nach allen Gewächsen den wohlthätigen Einfluß des Lichts zugute kommen zu lassen. Sind die Fenster nicht recht hoch und die Fenstervorhänge nicht sehr durchsichtig, so müssen die Pflanzen öfters durch andere ersetzt werden, wenn man sie gesund erhalten will. Besonders Blütenpflanzen dürfen dem Lichte nicht zu lange entzogen werden.

Man wähle die Tische nicht zu hoch und lasse sich für dieselben einen Zinkeinsatz machen, damit das überlaufende Gießwasser darin aufgenommen wird. Gußeiserne und solche aus Naturholz sind jetzt sehr beliebt. Diejenigen aus Korbgeflecht sind wegen ihrer unschönen Formen, wegen des hohen nach außen gebogenen Randes und der geringen Dauerhaftigkeit nicht zu empfehlen.

Beim Arrangement wähle man für die Mitte eine Schaupflanze und lasse die übrigen Gewächse nach beiden Seiten gleichmäßig abfallen. Die Töpfe müssen möglichst verdeckt werden und die ganze Aufstellung muß einen harmonischen Eindruck machen.

Der Blumentisch sollte stets dem Fenster so nahe als möglich gebracht werden. Geht dies nicht an oder erhalten die darin befindlichen Gewächse trotz alledem (vielleicht wegen der nördlichen Lage des Zimmers, wegen nahegelegener Gebäude u. s. w.) nicht genügend

Licht, so muß man bei der Auswahl der Gewächse vorsichtig sein und hauptsächlich solche wählen, die erfahrenermaßen wenig Licht bedürfen. Blattpflanzen eignen sich dazu am besten; von den Blütenpflanzen nur sehr wenige. Will man in einem solchen Tisch die letzteren nicht gänzlich entbehren, so muß man nicht zu theure und werthvolle verwenden oder noch besser sich dadurch helfen, daß man einige künstliche Blütenpflanzen kauft, die jetzt schon täuschend ähnlich und zwar zu moderaten Preisen geliefert werden.

Unter den Pflanzen, die im Zimmer lange an dunklen Plätzen stehen können, sind folgende zu nennen: **Aucuba, Agave, Aspidistra (Plectogyne), Chamaecyparis, Cupressus, Chamaerops, Corypha australis, Dracaena congesta, rubra, indivisa** und ähnliche schmalblätterige, **Dasylirion, Hedera (Epheu), Juniperus, Laurus nobilis, Pittosporum, Plectogyne, Prunus Laurocerasus, Rhapis, Rhododendron, Thuja, Viburnum, Tinus, Yucca, Cyclamen, Primeln** und fast alle Farnkräuter.

Zu den Schlingpflanzen, die zur Zimmerkultur sich eignen, gehören: **Cephalandra, Cissus antarcticus, Clematis, Hedera (Epheu), Hoya, Lonicera brachypoda, Mühlenbeckia, Pilogyne, Passiflora, Senecio mikanioides, Tropaeolum Lobbianum, Maurandia, Ipomoea** u. a.

Als Hängepflanzen, sei es für eine Ampel, sei es für den Rand des Blumentisches, sind zu verwenden: **Tradescantia guganensis** und **tricolor, Saxifraga sarmentosa** und **Fortunei, Cordyline vivipera, Pelargonium peltatum** und das zierliche Gras **Isolepsis gracilis.**

2. Ueber Heizung und Lüftung der Zimmer, in welchen Topfblumen gezogen werden sollen.

Die zweckmäßigste Heizvorrichtung für ein Zimmer, in dem Topfgewächse gehalten werden, ist, wie schon angeführt, ein gut ziehender Kachelofen. Wenn derselbe einen eisernen, innen mit Ziegelsteinen ausgemauerten Untersatz hat, so ist das für die schnellere Durchwärmung des Zimmers von Nutzen. Wo es darauf jedoch nicht ankommt, sollte man denselben aber ruhig fehlen lassen, da er in den meisten Fällen den Ofen verunziert; andererseits aber, weil wegen der dadurch veranlaßten Verkürzung der Züge im Ofen die Wärme weniger ausgenutzt wird.

Ferner hat der eiserne Untersatz noch den Nachtheil, daß er schnell abkühlt und infolge dessen die unteren Luftpartien, die der Erwärmung am meisten bedürftig sind, am wenigsten erwärmt werden.

Ist man gezwungen, eiserne Oefen zu verwenden, so darf man, wegen der sehr trockenen Luft, die sie verursachen, nicht versäumen, die Pflanzen öfters zu bespritzen und auf den Ofen ein Gefäß mit Wasser zu stellen, das nach dem jedesmaligen Verdunsten des letzteren wieder nachzufüllen ist. Es ist das eine Vorsichtsmaßregel, die nicht bloß den Pflanzen, sondern auch der Gesundheit der Bewohner zugute kommt.

Große Temperaturschwankungen sind für die Pflanzen sehr ungünstig. Geht das Thermometer des Nachts auf + 4—7° R. herunter, so muß das auf dieselben um so schädlicher wirken, je höher die Tagestemperatur war. Bei Kachelöfen und eisernen Regulirösen kann man

eine solche Temperaturerniedrigung dadurch wirksam verhindern, daß man abends noch etwas Feuerung nachlegt. Es ist das keine Verschwendung, wie man gewöhnlich irrthümlich annimmt, denn man wird in diesem Falle morgens eine fast gleiche Quantität an Feuerung sparen, um die Zimmertemperatur wieder auf den Grad der behaglichen Wärme zu bringen.

Das beste Brennmaterial ist ohne Zweifel trockenes Buchenholz. Es verunreinigt den Ofen am wenigsten und macht infolge dessen die Reinigung der Züge fast ganz überflüssig. Andererseits giebt es auch sehr wenig Dunst, Rauch und Staub. Es ist aber auch am theuersten und deshalb wird man es selten zu brennen in der Lage sein.

Nach dem Holz ist guter Torf ganz vorzüglich. Stein- und Braunkohlen sind zwar am billigsten, jedoch bezüglich der Kultur der Zimmerpflanzen wegen des Rauches und des Staubes am wenigsten zweckmäßig. Koaks ist in dieser Beziehung vortheilhafter, giebt aber schnell eine hohe, trockene Hitze, die durch Hinstellen von Wasser in flachen Schalen gedämpft werden muß.

Hervorheben müssen wir aber hier schon, daß die meisten Gewächse im temperirten Zimmer, d. h. in einem hellen Raume, dessen Temperatur sich ziemlich gleichmäßig zwischen +5—7° R. hält, überwintert werden müssen. Im Wohnzimmer halten sich nur Warmhauspflanzen und einige sehr harte Kalthauspflanzen ohne Schaden den Winter über.

Der Ueberwinterungsraum braucht, wenn er zwischen oder über geheizten Räumen liegt, nur selten geheizt zu werden. Dennoch ist es gut, wenn ein Ofen vorhanden ist, damit nöthigenfalls bei starkem Frostwetter ein wenig geheizt werden kann. Im Nothfalle genügt ein kleiner sogenannter Kanonenofen. Ist aber in der Stube oder Kammer, die als Ueberwinterungsraum dient, keine Heizvorrichtung anzubringen, so muß man sich beim Eintritt von starkem Frost dadurch zu helfen suchen, daß man die Fenster mit Strohmatten verhängt und Kohlenbecken oder Gefäße mit kochendem Wasser in den betreffenden Räumen aufstellt.

Um die nöthige Lüftung der Räume bewerkstelligen zu können, ist anzurathen, daß man entweder ein Fenster nicht mit Pflanzen bestellt, oder dieselben während des Lüftens wegnimmt. Da Zugluft ihnen schädlich wird, muß man besonders bei feuchtkaltem Wetter darauf achten, daß die einströmende Luft die Pflanzen nicht direkt trifft. Sonst ist frische Luft den Topfgewächsen durchaus nothwendig, zumal im Sommer. Im Winter muß man schon vorsichtiger sein. Man giebt dann gewöhnlich nur Luft, sobald die Temperatur 3—4° R. über dem Gefrierpunkt steht.

Sind die Ueberwinterungsräume aber feucht und dumpfig, so muß man lüften, sobald die Temperatur eben über dem Gefrierpunkt steht.

3. Eine Auswahl derjenigen Gewächse, die sich mit Erfolg im Zimmer ziehen lassen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß nicht alle Gewächse gegen die nachtheiligen Einflüsse der Zimmerkultur gleich empfindlich sind. Es

giebt eine, wenn auch nur beschränkte Anzahl, die ziemlich erfolgreich im Zimmer gezogen werden können.

Nachstehend wollen wir die empfehlenswertheſten derſelben anführen und möchten den Hausfrauen und Pflanzenliebhabern entſchieden rathen, unſere praktiſchen Rathſchläge beim Ankauf der Topfgewächſe zu berückſichtigen, und ſich nicht von der Blütenpracht oder der Ueppigkeit in der Vegetation oder anderen Geſichtspunkten verleiten zu laſſen, eine Pflanze für ſchweres Geld zu erſtehen, die wohl fürs Treibhaus paßt, in unſern Wohnräumen aber bald ihrem gewiſſen Tode entgegen gehen muß.

Im großen und ganzen ſind Blütenpflanzen verhältnißmäßig am ſchwierigſten zu kultiviren, indem ſie in den verſchiedenen Perioden des Jahres eine ungleiche Behandlung erfordern, und in Bezug auf Temperatur und Feuchtigkeit der Luft Anforderungen ſtellen, die ihnen nur im Gewächshauſe zutheil werden können. Damit iſt nun nicht geſagt, daß man gänzlich auf die Blütenpflanzen verzichten ſoll. Es giebt immerhin, wie wir ja untenſtehend zeigen werden, noch eine ziemliche Zahl von zimmerharten Gewächſen, die uns ſowohl im Frühling als auch im Sommer durch ihre Blütenpracht erfreuen. Am dankbarſten zu ziehen ſind aber im allgemeinen, außer einigen Zwiebel- und Knollengewächſen, die Blattpflanzen, d. h. diejenigen Ziergewächſe, welche hauptſächlich ihrer auffallend großen, ſchön geformten oder prächtig gezeichneten Blätter halber kultivirt werden und von denen ſchon einzelne in den älteſten Zeiten Beachtung gefunden haben, wie dies z. B. bei der Gattung Acanthus ſeitens der Griechen der Fall iſt.

Von den Blattpflanzen ſollten beſonders die Palmen eine größere Beachtung finden, als das bei unſeren Blumenliebhabern gewöhnlich geſchieht, denn ſie gedeihen in ihrer Mehrzahl beſſer als viele andere Pflanzen. Chamaerops excelsa und humilis ſind Fächerpalmen von außerordentlich zäher Natur. Ferner iſt Latania borbonica (Livistona sinensis) eine ſehr dankbare Zimmerpflanze. Ihre ſehr großen, tief gefalteten und nur auf ein Drittel geſchlitzten Wedel geben ihr ein ſchönes Anſehen. Sie iſt in manchen Gegenden ſchon ſehr beliebt.

Die auſtraliſche Schirmpalme, Corypha australis, iſt eine ſchöne Fächerpalme von kräftigem Wuchs und großer Härte. Sie erreicht eine bedeutende Größe und iſt deshalb als Mittelpflanze in Blumentiſchen und Solitärpflanze in Pflanzenſtändern ſehr zu empfehlen.

Unter den Fiederpalmen ſind die empfehlenswertheſten die Phoenix (Dattelpalmen), beſonders Phoenix tenuis, reclinata und dactylifera. Sie ſind von hübſchem Habitus, faſt unverwüſtlich und deshalb Anfängern in der Blumenpflege beſonders zu empfehlen.

Von anderen hierher gehörigen Pflanzen ſind noch zu nennen die aus Braſilien ſtammende Cocos Weddelliana mit ihren äußerſt zierlichen, fein gefiederten Wedeln; ferner Rhapis flabelliformis, Seaforthia elegans, ſo wie die zu den Cycadeen gehörige Zamia integrifolia.

Den Palmen ſchließen ſich die Dracänen an, welche durch die Tracht der Blätterkrone, durch Grazie und Eleganz an jene Könige des Pflanzenreichs erinnern und theilweiſe den verderblichen Einflüſſen der Wohnräume lange Widerſtand leiſten. Dracaena rubra, congesta und indivisa und noch einige andere ſind ausgezeichnete und ſehr be-

liebte Dekorationspflanzen. Sie sind gegen trockene Luft nicht sehr empfindlich, ertragen Temperaturschwankungen besser, als die meisten andern Topfgewächse und zeigen, wenn man ihnen nur einen einigermaßen hellen Standort anweist und sie regelmäßig nach Bedürfniß begießt und verpflanzt, ein schnelles Wachsthum und eine gedeihliche Entwickelung.

Akazie, Myrte, Gummibaum, Lorbeerbaum, Epheu, Eucalyptus sind allgemein bekannte und sehr empfehlenswerthe Blattpflanzen.

Außer diesen möchte ich noch auf die sehr leicht zu ziehende Goldorange, Aucuba japonica, mit den schön gelb gefärbten Blättern, auf die Berg-Angelika, Aralia Sieboldi, mit ihrem ornamentalen Wuchs, und schließlich auf die Aspidistra elatior, sammt ihrer unter dem Namen Plectogyne variegata bekannten buntblättrigen Spielart hinweisen, die sämmtlich zu denjenigen Gewächsen gehören, die wegen ihrer Lebenszähigkeit für die Stubenkultur unentbehrlich geworden sind.

Ferner sind noch zu nennen die meisten Coleus-Arten, viele Canna, von den Farnen diejenigen, die im Kalthaus gezogen werden können, Philodendron pertusum und bipinnatifidum, Pittosporum, Tobira, Viburnum (Laurus Tinus), Panicum plicatum, Isolepsis pygmaea und noch manche andere.

Endlich möchte ich noch auf eine neue, sehr effektvolle Blattpflanze hinweisen, nämlich auf die Lavatera arborea variegata. Dieselbe erreicht mit ihrer prachtvollen weißen, hell- und dunkelgrünen Belaubung ihre größte Vollkommenheit allerdings nur als Einzelpflanze im Rasen, läßt sich aber auch sehr gut in großen Töpfen ziehen. Im Rasen erlangt der dichte, runde Busch eine Höhe und Breite von $1^1/_2$ m. In Töpfen bleibt sie natürlich viel kleiner, ist jedoch auf einem hellen Standort leicht zu ziehen und gewährt einen bewunderungswerthen Anblick.

Auch von den Blütenpflanzen eignen sich manche ganz vorzüglich für die Kultur im Zimmer und liefern bei nur einiger Pflege eine schöne Blütenpracht und machen so dem Blumenfreunde viele Freude.

Ich nenne hier zu allererst die dankbaren chinesischen Primeln, die mit ihren rothen und weißen Blumen uns schon vom Oktober an den ganzen Winter erfreuen, wenn sie nur im kalten Zimmer oder Doppelfenster gehalten werden. Am schönsten sind die gefüllten, und vor allen diejenigen mit geschlitzten Blüten.

An zweiter Stelle müssen die Fuchsien erwähnt werden. Sie sind den ganzen Sommer mit ihren leuchtenden Blumen geschmückt und bilden in Töpfen ein stets willkommenes Dekorationsmaterial.

Leicht zu ziehen sind ferner: Abutilon, Campanula pyramidalis, Goldlack, Petunien, Spiraea, Agapanthus und von den Knollengewächsen die Caladien, Knollenbegonien, Alpenveilchen (Cyclamen) und Anamonen; von den Zwiebelgewächsen die Hyacinthen.

Mehr Schwierigkeiten in der Kultur bieten schon: Azalea indica, Kamellien, Eriken, die meisten Orchideen, Levkojen, Maiblumen, Cinerarien, Rosen, Gloxinien, Calceolarien, Maranten und die sämmtlichen Arten der Begonia Rex mit ihrem brillanten Blätterschmuck.

Wir rathen deshalb Blumenliebhabern von dem Ankauf dieser

wenigstens so lange abzustehen, bis sie erst einige Uebung in der schweren Kunst der Zimmergärtnerei sich angeeignet haben.

Von einjährigen Sommerblumen eignen sich außer den oben bereits angeführten zur Topfkultur sehr gut: Reseda, Astern, Skabiosen, Lobelien, Agrostemma, Celosia, Euphorbia, Amarantus; von den Schlinggewächsen: Maurandia, Tropaeolum, Ipomoea u. a.

Ganz besonders möchten wir auf die Astern hinweisen. Sie geben in ihren besten Rassen und Farbenvarietäten eine prächtige Zimmerzierde ab und sind aus dem Grunde schon sehr werthvoll, weil sie meistens ihren Flor erst im September entfalten, also zu einer Zeit, wo an schönen Blütenpflanzen fürs Zimmer gerade kein Ueberfluß ist. Man wählt zum Eintopfen gut gebaute und reich mit Knospen besetzte Pflanzen von leuchtender Farbe. Niedrige und halbhohe mit gedrungenem Wuchse sind den höheren und gesperrt wachsenden Arten vorzuziehen. Beim Einpflanzen hat man darauf zu achten, daß der Erdball nicht zerfällt. Hält man sie nach dem Versetzen einige Tage schattig und begießt sie immer regelmäßig, so blühen sie so schön fort, als wären sie in der Vegetation gar nicht gestört worden.

4. Ueber den Ankauf der Pflanzen und die Gewöhnung derselben an das Zimmer.

Beim Ankauf sehe man darauf, daß man starke, kräftige Exemplare bekomme, weil dieselben den Unbilden des Zimmers eher Widerstand zu leisten vermögen als schwächliche. Es ist deshalb das Gerathenste, sich dieselben selber auszusuchen.

Die beste Jahreszeit zum Ankauf ist der Sommer, denn die aus den Gärtnereien bezogenen Gewächse bedürfen immerhin eine Zeit, um sich an die Zimmerluft zu gewöhnen, und da überhaupt die Pflege derselben während des Winters in den Wohnräumen größere Schwierigkeiten bietet als in den übrigen Jahreszeiten, so ist die Gefahr des Eingehens der Pflanzen bei solchen Exemplaren, die im Herbst oder Winter angekauft wurden, viel größer.

Kann man die Pflanzen nicht persönlich aussuchen, weil keine größere Gärtnerei am Orte ist, oder weil in der vorhandenen die etwa gewünschten nicht zu bekommen waren, so bestelle man ausdrücklich kräftige Pflanzen, wenn man auch etwas theuere Preise bezahlen muß, und beziehe sie aus einer als reell und zuverlässig bekannten Handlung oder Gärtnerei.

Will man sich im Frühjahr von auswärts Pflanzen schicken lassen, so verlange man sie aber nicht zu früh. Die größeren Gärtnereien ziehen nämlich jährlich im Frühling manche Pflanzen in großen Massen aus Stecklingen heran, und es ist eine gewöhnliche Thatsache, daß dieselben im April und Mai meist noch nicht gehörig gekräftigt und abgehärtet sind.

Die von auswärts bezogenen Gewächse müssen sorgfältig ausgepackt werden. Meistens sind sie vorher mit den Ballen aus den Töpfen herausgenommen und in Moos eingepackt. Man muß deshalb den Mooswulst von der Erde behutsam abnehmen, damit der Erdballen nicht zerfällt und dann die Pflanzen in passende Töpfe

setzen, indem man ihnen möglichst dieselbe Erde giebt, in der sie vorher gestanden haben. Die Töpfe dürfen durchaus nicht größer sein, als der Erdballen es erfordert, weil die Bewurzelung in kleineren Töpfen viel leichter von statten geht.

Nachdem dann die etwa zusammengebundenen Blätter und Zweige gelöst sind, wird die Pflanze begossen und nun an das Fenster gestellt, wo sie einige Tage schattig gehalten wird. Nach und nach gewöhnt man sie an Luft und Sonnenlicht.

Kauft man Topfgewächse im Winter, so wählt man zum Uebersiedeln aus der Gärtnerei einen windstillen Tag, an dem das Thermometer über Null steht. Bei Frostwetter müssen zarte Pflanzen, auch wenn sie nur kürzere Strecken transportirt werden sollen, verpackt oder wenigstens in Papier eingehüllt werden. Bei härteren braucht man nicht so ängstlich zu sein.

Waren die Pflanzen im Winter bei Frostwetter längere Zeit unterwegs, so dürfen sie nach Ankunft nicht gleich in ein warmes Zimmer gebracht werden, sondern müssen erst einige Zeit in einem kalten Raume stehen. Sollten gar sie gefroren sein, so muß man sie in einem Zimmer, dessen Temperatur etwas über dem Gefrierpunkt ist, auftauen lassen. Wer gefrorene Pflanzen in ein warmes Zimmer bringt, richtet sie sicherlich zugrunde.

Damit Pflanzen, die aus dem Gewächshause kommen, allmählich sich an die Zimmertemperatur gewöhnen, muß man in der ersten Zeit sehr behutsam mit ihnen verfahren. Die Behandlung wird hauptsächlich darin bestehen, daß man ihnen anfangs eine ihrem früheren Standpunkte möglichst angemessene, gleichmäßige Temperatur neben feuchter Luft gewährt und sie nach und nach durch allmähliches Ueberleiten gegen die Temperaturschwankungen und trockene Luft der Wohnräume unempfindlich macht.

Um eine Beschädigung der aus dem Gewächshause kommenden Pflanzen möglichst zu vermeiden, giebt Dr. Regel folgende Vorschriften, die aus langjähriger Beobachtung hervorgegangen sind:

1) Man siedle keine, in vollem Triebe befindlichen Exemplare über, sondern wähle solche, die ihren Trieb schon vollendet haben, oder solche, welche eben zu treiben beginnen. Je jünger und neuer gebildet die Blätter, desto empfindlicher sind solche in dieser Beziehung.

2) Man wähle wo möglich den Sommer, um Exemplare aus dem Gewächshause in das Zimmer zu bringen, indem zu dieser Jahreszeit Gewächshaus und Zimmer gelüftet und daher der Unterschied im Gehalt der Feuchtigkeit der Luft nicht so bedeutend ist.

3) Bei der Uebersiedelung von Pflanzen für das geheizte Zimmer zur Winterzeit wähle man keine in niedrigen, dunstigen Warmhäusern kultivirten Exemplare, sondern solche, die in höheren Gewächshäusern mit trockner Luft abgehärtet sind. Hierauf achte man nicht nur in Bezug auf Pflanzen, die dauernd im Zimmer bleiben sollen, sondern auch bei solchen, die nur vorübergehend zur Dekoration verwendet werden sollen.

4) Uebersiedelte Exemplare erhalten anfangs einen Platz möglichst nahe dem Fenster und bei direktem Sonnenlicht im Frühling und

Sommer etwas Schatten. Letzteres ist nur für die erste Zeit der Uebersiedelung nothwendig.

5) Aus feuchten Warmhäusern übergeführte Pflanzen überspritze man morgens und abends während der ersten Woche mit Wasser, um dem Schaden durch allzu große Verdunstung der Blätter vorzubeugen.

5. Ueber das Umpflanzen der Topfgewächse.

Manche Topfgewächse brauchen nur selten verpflanzt zu werden. Sie haben ein so geringes Nahrungsbedürfniß, daß es zweckwidrig wäre, sie häufig versetzen zu wollen. Zu diesen gehören Cacteen, Agaven u. a. Auch die in großen Kübeln stehenden Gewächse, wie Lorbeeren, Palmen und Oleander brauchen erst umgepflanzt zu werden, wenn sie durch äußere Merkmale, wie Zurückbleiben im Wachsthum, Gelbwerden und Abfallen der unteren Blätter ꝛc. zu erkennen geben, daß sie einer Erderneuerung bedürfen. Dies wird aber immer erst, je nach der Größe der Gefäße und der Pflanzen und der Art und Vegetationskraft derselben, nach mehr oder wenigen Jahren eintreten.

Andere, bei denen ein Verpflanzen mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein würde, wie z. B. bei Epheu an Wänden; können wohl jahrelang in derselben Erde verbleiben, erhalten aber dann jährlich während der Zeit des Wachsthums öfters einen Düngerguß. Auch kann man bei solchen Töpfen im Frühling, ohne die Wurzeln stark zu verletzen, einen Theil der oberen Erde herausnehmen und diese durch recht kräftige Düngererde ersetzen.

Wenn man so manche Pflanze auch mehrere Jahre in derselben Erde belassen kann, so wird für die meisten ein jährliches Verpflanzen sich nothwendig machen. Krautartige, sowie viele halbholzige Blütensträucher und Blattpflanzen, wie Fuchsien, Heliotrop, Dracänen u. a., können sogar mehrmals verpflanzt werden; sie werden dadurch üppiger und kräftiger. Die noch in Stecklingstöpfen stehenden Pflänzchen, im Falle sie schnell herangezogen werden sollen, kann man sogar alle 5—6 Wochen verpflanzen, d. h. immer nur, wenn die meisten Wurzeln schon so weit sind, daß sie den Erdballen zu umzingeln beginnen.

Das Umtopfen geschieht im allgemeinen am zweckmäßigsten im Frühling und zwar zur Zeit, wenn die Pflanze eben anfängt zu treiben, also im März bis April. Frühlingsblüher und solche, bei denen die Knospen um diese Zeit schon entwickelt sind, werden dagegen im August bis September versetzt. Pflanzen, die im Warmhause stehen, können dagegen zu jeder Jahreszeit versetzt werden. Das Bedürfniß für das Verpflanzen ist da, wenn die feinen Wurzeln und Würzelchen den Erdballen netzartig oder filzig umspannt haben, oder wenn die Pflanze kränkelt. Um sich darüber zu informiren, faßt man den Topf mit der rechten Hand, breitet die linke über die Oberfläche der Erde, so zwar, daß der Stamm sich zwischen Zeige- und Mittelfinger befindet, kehrt den Topf um, daß die Pflanze nach unten hängt und stößt mit der Topfkante sanft auf den Tisch oder einen hölzernen Gegenstand. Dadurch löst sich der Wurzelballen, und man kann nun mit der rechten Hand den Topf vorsichtig abheben. Haben die Wurzeln die Erde stark überzogen, so daß von der letzteren wenig zu sehen ist, oder zeigen dieselben faulige Stellen, so muß die Pflanze umgetopft werden. Haben

die Wurzeln aber ein gesundes Aussehen, ist der Erdballen von ihnen noch nicht gehörig umspannt und riecht die Erde nicht sauer, so ist eine Umpflanzung weder aus Nahrungsmangel, noch infolge von Krankheit geboten. Man setzt in diesem Fall den Topf wieder behutsam darauf, kehrt die Pflanze um, stößt sie einige Male auf, gießt sie tüchtig an und stellt sie wieder an ihre Stelle.

Vernothwendigt sich ein Umtopfen, so wird die obere Erde am Ballen mit einem Brettchen von Tannenholz abgekantet. Dann werden die umwurzelten Scherben mit dem auf dem einen Ende zugespitzten Brett herausgeholt und hierauf der etwaige Wurzelfilz oder die langherabhängenden Wurzeln mit einem Messer abgeschnitten.

Pflanzen mit fleischigen oder drahtartig holzigen Wurzeln dürfen aber nur beschnitten werden, wenn sie wurzelkrank sind; alsdann wird die Erde, soweit dies nöthig ist, von demselben behutsam abgeklopft, alles faulige zurückgeschnitten und nun der Pflanze ein etwas kleinerer Topf mit einer verhältnißmäßig starken Scherbenunterlage und recht sandige lockere Erde gegeben. Dieselben erfordern dann in ihrer späteren Pflege doppelte Aufmerksamkeit.

Für gesunde Pflanzen nimmt man, da ein beträchtlicher Theil der Erde an den Wurzeln hängen bleibt, einen etwas größeren Topf, als der ursprüngliche war, bedeckt das Abzugsloch mit einer Scherbe, legt hierauf zum besseren Wasserabzug eine Lage kleingeschlagener Ziegelstücke, Holzkohlen oder Moos, thut darauf etwas von der vorher schon präparirten Erde und setzt nun die Pflanze hinein. Hat man sich vergewissert, daß sie weder zu hoch, noch zu tief zu stehen kommt, und daß der Stamm die Mitte des Topfes hält, so füllt man mit der rechten Hand, indem man sie mit der linken hält, rundherum etwas Erde ein, stößt den Topf einige Mal leicht auf, drückt die Erde mit dem Brettchen an und thut nach und nach so viel Erde hinzu, daß noch ein Gußrand von 1 bis 4 Centimeter, je nach der Größe des Topfes bleibt. Nachdem man die Erde nochmals rund herum mit beiden Daumen angedrückt hat, wird die Pflanze mit der Brause tüchtig angegossen und nun für die nächste Zeit dicht hinter Glas gestellt, indem sie zunächst wenig begossen und vor den Sonnenstrahlen sorgfältig geschützt wird. Fängt sie an zu treiben, so wird sie an die Luft gewöhnt und nach Bedürfniß mehr und mehr begossen.

Das Verpflanzen darf aber nur vorgenommen, nachdem der Erdballen in mehreren Tagen nicht begossen ist, so daß die Erde leicht abkrümelt. Ist dieselbe naß und schmierig, so muß man noch einige Tage warten.

Der Topf darf nur ein wenig größer sein, als der vorhergehende war. Allzu große Töpfe machen die Pflanze krank. Wenn man neue Töpfe verwendet, so müssen dieselben vorher einige Zeit in Wasser gelegt werden. Nimmt man alte Töpfe, so müssen dieselben vorher mit heißem Wasser und einer Bürste gehörig gereinigt werden.

Die zu verwendende Erde darf nicht so naß sein, daß sie in Klümpchen zusammenballt. Da es im Frühling anhaltend regnet und andererseits im März sich oft noch Schnee und Frost einstellen, so thut man gut, sich dieselbe zum etwaigen Gebrauch in einer Kiste oder einem Korbe im Schuppen oder Stalle aufzubewahren. Wer

keinen Garten hat und sich die Erde selbst nicht gut beschaffen kann, beziehe dieselbe aus einer Gärtnerei. Sie ist dann gleich zum Gebrauch fertig. Will man sie sich selber mischen, so nehme man zur Hälfte Lauberde, wie man sie in Buchenwäldern unter dem Laube findet und zur Hälfte gute, fette Gartenerde, denen man dann zum vierten und fünften Theil feinen Flußsand zugesetzt hat. In dieser Mischung wachsen unsere meisten Stubenpflanzen, wie Fuchsien, Pelargonien, Cinerarien u. a. Pflanzen, die noch eine kräftigere Erde vertragen, wie Orangen, Myrten, Calla ꝛc., erhalten noch etwas verrottete Mistbeeterde dazu. Für genügsame Pflanzen, wie Cacteen, Agaven Mesombrianthemum, Sempervivum u. a. wähle man eine magere, sandige Erde. Gewöhnliche Garten- oder Rasenerde mit etwas Lauberde und vielem Sand wird für sie am passendsten sein. Palmen und Hortensien verlangen halb Heide- oder Moor-, halb Gartenerde, ebenfalls mit Sandzusatz.

6. Ueber das Begießen der Topfgewächse.

Wer seine Topfgewächse gesund erhalten will, sorge vor allem für zweckmäßiges Begießen. Das Wasserbedürfniß der einzelnen Pflanze ist zwar nach der Individualität, dem Standort, der Jahreszeit, der Bewurzelung, der Erde, in der sie vegetirt, dem Luftfeuchtigkeitsgehalt ꝛc. verschieden, so daß eine rationnelle Behandlung in dieser Richtung nicht nur große Aufmerksamkeit, sondern auch eingehende Sachkenntniß erfordert; es lassen sich aber allgemeingiltige Regeln aufstellen, die dem Laien als Richtschnur dienen können und nach denen er so lange zu verfahren hat, bis er durch seine eigene Erfahrung eine Abweichung nach der einen oder anderen Richtung für das einzelne Individuum unter seinen Lieblingen als zweckdienlich erkannt hat.

Nachstehend geben wir zehn Regeln, die das diesbezüglich Nothwendigste enthalten. Der uns zu Gebote stehende Raum macht eine sehr gedrängte Darstellung nothwendig:

1) Begieße Deine Topfpflanzen nicht täglich, sondern nur dann, wenn das Bedürfniß dafür da ist, d. h. wenn sie trocken sind. Dies erkennst Du, wenn Du den Finger in die Erde des einzelnen Topfes drückst. Fühlt sich die Erde naß und schmierig an, so würde das abermalige Bewässern nur schädlich sein; ist dieselbe aber trocken, so daß der Finger nicht beschmutzt wird, so muß gegossen werden. Auch an dem hellen Klang beim Schlagen mit dem Knöchel gegen den Topf, an der Schwere beim Aufheben, sowie an dem Aussehen der ganzen Pflanze und der Erdoberfläche kannst Du das Wasserbedürfniß derselben erkennen; jedoch gehört dazu schon etwas Uebung.

2) Zur Zeit des Wachsthums und der Blüte, also im Frühling und Sommer mußt Du Deine Pflanzen häufiger begießen, als im Herbst und Winter. Gewächse, welche im temperirten Zimmer oder gar im Keller überwintert werden, erhalten nur einen Wasserguß, wenn die Erde fast pulvertrocken ist.

3) Je höher die Temperatur, desto mehr Wasser verbrauchen die Pflanzen, zumal wenn sie auch von den Sonnenstrahlen getroffen werden.

4) Pflanzen, die in kleinen Töpfen stehen, müssen, da die Ballen schneller austrocknen, häufiger gegossen werden, als solche in großen Gefäßen.

5) Solche Gewächse, die sehr genügsam sind und wenig Wasser erfordern, wie Cacteen, Agaven, Aloe u. a., dürfen nur wenig, zur Zeit der Ruhe gar nicht begossen werden, weil sie sonst bald anfangen würden zu faulen. Sumpf- und Wasserpflanzen aber müssen zur Zeit der Vegetation stets in einem Gefäß oder einer Unterschüssel mit Wasser stehen.

6) Das zu verwendende Wasser muß von guter chemischer Beschaffenheit sein. Am besten ist Teich-, Fluß-, oder Regenwasser. Hartes Brunnenwasser ist für viele Pflanzen geradewegs schädlich. Vermeide es daher möglichst oder lasse es wenigstens jedesmal vor dem Gebrauche erst einige Tage an der Luft, noch besser in der Sonne stehen.

7) Das zu verwendende Gießwasser muß stets wenigstens die Temperatur desjenigen Raumes haben, in dem die Pflanzen stehen. Wer diese an heißen Tagen mit kaltem Brunnenwasser begießt, richtet sie muthwillig zugrunde. Wärmeres Wasser zu verwenden, ist nicht schädlich, im Gegentheil wird die kränkelnde Pflanze häufig gesund, wenn Du sie öfters mit Wasser von 30—35 Grad R. begießest.

8) Gesunde Pflanzen müssen zur Zeit der Vegetation stets so stark gegossen werden, daß das Wasser zum Abzugsloch wieder hinausläuft. Das in der Unterschüssel stehende muß eine Stunde später weggegossen werden, damit die Erde im Topfe nicht sauer wird.

9) Ist eine Pflanze so trocken geworden, daß die Blätter welk herunterhängen, so stelle sie in ein Fenster, daß sie nicht von den Sonnenstrahlen getroffen wird, gieb ihr erst wenig Wasser und bespritze die Blätter über und über mit einem Drosophor oder einer Blumenspritze. Später, wenn sich die Blätter wieder aufgerichtet haben, erhalten die Pflanzen mehr Wasser und werden wieder an ihren Platz gestellt.

10) Stehen die Pflanzen in Holz- oder Heideerde, so dürfen sie nicht ganz austrocknen, weil diese Erdarten dann schwer wieder Wasser annehmen.

Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbayern.

Die Geschichte der Kleinstaaterei des vorigen Jahrhunderts weist namentlich unter den Fürsten und gekrönten Häuptern manche bizarre Figur auf, in deren Fehlern und Schwächen sich die Verderbtheit jener Zeitepoche in drastischer, für die Nachwelt interessanter, aber auch lehrreicher Weise wiederspiegelt. — Ein ruhmlos verbrachtes Leben von groben Versündigungen gegen das Volksleben und eine schlechte Staatsverwaltung füllen die mehr als zwanzigjährige Regierungszeit des Kurfürsten **Karl Theodor** von Pfalzbayern aus.

Dieser Fürst war geboren den 10. Dezember 1724 als der Sohn des Pfalzgrafen Johann Christian von Sulzbach. In seinem elften Jahre kam er nach Mannheim zu seinem Vetter Kurfürst Karl Philipp, der sein Vormund ward. Nach dessen Tode (1742) erhielt Karl Theodor die Rheinpfalz und die Würde des Reichs-Erzschatzmeisters. Wie jedem Menschen, und wäre er auch ein Bösewicht, doch etwas gutes beiwohnt, so war auch Karl Theodor nicht ohne gute Eigenschaften des Herzens, und als ein Freund der Künste verwendete er für Verschönerungen seines Landes große Summen.

Erst 17jährig, verheiratete er sich mit Maria Elisabeth, der einzigen Tochter Karl Philipps. Außer der Rheinpfalz besaß er noch die Fürstenthümer Sulzbach und Neuburg, die Herzogthümer Jülich und Berg, die Herrschaft Ravenstein u. a.

Wie der gleichzeitige Herzog Karl von Württemberg und der Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel, so wollte auch der Kurfürst Karl Theodor seinen Hof nach dem Muster des französischen unter Ludwig XIV. einrichten. Außer dem großen Schloß in Mannheim, das er mit verschwenderischer Pracht ausstattete, ließ er auch in Schwetzingen ein Trianon bauen, sein „kleines Versailles“. Die übermäßigen Steuern und Auflagen indessen, die das Land zu tragen hatte, veranlaßte viele Pfälzer nach Amerika auszuwandern, und so reisten in einem Jahre mehr als 2000 Menschen über den Ozean.

Nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern (1777), des letzten Sprossen aus Kaiser Ludwigs Blut, wurde die testamentarisch ausgefertigte Verkündigung vom Regierungsantritt des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz auch über Bayern erlassen. Ungern verließ er die Pfalz, aber am 2. Januar 1778 zog er in seine neue Residenz München ein. Schon waren österreichische Occupationstruppen im Lande erschienen, die Nieder-Bayern besetzt hielten, zufolge eines Belehnungsbriefes des früheren Kaisers Siegismund. Karl Theodor unterzeichnete gleichgiltig einen Vertrag mit Oesterreich, demzufolge er auf verschiedene Theile Bayerns zu Gunsten Oesterreichs Verzicht leistete. Allein der vom Herzog von Zweibrücken, als nächsten Agnaten, erhobene Widerspruch und Friedrichs des Großen bewaffnete Dazwischenkunft bewirkten im Teschner Frieden, daß sich Oesterreich mit dem Innviertel begnügte.

Karl Theodors erstes Auftreten in München bewies, daß er dem neuen Lande ganz und gar abgeneigt war. Da er seine Herrscherpläne lediglich darauf richtete, die Regierung einzig und allein nur als das Mittel eines noch thunlichen Lebensgenusses zu handhaben, so war ihm für das Wohl seines Volkes zu wirken keine Zeit mehr übrig geblieben.

Umgeben von fanatischen Priestern, Günstlingen und schönen Frauen, ward er selbst ein Spielball derselben, ohne daß er es merkte, während sich jene unaufhörlich bemühten, ihre Pläne zu verfolgen, und eine Partei die andere aus der Gunst des schwachen Fürsten zu verdrängen suchte.

Aus seiner Ehe mit Maria Elisabeth ward ihm nach 19 Jahren ein Sohn geboren, der bald nach seiner Geburt starb. Der Kurfürst, der seiner Gattin überdrüssig geworden war, entschädigte sich durch Liebschaften mit schönen Frauen, die seine Maitressen wurden und mehreren Kindern das Leben schenkten, welche von ihm reichlich versorgt wurden.

So genoß eine Mannheimer Bäckerstochter, Huber, zuerst seine Gunstbezeigungen, und er erhob sie zur Gräfin von Bergstein. Von ihr hatte er eine Tochter, Karoline, welche mit dem pfälzischen Oberhofmeister, General und Hofkriegsraths-Präsidenten Fürst Friedrich von Isenburg-Birstein verheiratet war, der im Jahre 1804, 74 Jahre alt, zu Mannheim verstarb.

Seine zweite Maitresse war die Schauspielerin Josephine Seyffer, von seinem Hoftheater, Tochter des Kanzlisten Seyffer in Mannheim. Sie wurde zu dem Range einer Gräfin von Heidek erhoben. Aus dieser Verbindung ging der Fürst von Bretzenheim hervor, der der Liebling des Vaters wurde. Zuerst machte er ihn zum Prior eines Klosters des Maltheser Ordens mit 26,000 Gulden Einkünften, und später kaufte er ihm von dem Kurfürsten von Köln die westfälische Herrschaft Bretzenheim an der Nahe für 300,000 Gulden, was zur Folge hatte, daß der Kaiser Joseph II. den natürlichen Sohn des Kurfürsten, Karl, auf weiteres Ansuchen zum Fürsten von Bretzenheim ernannte. Außer diesem Sohne waren von der Gräfin von Heidek noch drei Töchter vorhanden, welche Gräfinnen von Heidek titulirt wurden. Die älteste, Karolina, heiratete den Grafen Max von Hol-

stein, Statthalter der Oberpfalz, dessen Vater ein natürlicher Sohn Kaiser Karls VII. war. Die zweite Tochter, Eleonore, verheiratete sich mit dem Grafen Wilhelm von Leiningen, pfälzischer Staatsminister. Die dritte Tochter, Friederike, die zuerst gefürchtete Äbtissin zu Lindau war, vermälte sich später mit dem Grafen Max von Westerhold, der aus einer westfälischen Familie stammte, die im Taxischen Postdienste emporgekommen und von Karl Theodor in den Grafenstand erhoben worden war.

Wie bisher Mannheim, war später München der Sitz der Maitressenherrschaft, und die ganze Liederlichkeit der Pfälzer Administration, die Käuflichkeit der Stellen und alle Ungeheuerlichkeiten einer gewissenlosen Bureaukratie kamen nun in die bayerische Regierung hinüber.

An Stelle der früheren Maitressen aus den niederen Ständen, wie sie der Kurfürst in der Pfalz gehabt hatte, traten nun in München zweifelhafte Damen der Aristokratie, die Gräfin Josephine von Törring-Seefeld und die Freiin Elisabeth Schenk von Kastell.

Die Gräfin Josephine Törring, geborene Gräfin Minucci, war seit ihrem sechzehnten Jahre mit dem Grafen Clemens Törring-Seefeld vermält, dem Intendanten des Hoftheaters. Später bekleidete er noch höhere Chargen.

Die Freiin Elisabeth Schenk hatte den Freiherrn Karl Theodor von Bettschart zum Gemal. Er war ein schlechtbeleumundetes Subjekt und im Jahre 1788 wegen grober Verbrechen seines Postens als Landrichter zu Sulzbach entsetzt und zum Tode verurtheilt worden. Durch ein schlaues Manöver aber erlangte er Begnadigung und sogar die Stelle eines Ministers der Oberpfalz. In späteren Jahren verlangte die Gräfin vom Kurfürsten, er möchte das früher aufgeschobene Todesurtheil an ihrem Gemal doch noch vollstrecken, da sie einen Grafen Chamisso zu heiraten beabsichtige. Diesem Verlangen gab indes der Kurfürst nicht nach, sondern er verwandelte die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß. Nach mehreren Jahren kam er aber wieder frei und lebte seitdem in München.

Die Heirat der Gräfin Bettschart-Schenk mit dem Grafen Ludwig von Chamisso war inzwischen vollzogen worden; sie starb aber schon 1798 in Prag. Das von ihr hinterlassene Vermögen von 300,000 Gulden fiel dem Fürsten Karl von Bretzenheim zu, der sich mit einer Prinzessin von Oettingen-Spielberg vermälte, die ihm einen Sohn gebar.

Wir kommen auf die standesgemäße Gemalin des Kurfürsten, Maria Elisabeth, zurück. Dieselbe hatte schon seit 33 Jahren aufgehört seine Frau zu sein. Da kam das Jahr 1794, wo sie starb. Schon 71 Jahre alt, sah sich der Kurfürst nach einer zweiten standesmäßigen Heirat um. Er fand sie im Hause Oesterreich. Die neunzehnjährige Marie Leopoldine, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Modena-Este, eine Enkelin Maria Theresias, willigte ein, die Gemalin des alten Herrn zu werden. Mit großer Pracht wurde die Hochzeit gefeiert und mit öffentlichen Festlichkeiten aller Art, wie wenn das kurfürstliche Paar noch in des Lebens Lenze gestanden hätte. Der Wunsch des Kurfürsten, Vater eines legitimen Sohnes zu werden, ging nicht in Erfüllung.

Närrische Geschichten passirten am Hofe. Der Kurfürst untersagte den Dienern seiner jungen Gemalin, ihr Gehorsam zu leisten. Die Kurfürstin setzte einmal den Mainzischen Domherrn von Hoheneck, als er zu Gaste bei ihr war, eine gebratene Fledermaus vor, worauf der Prälat so heftiges Erbrechen bekam, daß man für sein Leben fürchtete. Aehnliche Dinge wurden zu Dutzenden erzählt. Inzwischen machten sich bei dem alternden, in Sünden ergrauten Fürsten die Einflüsse der Priester geltend. Er fiel den Jesuiten in die Hände; der Priester und Exjesuit Ignaz Frank ward sein Beichtvater und mit dem Geheimrath und Staatssekretär von Lippert die Seele seines Kabinetts. Sie ließen die Verfolgung gegen alle diejenigen ausgehen, die einer vernünftigen Aufklärung huldigten. Namentlich war ihnen die geheime Verbindung der Illuminaten ein Dorn im Auge, die von ihnen gehaßt und verfolgt wurden.

Der Illuminaten-Orden verdankte seine Entstehung nur den Schwächen und Mängeln einer traurigen Regierung. Die besten Köpfe Bayerns und der Rheinpfalz zählten zu demselben, der freilich durch mancherlei Verirrungen ausartete. So wollte er alles nivelliren, alles verachten, was nicht der Vernunft einleuchtete, und ward so ein System des Egoismus und Epikurismus. Nur mit der gänzlichen Zerstörung dieser geheimen Verbindung endigten die Verfolgungen jener Männer, die ihr angehört hatten. Viele wanderten aus, andere wurden eingekerkert und nicht wenige verbargen ihre Gesinnung bis auf bessere Zeiten. Sie erschienen nicht, so lange Karl Theodor lebte. Der alte Zustand dauerte fort, und über Bayern lagerte der Nebel einer finstern Hierarchie.

Da erschien endlich der heitere Frühlingsmorgen einer neuen Zeit. Am 16. Februar 1799 endigte ein Schlaganfall, der den Kurfürsten traf, als er mit einigen seiner Minister beim L'hombre-Spiel saß, sein Leben. Sein Todestag war ein Freudentag; nur wenige hatten Ursache ihren Fürsten zu beweinen. Da sein sehnlichst gehegter Wunsch, aus seiner zweiten Ehe einen Erben zu erhalten, unerfüllt geblieben war, so fiel mit seinem Tode Bayern an Maximilian Joseph, Herzog von Pfalz-Zweibrücken. Die Eigenschaften seines Geistes und Herzens versprachen einen guten Fürsten.

Die Wittwe des Kurfürsten Karl Theodor, die reiche, aber geizige Erzherzogin Marie Leopoldine von Modena-Este, heiratete im Jahre 1804, in ihrem 28. Jahre, in zweiter Ehe ihren Oberhofmeister, den Grafen Ludwig von Arko, nachdem sie früher ein Verhältniß mit dem Grafen Karl August von Reisach gehabt hatte. Sie lebte abwechselnd in München und auf ihrem Schlosse bei Neuburg bis zum Sturmjahre 1848, wo sie im Alter von 72 Jahren starb.

Zur Zeit des Todes Karl Theodors bestand Pfalzbayern aus folgenden Ländern: dem Herzogthum Bayern, der Oberpfalz, dem Herzogthum Neuburg, der Rheinpfalz, Jülich und Berg, und zerstreuter Besitzungen im Elsaß und den Niederlanden. Die Vereinigung dieser Gesammtlande mit dem von dem neuen Regenten zugebrachten Herzogthum Zweibrücken in ein einziges Ganzes ward daher zuerst ein hauptsächliches Augenmerk der neuen Regierung.

Schon im Jahre 1796 waren die Franzosen nach Deutschland

gekommen und in Bayern vorgedrungen; aber der Erzherzog Karl hatte sie zurückgeschlagen. Indessen war ein neuer Krieg in Sicht. Karl Theodor hatte noch in seinen letzten Lebenstagen dem österreichischen Hause wieder ein Hilfscorps von 15,000 Mann für den Fall eines neuen Krieges zugesagt; aber es mochten mehr die Drohungen Rußlands sein, als die Verbindlichkeiten, die er als Reichsfürst hatte, was ihn bewog, an dem Kriege gegen Frankreich theilzunehmen.

Frankreich schloß inzwischen den Lüneviller Frieden (den 9. Februar 1801); die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich war darin ausgesprochen. Frankreich nahm nunmehr die überrheinischen Lande in Besitz. Diese Länder bestanden aus dem Herzogthum Zweibrücken, Birkenfeld, Jülich, den Fürstenthümern Lautern, Simmern und Veldenz, einem Theile der Grafschaft Sponheim, aus dem Marquisate Berg op Zoom, der Herrschaft Ravenstein und den übrigen in Belgien und im Elsaß gelegenen Herrschaften.

Später, im Jahre 1802, trat der Kurfürst von Bayern (in der Regensburger Akte vom 25. Februar) noch die alte Pfalz am Rhein ab, die sich am rechten Ufer desselben hin erstreckte, und wovon Mannheim und Heidelberg die ansehnlichsten Städte waren. Dieser Verlust wurde von dem Kurfürsten beklagt, weil es eine Provinz war, die ihm durch öftern Aufenthalt lieb und werth geworden. Dafür ward er aber durch reichliche Entschädigung, freilich auf Kosten des Reichs, wieder getröstet.

Die Regensburger Konventionsakte sicherte ihm nämlich die Bisthümer Würzburg und Bamberg in Franken, die Bisthümer Augsburg und Freising, Theile von denen von Passau und Eichstädt und die seitherigen freien Reichsstädte Rothenburg, Weißenburg, Windsheim, Schweinfurt, Kempten, Kaufbeuren, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch, Ravensburg und einige Reichsdörfer, endlich die Propstei Kempten und zwölf andere, größtentheils in Schwaben gelegene Abteien.

Wenige deutsche Staaten wurden durch diese neue Veränderung der geographischen Verhältnisse in einem solchen Grade begünstigt, wie Bayern, höchstens Baden ausgenommen.

Der französischen Regierung war es nämlich darum zu thun, an der Grenze Oesterreichs eine Macht aufzurichten, die durch den Zusammenhang mit Frankreich, dem sie für ihre Vergrößerung verpflichtet sein mußte, Oesterreich in Respekt erhalten sollte.

Leider stand bei dem neuen Regenten Max Joseph der Erfolg seines Strebens hinter den guten Absichten zurück. Er ging mit zu großer Hast und Eile ans Werk und führte dadurch Irrungen herbei, welche öftere Spannungen zwischen den Ständen und der Regierung zur Folge hatten.

Aber die Finsterniß der Nacht wich doch endlich dem tagenden Licht! Dr. Tr.

Warum?*)

Stimmungsbilder von Dr. Alfred Friedmann.

II.

Warum lachte sie?

Der elektrisch beleuchtete Sophiensaal in Wien bietet einen feenhaften Anblick. Unten am Ende, dem Eingang gegenüber, unter einem Baldachin von Palmen und anderen exotischen Blattgewächsen, zwischen denen die weißen Tilgnerschen Büsten des Regentenpaares durchschimmern, hält der Kronprinz und ein Erzherzog Cercle. Ein halb Dutzend befrackte Menschen, die einer Ansprache gewidmet worden, strahlen vor Glück. Auf den Estraden rechts und links thronten die Mütter, deren vom Tanz erhitzte Töchter, bald abgeholt, bald zurückgeleitet, meistens jedoch auf Flügeln der Jugend, der Schönheit, der Grazie, der Musik durch den Riesensaal schwebend, die anmuthigste Dekoration des großen Carrés bilden — das im Sommer als Schwimmbad dient.

In der Mitte der rechten Estrade, noch erhöhter als die Mütter, hausen die Patroneſſen, dieſe Urmütter des — Juriſtenballes. Denn käme ein Wiener Eliteball ohne die glänzenden Namen der Protektorinnen zustande?

Die Patroneſſen rekrutiren ſich meiſtentheils aus dem von Balzac verherrlichten Stande der femmes de trente ans. Sie ſind reif, was nach Hamlet alles iſt, und gegenwärtig ein Meer von Glanz, Schönheit, Perlen, Diamanten, Saphiren, Rubinen. Sie ſind Musterausſtellungen von Spitzen, Seide, Sammt und neunamigeren Modeſtoffen der Wiener Worthe, der Damen Marriſon, Fraucine, Spitzer ꝛc.

„Erlauben, ma chère, daß ich Dir den Sohn eines alten Freundes und Kriegsgenoſſen vorſtelle!“ ſagte der Feldzeugmeiſter von Küchenbach. Und er führte ſeiner Gemalin, der unbedingt ſchönſten Patroneſſe, mit ſeiner weißbehandſchuhten Hand einen weißbehandſchuhten jungen Lieutenant zu.

Die Patroneſſe, die Freifrau Elwine von Küchenbach, eben im Begriffe mit Seiner Excellenz dem Herrn Tanzminiſter einige Worte zu wechſeln, drehte ihr klaſſiſches Profil von der Excellenz dem Herrn Lieutenant zu und ihre Züge verloren den Ausdruck der Abſpannung, um den der frohen Neugier, des Vergnügtſeins anzunehmen.

„Lieutenant Fritz von Schellendorf, die Freiin Elwine von und auf Küchenbach!“ vervollſtändigte der Herr Feldzeugmeiſter die Vorſtellung und da ein hochgeſtellter Militär ihn ſoeben am glänzenden Goldknopfe ſeiner Gala-Uniform packte, verſchwand er in der Menge. — Es war ein noch ſtattlicher, grauer Herr von wohl ſechzig Jahren, der Herr Feldzeugmeiſter.

---

*) Aus: „Erlaubt und Unerlaubt“ von Alfred Friedmann. Verlag von J. C. C. Bruns in Minden i. W.

Erwartung.

Nach dem Originalgemälde von E. Niczky.

Lieutenant Fritz staunte noch immer die Wundererscheinung der Frau seines Vorgesetzten an, die trotz der blendenden Umgebung als eine solche Feenvision gelten konnte.

Fritz, sonst ein ganz kluger Junge, suchte jetzt vergeblich den Konversationsfaden fortzuspinnen — den Seine Excellenz gleich bei dessen Annäherung fallen ließ. Die schwarzen Augen der Feldzeugmeisterin waren aber das Labyrinth, in dem sich der arme Lieutenant alsbald verirrte. Frau Elwine bemerkte dies. Sie war nicht gerade überrascht, und ließ sich erst nach einigen Minuten herbei, die Ariadne zu spielen, die diesem Theseus den Faden der Entwirrung in die Hand gab.

„Sind Sie schon lange hier in Wien, Herr Lieutenant?" fragte sie endlich herablassend. Dabei konnte sie nicht umhin, die theseische Gestalt des Jünglings wohlgefällig zu mustern. In der That, der Herr Feldzeugmeister verlor bei dem Vergleich.

„Ich — gnädige Frau, bin erst seit ein paar Tagen in Wien . . . Darf ich ergebenst, unterthänigst ersuchen, einen Walzer, eine Quadrille . . ."

Die Freiin lächelte . . .

„Die Patroneſſen tanzen nicht . . . so lange die Leere des Saales es nicht erheischt — und Sie bemerken, Herr Lieutenant . . ."

Man konnte in der That nicht einen Quadratzoll des Fußbodens erblicken.

„Doch — sehen Sie, Strauß klopft ab, die Musik ist zu Ende. Ich will eine Tour mit Ihnen durch den Saal machen. Erzählen Sie mir — wer Sie eigentlich sind!" schloß Elwine launisch lächelnd, und damit nahm sie Fritzens Arm, rauschte die drei Stufen der Estrade herab und — alles machte dem stolzen Paare Platz, schaute ihm bewundernd nach. Das war ein Ereigniß in des Lieutenants Leben. Seine Feldzeugmeisterin ging mit ihm, auf seinen starken Arm schwer und doch leicht gelehnt, der Länge nach durch den Sophiensaal und zurück. Das war Avancement! Das machte ihm Feinde! Das schuf ihm Freunde!

„Nun! Erzählen Sie doch . . ." flüsterte sie ungeduldig.

„Ich, gnädigste Frau, ich bin der einzige Sohn des Obersten von Schellendorf, der mit Ihrem Herrn Gemal die Schlachten von Königgrätz-Sadowa."

„Gewonnen" . . . hauchte die Freiin traurig-ernst, und doch lächelnd.

„Mitgemacht! Ich bin in Wiener-Neustadt geboren, erzogen, wurde gerade, als mich mein Vater in die Hauptstadt versetzen lassen wollte, nach Bosnien commandirt, habe mich dort mit den — Ungläubigen herumgeschlagen und ein paar Jahre gelangweilt — ich bin zum ersten Male im Winter und für längere Zeit in Wien . . . ."

„Ah, drüben die Fürstin M . . . ! ein Wort mit ihr . . ." Und die Weltdame zog ihren Schützling hinüber, sprach etwas ins Ohr der Fürstin M . . . ., stellte ihren Kavalier flüchtig vor und . . .

„In Wien . . ." fuhr sie fort, wo er abgebrochen . . . „Und wie gefällt es Ihnen hier . . . Bitte, einen Moment mit Sonnenthal! — Sehen Sie, der sieht uns schon, da kommt er . . ."

Der große Mime, der nach Nordaus neuesten Forschungen kein Genie sein kann, eilte in der That auf die schöne Patronesse zu, und sie bemerkte sich irgend etwas anscheinend sehr wichtiges zu sagen, denn seine Züge waren sehr eilig und richteten bereits ihr Augenmerk auf andere, im Saale zwischen der Menge verschwindende Persönlichkeiten. — Jetzt riß sie ein Wirbelwind von Tanzenden auseinander.

„Und wie gefällt es Ihnen hier?“ Fritz erstaunte über die Gewandtheit seiner Führerin. Sie sah alles, hörte alles und wußte genau die letzte Silbe ihrer unterbrochenen Konversation mit ihm. Je klarer und selbstherrlicher sie war, desto mehr verwirrte sich sein Geist; Sie lag halb auf seinem Arm, er sah ihr schwarzes perlengeschmücktes Haar in Locken und Ringen auf den makellosen Nacken wallen; er sah ihre königliche Büste sich unter dem Eindruck des aufregenden Gesellschaftsspieles heben und senken.

„Nun?“ fragte sie auf dem beschwerlichen Rückzugswege zur Estrade. Fritz mußte sich erst besinnen.

„Wie es mir hier gefällt! Ach, gnädigste Frau Feldzeugmeisterin! Ich habe noch nichts gesehen, als . . .“

Sie schaute zu ihm auf, denn sie hatte ihren Sitz wieder eingenommen. „Als . . .“ fragte sie.

„Als — Sie — gnädigste Frau!“ fuhr es dem einfältigen Junker heraus. Er fürchtete die unverschämteste Dummheit begangen zu haben. Alles war nun verloren. Entweder er hatte seiner Vorgesetzten eine Liebeserklärung gemacht, und sie beleidigt — oder, er hatte sie erst recht beleidigt, indem er ihr eine Grobheit ins Gesicht geschleudert.

Aber die Frau Freiin schlug ihn mit dem Fächer leicht auf den Arm und sagte gutmüthig: „Nun, da sehen Sie sich die Wiener und Wienerinnen einmal recht lange und in der Nähe an. Hier haben Sie die beste Gelegenheit dazu. Tanzen Sie ein paar Touren und in der Pause trinken Sie ein Glas Champagner an unserm Tische. Dort, in der Ecke, links!“

Sie deutete nach der Stelle. Welch' ein Arm!

Die geübte Salondame hatte wohl gesehen, was für einen Eindruck sie auf den armen Neuling gemacht. Mit Herzen spielen war ja ihre Lebensbeschäftigung. Wer weiß, wie lange man sie noch ausüben kann. Sie wußte, daß die Trennung ihn nur um so sicherer und willenloser in ihr Netz, das übrigens kein todbringendes war und sein sollte, zurückführen würde. Länger konnte sie ihn auch jetzt nicht um sich behalten und dann nahte dort der geckenhafte, aber einflußreiche Fürst Leuchtenthal. Er hatte sich in seinem bartlosen Gesicht ein Schnurrbärtchen wachsen lassen und zirbelte und zwirbelte unbarmherzig daran herum. Kaum war der Lieutenant Fritz von Schellendorf, dessen herkulischer und doch hocheleganter Gestalt die Freiin wohlgefällig nachsah, zwischen Fräcken und Uniformen verschwunden, so nahte Fürst Leuchtenthal und setzte sich neben Elwine. Er sprach lange mit ihr, benahm sich sehr — fürstlich ungenirt, spielte mit ihren Perlen, ihrem Fächer, faßte ihre Hand, flüsterte in ihr kleines Ohr, drückte ihr Spitzentuch an sein neues Schnurrbärtchen und küßte end-

lich, Abschied nehmend, nach einer halben Stunde, ziemlich lange ihre Fingerspitzen.

Für den armen Wiener-Neustädter Lieutenant, der wohl schon Bauernmädchen, Provinzdamen und Herzegowineserinnen gesehen und beobachtet, war das überlegene Benehmen der hohen Dame fascinirend. Sie that alles mit unnachahmlicher Grazie und er sah wohl, daß nichts und niemand sie beleidigen könne. Sie litt und duldete alles, auch den Fürsten Leuchtenthal, wie etwa die Liebkosungen ihres Papageis oder ihres Seidenpintschers, und wie es für ein Vergehen dieser angenehmen Hausthiere Strafen und leichte Züchtigungen gab, so ahnte Fritz den moralischen Fußtritt, den sie für einen Uebertreter der Sitte, des guten Anstandes, in Bereitschaft hatte.

Aber Fritz sah aus einem Winkel allem Cour- und Hofmachen zu. Er stand mit dem rechten Fuße auf glühenden Kohlen und mit dem linken auf echt englischen Nähnadeln. Wenigstens hob er einen nach dem andern fortwährend, nicht etwa, weil er auf Befehl mit den entzückenden, schlanktailligen Mädchen tanzte, die es ihm gar nicht übel genommen hätten, sondern, weil er ununterbrochen im Geiste wieder zu der schönen Vorgesetzten hinschritt. Aber viele Bewunderer kamen, blieben lange, und gingen. Fritz glaubte in sämmtlichen „bolge“ des Danteschen Inferno gewesen zu sein, zu welcher Sinnestäuschung die infernalische Hitze im Saale nicht wenig beigetragen, als Strauß endlich wieder einmal abklopfte und abtänzelte. Eine Bewegung, als ob jemand „Feuer“ gerufen, entstand im Saale und alles drängte zu den Tischen der Nebengalerien und Korridore. — Am Essen hängt, zum Essen drängt . . . .

Mühsam bahnte sich Fritz seinen Weg zu Elwinen, die indeß auf ihn zu warten schien. Sie grüßte ihn huldvoll, fragte rasch, ob er getanzt habe und mit wem, und als er schon die erste Frage verneinte, that sie sehr zornig und meinte, wenn er die Befehle seiner Oberen nicht besser auszuführen verstände, so würde er sich Stubenarrest, Festung und je nachdem infame Kassation vor dem ausgerückten Regimente zuziehen. Herkules sah in die teufelsschwarzen Augen dieser Omphale, deren Spinnrocken ein großer Schildpattfächer mit weißen Straußenfedern war, wie etwa ein vierjähriges Kind in die Augen der sich erzürnt stellenden Mutter. Die grausame Omphale schlug den Spinnrocken zu einem großen Rade auseinander, wie ein Pfau, und bedeckte sich damit vom Gürtel bis zu den Augen. Mit diesen schaute sie den zitternden Herkules an, und so ging man zu Tische. Der Herr Feldzeugmeister besprach sich mit einigen wie Milchstraßen besternten Herren sehr eifrig, schenkte fortwährend Fritz und sich Champagner in große Kelchgläser, stellte ihn einigen zwanzig Personen vor: „Der einzige Sohn meines Freundes und Kriegsgefährten, Fritz von Schellendorf“, und unterbrach sich sehr oft in der Unterhaltung mit den Besternten um Fritz auf die Schulter zu klopfen und ihm zuzurufen: „Sie müssen uns sehr regelmäßig besuchen. Alle Sonntage und jeden Mittwoch ist Ihr Couvert gedeckt. Das sind unsere Jours. Sie können auch hier und da abends kommen. Ich werde schon für Ihr Avancement sorgen!“ Fritz wußte gar nicht, wie er sich gehaben solle, und wieso er solche Freundlichkeit verdiente.

Der große Mime, der nach Nordaus neuesten Forschungen kein Genie sein kann, eilte in der That auf die schöne Patronesse zu, und sie hatten sich irgend etwas anscheinend sehr wichtiges zu sagen, denn beide Theile waren sehr eilig und richteten bereits ihr Augenmerk auf andere, im Saale zwischen der Menge verschwindende Persönlichkeiten. — Jetzt riß sie ein Wirbelwind von Tanzenden auseinander.

„Und wie gefällt es Ihnen hier?“ Fritz erstaunte über die Gewandtheit seiner Führerin. Sie sah alles, hörte alles und wußte genau die letzte Silbe ihrer unterbrochenen Konversation mit ihm. Je klarer und selbstherrlicher sie war, desto mehr verwirrte sich sein Geist; Sie lag halb auf seinem Arm, er sah ihr schwarzes perlengeschmücktes Haar in Locken und Ringen auf den makellosen Nacken wallen; er sah ihre königliche Büste sich unter dem Eindruck des aufregenden Gesellschaftsspieles heben und senken.

„Nun?“ fragte sie auf dem beschwerlichen Rückzugswege zur Estrade. Fritz mußte sich erst besinnen.

„Wie es mir hier gefällt! Ach, gnädigste Frau Feldzeugmeisterin! Ich habe noch nichts gesehen, als . . .“

Sie schaute zu ihm auf, denn sie hatte ihren Sitz wieder eingenommen. „Als . . .“ fragte sie.

„Als — Sie — gnädigste Frau!“ fuhr es dem einfältigen Jungen heraus. Er fürchtete die unverschämteste Dummheit begangen zu haben. Alles war nun verloren. Entweder er hatte seiner Vorgesetzten eine Liebeserklärung gemacht, und sie beleidigt — oder, er hatte sie erst recht beleidigt, indem er ihr eine Grobheit ins Gesicht geschleudert.

Aber die Frau Freiin schlug ihn mit dem Fächer leicht auf den Arm und sagte gutmüthig: „Nun, da sehen Sie sich die Wiener und Wienerinnen einmal recht lange und in der Nähe an. Hier haben Sie die beste Gelegenheit dazu. Tanzen Sie ein paar Touren und in der Pause trinken Sie ein Glas Champagner an unserm Tische. Dort, in der Ecke, links!“

Sie deutete nach der Stelle. Welch' ein Arm!

Die geübte Salondame hatte wohl gesehen, was für einen Eindruck sie auf den armen Neuling gemacht. Mit Herzen spielen war ja ihre Lebensbeschäftigung. Wer weiß, wie lange man sie noch ausüben kann. Sie wußte, daß die Trennung ihn nur um so sicherer und willenloser in ihr Netz, das übrigens kein todbringendes war und sein sollte, zurückführen würde. Länger konnte sie ihn auch jetzt nicht um sich behalten und dann nahte dort der geckenhafte, aber einflußreiche Fürst Leuchtenthal. Er hatte sich in seinem bartlosen Gesicht ein Schnurrbärtchen wachsen lassen und zirbelte und zwirbelte unbarmherzig daran herum. Kaum war der Lieutenant Fritz von Schellendorf, dessen herkulischer und doch hocheleganter Gestalt die Freiin wohlgefällig nachsah, zwischen Fräcken und Uniformen verschwunden, so nahte Fürst Leuchtenthal und setzte sich neben Elwine. Er sprach lange mit ihr, benahm sich sehr — fürstlich ungenirt, spielte mit ihren Perlen, ihrem Fächer, faßte ihre Hand, flüsterte in ihr kleines Ohr, drückte ihr Spitzentuch an sein neues Schnurrbärtchen und küßte end-

lich, Abschied nehmend, nach einer halben Stunde, ziemlich lange ihre Fingerspitzen.

Für den armen Wiener-Neustädter Lieutenant, der wohl schon Bauernmädchen, Provinzdamen und Herzegowineserinnen gesehen und beobachtet, war das überlegene Benehmen der hohen Dame fascinirend. Sie that alles mit unnachahmlicher Grazie und er sah wohl, daß nichts und niemand sie beleidigen könne. Sie litt und duldete alles, auch den Fürsten Leuchtenthal, wie etwa die Liebkosungen ihres Papageis oder ihres Seidenpintschers, und wie es für ein Vergehen dieser angenehmen Hausthiere Strafen und leichte Züchtigungen gab, so ahnte Fritz den moralischen Fußtritt, den sie für einen Uebertreter der Sitte, des guten Anstandes, in Bereitschaft hatte.

Aber Fritz sah aus einem Winkel allem Cour- und Hofmachen zu. Er stand mit dem rechten Fuße auf glühenden Kohlen und mit dem linken auf echt englischen Nähnadeln. Wenigstens hob er einen nach dem andern fortwährend, nicht etwa, weil er auf Befehl mit den entzückenden, schlanktailligen Mädchen tanzte, die es ihm gar nicht übel genommen hätten, sondern, weil er ununterbrochen im Geiste wieder zu der schönen Vorgesetzten hinschritt. Aber viele Bewunderer kamen, blieben lange, und gingen. Fritz glaubte in sämmtlichen „bolge“ des Danteschen Inferno gewesen zu sein, zu welcher Sinnestäuschung die infernalische Hitze im Saale nicht wenig beigetragen, als Strauß endlich wieder einmal abklopfte und abtänzelte. Eine Bewegung, als ob jemand „Feuer“ gerufen, entstand im Saale und alles drängte zu den Tischen der Nebengalerien und Korridore. — Am Essen hängt, zum Essen drängt . . . .

Mühsam bahnte sich Fritz seinen Weg zu Elwinen, die indeß auf ihn zu warten schien. Sie grüßte ihn huldvoll, fragte rasch, ob er getanzt habe und mit wem, und als er schon die erste Frage verneinte, that sie sehr zornig und meinte, wenn er die Befehle seiner Oberen nicht besser auszuführen verstände, so würde er sich Stubenarrest, Festung und je nachdem infame Kassation vor dem ausgerückten Regimente zuziehen. Herkules sah in die teufelsschwarzen Augen dieser Omphale, deren Spinnrocken ein großer Schildpattfächer mit weißen Straußenfedern war, wie etwa ein vierjähriges Kind in die Augen der sich erzürnt stellenden Mutter. Die grausame Omphale schlug den Spinnrocken zu einem großen Rade auseinander, wie ein Pfau, und bedeckte sich damit vom Gürtel bis zu den Augen. Mit diesen schaute sie den zitternden Herkules an, und so ging man zu Tische. Der Herr Feldzeugmeister besprach sich mit einigen wie Milchstraßen besternten Herren sehr eifrig, schenkte fortwährend Fritz und sich Champagner in große Kelchgläser, stellte ihn einigen zwanzig Personen vor: „Der einzige Sohn meines Freundes und Kriegsgefährten, Fritz von Schellendorf“, und unterbrach sich sehr oft in der Unterhaltung mit den Besternten um Fritz auf die Schulter zu klopfen und ihm zuzurufen: „Sie müssen uns sehr regelmäßig besuchen. Alle Sonntage und jeden Mittwoch ist Ihr Couvert gedeckt. Das sind unsere Jours. Sie können auch hier und da abends kommen. Ich werde schon für Ihr Avancement sorgen!“ Fritz wußte gar nicht, wie er sich gehaben solle, und wieso er solche Freundlichkeit verdiente.

Elwine unterhielt sich mit ihrem rechten Tischnachbarn, einem angesehenen Bankier, der aber sehr hungrig schien.

„Erzählen Sie mir doch etwas von Ihren Erlebnissen!“ wandte sie sich wieder an ihren Partner zur Linken. Fritz kam alles, was er bis heute Nacht erlebt, so dumm, so einfältig, so uninteressant vor. Er sagte es und ahnte nicht, daß er damit eigentlich ein Plagiat an sich selbst begehe, sein: „Ich habe noch nichts gesehen, als!“ — wiederhole.

Elwine fühlte sich geschmeichelt.

„Und werden Sie thun, was mein Gemal Ihnen befiehlt?“ fragte sie.

„O, meine Gnädigste, bedenken Sie doch, infame Kassation vor dem Regiment!“ Sie lächelte. — Man trank, man kam endlich auf den Fürsten Leuchtenthal zu sprechen. Fritz wagte in seiner Naivetät und beginnenden eifersüchtigen Verliebtheit zu bemerken: „Ich bin überzeugt, gnädigste Frau, der Fürst betet Sie an!“

Elwine sah ihm voll und klar ins Gesicht und erwiderte bestimmt und halblaut:

„Ich liebe meinen Mann!“

Fritz fühlte, daß er eine neuerliche Dummheit gemacht, wenn nicht gar eine fr . . . Kühnheit gesagt hatte. Er saß da wie ein ausgezanktes Kind oder ein begossener Pudel, was sich bei seiner herkulischen Figur gar wunderlich ausnahm. Elwine hatte Mitleid mit ihm. Sie beschloß des armen, in der Großstadt sicher sich verlierenden jungen Mannes Erziehung zu übernehmen, ihn zu heilen, ohne sich zu exponiren.

„Uebrigens“, flüsterte sie ihm dann ex abrupto zu, „glauben Sie, daß man zweie lieben kann? Wirklich lieben? Ein Mann im Ernste zwei Frauen? Eine Frau, wirklich und wahr, zwei Männer?“ Sie sah ihn scharf an!

„Ich — ich weiß nicht!“ stotterte der Lieutenant. „Ich glaube indessen, wenn mich eine, wie — wie ich sie mir denke, wiederliebte — ich —“ . . .

„Brauchte keine zweite — wollen Sie sagen! Gewiß. Aber ist es nicht möglich, daß man jemand aus Neigung und Pflicht liebt, wie ich den Feldzeugmeister, meinen angestammten Herrn — und — doch, haben Sie zufällig die Novelle von Heyse gelesen — ich glaube, sie spielt am Genfer See und heißt: „Getheiltes Herz?“

„Gnädige Frau, ich habe das Buch gelesen, aber ich glaube ihm nicht, es hat mich nicht überzeugt. Wahre, echte Liebe . . . . es ist nicht möglich!“

Der Feldzeugmeister erhob sich und erklärte, daß es zwei Uhr sei und er nach Hause fahren wolle. Er fragte den Lieutenant: „Wo wohnen Sie!“

„Zu Befehl, Herr Feldzeugmeister, in der Grillparzerstraße!“

„Und wir in der Bartensteingasse. Wenn Sie wollen, können Sie mit uns fahren!“ — Elwine saß in weiße Pelze gehüllt, mit ihrem Gatten im Wagen, vor ihnen der glückselige Lieutenant. Man sprach wenig. Die Gummiräder rollten doch fast lautlos über den Schnee! Jetzt wurde Fritz abgesetzt. Elwine reichte dem schon im

fußhohen Schnee stehenden die gantirte Hand, lachte glockenhell und sagte: Es ist doch möglich! Betäubt gelangte Fritz an sein Hausthor, zog die Klingel und fragte sich: Warum lachte Sie?

Die Todten der Reklame.

(Wien, im Jänner.)

Eine entsetzliche Kunde war es, welche Christine Nilsson auf ihrer letzten Tournée nach Oesterreich-Ungarn vorausgeeilt war. Tausende waren zu ihrem Hôtel in Stockholm geströmt, um den Gesang der schwedischen Nachtigall zu hören. Christine Nilsson erschien auf dem Balkon, ließ ihre sinnberückenden nationalen Lieder ertönen und ein Riesenaufschrei drang von dem Platze zu ihr hinauf, der Jubelruf der Begeisterung, welcher in dem Röcheln der im Massengewühle Erdrückten markerschütternd ausklang. Die Todten Christine Nilssons riefen das Entsetzen und das tiefste Mitleid der Welt für deren Hinterbliebene wach; der Schmerz und die Trauer der Künstlerin um die Opfer ihres Gesanges wetteiferten aber mit dem thatkräftigsten Bestreben, das beklagenswerthe Loos der Trauernden zu erleichtern. Die nichts achtende, nimmer rastende Reklame bemächtigte sich aber sofort dieser Todten, und sie verstand es, für die Künstlerin ein Interesse zu entfesseln, welchem dieselbe in den Kreisen der Schwärmer vor zwanzig Jahren kaum begegnet wäre. Diese Schwärmer von einst stürmten in den Konzertsaal nur von der Neugierde getrieben, diese schuldlose singende Massen-Mörderin zu sehen. Das Geschäft kam dabei nicht zum Nachtheil.

Adelina Patti hatte bisher im reichsten, weit größeren Maße, als ihre Rivalin aus Schweden, sich der nur erdenklichsten Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen, welche wirkliche Begeisterung und Reklame zu erwirken vermögen. Wie vor Christine Nilsson lagen auch ihr Fürsten und alle anderen Kategorien von Hochgeburten zu Füßen, rasten und seufzten sich in hoffnungsloser, verzehrender Liebesglut vielleicht die Schwindsucht an den Hals; wie über Christine Nilsson ergossen sich auch über sie Diamantenwolkenbrüche; einen „Kunstmord" hatte aber die Göttliche noch nicht in dem Repertoire ihrer gesanglichen Wirkungen zu verzeichnen und die Todten ihrer schwedischen Rivalin ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Wie sie war auch Christine Nilsson nach Wien gekommen, um von den Wienern in einem einzigen Konzerte Abschied zu nehmen. Unter welch' gänzlich anderen „Auspizien" wie sie betrat aber Christine Nilsson die Bretter!

Die unersättlichste Neugierde des Publikums, die Frau zu sehen, für deren Kunst erst kurz zuvor Hunderte in den ungeahnten Tod gegangen waren, begrüßte Christine Nilsson bei ihrem Erscheinen. Abgesehen von ihrer noch immer als unerreicht gerühmten Kunst und Schönheit der Stimme, wußten sich aber die Wiener bei dem Auftreten Adelina Pattis in ihrem Adieu a Vienne-Concerte nichts interessanteres zuzuflüstern, als daß sich kurz vorher Frau Niccolini von ihrem Gatten gegen eine bedeutende Abfindungssumme in Paris scheiden ließ, um Adelina Patti den Weg zum endlichen Besitze dieses

Mannes frei zu lassen. Auch bei dem zweiten, aus diesem Adieu-Konzerte herausgewachsenen Auftreten der Diva im Opernhause ging dem Erscheinen derselben nur ein Gezischel über die einstige Marquise de Caux und die jetzige wieder schlicht bürgerliche Patti voraus.

Die Diva verließ Wien, um den Rumänen in Bukarest den Kopf zu verdrehen. Sie lechzte aber nach einem allerletztesten Abschiede von Wien und sollte derselbe wirklich ohne jeden sensationellen Vor- oder Beigeschmack verlaufen?

Christine Nilsson hatte ihre sensationellen Todten weg; von Adelina Patti wußte sich aber die Welt nichts zu erzählen, was nicht schon längst in der mitunter pikantesten Art von der Presse und dem Klatsche variirt worden wäre.

Da kam dem Sehnen der Diva das Schicksal in der Gestalt eines simplen, aber sehr kunstbegeisterten Theaterarbeiters entgegen.

Wie eine Geschichte aus Bukarest, welche einem hiesigen Blatte vertraulich zuging, erzählt, hatte sich ein von der „Lucia" der Patti ganz bezauberter Arbeiter des Bukarester Theaters zu weit über die Brüstung der den Schnürboden entlang laufenden Galerie gebeugt, um auch seine glühenden Blicke in das Antlitz der Göttlichen zu versenken. Der Arme verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber herab. Hinter einer Coulisse stand mit ihrem Kinde auf dem Arme die Frau des Arbeiters, dessen mit voller Wucht herabstürzender Körper auch sie mit dem Kinde niederschmetterte.

Adelina Patti hatte von der Bühne aus den entsetzlichen Vorfall wahrgenommen; schon wollte ein Schrei des Schreckens ihren Lippen entschlüpfen. In diesem furchtbaren Augenblicke raffte die Künstlerin aber alle ihre moralische und physische Kraft zusammen, denn sie empfand, daß ein Schreckensruf aus ihrem Munde das überfüllte Haus, welches keine Ahnung von dem Vorfalle hinter der Coulisse hatte, in eine Panik versetzt haben würde, deren Folgen unabsehbar gewesen wären und sang weiter.

Die Königin von Rumänien, welche von dem tragischen Ereignisse und von der heroischen Aufopferung der Patti Kenntniß erlangt hatte, heftete tiefgerührt der Künstlerin die große silberne Rettungsmedaille an die Brust; denn die Diva hatte durch ihre Unerschrockenheit allerdings Hunderte aus dem Publikum gerettet, die elendiglich erdrückt worden wären, wenn das Publikum geglaubt hätte, die Patti hätte wegen eines etwa auf der Bühne ausgebrochenen Brandes aufgeschrieen und wenn es in diesem Glauben nach den Thüren gedrängt hätte. Diesem wenn — hätte und wäre beugte aber der Muth der Göttlichen vor und so kam es, daß auch Adelina Patti, bevor sie nach Wien zum letzten Abschied kam, ihre Todten und noch dazu eine Rettungsmedaille hatte.

Leider vermochten aber diese Todten und diese Rettungsmedaille gar nichts zur Erhöhung des Effektes bei diesem allerletzten Abschied beizutragen.

Ein heftiger Rachenkatarrh befiel die Diva, das Konzert wurde abgesagt, die für dasselbe an den Kassen bereits eingezahlten Entréegelder im Betrage von 11,000 Gulden wanderten in die Taschen der

Patti-Enthusiasten zurück, um eine andere karnevalistische Verwendung zu finden.

Die Bukarester Todten und die Rettungsmedaille der Diva aber erwiesen sich nur als eine wirkungslos verpuffte Reklame.

Louis Poyßl.

Nippsachen.

Die Telegraphie der Neger. Bei den Negerstämmen der Westküste ist eine Art akustischer Telegraphie im Gebrauche, welche es trotz ihrer Einfachheit den Schwarzen ermöglicht, bestimmte Nachrichten mit unglaublicher Schnelligkeit im Lande zu verbreiten. Aus großen Holzstücken ausgehöhlte Trommeln länglich cylindrischer Form geben beim Anschlagen einen weithin hörbaren Ton. Die Neger haben nun ein ganzes System ausgesonnen, vermittels dessen sie durch bestimmte Signale gewisse Begriffe den entfernter Wohnenden mittheilen können. So berichtet Dr. Mähly, daß ihm einstens auf diese Weise der soeben erfolgte Tod eines Häuptlings auf eine Entfernung von 6 Stunden hin sei bekannt gegeben worden. Die Kunst des Signalisirens ist lediglich Sache der erwachsenen Freien; wenn die männliche Jugend ein gewisses Alter erreicht, wird sie sorgfältig darin unterrichtet, während Weiber und Sklaven dieselbe nicht erlernen dürfen.

Der „Landesvater." Aus Mangel an interessanterem Stoff beschäftigt sich die deutsche Presse jetzt mit der Ergründung des Ursprungs des studentischen Brauches, beim Abfingen des „Landesvaters" das Cerevis zu durchbohren. Hieran knüpft sich folgende köstliche Anekdote: „Ein in einer süddeutschen Universitätsstadt studirender Student hatte eine von mehreren „Landesvätern" durchstochene Mütze in die Ferien ins elterliche Haus mitgebracht. Eines Tages traf er seine Schwester am Arbeitstisch, die eben daran war, diese Löcher, von deren heiliger Bedeutung sie natürlich keine Ahnung hatte, zuzunähen. Er riß ihr die Mütze aus der Hand mit den Worten: „Um Gottes willen, was willst Du denn da machen? Das sind ja „Landesväter", die darf man nicht zunähen!" — Man denke sich das verblüffte Gesicht der Guten, als sie erfuhr, daß diese Löcher „Landesväter" seien! Derselbe Freund brachte aber in den nächsten Ferien auch ein Paar zerrissene Hosen mit, und als seine Mutter sich hinsetzte, um dieselben auszubessern, rief die Schwester, die das bemerkte, ihr zu: „Um Gottes willen, Mutter, da darfst Du nichts d'ran nähen, das sind „Landesväter!"

Eine Glühlichtlampe, die sich von der berühmten Edison'schen sehr wesentlich unterscheidet, hat Max Müthel in Berlin konstruirt. Ein Hauptübelstand bei der Edison'schen Lampe ist die Nothwendigkeit, einen luftleeren Raum zu schaffen, in welchem die Kohlenfaser erglüht. Das Leerpumpen der Glaskugeln ist eine schwierige Arbeit, und es ist auch schwer, die Kugeln längere Zeit luftleer zu erhalten, weshalb die Lampen einer periodischen Erneuerung bedürfen. Bei der Müthel'schen Lampe glüht der Elektrizitätsleiter hingegen in freier Luft. Der lichtgebende Bügel besteht aber auch nicht aus Kohle — ein solcher Kohlenbügel brennt in freier Luft bekanntlich nur einige Sekunden — sondern aus einem Gemenge von Platinmoor und Iridiummoor mit den Oxyden des Calciums, Magnesiums, Zinks ꝛc. Dieses Gemenge wird mittels hydraulischen Drucks in Fäden von beliebigem Querschnitt umgewandelt. Der glühende Faden wird, zum Schutze gegen Stöße und dergl., mit einer Glocke aus weißem Milchglas umgeben.

Die längsten Brücken der Welt. Unter den großartigen Brückenbauten, mit welchen die Aera der Eisenbahnen die Welt beglückt hat, nimmt den ersten Rang ein das Eisenbahnviadukt, welches Venedig mit dem Festlande verbindet. Auf 222 Bogen ruhend, führt der Eisenweg in einer Länge von 3603 m die Züge in 8—9 Minuten über das Wasser hinüber; erbaut wurde die Brücke in den Jahren 1841—1845.

Die zweitlängste Brücke war diejenige, welche die Ufer des Tay in Schottland in einer Länge von 3155 m verbindet; 85 metallene Pfeiler trugen den Bahnkörper. Eingeweiht im Jahre 1878, hatte die Eisenbahnbrücke bereits im Jahre 1879 das Unglück, bei Anlaß eines heftigen Sturmes, als eben ein Zug über sie hinwegbrauste, zusammenzustürzen, wobei mehr als 80 Personen den Tod fanden. Man hat inzwischen die Brücke wieder aufgebaut, hoffentlich wird dieselbe von ähnlichen Unglücksfällen verschont bleiben.

Den dritten Rang nimmt ein die Brücke über den St. Lorenzstrom bei Montreal.

Sie verbindet diese größte Stadt Kanadas mit den von der Union kommenden Bahnlinien. Sie hat eine Länge von 2637 m und eine Höhe von 20 m über dem Hochwasserstande. Vierundzwanzig Bogen von je 78 m Spannweite und ein Bogen von 106 m Spannweite tragen eine gewaltige eiserne Röhre, in welcher die Züge dahinbrausen. Sie kostete ungefähr 40 Millionen Franken, und mehr als 200 an ihrem Bau beschäftigte Menschen sind Opfer der Arbeit geworden.

Die Brücke von Parkusburg (West-Virginien)	hat	2147	m
„ „ „ St. Louis (über den Missouri)	„	1993	„
„ „ zwischen Brooklyn und New-York	„	1826	„
„ „ bei Louisville (über den Ohio)	„	1625	„
„ „ über den Firth of Forth bei Edinburg	„	1500	„
„ „ bei Philadelphia (über den Delaware)	„	1500	„
„ „ „ Sspran (Wolga)	„	1484	„
„ „ „ Moerdyk am Hollandsdiep	„	1478	„
„ „ „ Jekaterinoslaw (Dnjepr)	„	1264	„
„ „ „ Kiew (Dnjepr)	„	1081	„
„ Nilbrücke (Deltaspitze)	„	1006	„
Der Damm durch den Zürchersee bei Rapperswil	„	1005	„

Fünf weitere Brücken sind zwischen 900 und 1000 m lang, vier zwischen 800 und 900, sieben zwischen 700 und 800, vier zwischen 600 und 700, acht zwischen 500 und 600 und sieben zwischen 400 und 500 m. — Im ganzen giebt es über 50 Brücken, welche länger sind als 400 m.

Tiroler Sänger. Daß Leipzig die Wiege der Idee gewesen ist, mit Tiroler Sängergesellschaften die Welt zu durchwandern, erzählt ein aus Anlaß des Todes der Sängerin Christine Rainer im „Leipziger Tageblatte" erschienener Artikel. „In Leipzig", heißt es darin, „erhielt der alte Rainer, der Oheim, beziehentlich Großonkel der heutigen Familie, die erste Anregung zu musikalischen Vorführungen. In den zwanziger Jahren wohnte er in Leipzig einem Konzerte von vier Pseudo-Tirolern bei, an denen rein gar nichts echt war. Der alte Zillerthaler Viehhändler, denn das war Joseph Rainer, sen., seines Zeichens, beschloß in seiner Indignation über diese Verballhornung der Nationalität und der Volksweisen Tirols, daheim eine Sängertruppe zu sammeln, um „den Deutschen hier außen im Reiche" einmal zu zeigen, was Tiroler Gesang eigentlich zu bedeuten habe. Das Experiment, ein Wagniß, gelang überraschend, v. Küstner ließ die Rainer wiederholt im Stadttheater konzertiren. Die fünf Geschwister machten aber vollends in London, wohin sie sich wandten, ihr Glück. König Georg IV. von England zeichnete sie aus und beschenkte jeden „seiner Tiroler", wie er sie nannte, beim Abschied mit einem gestickten silbernen „Ranzen" (Leibgürtel), auf dem das großbritannische Wappen massiv angebracht war. Aus England brachten die Geschwister von dieser Reise ihre 56,000 Gulden mit nach Hause. Joseph Rainer, der Unternehmer, kaufte sich den adeligen Hof Hacklthurn und richtete ihn zu einem Gasthofe ein, Felix und Marie Rainer erwarben zwei Bauernhöfe, Franz und Anton wurden Postmeister zu Fügen, dem Heimatsorte, und in Schwaz. Die weiteren Fahrten und Schicksale der Familie, deren Haupt jetzt Ludwig Rainer, ein Sohn der Marie Rainer und ihres Vetters Joseph ist, sind bekannt.

Das große Loos. Es ist abends acht Uhr. Da, wo die Gartenstraße in den Marktplatz einmündet, geht ein junger Mann von etwa 25 Jahren unruhig auf und ab. Er scheint jemanden zu erwarten und bereits sehr ungeduldig zu sein, denn alle Augenblicke blickt er auf seine Uhr. Da nähert sich ihm ein Mädchen und mit schnellen Schritten eilt er auf dasselbe zu.

„Guten Abend, Bertha! Wie lange Du mich heute warten ließest! Ich vergehe fast vor Ungeduld, denn ich habe Dir eine sehr erfreuliche Nachricht mitzutheilen."

Das Paar ging Arm in Arm weiter, und während das Mädchen begierig nach der Neuigkeit fragte, rief der junge Mann einen vorbeifahrenden Kutscher an; sie stiegen in den Wagen.

„Du weißt", begann der junge Mann, „heute Morgen war die Ziehung der Lotterie, von welcher ein jedes von uns ein Loos hat."

„Nun?" — fragte gespannt das Mädchen.

„Nun, wir haben das große Loos mit 100,000 Mark gewonnen!"

Bertha sah sprachlos ihren Geliebten an; sie wußte nicht, sollte sie ihm glauben, oder nur annehmen, er treibe Scherz.

Der junge Mann fuhr fort:

„Es ist kein Scherz, sondern voller Ernst; ich habe mich genau überzeugt. Wir, die wir gestern nicht viel mehr als unsere Liebe unser Eigenthum nennen konnten, sind jetzt 100,000 Mark reich. Weißt Du, was das heißt? Das heißt, daß wir unsere Stellungen in den Geschäften aufgeben können. Mit einem Theil der gewonnenen Summe richten wir uns ein kleines Geschäft ein, das wir zusammen betreiben, der andere Theil, sicher angelegt, wird uns ein behagliches Leben sichern. Und was noch das Beste ist: nun dürfen wir doch bald an die Erfüllung unseres Herzenswunsches, an unsere Heirat denken..... Aber was ist Dir denn? Du bist ja ganz still!"

In der That hatte das Mädchen während der ganzen Zeit schweigsam dagesessen und bewegungslos vor sich in den Wagen geschaut.

„Du hast bisher ganz vergessen, zu sagen, wer von uns beiden das große Loos gewonnen hat!"

„Du hast es gewonnen", erwiderte er, mit einem forschenden Blick auf seine Begleiterin; „aber macht denn das einen Unterschied? haben wir bisher nicht auch immer alles gemeinschaftlich gehabt? und ist denn das von irgendwelcher Bedeutung, da wir ja in Kürze für das ganze Leben verbunden sind, und Güterunterschiede gar nicht existiren werden?"

„Ich denke, mit dem Heiraten hat es keine so große Eile!" warf das Mädchen ein.

„Wie, Bertha, ist denn das Dein Ernst? Oder liebst Du mich denn nicht mehr?"

„O doch!" erwiderte Bertha etwas langsam; „aber bisher hatte es Dir nicht so sehr pressirt, und Du verschobst unsere Heirat von einem Zeitpunkt auf den anderen. Jetzt, da ich reich bin, kannst Du es nicht mehr erwarten."

„Bertha", klang es vorwurfsvoll vom Munde des jungen Mannes. „Konnte ich denn für die nächste Zeit daran denken, Dein Schicksal an das meinige zu ketten, da wir beide ohne Vermögen waren?"

Es entstand eine drückende Pause, dann ergriff das Mädchen das Wort.

„Ich glaube überhaupt, Max, wir passen nicht mehr zusammen. Ich bin jetzt ein Mädchen mit einer bedeutenden Mitgift, die mich berechtigt, größere Ansprüche zu machen, als bisher, und ich möchte dieselben geltend machen. Du weißt, ich war immer genußsüchtig und liebe das Leben im größeren Stil. Nun möchte ich einen Mann, der eine gesellschaftliche Stellung hat und mir auch eine solche bieten kann, einen Mann, der mich in die vornehme Gesellschaft einführen und durch welchen ich eine Rolle spielen kann. Es ist auch für Dich das beste, daß wir uns trennen", schloß das Mädchen kühl.

Der Wagen hatte mittlerweile angehalten; das Paar stieg aus.

„Bertha", sagte Max und seine Stimme klang wie verzweiflungsvoll, „Bertha, ist das Dein letztes Wort?"

„Mein letztes, und nun lebe wohl!"

„So, mein Fräulein", warf jetzt mit veränderter Stimme der junge Mann ein, „es freut mich, Ihre wahren Gesinnungen noch zur rechten Zeit kennen gelernt zu haben. Erfahren Sie nun, daß nicht Sie das große Loos gewonnen haben, sondern daß ich dieser Glückliche bin. Adieu!"

Und er grüßte höflich und ging.

Salon-Büchertisch.

Hogarths Werke. In der Verlagsbuchhandlung von A. H. Payne, Reudnitz-Leipzig, erscheinen in dritter Auflage Hogarths Werke. Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen. Mit Text von G. Ch. Lichtenberg. Vollständig in circa 32 Lieferungen von à 1 Mark.

Im Gebiete der Kunst aller Nationen und Zeiten steht Hogarth in seiner Art wohl einzig da! Der unschätzbare Gehalt seiner köstlichen Schöpfungen wird durch den Wandel der Zeit und in seiner ewig neuen ergötzlichen oder erschütternden Wirkung nicht abgeschwächt, in welcher Form und Mode auch die unerschöpfliche Proteus-Natur des Menschen im Laufe der Zeiten zur Erscheinung kommen mag.

Mit unübertroffenem Witz und Scharfsinn zeichnet Hogarth den Menschen; er scherzt und spottet mit sprudelndem Humor und unwiderstehlicher Komik und deckt die geheimsten Falten des Menscheninnern auf, um edle Begeisterung für Wahrheit und Tugend, oder um Entsetzen vor dem Laster und Verachtung von Thorheiten hervorzurufen. Die vorliegende Ausgabe von Hogarths Werken ist die einzige deutsche,

welche die Kupfer in vollendeter Ausführung bringt, während andererseits die Bilder nur in Konturen erscheinen. Der reine scharfe Druck der Stiche, die wirklich prächtige Ausstattung, sowie der überaus billige Preis, 1 Mark pro Lieferung, sind weitere Vorzüge, welche diese neue revidirte und vervollständigte Ausgabe besonders empfehlenswerth gestalten und den vielen Verehrern Hogarths eine willkommene Gelegenheit zur Anschaffung bieten.

Schwizer-Dütsch. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Zürich, Verlag von Orell, Füßli & Co.

Von dieser dankenswerthen Sammlung, die in ernsten Bildern und in harmlosem, kindlichem Humor uns das Volks- und Gemüthsleben der Schweizer vorführt, sind wir und das lesende Publikum durch eine ganze Reihe neuer Hefte (26—37) erfreut worden. 26, 27, 28 „Für d'Chinderstube" bringt in Prosa und Poesie aus den Mundarten der Schweiz: Wiegenlieder, Kinderlieder mannichfaltigster Art, Märchen und noch vieles andere. 29, 30 Bilder aus dem Volksleben des Vorder-Prättigaus alter und neuer Zeit (von Michael Kuoni); 31, 32 aus dem Kanton Luzern (2. und 3. Heft); 33 aus dem Kanton Thurgau (2. Heft); 34 aus den Kantonen St. Gallen und Appenzell (2. Heft); 35, 36 aus den Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden (2. und 3. Heft); 37 aus dem Kanton Bern (3. Heft). Auf den internationalen Werth und die Gediegenheit des „Schwizer-Dütsch" haben wir und andere Zeitschriften schon so oft in anerkennendster Weise hingewiesen, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wenn wir uns hier noch des weitern ergehen wollten. Diese Sammlung bildet den Schmuck jeder Haus-, Familien- und Volksbibliothek!

B.-R.

In die Natur. Biographien aus dem Naturleben für die Jugend und ihre Freunde von Hermann Wagner. Neu bearbeitet von H. Huth. 6. Auflage. Bielefeld, Verlag von August Helmich.

Zu den beliebtesten populär naturwissenschaftlichen Schriftstellern gehört neben Tschudi, Masius, Roßmäßler, Ruß auch der am 28. Juni 1879 verstorbene Hermann Wagner, der Zusammensteller von Herbarien, der Verfasser der „Entdeckungsreisen" (in Haus und Hof, in der Wohnstube, im Wald und auf der Haide, in Feld und Flur, in der Heimat), „Im Grünen", und neben noch anderen des vorliegenden Büchleins, auf das kürzlich die Regierung zu Stettin als besonders empfehlenswerth für Jugendbibliotheken hinwies. In 24 Biographien werden Gegenstände aus dem thierischen, pflanzlichen und mineralischen Naturreiche vorgeführt, und diese Biographien zeichnen sich durch vortreffliche klare Darstellung, leichte Faßbarkeit und edle Sprache aus. Das Werkchen, dem auch ein Porträt Wagners und ein Holzschnitt von H. Süs beigegeben ist, sei allen Familien, Schülerbibliotheken und Lehrern, die in Naturkunde unterrichten, angelegentlichst empfohlen.

B.-R.

Das neue Jahrhundert. Quartalsschrift für innere Kultur. Herausgegeben und redigirt von Dr. Hermann Eichborn. Verlag von Baumert & Ronge, Großenhain in Sachsen. Preis pro Vierteljahrsheft von 6 Bogen gr. 8° 1 Mark 50 Pf.

Eine neue, elegant ausgestattete, aber im Verhältnisse zu dem, was sie bietet, theure Zeitschrift. Ihr Inhalt ist zwar recht nett und außerordentlich moralisch, ob aber für ihr Erscheinen ein wirkliches Bedürfniß vorlag, bleibe dahingestellt. Sie scheint sich unter anderm auch gegen die viel angefeindete Vivisektion zu richten und ist bestrebt in Prosa und Poesie für das „neue Jahrhundert" recht gute und liebe Menschen heranzubilden, was sehr lobenswerth ist und worin wir ihr die besten Erfolge wünschen.

B.-R.

Knittelverse eines Elsässer Propheten. Von Alexander Weill. Wenn wir diesem Pamphlet, das in frechster Weise das Christenthum besudelt und Deutschland beschimpft, überhaupt die Ehre erweisen, es zu nennen, so geschieht dies nur, um eindringlichst davor zu warnen. Es ist im Selbstverlage des Verfassers in Paris erschienen: natürlich, kein nur halbwegs anständiger deutscher Verleger würde zu dieser Sudelei seinen Namen hergeben; aus demselben Grunde scheint sich auch die Druckerei geschämt zu haben, ihre Firma zu nennen, folglich verstößt das Ding schon an und für sich gegen das Preßgesetz. Für solche schändliche Machwerke müßte es eine strenge gehandhabte Zensur geben!

B.-R.

Gegen den Strom. Gedichte von Hartwig Köhler. Dritte, veränderte Auflage. Leipzig, Alfred Krüger.

Gedichte, lyrische Gedichte in dritter Auflage! Das verspricht etwas gutes und Köhlers Gedichte sind dies auch wirklich. Ihr kerniger, kräftiger, doch glattfließender, inniger Ton erinnert an Freiligrath oder Rückert, aber

Ein anderes Lied verlangen unſ're Tage,
Der neue Geiſt muß brechen mit dem alten,
Heut herrſcht die That, nicht Träumerei und Sage!

Deshalb entnimmt der Dichter unserer Zeit seine Themata und behandelt sie im echt poetischen Geiste und fern von aller Sentimentalität mit schneidiger Energie:

Und wenn Ihr auch mein freies Haupt
Gebeugt ins Arbeitsjoch,
Mir Sonne, Wald und Luft geraubt —
Ich leb' und ſinge doch!

In den Abtheilungen: Leben und Streben; die schönste Zeit; unter Trauerweiden; Gestalten herrscht der ernste Ton vor; aber in den „Genrebildern" lernen wir auch des Dichters Humor kennen. „Des Burschen Auszug" sollte in seiner leicht sangbaren Weise im deutschen Kommersbuche Aufnahme finden, und zum Schlusse wünschen wir dem Dichter nicht nur eine baldige vierte Auflage, sondern auch die Erfüllung seines Herzenswunsches: „Aber Locken muß ſie tragen!" d. h. nicht die neue Auflage, sondern seine zukünftige Ehegärterin. B.-R.

Unſer Bildertiſch.

Militäriſche Equipirung. (Mit Illustration.) Armee und Kirche leben gewöhnlich in gutem Frieden miteinander, das zeigt unser Bildchen „Militärische Equipirung". Der ehrwürdige Pater, der die Kinder, welche Soldaten spielen, militärisch equipiren hilft, ist einer jener versöhnlichen echt humanen Geistlichen, die sich herzliches Interesse für die Welt und insbesondere die Kinderwelt bewahrt haben. Aus seinen Augen spricht wahre Freude über die muntere Kindlichkeit der tapferen Kleinen, die ihrerseits mit fröhlicher Ehrfurcht zu dem jovialen geistlichen Herrn emporblicken.

Kleine Schäkereien. (Mit Illustration.) Christine und Marie Anne, die beiden schmucksten Dirnen im ganzen Dorfe, sie sind vertraute Freundinnen, schon seit der Kindheit Tagen, trotzdem daß Marie Anne des reichen Bergwirths einzige Tochter, Christine aber nur eine arme Bauerndirne ist, die bei ihm im Dienste steht. Sie halten treu zusammen in allem; will die Marie Anne abends ihren Schatz draußen im Garten zum Stelldichein empfangen, so weiß die Christine gewiß etwas ausfindig zu machen, daß es der Vater Marie Annes, der jähzornige Bergwirth nicht merkt. Und so umgekehrt, denn auch Christine hat eine stille Liebe, und zwar den reichen Gutsbesitzerssohn drüben vom nahen Dorfe, um welchen sie so viele Dirnen im Orte beneiden.

Doch wie es nun einmal so ist im Leben, die schwarzen Feueraugen der Christine mögen es ihm wohl angethan haben, daß er nicht von ihr lassen kann.

„Weiß schon", sagt am Morgen die als böse Sieben bekannte, reiche Gutsbesitzerin drüben im Dorfe, zu ihrem Sohn, dem Seppel, „kannſt nicht vorbeigehen am Berggut, ohne daß Du Deine Naſe zum Fenſter hineinſteckſt, jeden Morgen und Abend ſtehſt Du da drüben, um mit der nichtsnutzigen Dirne zu plaudern." — „Und Mittags auch manchmal noch, Mutter, das haſt vergeſſen", erwidert der Seppel schnell, verschmitzt lachend, und eilt seinen Hut von der Wand nehmend, zum Aerger der Alten schnell hinüber über den Wieſenſteg, zum nahen Dorfe, in welchem das Berggut liegt.

Christine aber schaut dem Geliebten heute grollend entgegen. Hat er doch am letzten Kirchweihfest mit einer andern so schön gethan, und das hat sie mächtig verdroſſen, trotz dem Zuſpruch der Freundin, der verständigen Marie Anne. Und deshalb auch will sie, als sie ihn jetzt über die Wiese plötzlich ankommen sieht, sich schnell vor dem Abtrünnigen verstecken, der eben von jenseits zur Thür eintreten muß. Der Seppel aber, nun er ist noch klüger als die schlaue Christine, denn schon ist er auf einen andern

Gedanken verfallen, und ob er gleich weiß, daß die Geliebte ihm grollt, so denkt er doch, als er jetzt herniederschaut zu ihr, die erwartungsvoll an der Thür seiner harrt:

„Na, gut ist sie mir trotzalledem immer noch, das weiß ich, denn es giebt ein altes Sprüchwort und das heißt: „Was sich liebt, das neckt sich." L. M.

Am Grabe.

(Mit Illustration.)

Der Mond scheint auf den Friedhof,
Er schimmert in bleicher Ruh —
Wer schleicht sich durch die Gräber
Und lacht und singt dazu?

Zwei Kinder schauen voll Neugier
Ins offne Grab hinein,
Der schwarze Schlund er läd't sie
So seltsam zum Spielen ein.

Sie lachen und werfen neckend
Die Schollen ins offne Grab,
Sie ahnen nicht, wer morgen
Hier ablegt den Wanderstab.

Im Haus von Blumen umschimmert
Schläft ihre Mutter gar gut;
Sie ahnen nicht wer morgen
Hier aus für immer ruht.

Wilhelm Walloth.

Erwartung.

(Mit Illustration.)

Der Abend sinkt so wonnereich hernieder,
Zur Ruh geht alles, nur mein Herz noch wacht,
Es klopft so sehnsuchtsvoll mir unterm Mieder,
Da ich, Geliebter, Dein gedacht.

Gar stolzem Herren gab ich mich zu eigen;
Schon nahet er — und winkt mir lächelnd zu!
Mein Herr, mein Hort, o laß mein Haupt mich neigen
An Deine Brust in sel'ger Ruh!

Erklärung. Der in Heft III. des laufenden Jahrganges des „Salon" enthaltene Aufsatz: „Zwischen Rhein und Weser" ist nicht, wie es daselbst irrthümlich heißt, von D. Colonius verfaßt, sondern von dem weiland Staatsanwalt **Plaßmann** in Arnsberg, späterem Justizrath und Notar in Hamm i. W.

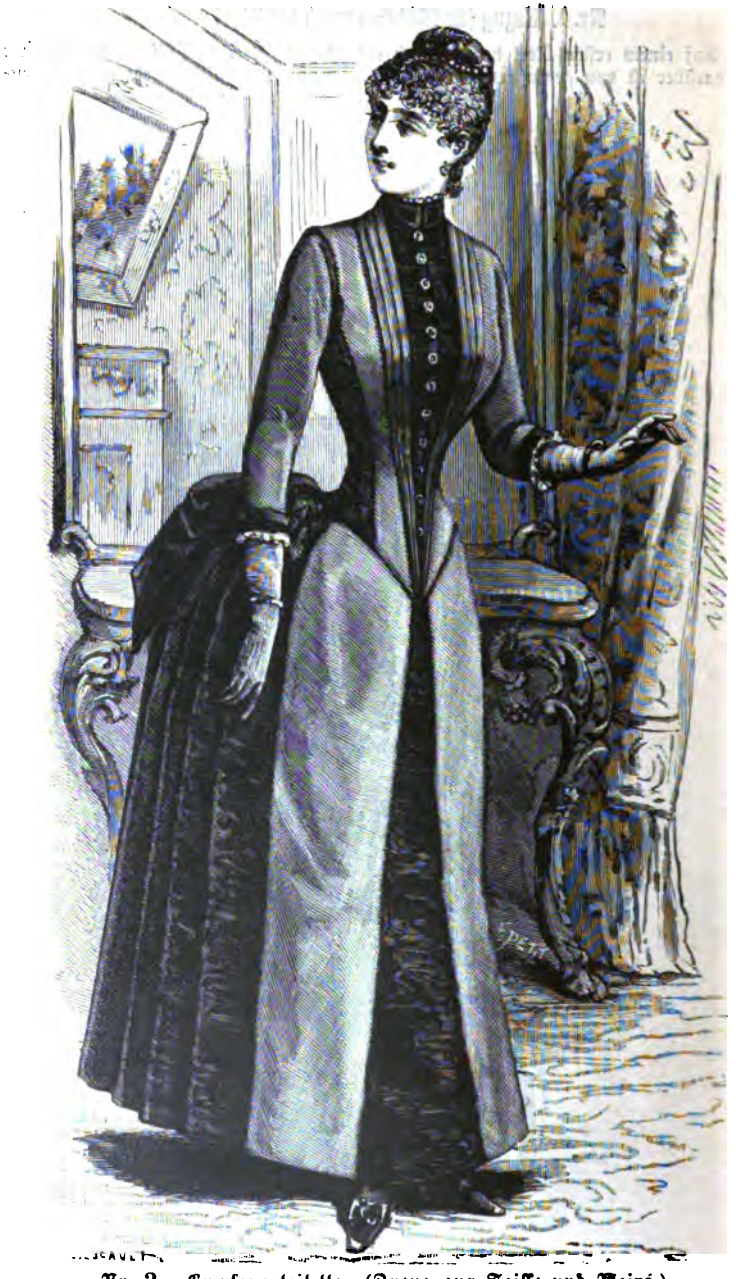
Neueſte Moden.

Nr. 1. Anzug für Mädchen von 7 bis 8 Jahren.

Auf einem erſten Rock befindet ſich ein glatter Streifen Plüſch. Ein zweiter Rock darüber iſt von gemuſtertem Pekin. Die Tunikapolonaiſe beſteht aus Wollen-

Nr. 1. Anzug für Mädchen von 7 bis 8 Jahren.

bouclé. Die Vordertheile sind in Falten von der Schulter nach der Taille geordnet, nach links gekreuzt und mit einer Agraffe von Holzperlen befestigt. Die Ueberschläge am untern Theile der Vordertheile sind von Plüsch und mit Passementen und Holz-



Nr. 2. Empfangstoilette. (Anzug aus Faille und Moiré.)

perlen befestigt. Der Latz ist ebenfalls von Plüsch und am Hals mit Holzperlen verziert, gleichwie die Aermel am vordern Rande Plüschaufschlag mit Halsperlenverzierung haben. Der Rücken ist glatt anliegend und das Rocktheil wieder nach oben

Nr. 3. Empfangs-Anzug.

Nr. 4. Mantel. Nr. 5. Zanhong für Theater und Ball.

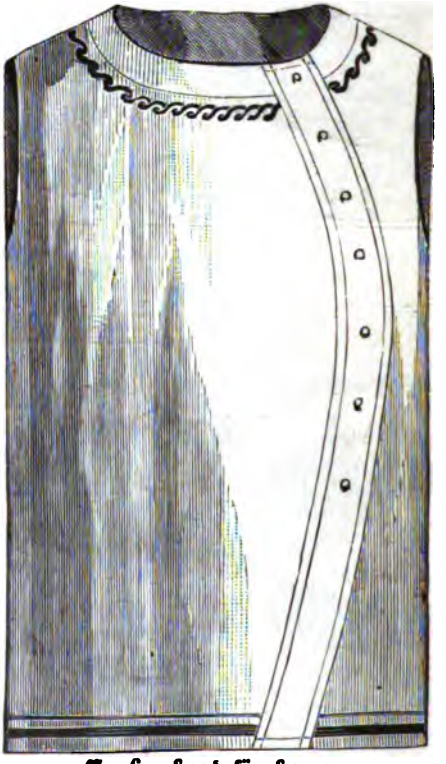
Nr. 4. Mantel.

Nr. 5. Umhang für Theater und Ball.

zurückgenommen und in Falten arrangirt. Die Strümpfe sind von Seide in zwei Farben dem Kleide entsprechend gewählt; dazu Lackschuhe mit farbigen Schleifen. Im Haar eine dazu passende Schleife.

Nr. 2. Empfangstoilette. (Anzug aus Faille und Moiré.)

Auf einem falschen Rock befindet sich ein zweiter Rock aus hellfarbigem Moiré, derselbe ist in der Taille in dicke Falten genommen und auf dem ersteren befestigt. Auf den Vordertheilen, welche glatt genommen sind, befinden sich auf beiden Seiten von der Taille bis unten hin zwei glatte Theile von froschgrüner Faille, welche



Nr. 6. Hemd für Herren.

ein Mittelstück von Moiré frei lassen. Die hintere Bahn des Rockes ist aus Faille. Die glatt anliegende Taille besteht ebenfalls aus Moiré und hat auf den Vordertheilen einen glatten Streifen Faille von der Achsel bis nach der Schnebbe. Knöpfe bewirken den Schluß vorn an der Taille herab. Der aufgesetzte Faillestreifen bildet an beiden Seiten Falten und läßt das Latztheil frei; eine ebensolche Verzierung befindet sich im Rücken. Die Aermel bestehen aus Faille und haben einen glatten Besatz von Moiré. Eine breite Moiréschleife befindet sich auf dem Rock an der Taille und fällt vom Rücken aus in langen Schlupfen herab. Strümpfe von grüner Flockseide und lackirte Schuhe.

Nr. 3. Empfangs-Anzug.

Dieses einfache gediegene Kleid ist aus grobem Wollenstoff hergestellt. Ein unterer Rock ist mit dunkelbrodfarbigem Plüsch besetzt und hat an der linken Seite ein in Falten gelegtes Theil, welches vom zweiten Rock unbedeckt bleibt. Dieser